ARCHIV FÜR DAS STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITERATUREN

Digitized by Google

COLLEGE LIBRARY,
MAY 23 1895
PRINCETON, N. J.

3000
.128

Elizabeth Foundation,

LIBRARY
OF THE
College of New Jersey.

Digitized by Google

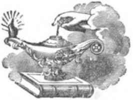
COLLEC
MAY 2
PRINCETON, N. J.

Digitized by Google

COLLEGE LIBRARY
MAY
PRINCETON, N. J.

3000
.128

Elizabeth Foundation,



LIBRARY
OF THE
College of New Jersey.

Digitized by Google

MAY 2
PRINCETON, N. J.

Digitized by Google

ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITTERATUREN.

HERAUSGEGEBEN

VON

LUDWIG HERRIG.

XLIII. JAHRGANG, 83. BAND.

BRAUNSCHWEIG.

DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN.

1889.

Digitized by Google

(RECAP)

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis des LXXXIII. Bandes.

Abhandlungen.

Seite

Tennysons Königsidylle The Coming of Arthur und ihre Quellen. Von W. Wüllenweber 1

Miltons und Byrons Satan. Von Dr. G. Wenzel 67

Jeanne Darc. Geschichte, Legende, Dichtung. Von Richard Mahrenholtz 91

Das schweizerische Idiotikon und die wissenschaftliche Bedeutung der Mundart. Von Adolf Socin 111

Entwickelungsgänge in der Sprache Corneilles. Von Dr. K. Fahrenberg 129

Steinhöwel und das Dekameron. Eine syntaktische Untersuchung. Von Dr. phil. Hermann Wunderlich 167

Richard Brinsley Sheridan. Von Robert Philippsthal 241

Bemerkungen über das Negerenglisch an der Westküste von Afrika. Von Dr. P. Grade 261

Entwickelungsgänge in der Sprache Corneilles. Von Dr. K. Fahrenberg. (Schlufs) 273

Das schweizerische Idiotikon und die wissenschaftliche Bedeutung der Mundart. Von Adolf Socin. (Schlufs) 321

Die Schubart-Biographie und Schubart-Kritik in ihrem gegenwärtigen Zustand. Von Gustav Hauff 369

Die Sitten der Hochschotten im Mittelalter. Eine kulturhistorische Skizze von Dr. Oscar Thiergen 413

Shelley als Philosoph. Von Dr. Guido Wenzel 427

Sitzungen der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen 445

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Fritz Tendering: Kurzgefafstes Lehrbuch der englischen Sprache. (Joseph Sarrazin) 211

Dr. J. Schipper: Englische Metrik in historischer und systematischer Entwickelung dargestellt. II. Teil: Neuenglische Metrik. (Emil Penner) 211

96781

Digitized by Google

Wilhelm Swoboda: John Heywood als Dramatiker. Wiener Beiträge zur deutschen und englischen Philologie. III. (A.) 217
L. Biadene: Morfologia del Sonetto nei secoli XIII e XIV. (Studj di Filologia romanza pubblicati da Ernesto Monaci, fasc. 10.) (E. Pariselle) 218
Karl Marquard Sauer und H. Runge: Kleine spanische Sprachlehre für den Gebrauch in Schulen und zum Selbstunterricht. (Dr. Paul Förster) 220
Engelbert Günthner: Calderon und seine Werke. (Dr. Paul Förster) . 220
Aug. Scheler: Dictionnaire d'étymologie française d'après les résultats de la science moderne. (Adolf Tobler) 222
Alfred Schulze: Der altfranzösische direkte Fragesatz. (Fritz Bischoff) 225
La Chanson de Roland, traduction archaïque et rythmée, accompagnée de notes explicatives par L. Clédat. (H. L.) 227
Dr. Martin Hartmanns Schulausgaben französischer Schriftsteller. 1) Mademoiselle de la Seiglière von J. Sandeau. 2) Béranger, Auswahl seiner Lieder. (Dr. G. Wenzel) 228
Ψυχάρης. Τὸ ταξίδι μου. (Dr. Aug. Wagner) 230
Hermann Welcker: Dialektgedichte. Sammlung von Dichtungen in allen deutschen Mundarten, nebst poetischen Proben aus dem Alt-, Mittel- und Neudeutschen, sowie den germanischen Schwestersprachen. (A.) . 344
Von Luther bis Lessing. Sprachgeschichtliche Aufsätze von Fr. Kluge. (Hölscher) 345
Karl Gustav Andresen: Über deutsche Volksetymologie. — Karl Gustav Andresen: Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit im Deutschen. (H. L.) 347
Franz Kern: Goethes Lyrik ausgewählt und erklärt für die oberen Klassen höherer Schulen. (H. L.) 348
Werner Cordes: Der zusammengesetzte Satz bei Nicolaus von Basel. (H. Wunderlich) 349
H. Leiding: Die Sprache der Cynewulfschen Dichtungen Crîst, Juliana und Elene. (F. Dieter) 351
Gregor Sarrazin: Beowulf-Studien, ein Beitrag zur Geschichte altgermanischer Sage und Dichtung. (F. Dieter) 352
The Construction and Types of Shakespeare's Verse as seen in the Othello, by Thomas R. Price. (Emil Penner) 353
Kurt Weifs: Richard Brinsley Sheridan als Lustspieldichter. (Robert Philippsthal) 355
Französische und englische Schulbibliothek, herausgegeben von Otto Dickmann. (Sarrazin) 360
A. Millet: Études lexicographiques sur l'ancienne langue française à propos du dictionnaire de M. Godefroy. (Alfred Schulze) 361
H. Gotthelf: Auteurs modernes. Un petit cours littéraire pour la jeunesse. (H. L.) 362
John Bloch: Beiträge zu einer Würdigung Diderots als Dramatiker. Dissertation. (R. Mahrenholtz) 363

Digitized by Google

Seite

Gustav Weigand: Die Sprache der Olympo-Walachen nebst einer Einleitung über Land und Leute. (H. Buchholtz) 363

Verhandlungen des dritten allgemeinen Neuphilologentages, herausgegeben vom Vorstande der Versammlung. Dritter Jahrgang. (R. Mahrenholtz) 365

Joh. Aug. Eberhards synonymisches Handwörterbuch der deutschen Sprache. 14. Auflage. Nach der von Friedr. Rückert besorgten 12. Ausgabe durchgängig umgearbeitet u. s. w. von Otto Lyon 455

B. Maydorn: Hilfsbücher für den deutschen Unterricht 455

E. Philippi: Schillers lyrische Gedankendichtung in ihrem ideellen Zusammenhange beleuchtet 456

Max Schmidt: Carmen Sylva (Königin Elisabeth von Rumänien) und ihre Werke. (H. L.) 456

G. Tanger: Englisches Namen-Lexikon. Zusammengestellt und mit Aussprachebezeichnung versehen. (Dr. O. Hänsel) 456

E. Beckmann: Anleitung zu englischen Arbeiten. Für Schule und Privatstudium. (R. Palm) 457

L. Morsbach: Über den Ursprung der neuenglischen Schriftsprache. (R. Palm) 457

R. Dressel: Bilder aus der englischen Geschichte zum Übersetzen ins Englische für die oberen Klassen höherer Schulen eingerichtet. (R. Palm) 458

Charles Lambs Shakespeare-Erzählungen. Deutsch von Karl Heinrich Keck. (J. Lauschke) 459

Das Bild des Kaisers. Novelle von Wilhelm Hauff. Edited with an Introduction, English Notes etc. by Karl Breul. (Dr. O. Hänsel) . . . 459

Baron G. Locella: Zur deutschen Dante-Litteratur, mit besonderer Berücksichtigung der Übersetzungen von Dantes Göttlicher Komödie. (R. Mahrenholtz) 460

Paul Heyse: Italienische Dichter seit der Mitte des 18. Jahrhunderts. Band I: Parini, Alfieri, Monti, Foscolo, Manzoni. Übersetzungen und Studien. Band II: Giacomo Leopardi. Gedichte und Prosaschriften. (E. Pariselle) 461

Sophie Heim: Aus Italien. Material für den Unterricht in der italienischen Sprache gesammelt und mit Anmerkungen versehen. 1. Heft: Italienisch-Deutsch. (E. Pariselle) 462

Gio. Meli: Grundriß der italienischen Grammatik für Schul- und Privatgebrauch. (H. Buchholtz) 462

Gio. Meli: Lehrgang der französischen Syntax. (R. Palm) 462

C. W. Th. Schuster und A. Régnier: Neues Wörterbuch der deutschen und französischen Sprache. 15. Auflage, neu bearbeitet von Chr. Wilh. Damour. (Dr. O. Hänsel) 463

H. J. Heller: Realencyklopädie des französischen Staats- und Gesellschaftslebens. (Joseph Sarrazin) 463

Joh. Bauer und Dr. Th. Link: Französische Konversationsübungen für den Schul- und Privatgebrauch. I. Teil. (R. Palm) 465

Digitized by Google

Seite

Hinderk Groeneveld: Die älteste Bearbeitung der Griseldissage in Frankreich. (Alfred Risop) 466

Adolf Stoerico: Über das Verhältnis der beiden Romane Durmart und Garin de Monglane. (Alfred Risop) 471

Richard Mentz: Die Träume in den altfranzösischen Karls- und Artus-Epen. (Alfred Risop) 472

Lady Blennerhassett, geb. Gräfin Leyden: Frau von Staël, ihre Freunde und ihre Bedeutung in Politik und Litteratur. (Joseph Sarrazin) 476

Miscellen.

Seite 234—238.

Bibliographischer Anzeiger.

Seite 239—240. 367—368. 479—480.

Digitized by Google

Tennysons Königsidylle The Coming of Arthur

und ihre Quellen.

Von

W. Wüllenweber.

Im Jahre 1867 erschien *Tennysons The Coming of Arthur* zusammen mit The Holy Grail, Pelleas and Etarre und The Passing of Arthur. Vorangegangen waren dieser Königsidylle im Jahre 1859 vier Idyllen: Enid, Vivien, Elaine und Guinevere; es folgten ihr im Jahre 1872 noch Gareth and Lynette und The Last Tournament, und 1885 Balin and Balan. Steht so die Idylle The Coming of Arthur der Zeit der Veröffentlichung nach in der Mitte der ganzen Reihe der Königsidyllen, so nimmt sie, wenn wir diese nach ihrem *Inhalte* ordnen, die *erste* Stelle ein: Sie bildet den ersten Teil, gewissermaſsen die Einleitung des aus elf Teilen bestehenden Ganzen, den ersten Gesang des Artus-Epos.

Über die Quellen dieses Epos heiſst es in einem Programm von Dr. Alb. Hamann (Essay on Tennyson's Idylls of the King, S. 6): „The Mabinogion and Malory's Morte D'Arthur are the chief sources of Tennyson's Idylls of the King; from the former he took the story of Enid and Geraint, from the latter the subjects of the other Idylls.“ Der Nachweis für diese Behauptung ist in dem Programm nicht erbracht. Ob sie sich für „The Coming of Arthur“ als richtig erweist, ob Malory „die Hauptquelle“, welches in diesem Falle die „Nebenquellen“ gewesen sind, und schlieſslich wie Tennyson seine Quellen benutzt hat, soll die folgende Untersuchung ergeben.

Eine kurze Inhaltsangabe der Idylle mag derselben vorangehen:

Leodogran, König von Cameliard, hatte eine Tochter, Guinevere; sie war seine einzige Freude. In seinem Lande sah es

traurig aus. Ewige Kriege mit den vielen kleinen Königen Englands, nach Abzug der römischen Legionen, sowie mit immer wieder ins Land einbrechenden heidnischen Horden hatten den Wohlstand des Landes vollständig zerrüttet. Vergebens hatte sich Aurelius, vergebens Uther bemüht, das Land zur Ruhe zu bringen. Erst Arthur und seine Tafelrunde verschafften demselben den heiſs ersehnten Frieden wieder.

Als Arthur die Regierung antrat, lag Leodogran im Streite mit seinem Nachbar, dem König Urien (cf. p. 10). Scharen heidnischer Krieger durchziehen raubend und mordend das Land. Da ruft Leodogran den jungen König Arthur zu Hilfe. Dieser zieht sofort hin, besiegt die Feinde, säubert das Land von den wilden Zerstörern, sieht Guinevere und liebt sie, ohne aber von ihr bemerkt zu werden. Arthur muſs sofort in sein Land zurückkehren, da seine Barone, die ihn nicht als ihren König, als Uthers Sohn, anerkennen wollen, sich gegen ihn empört haben. Auch aus dem Kampfe mit ihnen geht Arthur als Sieger hervor. Noch vom Schlachtfelde aus schickt er drei seiner Getreuen, Ulfias, Brastias und Bedivere, zu Leodogran, die für ihn um Guineveres Hand anhalten sollen.

Leodogran aber kann sich nicht entschlieſsen, sofort sein Jawort zu geben. Er, ein König, kann die Hand seiner Tochter doch nur dem geben, der selbst ein König und eines Königs Sohn ist, und ist das Arthur? Sein greiser Kammerherr, darüber befragt, antwortet ihm, nur Merlin und dessen Meister, Bleys, könnten darüber sicheren Aufschluſs geben. Bedivere, Arthurs Abgesandter, als zweiter befragt, erklärt: „Die einen sagen, er sei niedrig geboren, die anderen, er sei vom Himmel herabgefallen; meine Meinung aber ist, daſs er ein Sohn Uthers und Igernes ist, welch letztere Uther nach Gorloïs' Tode und nach der Einnahme der Feste Tintagil zur Frau nahm. Uther aber starb in derselben Nacht — der Neujahrsnacht —, in der Arthur geboren und von Merlin dem Ritter Anton zur Erziehung übergeben ward. Viele Jahre verbrachte Arthur in des letzteren Hause. Die Barone kämpften während all der Zeit wie wilde Tiere miteinander. Jeder glaubte am meisten Anrecht auf Uthers Krone zu haben. In diesem Jahre aber, fährt Bedivere fort, trat dann Merlin mit Arthur hervor, laut überallhin verkündend: ‚Hier ist Uthers Erbe,

Digitized by Google

euer König!' Viele der Barone aber schrien: ,No king of ours, a son of Gorloïs he, Or else the child of Anton, and no king, Or else baseborn!' Trotzdem aber wurde Arthur gekrönt." So weit Bedivere. Leodogran ist noch nicht überzeugt. Als dritte wird daher befragt Bellicent, Königin von Orkney, Lots Weib, Arthurs Schwester. „Wird Arthur," fragt Leodogran, „mit so wenigen, wenn auch tapferen Kriegern gegen so viele und starke Gegner Sieger bleiben?" „Fürchte nichts, ganz sicher," ist ihre Antwort. „Ich war bei ihm, als das wilde Geschrei der Barone verstummte und Arthur auf seinem Throne safs und sich seine Ritter verpflichtete. Als er sprach, ergofs sich ein dreifacher Lichtstrahl von oben herab auf die drei Königinnen, die um Arthur waren und schweigend neben seinem Throne standen. Neben ihnen aber stand Merlin, und neben diesem die Lady of the Lake. Auch sah ich da Excalibur, das Schwert, das Arthur aus dem See gezogen hatte, mit der Inschrift: ,Take me' und ,Cast me away'. Sie alle aber werden Arthur beistehen." — Nach Arthurs Geburt befragt, antwortet Bellicent: „Darüber ist mir Sicheres nicht bekannt," erzählt dann aber, wie sie Arthur zuerst gesehen und ihn liebgewonnen hat, und wie sie zusammen aufgewachsen sind, dafs sie ihn in letzter Zeit aber seltener und immer seltener zu sehen bekommen habe. „Aber etwas anderes," fährt sie dann fort, „lafs dir noch erzählen, was mir Bleys kurz vor seinem Tode mitteilte: Bleys und Merlin waren in den letzten Lebenstagen Uthers immer um diesen; und in der Nacht, in der er starb — es war eine düstere, stürmische Nacht —, verliefsen die beiden den König und sahen, kurz bevor sie an die See kamen, ein Schiff, hoch auf den Wellen, die bis an den Himmel hinanzureichen schienen. Schnell, wie sie es erblickt hatten, war es verschwunden. Sie kamen an den Strand; da beobachteten sie, wie die Wellen, die folgende jedesmal gröfser als die vorhergehende, sich überschlugen und dem Lande zudrängten, bis eine neunte, die langsam emporstieg und mit Getöse niederfiel, in Flammen aufging. In der Welle aber und der Flamme wurde ein nackter Knabe zu Merlins Füfsen hingetrieben; und dieser rief jubelnd aus: ,Der König, hier ist ein Erbe für Uther!' In demselben Augenblicke aber stand alles um ihn in Flammen und gleich darauf followed calm, free sky and stars. Und dieses

Digitized by Google

Kind, sagte Bleys, ist der, welcher augenblicklich regiert. Dies waren seine letzten Worte. — Du aber fürchte nicht, diesem Könige dein einziges Kind zum Weibe zu geben.“ So sprach sie, und Leodogran freute sich, blieb aber immer noch schwankend: Shall I answer yea or nay? — Erst ein Traum führt seinen Entschlufs herbei. Als er erwacht, schickt er Ulfius, Brastias und Bedivere zurück zu Arthur, mit der Antwort: Ja.

Arthur sendet sofort denjenigen, den er am meisten liebt und ehrt, Sir Lancelot, nach Cameliard, die Königin zu holen. An demselben Morgen aber, an dem Lancelot mit Guinevere anlangt, werden Arthur und Guinevere von Dubricius, dem Haupt der Kirche in England, getraut. Von den Rittern, den „fair beginners of a nobler time“, umgeben, schwören sie sich am Schreine Christi ewige Liebe. — Als sie darauf den Schrein verlassen, stehen „grofse Herren“ von Rom an der Thür, die an Arthur mit dem Verlangen herantreten, ihrem Herrn den Tribut zu zahlen, wie es in früherer Zeit geschehen sei. Doch Arthur antwortet ihnen: „Zeit und Verhältnisse haben sich geändert, wir werden euch keinen Tribut mehr zahlen.“ — Die Abgesandten reisen ab und „Arthur strove with Rome“.

Mit seinen Rittern aber war er lange Zeit eines Willens, unterwarf mit ihrer Hilfe alle kleinen Fürsten, überwand in zwölf grofsen Schlachten die Heiden und „made a realm and reigned.“ —

Dieser Stoff findet sich, mehr oder weniger ausführlich, in folgenden mir zugänglich gewesenen Werken vor Tennyson bearbeitet:

1) Bei *Malory, La Mort d'Arthure,* the history of King Arthur and of the knights of the Round Table, ed. from the text of the edition of 1634 by Thomas *Wright,* London 1866.

2) *Gottfried von Monmouth's Historia regum Britanniæ,* translated into English by Aaron *Thompson,* London 1718.

3) *Robert Wace, Le Roman de Brut,* ed. *Le Roux de Lincy,* Rouen 1836 und 1838.

4) *Layamon's Brut,* or *Chronicle of Britain,* a poetical semi-Saxon paraphrase of the Brut of Wace, ed. Sir Frederic *Madden,* London 1847.

5) *Robert of Gloucester's Chronicle,* ed. Thomas *Hearne,* Oxford 1724.

6) The *Chronicle of Pierre de Langtoft,* in french verse, ed. Thom. *Wright,* London 1866 und 1868.

Digitized by Google

7) Alain *Bouchard, Les croniques annalles* des pays dangleterre et de bretaigne, ... puis Brutus jusques au trespas du feu duc de bretaigne Francys second; depuis augmentees et continuees jusques en lan 1531, — 1531.

8) *Rob. Fabyan, The new Chronicles of England and France,* in two parts, named by himself the concordance of Histories, ed. *Ellis,* London 1811.

9) The *life of Merlin, surnamed Ambrosius,* a chronographical history from Brute to the reign of King Charles, ed. Thomas *Heywood,* London 1813.

10) Le *premier et le second livre de Merlin* nouuellement imprime a Paris en la grant rue sainct Jacques a lenseigne de la Rose blanche couronnee, XXVIII (wohl 1528).

11) *Merlin,* or the *Early history of King Arthur,* a prose romance, ed. Henry *Wheatley,* London 1865.

12) *Geschichte des Zauberers Merlin,* herausgegeben von Friedrich *Schlegel,* Leipzig 1804.

13) *Ellis, specimens* of early English metrical romances, Band 1, London 1811.

14) *Nennius,* Historia Britonum, ed. *Stevenson,* London 1838.

Von diesen Arbeiten lassen sich die von 2—9 inkl., sowie die unter 10, 11 und 12 genannten zu Gruppen zusammenschliefsen wegen der gemeinschaftlichen Grundlage, auf der sie beruhen. *Waces* Roman de Brut (Nr. 3) und *Layamons* Brut (Nr. 4) sind dichterische Bearbeitungen von Monmouths Historia regum Britanniæ. Sie halten sich zwar nicht so enge an ihr Vorbild, wie die gleich nachher zu nennenden, sondern ändern und kürzen hier und da und erweitern durch kleinere oder gröfsere selbständige Zusätze (letzteres gilt ganz besonders von Layamon, der es zu 32 241 Versen bringt, Wace zu 15 300), stimmen aber nichtsdestoweniger in allen *wesentlichen* Punkten mit Monmouth überein. Ich führe sie im folgenden der häufigen Abweichungen im *einzelnen* wegen beide neben Monmouth an. —

Robert of *Gloucester's* Chronicle (5) schliefst sich ganz eng an Monmouth an, Rob. hat Monmouths Prosa gedrängt in Verse gebracht (soweit Monm. reicht) und enthält nur an einer Stelle einen wesentlichen selbständigen Zusatz, S. 164: primi Saxonum reges. — Fast ebenso verhält sich The Chronicle of Pierre de *Langtoft* (6) zu Monmouth. „It is simply“, sagt Thomas Wright auf S. XV der Vorrede zu seiner Ausgabe von Langtoft, „an abridgement, not unskilfully executed, of the Historia Britonum,

Digitized by Google

with a few variations ..." Zum Vergleiche werde ich die beiden Chroniken öfters neben Monmouth anführen.

Was die nächsten drei Prosa-Chroniken angeht, so enthält die von Alain *Bouchard* (7) in vier Büchern, auf 233 Blättern, die Geschichte Englands und der Bretagne von Brutus bis 1531. Uns betreffen die Blätter XLII[1]—L[2]; sie stimmen fast Kapitel für Kapitel mit Monm. überein. Einige Stellen führe ich an. — *Fabyans* (8) Chronik ist ein aus den verschiedensten Quellen zusammengetragenes, umfangreiches Werk von 733 grofsen Folioseiten, in englischer Sprache geschrieben. Der Teil, der uns angeht, S. 74, 75 und 79—81, ist seiner *Hauptsache* nach ein Excerpt aus Monmouth. Die zweite Quelle, auf die sich Fabyan nächst Monm. am häufigsten beruft, The English Chronicle, ist nach Ellis, dem letzten Herausgeber der New Chronicles, S. XII, auch nichts weiter als „a mere transcript from Geffrey of Monmouth". Drittens aber beruft sich Fabyan in diesem Teile seiner Chronik häufig auf das Polycronicon, und zwar das sechste Kapitel des fünften Buches, doch scheint sich auch Polycronicon von Monmouth nur durch gröfsere Kürze und den Zusatz der zwölf Schlachten gegen die Sachsen zu unterscheiden. Gildas wird einmal erwähnt (Schlacht bei Badon). — „The Life of Merlin", ed. *Heywood,* (9) ist nichts als eine kurze Inhaltsangabe von Monmouth. —

Für die nächste Gruppe (Nr. 10—12): Le premier et le second livre de Merlin — Merlin, ed. Wheatley — und Geschichte des Zauberers Merlin, herausgegeben von Schlegel, bildet das erstgenannte (10) die Grundlage. *Wheatley* (11) beruft sich häufig, so Kap. XIV, auf seine französische Vorlage (seith the frensh boke) und weicht von derselben nur äufserst selten ab, während *Schlegel* (12) sehr summarisch verfährt und vielfach ganze Kapitel in wenige Zeilen zusammenfafst. Hier und da werde ich die beiden letzteren neben „le 1. et le 2. livre de Merlin" anführen. —

Wie nun stellt sich *Tennyson* zu diesen Bearbeitern unseres Stoffes? Auf zwei derselben weist er selbst hin, wenn er am Schlufs seiner Königsidyllen (to the Queen) spricht von *„Geoffrey's book"* und von *„Malleor's"*. — Dafs er in „Coming of Arthur" diese beiden benutzt hat, wird die nachfolgende Untersuchung

Digitized by Google

darthun; ebenso aber, dafs sie nicht die einzigen sind, aus denen Tennyson geschöpft, dafs er aufser ihnen auch noch *Ellis* und an einer Stelle *Nennius* verwertet hat. —

Der leichteren Übersicht wegen mag hier eine möglichst gedrängte Inhaltsangabe der für unsere Arbeit in Betracht kommenden Teile dieser vier Bearbeitungen folgen, und zwar in der Reihenfolge, wie sie von Tennyson am ausgiebigsten für sein Gedicht verwertet worden sind.

1. Malory, La Mort d'Arthure etc. (Ausgabe von Thomas Wright, 3 Bände). Von Malory kommen für uns in Betracht: Band I, Kap. 1—40, S. 1—98 und Kap. 88 ff., S. 168 ff., wo näher ausgeführt wird, was Kap. 21, S. 50 nur kurz angedeutet war. Der Inhalt ist kurz folgender: S. 1—15 (Kap. 1—5): Utherpendragon entbietet den Herzog von Cornewayle, mit dem er lange Zeit in Fehde gelegen, und seine Gemahlin Igrayne an seinen Hof. Sie erscheinen, Uther verliebt sich in Igrayne, und der Herzog verläfst infolgedessen mit seiner Gemahlin, auf der letzteren ausdrückliches Verlangen, Uthers Hof, ohne Abschied zu nehmen. Krieg zwischen Uther und dem Herzog. Uther belagert Terabyll. Alle Anstrengungen, die Feste zu nehmen, sind ohne Erfolg. Da erhält der ungeduldige König durch Merlins Zauberkünste — Uther nimmt die Gestalt des Herzogs an — Einlafs in Tyntagyll, wo Igrayne weilt. Er bringt die Nacht mit Igrayne zu und begat on her Arthur. In derselben Nacht macht der Herzog einen Ausfall aus Terabyll, wird aber zurückgeworfen und erschlagen. Uther heiratet nun Igrayne. — Arthur wird geboren und von Ector, zu dem ihn Merlin gleich nach der Geburt hinträgt, erzogen. Zwei Jahre nach Arthurs Geburt stirbt Uther und das Reich stood in great jeopardie a long while. — Schliefslich erfolgt die Wahl eines neuen Königs. „Jesus Christus wird uns," sagt Merlin, „durch ein Wunder kundthun, who shall be rightwise king of this realm." Zu Weihnachten versammeln sich alle Barone und Herren in London und finden nach Beendigung der ersten Messe im Hofe der Kirche einen grofsen Stein, in dessen Mitte ein Schwert steckt, und auf diesem Schwerte steht geschrieben: „Who so pulleth out this sword of this stone, is rightwise king borne of England." — Alle versuchen das Schwert aus dem Steine zu ziehen, keiner vermag

Digitized by Google

es, aufser Arthur. Er entfernt das Schwert mit leichter Mühe aus dem Steine zu Weihnachten, Lichtmefs, Ostern und Pfingsten, und wird, zum grofsen Verdrufs vieler Grofsen, vom Erzbischof zum König gekrönt.

S. 15—17 (Kap. 6). Ein Jahr nachher, zu Pfingsten, Empörung der unzufriedenen Könige und Barone.

S. 17—19 (Kap. 7). Erster glücklicher Krieg gegen die Rebellen.

S. 19—25 (Kap. 8 u. 9). Ban und Bors kommen auf Arthurs Bitte diesem zu Hilfe.

S. 25—39 (Kap. 10—15). Zweiter Kampf mit den Rebellen, deren Zahl auf elf (Könige) gestiegen ist.

S. 40 u. 41 (Kap. 16). Arthur zieht seinem Freunde Leodegraunce of Camelyard zu Hilfe gegen Ryence of North-Wales und lernt Guenever kennen.

S. 42—60 (Kap. 17—26). Nachdem Ryence besiegt, kehrt Arthur in sein Land zurück, besteht alle möglichen Abenteuer, weist die römischen Gesandten, die in Lucius' Namen Tribut von ihm fordern, ab, erhält von der Lady of the Lake das Schwert Excalibur etc.

Hierauf folgt S. 61—91 (Kap. 27—44) die Erzählung von Balin und Balan, die den Gegenstand einer besonderen Idylle bildet (cf. S. 1), und S. 91—93 (Kap. 45 u. 46) und wieder S. 97 (Kap. 49) wird dann Arthurs Werbung um Guenever durch Merlin, Guenevers Ankunft in London und die Hochzeitsfeierlichkeit erzählt.

Auf S. 168 schliefslich kommt Malory zurück auf die S. 50 schon erwähnte Ankunft der römischen Gesandten, deren Forderungen etc., und erzählt bis S. 196 (Kap. 88—99) Arthurs Kampf mit Rom.

2. *Ellis, Specimens* etc. Wir haben es hier zu thun (aufser einer Stelle auf S. 108 und 207) mit Merlin, part II (S. 244—323). Hier werden im wesentlichen dieselben Thatsachen in beinahe derselben Reihenfolge erzählt wie bei Malory; nur dafs Ellis in Merlin, p. II, mit Vortigerns Tode beginnt, während Malory mit seiner Erzählung einsetzt, als sich Uthers Regierung schon ihrem Ende nähert; dafs Ellis auch sonst mehrere Stellen enthält, die bei Malory fehlen (z. B. Gaweins etc. Kampf gegen die Sachsen), und umgekehrt anderes von Malory erzählt wird, was

Digitized by Google

sich bei Ellis nicht findet, z. B. Excalibur, — dafs schliefslich Ellis die Geschichte von Gorlois-Igerna-Uther ausläfst, da er es für unnötig hält, „to repeat from the romance the same circumstances which have been related by G. Monmouth“. — Es zerfällt die Romanze in IX fyttes or cantos, eine Einteilung, die auch Ellis in seinem „abridgement“ beibehält.

Canto I (S. 244—258). Nach Vortigerns Tode Kampf des Utherpendragon und Aurelius Ambrosius gegen Hengist. Uther wird zum König gewählt und gekrönt; Aurelius stirbt. Gründung der Tafelrunde, Arthurs Geburt, Erziehung, Krönung, nachdem er sich, nach Uthers Tode, durch das Wunder des Schwertes als der rechtmäfsige König erwiesen hat.

Canto II (S. 258—269). Erster Kampf mit den Rebellen. Nachdem Ban und Bohors angekommen, zweiter Kampf.

Canto III (S. 269—273). Die Sachsen fallen in England ein. Die Rebellen befestigen ihre Hauptstädte.

Canto IV (S. 273—280) Kampf der jungen Ritter Gawain, Gaheriet etc. mit den Sachsen.

Canto V (S. 280—292). Arthurs Ankunft in Carmelide, Kampf gegen Ryance und seine Verbündeten.

Canto VI, VII und VIII (S. 292—311). Kampf der Rebellen (elf Könige) und der Ritter Gawain etc. mit den Sachsen. Canto VIII, Schlufs (S. 311). Arthurs Vermählung mit Guenever.

Canto IX (S. 311—323). Arthurs und Leodogans Sieg über Ryance (Rion). —

3. *Monmouth* (Ausgabe von Aar. Thompson). Von Monmouth werden die für uns in Betracht kommenden Thatsachen berichtet im VIII. u. IX. Buch (S. 261—316), und zwar Buch VIII, Kap. 19—24 und Buch IX ganz.

VIII, 19, 20. Uthers Liebe zu Igerna, Kampf mit Gorlois, Uther in Tintagol, Gorlois' Tod, Uthers Vermählung mit Igerna. Arthur und Anna geboren. 21, 22. Uther erkrankt, 24. stirbt.

IX, 1. Arthur wird König, schlägt die Sachsen, Colgrim. 2. Huel schickt Hilfe. 3—5. Die Sachsen werden vollständig besiegt und unterworfen. 9. Arthur belehnt Augusel mit Schottland, Lot mit der Consulship of Londonesia und vermählt sich mit Guanhumara, descended from a Noble Family of Romans. 10. unterwirft Irland, Island etc., 11. Norwegen, Dazien, Aqui-

anien, Gallien, 12. ladet alle Fürsten zu einem grofsen Feste am Pfingsttage nach Legions, 13, 14. Beschreibung dieser Festlichkeit, 15. Ankunft der Gesandten des Lucius Tiberius, 16, 17, 18, 19. lange Beratung an Arthurs Hofe, 20. Antwort, Vorbereitung zum Kriege gegen Rom. —

4. *Nennius* (ed. Stevenson). Aus Nennius gehört hierher nur Kap. 56: Arthur's battles with the Saxons. —

Dafs Tennyson *Malory* benutzt hat, beweisen in *erster* Linie die meisten *Eigennamen*, die in dem Stücke vorkommen, und deren *Schreibweise*, sowie die fast *wörtliche Übereinstimmung in vielen Ausdrücken*, Übereinstimmungen, die nicht wohl zufällig sein können.

Bei Tennyson heifst Guineveres Vater: Leodogran, King of *Cameliard;* Malory nennt ihn S. 41 Leodegraunce of *Camelyard,* Ellis dagegen S. 275, 286 etc. Leodegan of *Carmalide,* 1. Merl. 91[1] Leodagan de *Thamelide,* Wheatley 141 king of *Carmelide* und Schlegel 251 *Thamelide.* Monmouth kennt Leodogran nicht, ebensowenig wie die ganze Erzählung von dem Kriege zwischen Leodogran und Rience, von Arthurs Zug nach Cameliard und der Art, wie er seine spätere Gemahlin Guinevere kennen lernt. Monmouth wie seine Bearbeiter, Wace, Layamon etc., kommen also hier nicht in Betracht. Nach Monm. S. 292 heifst Arthurs Gemahlin Guanhumara und entstammt einer vornehmen römischen Familie. — Leodograns Gegner ist *Rience* (so lautet sein Name in der Tauchnitz edition, in Tenn. works V, 9 heifst er Urien — wir behalten den ersteren Namen bei, als den der betreffenden Figur in den Quellen entsprechenden), Mal. 40 *Ryence,* Ellis 265 *Rion,* 281 *Ryance,* 1. Merl. 104[4] *Rian, Ryon,* Wheatley 114 etc. *Rion,* Schlegel 252 *Rion.*

Der Name eines der Könige, die sich gegen Arthur empören, ist *Cradlemont* of Wales; Mal. 29, 31 *Cradlemont* of Northwales, Ellis 270 dagegen *Cradelman* und 1. Merl. 79[3] *Tardelinaus* de Norgalles, Wh. 146 *Tramelmens* of Northwales. — Ein anderer heifst *Clariance* of Northumberland; Mal. 26 *Clariance* of Northumberland, Ellis 266 *Clarion,* 1. Merl. 79[2] le roi *Clarion,* 84[4] dagegen *Therbert* de Northombelande, Wh. 146 Kynge *Clarion.* — Ein dritter heifst Brandagoris of Latangor; Mal. 25 Brandegoris of

Digitized by Google

Latangor, Ellis 266 Brangores of Strangore; bei 1. Merl. 63², 79² kommt er unter Arthurs Feinden nicht vor, S. 84⁴ wird ein König Brangorres genannt, Wheatley 185, 186 Brangore of South Walis, and he went to Strangore, his chief citee. — Ein vierter Empörer endlich heifst bei Tennyson: Anguisant of *Erin;* nur bei Mal. 26 ist er ebenfalls King of *Ireland;* nach Ellis 259 dagegen of *Scotland,* 1. Merl. 63² *descosse,* Wheatley 108 Kynge of *Scotlonde,* Schlegel 243 *Schottland.* (Auch Monmouth nennt auf S. 292 einen Augusel of the *Scots,* Wace v. 9870 *Escoce* a à Guisel [9856 Aguisel] donée, Layamon 22183

And Angele I sethe an hond
al to-gædere *Scotlond.*

R. of Gl. S. 179 Auncel, Kyng of pur *Scotland;* Langtoft 158 Augusel de *Escoce* est jà feffez; Bouchard XLV¹ oben a Augusellus il donna le royaulme de *Escosse* etc.)

Zwei Freunde und Vertraute Uthers heifsen bei Tenn. *Ulfius* and *Brastias;* bei Mal. 3, 4, 8 ebenso: *Ulfius* and *Brastias;* bei Ellis 258, 262 *Ulfin* and *Bretel;* 1. Merl. 46², 70¹ *Ulfin* and *Bretiaulx;* bei Wheatley 109, 110 *Ulfin* and *Bretell;* Monm. 263 nennt sie *Ulfin* of Ricaradoch und *Bricel;* Wace 8894 *Ulfins,* 8942 La semblance *Bertel* prendrai, und Layamon 18706

þa wes mid þan kinge
an ald mon swude hende ...
he wes ihaten *Ulfin;*

und 18995 *Britael;* R. of Gl. 158 *Ulfyn,* 159 *Brithoel;* Langt. 136 *Ulfin,* fiz Cradoc, und 138 E joe serrai *Britel;* Bouchard, Fabyan fehlt; Heywood 62 *Ulphin* of Caer-Caradoc, 63 *Bricel.*

Als dritter Vertrauter wird von Tenn. genannt: *Bedivere;* Mal. 176 *Bedivere;* Ellis 398 *Bedwer;* 2. Merl. 116² *Bedoyer;* Monm. 298, 350 *Bedver;* Wace *Beduer;* Layamon 24163 *Beduer;* R. of Gl. 187 *Bedwer;* Langtoft 168 u. 186 *Roduer (Beduer),* 206 *Bedewers.*

Tenn. nennt das Schlofs, in dem Ygerne belagert wird, *Tintagil,* castle by the Cornish sea, und Mal. sagt: The duke of Cornewayle was named duke of *Tintagil,* während Ellis den Namen gar nicht nennt; 1. Merl. 42⁴ *Tintayel;* Wheatley 72 *Tintagel;* Monm. 262 spricht von der town of *Tintagol;* Wace 8847 *Tintaiol;* Layamon 18592 *Tintaieol* neben *Tyntagel;* R. of Gl. 157 hat nur: in a strong castel he (duke of Cornewail) dude ys wyf;

Digitized by Google

Langt. 136 *Tintresel;* Bouchard XLII[2] apres son (Gorlois) trespas le roy fist amener la belle Igerna; Fabyan 75 *Tyntagell;* Heywood 65 *Tindagol.*

Endlich heifst Arthurs berühmtes Schwert bei Tenn. und Mal. 63 *Excalibur;* bei Ellis 261 *Escalibore;* 1. Merl. 68[2] *Escallibort;* Wheatley 118 *Escalibourc;* Monm. 283 *Caliburn,* an excellent sword made in the Isle Avallon; Wace 9514

Calabrum ot cainte s'espée; ...
En l'ile d'Avalon fu faite;

Layamon 21138 *Calibeorne* his swoerd ...
wes iworht in Aualun ...

R. of Gl. 174 *Calybourne;* Langtoft 152 *Caleburne,* la meyllur espeye, Ke unkes en Brettayne fu forgé ou furbye; Bouch. XLIV[1] *Caliburne,* qui avoit este forgie ...; Fab. 79 *Caliboure.*

In allen diesen Fällen kann Tennyson nur Malory gefolgt sein. Allerdings scheinen zwei weitere Eigennamen auf Merlin hinzuweisen; doch stimmen in diesen beiden Fällen Merlin und Malory genau überein, so dafs auch hier Malory als Quelle angesehen werden mufs, weil sich auch nur ein *einziger* Fall, wo Tennyson mit Merlin und *nicht auch gleichzeitig* mit einer *anderen* Quelle übereinstimmte, nicht hat finden lassen. Die beiden Eigennamen sind:

1) *Lot of Orkney.* Mal. 15 *Lot* of Lowthean and *of Orkeney;* 1. Merl. 63[2] *Loth d'Orcanie;* während Ellis 258 hat: *Lot of Lothian,* und Monm. 292 the established *Lot* in the consulship *of Londonesia,* und 295 After the establishment of *Lot* upon the throne *of Norway* (Monm. 293 wird Gunfasius als King of the Orkneys genannt), dasselbe haben Monmouths Bearbeiter; Wace 9872

A *Lot* randi li rois tot *Loëneis,*

und 10096 Quant *Norgège* fut délivrée
A Lot l'a tote Artus donée;

Layamon 22194 Ich (Arth.) þe (Lot) yifue *Loenæis,*
23243 Her ich þe biteche
al þas kineriche *(Norene);*

R. of Gl. 179 Of *Ledeneseye Lot* he made kyng, 182 of *Norþweye* etc.

2) *Morganore.* Bei Malory ist dieser Name auf S. 15 u. 26 unter den Aufrührern zwar nicht aufgeführt, dagegen später häufig unter den Kämpfern erwähnt: S. 30 *Morganore,* sencyall with the king of the 100 knights; S. 34 King *Morganore;*

Digitized by Google

1. Merl. 84[2] *Marganur,* le seneschal des 100 cheualiers. Bei Ellis 258 fehlt Morganore unter den Rebellen; allerdings kommt dann später ein Mann gleichen Namens vor, ein unehelicher Sohn Uriens, aber unter ganz anderen Verhältnissen als in Tenn., Mal. und Merl. — S. 301: a gentil stren that was hoten Morganor. Bei Monmouth und seinen Bearbeitern fehlt der Name. —

Was die *wörtliche* oder wenigstens *annähernd wörtliche Übereinstimmung* gewisser Stellen in Tennyson und Malory angeht, so heben wir folgende hervor:

Während Tennyson von Guinevere sagt: She was *fairest of all flesh on earth,* heifst es bei Mal. 92: She is the *fairest* lady *that I know living,* und gleich nachher: she is one of the *fairest that live.* Ellis, Merl. und Monm. sind bescheidener und nennen sie einfach: die Schöne, wie Ellis 287 The fair, 311 the beauteous Guenever, oder aber, wie Merl. und Monm.: die Schönste in *Britannien:* 1. Merl. 112[1] ny oncques en Bretaigne non nasquit point de plus belle, und Monm. 292 And in Beauty surpassed all the women of the Island. Ähnlich Wace, Layamon etc.

Als in dem Kampfe zwischen Arthur und den Rebellen die letzteren sich zur Flucht wenden, heifst es von Arthur: Arthur call'd to stay the brands that hock'd among the flyers: Ho! — they yield; und bei Mal. 38 sagt Merlin in demselben Augenblicke zu Arthur: It is time for to say: „ho!" (Hierzu die Anmerkung bei Malory: This was the formal exclamation used by the king or empire of a tournament to command the combatants to cease.) — Ellis, Merl. und Monm. haben davon nichts.

Vor der Einnahme von Tintagil sagt Tennyson: Then Uther in his *wrath* and heat, und Malory an der entsprechenden Stelle S. 2: And then was Uther wonderous *wroth;* und weiter Tennyson: She loathed the bright *dishonour* of his love, und Mal. 2 We are sent for that I should be *dishonoured,* und wieder nach der Einnahme von Tintagil: Enforced she (Igerne) was to wed him in her tears, And *with a shameful swiftness;* Mal. 5 And *in all haste* they were married in a morning with great mirth and joy (auf S. 16 wird die Zeit näher bestimmt: thirteene dayes after the death of the duke King Utherpendragon wedded faire Igrayne). — In Ellis fehlt dieser ganze Passus von Uther-Gorlois-Igerna etc. aus dem auf Seite 9 angeführten Grunde.

Digitized by Google

Die anderen begnügen sich damit, einfach festzustellen, dafs die Verheiratung erfolgt, oder geben auch, wie Malory an der zweiten Stelle, den Zeitpunkt der Hochzeit an; so 1. Merl. 52^3 Ainsi fut la paix accordee et conclurent que Utherpandragon espouseroit Yguerne. . . . Or furent espousees au second jour apres, et ne auoit que 20 jours depuis que le roy Uther auoit couché auec la duchesse Yguerne; Wh. 86 And thus was the pees graunted … The weddynge was the XX^{th} day after that he hadde by hir leyn …; Monm. 267 sagt nur: After this (der Einnahme von Tintagil) they continued to live together in a passionate affection for each other; ähnlich Wace 9047

Li rois qui ot Igerne amée
Sans essone l'a esposée,

und Lay. 19246 þer Uder þe king — nom Ygærne to quene; R. of Gl. 161 Wat halt it to telle longe? … etc., ganz ähnlich wie Monmouth; Langt. 140 Uther: „Esposer me covent — Tai pur ta bealté"; et dame Ingerne se assent; Bouch. $XLII^2$ Apres son trespas le roy fist amener la belle Igerna par deuers luy, laquelle il espousa; Fab. 74 and after maried his (Gorleis') wyfe; Heywood 66 Nach der Bestattung Gorlois': Uther, the second time, courted her (Igerne), and in a few days made her his queen. —

Als nun Arthur geboren ist, *as soon as born,* heifst es bei Tennyson weiter, *he was deliber'd at a secret postern-gate to Merlin;* und bei Mal. 7 When the child *is borne,* let it bee *delivered unto mee* (Merlin) at yonder *privie posterne,* und S. 8 At the *posterngate* of the castle *the child was delivered unto Merlin;* Ellis 252 sagt nur: Merlin received the child at the palace-gate; 1. Merl. 54^3 ist ausführlicher: Prenez cest enfant et le portez a lhuys de la sale et se vous trouuez ung homme qui le vous demande …; Monmouth und seine Bearbeiter wissen von dieser Geschichte nichts; Monm. hat weiter nichts als: They got a son and a daughter, whose names were Arthur and Anne; wie Monmouth die anderen: Wace 9049

La nuit a un fil concéu
Et al terme a un fil éu.
Artus ot non . . . . .
Après Artus fu Anna née;

so Lay. 19253

… þa wes Ardur iboren.
Aefter Ardur wes iboren
þeo ædie burde.
heo wes ihaten Aene;

Digitized by Google

R. of Gl. 161 And hadde to gedere þis noble sone, þat in þo world ys þere nas — þe King Arture, and a dogter, Anne hire name was; Langt. 140 Après Arthur fu nez, la dame grosse se sent; — Quant venuz fu le tens ... Enfauntait une fillye, ke Anne par noun aprent; ebenso Fabyan 75 und Heywood 66, nur Bouchard weicht insofern von Monm. ab, als er noch von einem dritten Kinde Uthers und Igernes spricht: XLII² et delle eut trois enfans. Le 1. fut une fille qui eut nom Anne ou emine, le 2. fut Artur et le 3. fut une fille qui fut mariee a Loth — und Anne für die erstgeborene ausgiebt. —

Merlin trägt das Kind zu Ectors Weib, welche „nursed the young prince, and rear'd him *with her own*" (Tenn.). Mal. 8 she nourished him *with her owne* brests; Ellis 252 who undertook to suckle him; 1. Merl. 55² la feme lui bailla sa mamelle pour le allecter; Monm. etc. fehlt. — So wird Arthur in ländlicher Stille erzogen. Als aber seine Stunde gekommen ist, tritt er hervor, um sich zum Könige krönen zu lassen. Tennyson sagt hierüber: „Arthur sat Crowned on the daïs and *his warriers cried: Be thou the thing* and we will work thy will, *Who love thee*"; und Mal. 14 All *the comous cryed: We will have Arthur unto our king* ... und S. 19 Will *yee, that love me,* speake with Merlin (so sagt Arthur), während es in Ellis 257 heifst: Arthur was unanimously proclaimed, und 1. Merl. 62¹ Sire, nous voyons bien que nostre seigneur veult que vous soyez sire de nous et nous le voulons bien; und an einer anderen Stelle: 60¹ Et Anthor et ses amys tiennent Artus et le commun peuple et les barons furent contre eulx et contre Artus; Wh. 112 Whan the barouns saugh that the mene peple and the clergie hilde with A., they seide the wolde neuer ...

Weiter heifst es bei Tennyson, dafs bei der Krönung zugegen war: the lady of the lake, *clothed in white samite,* she gave the king his huge cross-hilted sword. In Mal. 54 Arthur was ware of an arme *clothed in white samite.* Freilich ist es bei Tennyson die Lady of the Lake *selbst,* von der er sagt, dafs sie ist „clothed in white samite", während bei Malory von dem *Arm* einer *anderen* Dame die Rede ist. Bei letzterem steht Arthur neben der Lady of the Lake und fragt diese: What sword is that which the arme (clothed in wh ...) holdeth above

Digitized by Google

the water? Tennyson hat dieses Epitheton einfach der Lady beigelegt. —

Nach Arthurs Verheiratung kommen Boten aus Rom, die den Tribut für Lucius fordern, aber abschlägig beschieden werden. So those great lords *drew back in wroth;* Mal. 50 Therwith the messengers *departed* passingly *wroth;* Ellis fehlt; 2. Merl. 115[1] Quant les messagiers ourent la responce, si se partirent, et le roy leur donna de riches presens, und Wh. 643 And with this ansuere they departed, and the kynge hem yaf riche yeftes and presentes at theire departinge; Monm. 316 With this answer the Ambassadors depart; Wace 11336 Li messagier de lui tornèrent | A rome vinrent, si contèrent; Lay. 25275 þas twælfe heore wai ferder | svivard heore londen; R. of Gl. 201 þus departede þo þe court; Langt. 182 Ataunt al senatour s'en vount li messager; Bouch. XLVII[2] et s'en retournerent les gens de Lucius sans autre responce (die Antwort lautete: quils sen retournassent ainsi quils estoient venus). —

Einen *zweiten* Beweis dafür, dafs Tennyson *Malory* benutzt hat, liefert eine Reihe von Stellen, in denen Tennyson mit *Malory übereinstimmt,* gegenüber *abweichenden* Lesarten in Ellis, Merlin und Monmouth.

Nachdem Tennyson im Anfang seines Gedichtes von dem trostlosen Zustande gesprochen, in dem sich Leodograns Land befindet und der durch die ewigen Kriege mit den Nachbarländern und den Einfall der Sachsen hervorgerufen worden ist, fährt er fort: Then his *brother King,* Rience, assailed him (Leod.); Malory ist der einzige, zu dem dieser brother king pafst. Nach ihm allein ist nämlich Ryence Kyng of *North-Wales* (an einer Stelle S. 50 ist er aufserdem noch king of all Ireland and of many iles), während Cameliard in *South-Wales* zu suchen ist. Sie sind nach beiden *christliche Nachbarkönige,* im Gegensatz zu den „heathen hordes", von denen gleich darauf die Rede ist. Anders bei Ellis und Merlin. Nach Ellis 281 ist Rion heidnischer King of Ireland (seine Leute, z. B. S. 284, nur Saracens, miscreants etc. genannt); nach 1. Merl. 91[1] heifst er Ryon de la terre aux geans et de la terre aux pastures (Paris, table ronde II, 131 L'île aux géants, c'est le Danemark et la Terre aux pastures est l'Islande et la Norvège); an einer anderen Stelle 110[3] Rion en sa terre

Digitized by Google

de Dannemarche. Seine Truppen werden nur geans, Saisnes oder sarrazins genannt. Wie Merlin, so auch Wheatley und Schlegel: Wh. 175 Rion of Irelonde, 327 king of Denmarke and of Islonde; Schl. 252 Rion, König des Riesenlandes und des Hirtenlandes.

In dieser Not fordert Leodogran nach Tennyson und Malory den jungen Arthur auf, ihm zu Hilfe zu kommen. Tenn.: *Arise and help us,* thou! — And Arthur heard the call and *came;* Mal. 40 there *came word* that Kinge Ryence made strong warre upon Leodograunce of Camelyarde. For the which thinge Arthur was wrothe ... Then he departed and *came* within 6 days inso the countrie of Cam. — Ganz anders Ellis und Merlin: Ellis 265 Merlin explained to Ban and Bors the great purposes for which he requested their presence: that they should assist Arthur in obtaining the hand of Guenever, and that with this view they should discomfit king Rion ... In Cameliard angekommen, tritt Ban vor und erklärt Leod. 282: that they were strangers, who came to offer him their services in his wars; ähnlich 1. Merl. 91[1] vont secourre Leod. et vont comme soudoyers, als sie angekommen, erklären sie 102[3]: Nous sommes cy venuz pour vous seruir, worauf Leod. antwortet: Je vous retiens a seigneurs et compaignons; und Wh. 203 We be come to serue yow, with this condicion, that ye desire not to knowe oure names; und 204 And I yow with-holde as my lordes and felowes in soche forme that ye schull me ensure to helpe me etc.

In Cameliard angekommen, sieht Arthur die Guinevere und verliebt sich sofort in sie. Tennyson: Guinevere Stood by the castle wall to watch him pass; aber: *She saw him not* or mark'd not, if she saw. But *Arthur,* looking downward as he past, *Felt* the *light of her eyes into his life Smite on the sudden ...;* Mal. 41 And there had Arthur the *first sight of Guenever and ever after he loved hir.* In Ellis und Merlin ist es dagegen Guinevere, die sich zuerst in Arthur verliebt; Arthur erwidert erst später ihre Liebe. Ellis 287, während des Kampfes mit Rion: Guenever, who already began to feel a strong attachment to the handsome stranger, trembled for the issue of the contest; und gleich darauf: Guenever could not refrain from expressing aloud the wish, that the gentle bachelor were destined

Digitized by Google

to become her husband. Erst nach Beendigung des langen Kampfes ist von einer growing passion Arthurs zu Guinevere die Rede (S. 292). 1. Merl. 111³ Le roy Artus fut de grant beaute plain et la fille le regardoit voulentiers; — puis a dit Genieure entre ses dentz: moult seroit la dame eureuse qui pourroit auoir lamour d'ung si beau jeune cheualier comme cestuy ..., und erst später 112² le roy Artus la regarde voulentiers dru et souuent ... si fut Artus feru du dart damours. Ganz so Wh. 225 And the kynge Arthur was right feire; and the maiden hym be-heilde moche, and he her; and she seide softely to herself that well were that maiden that so feire a knyght wolde requere hir of love, und 227 he coveyted her gretly in his herte.

Der Kampf zwischen Leodogran und Rience wird von Tennyson und Malory nur in wenigen Worten behandelt. Tennyson sagt nur *He drave the heathen and he slew* the beast and fell'd the forest ... *and so returned,* und Mal. 41 He resceued King Leod. and *slewe there much people of King Ryance* and put them to flight . . . and King Arthur *rode unto Carlyon.* Ellis dagegen wie Merlin schildern den Kampf in allen seinen Einzelheiten, Unterbrechungen etc. ganze Kapitel hindurch, Ellis von S. 282—292 und 312—322, 1. Merl. von 103²—105¹ und 2. Merl. 152¹—163³, Wheatley von S. 205—222 und 615—631.

Als Arthur Cameliard verlassen hat, schickt er drei seiner Getreuesten zu Leodogran und läfst ihm sagen: If I in aught have served thee well — give me thy daughter Guinevere to wife, worauf, nach langem Schwanken, Leodogran antwortet: yea. Bei Malory (92) sind es zwar nicht drei, sondern nur einer, Merlin, der des Königs Werbung um Guinevere ausrichtet: Merlin told him (Leod.) of the desire of the King, that he would have to his wife Guenever, his daughter. Bei Ellis dagegen und Merlin bedarf es gar keiner Werbung. Ellis berichtet, dafs, nachdem Arthur sich eine Weile in Cameliard aufgehalten hat, Leodogran den geheimen Wunsch hat, „that the chief of his guests might be captivated by the charms of his daughter". Als darauf Merlin dem Könige mitteilt, dafs sie ihre Reise unternommen, „to procure a suitable wife for their gallant leader", da braucht Arthur nicht erst um Guineveres Hand anzuhalten, sondern Leodogran bietet ihm (311) gleich seine Tochter an: upon which

Digitized by Google

Leod., going in search of Guenever, presented her to Arthur, telling him, that, whatever was his rank, his merit was sufficient to entitle him to the possession of the heiress of Carmelide. Merlin ganz wie Ellis: 112⁴ Leodograns geheimer Wunsch: Pleust ores a dieu quil en feust a mon courage, elle seroit mariee, auant quil fust 8 jours passez a ung jeune cheualier preux et hardy; 150² teilt Merlin den Zweck seiner Reise mit: Nous lui (A.) serchons femme telle que a luy appartient; und darauf Leodogran: Que allez vous querant, je ay une si belle jeune fille ... se vostre plaisir estoit que je luy donnasse ma fille a femme, jen seroye bien daccord, — holt dann seine Tochter und sagt: Venez auant, gentil damoyseau; je vous supplye, recepuez ma fille Genieure a femme. Dasselbe Wheatly.

Noch weitere zwei Stellen mögen hier ihren Platz finden:

Nach Utherpendragons Tode und der in derselben Nacht erfolgten Geburt Arthurs *(Ever since)* the lords have foughten like wild beasts among themselves, so that *the realm has gone to wrack ...* for *each sought to rule for his own self* and hand (Tenn.). Ganz ähnlich Mal. 9 *Then* (d. h. nach Uthers Tode bis zu Arthurs 15. Lebensjahre) *stood the realme in great jeopardie a long while;* for *every lord* that was mighty of men, made him strong and many *wende to have beene king.* Ganz abweichend berichten Ellis, Merlin und Monmouth über die Uthers Tode zunächst folgende Zeit: Ellis 253 As soon as the obsequies of the late king were finished, a parliament was convened for the purpose of electing a successor. 1. Merl. 57² Et ainsi demoura la terre sans hoir et lendemain que le roy fut enterre sassemblerent les barons et prindrent conseil entreulx qui gouuerneroyt le royaulme. Wh. 95 Thus lefte the londe with-outen heyre. The morowe after the kynge was biried assembled the barons ... and toke counseile how the reame etc. Monm. 275—76 They were now under great straits, because upon hearing of Uther's death, the *Saxons* were attempting to rout out the whole British race. Dubricius therefore grieving for the calamities of his country set the crown upon Arthur's head. Wace 9241 Uter fu enterés ...

Li evesque s'entremandèrent
Et li baron s'entrasamblèrent
Artus le fil Uter mandèrent
A Circestre le coronèrent.

Digitized by Google

Lay. 19831 Nach Uthers Beerdigung: Nomen heom to rade — þeines riche ..., und beschlossen, Boten nach „Bruttainne“ zu schicken, þat he (Arthur) cumen sone — to his kinedome — for yæt weoren in þissen londe — Saxes at-stonden; ebenso R. of Gl. 166 fast wörtlich wie Monmouth: the Saxons ... þogte þys Brutons al clene of londe dryue etc. Bouch. XLIII[2] Dubricius fist assembler les princes et nobles du pays etc. Heywood (67) nur: Arthur succeeded his father in the principality. Fabyan 75 Uther dyed by force of venym ... leuynge after hym the fore named sone, the puyssaunt Arthur.

Nach Monmouth und Bearbeitern erfolgt danach die Thronbesteigung und Krönung Arthurs ohne jede Störung und ohne irgend jemandes Widerspruch. Ebenso bei Ellis, wo es S. 257 heifst: Arthur was unanimously proclaimed. Nicht aber sind alle mit Arthurs Wahl einverstanden in Tennyson, Malory und Merlin. Nach Tennyson: The *people clamoured* for a king, nach Mal. 14 The *comous cryed* at once: We will have Arthur for our King, während die Barone sich widerspenstig zeigen, und bei 1. Merl. 60[1] heifst es: Et Anthor et ses amys tiennent Artus, et le *commun peuple* et les barons furent *contre* eulx et contre Artus, und 61[2] Quant larceuesque et le clergie veirent ce miracle: (Herausziehen des Schwertes zum viertenmal) ils pleurerent de joye et de pytie. Wheatly weicht hier von Merlin ab (infolge abweichender Interpunktion): 103 And Antor and his frendes abode by Arthur, and alle the comen peple; and alle the barons were a-geyn them and a-geyn Arthur, und 104 Whan the prelates and the comen peple saugh this, thei ganne to wepe for joye and pite. Schlegel 233 u. 235 stimmt genau mit Merlin überein. —

Auch hier ist, wie oben S. 12, eine Stelle zu erwähnen, die bei Tennyson und Merlin übereinstimmt. Doch ist auch hier, wie oben, Merlin gleich Malory, so dafs auch aus dieser Stelle der Schlufs, Tennyson habe Merlin benutzt, nicht gezogen werden kann; es ist die Stelle: Igerne so loathed the bright dishonour of his (Uther's) love ... That Gorloïs and Uther went to war. Wie hier, so *weist* auch bei 1. Merl. 44[3] *Igerne Uthers Anträge zurück.* Als aber Uther dieselben immer wieder erneuert, und Gorlois eines Tages seine Frau, die darüber aufser sich ist, in

Digitized by Google

Thränen findet, da erzählt Igerne Gorlois alles und sagt: tous ce faict il quil face sa voullente de moy ... Et *vous prie que vous me enuoyez a Tintagel;* car icy je ne puis plus estre. Dieselben drei Punkte, die hier hervortreten: Igerne weist Uthers Anträge zurück — macht ihrem Gatten davon Mitteilung — bittet ihn, sofort mit ihr abzureisen, — finden sich auch bei Malory und sind bei Tennyson leicht zwischen den Zeilen zu lesen, während Ellis (der auf Monmouth verweist) und Monmouth eine ganz andere Darstellung des Vorfalls geben. Mal. 2 She *would not assent to* the King and then she *told the duke,* and said: I suppose that we were sent for that I should be dishonoured; therefore *I counsell you, that we depart hence sodainely.* Dagegen Monm. 262 On her he bestowed all his smiles and to her addressed all his merry discourse (von einer *Zurückweisung* von seiten Igernes *keine Rede).* The husband *discovering* this (sie erzählt es nicht) fell into a rage and retired from the court without taking leave (die Abreise erfolgt nicht auf ihr Verlangen). Ähnlich Wace 8809

Mult l'a al mangier agardée, ...
Ygerne ainsi se contenoit,
N'otrioit ne n' scondisoit, ...
Le santi bien le quens et sot
Que li rois sa moillier amot.
De la table, ù il sist, sailli,
Sa feme prist, si s'anfui.

Lay. 18538

Ofte he hire lokede on ...
and to hine leofliche biheold,
ah inæt whær heo hine luuede.
swa long þe King þis him droh,
þat Gorlois iwærd him wrad; — reist ab.

R. of Gl. 157 þe kyng by huld hire faste y now, and ys herte on hire easte ... þe erl nas not þerwith y payed, þo he yt under yet — Aftur mete he nom ys wyf myd storde med y now — And, with oute leue of þe Kyng, to ys contrei drow. Langt. 134

Ly rays de la dame est tut enamouré.
Le duk l'aparçait, e devent iré,
Al matyn s'en alt, e ne prist congé.

Fabyan 75 noch kürzer: Uter was enamowryd vpon Igwarne or Igorne and for to obtayne his vnefull luste, sought many and dyuers meanes, so that lastly he made warre vpon her husbande.

Digitized by Google

Bouch. XLII[2] Uther verliebt sich in Yojerne. Mais il ne sceut si secretement conduyre son entreprinse que le duc nen fust aduerty, lequel tellement sen courrouca etc. —

Dafs Tennyson Malory benutzt hat, zeigen schliefslich drittens Stellen, die sich *aufser bei Tennyson nur bei Malory, nicht* bei Ellis, Merlin und Monmouth finden. Nur Malory kann Tennyson veranlafst haben, Boten nach Leodogran zu schicken: Then quickly from the foughten field he sent — Ulfius, and Brastias, and Bedivere — his new-made knights, to King Leodogran. Denn nur Mal. 92 benutzt einen Boten, nämlich Merlin: And Merlin desired of the king to have men with him that should enquire of Guenever. And so the king graunted him and they went forth to King Leodegrance. Bei Ellis und Merlin ist davon keine Rede. Nach ihnen ist Arthur zugegen, als von der Vermählung Arthurs und Guineveres in Cameliard zuerst die Rede ist. Leodogran bietet, wie wir gesehen haben, Arthur seine Tochter an; Monmouth aber beschränkt sich auf die kurze Bemerkung 292: He took to wife Guanhumara. Wace 9882

Genièvre prist, s'in fist roïne,
Une jouène noble mescine.

Lay. 22242 Ardur heo (Wenhauer) nom to wife. R. of Gl. 179 He spousede a noble wyf, Guerwar her name was — Of þe heye kume of Rome, no vayror womman was. Langt. 158 Gainovere après sa femme ... Bouch. XLV[1] Il print a feme Guennarau, une belle jeune dame rommaine.

Dasselbe gilt von den Ausdrücken: his *new-made knights;* und: Bedivere *the first of all his knights, knighted by Arthur at his crowning* (vgl. Morte d'Arthur S. 131 First made and latest left of all the knights). Auch diese Stellen sind durch Malory entstanden. Ulfius ist nach sämtlichen Bearbeitern ein Ritter von Uther, Arthurs Vater. Er wird von Malory, der mit seinem Werke einsetzt, als Uthers Regierung sich ihrem Ende nähert — im Gegensatz zu Ellis, Merlin und Monmouth, die viel weiter zurückgreifen — gleich zu Anfang S. 3 genannt, er befindet sich stets in Uthers nächster Umgebung. Brastias (zuerst Mal. 4 genannt) dagegen ist neben einem gewissen Jordanus einer der Vertrauten von Gorlois, dem Gemahl der Igerne, tritt aber nach Gorlois' Tode in Uthers Dienste und ist bald

Digitized by Google

auch dessen intimer Berater. Von nun an werden Uther und Brastias fast stets zusammen genannt, so Mal. 8, 13, 14, 20, 28, 31, 37, 40 etc. etc., und werden auch einmal zusammen als Boten an Ban und Bors benutzt. Was Bedivere betrifft, so ist auch er einer von Uthers treuesten Beratern (dafs Bawdewine [Mal.] und Bedivere [Tenn.] identisch sind, darüber s. später).

So kommen in *Malory* bis zu dem Augenblicke, wo Uther die Augen für immer schliefst, aufser Merlin, Key und Ector, Arthurs Pflegevater, nur die Ritter Ulfius, Brastias und Bawdewine (S. 13) vor. Als nun Arthur als König proklamiert worden ist, läfst der Erzbischof (sein Name wird von Malory nie genannt, Dubricius ist gemeint) S. 13 „purvey of the best knights that might be gotten, and such knights as Uther loved best and most trusted in his dayes, and such knights were put about Arthur (zu dessen Schutze gegen die Barone) as: Sir *Bawdewine* of Britaine, Sir *Ulfius* and Sir *Brastias*, and these with many other were alwayes about Arthur day and night". — Gleich nach seiner Krönung, noch an demselben Tage, sind sie es wiederum (neben Arthurs Pflegebruder Key), von denen es S. 14 heifst: Sir *Bawdewine* was made constable, Sir *Ulfius* was made chamberline, and Sir *Brastias* was made warden for to waite upon the north etc. Von alledem ist bei Ellis, Merlin und Monmouth etc. keine Rede. Nur auf Malory weisen also Tennysons Worte: new-made knights und knighted at his crowning deutlich hin; ebenso wie es durch ihn Tennyson sehr nahe gelegt wurde, gerade Ulfius, Brastias und Bedivere, die drei treuesten Freunde von Arthurs Vater, denen auch Arthur selbst nach Malorys Bericht vor der Krönung so viel zu danken hatte, mit dem ehrenvollen Auftrage zu betrauen, für den König bei Leodogran um Guineveres Hand anzuhalten. —

Dafs Arthur, als er die bejahende Antwort Leodograns erhält, nun Lancelot schickt, um Guinevere zu holen, und dafs, infolge davon, die Hochzeit an *Arthurs*, nicht, wie bei Ellis und Merlin, an *Leodograns* Hofe stattfindet, ist ebenfalls durch Malory veranlafst, wo es S. 93 heifst: So King Leodegrance delivered his daughter unto *Merlin* ... and so they rode freshly with great royalty, what by water and what by land, till they came that night unto London; und Tennyson: And *Lancelot* past

Digitized by Google

away among the flowers, in May, with Guinevere. Bei Ellis, Merlin und Monmouth ist davon keine Rede. —

Ebenso stimmen Tennyson und Malory überein in folgender Stelle:

Tennyson: And *through the puissance of his Table-Round* (später S. 36 *through that strength* i. e. of his knighthood) he *drew all their* petty princedoms *under him* and made a realm and reign'd. Mal. 14 Within few yeares Arthur wonne all the north, ... *he overcame them all,* as hee did the remnant, and all *through the noble prowesse of himselfe and his knights of the Round Table.* Monmouth erzählt diese Kämpfe mit gröfster Ausführlichkeit S. 276—298, Wace 9266—10452, Lay. 19903 bis 24240, R. of Gl. 167—187, Langt. 146—168, Bouch. XLIII² bis XLVI¹, bei Fab. kurz erwähnt S. 80.

Weiter folgt Tennyson Malory in der Sage von Excalibur. In Tennyson heifst es darüber: She (the lady of the Lake) gave the king his huge cross-hilted sword, *Excalibur,* the sword, *that rose from out the bosom of the lake, And Arthur rode across and took it* (vgl. Morte d'Arthur oder The passing of Arthur S. 141: Thou rememberest how, one summer noon, *an arm rose up from out the bosom of the lake, clothed in white samite, holding the sword,* And how *I rode across and took it).* Malory hat zwei Versionen über die Art und Weise, wie Arthur zu seinem Schwerte Excalibur kam. Auf S. 9 heifst es, dafs der Erzbischof auf Merlins Rat alle lords and gentlemen of armes nach London befiehlt, zu Weihnachten: for this cause that Jesus would of His great mercy shew some miracle ... who should be rightwise king of the realm. Alle erscheinen und gehen zur Messe. Als sie das Gotteshaus verlassen: there was seene in the churchyard, against the hie altar, a great stone ... and in the midest thereof was an anvile of steele and therein stooke a faire sword. Wer das herauszieht, der soll König sein. Arthur aber zieht es aus dem Steine zu Weihnachten, Lichtmefs, Ostern und Pfingsten. — Auf S. 18 ist noch einmal von diesem Schwerte die Rede. Merlin sagt da zu Arthur: Fight not with the sword, that you had by miracle till you see that you goe to the worst, und weiter unten: Then hee drew his sword Excalibar. Dies die eine Version, die sich auch bei Ellis und Merlin findet, und zwar

Digitized by Google

ziemlich übereinstimmend mit Malory. — Die zweite Version wird von Malory weit später, S. 54, erzählt. Auf S. 52 erfahren wir, dafs Arthurs Schwert im Kampfe mit dem tapferen Ritter Pellinore zerschlagen, und Arthur selbst schwer verwundet wird. Als aber seine Wunden geheilt sind, so heifst es dann auf S. 54 weiter, Merlin and he departed, and as they rode Arthur said: „I have no sword.“ „No force“ said Merlin, „here by is a sword that shall be yours and I may.“ Unterdessen kommen sie an einen See, and in *the middes of the lake King Arthur was ware of an arme clothed in white samite, that held a faire sword in the hand,* und gleichzeitig sehen sie a damosell going upon the lake, the Lady of the Lake. Als Arthur dieser aber den Wunsch ausspricht, jenes Schwert zu besitzen, antwortet sie: „das Schwert gehört mir, aber du sollst es haben, wenn du mir einen Wunsch erfüllen willst, sobald ich dich darum bitte.“ Als Arthur das versprochen, fordert sie ihn auf: „goe into yonder barge, *rowe yourselfe unto the sword and take it.“* — Den Namen dieses Schwertes aber erfahren wir erst später, S. 63. Als nämlich Arthur die Lady das nächste Mal wiedersieht, sagt er zu ihr: „I have forgotten the name of the sword, which ye gave me.“ „The name of it,“ said the lady, „is Excalibur, that is as much to say as cutte-steele.“

Dieser zweiten Version von *Malory* mufs Tennyson gefolgt sein, da sie Ellis und Merlin nicht kennen, Monmouth aber weder diese noch auch die erstere; Monmouth S. 283 sagt nur: Then girding on his Caliburn, which was an excellent sword made in the Isle of Avallon, he graced his right hand etc.; Wace etc. s. S. 12. —

Zum Schlufs noch drei kurze Beispiele: Von der Lady of the Lake sagt Tennyson: She has power *to walk the waters* like our lord, und Mal. 54 With that they saw a damosell *going upon the lake.* Merlin, Ellis und Monmouth nichts Derartiges. —

Von Excalibur aber heifst es an derselben Stelle bei Tennyson: It was *rich with jewels, elfin, Urim* etc., und Mal. III, 335: The pummell and the haft *were all of precious stones*; — und schliefslich: And *by this* (Exc.) he *will beat his foemen down;* Malory: and *therewith he put them back and* slew much people. Alle drei Stellen können nur durch Malory entstanden sein. —

Digitized by Google

Zwei Stellen könnten auch hier wieder den Gedanken aufkommen lassen, dafs Tennyson auch Merlin benutzt hat. Doch wird auch hier, wie oben S. 12 und 20, die Annahme dadurch hinfällig, dafs Merlin, wo er Tennysons Quelle sein könnte, genau mit Malory übereinstimmt. So sagt Tennyson von Excalibur: The *blade was so bright that* men are blinded by it; 1. Merl. 67[3] Si la (son épée) leua en hault et *gecta une lumiere moult luisant* par telle vertu que tous ceulx qui la veoyent cuidoient que ce fussent *cierges ardans* qui sortissent de son epee; Wheatley 118 it was cler and bright shynynge, it glistred as it hadde the brightnesse of *XX^ti tapres brennynge;* ebenso Schlegel; und Mal. 18 (1. Version) it was *so bright* in his enemies eyes that it *gave light like thirtie torches.* Ellis, Monmouth fehlt.

Die zweite Stelle betrifft die verschiedenen Gerüchte über Arthurs Abstammung. Tennyson: He is the *Son of Gorloïs* (auf den Gedanken, ihn für Gorlois' Sohn auszugeben, ist kein anderer gekommen) or *the son of Anton;* und später: there be those who hate him in their hearts and call him *baseborn* und *child of shamefulness.* — Entsprechend Tennysons *Son of Anton* und „he is *baseborn*" hat 1. Merl. 61[4] Nous sommes esmerueillez que ung si jeune homme et *de si bas lignaige* sera sire de nous, und 63[3] Ung tel garcon quon ne scauoit quil estoit et estoit de si *bas lieu venu.* Wheatley 103 The barouns were angry that soche a symple man of *so lowe degre* sholde be etc., und Mal. 13 It was great shame unto them all to bee governed with a boy of *no high blood born,* und S. 16 He is a berdles boy that was come of *low blood.* — Wenn aber Tennyson sagt: he is a *child of shamefulness,* so entspricht dem bei Merl. I, 65[2] Ils disoient entreulx quil estoit *bastard;* und Mal. 13 Then he is a *bastard.* Monmouth, Wace etc. haben davon nichts und Ellis sagt 259 he is a misbegotten adventurer. —

Diese Beispiele scheinen hinreichend zu sein, um *Malory als Quelle für Tennyson zweifellos* nachzuweisen, und zwar sind es, wie sich aus Obigem ergiebt, die folgenden Teile des Tennysonschen Gedichtes, die, der Hauptsache nach, auf Malory zurückgehen: Tenn. works, vol. V, S. 9 u. 10 Zug nach Cameliard, S. 11—14 Kampf mit den Rebellen (neben Ellis, siehe später), S. 17, 20 Arthurs Geburt (Uther, Igerne etc.), S. 24 Excalibur

Digitized by Google

und S. 32 Guineveres Abholung durch Lancelot. In betreff *eines* Abschnittes aber, in dem Tennyson grofse Ähnlichkeit hat mit Malory: der Ankunft und Abfertigung der römischen Gesandten S. 33 u. 36, ist nicht sicher zu sagen, wem Tennyson gefolgt ist. In dem Passus nämlich stimmt Malory fast wörtlich mit Monmouth überein, dem er hier, wie an manchen anderen Stellen, offenbar genau gefolgt ist, und so kann *Tennyson hier ebensowohl Monmouth wie Malory benutzt haben:*

Nachdem nämlich Arthur und Guinevere von Dubricius in der Kirche getraut worden sind, heifst es bei Tennyson: So sang the knighthood, moving to the hall; There at the *banquet* (Tauchnitz ed. S. 28 Marriage-feast) *those great lords from Rome ... Strode in, and claim'd their tribute as of yore.* Von Monmouth, Malory und Merlin (Ellis fehlt) werden diese Thatsachen in weit gröfserer Ausführlichkeit mitgeteilt. *Monmouth:* Nach Unterwerfung der S. 276—298 erwähnten Fürsten und Länder beschlofs Arthur, upon the approach of the Feast of Pentecost to hold *a magnificent Court* to place the crown upon his head. Am vierten Tage dieses Festes aber ereignete es sich (S. 306), that 12 *men of an advanced* age ... *made their entry to the king,* presented him with a letter from Lucius Tiberius, *Procurator* of the Commonwealth, in these words: ... The *tribute which used to be paid to the Roman emperors* you have had the presumption to *detain* ... I command you to appear at Rome before the middle of August ..., which if you refuse to do ... etc. *Malory* erzählt zweimal die Ankunft der Gesandten von Rom; einmal S. 50: Einige Zeit nach Arthurs Rückkehr von Cameliard (nicht wie bei Tennyson und Monmouth zu einer besonderen Gelegenheit, sondern an einem beliebigen Tage), right so came in the court 20 knights from the *emperour* of Rome, and asked from *King Arthur truage* for this realme, or els ... (Drohung). Zweitens S. 168 ähnlich wie Monmouth: When the king had rested a while after long war, and held a *royall feast* and table-round ... *there came into his hall 12 ancient men, messengers from the emperour* Lucius, which was called at that time *dictatour* or *procuror,* and said to him in this wise: „Lucius commands thee to send him the *truage due of this realme unto* the empire, *which thy father ... payed* etc. Wace, Layamon etc. = Monmouth: Wace 10457

Digitized by Google

(Artus) Prist consel, si li fu loë,
Qu'a la Pentecoste, en esté,
Féist son barnage assambler
Et dont se féist coroner ...

(fehlt R. of Gl.). Folgt die Beschreibung der Festlichkeit bis v. 10900. Dann 10901

Artus fu assis à un dois,
Environ lui contes et rois
Es vous douse homes blans, quenus, ...
et message de Rome estoient.
Une charte ont desvelopée, ...
De par *l'empereur* de Rome ..:
Sés tu qui es et dont tu viens,
Qui nos tréus prens et retiens? ...
Te somont li senés et mande,
Que tu soies à mi aost,
A Rome etc.

Lay. 24245: Arthur beschloſs:

þat he wolde inne Karliun
bere his crune him on (a White-sunedæi);

folgt, wie Wace, Beschreibung des Festes, am Schluſs 24741

þer comen in to halle
spelles seolcude,
þer comen twalf þeines ohte
mid palle be-þehte. etc.
we sunded of Rome.
Hider we sunden icumene
from ure *Kaisere;*
Luces is ihaten,

der läſst dir sagen = Wace; R. of Gl. 192, 193

þe verþe day ...
þer come in tuelf olde men ...
A letter he toc þe kyng, þat þo he yt let rede,
Fram þe *cenatour* of Rome hii come, and þys seyde:
Lucie, þe cenatour of Rome,
Muche me wondreþ etc. = Monmouth.

So auch Langt. 168: Tenir cele feste en Brettayne volait, ... De or fu la corone ke porter beayt; 176: am vierten Tage des Festes: 12 gentils chuvalers venent de meure age, — Par Lucy de Rome, ke lors tynt le senage; Brief: Lucy, senatour de Rome, Maunde à sir Arthur, ke ly rende trewage Dont Brettons sont tenuz, par auncyen usage etc. Ebenso Bouch. XLVI[2] Nach Beendigung der Kriege court royalle au chasteau de Windesore pres de Londres. — XLVII[1] Le tiers jours de la feste de la table-ronde furent a Artur presentees lettres de Lucius rommain lequel

Digitized by Google

auoit este enuoye par lempereur de Rome Leon premier de ce nom, par lesquelles lettres Lucius luy mandoit 3 choses (Auszug aus Monm.) l'une qu'il payast le tribut ...

Wir sehen, im grofsen und ganzen stimmen, von Einzelheiten abgesehen, Malory auf der einen, Monmouth und seine Bearbeiter auf der anderen Seite ziemlich genau überein. — Merlin weicht insofern ab, als nach seiner Darstellung Lucius keinen Tribut fordert, sondern Arthur nur nach Rom zu kommen befiehlt; als die Gesandten auch zu keiner festlichen Gelegenheit bei Arthur eintreffen, sondern an einem gewöhnlichen Tage. 2. Merl. 113[3] Während sich eines Tages aus irgend einem Anlafs Merlin mit dem Könige in Gegenwart der baronie unterhält, kommen XII princes from Romme, richement aornez. Sie bringen die Nachricht: Romme te semond que tu lui viennes droit faire et que ta soyes par devant moy le jour de la nativite ... sonst wird Krieg angedroht. —

Arthurs *Antwort* auf die Forderungen der Gesandten lautet bei Tennyson, wo sie Arthur ohne langes Besinnen erteilt: Behold, for *these have sworn — to fight my wars and worship me their king.* — Seeing that ye have grown too weak and old ... To drive the heathen from your Roman wall, *No tribute will we pay.*

Monm. 309—316: In längerer Beratung mit seinen Anhängern (in der Cador, Arthur, Hoel und Augusel sprechen) hebt Arthur hervor: *My companions both in good and bad fortune,* whose abilities both in *counsel and war* I have hitherto experienced, ... we have certainly as good reason to demand of him (Lucius) the tribute of Rome ..., und 315 Arthur seeing all unanimously ready for his service, sent back word ... that *as to the paying them Tribute he would in no wise obey their command.*

Was die Erwiderung Arthurs bei Malory betrifft, so finden wir auch diese bei ihm zweimal, S. 50 und 168. S. 50 Ohne langes Überlegen und ohne vorherige Beratung mit den Rittern antwortet Arthur sofort: *I owe the emperour no truage, nor none will I send him.* S. 168 aber, wie bei Monmouth, erst längere Beratung, in der Arthur erklärt: „I will *never pay no truage* to Rome," und als dann jedermann zustimmt, antwortet

Digitized by Google

er den Gesandten 170: *I know of no truage ne tribute that I owe to him.*

Wace wie Monmouth, 10990 Erst grofse Entrüstung unter Arthurs Rittern; Beratung; Cador, Arthur, Hoel, Auguisel reden:

Arthur 11060: Compaignon de prosperité,
Et compaignon d'aversité ...
Tot par altre tel raison
Poons nous Rome calangier etc. etc.

Schliefslich antwortet er den Gesandten 11327

As Romains, fait-il, poés dire ...
Qu'à Rome irai proçainement,
Ne mie por tréu porter,
Mais por tréu d'aus demander.

Ähnlich Layamon, nur dafs nach ihm der Ärger der Ritter über die Forderung der Gesandten eine solche Höhe erreicht, dafs die ersteren über die Abgesandten herfallen und sie ganz jämmerlich zurichten, bis Arthur Ruhe schafft. Er beginnt wie Monmouth, 24978

Mine eorles, mine beornes ...
To moni feohte ich habbe eou ilad
And æuere yet weoren wel irad ... etc.

Ebenso R. of Gl. 195 Ye louerdynges, þat ychabbe in conseyl and in bataylle, y fonded as vor agte men, þat me nolde neuere fayle ...

Langt. 178 kürzer: Fair friends, all of you, you have heard ...

Bei 2. Merl. 114^{2-4} ebenfalls lange Beratung: Ils chalengent Bretaigne, sagt Arthur, et je chalenge Romme; et si respondirent a une voix quil auoit bien dit. Dementsprechend wird den Gesandten geantwortet: quils sen allassent arriere a leur empereur et lui dissent que ... il (Artus) luy yroit tolir Romme et toute sa terre. Ebenso Wheatley 639 ff. —

Ist es zweifelhaft, wem Tennyson in dem angeführten Teile seines Gedichtes gefolgt ist, ob Malory oder Monmouth, so ist es andererseits *zweifellos,* dafs er sich in einem *anderen Passus* des Gedichtes auf *Monmouth stützt*, demjenigen nämlich, der sich an die Namen Gorloïs, Igerne etc. knüpft — allerdings auch hier nur n e b e n Malory.

Der Name *Gorloïs* selbst findet sich nur bei Tennyson und Monm. 259, 262 etc. und Bearbeitern. Wace nennt ihn 8689 Gornois, un quens Cornvalois, sonst immer blofs quens de Corn-

Digitized by Google

uaille; Lay. Gorlois, eorl of Cornewale; R. of Gl. 155 Gorloys, erl of Corneways; Langt. 138 Gorloys; Bouch. XLII[2] Grolois, duc de Cornoaille. Der Name fehlt bei Mal. 2 (nur: duke of T.) und 1. Merl. 42[1] (duc de T.), ebenso Wheatley und Ellis 250 duke of Cornwall.

Seine Gemahlin: Tenn. He was wedded with a winsome wife *Igerne;* Monm. 261 *Igerna;* Wace 8799 Igerne; Lay. 18535 Igærne etc.; Mal. 1 Igrayne; Ellis 250 beruft sich auf Monm.; 1. Merl. 52[1] Iguerne.

Uther verliebt sich in sie und belagert sie, nach Gorlois' Tode, in Tintagil. Die erstere Thatsache wird von Tennyson mitgeteilt in den Worten: And Uther *cast upon her eyes of love,* von Monm. 262 The King *cast his eyes upon her* and then he *fell passionately in love* with her. Wace 8806

Ains qu'il la véist,
L'ot il convoitie et amée.
Mult l'a al mangier agardée,
S'entente i a tote tornée.

Lay. 18538 Ofte he hire lokede on ...

R. of. Gl. 157 þe Kyng by huld hire faste y now and ys herte on hire caste.

Langt. 134 Li rays la regarde ...
... de la dame est tut enamouré.

Mal. 5 And the king liked and loved this lady well and desired to have lyen by her, und 1. Merl. 43[2] Si sen apperceut la dame laquelle nen fist nul semblant; mais tousiours la regardoit Uter; Wheatley 64 And hir the kynge loved gretly; but ther-of made no semblaunce, saf that often he be-heilde her more than a-nother. Ellis fehlt. —

Von einer Belagerung und Einnahme von Tintagil durch Uther ist nur bei Tennyson und Monmouth die Rede. In Malory und Merlin erfolgt auf Gorlois' Tod sofort eine Aussöhnung der feindlichen Parteien. Tenn.: Then (i. e. nach Gorloïs' Tode) Uther *besieged her within Tintagel,* where her men left her and fled and *Uther entered in;* Monm. 267 He *return'd to the* town of *Tintagel,* which he took and in it Igerne herself; Wace 9037

A Tintaiol est retornés,
Cels du castel a apelés,
Dist lor a porquoi se defendent ...
La forterece li randirent.

Digitized by Google

Nach Lay. 19217 ff. verblieb Uther, als er von Gorlois' Tode hörte, drei Tage bei seinem Heere

and þan feorde dæie
to Tintaieol he wende,

und fordert Igerne auf,

þat heo ayeuen
þene castel biliue ...
Cnihtes eoden to ræde ...

und übergaben bald das Schlofs; R. of Gl. 161

To þe contasse he wende agen, me let him in anon etc.

Langt. 140 Le ray se retorne ...
Et Trintesel le fort assalt vigorousement.
Par la mort le duk, n'ad nul ke ad talent
Le chastel defendre, le rays sanz torment
Le chastel ad pris, dame Ingerne ensement.

Bouch. XLII² Apres son trespas le roy fist amener la belle Igerna par deuers luy, laquelle il espousa; Fabyan 75 and *after* maried his wyfe.

So die einen. Mal. 5 dagegen: Then (gleich nach Gorlois' Tode) all the barons by on assent prayed the king of accord betweene the lady Igrayne and him. The king gave them leave. Unterhandlungen. 1. Merl. 49³ Le roy estoit marry de la mort du duc; puis manda son conseil et leur demanda comme il pourroit amender ceste chose. Wheatley 78 The kynge seide that sore hym for thought the myschaunce of the Duke. And the kynge toke a-visement ... how he myght this thinge a-mende.

Eine Tochter der Igerne und des Gorlois, die Gemahlin Lots, in Tenn. Bellicent mit Namen, hatte zwei Söhne: *Gawain* und *Modred,* so heifst es bei Tenn. in demselben Passus in voller Übereinstimmung mit Monm. 292: Lot had married Arthur's sister, by whom he had two sons: *Walgan and Modred;* Wace nennt 9876 nur den ersteren: Gavains ses fils jovenes, damisiax et petis; Lay. 22203

and heo is mi suster
and haued sunen tweien ...
Walwain and Modræd, his brodrer.

R. of Gl. 178 And adde (sc. Lot) by hyre (Anne) tueye sones, *Wawen* þe hende — þe oþer het *Modred,* þat þe kynge bytrayde atte nende. Langt. 158 fehlen die beiden Namen; 159 heifst es: Lother avait un fiz de sa mulier, — Walwayn ont à nom le joven bacheler. Bouch. XLV¹ oben Il (Lot) avoit deux enfans *Galgan* et *Modred.*

Digitized by Google

Dagegen heifst es bei Ellis 271: Lot and Belisent had *four* sons: Wawain or Gawain, Gueheret, Gaheriet and Agravain. Erst S. 308 wird Modred, als *fünfter* Sohn, genannt: Lot resolved to deposit there (in the citadel of Glocedoine) his wife and infant son *Modred*. (Vgl. aber Ellis 388 [Morte Arthur] über Modred: the kinge's (i. e. Arthur's) foster-son he wes, and eke his own son, as I read.) Mal. 43 *Vier* Söhne, ohne Modred: Gawayne, Gaherys, Agravayne and Gareth (dieser letzte der Held der Idylle Gareth and Lynette). Modred ist nach Malory ein Sohn Arthurs und dessen Schwester: The king cast great love unto her and desired her to lye by her; ... and hee begate unto her *Mordred*. But Arthur knewe not that king Lot's wife was his sister. — Schliefslich 1. Merl. 52[4] Lautre fille du duc qui fut mariee au roy Loth dorcanie, engendra 3 filz: Mordrec, Gaheriet et Gaheret (= Schlegel 204, während Wheatley 86 und 179 alle *fünf* Söhne nennt: Gawein, Agrauuain, Gaheret and Gaheries and Mordred) und 113[1] Les 4 filz de la femme au roy Loth: Gauuain, Agrauain, Gaheret et Gaheriet, wo Modred fehlt. Über Modreds Geburt berichtet 1. Merlin ausführlich, ähnlich wie Malory, auf S. 92[3] und Wheatley auf S. 180, 181.

Dafs Tennyson auch an dieser Stelle Monmouth gefolgt ist, erscheint somit zweifellos. —

Die *dritte Quelle*, die Tennyson in seinem „Coming of Arthur" benutzt hat, und zwar ausgiebiger als Monmouth, ist *Ellis*. Nur aus Ellis können die beiden Eigennamen *Bellicent* und *Anguisant* entlehnt sein. Bellicent ist nach Tennyson die Tochter von Gorloïs und Igerne: And daughters had she borne him, one whereof — Lot's wife, the Queen of Orkney, *Bellicent* ... Ellis 251 King Lot espoused the second (of the *three* daughters, whom she [Igerne] had borne to Hoel, her 1. husband), named: *Belicent* (301, 307 Belisent). Bei den anderen findet sich dieser Name nicht. Bei Monm. 268 heifst die Schwester Arthurs, Lots Gemahlin, Anne: The King Uther had given him (Lot) his daughter Anne (Tochter von Uther und Igerne, also Arthurs rechte Schwester, nicht Stiefschwester). Ebenso sämtliche Bearbeiter von Monmouth: Wace 9053 Anna, Lay. 19273 Aene, R. of Gl. 162 Anne, Langt. 142 Anne, Fab. 75 Amy, Heywood 66 Anna. Nur Bouch. XLII[2] weicht etwas ab: Delle (Igerne) eut

Digitized by Google

(sc. Uther) trois enfans: Le premier fut une fille, qui eut nom *Anne* ou emine, *laquelle espousa Rudie,* de nostre Bretaigne Armorique; le deuxieme enfant fut Artur le preux et le *troisieme fut une fille qui fut mariee a Loth de Londres* dont yssit Modredus le traystre. (Bouch. stützt sich übrigens auch hier auf Monm., 279, wo von einer zweiten Schwester Arthurs die Rede ist, welche verheiratet war mit *Dubricius* King of the *Armorican Britains.* Ob hier die Rede ist von einer Tochter der Igerne und des Gorlois, Uther oder Hoel, ist nicht gesagt, ebensowenig wie ihr Name genannt ist. Nach Tysilio, ed. San Marte S. 543 ist Anna gemeint.) — Wenn es später S. 292 bei Monm. heifst: Lot, who *in the time of Aurelius Ambrosius* had married his (Arthurs) sister, so ist hier mit Aurelius Ambrosius offenbar kein anderer gemeint als Aurelius' Bruder Uther. Denn erst *nach Aurelius' Tode* wurde nach dem, was auf S. 267 gesagt ist, Anne geboren. Monmouths Bearbeitern ist wohl der Widerspruch bei Monmouth aufgefallen. Wace hat an der entsprechenden Stelle 9872 nur: Lot qui avoit sa soror, Et tenue l'avoit maint jor, Lay. 22192 þu hauest mine suster to wiue, R. of Gl. 178 Lot, þat spousede þe kynges suster, (ye abbyþ yhurd þat cas,) Langt. 158 Anne, sore le rays, avait (Lot) esposez. —

Nach Mal. 6 heifst Lots Frau *Margawse:* Lot then wedded Margawse, that was Gawyn's mother (auch 257, 300), wie aus S. 43 (she was Arthur's sister on the mother's side Igrayne) hervorgeht, eine der drei Töchter der Igerne. (Wer ihr Vater war, ob, wie bei Ellis, Hoel, oder, wie Monm., Uther, oder endlich Gorloïs, wie Tenn. und Merlin, ist nirgends gesagt, wahrscheinlich letzterer, da aufser einem Neffen Arthurs ein Ritter Namens Hoel bei Mal. nicht vorkommt, Uther aber überhaupt keine heiratsfähige Tochter besitzt.)

1. Merlin endlich nennt den Namen von Lots Gemahlin gar nicht: 52³ conclurent que sa (Igernes und des Herzogs Gorlois, wie aus S. 52⁴, lautre fille du duc, hervorgeht) aisnee fille seroyt donnee au roy Loth dorcanie. Genau so Schlegel 204 „Die älteste Tochter des Herzogs" und Wh. 84 „the dukes eldest doughter".

Was den zweiten Namen betrifft, so ist der bei Ellis 258 und 294 genau so wie bei Tennyson: Anguisant; bei Mal. 26 dagegen Agwisance, 1. Merlin 63² Aguiseaux, Wheatley 108

Digitized by Google

Aguysas, Monm. 292 Augusel, Wace 9856 Aguisel, Lay. 22183 Augele, R. of Gl. Auncel, Langt. 158 Augusel, Bouch. L[1] Augusellus. —

Ein weiterer Beleg dafür, dafs Tennyson Ellis benutzt hat, ist der Abschnitt unseres Gedichtes, der als die Einleitung desselben angesehen werden kann, Tenn. works V, S. 7—9. Derselbe hat sehr grofse Ähnlichkeit mit Ellis, während sich bei Mal., Monm. und Merl. nichts dem Ähnliches findet. Der Inhalt des Abschnittes ist 1) Schilderung der Zustände, die in England herrschten, ehe Arthur zur Regierung kam, und 2) zu Leodogran überleitend, Schilderung der der allgemeinen Lage Englands entsprechenden traurigen Verhältnisse in Cameliard, der bedrängten Lage Leodograns. Ellis sagt S. 207 Britain *at that time* (unter Constantin, Constans' Sohn) *was governed by a number of petty kings.* Tenn.: For *many a petty king, ere Arthur came, Ruled in this isle;* Ellis S. 108 Wären die Britten untereinander einig gewesen, so hätten sie sich nach Abzug der Römer mit leichter Mühe selbst schützen können; aber: they *were always struggling with each other* ... and the *whole country was plunged into irretrievable anarchy;* und Tenn.: And *ever waging war Each upon other, wasted all the land;* — und endlich Ellis 109 *Such was the state of things* at the first *arrival of the Saxons,* ... nachdem the Britons *became independent on Rome* about the year 410; Tenn.: Dazu kam noch, dafs from time to time the *heathen host Swarm'd overseas* and harried what was left ... *And thus* the *land of Cameliard was waste* ... And King Leodogran *Groan'd for the Roman legions here again.* Bei Malory, Monmouth und Merlin findet sich nichts Derartiges. —

Weiter kann Tennyson nur Ellis benutzt haben in folgenden Stellen: Als Arthur um Guineveres Hand bitten läfst, denkt Leodogran bei sich: „How should I that am a king Give my one daughter saving to *a king* And *a king's son.*“ Nur dann, wenn Arthur diese beiden Bedingungen erfüllt, will Leodogran seine Einwilligung geben. Diese beiden Punkte aber finden sich auch bei Ellis besonders hervorgehoben, S. 260 „*He* (Arthur) *is king and king's son*“.

Von Arthurs Pflegevater sagt Tennyson: Er war „an old knight and *ancient friend of Uther*“, und Ellis 251 „a nobleman

Digitized by Google

high in Uther's esteem." Bei Monmouth ist von einem Pflegevater Arthurs überhaupt nicht die Rede, in Malory und Merlin ist er Uther bis zur Zeit der Geburt Arthurs so gut wie fremd. Nach Mal. 7 sagt Merlin zu Uther: I know a lord that is a passing true man ... and he is a lord of faire livelyhood in many parts of England and Wales; und nach Merl. 53[3] Ung homme de bien et de donne conscience. —

Wiederum nur Ellis kann Tennyson veranlafst haben, Guineveres Ankunft in Caerleon und Arthurs Hochzeit im Monat Mai stattfinden zu lassen: Lancelot returned *Among the flowers, in May,* with Guinevere, To whom arrived, ... the king that morn was married. Keiner der Bearbeiter enthält irgend eine Zeitangabe für die Vermählung. Nur bei Ellis lautet die Überschrift des Kapitels, in dem die Hochzeitsfeier beschrieben wird S. 300: Mirie it is in *somer's tide;* Foules sing in forest wide etc., und die Überschrift des folgenden Kapitels S. 312: Mirie *is june that sheweth flower* ...

Endlich noch ein Beleg: Der Verlauf und das Resultat des Kampfes zwischen Arthur und den Rebellen entspricht am meisten von den Quellen *Ellis.* Tenn.: And *now the barons and the kings prevailed — and now the king.* Ellis 262 Though all these (Arthurs) knights performed prodigies of valour, they *did not wholly engross the honour of the day.* Monmouth fehlt; Mal. 19 dagegen: Nachdem Arthur einmal niedergeworfen, zieht er sein Schwert Excalibur, and the kings *fled and departed;* und 1. Merl. 68[2] Si dura la chasse moult longuement et y perdirent assez les 7 roys, und 68[3] Arthur descomfit les 7 roys par layde Merlin.

Das Ende des Krieges aber ist nach Tennyson: Then they *swerved and brake flying;* und Ellis 267 At length the confederated *kings were totally routed;* Mal. 38 dagegen: Obgleich Arthurs Ritter Wunder der Tapferkeit thaten, war Arthurs Erfolg zuletzt doch nicht der gewünschte. Merlin fordert ihn vielmehr auf, den Kampf abzubrechen. „Have ye not done ynough? It is tyme for to saye: ho! For yonder kinges at this tyme will not bee overthrowen. But if yee tarry upon them any longer, all your fortune wyll turne and theirs shall encrease and therefore withdrawe to your lodginge." Merl. 87[1] schliefslich: les ennemys ne peurent plus endurer leurs coups et tournerent le dos en fuyte ...

Digitized by Google

Arthur verfolgt sie, bis Merlin ihm sagt, quil retournast et quil lui deuoit suffire puis quil les auoit vaincus. Auch hier ist der Sieg kein so vollständiger wie bei Tennyson und Ellis. —

Ebenso wie wir S. 12, 20 und 26 einzelne Stellen angeführt haben, in denen Tennyson und Merlin übereinstimmten, aus denen aber trotzdem nicht geschlossen werden durfte, dafs Tennyson Merlin benutzt habe — weil an all den Stellen Merlin mit der nachgewiesenen Quelle (Mal.) genau übereinstimmte —, so haben wir auch hier wieder drei Stellen zu erwähnen, wo Tennyson Merlin gefolgt sein *könnte,* und die uns zwingen würden, anzunehmen, dafs Tennyson wirklich Merlin als Quelle benutzt habe, wenn sich dieselben nicht auch gleichzeitig in Ellis fänden. So aber — und da sich unseres Wissens überhaupt keine Stelle findet, wo Tennyson mit Merlin und nicht gleichzeitig auch mit einer der anderen Quellen übereinstimmte — sind diese drei Stellen nur für Ellis beweisend. 1) Arthurs Pflegevater heifst bei Tennyson *Anton,* bei Ellis 252 *Antour,* 1. Merl. 55[1] *Anthor,* Mal. 8 Ector, Monm. fehlt. Da Tennyson doch wohl nicht durch Zufall auf den Namen Anton gekommen sein kann, ist als sicher anzunehmen, dafs er statt Antour den gebräuchlicheren Namen Anton gesetzt hat. Allerdings findet sich der Name Anton in der Form Anthoine mehrfach bei Merlin, so 1. Merl. 143[3] und 2. Merl. 1[2] Anthoine, conte de Romme, und 1. Merl. 79[3] Anthoine, seneschal de Benoic; Wheatley 146 Antoynes, the stiwarde of Benoyk, 263 Antony, his stiwarde. Doch läfst sich damit, dafs sich in einem so umfangreichen Werke wie Merlin und Wheatley ein solcher Name findet, natürlich nichts beweisen. — 2) Tenn.: Then his (Leodograns) brother king Rience (Tenn. works: Urien) assailed him: last a *heathen horde brake on* him. Monmouth weifs davon nichts. Bei Mal. 40 nur: Ryence of North Wales made strong warre upon King Leodograunce. Von einem Einfall der „heathen“ ist bei ihm keine Rede (Rience ist nach ihm, wie in Tenn., als *brother king* von dem *christlichen* König Leodogran, ein *Christ).* Bei Ellis dagegen werden Ryence, King of Ireland, und seine 15 tributary kings, S. 320 kurzweg *„infidels“,* S. 284 *„miscreants“,* 285, 286, 287 etc. *„Saracens“* genannt. Ähnlich Merlin (der in dem ganzen Kampfe Rience-Leodogran ziemlich genau mit Ellis übereinstimmt), welcher den König Ryon d'Islande (I, 104[3]) oder de la terre aux geans et de la terre aux

pastures (I, 91[1]) oder de Dannemarche (I, 110[3]) und seine Leute 107[3 u. 4] viermal „Sesnes", am häufigsten, 108 etc. „geantz", 117[1] „mescreanz", 162[3], 163[1] „les payens" nennt. Zweifellos ist hier Tennyson durch Ellis veranlafst worden, den Leodogran aufser von Rience noch durch die „Heiden" angreifen zu lassen (zwei Bezeichnungen, die bei Ellis dasselbe bedeuten). Auch tritt bei Tennyson, entsprechend Ellis, die Person des Königs Ryence, nachdem sie einmal genannt worden ist, ganz zurück. Es ist weiterhin nur noch von der „heathen horde" die Rede. — 3) In dem Kampfe mit den Rebellen heifst es bei Tennyson: The powers who walk the world — Made lightnings and great thunders over him — And *dazed all eyes.* Malory weifs von der Hilfe überirdischer Mächte in diesem Kampfe nichts. In Ellis dagegen und Merlin ist es der Zauberer Merlin, der mit seiner Kunst Arthur zu Hilfe kommt. Ellis 261 Merlin cast, by his enchantments, a sort of magical wildfire into the spacious camp of the enemy, which spread a general conflagration; . . . so that *they were almost deprived of their senses;* und S. 267 Merlin, by a new enchantment, caused all the tents to fall down. 1. Merl. 66[1] Merlin gette son sort et enchantement par telle facon que les loges et les pauillons furent tous bruslez soubdainement; und 83[3] il (Merlin) sourdit ung si merueilleux vent et si fier ... que toutes leurs tentes et pauillons cheurent sus eulx et vint une telle bruyne si grande quilz *ne veoyent pas lung lautre.*

So weit Ellis, dem, nach dem Gesagten, Tennyson gefolgt ist in der Einleitung seines Gedichtes, works V, S. 7—9, der Schilderung des Zustandes, in dem sich England und Cameliard vor Arthur befanden, ferner S. 12—14, dem Verlaufe und Resultate des barons' war und einzelnen Eigennamen und Zusätzen.

Zum Schlufs dieses Teiles unserer Arbeit noch einige Worte über eine Stelle, wo Tennyson *Nennius* gefolgt ist. Die letzten zwei Zeilen des Gedichtes lauten: A. In *twelve great battles* overcame The heathen hordes, and made a realm and reign'd. Diese *12 grofsen Schlachten* werden weder von Malory noch Ellis und Merlin erwähnt. Monmouth nennt zwar einige, aber nicht *zwölf;* nur *Nennius* — und mit ihm stimmt hier *Fabyan,* der sich auf den heil. Gilda und das Polycronicon beruft, ziemlich genau überein (abgesehen von der 8. bis 11. Schlacht) — nennt alle *zwölf* (Wace, Lay., R. of Gl., Langt. etc. stimmen

Digitized by Google

genau mit Monm. überein). Daſs Tennyson Nennius gefolgt ist, nicht etwa Fabyan, läſst sich aus unserem Gedichte, wo die zwölf Schlachten nur in der angeführten Zeile kurz erwähnt werden, nicht nachweisen, wohl aber mit Hilfe der schon vor „Coming of Arthur" erschienenen Idylle „Elaine", wo dieselben (works VI, S. 19, 20) einzeln aufgezählt werden. Da wo Fabyan mit Nennius übereinstimmt, stimmt Tennyson zu beiden; wo aber Fabyan von Nennius abweicht, stimmt er mit Nennius überein.

1) Die *erste* Schlacht findet nach *Tennyson* statt: by the white mouth of the violent *Glem;* Nenn. 48 Primum bellum fuit in ostium fluminis quod dicitur *Glein;* Fab. 79 The firste was vpon the ryuer of *Cleuy.* Monmouth nennt diese Schlacht nicht, ebensowenig Wace etc.

2) 4 loud battles by the shore of *Duglas;* Nenn. 48: 2. 3. 4. 5. super aliud flumen, quod dicitur *Dubglas;* Fab. 79 and IIII the next were foughtyn vpon the river *Douglis.* Monm. 276 Colquin met A. with a very great army, composed of Saxons, Scots and Picts, by the river *Duglas;* Wace 9282 De joste l'eve de *Guldas* (Cludas, Duglas); Lay. 20069 þat water is ihaten *Duglas;* R. of Gl. 167 fehlt, ebenso Langt.; Bouch. XLIII[2] pres du fleuve *Duglas.*

3) Tenn.: 6. That on *Bassa;* Nenn. 48 Sextum bellum super flumen quod vocatur *Bassas;* Fab. 79 The VI. batayll was vpon the ryuer called *Bassa.* Nach Monm. 280 findet diese Schlacht bei Kaerlindeoit (in the province Lindisia) called by an other name: Lindocolinum, statt, Wace 9403 Nicole; Lay. 20569 Lincolne; R. of Gl. 170 Lyncolne; Langt. 148 Nicole; Bouch. XLIV[1] Eborac.

4) Tenn.: 7. The war That thundered in and out the gloomy skirts Of *Celidon the Forest;* Nenn. 48 Septimum fuit bellum in *silva Celidonis,* id est, Cat Coit Celidon; Fab. 79 The VII. besyde Lincolne, in a *wood called Celidone.* Monm. 280 In the wood of *Caledon;* Wace 9422 al bos de Colidon; Lay. 20695 þe wude of Calidon; R. of Gl. 170 fehlt der Name, nur: sie (die Sachsen) flohen in to a wode þer by syde (i. e. Lincoln); Langt. 150 al boys de Calidoun; Bouch. XLIV[1] ils sen fuyrent en une petite forest ... nommee la forest Calidone.

5) Tenn. 8 And again By *castle Gurnion,* where the glorious king Had on his cuirass worn our Lady's Head; Nenn. 48 Octavum fuit bellum in *castello Guinnion,* in quo A. portavit

Digitized by Google

imaginem Sanctæ Mariæ perpetuæ virginis super humeros suos; Fabyan 79 The VIII. and the IX. were foughten aboute Yorke. Monmouth etc. fehlt.

6) Tenn.: 9. At *Caerleon;* Nenn. 48: 9. bellum gestum est in *Urbe Legionis;* Fab. 79 s. vorher. Monm. etc. fehlt.

7) Tenn.: *10.* in *Agned-Cathregonion;* Nenn.: *11.* factum est bellum in monte, qui dicitur *Agned* (D: *Agned Cathregonion);* Fab. 79 The X. was about *Nycolt* towne, whiche is named *Warwyke,* as after some wryters. Monm. etc. fehlt.

8) Tenn.: *11.* down the waste and sand-*shores of Trath Treroit;* Nenn. 48: *10.* bellum gessit in *littore* fluminis quod vocatur *Tribruit* (D: Trath-triuroit); Fab. 79 The XI. was at *Bathe.* Monm. etc. fehlt.

9) Tenn.: 12. And on the mount — Of *Badon,* I myself beheld the King — Charge at the head of all his Table-round … And break them; and I saw him, after, stand — High on a heap of slain, from spur to plume — Red as the rising sun with heathen blood; Nenn. 49: 12. fuit bellum in *monte Badonis,* in quo corruerunt in uno die 960 viri de uno impetu Arthur; et nemo prostravit eos nisi ipse solus; Fab. 79 The XII. and laste was at a place called *Badon or Badowe Hyll,* in which he slewe many Saxons. — This noble warryour, as wytnessith holy Gilda, slewe with his owne hande in one daye, by the helpe of oure Lady Seynt Mary, whose Picture he bare peynted in his shelde Pridwen C and XL Saxons. Monm. 281 ff. Belagerung der Stadt und Schlacht am Berge *Badon,* where Arthur had on his shoulders his Shield called Priwen, upon which the Picture of the blessed Mary, Mother of God, was drawn … and had with his Caliburn alone killed four hundred and seventy men (Monm. faſst, hier die Schlachten 8—12 bei Tenn. und Nenn. zusammen); wie Monm. so Wace 9495 ff. *Bade,* Calabrum, Sainte Marie; 9590 Quatre cens il sels en ocist …; Lay. 21032 *Bade,* Calibeorne, sceld (his nome wes on Bruttisc Pridwen ihaten), Tausende und Abertausende der Sachsen fielen; R. of Gl. 171 ff. *Baþe,* Prydwen, Calybourne, 175 And four hondred men, ar he reste, ys one honde he slou, An syxty and ten al so; Langt. 150 Bha, esku, Caleburne, Il soul of Caleburne ad mort e honye LXX hommes; Bouch. XLIV² Et ne cessa … jusques a ce qu'il eust tue de son glayue CCCCLXXVIII hommes. —

Digitized by Google

Hiermit scheint der Nachweis der Quellen für Tennysons „Coming of Arthur“ erbracht. Es hat sich ergeben, 1) dafs Dr. Hamann in Bezug auf Coming of Arthur recht hat, wenn er behauptet, Malory sei Tennysons Hauptquelle; 2) dafs Tennyson aufser Malory noch Ellis, Monmouth und Nennius benutzt hat, und zwar am ausgiebigsten Ellis, danach Monmouth und an einer Stelle nur Nennius; dafs endlich 3) Tennyson Merlin, Wheatley und Schlegel nichts entlehnt hat — ebensowenig Monmouths Bearbeitern Wace, Layamon, Robert of Gloucester etc., an Stellen, wo sie von Monmouth abweichen.

Wir wenden uns nun zum zweiten Teile unserer Arbeit, zu der Frage: Was hat Tennysons Dichtertalent aus diesem ihm in Malory, Monmouth, Ellis (Nennius) vorliegenden Material zu schaffen vermocht, mit anderen Worten: Wie hat er seine Quellen benutzt?

Was zunächst die ganze *Anlage* des Gedichtes „Coming of Arthur“ betrifft, so tritt uns dasselbe *einmal* als selbständiges, abgerundetes, für sich allein verständliches *Ganzes* entgegen, *gleichzeitig* aber als *Teil* eines grofsen, in zwölf Abschnitte zerlegten Epos („as one of the twelve books of an Epic“) und zwar als der *erste* Teil desselben, durch welchen wir mit den beiden Hauptpersonen des Epos, Arthur und Guinevere, und deren Geschichte bis zu ihrer Verbindung bekannt gemacht werden sollen. Um sie (besonders um Arthur) als ihren Mittelpunkt gruppieren sich alle anderen Figuren, an sie als Ausgangspunkt knüpfen alle Ereignisse des Stückes an.

Diese beiden Gesichtspunkte sind offenbar die leitenden gewesen für Tennyson bei der Ordnung des ihm vorliegenden Stoffes. Das Gedicht sollte sich den vier schon vor ihm erschienenen und den drei mit ihm erscheinenden Idyllen als deren Einleitung, gleichzeitig aber als selbständiges und gleichwertiges Glied anreihen. Tennyson mufste deshalb aus dem bunten Gemisch vielfach unvermittelt nebeneinandergestellter, zusammenhangloser Thatsachen und Begebenheiten, wie er sie bei Malory vorfand — den kurzen und dürren Berichten der historia regum Britanniæ — und dem Auszug aus der Merlin-Romanze, wie er ihm in Ellis vorlag — das herausschälen und zusammen-

Digitized by Google

tragen, was der doppelten Tendenz seiner Idylle entsprach. Dafs das aber nicht geschehen konnte ohne die mannigfaltigsten Abweichungen von den Quellen, liegt auf der Hand. Alles Überflüssige und Nebensächliche mufste weggelassen, manches, was die Quellen in gröfserer Ausführlichkeit mitteilten, mufste gekürzt werden; anderes pafste so, wie es die Quellen brachten, oder auch in der Reihenfolge nicht in den Rahmen des Gedichtes hinein und mufste entsprechend geändert werden. Neue Personen mufsten eingeführt und den Quellen unbekannte Ereignisse in das Gedicht eingeflochten werden, um die einzelnen Thatsachen zu verknüpfen (wie z. B. der chamberlain, Ulfias, Bellicents Berichterstattung) oder um die Hauptpersonen besonders zu heben, gewissermafsen einen helleren Glanz auf sie fallen zu lassen (wie z. B. die Geschichte von Arthurs überirdischer Geburt, Leodograns Traum) u. a. m.

Eine nähere Betrachtung des Gedichtes im einzelnen wird von selbst Tennysons Dichterarbeit schärfer hervortreten lassen. Zunächst fällt auf, wenn man Tennyson mit den Quellen vergleicht, dafs die *Anordnung der einzelnen Begebenheiten*, die *Reihenfolge,* in der sie erzählt sind, bei Tennyson eine ganz andere ist wie in den Quellen. Tennyson befolgt hier wie auch in anderen Idyllen, z. B. in Enid, die Praxis, statt so wie die Quellen die Begebenheiten in chronologischer Reihenfolge hintereinander zu erzählen, an *irgend einer Stelle* der Quelle einzusetzen und im Anschlufs an dieselbe die Handlung bis zu einem bestimmten Punkte fortzuführen, dann aber irgend eine Gelegenheit, wie sie sich gerade bietet, oft die geringfügigste (cf. Enid), zu benutzen, um zurückzugreifen und alles das zu nachzuholen, was vor dem Zeitpunkt liegt, bei dem er eingesetzt hat, und was die Quellen auch zum gröfsten Teil zuerst erzählt haben (wenn auch einzelnes sich zerstreut an anderer Stelle erst später findet). Ist das geschehen, hat er das vorher Versäumte nachgeholt, so nimmt er den Faden da, wo er ihn hat fallen lassen, wieder auf und führt die Erzählung nun ununterbrochen bis zum Schlufs fort.

So treten uns auf der ersten Seite unseres Gedichtes in den ersten Zeilen Leodogran und seine Tochter Guinevere entgegen (in sämtlichen Quellen viel später, z. B. Mal. S. 40, 41). Anknüpfend an sie wird Englands traurige Lage, Leodograns Not,

Digitized by Google

Arthurs Zug nach Cameliard, die Rückkehr in sein Land, Kampf mit den Rebellen, seine Werbung um Guinevere durch Ulfias etc. geschildert (S. 14).

Leodograns Unentschlossenheit, welche Antwort er Arthur erteilen soll, bildet dann, an dieser Stelle angekommen, den Anlafs für Tennyson, zurückzugreifen und das in den Quellen zum gröfsten Teil wenigstens schon früher Erzählte hier einzureihen. Leodogran in seinem Schwanken, ob er Ja, ob Nein antworten soll, zieht Erkundigungen über Arthur ein bei seinem hoary chamberlain, bei den Abgesandten selbst (besonders Bedivere) und bei der an Leodograns Hofe zu Besuch weilenden Schwester Arthurs, Bellicent. Durch die Antworten dieser drei Personen erfahren wir S. 15—31 alles, was über Arthur und seine Verhältnisse v o r seinem Zuge nach Cameliard zu wissen nötig ist: Blaise und Merlin, Arthurs bejahrte Freunde, lernen wir kennen, ferner seine Eltern: Uther und Igerne; — das Nähere über seine Geburt, Erziehung, Krönung, über die Gründung der Tafelrunde wird uns berichtet, — ebenso über Arthurs Freundinnen, the fair queens, who will help him at his need, the lady of the Lake und Excalibur, — über Bellicents eigene Erinnerungen aus ihrer und Arthurs Jugendzeit, — und schliefslich über Blaises vertrauliche Mitteilung an Bellicent mit Bezug auf Arthurs wunderbare, übernatürliche Geburt (S. 31).

Nun erst, nach dieser langen Abschweifung, nimmt Tennyson den Faden der Erzählung wieder auf, indem er Leodogran auf die (S. 14) an ihn gerichtete Bitte: Yive me thy daughter Guinevere to wife, die Antwort erteilen läfst: Yea; und weiter wird dann bis zum Schlufs erzählt: Guineveres Ankunft an Arthurs Hofe, die Hochzeit, Arthurs Kämpfe mit Rom etc. Schlufs, S. 36: he overcame them all, and made a realm and reign'd.

Das Gedicht zerfällt durch diese Art der Behandlung des Stoffes von seiten Tennysons in zwei Teile, rein äufserlich genommen: den *Hauptteil* und den *eingeschobenen Teil.* In Wirklichkeit bildet das in die Haupterzählung *Eingeschobene* nicht nur den *umfangreichsten, sondern auch den weitaus wichtigsten Teil* unserer Idylle. Wir erhalten scheinbar nur so nebenbei, ganz gelegentlich Auskunft über alles, was wohl wissenswert erscheinen möchte aus Arthurs Leben bis zu dem Augenblick, wo ihn Leodogran zu Hilfe ruft; in Wahrheit aber haben wir in

Digitized by Google

diesem Einschiebsel den Hauptteil, den Kern des Stückes vor uns, den Teil, auf den sich vorzugsweise der Titel „The *coming* of Arthur“, d. h.: Arthur von der Geburt bis zur Thronbesteigung *(Einleitung* des ganzen Epos) bezieht, während das, was vorhergeht und nachfolgt, gewissermaſsen nur die äuſsere Einfassung, den Rahmen der Idylle bildet.

Wir sahen, die *Gelegenheit,* den Gang der Erzählung vorläufig zu unterbrechen und zur Mitteilung alles dessen zu schreiten, was über Arthur zu sagen war, fand Tennyson bei Arthurs Werbung um Guinevere, bezw. bei Leodograns Verlegenheit, welche Antwort er Arthur erteilen solle. Erst nachdem Leodogran die genannten drei Personen: The hoary chamberlain, Bedivere und Bellicent, über Arthur ausgeforscht hat, schickt er die Boten mit seiner Antwort zurück.

Die *Einführung dieser drei Personen* aber als Berichterstatter über Arthur (dem ganzen folgenden Teile des Gedichtes lieſse sich die Überschrift geben: Was Leodogran durch seine Erkundigungen über Arthur erfährt) ist ebenso wie die *Einschiebung* des einen Abschnitts des Gedichtes in den anderen Tennysons eigenstes Werk. Keine der Quellen kann irgend welchen Anstoſs zu diesen Änderungen gegeben haben. — *Weshalb* Tennyson diese Änderungen vornahm, ist unschwer zu erkennen. Er muſste die vielen Einzelheiten, die er in den Quellen vorfand und die dort (besonders bei Malory) vielfach einander ganz unvermittelt folgten, vielfach auch ganz zerstreut an den verschiedensten Stellen sich fanden, denen er selbst sogar noch einige zufügte, er muſste die einzelnen Begebenheiten, die verschiedenen Episoden zu einem Ganzen zusammenfassen, zu einem abgerundeten Ganzen verknüpfen und verschmelzen.

Wie hat nun Tennyson mit Hilfe jener drei Personen diese Verknüpfung bewerkstelligt?

Als Leodogran Arthurs Anliegen vernimmt, denkt er bei sich: „How should I that am a king — However much he holp me at my need — Give my one daughter saving *to a king* And *a king's son!*“ In diesen beiden Ausdrücken sind die beiden Forderungen enthalten, die er an einen Schwiegersohn, in diesem Falle an Arthur stellt. Sie sind die Richtschnur für seine folgenden Nachforschungen. Er sucht herauszubekommen, ob sie in Arthur erfüllt sind. Daſs sich Leodogran auf den folgenden

Digitized by Google

Seiten so eingehend nach Arthur erkundigt, ist hiermit von Tennyson hinreichend begründet, hat nichts Auffälliges mehr.

Die erste Forderung: Mein Schwiegersohn mufs sein *a king*, ist, sollten wir meinen, erfüllt. Leodogran weifs doch, dafs Arthur König ist; er war es ja schon (newly crowned), als er nach Cameliard kam und ihm gegen Rience Hilfe brachte. Allerdings weifs Leodogran, dafs Arthur *augenblicklich* noch das Scepter führt, aber er fürchtet für die Zukunft; er sagt zu Bellicent: „A doubtful throne is ice on summer seas, — Ye come from Arthur's court. Victor his men — Report him! Yea, but ye, — think ye this king — So many those who hate him, and so strong, — So few his knights, however brave they be — Hath body enow to hold his foemen down?“ — Als ihm Bellicent darauf aber die beruhigende Antwort giebt: „Er, der tapfere Ritter, wird mit Hilfe seiner tapferen, ihm voll ergebenen Tafelrunde, mit Hilfe der drei Königinnen (who will help him at his need), der Lady of the Lake, des treuen Merlin und des Schwertes Excalibur ganz gewifs beat his foemen down“ — da ist er zufrieden. „Thereat Leodogran rejoiced.“

Aber sein Schwiegersohn mufs auch sein *a king's son*. Diese Frage, die Frage nach Arthurs Herkunft, beunruhigt ihn sehr: Ist er auch wirklich Uthers Sohn und somit der rechtmäfsige Thronerbe, oder etwa ein Sohn Gorlois' oder Antons oder, was noch schlimmer wäre, a child of shamefulness und ein Abenteurer? Um hierüber Gewifsheit zu erlangen, befragt er zunächst den hoary chamberlain, eine Figur, die sich in den Quellen gar nicht findet. „Knowest thou aught of Arthur's birth?“ fragt er diesen. „Niemand,“ antwortet ihm der Greis, „kann darüber Auskunft geben aufser Blaise und Merlin.“ — Tennyson führt auf diese sehr geschickte Weise die beiden Personen in sein Epos ein, die in sämtlichen Artus-Romanen eine so hervorragende Rolle spielen: *Blaise*, der allen Quellen zufolge im Walde von Northumberland die regelmäfsigen Berichte Merlins entgegennimmt, und *Merlin*, den Zauberer und mächtigen Beschützer Arthurs. —

Da Leodogran von seinem hoary chamberlain über Arthurs Geburt nichts erfahren kann, läfst er Arthurs Abgesandte noch einmal vor sich kommen und spricht zu ihnen: „Tell me, yourselves, Hold ye this Arthur for King Uther's son?“ worauf ihm Bedivere

Digitized by Google

die oben (S. 2) mitgeteilte Antwort erteilt, die in wundervoller Schönheit und Kürze das Wichtigste aus Arthurs ganzer Lebensgeschichte enthält. Aber Leodogran ist noch nicht überzeugt. Deshalb wendet er sich nun an Bellicent. Aber ihr, einer Frau und, wie behauptet wird, Arthurs eigener Schwester mag er in zarter Rücksicht doch nicht so direkt und offen seine Zweifel an Arthurs Abstammung zu erkennen geben; ihr gegenüber denkt er auf Umwegen zum Ziele zu kommen. Deshalb sagt er zu ihr: „The swallow and the swift are near akin, But thou art closer to this noble prince, Being his *own dear sister?*" worauf Bellicent, ganz wie er gehofft hat, gleich eingeht und antwortet: „These be secret things. What know I? Dunkel war mein Vater, dunkel meine Mutter an Auge und Haar, dunkel auch Uther wie ich selbst; er aber ist fair Beyond the race of Britains and of men. Aufserdem höre ich auch immer noch aus fernster, erster Jugendzeit meine weinende Mutter sagen: O that ye had some brother, pretty one, — To guard thee on the rough ways of the world." „So," wirft Leodogran ein, „erinnerst du dich solcher Worte? Wann sahest du denn Arthur zuerst?" „Er fand mich zuerst," antwortet sie, „als kleines Mädchen, als ich wegen eines kleinen Fehlers gezüchtigt worden war und ich mich, bitterlich weinend, auf eine einsame Bank im Freien niedergeworfen hatte. Da erschien er, ‚I know not whether of himself he came Or brought by Merlin,' und tröstete mich und trocknete meine Thränen, ‚being a child with me'; und dann kam er häufig und wuchs auf mit mir; traurig war er zuweilen, und dann war ich traurig mit ihm; finster häufig, dann mochte ich ihn nicht; doch auch süfs wiederum, und dann liebte ich ihn sehr; bis ganz kürzlich, da sah ich ihn seltener und seltener. Jene Tage aber waren goldene Stunden für mich: For then I surely thought he would be king." —

Keine der Quellen enthält etwas von dieser reizenden Erzählung aus Arthurs Jugendzeit. In wie grellem Gegensatze steht hierzu, was Malory S. 43 über das erste Zusammentreffen von Arthur und seiner Schwester sagt (Monmouth spricht überhaupt davon nicht): „Bellicent kommt mit ihren vier Söhnen nach Carlyon; Arthur sieht sie, weifs aber nicht, dafs sie seine Schwester ist, verliebt sich in sie, and desired her to lye by her. So they were agreed, and hee begate upon her Mordred." —

Digitized by Google

Aber Bellicent ist noch nicht zu Ende, sie weiſs noch mehr über Arthur zu erzählen: „But let me tell thee now another tale," fährt sie fort und teilt ihm mit, was ihr Bleys kurz vor seinem Tode noch über Arthurs Geburt offenbart hat; s. oben S. 3. — Durch diese Mitteilungen, heiſst es weiter, war Leodogran sehr erfreut, aber noch nicht überzeugt, vielmehr überlegt er immer noch: „Shall I answer yea or nay?" Erst ein Traum führt die Entscheidung herbei. Es träumt ihm, „er sähe: A slope of land, that ever grew, — Field after field, up to a height, the peak — Haze-hidden, and thereon a phantom king ...; dieser läſst zuweilen seine Stimme weithin erschallen; einige hören auf ihn, andere schreien: ‚No king of ours, no son of Uther.' Da plötzlich ändert sich das Bild; der Nebel fällt, das Land versinkt, nur der König steht, die Krone auf dem Haupt, frei am Himmel." Da erwacht Leodogran und sendet die Boten zurück an Arthurs Hof, answering: yea.

Wir sehen, einfacher und schöner konnte der Dichter die verschiedenartigen Gerüchte über Arthur, alle Einzelheiten, die die Quellen über Arthurs Eltern, Geburt etc. enthielten, nicht zusammenfassend wiedergeben und selbstschaffend ergänzen, als er es auf diesen Seiten gethan hat. Die Einführung der drei Personen chamberlain, Bedivere und Bellicent, sowie die Art und Weise, wie Tennyson dieselben verwendet, kann danach nur als ein im höchsten Grade gelungener Griff des Dichters bezeichnet werden. Auch hätten passendere Personen als der hoary chamberlain, als Bedivere, Arthurs treuester Ritter, first made and latest left of all the knights, und endlich als Arthurs eigene Schwester Bellicent, die sich sehr häufig an Arthurs Hofe aufhielt und die schon deshalb, ganz abgesehen von ihren verwandtschaftlichen Beziehungen zu Arthur, wohl mit am genauesten unterrichtet war, nicht gewählt werden können.

Die Geschichte von Arthurs *übernatürlicher Geburt,* wie sie Bleys der Bellicent und diese dem Leodogran erzählt hat, findet sich ebenfalls in *keiner* der obigen *Quellen* und scheint ebenso wie Bellicents *Jugenderinnerungen* und Leodograns *Traum,* Tennysons eigener Phantasie entsprungen zu sein.

Schlieſslich möchten wir noch auf zwei Stellen in diesem Abschnitte des Gedichts — beide in dem ersten Bericht der Bellicent, dessen *Inhalt* im übrigen im groſsen und ganzen mit

Digitized by Google

Malory übereinstimmt, s. oben — aufmerksam machen, in denen Tennyson ebenfalls an keine seiner Quellen sich anlehnt.

Die erste betrifft die *Inschrift des Schwertes Excalibur.* Bellicent sagt darüber: „On one side, was Graven in the oldest tongue of all this world: *‚Take me‘,* but turn the blade and ye shall see, And written in the speech ye speak yourself: *‚Cast me away‘.*“ Auch diese zwei Inschriften sind offenbar Tennysons eigener Phantasie entsprungen, aus dem Gedanken an die übernatürliche Kraft, die dem Schwerte nach dem übereinstimmenden Berichte aller Artus-Dichter beiwohnt; sie stehen im Einklang mit der wunderbaren Art, wie Arthur das Schwert, das aus dem Meer emporgehalten wurde, erhielt, und sind ein Hinweis darauf, wie er dasselbe bei seinem Tode den Wellen wieder überantworten liefs durch seinen treuen Bedivere, vor dessen Augen derselbe Arm, clothed in white samite, es wieder in Empfang nahm, der es gegeben. — Malory, bei dem so häufig (S. 10, 18, 54, 63, III, 335) von dem Schwert die Rede ist, sagt nur auf S. 10: Letters of gold were written about the sword that said thus: ‚Who so pulleth out this sword etc.‘ Monmouth aber spricht von einer Inschrift gar nicht; Ellis endlich S. 254: The following words were engraven on its hilt:

„Ich am y-hote Escalibore
Unto a king fair tresore.“
(On Inglis is this writing,
‚Kerve steel, and yren, and al thing.‘) —

Die andere Stelle bezieht sich auf die *Gründung der Tafelrunde.* Nach Tennyson (Bellicents erstem Bericht) erfolgt dieselbe kurze Zeit nach Arthurs Regierungsantritt, bei der feierlichen Gelegenheit seiner Krönung, in Gegenwart der drei fairy queens, Merlins und der Lady of the Lake (NB. In den Quellen ist bei der Krönung nur Merlin zugegen, aber weder die Lady of the Lake noch die three fair queens, die Mal. III, 337 bei Arthurs Heimgang nach Avalon erwähnt. Die drei letzteren hier einzuführen, ist Tennyson offenbar durch die angeführte Stelle bei Malory veranlafst worden. Weil sie da so innigen Anteil nehmen an Arthurs Geschick, läfst er sie auch hier als seine Beschützerinnen gegen die rebellischen Barone um ihn sein. Ähnlich verhält es sich wohl mit der Lady, die in Malory bei anderen Gelegenheiten so häufig genannt wird). Es heifst da: Arthur sat crowned on the daïs ... Then the King in

Digitized by Google

low deep tones, — And simple words of great authority, — *Bound them by so strait vows to his own self,* — That when they rose, knighted from kneeling, some — Were pale as at the passing of a ghost ... But when he spake and cheer'd his Table Round — With large devine and comfortable words ... I beheld ... From eye to eye thro' all their Order flash — A momentary likeness of the king ... etc. Worin aber diese Gelübde, die sie ablegten, bestanden haben, erfahren wir aus anderen Idyllen; so Gareth and Lynette S. 47: Follow the Christ, the King, — Live pure, speak true, right wrong, follow the king, und S. 72: My knights are sworn to vows — Of utter hardihood, utter gentleness, — And, loving, utter faithfulness in love, — And uttermost obedience to the king.

In keiner der Quellen ist etwas von dieser *feierlichen Gründung* der Tafelrunde durch *Arthur* enthalten. Zum Beweise führen wir die in Betracht kommenden Stellen derselben hier an.

Bei Malory heifst es S. 14: Within few years after (i. e. nach der Krönung) Arthur wonne all the north ... overcame them all ... and all through the noble prowesse of himselfe and his knights of the *Round Table.* Hier wird also kurzweg das Vorhandensein der Tafelrunde festgestellt. Erst S. 92, nachdem eine ganz geraume Zeit seit der Krönung verstrichen, die Kriege gegen die Rebellen und Rience bereits beendet, erfahren wir, wie Arthur die Tafelrunde erhielt. Als nämlich Merlin bei Leodogran um Guinevere angehalten, antwortet ihm Leodogran: „That is to me the best tidings that ever I heard ... and I shall send him (Arthur) a gift that shall please him ...: the *table-round,* the *which Uther-pendragon gave me,* and when it is ful compleate, there is an hundred knights and fiftie ... but I lack fifty ...“ and so *he delivered* Guinevere and *the table round.* In London aber angekommen, wünscht Arthur die Zahl der Ritter zu vervollständigen und sagt deshalb zu Merlin: „Goe thou and espie me in al this land 50 knights that beene of most prowesse and worshippe.“ Merlin findet 28, aber nicht mehr: Then the archbishop of Canterbury was sent for, and he blessed the sieges of his table round with great roialty and devotion.

Bei Ellis ist zuerst von einer Tafelrunde die Rede auf S. 249: Under Merlin's special guidance *Uther instituted the Round Table* intended to assemble the best knigths in the world. High birth, great strength, activity, and skill, fearless valour, and *firm*

Digitized by Google

fidelity to their suzerain (erinnert an die angeführte Stelle aus Gareth and Lyn.) were indispensably requisite for an admission into this order. They were bound by oath to assist each other at the hazard of their own lives; to attempt singly the most perilous adventures etc. Danach hören wir zunächst wieder von der Tafelrunde S. 280: Als nämlich Arthur in Cameliard ankommt, findet er *Leodogran* in council with his knights of the *Round Table,* 250 in number, who had all been nominated by *Uther Pendragon,* placed under the command of Henri the rivel and Millot the brown, 2 knights of approved valour and experience. Von einer Tafelrunde *Arthurs* ist keine Rede, seine Ritter werden in Cameliard stets genannt „the terrible oder formidable forty-two“. Erst in der folgenden Inhaltsangabe von „Morte Arthur“ findet sich S. 345 eine Tafelrunde erwähnt, mit der nur die Arthurs gemeint sein kann: The knights of the round table had completed the quest of the San Gréal and had firmly established the empire of Arthur by the defeat of all his enemies.

Ebensowenig wie hier und bei Malory ist auch in Monmouth von einer *Gründung* der Tafelrunde durch *Arthur* die Rede. Das einzige, was Monmouth sagt, aber ohne auch nur den Namen „Tafelrunde“ selbst zu gebrauchen, findet sich S. 293: Nach Beendigung der Sachsenkriege etc. etc. Arthur returned back to Britain, and resided in it for 12 years together. After this he began to augment the number of his domesticks and introduced such politeness into his court as people of the remotest countries thought worthy their imitation. So that there was not a nobleman, who thought himself of any consideration, unless his clothes and arms were made in the same fashion as those of Arthur's knights. — San Marte sagt also auf S. 383 seiner Ausgabe von Monmouths Historia ganz richtig: Mit Unrecht ist oft behauptet worden, daſs Geoffrey die Stiftung der Tafelrunde erzählt. Erst Wace ist meines Wissens der älteste Zeuge für die Tafelrunde Arthurs im Geiste des Rittertums, wie sie später stets in den Romanen wiedererscheint. (Das Weitere s. San Marte, Arthur-Sage S. 57 ff. und Wolfram von Eschenbach II, 405 ff.)

Aber auch das, was Wace von der Tafelrunde mehr berichtet als Monmouth, kann nicht Tennysons Vorbild bei dieser Stelle gewesen sein. Nachdem Wace pag. 9270—9965 die verschiedenen Kriege Arthurs gegen die Sachsen, Pikten etc. etc.

Digitized by Google

erzählt hat, sagt er 9965: en Angleterre est revenus, — Trente ans puis cel repairement — Et deus raina paisiblement. In dieser Zeit aber (9994):

Por les nobles barons qu'il ot
Dont cascuns mieldre estre quidot ...
Fist Artus la Roonde Table,
Dont Breton dient mainte fable:
Iloc séoient li vassal
Tot chievalment et tot ingal;
A la table ingalment seoient etc.

bis 10008. Von hier ab wieder ganz wie Monmouth:

N'estoit pas tenus por cortois
Escos, ne Bertons, ne Francois ...
qui à la cort le roi n'alast ...
et qui n'avoient vestéure
et contenance et arméure
A la guise que cil estoient
Qui en la cort Artur servoient u. s. w.

Ebensowenig kann Tennyson Layamon gefolgt sein. Nach Beendigung der Kriege (die mit noch gröfserer Ausführlichkeit als von Wace geschildert sind, pag. 20005—22723) kehrt Arthur nach London zurück:

he twelf yere
seoden wuneden here
inne gride and inne fride.

Über die Umstände, die die Gründung der Tafelrunde nötig machen, und diese selbst heifst es dann im folgenden:

Hit wes in ane yeol-dæie,
þat Ardur in Lundene lai.

Da kamen (22776) zu ihm Fürstensöhne, Grafen, Barone und Ritter aus Schottland, Irland, Island etc. zur Feier eines grofsen Festes (Monm. 293 having invited over etc.). Beim Mahle aber kam es zwischen diesen zu Streitigkeiten und blutigen Auftritten wegen der Reihenfolge, in der sie bedient wurden. Als Arthur die Ruhe wieder hergestellt und auch für den weiteren Verlauf des Festes bei Strafe des Todes Frieden geboten hat, läfst er alle schwören, dafs sie thun wollen, wie er befohlen. Nach Beendigung des Festes (22891)

þe king ferde to Cornwale;
þer him com to anan
þat wæs a crafti weorc-man.

Der sprach zum Könige:

Ich iherde suggen
bi-yeonde sæ neowe tidende
þat þine cnihtes
at þine borde gunnen fihte.
Ah ich þe wulle wurche

Digitized by Google

a *bord* swide hende,
þat þer mayen setten to
sixtene hundred and ma, —
al turn abuten,
þat nan ne beon wid uten;
wid uten and wid inne
mon toyæines monne.

Nie wird ein Ritter an diesem Tische, den du überallhin mit dir nehmen kannst, streiten; for þer scal þe hehye — beon æfne þan loye. — Der Tisch wird angefertigt und alle Ritter nehmen an demselben Platz (22947):

alle heo weoren hi ane
þe hehye and þa laye ...
þis was þat ilke bord
þat Bruttes of yelped
and fuged feole cunne lesinge
bi Ardure þan kinge ...

Von v. 22998 ab ganz ähnlich wie Monm. und Wace: Keinen Ritter gab es in England, Wales etc. þet weoren ihalde god cniht, — bute of he cude of Ardure, — his wepnen and his weden etc. —

Rob. of Gl. stimmt ziemlich genau mit Monmouth überein. Auch er nennt an der Monmouth entsprechenden Stelle S. 180 die „Tafelrunde“ gar nicht, wohl aber kommt der Name später zweimal vor, wo er in Monm. fehlt, 187 Of ys *rounde table* ys ban aboute he sende; und 188 þer come to þys *rounde table*, as he sende ys ban, Aunsel of Scotland etc. —

Langtoft genau wie Monmouth.

Auch Bouchard stimmt in der Monmouth 293 entsprechenden Stelle S. XLV[1] genau mit Monmouth überein, hat aber später (S. XLVI[1 u. 2]) zwei Zusätze, die in Monmouth fehlen. XLVI[1] Gernasius tibesberius recite que le roy Artus erigea premierement les douze pers de France. Touttefois jai leu ailleurs que ce fut Charlemagne qui les crea quant il entreprint aller faire la guerre aux Espaignes contre les Sarrazins; mais il peult estre que lung et laultre soit vray. Hier liegt offenbar eine Vermengung der beiden Personen Karl — Arthur, und der 12 pers — Tafelrunde vor. XLVI[2] Wie bei Monm. 299 läſst Arthur alle Ritter und Herren zur Feier des Pfingstfestes an seinen Hof nach Windsor entbieten: Les hommes avecques les hommes und les femmes avecques les femmes. — Laquelle compaignie — das aber fehlt bei Monm. — ainsi triomphantement assemblee a este appellee *„la table ronde“*, dont il a este et a jamais sera grande renommee. —

Digitized by Google

Wenden wir uns nun von diesem Hauptteile unserer Idylle zu den ersten und letzten Seiten des Gedichtes. Wir beschränken uns darauf, 1) auf *drei* daselbst vorkommende, eng *zusammengehörige Stellen* hinzuweisen, die wir, wie die bisher behandelten Punkte, ganz allein Tennysons *selbständigem dichterischem Schaffen* zu verdanken haben, und 2) auf eine *Umstellung*, die Tennyson mit den Quellen vorgenommen hat, aufmerksam zu machen. —

In den beiden ersten der erwähnten Stellen tritt uns eine Figur entgegen, die neben Arthur und Guinevere wohl die wichtigste des ganzen Epos ist, die aber in den hier in Betracht kommenden Teilen der Quellen entweder gar nicht vorkommt oder nur kurz erwähnt wird, jedenfalls in keiner Weise als bedeutend hervortritt: *Lancelot.* Tennyson führt ihn in sein Gedicht ein unmittelbar nach dem siegreichen Kampfe Arthurs mit den Rebellen, aber ohne noch seinen Namen zu nennen. Es heifst da S. 14:

And in the heart of Arthur joy was lord.
He laugh'd upon his warrior, whom he lov'd
And honour'd most. „Thou dost not doubt me king,
So well thine arm hath wrought for me to-day.“
„Sir and my liege,“ he cried, „the fire of God
Descends upon thee in the battle-field:
I know thee for my king.“ Whereat the two
Sware on the field of death a deathless love.
And Arthur said: „Man's word is God in man:
Let chance what will, I trust thee to the death.“

Diesen selben Ritter aber, „whom he loved and honoured most, Sir *Lancelot*“, schickt Arthur, als er das Jawort von Leodogran erhalten hat, nach Cameliard, seine Braut abzuholen und ihm zuzuführen. S. 32:

And Lancelot past away among the flowers,
(For then was latter April) and return'd
Among the flowers, in May, with Guinevere.

Diese beiden Stellen erhalten aber erst ihre volle Bedeutung in Verbindung mit der dritten. Während der Trauung:

There past along the hymus
A voice as of the waters, while the two
Sware at the shrine of Christ a deathless love:
And Arthur said: „Behold, *thy doom is mine.*
Let chance what will, I love thee to the death.“
To whom the Queen replied with drooping eyes:
„King and my lord, I love thee to the death.“

Keine der Quellen hat diese unvergleichlich schönen und grofsartigen Scenen veranlafst, sie sind Tennysons eigenstes Werk.

Digitized by Google

Mit denselben Worten *the two* — einmal Arthur und Lancelot, dann Arthur und Guinevere — *sware at the field of death,* bezw. the *shrine of Christ* — *a deathless love. „Let chance what will, I trust* bezw. *love thee to the death,“* — mit denselben Worten schwören sie sich zu gleich weihevoller Stunde an geheiligter Stätte ewige, unvergängliche Liebe und Treue. Bedingungs- und rückhaltlose Liebe, unbeschränktes, unerschütterliches Vertrauen, unter allen und jeden Verhältnissen (let chance what will) verspricht Arthur Lancelot und Guinevere. Und Arthur hat sein Wort gehalten. Gleich die erste Gelegenheit benutzt er, Lancelot sein volles Vertrauen zu bezeigen, indem er gerade ihn dazu ausersieht, dem Bräutigam die Braut zuzuführen. Arthur weifs sehr wohl, er kann seine hohen göttlichen Ideen, wie er sie, im Einklang mit obigen Stellen, S. 12 ausgesprochen hat:

(Were I joined with her) ... then might we ...
Have power on *this dark land to lighten it,*
And power on *this dead world to make it live* ...

nur verwirklichen im Verein mit seinem Weibe und seiner Tafelrunde, vor allem dem glänzendsten Vertreter derselben: Lancelot. Sie will er sich darum mit unlöslichen Banden verbinden. Wenn sie ihn verlassen, wenn sie seine Treue mit Untreue vergelten, kann er seine Bestimmung nicht erfüllen, seine Lebensaufgabe, „sein Land glücklich und gut, die Welt zu einer anderen zu machen“, nicht lösen. Er hat sein Wort gehalten, nicht aber Lancelot und Guinevere. Sie brechen ihren Eid, verraten König und Gatten; und da dem so ist, da die ihn hintergehen, auf die Arthur wie auf einen Felsen baut, so ist all sein Mühen umsonst, sein grofses Werk mufs scheitern! Das ganze Epos, die sämtlichen folgenden Idyllen werden erst aus diesem Gedanken heraus verständlich, haben in Guineveres und Lancelots *Schuld* ihren Angelpunkt (vgl. Enid, Elaine, Balin und Balan etc., wo alles Unglück auf Guineveres und Lancelots Liebe zurückzuführen ist). Die beiden Eidbrüchigen bringen das ganze Unheil über Arthur und die Tafelrunde. Wie vielversprechend die Zukunft, wenn sie ihren Eid halten; wie traurig aller Nieder- und Untergang, da sie ihn brechen. — Es ist ein meisterhafter Zug des Dichters, gleich hier in der ersten Idylle Arthurs und der Tafelrunde Geschick so eng, ganz unlöslich mit der Treue und Untreue dieser beiden Personen verknüpft zu haben, und Lancelot *so*

Digitized by Google

früh, bald nach Arthurs Krönung, noch *vor* dessen Verheiratung *in sein Gedicht einzuführen,* ihn bei Arthurs ersten Waffenthaten (gegen Rience und die Rebellen) schon als dessen Kampfgenossen eintreten zu lassen und endlich gerade ihn, whom he loved and honoured most, mit der Abholung der Braut zu beauftragen. Tennyson erreicht dadurch zweierlei. Einmal mufs uns Lancelots Treubruch um so verwerflicher und für Lancelot belastender erscheinen, je häufiger und eindringlicher wir darauf hingewiesen werden, wie zuversichtlich und vertrauensselig Arthur auf Lancelot baut, je mehr Beweise von Arthurs Liebe und Vertrauen zu Lancelot uns mitgeteilt werden; dann aber konnten nur so — entgegen den Quellen — Lancelot und Guinevere gleich zu Anfang einander nahe gebracht werden. Guinevere sieht und liebt Lancelot, noch ehe sie Arthur überhaupt kennt. Das zersetzende Gift, das die vollständige Auflösung der Tafelrunde und den Untergang Arthurs herbeiführt, wirkt gleich von Anfang an, von derselben Stunde an, in der Guinevere die Schwelle von Arthurs Palast betritt. (NB. In dem Umstande, dafs Guinevere Lancelot vor Arthur kennen lernt, liegt gewissermafsen ein Milderungsgrund für Guineveres verbrecherische Liebe zu Lancelot, insofern als ihr Herz und ihre Hand noch frei waren zu der Zeit, als sie dem jugendlich schönen, gewaltigen Ritter Lancelot begegnete, und ihre Neigung zu ihm nach ihrer Verheiratung mit Arthur als nur fortbestehend zu denken ist, und erst dadurch verbrecherisch wurde.) —

Bei *Malory* wird Lancelot in den Kämpfen mit den Rebellen und mit Rience nicht genannt, er wird zum erstenmal erwähnt S. 70: Lancelot du Lac wird einst an dieser Stelle kämpfen, und dann S. 92: Merlin rät dem Könige ab, Guinevere zu heiraten, weil „Lancelot should love her and shee him againe“. Erst S. 197, nach Arthurs Rückkehr aus dem Kampf mit Rom, als Arthur längst mit Guinevere verheiratet ist, heifst es von Lancelot: In al tourneiments and justs and deeds of armes Launcelot du Lake passed all knights and was never overcome ... wherefore queene Guenever had him in great favour ..., and certainely he loved the queene againe above all other ladies all the daies of his life, and for her he did many deedes of armes, and saved her from the fire through his noble chivalrie.

Nach Malory ferner führt nicht Lancelot, sondern Merlin

Digitized by Google

Arthur die Braut zu. S. 93: And so King Leodegrance delivered his daughter unto Merlin and so they rode freshly with great royalty, til they came that knight unto London.

Von der Hochzeit schliefslich heifst es S. 97 kurz: The king was wedded at Camelot unto Guenever in the church of Saint Stevens with great solemnitie. —

Auch bei *Ellis* lernen sich Lancelot und Guinevere erst lange Zeit nach Guineveres Verheiratung kennen. Auf S. 326 heifst es: The fairy (Lady of the Lake, die Lancelot erzogen), when her pupil had attained the age of 18, conveyed him to the court of Arthur ... and at the first appearance of the youthful candidate, the graces of his person ... made an instantaneous and indelible impression on the heart of Guenever, while her charms inspired him with an equally ardent and constant passion. (The amours of these lovers throw a very singular colouring over the whole history of Arthur.) — Von einem Abholen der Guinevere ist bei Ellis keine Rede, da Arthur an Leodograns Hofe direkt um Guinevere anhält. Von der Hochzeit aber heifst es S. 311: The beauteous Guenever was then solemnly betrothed to Arthur; and a magnificent festival was proclaimed, which lasted 7 days. —

Monmouth kennt Lancelot gar nicht, über die Verheiratung Arthurs finden sich S. 192 nur die Worte: He toke to wife Guanhumara ... — (Vgl. auch Paris, le roman de la T. R. II, 389: Le petit Gaload-Lancelot, encore *au berceau* etc. und III, 128 ff.) —

Die *Änderung,* die Tennyson in der *Reihenfolge* der Erzählung der einzelnen Thatsachen in diesem Teile des Gedichtes vorgenommen hat, betrifft *Arthurs erste Thaten nach seiner Krönung.* Malory berichtet Seite 14 (am Schlufs von Kap. 5), dafs Arthur in den nächsten Jahren nach seiner Krönung wonne all the north, Scotland etc. hee overcame them all, as hee did the remnant; und geht in den folgenden Kapiteln auf die einzelnen Kriege näher ein. Er beginnt das sechste Kapitel damit: At Pentecost after the coronation (NB. diese fand at the feast of *Penticost* des *Jahres vorher* statt) Arthur let crie a great feast, that it should be holden at the citie of Carlion. Die Barone erscheinen in grofser Zahl und benutzen die günstige Gelegenheit, sich nun offen gegen Arthur aufzulehnen, sich zu empören. Es folgt dann in grofser Ausführlichkeit *„the barons' war"*. Nach Beendigung desselben *der Zug nach Cameliard.* Dieselbe

Digitized by Google

Reihenfolge hat Ellis, 259: Gegen Ende der Feier bricht der Aufstand aus, nach Niederwerfung desselben wird von Arthur der Zug nach Cameliard unternommen. Monmouth (Layamon etc.) kommt nicht in Betracht, da beide Kriege fehlen; bei ihm folgen der Krönung unmittelbar die Sachsenkriege.

Nach Tennyson aber unternimmt Arthur *zuerst* den *Zug nach Cameliard*, und nachdem Rience besiegt ist, bricht erst der *Kampf mit den Baronen* aus; S. 9: Arthur, *„newly crowned,“* as *„he yet had done no deed of arms“* wurde von Leodogran zu Hilfe gerufen, und Arthurs Abwesenheit benutzten erst die Barone, sich zu empören: While he lingered there (i. e. in Cameliard) — A doubt that ever smouldered in the hearts — Of those great Lords and Barons of his realm — Flash'd forth and into war.

Zu dieser von Tennyson vorgenommenen Umstellung scheinen ihn mehrere Umstände veranlafst zu haben. *Einmal* wird dadurch Arthur gleich nach seinem Erscheinen, bald nachdem Merlin mit ihm und seinen Ansprüchen auf die Krone hervorgetreten ist und seine Krönung durchgesetzt hat (s. S. 20 des Gedichts), bei seiner *ersten* Waffenthat mit Guinevere bekannt, mit der Frau, die bestimmt ist, von entscheidendem Einflufs auf sein und seiner Tafelrunde Geschick zu werden. Sie tritt damit ganz am Beginn von Arthurs Laufbahn, wie sie uns das Epos vorführt, *neben* Arthur in den Vordergrund (analog Tennysons Verfahren mit Lancelot, s. oben). — *Zweitens* aber konnte Tennyson durch diese Umstellung ganz bequem die Lücke ausfüllen, die sich in Malory findet zwischen der Krönung und dem Ausbruch des Krieges gegen die Barone (ein volles Jahr liegt nach Malory zwischen diesen beiden Begebenheiten, über das wir nichts erfahren. Bei Merl. 63[1] heifst es an der entsprechenden Stelle: Artus reyna par longue espace de temps en paix et fut obey; dass. Wheatley und Schlegel). Das aber entsprach wieder einem Bestreben des Dichters, auf welches wir im folgenden noch etwas näher einzugehen haben: die Ereignisse, die den Inhalt des Gedichtes ausmachen, und die die Quellen auf eine ganze Reihe von Jahren verteilen, auf einen möglichst kurzen, beschränkten Zeitraum zusammenzudrängen.

Hiermit sind wir zum letzten Teile unserer Abhandlung gekommen. Es erübrigt noch, auf einige Punkte hinzuweisen, in denen sich Tennysons selbständiges dichterisches Schaffen weniger

Digitized by Google

in dem einen oder anderen *Teile* seines Gedichtes zu erkennen giebt, als vielmehr in dem Gedicht als *Ganzem* hervortritt. Dahin gehört einmal das erwähnte Bestreben, die Begebenheiten des Gedichtes als in möglichst kurzer Zeit nacheinander sich zutragend vorzuführen, dann aber auch zu kürzen und zu vereinfachen, wo es irgend anging, und alles auszulassen, was nicht zum Verständnis des Ganzen unbedingt erforderlich schien.

Das Bestreben, im Interesse des festeren inneren Zusammenhangs des Gedichtes die Ereignisse zeitlich zusammenzuschieben, tritt zweimal hervor. *Erstens* spielen sich die Ereignisse von *Tintagils Fall* bis *Uthers Tod, zweitens* diejenigen von *Arthurs Hervortreten* bis zu seiner *Vermählung mit Guinevere* bei Tennyson im Laufe *weniger Monate,* nach den Quellen im Verlauf *mehrerer Jahre* ab.

1) Tennyson S. 18. Bald nach Gorlois' Tod nimmt Uther Tintagil ein, zwingt Igerne, ihn zu heiraten, und zwar *with a shameful swiftness; afterwards not many moons* King Uther *died* (in Tintagil), und noch in *derselben Nacht* (all before his time), der Neujahrsnacht, wird Arthur *geboren* und Anton zur Erziehung übergeben. And no man knew. (NB. „Die Neujahrsnacht“ ist Tennysons Zusatz, entsprechend der „Sylvesternacht“, in der Arthur *stirbt,* s. Passing of Arthur, works VI, 294. — Daſs Tennyson den Arthur „all before his time“ geboren werden läſst, hat offenbar, ebenso wie die drei folgenden Worte „no man knew“, den Zweck, der Behauptung von Arthurs Gegnern, Arthur sei nicht Uthers, sondern Gorlois' nachgeborener Sohn, gröſsere Wahrscheinlichkeit zu geben und das Dunkel über Arthurs Herkunft zu vergröſsern. Vor allem erhalten so auch Leodograns Zweifel und seine Bedenken, ob Arthur auch *a king's son* sei, sowie die Empörung der Barone noch mehr Berechtigung.)

Malory 16: Nach der Einnahme von Tintagil und after the death of the duke more than 3 houres, was Arthur begat, 13 dayes after King Uther wedded faire Igrayne. Arthurs Geburt erfolgte, wie wir annehmen müssen, zur normalen Zeit, denn es heiſst darüber nur: When the queene was delivered. Über Uthers Tod aber lesen wir S. 8: Then *within 2 years* king Uther fell sick of great maladie, and *within a while* he was passing sore sick … und endlich: he yielded up his ghost in London.

Ähnlich Monm. 267: Nach der Eroberung von Tintagol they

Digitized by Google

continued to live together in a passionate affection for each other ... and they got a son and a daughter. 268: In *Process of time* the king was taken ill of a lingring distemper (Wace 9059: Uther raina *bien longement,* so Lay. etc.) und 273: And was seized with a sudden death at Verolam. Dafs unter „process of time" eine *ganze Reihe* von Jahren zu verstehen ist, geht daraus hervor, dafs seine Tochter Anne noch vor seinem Tode mit Lot verheiratet wurde.

Ellis schliefslich verweist S. 250 auf Monmouth. Von Arthur heifst es S. 252: Arthur grew and prospered under the care of Antour, und von Uthers Tod: And Uther, though he lived *many years* after this, expired without revealing the secret either to Arthur nor Igerna. — NB. Nach Schlegel 217 stirbt Igerna vor Uther.

Nach Uthers Tode aber, so berichten alle Bearbeiter übereinstimmend (nur Ellis 253 nicht), sah es in England traurig aus, bis Arthur den Thron bestieg. —

2) *Tenn.* 20: But now, *this year, Merlin brought Arthur forth* and set him in the hall, proclaiming: Here is Uther's heir, your king. Darauf riefen zwar viele Stimmen: Weg mit ihm! Aber Merlin, through his craft, had *Arthur crowned.* — Es entsteht hier die Frage: Erfolgte Arthurs „Hervortreten" und seine „Krönung" unmittelbar nacheinander, womöglich an demselben Tage, oder verstrich einige Zeit zwischen den beiden Begebenheiten? Aus dieser Stelle unseres Gedichtes ist in Bezug auf diese Frage nichts zu schliefsen. Wohl aber aus S. 24, den Worten: There likewise I beheld Excalibur — Before him *at his crowning* borne, the sword, — That rose from out the bosom of the lake, — And *Arthur rowed across and took it.* Dies „rowed across and took it" kann, da das Schwert bei der Krönung zur Stelle war, nur vor der Krönung, aber erst nach Arthurs Hervortreten geschehen sein, denn es ist doch wohl nicht anzunehmen, dafs die Lady of the Lake Arthur das Schwert, „whereby to drive the heathen out", gegeben habe, bevor er von seiner Geburt und seiner hohen Bestimmung auch nur eine Ahnung hatte, d. h. vor dem Zeitpunkt, als Merlin mit Arthur hervortrat. Wir müssen also annehmen, dafs einige Zeit zwischen den beiden Begebenheiten verflossen ist. Dafs das aber nur eine kurze Spanne Zeit gewesen sein kann, wird aus dem Folgenden erhellen.

Digitized by Google

Bald nach der Krönung unternahm Arthur den Zug nach Cameliard. „Leodogran,“ heifst es auf S. 9, „heard of Arthur *newly crowned,* and Arthur had yet done no deed of arms;“ und Leodogran bat ihn: „Arise, and help us, thou!“ worauf Arthur sich sofort nach Cameliard aufmacht: „He *heard the call and came.*“ Als dann Leodograns Feinde besiegt sind, verweilt Arthur noch einige Zeit in Cameliard, bis „a doubt that ever smouldered in the hearts of those great Lords and Barons of his realm *flash'd forth and into war*“. (NB. Nun ist auch ersichtlich, was unter dem S. 20 gebrauchten Ausdruck *after,* the great lords banded and so brake out in open war zu verstehen ist.) Arthur kehrt sofort in sein Land zurück, besiegt die Rebellen und „from the foughten field *he sent Ulfius . . . saying: Give me thy daughter Guinevere to wife*“. Als aber Leodogran zögert, den Boten eine zusagende Antwort zu erteilen, und er sich bei ihnen nach Arthur erkundigt, da sagt ihm Bedivere die oben angeführten Worte: But now *this* year, Merlin brought Arthur fourth. — Also alles das: das Hervortreten Arthurs, seine Krönung, seine Kämpfe in Cameliard, sein Kampf mit den Rebellen, seine Werbung, hat sich in demselben Jahre, im Laufe weniger Monate zugetragen, und zwar in der *letzten Hälfte* des Jahres; denn Excalibur, das Arthur vor der Krönung erhielt, „rose up from out the bosom of the Lake, one *summer-noon*“, wie es in Passing of Arthur S. 278 heifst. Dafs auch die Zeit zwischen Arthurs Erscheinen und Krönung nur eine kurze gewesen sein kann, leuchtet jetzt auch ein.

Arthurs *Vermählung* findet im Mai des folgenden Jahres statt; am Hochzeitsfest aber erscheinen *Gesandte von Rom,* who claimed the tribute as of yore. Aber Arthur erteilt ihnen die Antwort: No tribute will we pay . . ., und die Folge davon war: *Arthur strove with Rome.* Wenn wir hierzu nun noch den Schlufssatz des Gedichtes nehmen:

And Arthur and his knighthood for a space
Were all one will, and thro' that strength the king
Drew in the petty kingdoms under him etc.,

so sind damit Arthurs Hauptheldenthaten ziemlich erschöpft, in verhältnismäfsig kurzer Zeit haben sie sich in diesem ersten Gesange des Epos vor unseren Augen abgespielt. Die folgenden Idyllen können sich mehr oder weniger ausschliefslich mit den *Helden* von Arthurs Tafelrunde und deren Thaten beschäftigen,

Digitized by Google

während erst die letzte wieder ganz zu Arthur zurückkehrt, um ihn uns in den letzten Tagen seines thatenreichen Lebens, in seinem letzten Kampfe und seinem Scheiden von dieser Welt zu zeigen. Es geschieht dies in: The *Passing* of Arthur. —

Sehen wir nun zu, auf welchen Zeitraum sich diese Begebenheiten bei *Malory* verteilen. Nach Uthers Tode stand das Reich (S. 9) in great jeopardie a long while. Deshalb ging Merlin eines Tages zum Erzbischof von Canterbury (sein Name, Dubricius, ist bei Malory nie genannt) und riet ihm, zu Weihnachten alle Ritter etc. in London zu versammeln, „as Jesus would show some miracle, who should be rightwise king of England etc.", s. S. 12. Nur Arthur vermag das Schwert aus dem Stein zu ziehen; aber die Barone weigern sich, Arthur als ihren König anzuerkennen. Deshalb wird das Schwert wieder in den Stein gesteckt und „at candlemasse" soll der Versuch wiederholt werden. Wiederum ist nur Arthur im stande, das Schwert aus dem Steine zu ziehen. Ebenso das dritte Mal „at Ester" und das vierte Mal „at Penticost". Nun aber schreien all the comons: „We will have Arthur unto our king", and so anone the coronation was made. Also: *Weihnachten* tritt Arthur hervor, *Pfingsten* wird er zum König gekrönt. — Weiter heifst es S. 15: *Then* (i. e. nach der Krönung) Arthur removed into Wales and let crie a great feast at *Penticost after the coronation* of him (also genau nach Jahresfrist). Zu diesem Feste erschienen alle Könige und Barone, und bei Gelegenheit dieses Festes erfolgt der Ausbruch des *ersten Krieges mit den Rebellen*. Nach Beendigung desselben schickt Arthur nach Ban und Bors, Königen von Bretagne, und bittet sie um Hilfe, und erst einige Zeit nach ihrer Ankunft bricht der *zweite* Krieg mit den Baronen aus. Nachdem auch der glücklich zu Ende geführt ist, folgt der *Zug nach Cameliard* (S. 40), wo Arthur Rience besiegt, Guinevere kennen und lieben lernt. Aber erst nachdem er *lange* Zeit Cameliard verlassen und die verschiedensten Abenteuer bestanden hat (S. 40 ff.), schickt er Merlin (S. 92), um bei Leodogran für ihn um Guineveres Hand anzuhalten. Nach Merlins Rückkehr mit Guinevere wird die Hochzeitsfeier *vorbereitet*, und bis zur Hochzeit selbst ist wieder einige Zeit verstrichen, sind noch mehrere Abenteuer zu bestehen gewesen (93—97). Nun erst heifst es S. 97: The king was married unto Guinevere at Camelot in in the church of St. Stevens. Von der Ankunft der römischen

Digitized by Google

Gesandten aber ist keineswegs schon bei der Hochzeitsfeier die Rede, sondern vielmehr erst S. 168 (vorher S. 50 nur eben erwähnt): When King Arthur had rested a *while after long war* and held a royall feast and table-round ... there came into his hall ... 12 ancient men etc.

Von den zwölf grofsen Schlachten gegen die Heiden ist bei Malory keine Rede, mit den Kämpfen aber, die nach Tennyson Arthur gegen die „petty princes", nach *Beendigung* des Kampfes mit Rom auszufechten hatte, sind offenbar die Abenteuer und Kämpfe gemeint, die Malory überall zwischen die Hauptbegebenheiten, d. h. die grofsen Kriegszüge, einstreut. —

Mit Malory stimmt *Ellis* von S. 253 bis zum Schlufs im grofsen und ganzen ziemlich genau überein. Die Wahl Arthurs durch das Schwert wird von Ellis ebenso erzählt wie von Malory. Nur ist Arthur noch nicht Weihnachten, Lichtmefs und Ostern, sondern erst Pfingsten zugegen, und dann „he was unanimously proclaimed king". Seine Krönung aber findet noch nicht Pfingsten, sondern erst einige Zeit nachher statt; und von dem Ausbruch des Krieges mit den Baronen heifst es 259: When, at the conclusion of the feast, Arthur proceeded according to custom to confer on his guests the investiture of the great fiefs and offices of the crown, they suddenly rose with one accord ... and attempted to seize the king's person. — Wie bei Malory findet nach Beendigung der lange dauernden Kriege mit den Rebellen der Zug nach Cameliard statt. Eine Werbung um Guinevere fällt, wie wir oben sahen, bei Ellis weg; Arthurs Verheiratung aber findet, wie bei Malory, erst nach langen Kriegen gegen Rience und seine Verbündeten statt (S. 311). Von einer römischen Gesandtschaft, den zwölf Schlachten gegen die Sachsen, sowie den Kämpfen gegen die „petty kings" (wenn auch der letztere Ausdruck selbst von Ellis herrührt, s. o. S. 35) ist bei Ellis keine Rede, da das Manuskript, ein Fragment, mit der Besiegung von Rience abbricht und der Schlufs fehlt. —

Monmouth weicht von Malory und Ellis einerseits, von Tennyson andererseits wesentlich ab und kommt hier kaum in Betracht. Wie wir sahen, fielen nach Uthers Tode die Sachsen wieder ins Land ein, „attempting to rout out the whole British race". „Dubricius therefore," heifst es dann bei Monm. S. 276 weiter, „grieving for the calamities of his country *set the crown*

Digitized by Google

upon Arthur's head." Von einem plötzlichen Hervortreten Arthurs, von seiner Erziehung durch Antour oder Anton oder Ector, seiner Wahl zum Könige durch das Gottesurteil etc., ist bei Monmouth keine Rede. Er ist nach ihm als rechtmäfsiger Thronerbe von seinen Eltern am Hofe erzogen und aufgewachsen; jedermann kennt ihn, und niemand denkt daran, jetzt nach seines Vaters Tode gegen seine Thronbesteigung etwas einzuwenden. Ein „barons' war" ist für Monmouth ausgeschlossen; auch kennt er den Zug nach Cameliard nicht, da Guinevere nach ihm nicht eine Tochter Leodograns, sondern römischer Abstammung ist (s. Monm. S. 292). Werbung und Hochzeit werden abgethan mit den Worten: he took to wife Guanhumara, descended from a noble family of Romans. Die römische Gesandtschaft aber erscheint nicht, wie bei Tennyson, am Hochzeitstage, sondern bei Gelegenheit der Festlichkeit, welche Arthur am Pfingstfeste zu Legions veranstaltet und zu der er alle Könige und Herzöge, die ihm unterthan sind, eingeladen hat, „to place the crown upon his head". Der Kampf mit den Sachsen ist zu Ende, als der mit Rom beginnt; von der Unterwerfung der „petty kings" schliefslich ist bei Monmouth keine Rede, ihr entspricht die Unterwerfung Schottlands, Irlands etc. —

Was die *Kürzung und Vereinfachung* in Tennysons Darstellung seinen Quellen gegenüber betrifft, so war aus dem bisher Gesagten schon zu erkennen, dafs Tennyson durchweg nur die *Hauptmomente* aus den Berichten der Quellen herausgegriffen, alles *Nebensächliche* dagegen und alle *Einzelheiten* aus dem Spiele gelassen hat. Einige weitere Belege mögen hier noch folgen: Der Kampf Arthurs mit Rience wird von Tennyson in ein paar Zeilen, von Malory zwar auch mit nur wenigen Worten abgemacht, S. 40, 41, von Ellis aber in gröfster Ausführlichkeit S. 281—290 und wieder S. 311—323 behandelt; dasselbe gilt von dem Kampfe mit den Rebellen, der von Tennyson kurz gedrängt auf anderthalb Seiten (S. 12 u. 13), von Malory S. 17—19 u. 25—40, von Ellis S. 260—263 u. 266—268 behandelt wird, sowie von dem Bericht Bediveres über Arthurs Herkunft. — Ganz weggelassen ist in dem, was Bedivere erzählt, die Art und Weise, wie Uther Igerne kennen lernt und um ihre Gunst wirbt (Mal. 1 u. 2, Monm. 261, 262, Ellis verweist auf Monm.), — bedeutend gekürzt Uthers und Gorlois' Kampf und Gorlois' Tod: Mal. 2—5, Monm. 262

Digitized by Google

bis 267. Tennyson sagt nur: „Gorlois and Uther went to war and overthrown was Gorlois and slain“; — ebenso der Bericht über Uthers Tod. Tenn.: Afterward not many moons king Uther died; Mal. dagegen S. 8—9, Monm. 269—70 u. 272—74, Ellis kürzer S. 253. — Ganz ausgelassen ist wiederum von Tenn., wie Uther durch Merlins Zauberkünste Gorlois' Gestalt annimmt, nach Tintagil hineingeht, bei Igerne schläft und in der Nacht Arthur mit ihr zeugt, s. Mal. S. 4—5, Monm. S. 264—65. Nach Tennyson sehen sich Uther und Igerne zum erstenmal in Tintagil, als dasselbe nach Gorlois' Tod eingenommen ist; und Arthur wird gezeugt nach Uthers und Igernes Vermählung. Er ist also nach Tenn. unstreitig Uthers Sohn aus *legitimer Ehe* mit Igerne, während bei Monm. und Mal. Arthur allerdings auch nach Gorlois' Tode (3 Std. Mal.), aber vor Uthers und Igernes Verheiratung, zu einer Zeit, als weder Uther noch Igerne von Gorlois' Tod etwas wufsten, gezeugt wird (Mal. 13 Tage nachher die Hochzeit, Merl. 20 Tage nachher). — Ebenso hat Tenn. Arthurs Wahl durch das Schwert Mal. 9—14, Ellis 254—258 weggelassen. Tenn. hat dadurch bewirkt, dafs der Krieg mit den Baronen uns noch unvermeidlicher erscheinen mufs, als er es vielleicht nach Mal. und Ellis' Berichten war. Obgleich Arthur nach den letzteren durch ein Gotteswunder als der rechtmäfsige Erbe der Krone Englands bezeichnet war, bringen es die Könige und Herren nicht übers Herz, demjenigen zu huldigen, der nach ihrer Meinung Antors Sohn oder aber ein Bastard ist. Wie viel weniger werden sich bei Tenn. die stolzen Barone bereit finden lassen, Arthur den Eid der Treue zu leisten und ihn zu halten, wo ihn die einen gar nicht kennen, die anderen ihn für Antons, wieder andere für Gorlois' nachgeborenen Sohn, einige endlich für einen unehelichen Sohn der Igerne halten, und wo für Arthur nicht das Gottesurteil in die Wagschale fällt, sondern Merlin einfach eines schönen Tages mit diesem Jüngling hervortritt und kurzweg erklärt: „Here is Uthers heir, your king!“ Was Wunder, dafs da a hundred voices cried: Away with him! No king of ours! — Ein „barons' war“ war unter den Umständen ganz unausbleiblich (vgl. auch S. 58).

In dem ersten Bericht der Bellicent ist es die Art und Weise, wie Arthur Excalibur erhält, die Mal. auf S. 54, 55 u. 63 ausführlicher behandelt als Tenn. S. 24; — und schliefslich wird am Schlufs des Gedichts die römische Gesandtschaft von Tenn. in

Digitized by Google

kurzen Worten abgefertigt (wie Mal. S. 50), während Monm. die Angelegenheit von S. 306—316, Mal. von S. 168—172 behandelt. Vom Kampf mit Rom aber sagt Tenn. nur: „And Arthur strove with Rome“, Monm. berichtet über denselben ausführlich von S. 317—351 (entsprechend Wace S. 134—220 etc.), Mal. 171—196 (2. Merl. 115³—126¹ etc.), und während Tenn. in unserem Gedicht vom Kampf mit den Sachsen nur mitteilt: And in 12 great battles he overcame the heathen hordes and made a realm and reigned (ausführlicher in Elaine), widmet Monm. diesen Kriegen 10 Seiten, 276—286.

Aufser diesen hier angeführten Stellen aber finden sich sowohl in dem hier in Betracht kommenden Teil von Monm. wie von Mal. und Ellis *ganze Kapitel*, die Tenn. unberücksichtigt gelassen hat. So, um nur einiges anzuführen, in *Malory:* Arthur ruft Ban und Bors um Hilfe gegen die Rebellen, ihre Ankunft, Empfang u. s. w. Kap. VIII, IX; Traum des „Königs mit den hundert Rittern“ Kap. XI, Ulfius beschuldigt die Königin Igrayne des Verrats Kap. XIX, Arthurs Kampf mit Pellinore Kap. XXIII; die Geschichte von Balan and Balyn, die Tenn. zu einer 1885 erschienenen selbständigen Idylle verwertet hat Kap. XXVII bis XLVI u. a. m. — In *Ellis:* Aufser dem auch von Mal. Erzählten: der Kampf mit den jungen Rittern Gawain, Sagremor etc. gegen die Sachsen S. 272—280, 292—310, der zweite Kampf gegen Rience 311—323 u. a. m. — Bei *Monmouth* schliefslich: Arthur unterwirft Irland, Island etc. Kap. X, Norwegen, Dazien etc. Kap. XI etc. —

Zum *Schlufs* sei noch eine Kürzung etwas anderer Art als die bisher angeführten erwähnt. Ähnlich wie in der Idylle *Enid drei* Personen der Quelle *Geraint ab Erbin* (s. Mabinogion ed. Lady Guest), nämlich: 1) The sparrow-hawk, 2) Yniols Neffe und 3) Gwiffert Petit, vom Dichter zu der *einen* Person des Ydyrn zusammengefafst und verschmolzen worden sind, so hier die *zwei* Personen *Bawdewine of Britaine* und *Bedivere.*

Bedivere ist von Malory zuerst genannt pag. 176, im Kriege mit Lucius Tiberius, vor dem Kampfe mit dem Riesen auf dem Berge Saint Mighels. Von da ab aber spielt er an Arthurs Hofe eine hervorragende Rolle und ist der einzige Ritter, der neben dem treulosen Lancelot Arthur überlebt (s. Tenn. Passing of Arthur S. 267: latest left of all the knights). Ein

Digitized by Google

Mann mit ähnlich klingendem Namen ist um Arthur, als dieser, ein 15jähriger Jüngling, als Uthers Nachfolger hervortritt: *Bawdewine*, ein Ritter, der Uthers unbedingtes Vertrauen besafs (Mal. 13: whom Utherpendragon loved best and most trusted in his dayes), und der auch unter den ersten ist, denen Arthur volles Vertrauen schenkt; er war, heifst es S. 13, „alwayes about Arthur day and night“, er wurde am Tage der Krönung selbst „made constable“ (S. 14). Tenn. läfst nun den ersteren, Bedivere, die Rolle des Bawdewine of Britayne mit übernehmen. *Er* wird, wie Bawdewine der Quelle, „the first of all his knights, knighted by Arthur at his crowning“ genannt, *er* besitzt von Anfang an Arthurs Vertrauen, wie Bawdewine bei Mal. das Uthers und Arthurs besitzt; ist er es doch, der bald nach der Krönung neben Ulfius und Brastias zu dem ehrenvollen Auftrage ausersehen wird, für Arthur in Cameliard um Guineveres Hand anzuhalten, ist er doch in Cameliard von den drei Rittern der berufenste, auf Leodograns Frage: „Hold ye this Arthur for King Uther's son?“ ausführlich zu antworten. *Er* bleibt Arthur treu sein ganzes langes Leben hindurch, und ist der einzige von allen Rittern der Tafelrunde, der auch noch im letzten Kampfe seinen grofsen Herrn mit treuer Sorge umgiebt: „*First* made and *latest* left of all the knights.“

Tennyson hat durch die Vereinigung dieser beiden Personen, von denen die *eine* bei Malory nur zu *Anfang*, die *andere* gegen *Ende* als treuer Anhänger und Berater Arthurs auftritt, zu *einer* Person in sehr geschickter, schöner Weise Anfang und Schlufs des Epos, die erste und die letzte Idylle, the *coming* und the *passing* of Arthur, miteinander verknüpft.

Digitized by Google

Miltons und Byrons Satan.

Von

Dr. G. Wenzel.

Die Satansfigur als Höllenfürst, als Verführer und als Vertreter des bösen Princips auf Erden, die Satansidee, wie sie in der Bibel und in der Anschauung der christlichen Völker wurzelt, hat zu den verschiedensten Zeiten die gröfsten Geister der europäischen Kulturvölker romanischer und germanischer Zunge zu poetischem Schaffen angeregt, hat sie begeistert, den Flug der Phantasie in die höheren Regionen zu versuchen und jene gefürchtete Gestalt bald episch, als majestätisch im Reiche der bösen Geister waltenden gigantischen Herrscher, bald dramatisch als das verkörperte Böse, als stets verneinenden, sophistischen Geist darzustellen und als unvergängliches Vermächtnis den Völkern zu überliefern.

In der nachfolgenden litterarhistorischen Skizze soll des näheren gezeigt werden, wie die Satansgestalt jenseit des Kanals von zwei der unstreitig gröfsten und begabtesten englischen Nationaldichter, von Milton und Byron, die sich beide, jeder bewunderungswürdig in seiner ihm eigenen Sphäre der Phantasie, unsterblichen Ruhm bei der Nachwelt erworben haben, aufgefafst und poetisch dargestellt worden ist. Die bei dieser Studie in Betracht kommenden Dichtungen sind Miltons „Paradise Lost“, sowie Byrons „Cain“ und „The Vision of Judgment“.

Die Bibel ist nachweislich die einzige Quelle, welcher der grofse puritanische Dichtergenius den Stoff zu seiner erhabenen, im vollsten Sinne des Wortes originalen Schöpfung entnahm. An grofsen und edlen Vorgängern auf dem Gebiete des religiösen

Digitized by Google

Epos und Dramas fehlte es Milton nicht, und unter diesen ist besonders der holländische Dichter Joost van den Vondel zu nennen, dem Milton, wie vor einigen Jahren von George Edmundson (Milton and Vondel, London 1885) in eingehender, streng objektiver Weise nachgewiesen worden ist, folgte und dem er einzelne Züge und Motive entlehnte. Milton hat dabei aber, treu seinem Grundsatze, dafs: „Borrowing, if it be not bettered by the borrower, is accounted plagiarie", seine Selbständigkeit in dem Mafse gewahrt, dafs, wenn er auch Vondel manchen charakteristischen Zug verdankt, sein Paradise Lost doch an Originalität nicht die geringste Einbufse erlitten hat, und, wie Körting sagt (cf. Körting, Grundrifs der Geschichte der engl. Litteratur, Münster 1887), als das vollendetste und in jeder Hinsicht schönste religiöse Epos aller Völker und aller Zeiten angesehen werden darf.

Es ist bekannt, dafs Milton, schon lange ehe er es unternahm, den Sündenfall des Menschen in episches Gewand zu kleiden (1658—1665), öfters mit dem Gedanken umging, jenen erhabenen Stoff dramatisch zu bearbeiten, und wir wissen von Edward Phillips, dem Neffen des Dichters, dafs einige wenige Verse von der grofsartig schönen Apostrophe Satans an die Sonne im Eingange des vierten Buches des P. L. (cf. P. L. IV, 32 ff.) bereits als erster Entwurf zu einer Tragödie aufgezeichnet worden sind. Edmundson verwirft in seinem oben erwähnten Werke über Milton und Vondel mit gerechter Entrüstung die ebenso anmafsende wie unbegründete Behauptung Lauders, dafs Milton sich in auffälligster Weise des Plagiats schuldig gemacht und die Sujets ganzer Bücher zusammengeborgt habe, dafs es fast keinen Gedanken gäbe, den er nicht erst anderen entlehnt habe, und weist nach, dafs Lauders Bemerkungen (cf. seine „Essays on Milton's Use and Imitation of the Moderns in his Paradise Lost") nur insofern Beachtung verdienen, als sie Miltons Bekanntschaft mit dem Adam Exul des Hugo Grotius und mit Masenius hervorheben. Milton war bekanntlich ein grofser Sprachenkenner und war, wie selten einer, in den Litteraturen der bedeutendsten europäischen Völker so bewandert, dafs es fast befremdlich erscheinen müfste, wenn er nicht auch die Holländer, und unter diesen Vondel besonders, eingehend studiert hätte. In den spä-

Digitized by Google

teren Schriften Miltons, denjenigen, welche von 1658 an veröffentlicht wurden, ist der Einflufs der Vondelschen Werke nicht zu verkennen. (Cf. Edmundson p. 13 ff.) Für das Paradise Lost kommen von Vondel besonders in Betracht: 1) Lucifer (Drama) 1654. 2) Leben und Tod Johannes des Täufers (Joannes Boetgezant 1661), ein episches Gedicht. 3) Das didaktisch-religiöse Gedicht: Betrachtungen über Gott und Religion (Bespiegelingen van God en Godsdienst, 1661). 4) Das Drama: Adam in der Verbannung (Adam in Ballingschap, 1664). Edmundson stellt in seiner fleifsigen und gründlichen Untersuchung über das Verhältnis von Milton zu Vondel eine reichliche Anzahl Parallelstellen beider Dichter gegenüber und liefert in eklatanter Weise den Nachweis, dafs manche Idee, mancher Charakterzug, ja sogar mancher Ausdruck im Paradise Lost sich bei Vondel, besonders häufig im Lucifer, bereits vorfindet.

Die teilweise sporadische Übereinstimmung im Ausdruck ist nun offenbar zufällig und darf nicht als vom Dichter beabsichtigt betrachtet werden. Es ist bekannt, dafs Milton seit April des Jahres 1652 infolge übergrofser Anstrengung seiner Sehnerven das Augenlicht verloren hatte. Er erlernte das Holländische nur durch den mündlichen Gebrauch, namentlich durch seinen vertraulichen, fast täglichen Verkehr mit Roger Williams. Er konnte Vondels Werke selbst nicht mehr lesen, sondern liefs sie sich von seinen Töchtern, die, wie er sagt, keine fremden Sprachen verstanden, vorlesen, und wird so wohl schwerlich die einzelnen Ausdrücke behalten haben, was er ja auch bei seiner Meisterschaft, Gedanken poetisch zum Ausdruck zu bringen, wahrlich nicht nötig hatte, sondern wird nur besonders schöne Stellen der holländischen Dichtungen seinem Gedächtnis eingeprägt haben, um sie dann nach seiner Art zu verwerten. Die Ähnlichkeit der Ideen und Charakterzüge der Hauptpersonen jedoch ist bei Behandlung ein und desselben Stoffes nach ein und derselben Urquelle durch die Natur der Sache begründet und läfst sich auch bei anderen Dichtern, welche den nämlichen Stoff zum Gegenstand ihres poetischen Schaffens gemacht haben, mit Leichtigkeit konstatieren. Milton war ein viel zu freier und selbständig schaffender Denker und Dichter, war viel zu gewissenhaft und wahrheitsliebend, um sich in ungebührlicher Weise mit fremden

Federn zu schmücken, um als litterarischer Pirat kühnster Art den Vorwurf des Plagiarismus auf sich zu laden, wie es nach Lauders Ansicht der Fall war. Milton that bei der Benutzung der Werke Vondels eben nichts anderes, als was z. B. vor ihm ein Virgil, ein Shakespeare, ein Molière und nach ihm ein Byron thaten, deren Werke auch durchaus nichts an Originalität verlieren, weil sie sich inhaltlich und zum Teil auch sprachlich an die Vorbilder grofser Vorgänger anlehnen. Diese Behauptung findet auch volle Anwendung auf Lord Byrons Cain. Byron ist ohne allen Zweifel einer der begabtesten und bei all seinen Fehlern und dichterischen Excessen, die von den Kritikern, freilich öfters in zu grellen Farben und zu sehr durch subjektives Vorurteil getrübt, geschildert worden sind, einer der gröfsten Dichter, die je gelebt haben, und nicht allein für England gilt das über ihn gesprochene Wort, dafs er nicht ein Dichter unter den Lords, sondern ein Lord unter den Dichtern sei. „Seine Poesie," sagt Professor Greverus (cf. Herr. Arch. Bd. XII), „ist so reich an grofsen, schönen und erhabenen Gedanken, wie der Indische Ocean an Perlen, und dabei ebenso tief und sturmbewegt." Seine Dichtungen sind keine Schöpfungen kalter Verstandesreflexionen, sondern warm und tief empfundene lyrische Ergüsse einer zartbesaiteten Dichterseele, so lange als sein Gemüt noch nicht zerrissen und verbittert war und an die Stelle einer frischen und unbefangenen Auffassung noch nicht die bittere Satire und sein alles, ja sogar zuweilen seine eigene Muse verhöhnender, widerwärtiger Witz getreten ist.

Dieser expressiv höhnische Zug tritt nun auch ganz entschieden im Cain bei der Zeichnung des Lucifer zu Tage und erscheint hier als wirksames Mittel zur Erreichung des teuflischen Zweckes. Der Einflufs Miltons auf Byron mufs jedem aufmerksamen Leser, der sich der Mühe unterzieht, das Paradise Lost und den Cain prüfend miteinander zu vergleichen, klar und deutlich in die Augen springen und ihn erkennen lassen, wie eingehend und gründlich Byron den grofsen Milton studiert hat, wenn er es nicht vom Dichter selbst wüfste, der in seiner Vorrede zum Cain sagt: „Since I was twenty, I have never read Milton, but I read him so frequently before, that this may make little difference." Dieser Miltonsche Einflufs auf Byron ist von

Digitized by Google

Alfred Schaffner in einer Strafsburger Doktordissertation (Lord Byrons Cain und seine Quellen, Strafsburg 1880) geschickt und ebenso streng objektiv nachgewiesen worden, wie das von Edmundson bei Darlegung des Verhältnisses von Milton zu Vondel geschehen ist. Schaffner verfolgt den Einflufs des P. L. auf den Cain nicht allein im allgemeinen, sondern belegt ihn auch durch manche Einzelheiten und betont, dafs der Miltonsche Einflufs namentlich an der Gestalt des Lucifer und des Cain sich stark bemerkbar macht. Lucifer hat rein psychologisch betrachtet viel Ähnlichkeit mit Satan, und Cain ist der titanenhaft potenzierte Adam. Wir verweisen in Bezug auf die Ähnlichkeiten der Hauptfiguren beider Werke auf die von Schaffner citierte fleifsige und wissenschaftlich recht wertvolle Abhandlung und beschränken uns bei der Beurteilung der Miltonschen und Byronschen Satansgestalt darauf, noch einzelne Momente, die für die Vergleichung von Wichtigkeit sind und die sich in jener Arbeit nicht vorfinden, anzuführen und durch Belegstellen die Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten der beiden diabolischen Figuren rücksichtlich ihrer äufseren Erscheinung und ihres Charakters scharf zu kennzeichnen. Wir werden dabei auch Gelegenheit haben, zu zeigen, dafs wir das Urteil nicht immer gutheifsen können, welches Schaffner, namentlich über die Anlage und Durchführung des Miltonschen Satan, gefällt hat.

Der Miltonsche Satan ist seiner äufseren Erscheinung nach kein Teufel, wie ihn das Volk sich dachte, in der Hölle geschwärzt, mit Klauen, Hörnern, Schwanz und Pferdefufs, sondern eine titanenhafte Gestalt, deren Umrisse zwar menschlich sind, sich aber bis ins Kolossale dehnen und von gewitterhaftem Halbdunkel umwölkt sind. Macaulay sagt von den überirdischen Gestalten Miltons: „The spirits of Milton are unlike those of almost all other writers. His fiends, in particular, are wonderful creations. They are not metaphysical abstractions. They are not wicked men. They are not ugly beasts. They have just enough in common with human nature to be intelligible to human beings. Their characters are like their forms, marked by a certain dim resemblance to those of men, but exaggerated to gigantic dimensions and veiled in mysterious gloom.“ (Cf. Mac. Essay on Milton, Essays p. 24 u. 25, Leipzig 1850.)

Digitized by Google

Diesem Urteile Macaulays wird jeder ohne weiteres beipflichten, der folgende Schilderung Satans vergleicht:

With head uplift above the wave, and eyes
That sparkling blazed, his other parts besides
Prone on the flood, extended long and large
Lay floating many a rood, in bulk as huge
As whom the fables name of monstrous size etc.
(P. L. I, 193 ff.)

Mit dieser Schilderung vergleiche man ferner die Stelle, wo Satan an der Spitze seiner Getreuen als Kriegsfürst erscheint:

— — — When the superior Fiend
Was moving tow'rd the shore, his pondrous shield
Ethereal temper, massy, large and round,
Behind him cast, the broad circumference
Hung on his shoulders like the moon etc. (P. L. I, 283 ff.)

Oder:

— — — He above the rest
In shape and gesture proudly eminent
Stood like a tower. (I, 589 ff.)

Man vergleiche auch die Schilderung Satans als majestätisch thronender Höllenfürst:

High on a throne of royal state, which far
Outshone the wealth of Ormus and of Ind,
Or where the gorgeous East with richest hand
Show'rs on her kings barbaric pearl and gold,
Satan exalted sat, by merit raised
To that bad eminence etc. (P. L. II, 1 ff.)

Am allerschönsten und imponierendsten tritt uns Satan in seinem Zorne entgegen, und zwar als ihn die Engel Gabriel, Zephon, Ithuriel und Uzziel mit Gewalt aus dem Garten Eden treiben wollen, wohin er sich heimlich geschlichen, um Unheil zu stiften.

— — — On th'other side Satan, alarm'd
Collecting all his might, dilated stood,
Like Teneriff or Atlas, unremoved:
His stature reach'd the sky, and on his crest
Sat horror plumed, nor wanted in his grasp
What seem'd both spear and shield. (IV, 985—990.)

Äufserlich widerwärtig und häfslich erscheint Satan im zehnten Buche, als er sein teuflisches Verführungswerk auf Erden vollbracht hat und zur Hölle zurückgekehrt ist, um das Lob seiner getreuen, mit ihm gefallenen Geister einzuernten. Er wird zur Strafe dafür, dafs er in Schlangengestalt den Verführer gespielt, selbst von Gott in eine grauenvolle Hydra verwandelt, und es heifst von ihm:

His arms clung to his ribs, his legs intwining
Each other, till supplanted down he fell
A monstrous serpent on his belly prone

Digitized by Google

Reluctant, but in vain; a greater Pow'r
Now ruled him, punish'd in the shape he sinn'd.
— — — —
But still greatest he the midst,
Now dragon grown, larger than whom the sun
Engender'd in the Pythian vale on slime,
Huge Python, and his pow'r no less he seem'd
Above the rest still to retain. (P. L. X, 509 ff. u. 528 ff.)

Aber nicht nur rein materiell als gigantischer, furchtbarer, gewaltiger Feind wird Satan dargestellt, sondern auch geistig und ideal als Engel, der von seiner Gottähnlichkeit nicht gerade sehr viel verloren hat, und dem, trotzdem er gefallen ist, doch noch ein gut Teil seines ursprünglichen Himmelsglanzes verblieben ist. Hierfür ist Hauptbeleg die auch von Schaffner citierte Stelle I, 594 ff.:

— — — — As when the sun new risen
Looks through the horizontal misty air
Shorn of his beams; or from behind the moon,
In dim eclipse, disastrous twilight sheds
On half the nations, and with fear of change
Perplexes monarchs, darken'd so, yet shone
Above them all the Arch-angel —

Ferner vergleiche man Stellen wie:

'Midst came their mighty Paramount, and seem'd
Alone th'antagonist of Heav'n, nor less
Than Hell's dread emperor with pomp supreme,
And God-like imitated state, him round
A globe of fiery Seraphim enclosed
With bright emblazonry — — — (II, 508 ff.)

Oder die Beschreibung Satans auf seinem Fluge durch den weiten Himmelsraum, bei seiner Begegnung mit dem Erzengel Uriel, von dem er erfahren will, wo die Erde, der Wohnsitz der neugeschaffenen Menschen, ist:

And now a stripling Cherub he appears
Not of the prime, yet such as in his face
Youth smiled celestial, and to ev'ry limb
Suitable grace diffused, so well he feigned:
Under a coronet his flowing hair
In curls on either cheek play'd; wings he wore
Of many a colour'd plume, sprinkled with gold
(P. L. III, 636 ff.)

Auch das Bild Satans vor dem Kampfe mit den Erzengeln Michael und Gabriel, wie es Raphael vor Adams Augen entrollt, ist äufserst schön und ideal gehalten:

High in the midst exalted as a God
Th'Apostate in his sun-bright chariot sat,
Idol of majesty divine, inclosed
With flaming Cherub and golden shields. (VI, 99 ff.)

Digitized by Google

Aus diesen und ähnlichen Beschreibungen kann man entnehmen, einen wie großartigen, überwältigenden Eindruck Satans Figur machen muſs, in der sich das materiell Furchtbare und das Geistige, der ehemalige himmlische Glanz ganz wunderbar mischen. Schaffner hat das korporell Furchtbare und Grausige Satans nicht betont, weil es in der Figur des Byronschen Lucifer gar nicht hervortritt und es ihm nur darauf ankam, die Ähnlichkeiten der beiden Satane nachzuweisen. Byrons Lucifer wirkt, so zu sagen, nur geistig, erscheint als der abtrünnige Engel, der äuſserlich aber auch noch Spuren seines ehemaligen überirdischen Schimmers bewahrt hat. Lucifers Figur erscheint nicht so gigantisch und imposant wie Satan, der gerade durch die Doppelnatur, seine ins Riesenhafte ausgedehnte Menschengestalt und seinen überirdischen Engelsglanz, dem Beschauer Furcht einflöſst und ihm stumme Bewunderung abnötigt. Sehen wir jetzt zu, wie Byron sich seinen Lucifer dachte.

Cain (Akt I, Sc. 1) sagt, als er Lucifer in der Ferne herankommen sieht:

Whom have we here? A shape like to the angels
Yet of a sterner and a sadder aspect
Of spiritual essence — — — —
Yet he seems mightier far than them, nor less
Beautous, and yet not all as beautiful
As he had been and might be, sorrow seems
Half of his immortality.

Adah, Cains Frau, ist von Lucifers Engelsgestalt entzückt, fühlt sich magnetisch zu ihm hingezogen und kann sich doch auch gleichzeitig eines gewissen Bangigkeitsgefühles bei seinem Anblick nicht erwehren:

Or in his angels, who are like to thee —
And brighter, yet less beautiful and powerful
In seeming — — — —

Dann heiſst es weiter:

— — — — — I cannot abhor him;
I look upon him with a pleasing fear,
And yet I fly not from him, in his eye
There is a fastening attraction which
Fixes my fluttering eyes on his; my heart
Beats quick, he awes me and yet draws me near,
Nearer and nearer — — — — — (I, 1.)

Aber auch ein gewisses Mitleid erregt Lucifer, der trotz seines Engelsglanzes nicht glücklich zu sein scheint. Adah sagt von ihm:

Digitized by Google

Thou seem'st,
Like an ethereal night, where long white clouds
Streak the deep purple, and unnumber'd stars
Spangle the wonderful mysterious vault
With things that look, as if they would be suns;
So beautiful, unnumber'd and endearing,
Not dazzling and yet drawing us to them;
They fill my eyes with tears, and so dost thou,
Thou seem'st unhappy — do not make us so,
And I will weep for thee ... — (I, 1.)

Tritt uns nun Lucifer auch nicht als gewaltiger, Schrecken verbreitender Kriegsfürst und gleichzeitig noch vom Himmelsglanz umstrahlter abtrünniger Cherub entgegen, so ist seine Figur vom Dichter doch so wunderbar schön und kunstfertig gezeichnet, mächtig und grofs, umflossen von ätherischem Himmelslicht, mit einem vom Kummer durchfurchten Angesicht, welches Mitleid und Furcht zugleich zu erwecken im stande ist, dafs man einer solchen Erscheinung, auch wenn man weifs, es ist der gefallene, dem Herrn der Welt sich widersetzende Geisterfürst, mit einem gewissen Wohlgefallen bewundernd betrachten mufs und ihr seine Sympathie nicht ganz versagen kann.

Aber nicht nur in ihren äufseren Umrissen gleichen sich Miltons und Byrons Geisterfürsten, sondern sie haben auch in ihrer Charakteranlage mancherlei Verwandtschaft miteinander, wenn auch Miltons Satan vielseitiger und in seinem Denken und Fühlen etwas mehr menschlich erscheint, während Lucifer der starre, konsequent durchgeführte, gegen Gott und seine Welt mit sophistischem Sarkasmus polemisierende feindliche Engel ist. Beide Gestalten sind ihrer ursprünglichen Aufgabe und Bestimmung, des Höchsten Willen zu vollstrecken, untreu geworden und deswegen aus dem Himmel verstofsen worden. Das einzige Ziel, welches beide hierauf mit titanischer Hartnäckigkeit, unbeugsamem Starrsinn und Trotz verfolgen, gipfelt in dem Worte „Rache". Tief in den Abgrund hinabgeschleudert, kaum erst wieder von dem ganz ungeheuerlichen, neuntägigen Sturze zur Besinnung zurückgekehrt, sinnt Satan in seinem unbändigen Trotz und Stolz auf Rache, die nur durch Unheilstiften und Bösesthun gekühlt und befriedigt werden kann. Wunderbar schön werden diese Gefühle Satans vom Dichter in den folgenden Versen zum Ausdruck gebracht:

— — — — What, though the field be lost?
All is not lost; th'unconquerable will

Digitized by Google

And study of revenge, immortal hate,
And courage never to submit or yield:
And what is else not to be overcome?
That glory never shall his wrath or might
Extort from me. To bow and sue for grace
With suppliant knee, and deify his pow'r,
Who from the terror of this arm so late
Doubted his empire; that were low indeed!
That were an ignominy and shame beneath
This downfall — — — — — (P. L. I, 105—115.)

Eitelkeit, Trotz und Stolz sprechen aus folgenden Worten:

Here (in der Hölle) we may reign secure, and in my choice
To reign is worth ambition, though in hell;
Better to reign in hell than serve in heaven. (I, 261—263.)

Satans Ziele und teuflische Pläne, aus denen die Bosheit selbst spricht, werden in folgenden Versen deutlich gekennzeichnet:

To do aught good never will be our task,
But ever to do ill our sole delight
As being the contrary to his high will
Whom we resist. If then his Providence
Out of our evil seek to bring forth good,
Our labour must be to pervert that end. (I, 160 ff.)

Und ähnlich:

We may with more successful hope resolve
To wage by force or guile eternal war
Irreconcileable to our grand foe
Who now triumphs, and in th'excess of joy
Sole reigning holds the tyranny of heav'n. (I, 120—125.)

Die Tücke und boshafte Rache Satans zeigt sich in folgenden Versen:

To wreck on innocent frail man his loss
Of that first battle and his flight to hell. (IV, 11 u. 12.)

Auch Byrons Lucifer wird als ehrgeizig, starrsinnig und unbeugsam dargestellt, während die glühenden Rachegedanken nicht direkt durch Worte kundgegeben werden. Bei ihm werden alle Gedanken und Gefühle durch bitteren Spott und die heftigsten Lästerungen gegen Gott erstickt. Man höre ihn z. B. sagen:

I have nought in common with him
Nor would: I would be aught above — beneath
Aught save a sharer or a servant of
His power — — — — — (I, 1.)

Als Cain dem Lucifer entgegenhält: Thyself, thou proud, hast a superior," entgegnet dieser mit stolzer Entrüstung und dünkelhaftem Trotze:

No, by heaven, which he
Holds, and the abyss, and the immensity

Digitized by Google

Of worlds and life, which I hold with him — No!
I have a victor, — true, but no superior;
Homage he has from all, but none from me;
I battle it against him, as I battled
In highest heaven! Through all eternity,
And the unfathomable gulfs of Hades
And the interminable realms of Space
And the infinity of endless ages
All, all, will I dispute. (Akt II, 2.)

Lucifer bewahrt von Anfang bis zu Ende seinen Starrsinn und Trotz; Satan hingegen verliert im Verlaufe der Darstellung etwas von seiner anfangs durch den finsteren Groll und die Rachsucht imponierenden Gröfse. Es treten während seines Fluges durch den Himmelsraum (P. L. II, 629 ff.), einer grofsartig, überwältigend schönen Darstellung, bei der die dichterische Kraft und die erhabene Genialität Miltons in ihrer ganzen Urwüchsigkeit und Eigentümlichkeit sich zur herrlichsten Blüte entfalten, einer Darstellung, die Byron gewifs vorgeschwebt, als er Cains und Lucifers Flug durch den Weltenraum dichtete, ganz andere Seiten in Satans Charakter zu Tage und es gesellen sich jetzt zu den früheren Eigenschaften noch Heuchelei, Neid, Schwäche und sogar Reue. Als Satan im offenen Kampfe mit Gewalt nichts gegen den Herrscher der Welt ausrichten konnte, und als im satanischen Kriegsrate aus Klugheit und Politik von einem erneuten Kampfe gegen die Scharen Gottes abgesehen wird, beschliefst er mit List sein Ziel zu erreichen und sich für seinen Sturz durch Verführung des Menschen an Gott zu rächen. Zunächst tritt jetzt seine aus List entspringende Heuchelei hervor. Man vergleiche z. B. seine an den Erzengel Michael gerichteten Worte:

— — — — — — Brightest Seraph tell
In which of all the shining orbs hath man
His fixed seat — — — — — — — — —
That I may find him and with secret gaze
Or open admiration him behold
On whom the great Creator hath bestow'd
Worlds, and on whom hath all these graces pour'd;
That both in him and all things, as is meet,
The universal Maker we may praise,
Who justly has driv'n out his rebel foes
To deepest hell; and to repair that loss
Created this new happy race of men
To serve him better. — — — — (P. L. III, 667 ff.)

Sodann zeigen sich mehr menschliche, kleinliche Züge und sogar Schwächen in Satans Charakter; namentlich ein gewisser

Neid, als er die von Gott erschaffenen Weltenkörper und schließlich auch die Erde mit ihren Reizen und Schönheiten sieht:

Such wonder seized, though after heaven seen,
The Spirit malign, but much more envy seized
At sight of all this world beheld so fair! (III, 552 ff.)

Der mit Trauer und Schmerzgefühlen eigentümlich gemischte Neid offenbart sich ganz besonders bei seinem Eintritt in den Garten Eden, beim Anblick des sich liebenden und liebkosenden überglücklichen Menschenpaares im Paradies. Er bricht in die Worte aus:

O Hell! what do my eyes with grief behold,
Into our room of bliss thus high advanced
Creatures of other mould — — — — (IV, 358.)

oder besonders:

Sight hateful! sight tormenting! thus these two
Imparadised in one another's arms,
The happier Eden, shall enjoy their fill
Of bliss on bliss; while I to hell am thrust,
Where neither joy nor love, but fierce desire,
Among our other torments not the least,
Still unfulfill'd with pain of longing, pines. (IV, 505 ff.)

Man vergleiche auch Satans folgende Worte, aus denen ein gewisses Schamgefühl spricht, welches sich seiner ob seiner Gesunkenheit und Feigheit bemächtigt, als er im Begriffe steht, Eva zu verführen:

— — — — — — — — Behold alone
The woman, opportune to all attempts,
Her husband, for I view far round, not nigh,
Whose higher intellectual more I shun,
And strength of courage haughty, and of limb
Heroic built — — — — — — — — —
— — — So much has hell debased, and pain
Enfeebled me to what I was in Heaven. (X, 480 ff.)

Auf dem Fluge durch den Weltenraum und namentlich bei der Ankunft an den Pforten Edens regen sich plötzlich bittere und schmerzliche Reuegefühle in Satans Brust. Er macht sich Vorwürfe, daſs er einst so trotzig und herrschsüchtig gewesen und infolge seiner Empörung wider den Herrn verstoſsen und zur ewigen Höllenpein verdammt worden ist. Hierzu ist zu vergleichen Satans langer Monolog (IV, 82—113), wo es unter anderem heiſst:

Nay, cursed be thou; since against his thy will
Chose freely what it now so justly rues.
Me miserable! which way shall I fly
Infinite wrath and infinite despair?

Digitized by Google

Which way I fly is hell; myself am hell;
— — — — — — — — — — — —
O then at last relent. Is there no place
Left for repentance, none for pardon left? (IV, 71 ff.)

Seine Getreuen, die ihn als ihren Fürsten anbeten und bewundern, haben keine Ahnung davon, wie sehr er innerlich leidet.

Under what torments inwardly I groan
While they adore me on the throne of hue!
With diadem and sceptre high advanced,
The lower still I fall, only supreme
In misery! (IV, 88 ff.)

Unterwürfigkeit ist das alleinige Mittel, die frühere Stellung wieder einzunehmen und des verloren gegangenen Glückes wieder teilhaftig zu werden. Dagegen jedoch sträubt sich Satan mit aller Gewalt, einmal weil er sich für zu schwach hält, gehorsam sein zu können, dann aber auch, weil er in seinem plötzlich wiedererwachenden Trotz und Stolz, beherrscht von seinen alten Rachegelüsten, solche Reuegefühle als seiner unwürdig und feige zurückweist:

None (pardon) left but by submission, and that word
Disdain forbids me, and my dread of shame
Among the spirits beneath, whom I seduced
With other promises and other vaunts
Than to submit, boasting I could subdue
Th'Omnipotent — — — — (IV, 81 ff.)

Und weiter unten heifst es sodann:

But say I could repent, and could obtain
By act of grace my former state, how soon
Would highth recall high thoughts, how soon unsay
What feign'd submission swore — — —
For never can true reconcilement grow
Where wounds of deadly hate have pierced so deep;

ferner:

Farewell remorse: all good to me is lost:
Evil be thou my good; by thee at least
Divided empire with Heav'n's king I hold
By thee, and more than half perhaps will reign. (IV, 93 ff.)

Bei solchen Reden hat Satan seinen ehemaligen Rebellentrotz wiedergewonnen, den Byrons Lucifer im ganzen Stücke nie verliert. Er sagt ähnlich wie Satan an letzterer Stelle:

— — — — — All things are
Divided with me, life and death — and time —
Eternity — and heaven and earth — and that
Which is not heaven or earth, but peopled with
Those who once peopled or shall people both —
These are my realms: So that I do divide
His and possess a kingdom which is not
His. (Akt I, 1.)

Digitized by Google

Zu Satans Hochmut und Trotz gesellen sich weiterhin auch noch Hohn und mit Spott durchmischte Sophistereien. In dem Dialoge mit Gabriel sagt Satan:

Who would not, finding way, break loose from hell
Though thither doom'd? — — — — —
— — — — — — Let him surer bar
His iron gates, if he intends our stay
In that dark durance. (IV, 889 ff.)

Satans heuchlerische Sophisterei erhellt aus folgenden Äufserungen, die er beim Anblick des glücklichen ersten Menschenpaares thut:

Thank him who puts me loath to this revenge
On you who wrong me not, for him who wrong'd.
And should I at your harmless innocence
Melt as I do, *yet public reason just*
Honour and empire with revenge enlarged,
By conqu'ring this new world, compels me now
To do what else, though damn'd I should abhor. (IV, 386 ff.)

Ferner vergleiche man Satans Reflexionen über den Baum der Erkenntnis:

One fatal tree there stands, of knowledge call'd,
Forbidden them to taste: knowledge forbidden?
Suspicious, reasonless. Why should their Lord
Envy them that? Can it be sin to know?
Can it be death? And do they only stand
By ignorance? — (IV, 515 ff.)

Satans spekulativ spitzfindige Betrachtungen treten endlich so recht deutlich hervor in dem mit Eva kurz vor der Übertretung des göttlichen Gebotes geführten Gespräche.

— — — — — — And wherein lies
Th'offence, that man should thus attain to know?
What can your knowledge hurt him, or this tree
Impart against his will, if all be his?
Or is it envy? And can envy dwell
In heav'nly breasts? These, these and many more
Causes import your need of this fair fruit. (IX, 725 ff.)

Dieser zuletzt erwähnte skeptische Zug Satans ist nun weit schärfer ausgeprägt in Lucifers Charakter. Lucifer ist von Anfang bis zu Ende der unter der Maske eines zwar schönen, aber gefallenen Engels einherschreitende verkörperte Sophist. All seine Waffen, die er gegen Gott den Herrn, seinen Antagonisten, kehrt, sind, so zu sagen, in der Werkstatt des Sarkasmus geschmiedet worden, und all seine Pfeile, die er gegen seinen Feind abschiefst, sind in das Gift bittersten Hohnes und frecher Gottes-

Digitized by Google

lästerung getaucht. Seine spitzfindigen, höhnischen, scharf geschliffenen Sophismen und seine mystisch-orakelhaft dunklen Argumentationen fallen mit einer Wucht von Keulenschlägen auf Cains Haupt, der so seinen schon wankend gewordenen Glauben an Gott allmählich ganz verliert, sich dem Zweifel in die Arme wirft und unrettbar zu Falle kommt.

Um das Gesagte zu erhärten, mögen hier nur einige Stellen Platz finden, aus denen Lucifers höhnisches, gotteslästerliches Argumentieren deutlich hervorgeht. Lucifer sagt von Gott:

Let him crowd orb on orb: He is alone
Indefinite, indissoluble tyrant!
Could he but crush himself, 'twere the best boon
He ever granted: but let him reign on
And multiply himself in misery! (Akt I, 1.)

Lucifer sagt ferner von Gottes Werken:

Were I the victor, His works would be deem'd
The only evil ones. And you, ye new
And scarce-born mortals, what have been His gifts
To you already, in your little world? (II, 2.)

Vergleichen kann man auch in dieser Beziehung die Bruchstücke folgenden Dialogs:

Cain: I thought it was a being: who could do
Such evil things to beings save a being?
Luc.: Ask *the destroyer.*
Cain: Who?
Luc.: The Maker — call him
Which name thou wilt: He makes but to destroy. (I, 1.)

Oder:

Cain: They say the serpent was a spirit.
Luc.: Who
Saith that? It is not written so on high:
The proud *One* will not so far falsify,
Though man's vast fears and little vanity
Would make him cast upon this spiritual nature
His own low failing. (I, 1.)

Als spitzfindiger Argumentator zeigt sich Lucifer in folgendem Dialog:

Cain: I never
As yet have bow'd unto my father's God
Although my brother Abel oft implores
That I would join with him in sacrifice:
Why should I bow to thee? —
Luc.: Hast thou never bow'd
To Him? —
Cain: Have I not said it? — need I say it?
Could not thy mighty knowledge teach thee that?

Digitized by Google

Luc.: He who bows not to *Him* has bow'd to *me*.
Cain: But I will bend to neither.
Luc.: Nevertheless
Thou art my worshipper: not worshipping
Him makes thee mine the same.

Solcher Stellen liefsen sich leicht noch viele anführen, und sie alle beweisen, dafs Lucifer durchweg der starre, unwandelbare, berechnende Sophist ist und bleibt. Schaffner sagt daher mit Recht, dafs Lucifers Gestalt vollkommen einheitlich durchgeführt und deshalb auch von vollkommen einheitlicher Wirkung ist, dafs er konsequenter gezeichnet erscheint als Miltons Satan. Wir haben weiter oben gesehen, dafs Miltons Satan bei Betrachtung des unermefslichen, wunderbar schön eingerichteten Weltgebäudes, beim Anschauen des ersten glückseligen Menschenpaares mit einemmal Reue empfindet und jenem das stille Glück neidet, ja selbst sich Vorwürfe macht, dem Gott-Sieger so trotzig begegnet zu sein, dafs er urplötzlich, wenn auch nur für sehr kurze Zeit, aus der Rolle des trotzigen Rebellen herausfällt. Hierin liegt allerdings eine Inkonsequenz in der Durchführung von Satans Charakter. Wenn aber Schaffner meint, es schlage den Dichter plötzlich der Dogmatismus in den Nacken und gebe ihm den Gedanken ein, er habe etwas zu viel in „majorem diaboli gloriam“ gesagt und müsse dies eiligst restringieren, so möchten wir unsererseits doch glauben, dafs solche Gedanken Milton ferne gelegen, dafs er, der strenge, mutige Republikaner, wohl nicht aus Furcht, mit der orthodoxen Kirche und den von der Bibel sanktionierten göttlichen Satzungen in Konflikt zu geraten, Satan plötzlich als reuig dargestellt hat. Schon die ersten Kritiker des Paradise Lost machten es Milton zum Vorwurf, den Charakter Satans so gezeichnet zu haben, dafs er als der Held des Epos erscheine. So sagt z. B. Addison (Spectator, Essay 297 ff.): Milton brings his story to a conclusion by representing hell and sin and death as triumphant, and he has so delineated the character of Satan as to make him in reality the hero of the poem. Diesem Urteil nach sollte man glauben, Milton habe, wenn der Ausdruck gestattet ist, eine Diabolicee und keine Theodicee schreiben wollen und wirklich geschrieben. — Davon war der Dichter nun freilich weit entfernt. Weshalb sollte man ihm denn einen Vorwurf daraus machen, dafs ihm, dem eifrigen, glühenden

Digitized by Google

Republikaner und Tyrannenhasser, sein Satan am Herzen lag, dafs er ihn zu einer titanischen Heldengestalt erhob, die anfangs in ihrem Rebellentrotz imponiert? Satan bleibt ja, und das war Miltons unverkennbare Absicht, im Verlaufe der Darstellung durchaus nicht der ursprüngliche Held. Von dem Augenblicke an, als er von der Wiederaufnahme des offenen Kampfes gegen Gott und seine Engelscharen Abstand nimmt, als er aus erbärmlicher Rache zum feigen, hinterlistigen Intriganten und Verführer herabsinkt, stürzt er von seiner Höhe tief herab, schwingt sich nie wieder zu seiner Gröfse empor, erregt weder Furcht noch Mitleid, besteht gar keinen Kampf, um sein Ziel zu erreichen, kommt demzufolge in dem Konflikte nicht um, sondern wird nur von Gott, dem Herrn, verdammt, in dem früheren Zustande der Erniedrigung, selbst von seinen Ergebenen in der Hölle nicht mehr geachtet, weiter zu existieren. Kann eine so gezeichnete Figur wie Satan in Wirklichkeit auf den Namen „Held" gerechten Anspruch erheben? Ein jeder objektive Kritiker mufs doch die Frage mit einem entschiedenen Nein beantworten. Die Hölle kann deshalb doch wohl kaum als „triumphant" hingestellt werden, wie Addison es will, und ebensowenig läfst sich dies von der Sünde und dem Tode behaupten. Seinen Verführungsplan hat Satan wohl zur Ausführung gebracht, allein damit doch nichts gegen Gott ausgerichtet und seinen Hauptzweck verfehlt. Gott bleibt der Sieger und Überwinder Satans, und die göttliche Gnade, Liebe und Barmherzigkeit erscheint als das ideale, versöhnende Element im Gegensatz zu Satans tückischen Anschlägen und Thaten; diese Gnade erscheint gröfser und höher als die Macht der Sünde und des Todes, die beide, wie der Erzengel Michael verkündet, durch die Aufopferung des Gottessohnes ihre zerstörende Gewalt verlieren.

Die Inkonsequenz in der Durchführung von Satans Charakter stört im übrigen die einheitliche Wirkung des Ganzen nur sehr unmerklich und darf um so weniger dem Dichter zum Vorwurf gemacht werden, als sie aus ganz anderen als dogmatischen Gründen und Rücksichten entsprungen ist. Milton zeichnete seinen Satan der Figur und dem Wesen nach innerhalb „menschlicher", wenn auch ins Riesenhafte gezogener Umrisse. Als Menschen sind ihm eben auch Schwächen eigen, als solcher ist

Digitized by Google

er nicht stark genug, Gefühle, die sich unwillkürlich regen, ganz zu unterdrücken oder zu verleugnen. Gleich wie selbst der verstockteste und halsstarrigste Übelthäter z. B. beim Anblick eines unschuldigen, sorglos spielenden Kindes oder der herrlichen Wunder der schönen Welt von plötzlichen Schmerz- und Reuegefühlen überwältigt wird, die stärker sind als all sein Trotz, seine Bosheit und Verruchtheit, so wird auch Satan bei der Erinnerung an seinen früheren Zustand des Glückes, und als er sich bewufst wird, was er verloren und was er dagegen eingetauscht hat, mit einemmal vorübergehend neidisch und reuig. Diese Gefühle sind jedoch nur ganz flüchtiger Natur, werden bald wieder erstickt von den alles niederdrückenden Rachegelüsten, und der alte Rebellentrotz hat wieder die Oberhand gewonnen. In seiner blinden Wut und Ohnmacht verbleibt ihm, dem Widerspenstigen, nur noch der Spott, und so nimmt er seine Zuflucht zu Gotteslästerungen, um seinem Grimme Luft zu machen. Hätte Milton die Absicht gehabt, seinen Satan reuig und von Gewissensbissen gequält darzustellen, nur aus Furcht, ihm vorher zu viel Ehre erwiesen zu haben und dadurch der orthodoxen Kirche zu nahe getreten zu sein, so hätte er ihn nicht wieder sofort lästern lassen dürfen. Nur der Umstand, dafs Milton seinen Satan, so zu sagen, diese Durchgangsstation der Reue flüchtig passieren läfst, würde ihm vor dem Richterstuhle strenger Theologen und Dogmatiker nichts genützt haben, und er würde gerade so gut wie Byron den schweren Vorwurf der Blasphemie und den Tadel, unsittliche Tendenzen zu verfolgen, auf sich geladen haben und cum infamia verurteilt worden sein. Der verschiedenfache Zweck jener Blasphemien veranlafste die grundverschiedene Auffassung strenggläubiger Kritiker. Satan lästert, inwiefern zur „höheren Ehre Gottes“, wie Schaffner meint, ist nicht recht ersichtlich, seinen göttlichen Überwinder aus kleinlicher Wut und aus Hafs; bei ihm dienen jene, nicht geradezu frechen, Lästerungen nicht als Mittel zum Zweck, denn Satan erreicht ja seinen Zweck, die Verführung Evas und die Zerstörung des Glückes der ersten Menschen, nicht durch Spott und Hohn, sondern durch List und spitzfindige Überredungskünste. Mit Spott, Sophismen und Lästerworten würde Satan bei Eva nichts ausgerichtet haben und würde von ihr gar nicht verstanden worden sein. Deshalb mufste Satan

Digitized by Google

zum gemeinen, schmeichlerischen und hinterlistigen Verführer herabsinken, wodurch er seinen ihn einst als Höllenfürsten umfließenden Strahlenglanz völlig verliert und aufhört, Held zu sein.

Die Motive beider Geisterfürsten, Satans und Lucifers, sind dieselben, nur konnten bei Milton, dem Epiker, dessen Satan weltlich gedachter Verführer ist, andere Mittel zur Anwendung kommen, das vorschwebende Ziel zu erreichen, als dies bei Byron, dem Dramatiker, möglich war. Lucifer ist der mit notwendiger, eiserner Konsequenz durchgeführte systematische Spötter, dem Sophismen und Blasphemien als sicheres Mittel dienen, den schon in seinem Glauben an Gott durch Grübeleien stutzig gewordenen Cain ganz auf seine Seite zu ziehen und zum völligen Apostaten zu machen. Hätte Byron seinen mit spitzfindigen Argumentationen und raffinierten Täuschungskünsten vorgehenden Lucifer nur einmal aus seiner Rolle fallen lassen, so würde Cain nicht so unabwendbar der Intrigue zum Opfer gefallen sein, was ja doch nach den Regeln der dramatischen Kunst zur Herbeiführung der Katastrophe und zur Motivierung der tragischen Schuld Cains unbedingt notwendig war. Die böswilligen Kritiker, die sofort den Stab über Cain und damit über Byron selbst brachen, über ihn, den namentlich in seinem eigenen Vaterlande viel geschmähten, oft verkannten und schlecht verstandenen Dichter, begriffen in ihrer blinden Wut, ja man darf kühn behaupten, in ihrer krassen Borniertheit und ihrem verbissenen Hasse gar nicht, daſs die Blasphemien im Cain nicht die Tendenz, nicht der Zweck, sondern nur das Mittel zum Zweck sind und notwendige Ingredienzen zu Lucifers Charakter ausmachen. Wären die satirischen Blasphemien die Tendenz des Stückes, hätte das Gedicht nur den Zweck, Gott zu lästern, so würde das Ganze unerträglich, würde für das Volk geradezu Gift sein und gefährlicher wirken, als die schlimmsten atheistischen philosophischen Schriften es jemals thaten. Ob nun auch solche Mittel, wie Byron sie anwendet, vom sittlichen Standpunkte betrachtet erlaubt sind, darüber läſst sich streiten und die Frage dürfte vielleicht von engherzigen und strenggläubigen Moralisten verneint werden. Sie könnten der Meinung sein, daſs Byron durch weniger anstöſsige und fromme Gemüter nicht verletzende Mittel, vielleicht auch durch List und verlockende Darstellung der Schönheiten seines Reiches den Cain

hätte überreden und für sich gewinnen können. Byron jedoch machte von dem ihm zustehenden Dichterrechte Gebrauch und erachtete bei Cains skeptischer Naturanlage die scharf zugespitzten Pfeile der Gotteslästerungen für das einzige, richtige Mittel, Cain zum Fall zu bringen. Lucifer ist ja gefallener Engel, ein grimmiger Feind Gottes, weshalb sollte ihn der Dichter nicht als höhnischen Spötter hinstellen? Ihm konnten solche Mittel nicht widerwärtig und verletzend erscheinen. — Das ganze Drama nun gar erst zu verwerfen aus dem wirklich absurden Grunde, dafs es immoralische Tendenzen verfolge und das Volk verderbe, kann nur die notwendige Folge mangelhaften Verständnisses oder, und das ist fast wahrscheinlicher, persönlichen Hasses gegen den Dichter sein. Mit demselben Rechte könnte man auch Goethes Faust angreifen und manche Scene darin als moralisch bedenklich und gemeinschädlich ausmerzen wollen. Byron, dem es widersinnig erscheint, aus dem Fehltritte eines einzigen Menschen die Sündhaftigkeit aller abzuleiten, macht, wie Schaffner vollkommen richtig bemerkt, „Front gegen das Dogma“ und plaidiert in seinem Drama für Gedankenfreiheit und selbständiges, vernünftiges Denken im Gegensatz zum strengen und starren Dogmatismus. Dies ist die keineswegs immoralische, sondern durchaus gerechtfertigte Tendenz des Cain. Lucifer spricht diese Absicht deutlich am Schlusse seines Gespräches mit Cain aus.

> *One good gift* has the fatal apple given —
> *Your reason:* — let it not be over-sway'd
> By tyrannous threats to force you into faith
> 'Gainst all external sense and inward feeling.
> Think and endure — and form an inner world
> In your own bosom — where the outward fails;
> So shall you nearer be the spiritual
> Nature, and war triumphant with your own.

Es läfst sich denken, dafs solche offenkundig anempfohlene und verteidigte Denkfreiheit unter den Orthodoxen einen wahren Sturm der Entrüstung hervorrufen und sie in heiligen Zorn geraten lassen mufste, da ihre und der Kirche Autorität zwar nicht untergraben wurde, aber immerhin doch einen gewaltigen Stofs erlitt, den sie mit den Waffen der Schmähsucht und des Zetergeschreis zu parieren suchten. —

Eine zweite Satansfigur Byrons, die zwar an die des Paradise Lost und den Lucifer im Cain erinnert, aber doch gewisser-

Digitized by Google

maſsen einen Repräsentanten der Hölle für sich bildet, haben wir in der „Vision of Judgment“, jenem eigenartigen Gedichte, das man eine komisch-satirische Epopöe nennen könnte. Das Gedicht in der Gestalt einer traumhaften Vision stellt eine Gerichtsscene an den Pforten des Himmels dar. — Petrus hält mit den rostigen Schlüsseln am Himmelsthore Wacht und wartet, ob nicht eine fromme Seele kommt und Einlaſs begehrt. Eine Engelschar trägt die Seele des verstorbenen Königs Georg III. von England heran, um sie der schützenden Hand des Petrus anzuvertrauen. Unter jenen Engeln erscheint aber auch Satan und fordert die Seele für sein Reich. Es entspinnt sich sodann ein Gespräch zwischen Satan und dem Erzengel Michael, worin ersterer die Gründe darlegt, weshalb die Seele jenes Königs sein Eigentum ist. Als Zeugen ruft Satan eine ganze Schar abgeschiedener Seelen und Dämonen zusammen, welche seine Ansprüche bekräftigen und beweisen sollen. Während dieser Erörterungen, zwischen denen hindurch der Dichter satirische Anspielungen auf bekannte Persönlichkeiten macht, wobei auch Heilige und Geister mit beiſsenden Spötteleien überschüttet werden, verfliegt der Traum und die Seele des Königs geht in den Himmel ein. Die ganze Darstellung ist mehr scherzhaft, und Satans Argumentationen sind weniger verletzend als die boshaften, rein reflektierenden Bemerkungen Lucifers im Cain, erregten daher weniger Ärgernis, weil namentlich die Gottheit völlig aus dem Spiele gelassen worden war.

Was nun die Zeichnung Lucifers angeht, so muſs man sagen, daſs der Eindruck, den seine Erscheinung in der Vision macht, wieder auf dem materiell Furchtbaren beruht. Es tritt uns die Satansfigur faſslich, rein körperlich, als Schreckgestalt entgegen, wie sie das Volk sich vorstellte, und die durchaus geistige Auffassung, die eines gefallenen, höhnenden Engels, welche der Dichter im Cain so wirkungsvoll zur Geltung bringt, ist hier nicht zu erkennen. Die äuſseren Umrisse der Figur sind deutlich gegeben, während die Charakterzüge nicht wie im Cain aus den Äuſserungen und Reflexionen hervorgehen, sondern aus der äuſseren Beschreibung selbst entnommen werden müssen. Der Satan der Vision hat äuſserlich einige Ähnlichkeit mit dem Miltons. Es tritt in seiner Figur etwas gigantenhaft Groſsartiges, Schreckenerregendes

Digitized by Google

hervor und auf seinem überirdischen Angesichte prägt sich Grimm und grenzenloser Hafs aus. Es heifst von ihm:

A spirit of a different aspect waved
His wings, like thunder-clouds above some coast
Whose barren beach with frequent wrecks is paved.
His brow was like the deep, when tempest-toss'd;
Fierce and unfathomable thoughts engraved
Eternal wrath on his immortal face
And where he gazed a gloom pervaded space.

Und weiter unten dann:

As he drew near, he gazed upon the gate
Ne'er to be enter'd more by him or Sin
With such a glance of *supernatural hate*
As made St. Peter wish himself within.

Die Heiligen und selbst die Engel fürchten sich vor der finsteren, wetterdrohenden Gestalt Lucifers und flüchten ängstlich wie die schüchternen Tauben, welche der Geier bedroht.

In seinen Äufserungen jedoch tritt das Finstere und Gehässige Lucifers nicht hervor, ganz im Gegensatz zu Miltons Satan, dessen äufserer Erscheinung Rede und Haltung vollkommen entsprechen. In der Darstellung einzelner Situationen und Schilderungen von Begegnungen Satans mit guten Engeln haben Byrons Vision und Miltons Paradise Lost eine gewisse Ähnlichkeit. Wir heben in dieser Beziehung namentlich die Begrüfsung Lucifers mit dem Erzengel Michael an der Himmelsthür hervor und auf der anderen Seite die feindliche Begegnung Satans und der Erzengel im Garten Eden (P. L. IV, 985 ff.). Bei Milton erscheint Satan an jener Stelle als grimmiger, drohender Feind, bei Byron hingegen stehen sich Lucifer und Michael nur düster und stumm gegenüber. Beredter als alle Worte spricht ihr Auge, ihr Blick voll tief empfundenen Bedauerns, dafs ein böses Geschick, nicht ihr Wille sie zu ewigen Feinden gemacht hat:

He and the sombre silent Spirit met —
They knew each other both for good and ill;
Such was their power, that neither could forget
His former friend and future foe; but still
There was a high, immortal, proud regret
In either's eye, as if 't were less their will
Than destiny to make the eternal years
Their date of war, and their „champ clos“ the spheres.

Nachdem beide sich stumm gemustert, verneigt sich Michael vor Lucifer wie vor einem seinesgleichen, während letzterer mit Stolz und Selbstschätzung erwidert:

Digitized by Google

The Archangel bow'd, not like a modern beau,
But with a graceful oriental bend,
Pressing one radiant arm just where below
The heart in good men is supposed to tend.
He turn'd as to an equal, not too low,
But kindly; Satan met his ancient friend
With more hauteur, as might an old Castilian
Poor noble meet a mushroom rich civilian.

Michael betrachtet Lucifer sogar wie einen Freund:

My good old friend — for such I deem you, though
Our different parties make us fight so shy.
I ne'er mistake you for a personal foe,
Our difference is political and I
Trust that whatever may occur below
You know my great respect for you: and this
Makes me regret whate'er you do amiss.

Sodann tritt, ähnlich wie im Cain, die Spitzfindigkeit Satans hervor, während der starre Trotz und Stolz auf die ihm gehörende Herrschaft, welche Lucifer in seinem Dünkel höher stellt als die seines Gegners, in dem Charakter des Satans in der Vision sich nicht zeigt und vielmehr Platz macht einer wohlgefälligen, wenn auch etwas spöttisch angehauchten Zufriedenheit mit seinem Besitze, den Gott ihm nicht zu neiden braucht. Man vergleiche hierzu folgende Verse Satans:

I claim my subject: and will make appear
That as he was my worshipper in dust (Georg III.)
So shall he be in spirit, although dear
To thee and thine, because nor wine nor lust
Were of his weaknesses, yet on the throne
He reign'd o'er millions to serve me alone.

Dann ferner:

Look to *our* earth or rather *mine;* it was
Once more thy Master's: but I triumph not
In this poor planet's conquest; nor alas!
Need He thou servest envy me my lot.

Und dann fügt er mit gutmütigem Spott über die Schlechtigkeit der Erdgeborenen hinzu:

— — — — — They are grown so bad
That Hell has nothing better left to do
Than leave them to themselves: so much more mad
And evil by their own internal curse,
Heaven cannot make them better, nor I worse.

In einer anderen Situationsmalerei, die uns an Miltons Paradise Lost erinnert, bekommen wir ein ziemlich deutliches Bild von Satans äufserer Gestalt. Wir meinen die Ähnlichkeit zwischen der im zweiten Buche des P. L. so schön dargestellten Parlamentssitzung, in welcher in ganz weltlicher Manier Satan

Digitized by Google

auf dem Throne sitzend, umringt von seinen Getreuen, Kriegsrat hält, und auf der anderen Seite die in der Vision beschriebene Versammlung abgeschiedener Seelen, welche als Zeugen auftreten sollen, dafs die Seele Georgs III. der Hölle verfallen ist. Die Figur Satans erscheint hier in der landläufigen Auffassung, freilich in Riesenumrissen, mit dem Teufelsgesicht und der schwarzen Hand, während Miltons Satan in jener Versammlung weit gewaltiger und imponierender dargestellt wird. Es heifst an der betreffenden Stelle der Vision:

Then Satan turn'd and waved his swarthy hand
Which stirr'd with its electric qualities
Clouds farther off than we can understand
Although we find sometimes in our skies;
Infernal thunder shook both sea and land
In all the planets and hell's batteries
Let off the artillery, which Milton mentions
As one of Satan's most sublime inventions.

Die Sprache ist bei solchen und ähnlichen Beschreibungen hinreifsend schön und erinnert an den riesenhaften Schwung der Phantasie Miltons, den Byron gewifs auch hier öfters vor Augen hatte, wie aus der direkten Reminiscenz des grofsen Epikers hervorgeht. —

Im ganzen mufs man jedoch sagen, dafs der Eindruck, welchen Satan in der Vision macht, durchaus nicht imponierend ist; es ist ein Satan, der den Leser ziemlich kalt läfst. Er ist weder eine epische noch dramatische Gestalt, dessen Charakter so gezeichnet ist, dafs wir bis zu einem bestimmten Grade wenigstens ihm unsere Teilnahme, Bewunderung und Respekt nicht versagen können, sondern er ist ein Teufel, der trotz seiner finsteren, gigantischen Erscheinung, gleichwie die anderen Geistergestalten, etwas Komisches an sich hat und ganz gut in einer Posse auftreten könnte, in welcher solche prickelnde Witzeleien, wie sie in der ins Lächerliche gezogenen Gerichtsscene im Himmel und sonst noch vorkommen, vielleicht am Platze wären und ein geneigtes Publikum finden dürften. So erscheint uns Lucifer nur als matter Abglanz des Miltonschen Satan, dem er an Kraftfülle und Energie nicht im mindesten gleichkommt, gleichwie er auch mit seinen Spötteleien vor Lucifer im Cain, jenem vernichtenden Kritiker und Bespötter Gottes und seiner Werke, die Segel streichen mufs.

Digitized by Google

Jeanne Darc.

Geschichte, Legende, Dichtung.

Von

Richard Mahrenholtz.

I.

Selten ist eine aufsergewöhnliche Erscheinung der Geschichte so oft und so verschieden beurteilt worden wie jenes französische Mädchen, das aus niedrem Stande sich zur Retterin ihres Vaterlandes und zur Prophetin Gottes erhob! Schon die Zeitgenossen nennen sie bald eine Heilige, bald eine Hexe, der Fanatismus eines französischen Theologen im 16. Jahrhundert verstieg sich zu der Behauptung, man müsse an die göttliche Mission Jeannes ebenso glauben wie an die Evangelien, und schon ein paar Jahrzehnte später erklärte ein weltlich gesinnter Geschichtschreiber Frankreichs sie für eine Geliebte des Herzogs von Alençon und der anderen grofsen Herren im französischen Lager. Im 18. Jahrhundert sah die französisch gebildete Gesellschaft von Sanssouci und Rheinsberg sie mit Voltaires Mephistoblicken an, noch später lächelte Karl August von Weimar über das von Schiller verherrlichte Bauermädchen. Dagegen welche unbedingte Verehrung in den katholischen Kreisen des modernen Frankreich! Die Bischöfe Dupanloup und Freppel hätten sie gern zu einer Heiligen der Kirche erhoben, Jules Quicherat, der auf dem Gebiete der Jeanne Darc-Forschung so verdienstvolle Direktor der *École des Chartes* zu Paris, hielt es für eine nationale Pflicht, an ihre übernatürliche Sendung zu glauben. Bei uns ist, seitdem Ranke mit seiner Schrift: „Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber" eine Umwälzung der Geschichtsforschung und Geschichtskritik hervorgerufen hat, die der durch Kants Kritik der reinen Vernunft in der Philosophie hervorgebrachten zu vergleichen wäre, eine solche

Digitized by Google

Übertreibung des Hasses und der Verehrung nicht mehr möglich, wir stellen uns mit dem gröfsten aller deutschen Geschichtschreiber auf „den Boden der historischen Anschauung“ und „kommen aus dem System der Anklage und Verteidigung heraus“.

Wenn diese Gegensätze der Auffassung Jeannes, die auch in den grundverschiedenen Werken dreier Dichter, Shakespeares, Voltaires, Schillers, ihr poetisches Spiegelbild gefunden haben, durch Religion, Nationalität und Geschichtskritik bedingt sind, so ist auch eine legendenartige Ausschmückung des historisch Beglaubigten gerade bei einer Prophetin begreiflich genug. Die Legende hat sich Jeanne Darcs schon bemächtigt, ehe sie noch auf den Scheiterhaufen geführt wurde — die Akten ihres Prozesses und die Aufzeichnungen unmittelbarer Zeitgenossen lassen das erkennen —, und noch vor Ablauf des 15. Jahrhunderts ist sie von kirchlichen Legendenschreibern im Geiste der katholischen Heiligenleben verherrlicht worden! Aber zum Glück für den späteren Geschichtsforscher haben ihre eigenen Geständnisse vor den geistlichen Richtern zu Rouen und die Angaben der weder vom Glauben noch vom Aberglauben beeinflufsten burgundischen Chronisten uns das Herausschälen der sicheren Thatsachen aus der poetischen Hülle der Sage möglich gemacht.

Die Sage beginnt, wie gewöhnlich, schon mit Geburtsjahr und Geburtstag. Am 6. Januar 1412 soll sie nach späterer Annahme geboren sein, aber das Jahr ist so unsicher wie der Tag. Das Alter, welches ihr die Zeitgenossen geben, als sie im Frühjahre 1429 vor Frankreichs König und Adel auftrat, schwankt zwischen 16 und 27 Jahren, und alles, was sie von ihrem Auftreten und Wirken erzählen, läfst ein reiferes Alter als 17 Jahre (1412—1429) voraussetzen. Der 6. Januar, nirgends sicher als Jeannes Geburtstag oder Tauftag beglaubigt, ist zugleich ein hoher Festtag der katholischen Kirche, wahrscheinlich hat die spätere kirchliche Legende den Geburtstag der neuen Prophetin mit dem Epiphanienfeste zusammenfallen lassen. Für den väterlichen Namen Jeannes haben wir fünf Schreibweisen, und die urkundlich durch den königlichen Adelsbrief für Jeannes Familie und deren Nachkommen beglaubigte Form würde Day, nicht Darc sein. Ob ihr Vater ein unfreier Bauer gewesen, wie er sich zu der prophetischen Mission der Tochter gestellt, ob er

Digitized by Google

diese für ein Werkzeug Gottes oder des Teufels gehalten habe, weifs keiner der unmittelbaren Gewährsmänner.* Jeannes Schwestern und Brüder tauchen in zeitgenössischen Darstellungen flüchtig auf, um ebenso flüchtig zu zerrinnen. Wohl mögen wir annehmen, dafs sie aus dem französischen Grenzdörfchen Donremy stammte, doch absolut gewifs ist das ebenfalls nicht, denn einige zeitgenössische Aufzeichnungen geben als ihren Geburtsort Vaucouleurs, den Ausgangspunkt ihrer geschichtlichen Wirksamkeit, oder Lothringen als ihr Vaterland an.**

Wie der Gedanke, dafs sie zur Retterin des Vaterlandes berufen sei, ihr entgegentrat, bleibt auch in einem mythischen Dunkel. Als Hirtin in der Einsamkeit einer Trift, unter dem Schatten einer Zaubereiche läfst die Legende ihr die Heiligen Gottes erscheinen, aber Jeanne selbst hat ihren Richtern gestanden, dafs sie niemals eine Hirtin gewesen sei, sondern nur in der Weise der Bauermädchen ab und zu die Gemeindeherde mit auf die Weide getrieben habe, und über die näheren Umstände ihrer Berufung hat sie sich öfter in ein verdächtiges Schweigen gehüllt. Blieb sie bis zum Jahre 1429 stets oder doch mit einer geringen Unterbrechung im Vaterhause oder war sie, wie der burgundische Chronist Monstrelet angiebt, Dienstmädchen in einem Gasthofe, auch das vermögen wir nicht zu entscheiden! Wir bedürfen aber, um ihre prophetische Rolle zu erklären, des Zauber- und Legendenapparates nicht! Der von dem auswärtigen Feinde und dem einheimischen Vasallen, Philipp von Burgund, schwer bedrängte König Frankreichs galt dem patriotischen Sinne seines treuen Volkes als der allein berufene, von Gott selbst eingesetzte Herrscher; wie nahe lag einem aus diesem Kreise hervorgegangenen, von dem unmittelbaren Glauben jener Zeit durchdrungenen Mädchen der Gedanke, dafs Gott selbst die Rettung senden werde, welche dem in die wahre Ursache der Bedrängnis Frankreichs, in den Parteizwist des Königs und seiner Vasallen Uneingeweihten, auf natürlichem Wege nicht möglich erschien?

* Neuerdings ist durch de Braux' und Bouteillers Forschungen festgestellt, dafs er ein wohlhabender und freier Grundbesitzer war.

** Auch hier lassen die erwähnten Forschungen keinen Zweifel an Donremy als Geburtsort, und die französische Abstammung ist fast zur Gewifsheit geworden.

Digitized by Google

Wie die Jugend Johannas so von der poetischen und religiösen Legende mit einem Blütenkranze umgeben ist, so hat dieselbe Legende ihr erstes Auftreten in Vaucouleurs und zu Chinon am königlichen Hofe ausgeschmückt. Was jenen tapferen Ritter Baudricourt in Vaucouleurs zum Schützer der von ihm anfänglich verspotteten Heldin gemacht hat, weifs wohl die Legende, nicht die Geschichte. Sah er wirklich nur in dem Aufsergewöhnlichen das einzige Mittel der Rettung, glaubte er zuletzt selbst an die Macht der Heiligen, oder wollte er, wie ein Chronist andeutet, seinen wilden Kriegsgenossen das abenteuerliche Mädchen als gute Beute zuführen? Auf Grund der widersprechenden Angaben der Quellen bleibt uns das so unklar wie vieles andere.

Und wie stellte sich der König, wie sein Adel und seine Geistlichkeit zu dem Glauben an Johanna? Dafs Karl VII. mehrere Wochen lang zögerte, ehe er die kriegsdürstende Prophetin zum Kriege entsandte, dafs er sie einem Glaubens- und Sittengerichte der Theologen von Poitiers unterwarf, spricht nicht für den gewaltigen Eindruck, den die Jungfrau auf den weltlich gesinnten König und Hof gemacht habe. Die Legende weifs zwar auch hier Rat! Johanna soll dem König jene drei Bitten mitgeteilt haben, die er in einsamem Gebete an den Herrn aller Herren richtete, durch ein übernatürliches Zeichen habe sie ihre Sendung bekräftigt, den König inmitten seines Hofes sofort erkannt, trotzdem er seinen Thron mit einem Vasallen getauscht, aber Jeanne selbst weifs in ihrem Verhöre nichts von jenen drei Bitten, die erst in viel späteren Chroniken erwähnt werden, hat jenes übernatürliche Zeichen, das sie anfangs ihren Richtern gegenüber behauptete, kurz vor ihrem Tode widerrufen und auch zugestanden, dafs sie den König allein gesehen habe!

Die Fahne, welche Jeanne im Gottesstreite trug, das Schwert, welches sie auf wunderbare Weise in einer alten, ihr ganz unbekannten Kapelle der hl. Katharina entdeckt haben soll, obwohl selbst die Erbauer der Kapelle von jener Reliquie nichts wufsten, sind gleichfalls dankbare Objekte für die dichtende Legende gewesen! Die Fahne wird von einem Zeitgenossen und von Johanna selbst in nicht übereinstimmender Weise geschildert, auch scheint es, trotz der Ableugnung ihren Richtern gegenüber, dafs sie später als Geadelte ein anderes Banner trug, auf dem ihr Wappen

Digitized by Google

angedeutet war, und das gleichfalls verschieden beschriebene Schwert scheint sie nach ihrer gerichtlichen Aussage selbst an Ort und Stelle ausgekundschaftet zu haben.

Mit der Ankunft Johannas vor dem von den Engländern belagerten Orléans (29. April 1429) stehen wir erst auf historischem Boden, aber auch hier hat die Fabelsucht der Zeitgenossen und der späterlebenden Chronisten alles gethan, um die Wahrheit zu verschönern und zu verschleiern. Zwei Fragen drängen sich uns hier auf. War Orléans und mit ihm Frankreich bis zur Loire wirklich verloren und, wenn dies der Fall, hat Johannas Eingreifen allein oder vorzugsweise es gerettet? Allerdings Nordfrankreich war fast ganz von den Engländern besetzt, die Hauptstadt in ihren Händen, aber viel weniger glänzend stand es damals um die Sache Englands als in den Tagen des schwarzen Prinzen und des fünften Heinrich! Seitdem ein unmündiges Kind, Heinrich VI., über das Inselreich herrschte, begannen im Inneren die Parteigegensätze, die später in dem blutigen Bürgerkrieg der Häuser Lancaster und York sich entluden und heftige Kämpfe mit den kaum halb unterworfenen Schotten, die auch im Heere des französischen Königs gegen die Stammesgenossen fochten. Die Zwietracht der Parteien pflanzte sich in die englische Regierung und Heeresleitung jenseit des Kanals fort, zudem fehlte es an Geld und Menschen, allein auf Burgunds mächtigem Beistand ruhte die Fremdherrschaft. Wenn gleichwohl die vereinten Engländer und Burgunder auch nach Heinrichs V. frühem Tode noch Siege über die zahlreicheren Scharen der Feinde davontrugen, so war dies eine notwendige Folge ihrer überlegenen Kriegskunst. Gegen die festgeschlossenen Glieder des Fufsvolkes und gegen die gefürchteten Bogenschützen kam die mittelalterliche Ritterweise nicht mehr auf. Wird uns doch erzählt, dafs in der Schlacht von Azincourt jene tollkühnen, prahlerischen Ritter, dem gemeinen Fufsvolk voraneilend, die Gräben und Verhaue der Feinde stürmen wollten, dafs dabei Rofs und Reiter stürzten und so Frankreichs glänzende Chevalerie von den sichertreffenden Pfeilen und Streitäxten fast mühelos dahingerafft wurde. Erst als Karl VII. das französische Heerwesen von dem mittelalterlichen Lehnsverband befreite und nach moderner Weise umgestaltete, sank daher die englische

Herrschaft auf französischem Boden nieder. Aber trotz der militärischen Überlegenheit war Englands Sache in Nordfrankreich eine höchst zweifelhafte. Die nationalen Sympathien regten sich zu gunsten Karls VII. mehr und mehr, immer unzuverlässiger wurde auch der Herzog von Burgund, der schon mit Frankreich in Unterhandlungen stand. Zudem blieb der Süden Frankreichs jenseit der Loire, der gröfsere und reichere Teil des Landes, von den wenigen englischen Besitzungen im Südwesten abgesehen, der königlichen Sache treu, und hier gerade lagen die festesten Grundlagen des französischen Königtums. Im Norden herrschten die Valois, bis auf Ludwigs XI. Zeit, etwa so, wie Deutschlands Kaiser über seine Vasallen gebot. Die Normandie, seit alters her im Besitze der englischen Dynastie, dann allerdings an Philipp August, den bekannten Gegner von Richard Löwenherz, verloren, aber in den französisch-englischen Kriegen wiedergewonnen, war nie recht zum festen Besitz der Valois geworden, fast unabhängig schalteten die angestammten Herzöge der Bretagne, und Burgund nahm zu Frankreich eine Stellung ein wie später Brandenburg-Preufsen zum habsburgischen Kaiserstaate. Nur in Isle-de-France hätte Karl VII. sich König von Frankreich nennen können, auch wenn nicht der Erbfeind ihm die Hälfte seines Königreichs entrissen hätte. Paris' Verlust bedeutete nicht allzuviel, denn die zwar zahlreich bevölkerte, aber noch unschöne und ungeordnete, von inneren Gegensätzen durchtobte, dem Landesfeinde schon durch seine geographische Lage bald preisgegebene Seinestadt war damals weit entfernt, der politische und geistige Centralpunkt Frankreichs zu sein. Städte wie Bordeaux, Lyon, Marseille galten durch ihre günstigere Lage ebensoviel wie die volkreichere Hauptstadt, und solange Karl VII. über sie und über den vom nationalen Sinne geeinten Süden, dessen trotzige Vasallen die Greuel der Albigenserkriege vertilgt hatten, gebot, war seine Sache keine verzweifelte oder verlorene. Erst die auf Verherrlichung Johannas bedachte Legende giebt ihm daher den Gedanken eines Verzichtes auf sein Königtum ein, aber in kluger Berechnung der politischen und militärischen Verhältnisse erwartete er den Sieg über England und dessen besser geschulte und besser geführte Heere nicht allein vom Kampfe, sondern mehr noch vom Frieden mit Burgund. Ihm und den gleich-

Digitized by Google

denkenden Feldherren und Politikern seines Hofes widerstrebte die Kriegspartei der grofsen Vasallen, die von dem Frieden mit Burgund eine Schwächung ihres Einflusses befürchteten, und sie fanden in dem kriegerisch-religiösen Fanatismus Johannas eine willkommene Stütze. Darum war das Haupt jener Kriegspartei, der Herzog von Alençon, zugleich der eifrigste Beschützer der kampflustigen Jungfrau, aus der die kriegsdürstenden Stimmen der Heiligen redeten. Wie oft ist edle Begeisterung ein unfreiwilliges Werkzeug des politischen Ehrgeizes geworden, auch wenn ihre Vertreter mehr Einsicht hatten als das unerfahrene Bauermädchen. Auch hier stellte die hochbegeisterte Prophetin ihr reines, unbeflecktes Ideal, ohne es zu wollen, in den Dienst des Parteigetriebes. Wenn sie den vorsichtigen Bedenken der Feldherren Karls VII. ihre himmlischen Gebote und Prophezeiungen gegenüberstellte, wie bei dem Zuge gegen Rheims und gegen Paris, so sprach unbewufst aus ihr die schlaue Berechnung eines Alençon; wenn sie dem Frieden mit Burgund widerstrebte und den Fall der Hauptstadt als göttliche Zusage verkündete, so diente sie wieder den Zwecken desselben Mannes; im Sinne von ihm und seinen Parteigenossen schrieb sie Drohbriefe* an die Engländer und selbst an die ketzerischen Hussiten, denn auch der religiöse Hafs konnte dem nationalen förderlich sein. Von einer Berechnung ihrerseits ist dabei keine Rede, denn wenn irgendwo die Hingabe an ein grofses Ziel lauter und unverfälscht sich kundgiebt, so in den siegessicheren Äufserungen und nie wankenden Prophezeiungen jenes gottbegeisterten Mädchens, aber dem listigen Versucher sind auch Heilige zum Opfer gefallen!

Der innere Gegensatz und der offene Hader zwischen Johanna und den Feldherren Karls VII. beginnt schon mit der ersten Waffenthat, dem Entsatze von Orléans. Kühn auf die Stimmen ihrer Heiligen vertrauend, wollte Johanna den gefahrvolleren Weg auf dem rechten Ufer der Loire wählen, die Feldherren aber entschieden sich für den Zug auf dem linken Ufer und wufsten sie, der die Kriegsberatung nur teilweise mitgeteilt

* D. h. sie gab ihren Namen her, denn schreiben und lesen konnte sie nicht.

Digitized by Google

wurde, zu täuschen. Die Errettung der Stadt geschah auch im wesentlichen gegen Johannas Pläne, und wahrlich, einer übernatürlichen Hilfe hätte das Unternehmen auch nicht bedurft. Denn Orléans, obwohl seit geraumer Zeit vom Feinde belagert, war so wenig eingeschlossen, dafs ungehindert Zuzug und Proviant hineingelangte und dafs auch der rettende Entsatz ohne ernste Gefahr stattfand. Freilich konnten die Festungswerke der Belagerer nicht ohne blutige Kämpfe genommen werden, aber hierbei gab die gröfsere Zahl der Franzosen, wahrlich nicht Johannas prophetische Begeisterung, den Ausschlag. Denn was sie nach den thatsächlichen Angaben der am besten unterrichteten Chronikschreiber gethan hat, geht über die Leistungen eines mutig anfeuernden und tapfer kämpfenden Unteroffiziers kaum hinaus. Wenn geistliche Berichterstatter und ein im Sinne der Alençonschen Partei schreibender Chronist den Himmel und die Jungfrau alles thun, raten, prophezeien lassen, ohne ihre Auffassung durch bestimmte Angaben zu begründen, so ist das nur ein rhetorisch übertreibender Ausdruck ihres Aberglaubens oder des Partei-Interesses. Wird doch Johanna in einem Briefe Karls VII. aus jener Zeit nur nebenbei und in dem ausführlichen Berichte des Heroldes von Frankreich, Jacques le Bouvier, so gut wie nicht erwähnt.

Nach der Einnahme von Orléans wünschte die Jungfrau und mit ihr die Kriegspartei einen Zug Hals über Kopf nach der Krönungsstadt Rheims, ohne sich um die im Rücken bleibenden englischen Festungen an der Loire zu kümmern. Die militärische Einsicht der ausschlaggebenden Feldherren widerstand dem mit Recht und bahnte sich den Weg nach Rheims langsamer, aber sicherer durch die Einnahme der nur schwach besetzten Loirefestungen und durch die Unterhandlung mit der nationalen Partei in den Städten des nordöstlichen Frankreich, wie Troyes und Rheims selbst. So wenig wie bei dem Entsatze von Orléans geschah auch hier in den wichtigsten Dingen Johannas und ihrer Gönner Wille, erst den unüberlegten Sturm auf Paris, an dessen Mauern ihre Prophezeiungen völlig zu Schanden werden sollten, setzte sie durch. Die hoffnungsvoller sich gestaltenden Verhandlungen mit Burgund geboten schon, abgesehen von der Festigkeit des wohlverteidigten Paris und der

Digitized by Google

Schwäche des durch den Sommerfeldzug erschöpften königlichen Heeres, ein Hinausschieben der Feindseligkeiten, aber durch die von ihr prophezeiten Erfolge war Johannas Ansehen im Heere so gestiegen, daſs Karl VII. auf sie noch mehr Rücksicht nehmen muſste als auf den Kriegsmut der Alençonschen Partei. Es ist ein leeres Gerede der damaligen und späteren Anhänger Johannas, daſs der König nach dem unglücklichen Sturm auf die Hauptstadt nur aus Feigheit abgezogen sei, auf eine Wiederaufnahme der Belagerung unter besseren Umständen hat er keineswegs verzichtet, da er Besatzungen in den benachbarten Städten und Festungen zurückließs. Mangel an Lebensmitteln trug ebenso wie der militärische Miſserfolg zu dem Rückzugsplane bei. Mit Widerstreben natürlich schied Johanna von den Wällen der Hauptstadt, in denen die Unfehlbarkeit ihrer Prophezeiung und der beste Teil ihres Einflusses im Heere begraben lag.

Wenngleich so das einzige, was sie selbständig durchsetzte, zu einem Miſserfolge führte und die Thaten des siegreichen Sommerfeldzuges kaum ihr Werk waren, so darf man ihre Bedeutung im französischen Heere keineswegs unterschätzen. Von einer Heiligen geführt und beraten, kämpften die abergläubischen Truppen um so mutiger und tapferer, vor einer Hexe scheuten die unter dem Reflexe desselben Aberglaubens stehenden Feinde zurück. Aber nicht darf man meinen, daſs die Engländer darum fast wehrlos die Waffen weggeworfen, ihre Festungen, wie eine Chronik meint, sich ergeben hätten, sobald die Fahne der Jungfrau wehte; tapfer genug sind Jargeau, Orléans, Paris verteidigt worden. Diese Bedeutung einer Prophetin, an die er selbst kaum glaubte, hat auch König Karl zu würdigen gewuſst und ihr in jenem Adelsbriefe für Johanna und ihre in de Lys umgetaufte Familie Ausdruck gegeben. Dabei übersah er den Schaden, den Jeannes Eifer vor Paris gebracht, die Nachteile, welche ihre willkürlichen Eingriffe in Lagerordnung und Kriegsdisciplin hervorriefen, und selbst ihre offene Auflehnung gegen die von ihm gebotene Waffenruhe. Denn noch ehe die Sommercampagne des Jahres 1430 begann, eilte Johanna mit dem Alençonschen Anhange zum Entsatze der von den Engländern besetzten oder bedrängten Städte Nordfrankreichs. Schnell treibt sie ihr blindes Vertrauen auf ihre Heiligen dem Geschicke entgegen. Vor

Digitized by Google

Compiegne gefangen, von dem Herzog von Burgund an die Engländer verkauft, wird sie von dem geistlichen Gerichte zu Rouen, das unter englischem Einflusse stand und im Verlaufe des Prozesses noch durch Johannas Unbeugsamkeit und kecken Mut erbittert wurde, „wegen erdichteter Offenbarungen und Ercheinungen“ verurteilt. Ein Widerruf im Angesicht des Scheiterhaufens rettet auf wenige Tage ihr Leben; mit dem Wiederaufleben ihrer religiösen Phantasien in der Kerkernacht, der sie das strenge Gebot des Kirchenrechtes so wenig wie die Furcht vor Englands Haſs entreiſsen durfte, war sie dem Feuertode wegen rückfälliger Ketzerei verfallen, 30. Mai 1431! Was die Richter hier gefrevelt haben, darf man nicht allein dem persönlichen Hasse ihres Präsidenten, des durch Karl VII. aus Beauvais vertriebenen Bischofs, und der Scheu vor Englands Rache zuschreiben, es fällt mit auf die blutgetränkte Rechnung des Fanatismus jener Zeit und des barbarischen Kirchenrechtes. Für mittelalterliche Anschauung konnten Johannas „Offenbarungen und Erscheinungen“ nur objektive Wahrheit oder Betrug sein, sie psychologisch aus Seelenvorgängen und Seelenstörungen zu erklären, wäre der beschränkte Sinn des 15. Jahrhunderts unvermögend gewesen. Darum urteilten die aufgeklärteren Gelehrten der Pariser Universität genau wie die unwissendsten der Rouener Richter. Nicht aber sind diese Anstifter falscher Zeugnisse oder Protokollfälscher gewesen, wie das später die parteiischen Aussagen der für Johannas Rehabilitationsprozeſs herangezogenen Zeugen ihnen schuld gaben, und von den Akten jenes Prozesses, wie sehr auch Haſs und Aberglaube sich in ihnen wiederspiegeln mögen, bleiben wenigstens Johannas eigene Aussagen bestehen. Willkürlicher noch, wenngleich zu dem schöneren Zwecke der Ehrenrettung eines edelmütigen Opfers geführt, war der um 25 Jahre spätere Rehabilitationsprozeſs. Die dort auftretenden Zeugen stehen sichtlich unter dem Einflusse der abergläubischen Legende oder, wie der Hauptzeuge Graf Dunois, unter der Einwirkung politischer oder persönlicher Gründe. Sie sagen daher fast ohne Ausnahme nur das aus, was dem Zwecke des Königs und Papstes, die eine Revision des Rouener Prozesses angeordnet hatten, dient, oder was dem Interesse der geadelten Familie Jeannes nützlich war. Auch die Richter, als Kinder des Mittelalters, unterlagen dem Einflusse

Digitized by Google

des religiösen Aberglaubens, nur daſs hier der edlere der beiden Zwillingsbrüder, der Glaube an das Übernatürlich-Heilige, über den Glauben an das Höllisch-Sündhafte den Sieg gewann. Die Geschichtskritik wird in der Revision beider Prozeſsakten eine notwendige, aber unerquickliche Aufgabe sehen, und wenn sie ihr mühevolles Amt geübt hat, sich an der „Revision der poetischen Akten Johannas", wie sie der Dichter der „Jungfrau von Orleans" ausgeübt hat, geistig erheben.

II.

Drei Dichter, von denen jeder seinem Zeitalter in vieler Hinsicht das Gepräge gegeben hat, Shakespeare, Voltaire, Schiller, haben sich der von der Legende umgeschaffenen Gestalt der „Jungfrau" bemächtigt. Shakespeare macht sich zum Dolmetscher des englischen Protestantismus seiner Zeit, Voltaires Auffassung spiegelt die Aufklärungsperiode wieder, Schiller will seine Heldin zur Wiedererweckerin des gesunkenen Nationalgefühles seines eigenen Volkes erheben.

Bei Shakespeare ist sie bloſse Nebenfigur in einem nur teilweise von ihm geschaffenen Drama (Heinrich VI., T. I), in Voltaires „Pucelle" muſs sie dem Fluche der Lächerlichkeit verfallen, den die Aufklärung über den katholischen Aberglauben verhängte, Schiller allein faſst sie als wahrer Dichter auf.

Die Frage, wie weit die Trilogie „Heinrich der Sechste" ein Werk Shakespeares sei, wie weit namentlich der erste Teil derselben von ihm herrühre, möge uns nur nebenbei beschäftigen. Mit den Zeugnissen für die Echtheit steht es hier so schlecht, daſs kaum ein einziger Shakespeare-Kritiker ihn ohne Einschränkung der poetischen Hinterlassenschaft des groſsen Dramatikers einzureihen gewagt hat. Die Aufnahme dieses Stückes in die Folioausgabe der Werke Shakespeares beweist so gut wie nichts, da die Herausgeber derselben, zwei schauspielerische Kollegen des Dichters, auch andere Stücke eingeschmuggelt haben, die von Shakespeare nur für sein Theater bearbeitet oder redigiert worden sind. Ebensowenig geht aus der Erwähnung dieses ersten Teiles in einer 1592 erschienenen Schrift hervor, daſs Shakespeare für

Digitized by Google

den Verfasser gegolten habe, und nicht einmal einer von jenen erwerbsüchtigen Raubdruckern damaliger Zeit hat sich des Stückes bemächtigt. Alles deutet vielmehr darauf hin, dafs wenigstens der erste Teil der Trilogie von den Zeitgenossen für ein Nicht-Shakespearesches Werk angesehen wurde. Bei aufmerksamer Prüfung wird man auch die Scenen und Züge herausfinden, welche der hochstrebende Genius des jugendlichen Dichters einem älteren Stücke einfügte, das nur eine wenig vollendete Dramatisierung der chronikartigen Überlieferung Halls und Holinsheds war. Zu verschieden sind sie nach poetischem Gehalte und dramatischer Wirkung von den älteren Bestandteilen, als dafs man in ihnen nicht die Spuren eines hohen Dichtergeistes erkennen sollte. Die Episode Talbots und der Gräfin von Auvergne, die den Chroniken so fremd ist, wie sie in den Zusammenhang des älteren Stückes nicht pafst, scheint eine geniale Einfügung Shakespeares zu sein; sein Dichtersinn hat wahrscheinlich auch die herabgewürdigte Gestalt Johannas dadurch zu heben gewufst, dafs er den Ölzweig der Friedensstifterin zwischen den hadernden Vettern von Frankreich und Burgund um ihr Haupt flocht. Schon die Mängel der Form, welche die älteren, chronikartigen Gebilde in dem Stücke bekunden, sollten uns davon abhalten, in Shakespeare den Verfasser zu erblicken. Leicht haben es diejenigen Kritiker, welche des grofsen Dichters Nachlafs mit so manchem minderwertigen Gut beschweren möchten, zu sagen, dafs kein Genius in voller Stärke und Macht sich schon in den Jugendschöpfungen zeige, sie lassen dann nur unerklärt, wie der dramatische Neuling, welcher uns den ersten Teil der Trilogie und die in mancher Hinsicht kaum höherstehenden anderen Teile gegeben hat, wenige Jahre später ein dramatisches Meisterwerk, wie Richard III., schaffen konnte. Die Fehler und Schwächen seiner dramatischen Vorlagen zu verbessern, das war bei einer eiligen, für Repertoirezwecke unternommenen Bearbeitung auch einem Shakespeare, zumal dem technisch noch weniger geschulten Anfänger, nicht durchgehends möglich; aber die Wahrzeichen seines Genius konnte er den frei erfundenen oder umgestalteten Scenen einprägen. Nur als Bearbeiter, vielleicht sogar als blofsen Theater-Regisseur haben wir uns den ersten aller Dramatiker gegenüber der fremden Schöpfung vorzustellen.

Digitized by Google

Aber für die Frage, wie Shakespeare Jeanne Darc beurteilt habe, ist sein Verhältnis zum ersten Teile — und zu dem von diesem kaum wesentlich unterschiedenen zweiten und dritten Teile — Heinrichs VI. fast belanglos. Denn mag nun er oder sein Vorgänger die gehässige Schilderung von der zuchtlosen Dirne und gottlosen Hexe „Joan la Pucelle“ fast wortgetreu Holinsheds parteiischem Berichte entnommen haben, seine eigene Auffassung hätte er ja auch durch die unveränderte Beibehaltung jener Schilderung hinreichend bekundet. Und wie hätte ein protestantischer Dichter im Zeitalter Elisabeths der mit dem Katholicismus und der katholischen Legende engverflochtenen Prophetin gerecht werden können? Ein national gefärbter, durch die Vaterlandsliebe noch mehr als durch den Glaubenshafs gestärkter Patriotismus war die Triebfeder von Englands Macht und Gröfse, die Bekämpfung aller römischen Überlieferung mit dem Schwerte nicht minder wie mit den Waffen des Geistes wurde zu einer Lebensfrage. Der nationale Gegensatz zu Frankreich war allerdings sehr zurückgetreten, kreuzten sich doch die Wege der Rom und Spanien bekämpfenden Politik Elisabeths mit der verwandten Politik der Valois und Heinrichs IV.; aber hätte der patriotisch erregte Sinn eines englischen Dichters die Kriege mit Frankreich, die Niederlagen seines Volkes durch die dämonische Zaubergewalt eines Weibes, wie sie in der Legende nationaler Geschichtschreibung fortlebten, anders beurteilen können, als es Shakespeare gethan? Sein tieferer Blick für die grofsen Wandlungen der Geschichte hielt ihn wenigstens von der kindlichen Überschätzung eines Heldenmädchens zurück, die dem Wunderglauben des 15. Jahrhunderts eigen war; nicht Johannas bösen Geistern und Zauberkünsten, sondern den inneren Zwistigkeiten Englands schreibt er den Ausgang jenes hundertjährigen Kampfes zu. Doch der von uns früher gekennzeichnete scharfe Dualismus der mittelalterlichen Anschauung, der schroffe Gegensatz zwischen Himmel und Hölle, lag auch dem protestantischen Bewufstsein jener Zeit nicht fern, nur als Heilige oder als Hexe vermochte dieses sich eine Jeanne Darc vorzustellen. Als Dichter zum mindesten hatte Shakespeare sich dieser Vorstellung anzupassen, wenn auch sein freier Geist sie als Denker überwunden hatte. Im Macbeth sowohl wie in Heinrich VI. war der Hexen-

und Zauberapparat schon wegen der unausbleiblichen Wirkung auf die philosophisch ungeschulten, aber poetisch empfänglichen Zuschauer notwendig.

Wie hatte sich die Zeitanschauung geändert, als fast anderthalb Jahrhunderte später Voltaire, ein minder bedeutender Dichter, aber ungleich tieferer und vielseitigerer Denker, die Prophetin zur Heldin eines komischen Epos machte. England, so lange der Brennpunkt des romfeindlichen Protestantismus, war seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts zu dem Lande geworden, welches die Aufklärung des 18. vorbereitete und die Gegensätze des Katholicismus und Protestantismus in einem konfessionslosen Humanitätsideal überwand. Der Schüler der englischen Philosophen und Theologen jener Zeit, Voltaire, wurde dann im katholischen Frankreich zu dem Patriarchen der kirchlichen und politischen Aufklärung. Die Toleranz und Humanität, die Angelpunkte seines ganzen Denkens und Wirkens, machten ihn zum Fürsprecher und Verteidiger jedes von der mittelalterlichen Kirche hingemordeten Opfers, und seiner Sympathie für die zu Rouen verbrannte Prophetin hat er auch als Historiker warmen Ausdruck gegeben. Aber alles menschliche Gefühl für den einzelnen trat in ihm zurück, wenn es den Vernichtungskampf gegen die „infame“ Kirche Roms galt. Dem Aber- und Wunderglauben des Katholicismus, den er mit den Waffen der Geistesschärfe und wissenschaftlichen Forschung so oft getroffen hatte, wollte er ein unvertilgbares Denkmal der Lächerlichkeit errichten, als sein nie versiegender Witz und vernichtender Spott die katholische Legende von der „Jungfrau Johanna“ zum Mittelpunkte eines komischen Epos erwählte. Wollten wir freilich seinem klatschsüchtigen, lakaienhaften Biographen Longchamp und dem diesem nachschreibenden Dr. Straufs glauben, so hätte Voltaire den Plan dieses Werkes bei einem üppigen Diner aus Gefälligkeit gegen eine Laune seines unwürdigen Gönners, des Herzogs v. Richelieu, ersonnen und nur zu dessen und der frivolen Hofleute Belustigung ausgeführt. Aber mit dieser Annahme vereinige man es, dafs der vielbeschäftigte Denker 30 Jahre seiner kostbaren Zeit (von etwa 1730—1762), mit vielen Unterbrechungen freilich, aber nicht blofs die flüchtigen Augenblicke der Mufse an einen solchen unnützen Zeitvertreib verschwendet habe! Nicht um Johannas Person oder

um die Parodierung Chapelains, der um die Mitte des 17. Jahrhunderts die Prophetin in einem langatmigen, die Albernheit der Legende noch überbietenden Epos feierte, handelte es sich dabei, sondern um jenes „Écrasez l'infame", den Wahlspruch seines Lebens. Chapelain und die Johanna-Legende hätten ebensowenig eine „Pucelle" erschaffen, wie dieses Epos und das von Voltaire gezeichnete Karikaturbild allein den Gedanken einer „Jungfrau von Orleans" unserem grofsen Dichter eingegeben hätten. Jeannes Person und Wirken an sich war für Voltaire kein Gegenstand des Spottes und Witzes; war sie ihm auch keine Heilige, so widmete er ihr doch dasselbe Mitgefühl, welches er anderen Opfern des Glaubenshasses, den Calas, Sirven u. a. später so ruhmvoll bewiesen hat. Aber die katholische Legende, welche die auf den Scheiterhaufen geführte Prophetin nachträglich zur Heiligen erheben wollte, war mit Johannas Person unzertrennlich verbunden, die eine konnte nicht ohne die andere den sichertreffenden Pfeilen des Vorkämpfers der Toleranz preisgegeben werden.

Diese für den Dichter sehr gefährliche Tendenz seines Epos macht es auch erklärlich, warum Voltaire eine Veröffentlichung scheute, warum jede Abschrift, die er an vertraute Freunde und Freundinnen sandte, ein Gegenstand der schlimmsten Befürchtungen wurde, warum er bei der Nachricht von öffentlichen Vorlesungen des Gedichtes bangte und warum er, nachdem zwei formell nachlässige, aber inhaltlich nur allzutreue Raubausgaben erschienen waren, selbst eine offizielle von den schlimmsten Auswüchsen frivoler Laune und sarkastischen Spottes gereinigte Ausgabe veröffentlichte. Um so gröfsere Vorsicht war für Voltaire nötig, als er neben den Schattenseiten der katholischen Kirche, ihrem Heiligenkultus und Legendenglauben, ihren Inquisitionsgerichten und Ketzerverfolgungen, der Unsittlichkeit des Klosterwesens, dem Mifsbrauche der Beichte u. a. Dingen, auch die sittlichen Schäden des bigotten Hofes von Versailles, namentlich in der Person Karls VII. und der Sorelle, den König und seine Maitresse, die Pompadour, blofsgestellt hatte.

Voltaire kannte die Wahrheit des „Le ridicule tue" und wufste auch, dafs bei den äufserlich am Katholicismus hängenden, sittlich aber entarteten Höflingen und Salonhelden die schalkhafte

Digitized by Google

Ironie mehr wirke als bitterer Spott. Um daher den heiteren Eindruck seines Sitten- und Zeitgemäldes nicht zu stören, brach er mit der Eroberung von Orléans ab, trotzdem gerade die späteren Schicksale Jeannes ihm die besten und vernichtendsten Waffen gegen die Kirche und den Hof in die Hand gegeben hätten.

Die Heldin selbst erscheint als eine derb naturalistische Bauerndirne, deren einziger Schatz ihre unbefleckte, selbst in den gefährlichsten Lebenslagen dank ihrer kräftigen Faust und glücklicher Zufälle bewahrte Jungfräulichkeit ist. Um diesen teuren Schatz, der erst auf dem Siegesaltar von Orléans geopfert werden soll, dreht sich die ganze Handlung des Gedichtes. Seinem ursprünglichen Plane zuwider hat zwar Voltaire in einer späteren Bearbeitung die Jungfrauschaft Johannas zur Beute eines liebessüchtigen Esels werden lassen und so den engen Bund zwischen der Jungfrau der kirchlichen Legende und der unter dem Bilde des Vierfüſslers verspotteten Kirche drastisch illustriert, aber nach dem ursprünglichen Plane sollte der mittelalterliche Aberglaube, welcher nur in einer reinen Jungfrau ein Werkzeug Gottes zu erblicken wagte, ganz besonders dem Spotte preisgegeben werden.

Schlimmer noch als Jeanne selbst ist aber Agnes Sorelle, unter deren Maske sich die Pompadour verbirgt, karikiert worden. Sie erscheint als ein willenlos schwaches Spielzeug der Begierde anderer, und dieselbe Ironie des Zufalles, welche über Jeanne ihre schützende Hand breitet, muſs Agnes Sorelle, trotz des besten Willens, nicht zu sündigen, stets der Schande zuführen.

Mit der nationalen Tradition wagte aber Voltaire nicht in gleicher Weise zu brechen wie mit der kirchlichen. Die Engländer seiner Dichtung verhalten sich zu den Franzosen wie prosaische Zerrbilder zu poetischen Lichtbildern, und selbst ein Talbot opfert die Stadt Orléans einer unlauteren Neigung. Gegen die unweibliche Roheit der in dem Gedichte auftretenden englischen „Maitresse“ zeichnet sich selbst Jeannes Derbheit und Agnes' Jämmerlichkeit vorteilhaft aus, und auch Karl VII., der durch ritterliche Tapferkeit seine würdelose Liebelei vergessen läſst, flöſst uns höhere Sympathie ein als die englischen Haudegen.

Das, was wir in der Überlieferung von Jeanne Darc als

Digitized by Google

wirklich historisch anerkennen müssen, ihr Versuch, eine selbständige militärische und politische Stellung zu gewinnen, ihr Gegensatz zu dem Hofadel, ihre Einwirkung auf den Zug gegen Rheims und auf die Belagerung von Paris ist mit Stillschweigen übergangen worden, und ihre Mission endet bei Voltaire schon in Orléans, nicht in Rheims und Paris. Ihre selbstlose Hingebung an Gott und König, ihr sittlicher Ernst und hoher Mut finden ebensowenig den entsprechenden Ausdruck, nichts, was über das gewöhnliche Niveau der Alltäglichkeit hinausgeht, durfte diesem Karikaturbilde der Geschichte sowohl wie der Legende Jeannes verbleiben.

Von jeher hat man über die Unsittlichkeit und Gemeinheit der „Pucelle“ den Stab gebrochen, ohne nur mit einem Worte klar zu machen, wie Voltaire, der so viel Hohes, Ernstes und Edles geschaffen, Verfasser eines solchen Werkes sein konnte. Moralische Entrüstung ist ebenso dankbar wie wohlfeil, sie erfordert weder Wissen noch Denken. Es wäre freilich weder politisch klug, noch moralisch berechtigt, eine Verteidigung jenes Epos zu übernehmen, aber den Triumph, den hier echt französischer Witz über katholischen Aberglauben und römischen Legendenbetrug feiert, darf man nicht verkennen. Die ästhetischen Fehler der Dichtung liegen auf der Hand. Voltaire vergafs hier wie öfters, dafs Poesie und Moral im harmonischen Bunde stehen und dafs am wenigsten leichter Spott und seichter Witz für die Verletzung des sittlichen Gefühles entschädigen können. Aber er kannte die ästhetische und sittliche Richtung derer, für welche seine „Pucelle“ bestimmt war, und sein ernstester Lebenszweck, der Kampf gegen den Aberglauben der Kirche, verschmähte kein Mittel, so unwürdig es auch sein mochte. In dem Staube der Bibliotheken und in dem Kote der Gasse, in der Schellenkappe des Hofnarren und der Kapuze des Frömmlings, als ernster Forscher und Denker und als witzig unterhaltender Litterat, überall fand er Waffen und Mittel, um die „Infame“ zu treffen. So wurde auch die „Pucelle“ von der äufserlich devoten Salon- und Hofwelt eifriger gelesen als alle Erbauungs- und Gebetbücher und schadete dort den kirchlichen Interessen mehr als die durch ihre Tiefe und Gelehrsamkeit jene Kreise abschreckenden philosophischen Schriften Voltaires.

Digitized by Google

Der Einflufs aber, den sie auch in der französischen gebildeten Welt der deutschen Residenzen übte, mufste einen idealer angelegten Dichter und Menschen auf den Gedanken führen, das naturalistische Zerrbild durch ein poetisch verklärtes Abbild zu verdunkeln. Schiller, der durch die Lektüre einer am Vorabende der französischen Revolution von Ludwigs XVI. Minister l'Averdy verfafsten Geschichte Jeannes sich mit tieferer Hingebung für ihre Person erfüllt hatte, begann am Ende der Revolutionszeit (1801) sein Werk. Dafs er nur als Dichter, nicht als Historiker, seinem Süjet gegenüberstand, dafs er ein ideales Lichtbild Jeannes, nicht ihr historisch treues Porträt zeichnete, dessen war er sich von vornherein völlig bewufst. Deshalb verschmähte er auch zeitraubende, für seinen dichterischen Zweck entbehrliche und in jener Zeit äufserst schwierige Quellenstudien und hielt sich zumeist an l'Averdys, auf eingehender Prüfung der Prozefsakten Jeannes ruhende Darstellung. Eine Persönlichkeit, wie sie uns die Chroniken und die Akten des ersten Prozesses zeichnen, wäre nimmermehr zur Heldin einer Tragödie geeignet gewesen, nur die Johanna des Rehabilitationsprozesses konnte von ihm zu dieser Stellung erhoben werden.

Aber auch da, wo er in den Bahnen der katholischen Legende wandelt, wie hier und in seiner „Maria Stuart", zeigt Schiller stets jenen vorschauenden, genialen Blick des wahren Historikers, der ohne die Hilfe mühsamer Archiv- und Bibliotheksstudien das vieldeutige Wallensteinproblem so löste, dafs die Forschung unserer Zeit die Richtigkeit seiner Lösung in wesentlichen Punkten bestätigen mufste. Der Sieg des hartbedrängten Frankreich wird in der Tragödie nicht, wie in der Legende, durch ein göttliches Wunder, sondern durch die patriotische Hingabe eines treuen Volkes, die Einigung des Königs und seiner Vasallen und die mächtige Wirkung, die Johannas Heldengestalt auf Freund und Feind übte, herbeigeführt. Der Widerspruch der göttlichen Mission und der menschlichen Schwäche, an dem die historische Johanna scheiterte, wird auch hier der Grund ihres tragischen Schicksals. Ist also die „Jungfrau von Orleans" eine „romantische Tragödie", weil sie in dem von dem eigentlichen Klassicismus perhorreszierten Mittelalter spielt, so ist sie darum kein im katholischen Sinne gedichtetes Stück. Auch der Verherrlicher der Prophetin

Digitized by Google

von Donremy blieb, was er vorher gewesen, ein treuer Anhänger und eifriger Verkündiger der religiösen und politischen Aufklärung seiner Zeit. Nicht gegen die Tendenz von Voltaires „Pucelle“ richtet sich seine Dichtung, sie ist eine Ehrenrettung von Jeannes Person, ein ritterlicher Kampf für die schutzlos in den Staub getretene Heldin. Voltaire, so schreibt Schiller selbst, habe die Gestalt der Jungfrau zu tief herabgesetzt, sein Fehler sei es vielleicht, sie allzusehr erhoben zu haben. Und sein Gegensatz zu der historischen Forschung seiner Zeit, wie sie mit l'Averdys Werk begann, ist nur der des Dichterbewufstseins zur Kritik, die alles poetische Beiwerk zerstören mufs wie der Wurm die schön prangende Blüte. Die Prozefsakten Jeannes, so schreibt er gleichfalls, seien bereits revidiert, nun wolle er an die Revision ihrer poetischen Akten gehen.

Die Mängel, welche eine übereifrige, des nationalen Sinnes oft bare und deshalb den einen der beiden gröfsten Dichter Deutschlands auf dem Ruhmesaltar des anderen hinopfernde Schiller-Kritik auch an dieser Tragödie gefunden zu haben meint, können wir bei der vorwiegend historischen Tendenz unseres Essays übergehen. Am Schlufs aber sei auf die patriotische Tendenz der Tragödie um so mehr hingewiesen, als von jener Kritik der Patriot Schiller gern zu gunsten des kosmopolitischen Freiheitssängers totgeschwiegen wird. Zur Wiedererweckung des ersterbenden Nationalsinnes seines Volkes hätte Schiller, wenn er nicht der unmittelbaren Gegenwart sich zuwenden wollte, kein geeigneteres Mittel finden können als die poetische Beseelung der patriotisch-religiösen Johanna-Legende. Wie damals in Frankreich, so war jetzt ein fremdländischer Eroberer in das deutsche Reich eingedrungen, deutsche Städte und Fürsten hatten ihm gehuldigt, und die Zwietracht der Häuser Habsburg und Brandenburg vor allem hatte ihn zum Herrn von Deutschlands Geschicke gemacht. Nur patriotische Hingabe und unerschütterliches Gottvertrauen konnten das deutsche Reich retten, wie sie vier Jahrhunderte früher die Herrschaft der Valois errettet hatten, und vor allem war die Versöhnung der zwei mächtigsten Fürsten Deutschlands zur Rettung erforderlich. Wenn darum Schiller, der Geschichte entgegen, den Frieden zwischen Frankreich und Burgund in die Zeit Johannas verlegt, so ist das eine patriotische

Digitized by Google

Mahnung an Preufsen und Österreich. Die Hoffnung, dafs das niedergeworfene Deutschland über den menschenverachtenden, ehrgeizigen Eroberer Bonaparte durch Vaterlandsliebe und Einigkeit siegen werde, wie Frankreich den (mit unverkennbarem Hinblick auf den dämonischen Korsen gezeichneten) Kriegsherrn Talbot überwältigt hatte, die den patriotisch fühlenden Dichter nie verliefs, tönt auch aus diesem Werke seines Lebensabends wieder. Können wir also in Johannas Bilde auch keine historische Treue entdecken, so werden wir die Heldin einer vom Nationalgeiste wie vom idealen Dichtersinne eingegebenen Tragödie stets als das schönere Gegenstück der Prophetin von Donremy preisen.

Digitized by Google

Das schweizerische Idiotikon

und die wissenschaftliche Bedeutung der Mundart.[1]

Von

Adolf Socin.

I.

„Es ist eine ebenso unleugbare als wehmütig stimmende Thatsache, daſs unsere nationalen Eigentümlichkeiten eine nach der anderen abbröckeln und dem gleichmachenden Zuge der Zeit anheimfallen. Aber auf keinem Boden schleicht das Verderbnis so heimlich und darum so sicher wie auf dem unserer Mundarten. Wohl ein jeder macht an sich die Wahrnehmung, daſs er jetzt viel anders spricht, als Groſsvater und Groſsmutter und als er selber in seiner Kindheit zu sprechen pflegte; auf viele Ausdrücke, welche ihm damals geläufig waren, kann er sich nicht einmal mehr besinnen, und auf vielen Punkten wird er an seiner Muttersprache irre betreffend Aussprache und grammatische Verhältnisse. Durch den enorm gesteigerten Verkehr, die Zusammenwürfelung des Militärs aus allen Gauen, die massenhafte Einwanderung fremder Elemente und vor allem durch die Schule, welche gerade die für die Sprache den Grund legende Zeit in Anspruch nimmt und sich mit dem unvermeidlichen Buch in der Hand zwischen das Kind und die Natur, das Leben hineinstellt, werden die Dialekte zusehends verdrängt."

---

[1] Der nachfolgende Aufsatz besteht aus zwei am 26. Februar und 11. April 1889 in Basel gehaltenen Vorträgen, der erstere unter dem Cyklus der öffentlichen akademischen Vorlesungen, der zweite in der Historischen und antiquarischen Gesellschaft. In der Schreibung der Belege aus dem Dialekt habe ich mich an die gangbare Orthographie gehalten; doch ist Dehnungs-*h* vermieden und *ie* bezeichnet den wirklichen Diphthong. Abgefallenes Schluſs-*n* (vor vokalischem Anlaut wieder hervortretend) ist durch ein kleineres Zeichen angedeutet, z. B. *si mache*ⁿ *mit* (sie machen mit): *si machen ab* (sie machen ab). Die zu Grunde gelegte Lautstufe ist, wo nichts anderes angegeben, diejenige meines Lokaldialekts (Basel).

Digitized by Google

„Wer könnte die Verwesung aufhalten und wer wollte so thöricht sein, seine Kraft gegen einen gewaltigen Naturprozefs zu stemmen? Die vernünftige Aufgabe liegt anderswo; sie liegt darin, dafs man einen so bedeutenden Dialekt nicht hinsterben lasse, ohne ihm ein würdiges Denkmal zu setzen, dafs man ihn in der letzten Stunde noch nutzbar mache, namentlich für die Schule, und dafs man ihn der Wissenschaft rette.“

Diese Worte, welche das Schweizerische Idiotikon oder Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache an die Spitze seines Programms gestellt hat, und durch welche es sich als ein in erster Linie wissenschaftliches Unternehmen qualifiziert, mögen es rechtfertigen, dafs das vaterländische Werk zum Gegenstande einer über den Rahmen der Kritik hinausgehenden Besprechung gemacht werde.

Das Interesse für die Schweizersprache ist nicht erst seit unseren Tagen lebendig, wo von dem kostbaren Erbe ein Stück nach dem anderen dahinschwindet. Bereits im 17. Jahrhundert, da man emsig bemüht war, das Deutsche durch gelehrte Behandlung auf den Rang des Lateinischen und Französischen zu erheben, nennt einer der Gelehrten der Zeit den Schweizerdialekt den reinsten und reichsten von allen,[1] und kein Geringerer als Leibnitz rühmt die Prägnanz schweizerischer Ausdrücke und fordert die Anlegung eines Wortschatzes der Mundarten, aus welchem die Schriftsprache Bereicherung und Ersatz anstatt der vielen Fremdwörter schöpfen soll.[2] Im 18. Jahrhundert ist es die litterarische Schule Zürichs, voran ihr Haupt, der einflufsreiche, in gleichem Mafse um die ästhetisch-litterarische Kritik und um die Wiederbelebung der altdeutschen Litteratur verdiente Johann Jakob Bodmer, welcher den gleichen Gedanken vertritt, und wir gehen kaum fehl, wenn wir auf seine Anregung die ersten, um die Mitte des Jahrhunderts unternommenen Sammlungen schweizerischen Sprachgutes zurückführen: das *Idioticon Bernense* von Schmid und das baslerische von Spreng, beide für uns unschätzbar, weil sie, namentlich Spreng, Licht werfen auf die Periode zwischen der jetzigen Umgangssprache und dem altschweizerischen Schriftdialekt; ohne sie könnten wir kaum die Behauptung aufstellen, dafs der Basler von heute die Sprache seiner Vorfahren vor hundert und mehr Jahren ohne weiteres verstehen würde, abgesehen von einer allerdings be-

[1] Scioppius 1626. Die Stelle bei Socin, Schriftspr. u. Dialekte im Deutschen (Heilbronn 1888), S. 326.

[2] Ebd. S. 343.

Digitized by Google

trächtlichen Anzahl von Wörtern und Wendungen, wie sie im Laufe der Zeit jeweilen aufkommen und wieder vergehen. Ja, wir können aus dieser annähernden Gleichheit der Mundart des 19. und 18. Jahrhunderts gegenüber der gedruckten Schweizersprache des 16. den Schlufs ziehen, dafs mit der Sprache, wie wir sie in den alten Urkunden finden, damals schon eine etwas abweichende, den modernen Typus zeigende gesprochene Sprache parallel ging.[1]

Waren es bis dahin vorzugsweise Sprachgelehrte gewesen, die sich um die Aufzeichnung der Mundart bekümmerten, so wurde es in den letzten drei Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts auf einmal Mode, dafs in Beschreibungen von Schweizerreisen Vokabularien über die Mundart einverleibt wurden. „Studium des Volkscharakters" war die Losung dieser Richtung, welche unverkennbar die begeisterten Aufsätze Herders über Volkspoesie und Volkssprache zur Grundlage hatte, indes über den Standpunkt des Zusammenraffens von Kuriositäten nicht hinauskam. Die schweizerische Dialektforschung wenigstens zieht aus ihren ohnehin nicht besonders zuverlässigen Darstellungen geringen Gewinn.

1812 erschien unter dem Titel „Versuch eines schweizerischen Idiotikons" in zwei Bänden das erste Wörterbuch über die Gesamtheit unserer Mundarten, von Franz Joseph Stalder, Pfarrer zu Escholzmatt im Entlibuch. Eine zweite Bearbeitung, die der unermüdliche, von der historischen Mission der Schweizersprache felsenfest überzeugte Verfasser in den zwanziger Jahren vollendete, blieb Manuskript; aber als Ergänzung zum Idiotikon veröffentlichte er 1819 eine „Dialektologie", d. h. eine Grammatik der Mundart. Es ist ein Vorzug der Stalderschen Werke, dafs sie auf der Mundart des Kantons Luzern basieren, welche infolge ihrer centralen Lage eine Vermittlung zwischen den verschiedenen Dialektgruppen bildet und zugleich der Einwirkung von aufsen weniger ausgesetzt ist. Ferner bietet uns Stalder zu einem guten Teil ein Sprachmaterial, welches seither entweder verschollen oder in dieser Form nicht mehr erhältlich ist; in letzterer Hinsicht ist uns in der „Dialektologie" das Gleichnis von dem verlorenen Sohne in allen Schweizermundarten aufbewahrt, so, wie das französische Unterrichtsministerium 1808 Dialektproben in dieser Gestalt für das Reich Napoleons aufgenom-

[1] Schmid, herausg. v. Titus Tobler in Frommanns Deutschen Mundarten, Bd. II—IV; Auszüge aus Spreng in Birlingers Alemannia, Bd. XV.

Digitized by Google

men und Stalder sie für die Schweiz besorgt hatte. Dagegen ist Stalder durchaus mangelhaft, oft kaum zu entwirren, in den Angaben über Heimat und geographische Verbreitung der Wörter, und in Beziehung auf Vollständigkeit steht er weit zurück hinter den nur um weniges jüngeren analogen Werken Schmellers über die bayerischen Mundarten.[1] Freilich mufs daran erinnert werden, dafs Schmeller neben einer unvergleichlichen Arbeitskraft die werkthätige Hilfe der bayerischen Akademie der Wissenschaften zur Seite stand, und dafs er z. B. von der Militärbehörde die Erlaubnis hatte, die Rekruten aus den alle Dialekte des Landes repräsentierenden Kasernen Münchens in seine Wohnung zu bescheiden, um sich über Mundartliches Auskunft zu verschaffen; während der Luzerner Landgeistliche, auf sich selbst und den guten Willen seiner Korrespondenten angewiesen, mit dem Vorurteil zu kämpfen hatte, als sei die Mundart nichts weiter als ein verderbtes Hochdeutsch und somit ernstlicher Bemühung unwürdig. Endlich war es ein Mifsgeschick für Stalder, dafs sein Werk gerade vor das Erscheinen der deutschen Grammatik Jakob Grimms fiel, durch welche die Behandlung des Altdeutschen, das Stalder mit Vorliebe herbeizieht, aus dem Stadium willkürlicher Einfälle heraus und in eine feste Methode gebracht wurde.

Wieviel eher für die mundartliche Lexikographie der Schweiz Stalder die Rolle des Bahnbrechers denn diejenige des Vollenders zukommt, lehrt Titus Toblers „Appenzellischer Sprachschatz“, 1837, in welchem für dieses kleine Ländchen annähernd so viel Sprachstoff vereinigt ist, als Stalder für die ganze Schweiz geboten hatte.

So war es denn kein unberechtigtes Unternehmen, als im Jahre 1862 die Antiquarische Gesellschaft in Zürich wesentlich auf Be-

[1] Die Mundarten Bayerns grammatisch dargestellt, München 1821. Bayerisches Wörterbuch, 4 Bde., 1827—37. Die Anregung zu diesen heute noch musterhaften Dialektarbeiten geht auf Stalder zurück. 1837, nach Abschlufs des Wörterbuchs, schreibt Schmeller an seinen Freund Voitel in Solothurn: „Ich meine mich dunkel zu erinnern, dafs es ein gemütlicher Ausflug nach dem Park bei Madrid war, den ich in Deiner Gesellschaft machte, wo ich in der Schweizer Zeitschrift Isis, die Du hieltest, neben den schnurrigen Einfällen des Philosophen von Langenthal Proben von Stalders Idiotikon sah und in ihnen die erste Idee von solch einer Arbeit erhielt. Sieh, so mufst Du an allem mit schuld sein.“ Rockinger, Festschrift zu Schmellers 100jähr. Geburtstag, S. 35.

Digitized by Google

treiben des Rechtshistorikers Osenbrüggen und des Altertumsforschers Köchly die Initiative zu einer neuen Sammlung für ein umfassendes schweizerisches Wörterbuch ergriff. Es wurde eine Kommission bestellt, Aufruf und Anleitung zum Sammeln verbreitet und zur Heranziehung geeigneter Mitarbeiter Schritte gethan. An die Spitze jedes Kantons sollte ein Komitee oder wenigstens ein Repräsentant treten zur Empfangnahme der Einsendungen, überhaupt zur planmäfsigen Organisierung der Arbeit im betreffenden Gebiete. Bereits im folgenden Jahre, 1863, fand in Olten eine von 23 Repräsentanten aus 11 Kantonen besuchte Versammlung statt zum Zwecke der Verständigung über Umfang und Art des Sammelns, und es wurden in Erwiderung ihrer Wünsche Musterzettel hergestellt. Als Leiter der Sammlung und als Redaktor des hieraus fliefsenden Materials war gewonnen worden Friedrich Staub von Männedorf, ein ebenso genauer Kenner als warmer Freund seines schweizerischen Volkstums, ein Mann, dem nun durch ein Vierteljahrhundert selbstloser, angestrengter Thätigkeit im Dienste der übernommenen Aufgabe die würdige Ausführung des patriotischen Werkes Herzenssache, Arbeit des Lebens geworden ist. Der Name „Idiotikon“ wurde beibehalten, teils in Anlehnung an die Vorgänger, teils weil das Werk wirklich nur „Idiotismen“, d. h. die den schweizerischen Dialekten eigentümlichen Wörter, Formen und Redensarten bringen sollte. Dasjenige, worin Bücherdeutsch und Mundart lautlich und begrifflich durchaus übereinstimmen, sollte also ausgeschlossen oder doch nur angedeutet werden; nicht berücksichtigt wurden auch die seit einem halben Jahrhundert mit der allgemeinen Schulbildung und den Eisenbahnen eindringenden hochdeutschen Wörter; ferner wurde aus politischen Rücksichten die Abgrenzung des Werkes auf die deutsche Schweiz beschränkt; das rechtsrheinische alemannische Sprachgebiet soll nur gelegentlich zur Erklärung schweizerischer Ausdrücke herangezogen werden. Blofs die wenigen italienischen deutschsprechenden Gemeinden im Norden und Westen von Domo d'Ossola, vor Jahrhunderten durch Einwanderung aus dem Wallis entstanden und durch besondere Altertümlichkeit der Sprache sich auszeichnend, werden als verlorene Posten noch in den Bezirk des schweizerischen Wörterbuches aufgenommen.

Die Arbeit begann mit der Abschrift des Stalderschen Manuskriptes zweiter Auflage; alles Sprachgut nämlich, das in Büchern oder Heften angelegt war, mufste der einheitlichen Gruppierung

Digitized by Google

wegen auf lose Zettel umgeschrieben werden, eine Aufgabe, die jahrelang die dringendste blieb und unglaubliche Arbeit verursacht hat.

Anfangs langsam, im Laufe der Jahre aber mit steigender Wucht häufte sich das zuströmende Material.[1] Fast jeder Rechenschaftsbericht kann erhebende Erscheinungen konstatieren. Männer, die von jeher gesammelt hatten, aus innerem Drange, ohne Aussicht auf irgendwelchen Lohn, traten die Frucht ihrer Arbeit willig ab; andere liefsen sich Mühen und Kosten nicht verdriefsen. Die Zahl aller derjenigen, die am Idiotikon mitgeholfen haben, beläuft sich bis heute auf gegen ein halbes Tausend; in erster Linie sind es Geistliche und Lehrer; aber auch Frauen, Schüler, Landleute, kurz alle Kreise des Schweizervolkes haben sich beteiligt. Die Älpler der tessinischen Sprachenklave Bosco (Gurin), als der Redaktor des Idiotikons ihre weltverlorene Gegend aufsuchte, nahmen das Unternehmen mit Freuden auf, legten ein Verzeichnis ihrer Flurnamen an und sandten ihr Gemeindearchiv nach Zürich zur Benutzung.

Dafs der Kanton Zürich, die Wiege des neuen Idiotikons, sehr vollständig vertreten ist, lehrt jede Seite des Werkes; aber noch eine Reihe von Kantonen steht ihm kaum nach. Zunächst Luzern, für welches aufser Stalder zwei ausführliche und genaue Privatarbeiten vorliegen: Ineichen, Der Volksmund im Luzernerbiet, und Schürmann, Idiotikon des Habsburger Amtes und der Stadt. Sodann Bern mit dem alten *Idioticon Bernense* von Schmid und, aus diesem Jahrhundert, dem Bernischen Idiotikon von Zyro, einem Manuskript von 4000 Seiten, gesammelt in dreifsig Jahren, das für sich allein schon ein Werk hätte abgeben können; ferner gehören hierher die Specialsammlungen von Imobersteg über die Älplerdialekte des Simmenthals und Emmenthals und von Egg über das östliche Oberland. Jeremias Gotthelf, namentlich in seinen älteren in der Schweiz gedruckten Schriften, bietet ebenfalls eine schier unerschöpfliche Fundgrube der kernigen Volkssprache dieses Kantons. Dagegen ist zu bedauern, dafs der wenig gekannte Grenzdialekt des freiburgischen Sensebezirkes noch keinen Bearbeiter gefunden hat.

Gut vertreten ist wiederum Aargau, wo von Anfang an die Lehrerschaft der Sache sich annahm und wo aus diesen Bemühungen

[1] Einen Begriff von dessen Fülle giebt schon 1868 das „aus den Papieren des schweizerischen Idiotikons“ geschöpfte Buch von Staub: „Das Brot im Spiegel schweizerdeutscher Volkssprache und Sitte.“

Digitized by Google

später ein eigenes Idiotikon, von Hunziker, hervorgegangen ist.[1] Ähnliches gilt von St. Gallen, während die Thurgauer Mundart mit ihrem Schatz von treffenden Redensarten und Sprichwörtern vornehmlich in den umfangreichen Kollektaneen eines Schaffhausers, Sulger von Stein a. Rh., zu Tage tritt. Von den Mundarten der Urschweiz sind genau repräsentiert Schwyz; Nidwalden durch Mathys, einen Autodidakten von merkwürdiger linguistischer Befähigung, Engelberg durch Pater Vogel. Reichlich ist die Lese in Graubünden ausgefallen, einmal durch die handschriftlichen Sammlungen von Schällibaum, dann durch die gedruckten Specialwörterbücher von Bühler und von Tschumpert;[2] und auch für die ebenso altertümliche und zerklüftete, von Thalschaft zu Thalschaft, ja von Gemeinde zu Gemeinde sich individualisierende Mundart des Oberwallis hat der greise Sagenforscher Tscheinen das mögliche geleistet. Basel zögerte fünfzehn Jahre, bis es seinen namentlich durch den Ende 1887 verstorbenen Germanisten Fr. Becker gesammelten Wortschatz einsandte; 1879 kam das Seilersche Wörterbuch[3] hinzu, so daſs dieser Kanton, an dessen Mitwirkung man bereits zu verzweifeln begonnen hatte, heute nach dem Ausspruche der Redaktion in den Rang der vollständig bearbeiteten gestellt werden kann.

1874 war die Sammlung so weit gefördert, daſs die Ausarbeitung ins Auge gefaſst werden konnte. Ein Probebogen wurde gedruckt und allenthalben dahin verbreitet, wo ein Interesse für die Mundarten und das im Wurfe liegende Werk vorauszusetzen war. Da ferner, wie in der Regel bei groſsen wissenschaftlichen Unternehmungen, vorauszusehen war, daſs der finanzielle Ertrag weit hinter den Herstellungskosten zurückbleiben werde,[4] zumal nachdem im Interesse einer weiteren Verbreitung des vaterländischen Werkes über die gelehrten Kreise hinaus ein äuſserst niedriger Preis anzusetzen war, muſste die Unterstützung des Bundes und der beteiligten Kantone

[1] Aargauer Wörterbuch in der Lautform der Leerauer Mundart, Aarau 1877.

[2] Bühler, Davos in seinem Walserdialekt, Heidelberg 1870—79; Tschumpert, Martin, Pfarrer in Zernez: Versuch eines bündnerischen Idiotiokons, Chur 1880.

[3] Seiler, Die Basler Mundart, Basel 1879.

[4] Titus Toblers in der Germanistenwelt hochgeschätzter „Appenzellischer Sprachschatz“ war vierzig Jahre nach seinem Erscheinen noch nicht ausverkauft!

Digitized by Google

in Anspruch genommen werden, welche denn auch bereitwillig gewährt worden ist. Die Eidgenossenschaft zahlt gegenwärtig bis zur Vollendung des Werkes jährlich 5000 Fr., die Zürcher Regierung 1000 und stellt aufserdem ein Lokal im Universitätsgebäude für die Unterbringung der Sammlungen und die Ausarbeitung zur Verfügung; die Antiquarische Gesellschaft in Zürich, von der das Unternehmen ausgegangen, giebt jährlich 400 Fr.; einmalige oder regelmäfsige Beiträge leisten die übrigen Kantone und einzelne Private, und dazu kommt jetzt, wo das Werk im Erscheinen begriffen ist, das nach der Bogenzahl und der Höhe der Auflage bemessene Honorar vom Verleger, so dafs sich nunmehr das Budget der Redaktion auf jährlich 8500 Fr. stellt. Aus dieser Summe müssen aufser den laufenden Bureauauslagen bestritten werden die notwendigsten Bücheranschaffungen und die Besoldung des vier bis sechs Stunden täglich dem Werke widmenden Redaktionspersonals. 1879 nämlich hatte die bis dahin wesentlich von Staub allein besorgte Redaktion eine Verstärkung erhalten in der Person von Professor Ludwig Tobler, eines Germanisten von umfassender Schulung, der schon vorher dem Werke nahe gestanden war; ferner traten hinzu die Herren Rudolf Schoch und Heinrich Bruppacher sowie mehrere Gehilfinnen, unter welchen wir Frau E. Roche-Weber und Fräulein N. Peter nennen, für die Abschrift und Ordnung des frisch einlaufenden Materials und die Korrektur des Druckes.

Die Subvention hatte ferner die Heranziehung der älteren schweizerischen Litteratur zur Folge. Das Idiotikon soll also nicht nur die lebende schweizerische Mundart registrieren, sondern auch ihre Herleitung aus der früheren Litteratursprache, dem sogenannten Mittelhochdeutschen, klarlegen durch Excerpierung unserer Schriftwerke, namentlich aus dem Reformationszeitalter, in welchem die altschweizerische Schriftsprache der von Norden her andringenden neuhochdeutschen Büchersprache mit der letzten Kraft sich entgegenstellt. Schon der erste Aufruf von 1862 spricht von der Berücksichtigung der ganzen grofsen Masse schweizerischer Handschriften und Bücher von ca. 1450 an, und so sind denn auch in den Musterzetteln von 1863 Auszüge aus älterer schweizerischer Litteratur gegeben, namentlich Grammatisches, Sprichwörter, Sitten und Rechtsleben betreffend. „Im Hinblick auf das bereits eingeheimste Material,“ sagt der auf diese Seite der idiotikographischen Thätigkeit bezügliche Aufruf von 1874, „dürfen wir frei behaupten,

Digitized by Google

dafs die Schweiz reich genug ist, um eines der inhaltvollsten Werke dieser Art aufzustellen." Ungefähr 700 älterer Schriftwerke sind bis jetzt ausgezogen, vor allem das Volksdrama, die Zürcherbibel, die theologische und naturgeschichtliche Litteratur des 16. und 17. Jahrhunderts, die eidgenössischen Abschiede, aber auch Schriften des 15., ja 14. Jahrhunderts. Dr. jur. R. Schauberg in Zürich, welcher Rechtsquellen excerpierte (eine durchaus einen Mann des Faches erfordernde Aufgabe), war einer der frühesten Mitarbeiter in dieser Richtung. In neuerer Zeit hat sich an dieser Arbeit, durch welche das Idiotikon den Charakter eines historischen Wörterbuchs erhält, aufser den vorhin genannten Redaktoren Dr. Schoch und Dr. Bruppacher Herr Pfr. S. Fäsi in Wyla in besonders hervorragendem Mafse beteiligt.

Die Gesamtsumme der in den Papieren des Idiotikons aufgespeicherten Schweizerwörter alter und neuer Zeit beträgt nach der Schätzung Staubs etwa 100 000; rechnen wir, niedrig gegriffen, für jedes durchschnittlich 10 vorhandene Belege, so kommen wir auf ein Material von einer Million Zettel, die in 450 Kistchen nach der für den Druck angenommenen Reihenfolge sortiert sind. Eigene Sammlungen, die über den Bereich des Wörterbuches hinaus fallen, aber bei dieser Gelegenheit in einer schwerlich mehr zu erreichenden Vollständigkeit zusammengekommen sind, sind angelegt für Lautlehre, Flexion und Wortbildung, also für eine zukünftige Grammatik der Mundart; ferner über Sitten, Gebräuche, Spiele; über Volksglauben, Gebete, Reimformeln; Haus- und Grabinschriften; über Volkslieder und Spottverse; über Sprichwörter und Bauernregeln. Manches davon hat Aufnahme in den Text gefunden. Der Forscher über Geschichte und Vergleichung der Religionen ersieht aus den Artikeln *Kornengel, Osteren, Ufert, Verene,* wie im Glauben des alemannischen Stammes alte mythologische Vorstellungen mit dem Christentum sich zu einer Einheit verschmolzen haben; den altmodischen Ausdruck *Lehrgotte* = Lehrerin lernt er anknüpfen an die altkirchliche, im Reiche Karls d. Gr. ums Jahr 800 durch Gebote und Ermahnungen eingeschärfte Ordnung, wonach die Paten angehalten waren, ihre Patenkinder das Glaubensbekenntnis und das Vaterunser zu lehren. Wer Studien zur Sittengeschichte macht, wird unter *ir* über die jeweilige Geltung der Anrede mit *du, er, ir, si* belehrt; er erfährt, dafs z. B. in Zürich noch am Anfange dieses Jahrhunderts *ir* die höflichste Formel war. Wertvollen kulturhistorischen Stoff enthalten in aller

Digitized by Google

Ausführlichkeit die Artikel *Lichgang, Glaristag* (Hilarius), *Isengrind*. Das Wort *Haber* umfaſst eine Menge sprichwörtlicher Redensarten und kommt in zahlreichen Orts- und Personennamen vor. Auch ohne anderweitige direkte Kunde könnten wir hieraus allein schon mit Sicherheit schlieſsen, welch bedeutsame Rolle einst dieses Nahrungsmittel im Leben unseres Volkes spielte. Das Aufhören von Zusammensetzungen wie *Achthaber, Brugghaber, Holzhaber, Stockhaber, Vogthaber* — lauter Naturalabgaben — seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts lehrt auch, wann die neuen volkswirtschaftlichen Verhältnisse begonnen haben. — Das überschüssige lexikalische Material endlich wird, nach Kantonen geordnet, ebenfalls aufbewahrt.

Wir haben soeben von der Einordnung der Zettel nach der für den Druck angenommenen Reihenfolge gesprochen, welche Einordnung in den Jahren 1874—79 die Hauptaufgabe der Redaktion bildete. Wer auf dem Standpunkte der hochdeutschen Schriftsprache steht, wird sich über diese lange Zeit verwundern, da doch die Aneinanderreihung nach dem Alphabet, Buchstabe für Buchstabe, die gegebene und eine von einem Mitarbeiter zehnten Ranges auszuführende mechanische Manipulation sei. Ja, für die bis ins kleinste gefestigte Schriftsprache; aber für eine in viele Unterabteilungen zerfallende Mundart gehört das Problem der Anordnung zum schwierigsten. Z. B. soll das Wort *Abend* als *ābet* unter *a*, oder als *ōbet* unter *o* aufgeführt werden; oder soll das Stichwort *ābig* resp. *ōbig* oder aber *ābe*ⁿ resp. *ōbe*ⁿ lauten? „Die Fliege“ lautet im bernischen Städtchen Büren a. A. *fliege*ⁿ, in einer nur eine Stunde davon entfernten Ortschaft *flöüge*ⁿ, in einer dritten *flüge*ⁿ. Die alphabetische Anordnung verschiebt sich bedeutend, je nachdem man von diesen drei Formen, welche für die betreffende Gegend zum Schiboleth geworden sind, die eine oder andere als maſsgebend annimmt. Ferner *Bur* oder *Pur, Dach* oder *Tach, Kind* oder *Chind?* Mit anderen Worten: soll ein bestimmter Dialekt, etwa der Zürcher, für die Ansetzung der Grundformen maſsgebend sein, und wie können dann die betreffenden Wörter von einem der specifischen Eigentümlichkeiten dieses Dialekts nicht Kundigen gefunden werden? Wie soll es gehalten werden mit den Wörtern, die in diesem Grunddialekte nicht vorkommen? Oder soll jede Form eines und desselben Wortes für sich besonders aufgeführt werden, das Wort *Abend* also vielleicht an sechs verschiedenen Stellen? Für *Ameise* und *Eidechse* giebt es gar je etwa zwanzig Formen, darunter weit auseinanderliegende

Digitized by Google

wie *Umbeifse*ⁿ und *Harmeise*ⁿ, *Aweifsi* und *Enggeisle*ⁿ, *Omeisele*ⁿ und *Aebese*ⁿ; *Heidochs* und *Elsdächsli, Ildechs, Hegochs, Hagochs, Jagochs* u. s. w.

Ein Wörterbuch, das eine solche Zersplitterung zur Grundlage seiner Anordnung nähme, würde alle und jede Übersichtlichkeit einbüfsen. Oder soll die hochdeutsche Form Stichwort sein? Bei den angeführten Beispielen geht das vortrefflich, aber was sollen wir dann z. B. anfangen mit der im Hochdeutschen fehlenden Partikel *ächt*, ostschweizerisch *echt*, die auch vorkommt als *ächter, ächters, ächtert, ächtist, ächst, ächtster, ächterst, ächtigst* (resp. mit *e* am Anfang); *acht, achst, achster?* Die Büchersprache ist zu sehr verschieden vom Alemannischen, als dafs dieses von ihr ausgehen könnte. So entschlofs man sich denn nach langen Beratungen, die Grundformen nach der dem Alemannischen weit kongruenteren mittelhochdeutschen Sprachstufe anzusetzen; z. B. aus den Variationen *Allmeini, Allmend, Allmed, Allmig, Allme*ⁿ wird rekonstruiert eine altschweizerische Form *Allmeind*, aus welcher alle die genannten hervorgegangen sein müssen, und die in der That auch vorkommt. Für den Begriff „nachgerade" haben wir die augenscheinlich aus der gleichen Quelle fliefsenden Wörter *áfeds, áfed, áfig, áfe*ⁿ; *efángs* oder *fangs, afánget, efángig, afähe*ⁿ, *efánge*ⁿ oder *fange*ⁿ, *afáng*. Hieraus wied gefolgert eine ursprüngliche Form *anfahends* oder *anfangends*, gebildet wie das hochdeutsche *eilends*, und unter ihr als Stichwort werden alle diese Formen vereinigt. Da ferner, wie aus den gegebenen Beispielen erhellt, die Vokale in der Mundart unendlich schwankend, die Konsonanten dagegen das festere Element sind, „das Knochengerüste der Wörter", so sind nach dem von Schmeller im Bayerischen Wörterbuch befolgten Modus die Konsonanten allein mafsgebend für die Anordnung; das Wort *uber (über)* kommt also vor dem Worte *acher (acker)*, trotzdem es mit *u* anfängt und das andere mit *a*, denn *u* und *a* werden unter der Rubrik „Vokale schlechthin" subsumiert; Vokal + *b* (*u***b***er*) aber hat nach dem Alphabet den Vorrang vor Vokal + *c* (*a***c***her*). Somit bilden die Wörter, die mit Vokal anfangen, eine einzige Abteilung; die fünf Buchstaben *a, e, i, o, u* sind nicht, wie in den gewöhnlichen Wörterbüchern, jeder an seinem Orte aufgeführt, sondern vereinigt und an die Spitze des Werkes gestellt. Dann folgt *f* (samt *v, ph*) — denn *b* kommt unter *p*, *ch* unter *k*, *d* unter *t*. Da für diese Anordnung die Hauptsilbe jedes Wortes mafsgebend ist, stehen die Verbindungen mit Vorsilben nicht selb-

ständig, sondern unter dem jeweiligen Stammwort, und dieses Verfahren hat die weitere Konsequenz, dafs auch die eigentlichen Zusammensetzungen nicht nach dem ersten, sondern nach dem zweiten Teil, dem sogenannten Grundwort, aufgeführt sind. Diese Abweichungen von der streng alphabetischen Ordnung fördern die Übersichtlichkeit, indem sie verhindern, dafs Zusammengehöriges auseinandergerissen werde, dagegen haben sie zur Voraussetzung, dafs der Benutzer jeden Augenblick die Anordnungsprincipien sich vergegenwärtige. Diesem Übelstande soll am Schlusse des Werkes ein durchaus mechanisch-alphabetisch angelegtes Register sämtlicher im Idiotikon vorkommender Formen möglichst abhelfen.[1]

Die erste Lieferung erschien 1881 in einer typographischen Ausführung, die dem Verleger, Huber in Frauenfeld, zur hohen Ehre gereicht. Jedes Jahr folgten durchschnittlich drei weitere, so dafs jetzt (zu Anfang 1889) der erste Band (1344 S. in 4⁰) und vom zweiten über die Hälfte fertig ist. Vollständig liegen vor sämtliche Vokale und die Buchstaben *f* und *g* mit 710 resp. 843 Seiten. Die Anzahl der Abnehmer beläuft sich gegenwärtig auf ca. 1500, wovon ein volles Drittel auf den Kanton Zürich entfallen mag. Der Umfang des Ganzen wird wahrscheinlich sechs Bände mit zusammen über 10000 Seiten ergeben; vor dem Ende dieses Jahrhunderts wird es schwerlich beendet sein, dann aber das *monumentum ære perennius* des Volksgeistes und Volkscharakters der Schweiz bilden.

Für die Reichhaltigkeit des Werkes im einzelnen mag u. a. zeugen der Artikel *Apfel,* unter welchen 454 Zusammensetzungen, d. h. alle möglichen Arten gebracht werden, und die Unterabteilung *Herdöpfel* (Erdapfel = Kartoffel) zählt deren abermals 85. Der Artikel *Gelt* umfafst 336 Zusammensetzungen auf 37 Druckseiten, eine

[1] Gründlich sind diese Fragen erörtert in der Schrift von Staub: Die Reihenfolge in mundartlichen Wörterbüchern und die Revision des Alphabetes, Zürich 1876. Auch diese Schrift wurde mit Gesuch um Begutachtung an die Fachmänner des In- und Auslandes versandt. Die Antworten fielen in ihrer grofsen Mehrzahl zustimmend aus. (Das Ergebnis der Umfrage gedruckt Zürich 1877.) Schon Stalder hatte *p* unter *b*, *t* unter *d* eingereiht. Warum indes umgekehrt *p* und *t* vor *b* und *d* den Vorzug verdienen, zeigt Staub, S. 22 und 23 Anm. Über die Unterbringung der mit Vorsilben versehenen Wörter unter die Stammwörter vgl. besonders S. 54. Nach dem gewöhnlichen Anordnungssystem müfste z. B. *kenne*ⁿ unter *g* stehen (weil = *gekennen*); welcher Leser aber würde es da suchen?

Digitized by Google

Fundgrube für den Rechtshistoriker und den Nationalökonomen. Seine Ausarbeitung machte dem betreffenden Redaktor etwa ein halbes Jahr zu schaffen. Die Bearbeitung jedes Artikels cirkuliert unter sämtlichen Redaktoren, die nötigenfalls ihre Bemerkungen anbringen, worauf er definitiv für den Druck bereinigt wird. Wie kompliziert oft die Begriffsentwickelung ist, lehrt z. B. das Wort *Ürte.* Aus seiner lautlichen Formation läfst sich schliefsen, dafs es zu *Ort* = Bruchteil gehört, und damit ist der Ausgangspunkt gegeben für das Verständnis folgender Bedeutungen des Wortes *ürte:*

I. Bruchteil einer Thalschaft, d. h. politische Gemeinde (Nidwalden).

II. Bruchteil, den der einzelne an eine gemeinsame Kasse abzuliefern hat. Daher a) Zeche, woraus dann die weiteren Bedeutungen Trinkgesellschaft und Trinkgelage; b) speciell das, was der zum Hochzeitsschmause Eingeladene gleichsam als seinen Kostenbeitrag zu bringen hat, nämlich das Hochzeitsgeschenk.

Oder: *fūl* heifst „träge, schlecht, untauglich", aber auch „stark, kräftig". Wie sind diese Gegensätze zu vereinigen? Antwort: Aus der Bedeutung „schlecht" ergiebt sich diejenige von „verschmitzt, listig", welch letztere Eigenschaft auch als Lob kann aufgefafst werden; daraus folgt dann in der gleichen Richtung die Bedeutung „stark"; also einmal das Gegenteil von dem pessimistischen Zuge, den wir sonst in der Entwickelung deutscher Wortbedeutungen wahrnehmen (z. B. *schlecht,* das ursprünglich soviel hiefs wie *einfach, schlicht,* hat jetzt eine durchaus herabsetzende Bedeutung).

Eine Musterleistung in darstellender Hinsicht wie nach Fülle des Materials ist der von Professor Tobler bearbeitete Artikel *haben. haben* berührt sich begrifflich und etymologisch mit *heben,* beide gehen zurück auf die Wurzel *hab* = lat. *cap-io. heben* bedeutet bei uns nicht blofs „heben", sondern vorwiegend „halten", nähert sich also dem Begriffe „haben" noch mehr. In Sätzen wie: *heb Rue; heb's für di; me seit, er heb's mitem* ist das Sprachgefühl nicht mehr im stande, zu unterscheiden, ob es sich um Formen von *haben* oder von *heben* handelt. Und so war es schon in der älteren Sprache: „gehabt" heifst bereits im 14. Jahrhundert *gehebt;* aber auch „gehoben" heifst *gehebt.* Für *heben* kommt die gleichwertige Form *haben* vor, nicht mehr zu unterscheiden von *haben* = *habere, avoir.* „gehoben" heifst von Rechts wegen *gehaben,* seit dem 16. Jahrhundert bedeutet *gehaben* aber auch „gehabt", woraus dann unser jetziges *ghā.*

Digitized by Google

Von diesen gleichlautenden Formen aus bahnt sich eine Vermischung beider Wörter an, in der Weise, dafs nun auch die unterscheidbaren Formen von *haben* da stehen, wo wir solche von *heben* erwarten sollten. Eine scharfe Scheidung ist in den meisten Schweizerdialekten nicht mehr zu treffen: die begriffliche Ähnlichkeit hat eingewirkt auf die lautliche Gleichmachung und diese dann wieder zurückgewirkt auf die begriffliche. — Von solchen Erwägungen ausgehend fafst Tobler *haben* und *heben* unter e i n Stichwort zusammen. Wie es für den Lexikographen der gegebene Standpunkt ist, teilt er den Stoff nach dem Begriff ein in drei grofse Rubriken: A. Begriff *haben*, B. Begriff *halten*, C. Begriff *heben*. Jede dieser Rubriken zerfällt nun wieder in Abteilungen; die Gliederung erstreckt sich teilweise bis in den sechsten Grad: *αα, ββ, γγ*. V g l. z u r b e s s e r e n V e r a n s c h a u l i c h u n g d i e u n t e n g e g e b e n e T a b e l l e, w e l c h e d e n A r t i k e l i n ü b e r s i c h t l i c h e r D a r s t e l l u n g z u s a m m e n f a f s t. Im ganzen zählt derselbe nicht weniger als 105 gleich einem kunstvollen Mechanismus ineinandergreifende Rubriken. Er umfafst 20 Seiten und enthält etwa 800 Belege vom 14. Jahrhundert bis auf unsere Tage. Eingeleitet wird er durch eine Aufzählung der in der lebenden Mundart bestehenden Formen *ha, hesch, het* u. s. w., als deren eigentümlichste die des Berner Oberlandes, von Wallis, Graubünden und den Enklaven am Südabhang der Alpen sich darstellen; den Schlufs bildet die grammatische Erläuterung derselben. Dann kommen noch 35 Seiten Zusammensetzungen mit *haben: uff-ha, b'ha* etc. mit ca. 1200 Satzbeispielen.

A. = haben.
  I. als selbständiges Verb.
    1) mit persönlichem Subjekt.
      a) = im Besitz haben.
        α) mit Sachobjekt oder absolut:
          er het hindeⁿ und corneⁿ nyt.
          wer het, dä het, und wer nit het, ka luege, dass er iberkunnt.
        β) mit persönlichem Objekt:
          er het e Margräflereⁿ (zur Frau).
      b) = tragen, dulden:
        er mues es annem selber ha.
        selbst gethan, selbst gehan (1694).
        i ka's nit ha = ferre non possum.
      c) = sich befinden:
        er het's guet, oder blofs: *er het guet.*
      d) *es ha.*
        α) sich verhalten in Beziehung auf Denkweise:
          i ha's eso; wie hesch's?
        β) ein Verhältnis haben mit einem:
          er het's mit einereⁿ.

Digitized by Google

γ) *er het's an mer* = er besitzt mein Vertrauen.
δ) etwas erleben:
jetz hesch es!
ε) Sitte haben:
er het's wie d'Baselbieter, er sait nit jo und nit nai.
ζ) von einem leiblichen Übel:
er het's uf der brust.
e) = einen unterhalten, pflegen:
er isch nit zum ha.
einen gern ha.
f) = empfangen, bekommen:
d' katz het jungi.
witt nit, so hesch gha.
jo, er werde's gli ha.
i ha nyt dervo.
der doggder ha.
ha wellen:
α) durchsetzen wollen:
i will's nur ha.
β) behaupten:
er het's nit wellen ha, das er's gsi sig.
g) in formelhafter Verbindung mit gewissen Substantiven.
α) mit bestimmtem Artikel:
er hed nöd den gueten = er ist nicht aufgelegt (St. Gallen).
β) mit unbestimmtem Artikel:
e g'laif ha, e weses ha, e fraid ha.
γ) ohne Artikel:
recht ha, zitt ha, heb sorg, heb kai kummer.
δ) mit Präposition:
zur usred ha.
waisch nit, wiener zum g'schlecht het?
h) von etwas handeln:
alli zittige händ dervo.
i) prägnant.
α) im Sinn eines zu ergänzenden Infinitivs mit „zu".
αα) „zu sagen":
was hesch?
ββ) „zu ertragen":
mit dir het men eppis!
γγ) „zu thun":
er het lang dra gha.
hesch nummen um der egge.
me ka nyt mitem ha.
β) im Sinn eines zu ergänzenden Participiums Perfekti.
αα) „gemacht haben":
mer machen, bis mer's händ.
ββ) „erlangt haben":
gäll, i ha di gha!
mai, dä hani!
i ha das vo mim vatter.
γγ) mit Adverb:
er het e bai app.
d' milch ob ha.
mer händ vil uff.
hoch ha.
2) mit unpersönlichem oder sachlichem Subjekt.
a) mit sachlichem Objekt = an sich haben:
's het eppis.
's het si nëtig.

Digitized by Google

's het = il y a.
es het's:
α) = das ist alles:
alleⁿ respäggd vor dir, aber denn het's es.
β) = es ist fertig:
jetz het's es; 's het's es jetz.
γ) = es geschieht leicht:
's het's gli bi der jorszitt; oder: *'s het's es gli.*
b) mit persönlichem Objekt.
's het en; wo het's di?

II. als Hilfszeitwort.
1) Plusquamperfekt, d. h. „gehabt haben“:
er het's verloreⁿ gha.
2) Infinitiv Perfekti nach „müssen“ und „wollen“.
a) wie neuhochdeutsch, mit Vergangenheitsbedeutung:
er mues das to ha.
i will nyt g'sait ha.
b) als Verstärkung des Präsens:
d' liebi mues ziggled ha = was sich liebt, neckt sich.

B. = halten.
I. mit Objekt.
1) mit Sachobjekt.
a) von körperlichen Gegenständen.
α) in der Hand halten:
heb mer der huet, bifs i wider duncleⁿ bi.
si händ enander d' wog.
β) einen Körperteil oder ein Gerät an etwas halten:
heb d' hand uff!
er soll d' finger dervo ha.
b) von geistigen Thätigkeiten und Fertigkeiten.
α) formelhaft mit gewissen Substantiven:
hus ha; frideⁿ ha.
β) mit Objekt *es:*
αα) *es aim ha* = das Gleichgewicht halten.
ββ) *es mit aim ha* = es mit einem halten.
wie wemmers mit enander ha?
i ha's mitem wī = ich ziehe den Wein vor.
2) mit persönlichem Objekt.
a) äufseres.
es chind ha (Zürich) = auf dem Arme tragen.
b) inneres, sich.
sich ha (Bern) = sich gebärden.
heb di still; er het si still gha.
3) mit persönlichem oder mit Sachobjekt = wert halten, schätzen.
a) viel oder wenig von etwas halten:
i ha nit vil uffem = ich halte nicht viel von ihm.
b) mit „für“.
α) mit Accusativ der Person:
i han en nit fir ērlig.
β) mit Accusativ der Sache:
de kasch's fir eppis ha, dafs er ko isch.
γ) mit unbestimmtem *es* oder ohne Objekt:
i ha(s) derfür (Bern).
4) mit Adjektiv:
aineⁿ warm ha = einen warm halten, d. h. in guter Stimmung.
5) = festhalten.
a) Menschen oder Tiere:
hebed en = haltet den Dieb!

Digitized by Google

b) Gegenstände:
gang heb's!
c) reflexiv:
heb di!
d) mit unbestimmtem Objekt *es:*
es het's = hält stand.
6) = zurückhalten:
er hets nimme^n kenne^n hebe^n.
7) = behalten:
so heb dī kopf!
8) = abhalten:
eine^n dervo ha (Bern).
9) = anhalten zu etwas:
d' chinder zum verdiene^n ha (Bern).
10) = enthalten, fassen:
das fafs het fimf saum.
11) reflexiv = sich verhalten, in der älteren Sprache:
die sach, die werd sich also han (1553).

II. ohne Objekt.
1) = standhalten, in der älteren Sprache:
das schlofs huob ein wyl (1606).
2) = stillhalten.
a) von einer Bewegung ablassen:
heb still!
b) ruhig leidend herhalten:
er mues hebe^n.
3) = festhalten.
a) von Personen:
heb fest!
b) von Körpern, fest sein, haften:
der umschlag hebt nimme^n recht.
's hätt no lang g'hebt.
4) = zurückhalten:
wo hebt's = wo fehlt's?
5) mit Präposition oder Adverb.
a) = an sich halten.
α) beim Rudern:
häb an di (Bern).
β) = sich zusammennehmen:
heb an di (Bern).
b) = zu einem halten:
er hebt zue mer.
c) = mithalten:
mit ha.
d) *derhinder ha* = geheime Absichten haben (Bern).
e) *drob ha* = *legibus stare* (Bern).
f) *'s het schwer, hart gha.*
eim grad häbe^n = einem im Singen sekundieren (Appenzell).
6) = eine Richtung innehalten:
rechts ha; gegenem land zue ha.

C. = heben.
I. im gewöhnlichen räumlichen Sinne:
d' milch ab em für ha (Bern).
II. bildlich, in der Formel *heben und legen:*
1) *mit enand heben und lege^n* = an allem Gemeinschaft haben.
2) = gemeinschaftlich arbeiten.
III. *e kind hebe^n* = aus der Taufe heben.

IV. reflexiv, in der älteren Sprache.
1) von Personen, = sich entfernen:
heb dich an galgen!
2) von Sachen, = entstehen:
huob sich ein fürsbrunst.

Umgekehrt ist das Kleinste und scheinbar Unbedeutende nicht vergessen. Weithin bekannt sind die Fastnachtsumzüge in Schwyz, der sogenannten Japanesen. Der jeweilige Ordner dieser Gesellschaft heifst *der Hesonusede.* Das Idiotikon II 850 belehrt uns, dafs dieses uns so durchaus japanesisch anmutende Wort nichts anderes ist als die gut schweizerische Redensart *he so nu se de* (= wohlan, *eh bien*) in scherzhaft fremdländischer Betonung. —

Wo es nötig erscheint, feinere Nuancen der Aussprache zu bezeichnen, ist die sogenannte phonetische Schreibung dem Stichworte beigefügt. Z. B. in *gitt* (giebt) sprechen die Basler ein anderes *i* (offenes) als in *litt* (liegt; geschlossenes *i*); das Wörtlein *du* spricht der Baselstädter mit reinem, *ü*-artigem, der Landschäftler mit getrübtem, nach *o* hinneigendem *u;* zur Bezeichnung solcher feinen Unterschiede, aus denen gleichwohl die historische Grammatik wichtige Rückschlüsse zieht, ist das gewöhnliche Alphabet um eine Anzahl Zeichen vermehrt. Den Belegen aus der lebenden Mundart ist immer die Ortsangabe beigefügt und bei denjenigen aus der älteren Litteratur die Zeit; dafür ist die Citierung der Quellen eine summarische, indem nur der Autor schlechthin angegeben wird, nicht aber auch das Buch nach Seite oder Kapitel. Durch dieses Verfahren wird allerdings eine gewaltige Raumersparnis erzielt und die Lektüre durch die gröfsere Übersichtlichkeit erleichtert, aber für den Forscher, namentlich denjenigen, der auf Realien ausgeht und den Zusammenhang einer Stelle haben möchte, ist es doch ein Mangel. Dankenswert ist die Beifügung der Synonymen und die grammatisch-etymologischen Erläuterungen am Schlusse der einzelnen Artikel; sie bringen Leben in die ungeheure Materie, aus ihnen erkennen wir den Zusammenhang der Schweizersprache mit der altdeutschen und schöpfen wir die Überzeugung, dafs auch die nur gesprochene Sprache ihre festen Gesetze hat so gut wie die vornehmere Litteratursprache. Damit kommen wir auf die innere Bedeutung des Werkes.

(Schlufs folgt.)

Digitized by Google

Entwickelungsgänge in der Sprache Corneilles.

Von

Dr. K. Fahrenberg.

Verzeichnis der benutzten Litteratur.

Zu Grunde gelegt wurde der Arbeit:

Marty-Laveaux: Œuvres de Pierre Corneille. Paris 1862. 12 vols. [Grands Écrivains de la France.] Citiert als **M-L.**

Benutzt wurden aufserdem, abgesehen von den Wörterbüchern von Littré, der Akademie und von Sachs-Villatte:

Dictionnaire de l'Académie françoise. Paris 1694. Citiert als **Ac. 1694.**
Sentiments de l'Académie françoise sur le Cid de Corneille. M-L. Band XII.
Aretz: Observationes grammaticæ et lexicologicæ de lingua Corneliana et Raciniana, Diss. Bonnæ 1871.
Bellanger: Études historiques et philologiques sur la rime française. Angers 1876.
Benoist: De la syntaxe française entre Palsgrave et Vaugelas. Paris 1877.
P. Berg: Syntax des Verbums bei Molière. Kiel 1886. Diss.
Bouvier: Des perféctionnements que reçut la langue française au XVII^e^ siècle etc. Bruxelles 1853.
Burguy: Grammaire de la langue d'oïl. Berlin 1879.
Cotgrave: A Dictionarie of the French and English Tongves. London 1611.
Dammholz: Studien über die franz. Sprache zu Anfang des 17. Jahrhunderts (im Anschlufs an J. de Schélandres Tyr et Sidon, Tragi comédie divisée en deux journées). Nfr. Zs. IX, Heft 7.
Darmesteter-Hatzfeld (D-H.): Le 16e siècle en France. Paris 1883.
Didot: Observations sur l'orthographe ou ortografie française. Paris 1868.
Diez: Gramm. d. roman. Spr.
Ebering: Syntaktische Studien zu Froissart. Zs. V, 324 ff. 1881.
Furetière: Dictionnaire universel etc. 2nde éd., revuë etc. par M. Basnage de Bauval. 3 vols. fol. La Haye et Rotterdam 1701.
Génin: Récréations philologiques. 2 vols. Paris 1858.
Génin: Lexique comparé de la langue de Molière etc. 1846.
Godefroy: Lexique comparé de la langue de Corneille. 2 vols. Paris 1862.
Gräfenberg: Beiträge zur franz. Syntax des 16. Jahrh. Erlangen 1885. (Göttinger Diss.)
Haase: Syntax Pascals. Nfr. Zs. IV.
Herting: Der Versbau Etienne Jodelles. Kiel 1884. Diss.
Hölder: Gramm. der frz. Sprache. Stuttgart 1865.
Holfeld: Über die Sprache des François Malherbe. Posen 1875. Diss.
Kayser: Zur Syntax Molières. Diss. Kiel 1885.

Digitized by Google

List: Syntaktische Studien über Voiture. Frz. Stud. I. 1881.
Lotheifsen: Geschichte der französ. Litt. im 17. Jahrh. Wien 1878—84.
Lücking: Franz. Grammatik. Berlin 1883.
Œuvres de **Malherbe** p. p. Lalanne, t. 4: Commentaire sur Des Portes [Grands Écrivains de la France. Paris 1862].
Maupas: Grammaire et Syntaxe françoise. 3e éd. Bloys 1625.
Ménage: Observations sur la langue françoise. Paris 1672.
Mercier: Histoire des participes français. Paris 1879.
J. Müller: Remarques sur la langue des classiques français au XVIIe siècle. Leipzig 1871. (Diss.)
Nicot: Thresor de la langue françoise. Paris 1606.
Oudin: Grammaire françoise. 2e éd. Paris 1640.
Pfau: Gebrauch und Bildungsweise der Adverbien bei Joinville. Jena 1885. (Diss.)
Philippsthal: Die Wortstellung in der franz. Prosa des 16. Jahrh. Halle 1886. (Diss.)
Richelet: Dictionnaire des rimes. Paris 1778.
Richelet: Nouveau dictionnaire françois. Amsterdam 1709.
Ricken: Untersuchungen über die metrische Technik Corneilles: I. Silbenzählung und Hiatus. Berlin 1884. (Diss.)
Rœschen: Der syntaktische Gebrauch der Negation bei Ville-Hardouin. Giefsen 1884. (Diss.)
H. Sachs: Geschlechtswandel im Französischen. Frankfurt a. O. 1886. (Gött. Diss.)
C. Schaefer: Die wichtigsten syntaktischen Altertümlichkeiten der Litteratursprache des 17. Jahrh. Hamburg 1882. (Jen. Diss.)
H. Schmidt: Das Pronomen bei Molière. Kiel 1885. (Diss.)
Schumacher: Zur Syntax Rustebuefs. Kiel 1886.
Scudéry: Observations sur le Cid de Corneille. (M-L. XII.)
Siede: Syntaktische Eigentümlichkeiten der Umgangssprache weniger gebildeter Pariser. Berlin 1885. (Diss.)
Sölter: Grammatische und lexikologische Studien über Jean Rotrou. Altona 1882. (Jen. Diss.)
Tallemant: Remarques et décisions de l'Académie françoise, recueïllies par M. L. T. Paris 1698.
Tobler: Vom franz. Versbau. 2. Aufl. Leipzig 1883.
Tobler: Beiträge etc. Zs. I, II.
Vaugelas: Remarques sur la langue françoise p. p. Chassang. Versailles et Paris 1880.
Vogels: Über den Gebrauch der Tempora und Modi bei Pierre de Larivey. Rom. Stud. V.
Voltaire: Commentaires sur Corneille. (Œuvres de Voltaire p. p. Beuchot tt. 35—36.) I u. II.

Da die Ausgabe Corneilles von Marty-Laveaux die einzige ist, welche einen vollständigen Variantenapparat bietet, habe ich mich damit begnügt, gewöhnlich einfach Band, Seite und Nummer der Variante zu citieren. — Ebenso verfahre ich auch, wo es sich um einen Vers des Textes selbst handelt.

Erst nachträglich, nachdem diese Arbeit schon druckfertig der philosophischen Fakultät zu Göttingen vorgelegt gewesen war, konnte ich noch benutzen:

Haase: Französische Syntax des 17. Jahrhunderts. Oppeln und Leipzig 1888.

Verweisungen auf diese Arbeit sind an den betreffenden Stellen eingefügt worden.

Einleitung.

Kapitel 1. Vorbemerkungen.

Während der langjährigen litterarischen Thätigkeit Peter Corneilles (etwa 1629—1674) vollzieht sich jener bedeutende Umschwung auf dem Gebiete der französischen Sprache und Verskunst, es entwickelt sich die klassische Sprache. Dieselbe entsteht nun aber nicht mit einem Schlage. Es bedurfte vielmehr einer langen Periode des Werdens, während welcher die Bemühungen der Grammatiker und der Schriftsteller zu der Vollkommenheit und Reinheit emporleiteten, welche die französische Sprache in einem Racine erlangen sollte. — Von diesem Werdeprozeſs des klassischen Stils bietet Corneille uns in mancher Hinsicht ein getreues Spiegelbild. Im Beginne seiner dichterischen Laufbahn stand er noch auf den Schultern des sechzehnten Jahrhunderts. Später aber, als der Kanon der Schriftsprache ein anderer geworden ist, bestrebt Corneille sich unermüdlich, seine früheren Erzeugnisse diesem neuen Kanon gemäſs umzugestalten oder demselben doch nahe zu bringen. (Denn durchaus korrekt ist seine Sprache nie geworden, selbst nicht in den spätesten Redaktionen seiner Werke. Vgl. Lotheiſsen II, 311.) So sehen wir, wie jede vom Dichter besorgte neue Ausgabe seiner Werke Änderungen, Besserungen aufweist gegenüber den vorhergehenden.

Schon Marty-Laveaux in seiner Ausgabe von 1862, wo er zum erstenmal dieses gesamte Variantenmaterial verzeichnete, wies (M-L. I, S. IX) auf den Nutzen eines eingehenderen Studiums desselben hin. Nach einigen anderen Bemerkungen fährt er fort: „Pour l'histoire de la langue, les variantes sont plus utiles encore. Elles nous font connaître l'instant précis de la disparition des termes surannés, des constructions tombées en désuétude et nous montrent contre toute attente le grand Corneille, superstitieux observateur des règles de Vaugelas, s'appliquant sans cesse à modifier dans ses œuvres ce qui n'est pas conforme aux lois nouvelles introduites dans la langue.“

Vorliegende Arbeit hat nun versucht, obige Andeutungen Marty-Laveaux' im einzelnen auszuführen. Dieselbe will also nicht ein Gesamtbild von der Entwickelung der Sprache Corneilles überhaupt geben. — Selbstverständlich muſsten die dabei zu behandelnden grammatischen Erscheinungen, Worte und Wortformen im historischen Zusammenhange vorgeführt werden. Auch schien es geboten,

die Schriftsteller des anfangenden siebzehnten Jahrhunderts und Corneilles Zeitgenossen teilweise zum Vergleich heranzuziehen. Nur so konnte mit einiger Sicherheit entschieden werden, was auf Rechnung der individuellen Eigentümlichkeit unseres Dichters, und was auf die der Sprachentwickelung überhaupt zu setzen war. — Endlich sind die Grammatiker und Lexikographen des siebzehnten Jahrhunderts, soweit sie uns zugänglich waren, benutzt worden.

Wie zu erwarten stand, entzogen sich eine Reihe von Varianten unserer Erklärung. Unmöglich können wir ja dem Dichter in jedem einzelnen Falle nachdenken und nachfühlen, welche Erwägungen ihn zu einer Besserung veranlafst haben mögen. Diese Varianten, deren Anzahl aber geringer ist als man erwarten sollte, aufzuzählen, würde unnütz sein. Natürlich boten auch Stellen, wo Druckfehler der einen Ausgabe in der nächsten berichtigt werden, für uns kein Interesse. Ferner sind eine Anzahl ganz unbedeutender Abweichungen der einen oder anderen Ausgabe, wie sie besonders die von 1655 bietet, aufser acht gelassen worden. Die Abweichungen der 1639er Ausgabe der Illusion von den folgenden konnten nur mit Vorsicht benutzt werden. Corneille selbst sagt (M-L. II, 431), dafs dieselbe voll sei von Fehlern gegen Reim, Orthographie und Interpunktion, welche nicht auf seine Rechnung zu setzen sind, da er während des Druckes in Rouen abwesend war. Nur die allergröbsten Versehen hat er in einer beigegebenen Liste berichtigt.

Was den von Corneille verfafsten Akt der Comédie des Tuileries anbelangt, so hat der Verfasser denselben nie einer Revision unterworfen; derselbe ist also auch nicht mafsgebend für die Feststellung des endgültigen Sprachgebrauchs unseres Dichters.

Wie wir unten sehen werden, gehört der weitaus gröfste Teil der nunmehr für unsere Behandlung übrigen Varianten der Gesamtausgabe von 1660 an, für welche der Dichter die bis dahin verfafsten Stücke einer gründlichen Durchsicht unterworfen hatte. Vorausgegangen waren eine Reihe von Einzelausgaben und daneben 1644—1657 Sammlungen, die verhältnismäfsig wenig an der ursprünglichen Fassung ändern. Die nach 1660 verfafsten Stücke sind gleich von vornherein in einer Sprache geschrieben, an welcher Corneille später nur wenig zu bessern fand, bis er 1682 in der Gesamtausgabe letzter Hand seinen Werken ihre endgültige Gestalt gab.

Da die weitaus meisten Änderungen ihre Erklärung finden in

Digitized by Google

der Entwickelung der Syntax, des Wortschatzes und der Metrik, so ergab sich die von uns gewählte Anordnung des Stoffes der Hauptsache nach von selbst.

Kapitel 2.

Hier wollen wir in kurzen Umrissen darzustellen versuchen einmal, welche äufseren Einflüsse unseren Dichter zu seinen Änderungen veranlafsten, und zweitens, in welche Kategorien sich, abgesehen von den oben ausgeschiedenen, die gesamten Varianten ihrem Inhalte nach bringen lassen.

Da ist in erster Linie der Akademiker **Vaugelas**, dessen Remarques sur la langue françoise 1647 erschienen, als eine Autorität für Corneille zu nennen; ja, er ist seine Autorität par excellence. Wie Vaugelas' Entscheidungen später fast sämtlich in den Wörterbüchern Richelets (1680), Furetières (1690) und der Akademie (1694) acceptiert wurden (vgl. Chassang: Vaugelas I, S. XLV u. XLVIII), so bemüht sich schon Corneille, teilweise gleich nach dem Erscheinen der Remarques, teilweise erst 1660, von Vaugelas Gemifsbilligtes aus seinen bis dahin verfafsten Werken wieder auszumerzen. Trotzdem kann man ihn kaum einen „superstitieux observateur" der Regeln Vaugelas' nennen, wie Marty-Laveaux es gethan, denn wir werden öfter Gelegenheit haben zu zeigen, wie er ausdrückliche Gebote Vaugelas' nicht achtet.

Erst in zweiter Linie sind **Scudéry** und die **Akademie** von direkt nachweisbarem Einflusse auf Corneille gewesen. Der erstere durch seine „Observations sur le Cid", die letztere in ihren „Sentiments sur le Cid", in welchen Scudérys Anmerkungen ihrerseits wieder beurteilt werden. Beide Werke sind in Marty-Laveaux' Ausgabe abgedruckt (Bd. XII). Obgleich sich diese beiden Kritiken nur auf den Cid beziehen, so bessert Corneille nicht nur die einzelnen dort gerügten Stellen, sondern ihr Einflufs macht sich auch anderweitig öfter bemerkbar. Es fanden ja auch die Sentiments besonders als ein wichtiger Beitrag zur Reinigung und Fixierung der Schriftsprache in weiteren Kreisen Verbreitung, wie aus dem Urteil des Jesuiten Bouhours über dieselben hervorgeht. (Vgl. Entretiens d'Ariste et d'Eugène, Paris 1768, ohne Namen des Verfassers, S. 151.)

Endlich darf nicht unerwähnt bleiben, dafs, wie **Malherbes** Vorschriften auf dem Gebiete der Poetik für seine Nachfolger allmählich fast kanonische Geltung erlangten, auch Corneille bestrebt war, vieles diesen Regeln nicht Gemäfse in seinen Werken zu ändern.

Digitized by Google

Aber auch abgesehen von dem Einflusse der genannten Persönlichkeiten, welchen wir im einzelnen nachzuweisen im stande sind, spiegelt sich das so außerordentlich rege Interesse an Sprache und Sprachreinheit, welches die Werdeperiode des klassischen Französisch beherrscht, in unserem Dichter wieder. Indem er dem Zuge der Zeit folgt, wirkt er seinerseits wieder auf seine Leser und Hörer zurück und trägt nicht zum geringen Teile zur Fortentwickelung der französischen Sprache bei.

Zunächst macht sich bei ihm allgemein ein Ringen nach streng logischer Durchbildung des Stils bemerkbar. Gar nicht selten sind Änderungen, die lediglich den Zweck zu haben scheinen, etwaige Zweideutigkeit des Sinnes zu beseitigen, oder der Rede größere Klarheit und logischeren Zusammenhang zu verleihen. — Daneben ist es das harmonische Ebenmaß und die Schönheit der Diktion, woran der Dichter feilt. Da wird hier ein Epitheton durch ein angemessener, prägnanter erscheinendes ersetzt, dort der Ton ganzer Verszeilen herabgemildert; an noch anderen Stellen werden leichte Tautologien und Wiederholungen derselben oder synonymer Ausdrücke kurz hintereinander durch die bessernde Hand getilgt. Im besonderen gehören hierher Wortspiele, Pointen, antithetische Wendungen und Ähnliches, wofür der junge Corneille eine große Vorliebe zeigte. Es ist das eine Art des Redeschmucks, deren sich ein klassischer Stil nur sparsam bedient. In der That sehen wir derartiges Beiwerk in den späteren Stücken unseres Dichters mehr und mehr zurücktreten; ja, eine Reihe solcher Stellen müssen sich nachträglich eine Ummodelung gefallen lassen. — Es konnte nicht unsere Aufgabe sein, auf diese rein stilistische Seite der Varianten über diese allgemeinen Andeutungen hinaus einzugehen. Einerseits würde uns das zu weit geführt haben, und andererseits würde sich eine solche Untersuchung auf einem recht unsicheren Grunde aufbauen, da bei derselben durchaus mit subjektiven Anschauungen geschaltet werden müßte. — Welche Kategorien der Varianten dagegen unten näher behandelt werden sollen, haben wir schon angedeutet.

Kapitel 3.

Um unsere Gesamtübersicht vollständig zu machen, erübrigt noch, einzelne Punkte zu besprechen, auf welche einzugehen sich unten keine Gelegenheit fand.

Digitized by Google

1) Die Ausgabe der Imitation de Jésus-Christ von 1662 ist ein reiner Abdruck der von 1659, und die vorkommenden Abweichungen sind wohl sämtlich Druckfehler. Weiter entfernen sich die 1670 veröffentlichten Auszüge aus der Imitation oft vom Texte der definitiven Gesamtausgabe von 1670, die betreffenden Abweichungen sind aber meistens nur notwendige Folgen der Zerstückelung, also für uns belanglos. Vgl. M-L. VIII, S. XXI. Die übrigen Varianten der Imitation erklären sich zum grofsen Teil aus dem Bemühen Corneilles, seine Übersetzung mehr und mehr genau an den lateinischen Text anzuschliefsen. Vgl. M-L. VIII, S. XVII: „Bien qu'en retouchant son œuvre, notre poète se soit sans cesse préoccupé de se tenir de plus en plus près du texte latin, il se reprochait toujours davantage d'en être si éloigné;“ in der That ändert er auch 1656 den ursprünglichen Titel: „Imitation ... traduite ...“ in „Imitation ... traduite et paraphrasée ...“ um.

Als solche Änderungen, welche lediglich einen engeren Anschlufs an die lateinische Vorlage bewirken wollen, möchte ich, und eine genaue Vergleichung der beiden Texte wird das bestätigen, unter anderen folgende bezeichnen: VIII, 29 var. 2, 31 var. 3, 33 var. 1, 34 var. 2, 35 var. 3, 35 var. 5, 36 var. 2, 36 var. 4, 37 var. 2, 38 var. 1, 40 var. 1, 40 var. 2, 40 var. 3, 41 var. 1, 41 var. 2, 54 var. 3, 57 var. 3, 58 var. 4, 62 var. 3, 65 var. 1, 66 var. 4, 66 var. 5, 68 var. 1, 70 var. 4, 72 var. 1, 75 var. 3, 90 var. 1, 92 var. 1, 93 var. 2, 94 var. 3, 96 var. 1, 96 var. 3, 104 var. 2, 108 var. 3, 113 var. 2, 118 var. 6, 122 var. 1, 149 var. 1, 153 var. 3, 166 var. 4, 181 var. 1, 190 var. 3, 421 var. 1, 671 var. 1, 671 var. 2, 671 var. 3, 671 var. 4. — Aufserdem beseitigt der Dichter in den Kapitelüberschriften eigene Zusätze, die nicht in seiner Vorlage standen, in den späteren Ausgaben wieder.

2) Aus dem älteren Drama hatte Corneille den Gebrauch überkommen, dem Titel seiner Stücke einen zweiten, gewissermafsen erklärenden beizusetzen. So heifst es anfangs z. B.: „Mélite, ou les fausses lettres.“ Ähnlich bei Clitandre, Veuve, Galerie du Palais, Place royale. 1644 aber liefs er den zweiten Titel überall wieder fallen, derselbe war, in der Hauptstadt wenigstens, aus der Mode gekommen. Auf den Theaterzetteln der Provinz hat er sich bis heute erhalten, vgl. M-L. I, 133.

3) Ein anderer Rest der alten Komödie, welchen Corneille später

Digitized by Google

abstreift, ist die Person der „Nourrice“. Lotheißen II, 159 bemerkt über dieselbe: „Die kupplerische Alte (die ‚Nourrice‘), die aus dem Drama der Griechen und Römer zu den Italienern gekommen war, die man bei Shakespeare findet und die auch in den früheren französischen Bühnendichtungen nicht fehlen durfte, machte bei Corneille der vertrauten Dienerin (der ‚Suivante‘) Platz, aus der sich die kecke Kammerzofe entwickelte, welche in dem Lustspiele der folgenden Zeit eine so große Rolle spielen sollte.“ Vgl. hierüber auch Taschereau: Histoire de la vie et des ouvrages de P. Corneille, Paris 1855, Bibl. Elz., S. 29. Allerdings behält Corneille die Nourrice in der Mélite (M-L. I, 142) und in der Veuve (M-L. I, 398) immer bei. Dagegen schon in der Galerie du Palais tritt die Suivante an ihre Stelle. Corneille selbst bemerkt darüber (M-L. II, 14): „Le personnage de nourrice, qui est de la vieille comédie, et que le manque d'actrices sur nos théâtres y avait conservé jusqu'alors, afin qu'un homme le pût représenter sous le masque, se trouve ici métamorphosé en celui de suivante, qu'une femme représente sur son visage.“

4) Marty-Laveaux (I, S. IX) bemerkt: „Corneille commence à écrire à une époque où la plus grande licence règne dans la comédie. Plus modeste, plus retenu que ses contemporains, il cède encore parfois à son insu à la contagion de l'exemple; mais à mesure que le théâtre, grâce à son influence, s'épure davantage, il s'applique à faire disparaître quelques scènes un peu libres, quelques expressions hasardées.“ — Mehr noch als M-L. es hier thut, müssen wir die fast ängstliche Sorgfalt betonen, mit welcher Corneille alles irgendwie anstößig Erscheinende späterhin aus seinen Jugendwerken verbannte, meist schon lange vor 1660. Vgl. hierüber auch Lotheißen II, 159; M-L. XI, S. XXIII. — Als Beispiele ganzer Scenen, die aus dem angegebenen Grunde gestrichen, bezw. umgearbeitet wurden, mögen dienen I, 367—368, wo Rosidor, welcher sich im Bette befindet, von Caliste besucht wird, und II, 524 ff., wo ein Eheweib den Gemahl einer anderen mit den unverblümtesten Worten zu verführen sucht.

Andere, mehr oder weniger umfangreiche Änderungen aus demselben Grunde sind I, 160 var. 2, 191 var. 4, 244 var. 1, 248 var. 2, 275 var. 2, 276 var. 2, 365 var., 486 var. 1, 495 var. 1; II, 133 var. 2, 144 var. 1, 205 var. 3, 214 var. 1, 237 var. 5, 287 var. 4, 292 var. 2, 474 var. 2, 477 var. 1, 495 var. 1, 509 var. 2, 514 var. 1; IV, 45 var. 1. Einzelner Ausdrücke wegen wurde gebessert: I, 149

Digitized by Google

var. 1, 149 var. 2, 409 var. 5 (vgl. M-L. XI, S. XIX), 463 var. 1; II, 259 var. 4, 362 var. 1 (vgl. M-L. XI, 466); III, 197 var. 1; IV, 156 var. 1, 449 var. 1; V, 220 var. 2, 578 var. 1. — Wir begnügen uns mit einfacher Aufzählung dieser Stellen.

Besonders herausgehoben zu werden verdient jedoch das Substantivum **baiser**. Dasselbe kommt nämlich in der endgültigen Fassung unseres Textes nicht ein einziges Mal vor. In den früheren Ausgaben dagegen findet es sich häufig genug, und Corneille hat sich die Mühe nicht verdriefsen lassen, diesen ihm nicht mehr bühnenfähig erscheinenden Ausdruck gänzlich auszumerzen. Vgl. I, 159 var. 5, 162 var. 1, 175 var. 3, 185 var. 1, 198 var. 2, 209 var. 4, 236 var. 1, 238 var. 1, 241 var. 1, 277 var. 1, 290 var. 4, 332 var. 1, 402 var. 4, 434 var. 4, 435 var. 2, 499 var. 2; II, 63 var. 1, 103 var. 2, 180 var. 3, 410 var. 4, 485 var. 1, 509 var. 2. — Baiser als Verbum ist getilgt worden I, 175 var. 1 und II, 505 var 2; es ist stehen geblieben in ernster Rede II, 386, vers 920 (vgl. Voltaire zu dieser Stelle), III, 161, vers 1037, IV, 90, vers 1536.

5) Ebenfalls dem Drama des 16. Jahrhunderts eigen ist die Einflechtung oft überlanger **Monologe** in den Gang der Handlung, ein Gebrauch, dem Corneille in seinen älteren Stücken, aber nur in diesen, ebenfalls noch huldigt. 1660 ist er aber schon anderer Ansicht geworden, und in dem 1660 zuerst erschienenen Examen de Clitandre (M-L. I, 273) sagt er in Bezug auf dieses Stück: „Les monologues sont trop fréquents et trop longs en cette pièce; c'était une beauté en ce temps-là: Les comédiens les souhaitaient, et croyaient y paraître avec plus d'avantage. La mode a si bien changé, que la plupart de mes derniers ouvrages n'en ont aucun; et vous n'en trouverez point dans Pompée, La Suite du Menteur, Théodore et Pertharite, ni dans Héraclius, Andromède, Œdipe et la Toison d'or, à la réserve des stances.“ Diesem können wir noch hinzufügen, dafs Corneille lange Monologe seiner ersten Werke später mehrfach bedeutend gekürzt hat, z. B.: I, 164 var. 3, I, 196 ff., 220 ff., 320 ff.; II, 82 var. 1, 258 var. 2, 487 var. 4. Vgl. hierüber auch Taschereau a. a. O. S. 23.

Auch im Dialoge sind überlange Reden einer Person hier und da gekürzt, vgl. z. B. I, 290 var. 4, 292 var. 2. Zugleich mochten diese Streichungen auch den Zweck haben, die Länge der Stücke möglichst dem Durchschnittsmafs von etwa 1840 Versen nahe zu

Digitized by Google

bringen, bezw. die einzelnen Akte möglichst gleich lang zu machen, vgl. darüber Corneille selbst M-L. II, 118.

6) **Monsieur** als Anrede wurde von den älteren Dramatikern unbedenklich verwendet (vgl. M-L. XII, 98), aber es scheint, man beginnt im 17. Jahrhundert daran Anstoſs zu nehmen. Wenigstens wollen Richelet im Dict. des rimes S. LIX und späterhin Voltaire I, 62 es aus dem ernsten Verse durchaus verbannen. Auch Corneille scheint später ähnlicher Ansicht gewesen zu sein, denn oft, wenn auch nicht immer, ersetzt er monsieur durch eine andere Form der Anrede, gewöhnlich durch Seigneur; vgl. I, 358 var. 1, 360 var. 5; II, 72 var. 2, 367 var. 1, 372 var. 5, 410 var. 2; III, 114 var. 4; IV, 384 var. 1, 385 var. 1. Stehen geblieben ist monsieur z. B. II, 89 vers 1328, 210 vers 1625; III, 126 vers 373. — Ähnlich wurde **Monseigneur** im Clitandre durch Seigneur ersetzt oder sonst getilgt I, 305 var. 2, 305 var. 3, 305 var. 4, 341 var. 2, 341 var. 4, 351 var. 3. — Ein ähnliches Schicksal hat auch **Sire**. Es ist stehen geblieben I, 314 vers 677, 315 vers 704 und öfter im Clitandre; ferner V, 529 vers 366, 540 vers 624, aber an beiden letzteren Stellen ändert Th. Corneille in seiner Ausgabe der Werke seines Bruders von 1692 das Sire. Unser Dichter selbst tilgte Sire, meist zu gunsten von Seigneur, II, 395 var. 3, 397 var. 2; III, 140 var. 2, 145 var. 1, und vor allem im Pompée sehr konsequent, nämlich IV, 29 var. 6, 30 var. 2, 31 var. 3, 33 var. 1, 33 var. 2. 35 var. 5, 36 var. 2, 38 var. 3, 40 var. 1, 55 var. 1, 56 var. 1, 72 var. 1, 73 var. 1, 74 var. 6, 76 var. 1. Vgl. noch M-L. XI, S. XXIV.

7) Der Vollständigkeit wegen erwähne ich noch kurz Folgendes: Über die gänzliche Umarbeitung der Eingangsscene des Cid vgl. Lotheiſsen II, 195, Anm.; über die Umarbeitung der Rolle des Pertharite vgl. ebenda II, 285; zur Einsetzung des Fierabras statt Rodomont II, 464 var. 1 s. M-L. XI, 432; XII, 312. Die Person des Argante wird ganz aus dem Menteur gestrichen, vgl. IV, 219 ff., s. darüber Corneille selbst M-L. I, 43 und Voltaire I, 462.

Infolge des Miſserfolges des Pertharite (vgl. M-L. VI, 4—5) wird Corneille die bedeutenden Umarbeitungen vorgenommen haben, welche sich in diesem Stücke finden. Dieselben interessieren uns hier nicht näher.

Zum Schlusse dieser Einleitung sei Godefroys (I, S. XX) etwas hartes Urteil über den Wert von Corneilles Änderungen hier ange-

Digitized by Google

führt: „Mais généralement (?) ces retouches ne furent pas très-heureuses. Corneille était essentiellement un écrivain de jet. Il ne savait guère chercher ni travailler ses corrections, et souvent quand il voulait ainsi modifier ce qu'il avait écrit de verve, son instinct l'abandonnait, et à des beautés de premier ordre censurées peut-être par un critique infime ou timide, il substituait des expressions beaucoup plus communes." Allerdings werden wir einigemal auf solche Schlimmbesserungen aufmerksam zu machen haben.

Erster Teil: Syntax.

I. Wortarten mit Flexion.

A. Substantivum.

1. Geschlecht der Substantiva.

Bei manchen Substantiven herrscht am Anfange des 17. Jahrh. noch ein Schwanken in Bezug auf das Geschlecht. Im Laufe des Jahrhunderts aber entscheidet man sich durch die Bemühungen der Grammatiker für das eine oder das andere Genus. Dieser Vorgang spiegelt sich bei Corneille an folgenden Wörtern wieder:

âge, das schon bei Malherbe meist als Mask. gebraucht ist (vgl. Holfeld 32), kommt in den ersten Werken Corneilles noch zweimal als Fem. vor, davon das eine Beispiel in einer Variante; vgl. II, 145 var. 1, II, 112 vers 1793. Auch Rotrou gebraucht es noch zweimal als Fem. (vgl. Sölter 29). Oudin 71 und die Wörterbücher geben es als Mask., aber noch Menage 1672 schwankt, wenn er auch dem Mask. den Vorzug giebt (Ménage S. 103).

aide, „Hilfe", gebraucht Corneille zuerst als Mask., ändert aber 1660 ins Fem. um I, 148 var. 2:

Ce n'est plus lors qu'un aide à faire un favori.

Ebenso I, 280 var. 1, 294 var. 2. Die Wörterbücher geben übereinstimmend das Fem., Oudin 71 schwankt und noch Ménage 103 hält es für nötig zu betonen, es sei Fem.

aigreur ist eins von den Wörtern auf *-eur,* die im 16. Jahrh. noch schwankten, die aber nur im Anfange des 17. Jahrh. noch einigemal als Mask. auftreten. *Aigreur* ist Mask. bei Corneille II, 295 var. 2, seit 1660 Fem. (Vgl. *ardeur.*)

Digitized by Google

amour im Singular hat in Corneilles Jugendwerken neben dem ursprünglichen weiblichen auch das männliche Geschlecht. Das letztere überwiegt schon. 1660 aber ändert der Dichter an den meisten Stellen, wo er *amour* weiblich gebraucht hatte, ab, sobald es ohne grofse Mühe geschehen konnte. In den späteren Werken wird *amour* als Fem. immer seltener, um in der Imitation de Jésus-Christ ganz zu verschwinden. Das Fem. fiel: I, 191 var. 1 (zweimal), 327 var. 1, 350 var. 4; II, 180 var. 1, 489 var. 1, 512 var. 1, 514 var. 1—2; III, 194 var. 1, 490 var. 5, 417 var. 1, 564 var. 1; IV, 228 var. 3, 359 var. 4, 479 var. 3; V, 230 var. 1, 359 var. 1, 446 var. 2. Alle diese Änderungen finden sich in den vor 1650 geschriebenen Werken. Daneben ist *amour* etwa 14 mal in denselben als Fem. stehen geblieben. In den nach 1650 verfafsten Stücken ist es immer männlich, mit Ausnahme von fünf unverändert gebliebenen Stellen, nämlich: VI, 324 vers 1648, 474 vers 31, 614 vers 877; VII, 439 vers 1438, 497 vers 817.

Dieses Schwanken des Geschlechts bei *amour* beobachten wir zuerst im 16. Jahrh. (vgl. D-H. 246). Bei Marot hat das weibliche noch das Übergewicht (vgl. Gräfenberg 17); ebenso gebraucht Malherbe es noch sehr oft weiblich (vgl. Holfeld 32). Nicot 1606: mask.; Cotgrave 1611: comm. Noch Vaugelas II, 107 anerkennt das doppelte Geschlecht und möchte sogar dem Fem. noch den Vorzug geben. Ménage 1672, S. 104, erlaubt in der Prosa nur das Mask., welches auch in der Poesie vorzuziehen sei. Furetière und Richelet geben ebenfalls dem Mask. den Vorzug. Nach Müller 44 lebt der Gebrauch von *amour* im Sing. als Fem. noch vereinzelt bis auf unsere Zeit fort. Ebenso Plattner, Franz. Schulgramm., Karlsruhe 1883, § 126, Anm. 2.

ardeur ist nur ein einziges Mal wie öfter im 16. Jahrh. (vgl. Littré, D-H. 256) männlich, während es an allen anderen, auch gleichzeitigen, Stellen nur weiblich vorkommt. 1660 wurde das Mask. in das Fem. umgeändert. Vgl. I, 465 var. 2:

Modère *cet* ardeur; tout beau. — Laisse-nous faire.

Corinthe stand an der einzigen Stelle, wo das Geschlecht zu erkennen ist, nämlich II, 353 var. 2, bis 1657 als Fem., seit 1660 aber änderte Corneille in das Mask. um, also entgegen dem heutigen Gebrauche.

échange ist IV, 342 var. 3 bis 1660 Mask., nachher Fem. Nach Littré war *échange* im Anfange des 17. Jahrh. öfter als Fem.

Digitized by Google

gebräuchlich. Wir müssen dies auf das ganze Jahrhundert ausdehnen, wie obige Variante beweist, und wir finden das bestätigt durch einen von M-L. XI unter *échange* angezogenen Druckfehler in Richelets Dict. von 1680, das, obgleich *échange* als Mask. bezeichnet wird, dennoch *faire une échange* als Beispiel druckt; ferner giebt noch Furetière 1701 das weibliche Geschlecht an.

embûche. IV, 440 var. 5 schwankt Corneille zuerst, macht es aber nach 1660 in Übereinstimmung mit den Wörterbüchern zum Fem. II, 397 vers 1154 steht es von Anfang an weiblich.

foudre war altfranz. Mask., im 16. Jahrh. Mask. oder Fem., und so gebraucht auch Corneille es anfangs beliebig als Mask. oder Fem. Ebenso lehrt auch Vaugelas I, 405. Ménage 112 aber formuliert 1672 die Regel, *foudre* im eigentlichen Sinne als Fem., im übertragenen dagegen (meist) als Mask. zu verwenden, und ähnlich spricht sich die Akademie in ihren Anmerkungen zu Vaugelas aus. Vgl. auch Sachs, Geschlechtswandel 25. Schon vorher mufs diese Regel bekannt gewesen sein, denn Corneilles Änderungen (meistens von 1660) stimmen im ganzen schon damit überein. So änderte er ursprüngliches Fem. in das Mask., weil *foudre* bildlich gebraucht war, etwa = „plötzlicher Umschlag des Glücks, Zorn eines Gewaltigen“ III, 127 var. 2, 339 var. 3; IV, 192 var. 1; umgekehrt das Mask. in das Fem., weil *foudre* im eigentlichen Sinne gefafst war, d. h. als Phänomen der Natur oder als Vertilgungswerkzeug der Götter, II, 243 var. 1, 356 var. 2, 449 var. 1; V, 40 var. 3, 169 var. 1, 391 var. 1. — Im eigentlichen Sinne als Fem. blieb es unangetastet III, 354 vers 1680; IV, 504 vers 1780; VII, 54 vers 1158, 173 vers 1584. Als Ausnahme ist VI, 582 vers 174 anzumerken, wo *foudre* als Fem. bildlich zu fassen ist. Endlich stimmen von den 18 ungeänderten Beispielen von *foudre* als Mask. 13 zu der obigen Regel, nämlich II, 522 vers 1657; IV, 84 vers 1400, 193 vers 985, 449 vers 459, 454 vers 581, 457 vers 675; V, 170 vers 342, 393 vers 1715; VI, 43 vers 584, 173 vers 907, 173 vers 910, 346 Zeile 10, 347 vers 2159. Dagegen steht *le foudre* der obigen Regel zuwider: II, 201 vers 1444, 375 vers 702, 447 vers 239; V, 349 vers 745, 375 vers 1297. Zur Erklärung der Ausnahmen sei gesagt, dafs die Regel damals noch keineswegs ganz fest stand, denn Furetière 1701 und Richelet 1709 erlauben noch das Mask. im eigentlichen Sinne neben dem gewöhnlichen Fem.

VI, 346 Zeile 10 in einer Bühnenweisung: *Jupiter a un autre grand aigle à ses pieds, qui porte son foudre* bezieht sich auf eine plastische Darstellung des Blitzes, die ja heute auch noch Mask. ist.

Bei Racine ist foudre im bildlichen Sinne doppelgeschlechtig, vgl. Sachs, Geschlechtsw. 26.

guide, „Führer", ist im 16. Jahrh. und noch im 17. zuweilen Fem. (vgl. Gräfenberg 19, Nicot, Cotgrave, Littré). Auch Oudin zieht 1640 das Fem. noch vor (Oudin S. 73). Doch ändert Corneille IV, 131 var. 1 ursprüngliches Fem. in das Mask.: *Je n'ai osé descendre de si haut sans m'assurer d'une guide,* 1660: *d'un guide.* Furetière und Richelet verlangen Mask.

humeur war I, 425 var. 2 bis 1648 männlich, die späteren Ausgaben machen es weiblich (vgl. *ardeur, aigreur*). Im 16. Jahrh. kommt es zuweilen als Mask. vor (vgl. Gräfenberg 20, Littré).

hydre III, 436 var. 3 Mask., seit 1660 Fem. wie heute. Nach Littré ist *hydre* nur vereinzelt männlich vorgekommen. Er citiert Lafontaine und V. Hugo. Malherbe 370 tadelt Des Portes, weil er es als Mask. gebraucht. Die Wörterbücher des 17. Jahrh. kennen es nur weiblich.

mi-nuit kommt in dieser Schreibung einmal weiblich vor, II, 493 var. 6: *vers la mi-nuit,* geändert in: *environ à minuit.* Gräfenberg 20 belegt es aus dem 16. Jahrh., und selten kommt es noch heute vor. Cotgrave 1611 giebt es noch als Fem., Richelet 1709 als Mask. Für Corneille wird Vaugelas bestimmend gewesen sein, der es I, 158 für männlich erklärt. Ebenso Ménage 115.

office. IV, 76 var. 2 hätte M-L. es vielleicht als Fem. stehen lassen können, da alle Ausgaben bis auf eine so schreiben, obgleich *office* bei Corneille sonst Mask. ist. Da es im 15. und 16. Jahrh. (Littré) und noch bei Cotgrave so vorkommt, könnte Corneille an dieser Stelle immerhin so geschrieben haben. Noch Ménage 116 erwähnt es 1672 unter den Noms de genre douteux, entscheidet sich allerdings, wie schon Oudin 72 vor ihm gethan, für das moderne Geschlecht. Heute ist *office* weiblich nur in der Bedeutung: Tischgerät, Bedientenzimmer (Sachs). So auch schon bei Furetière 1701.

offre. Ich erwähne dieses Wort nur, um Müllers Behauptung (S. 44), Corneille gebrauche es als Mask., zu widerlegen. Es schwankt bei ihm, während es im 16. Jahrh. nur männlich zu sein scheint. (Vgl. Gräfenberg 20, Littré.) M-L. I, 468 vers 1327, VI, 61 vers 963

Digitized by Google

ist es Mask.; dagegen Fem. VI, 625 vers 1162, IV, 435 var. 1 (in der Änderung ist das Geschlecht nicht zu erkennen), II, 377 vers 745. (Die Ausgaben 1663—82 drucken allerdings:

Cet offre y peut servir, et par elle j'espère ...,

doch beweist *elle*, daſs *cette* einzusetzen ist.) Das Geschlecht von *offre* schwankt das ganze Jahrhundert hindurch trotz Vaugelas' Bestimmung (II, 416), es nur weiblich zu gebrauchen. Nicot 1606: Fem., Cotgrave 1611: Mask., Oudin 1640: besser Mask. (S. 72), Furetière 1701: Fem., Richelet 1709: Mask. Erst am Ende des Jahrhunderts entscheidet sich der Gebrauch im Sinne Vaugelas', aber in der Sprache des Volkes hielt sich das Mask. bis heute (Sachs).

rencontre. IV, 294 var. 2 Mask., seit 1660 Fem., wie sonst immer bei Corneille, ausgenommen X, 484 in einem Briefe vom 12. März 1659. Vaugelas I, 74 verlangt das Fem. Littré belegt das Mask. aus dem 15. und 16. Jahrh. Auch Ménage 120 erklärt es für Fem., bemerkt aber, daſs viele Autoren anderer Meinung seien. Die Wörterbücher bieten übereinstimmend das Fem.

reproche, das Malherbe weiblich verwendet (vgl. Holfeld 33), stand II, 370 var. 1 ebenso als Fem. Die Änderung von 1660 läſst das Geschlecht nicht mehr erkennen. Vaugelas I, 97 hatte es für männlich erklärt, ausgenommen in zwei oder drei Redensarten, wie *à belles reproches, de sanglantes reproches*. Nicot 1606: Mask. und Fem.; Cotgrave 1611: Fem.; Ménage 1672 (S. 120) und ebenso Furetière 1701 und Richelet 1709: Mask.

Mit Ausnahme von *Corinthe* und *embûche* sind diese Wörter sämtlich bei D-H. 245 ff. aufgeführt unter den Substantiven, welche im 16. Jahrh. schwankendes Geschlecht besaſsen oder doch später Geschlechtswandel erfuhren. Zs. III, 291, wo Ulbrich gelegentlich der Recension des D-H.schen Buches Nachträge bringt, finden sich die beiden Wörter auch nicht aufgeführt.

2. *Numerus des Substantivs.*

a) grâce.

rendre grâce = gratias agere. In seinen Stücken, welche vor 1660 fallen, schreibt Corneille oft *rendre grâce* im Singular. Daneben aber auch den Plural, z. B. IV, 485 vers 1360 und später mehrfach. 1660 tilgt er den Sing. überall, nämlich III, 333 var. 2, 394 var. 3; IV, 69 var. 1; V, 241 var. 1, 360 var. 1, 533 var. 1, 573 var. 1;

VIII, 224 var. 2, 389 var. 2. Vgl. provenç. *faire gracias*, z. B. Bartsch, Chrest. 356, 26. Malherbe 449 tadelt *rendre grâce* bei Des Portes. Die Wörterbücher geben den Plural an, nur Furetière 1701 bemerkt „les poètes le mettent quelquefois au singulier"; sein Beispiel ist aus Racan.

devoir grâce *à qn.* ändert Corneille in *devoir grâces* IV, 69 var. 2.

grâce aux Dieux V, 527 var. 1, 75 var. 1, später *grâces*. Sonst pflegt Corneille in dieser Verbindung den Plural zu setzen. Im 17. Jahrh. war der Numerus derselben streitig (Littré). Corneille folgt Vaugelas, der II, 407 den Plural verlangte, den auch die Wörterbücher bieten.

la bonne grâce de qn. stand ursprünglich II, 238 var. 1, 459 var. 2; V, 432 var. 1. Vaugelas I, 390 entscheidet für *les bonnes grâces,* und so ändert Corneille an allen drei Stellen. Von den Wörterbüchern kennt nur noch Nicot 1606: *acquerir la bonne grace d'aucun.* Nach Ac. 1694 bedeutet *la bonne grâce* nur „kleiner Vorhang am Himmelbett".

b) Emphatischer Gebrauch des Plurals der Abstrakta.

Diese syntaktische Eigentümlichkeit war im Französischen zu allen Zeiten sehr beliebt. Dennoch ist sie seit dem Lateinischen immer mehr zurückgegangen. Holfeld 33 führt z. B. eine Anzahl Abstrakta im Plural aus Malherbe auf, welche später nur noch im Singular gebraucht werden. Corneille wendet den Plural noch oft und gern an (vgl. M-L. XI, S. XXXVI). Wie allgemein dieser Gebrauch im 17. Jahrh. noch war und teilweise heute noch ist, zeigt Godefroy in einem längeren Artikel unter dem Worte Honte. Heute ist es strenge Regel, dafs der Singular die Neigung oder den Zustand der Seele bedeutet, der Plural dagegen die dadurch hervorgebrachten Handlungen; im 17. Jahrh. galt diese Regel noch nicht. (Godefroy I, 351.)

Da der Prozefs einer feinen logischen Durchbildung der französischen Sprache, hervorgerufen besonders durch die Bemühungen der Grammatiker des 17. Jahrh., sich so zu sagen vor Corneilles Augen vollzog, so wird ihm die Anwendung des Plurals der Abstrakta späterhin an manchen Stellen seiner älteren Werke etwas sehr kühn, ja hier und da fast geradezu als unlogisch erschienen sein; und ich vermute, dafs ihn dieses zu folgenden Änderungen veranlafst hat:

Digitized by Google

extrémités II, 50 var. 4:

Mon feu fut sans raison, ma glace l'est de même,
Si l'un fut excessif, je rendrai l'autre extrême.
Lys. Par ces extrémités vous avancez ma mort.

Seit 1660 aber *cette extrémité*, denn zu *glace* kann eigentlich nur *extrémité* im Singular passen.

grandeurs III, 391 var. 1:

Des grandeurs du péril n'est-elle point troublée?

In diesem Falle würde ein moderner Dichter kaum mehr den Plural setzen. Dagegen *les grandeurs* = Ehren, Herrlichkeit, finden wir bei Corneille öfter, z. B. IV, 67 vers 960:

Vous qui pouvez la mettre au faîte des grandeurs.

Ähnlich III, 489 var. 3; VII, 435 vers 1344. In diesem Sinne ist ja noch heute der Plural gebräuchlich, z. B. in *délire des grandeurs* = Größenwahnsinn.

hontes steht bei Corneille öfter im Plural, nur einmal, IV, 95 var. 3, tilgt er denselben:

Pour réserver sa tête aux hontes d'un supplice.

Vgl. noch XI, 484. Voltaire I, 418 und öfter tadelt *hontes* als nicht gebräuchlich.

ingratitudes V, 576 var. 1:

Sur ces beaux coups d'essai de vos ingratitudes.

Ingratitude bedeutet hier Undankbarkeit als Charaktereigenschaft.

malheurs III, 177 var. 2:

Eh bien, Sire, ajoutez ce comble à mes malheurs.

Es handelt sich hier nur um einen einzelnen Unglücksfall.

mépris V, 437 var. 3:

De venger les mépris, qu'on fait de sa valeur.

Les mépris dürfte heute kaum noch vorkommen.

morts IV, 95 var. 1:

Mais il est mort, Madame, avec toutes les marques
Dont éclatent les morts des plus dignes monarques.

Voltaire begnügt sich damit, die Stelle mit Ausrufungszeichen versehen zu wiederholen. Heute klingt *les morts* jedenfalls ganz fremd, ausgenommen in Bedeutungen wie „Todesarten, Tötungen", in welchen es sich auch bei Corneille mehrfach findet, z. B. V, 92 vers 1704; VI, 145 vers 245; VII, 204 vers 87.

Zusammenfassend können wir auch diese Korrekturen wohl als einen Schritt vom Älteren zum Modernen bezeichnen. — Über die Plurale der Abstrakta vgl. noch Th. Haas, Gött. Diss., Erlangen 1883.

Digitized by Google

3) Substantivierte Wörter anderer Wortklassen.

mais V, 524 var. 1: Point de mais, ni de si!
1660 änderte Corneille, ohne Zweifel weil das Hemistich für den Tragödienstil zu trivial klang (vgl. M-L. XII, 65). Einmal steht *mais* noch als Substantiv, V, 558 vers 1063:

Mais ...
Achevez, Seigneur; ce mais, que veut-il dire?

wo es erträglicher ist als oben, obgleich Voltaire II, 178 erklärt: „Ce mais est intolérable."

mieux II, 272 var. 3:

Et celle qu'en ce cas je nommerai mon mieux.

Obgleich Corneille *mon mieux* auf Sachen bezogen = „das Beste für mich" öfter verwendet, war dies doch die einzige Stelle, an der er es auf eine Person bezogen hatte.

Gebrauch des Infinitivs als Substantiv.

Das 16. Jahrh. besafs noch eine ziemliche Freiheit, den Infinitiv substantivisch zu gebrauchen. Noch bei Cotgrave 1611 im grammatischen Anhang S. 9 lesen wir: „The Infinitiue with an Article becommeth a Noune Substantiue, as le boire estaint la soif, for le boisson." Diese Freiheit erlischt aber während des 17. Jahrh. (vgl. Berg 30, Aretz 22, Haase, 17. Jahrh., § 85). Corneille tilgt solche Infinitive mehrfach:

I, 367 var.: Montrer également le craindre et le vouloir.
II, 26 var. 3: Peu méritent le voir,

d. h. „wenige verdienen, dafs man sie sieht". (In allen Ausgaben vor 1682.)

III, 171 var. 2: Et paraître à la cour eût hasardé ma tête.

Vgl. dazu die Akademie bei M-L. XII, 496.

VII, 133 var. 1: Car enfin le dormir, le manger et le boire ...

(Nur in der ersten Ausgabe von 1652.)

VIII, 282 var. 1: Il demeure jusqu'au mourir (nur 1654).

Bei Molière findet sich nur noch *le penser* (vgl. Berg 30), das wir in Bezug auf Corneille noch besprechen. — Vaugelas II, 167 sagt noch: „C'est une chose ordinaire en notre langue, aussi bien qu'en la Grecque, de substantifier les infinitifs, comme le boire, le manger etc., mais de dire le vouloir pour la volonté, est un terme qui a vieilli"; überhaupt wird der substantivierte Infinitiv bei den Autoren seit Ende des 16. Jahrh. schon recht selten (vgl. Nfrz. Zs. IV, 107), abgesehen natürlich von den noch heute erhaltenen, wie *pouvoir, dîner* etc.

Digitized by Google

B. Artikel.

1. Auslassung des bestimmten und des unbestimmten Artikels.

a) Über Auslassung des bestimmten Artikels vgl. unten Komparation.

b) Dafs im 17. Jahrh. der bestimmte sowohl wie der unbestimmte Artikel noch in vielen Fällen fehlen konnte, wo er heute verlangt wird, sehen wir aus der grofsen Zahl von Beispielen, die M-L. XI, S. XXXIV gesammelt sind. Vgl. auch Haase, Nfrz. Zs. IV, 97 u. 104. Dafs aber im Verlaufe des Jahrhunderts der schon seit dem Mittelfranzösischen neben dem älteren bestehende Gebrauch der modernen Grammatik die Oberhand zu gewinnen im Begriffe ist, möchte aus Varianten wie die folgenden zu schliefsen sein. Vgl.:

II, 142 var. 2: C'est chose au demeurant qui ne me touche en rien. (Bis 1657.) Vgl. Gräfenberg 12. Thomas Corneille verlangt in dieser Wendung Setzung des Artikels (vgl. Vaugelas I, 413).

III, 381 var. 2: Émilie a joie d'apprendre ..., nach 1664: *de la joie.*

IV, 28 var. 4: Pourra prêter épaule au monde chancelant. Nach 1664: *l'épaule.*

IV, 165 var. 2: Et tout ce qu'on peut dire en semblable sujet. 1660: *en un pareil sujet.*

IV, 211 var. 1: Il est homme qui fait litière de pistoles. 1660: *C'est un homme.*

III, 172 var. 3 zeigt recht deutlich, wie wenig fest der Gebrauch des Artikels noch stand. Corneille schrieb zuerst *reprendre le courage,* änderte dieses in *reprendre du courage* und ersetzte es endlich durch *reprendre de courage.*

Endlich, Th. Corneille in seinen Anmerkungen zu Vaugelas (ich citiere nach M-L. XI, 57) sagt: obgleich **Amour** oft genug ohne Artikel gebraucht werde, sei *l'amour* doch besser. Derselben Meinung mufs unser Dichter bei seiner Revision auch gewesen sein, denn I, 152 var. 3, II, 163 var. 2, 202 var. 1 setzt er den Artikel nachträglich, und nur an ganz wenigen Stellen, besonders im Genitiv, beläfst er *amour* ohne Artikel. Vgl. Gräfenberg S. 4 u. 10 ff.; Haase, 17. Jahrh., § 28 b, § 57.

2. Über den unbestimmten Artikel vor **chacun** vgl. unten beim Pronomen.

Digitized by Google

3. Artikel beim elliptischen partitiven Ausdruck.

Über die Entwickelung des elliptischen partitiven Ausdrucks vgl. Schumacher 57, Haase, 17. Jahrh., § 117. 119.

a) Wenn ein Adjektiv dem Substantiv vorausgeht, so war es schon im Altfranz. herrschender Gebrauch, den Artikel zu unterdrücken; daneben kommen aber selbst noch im 17. Jahrh. öfter Fälle von Setzung des Artikels vor (vgl. Haase, 17. Jahrh., § 119 b), so zweimal bei Rotrou (vgl. Sölter 13). Auch in der heutigen Volkssprache sind sie noch häufig genug (vgl. Siede 29) und finden sich auch sogar in der Schriftsprache noch dann und wann, z. B. bei Daudet (vgl. Gräfenberg 17, Nfrz. Zs. IV, 107).

Vaugelas II, 7 und mit ihm Th. Corneille und die Akademie dringen jedoch schon auf ein strenges Einhalten der Regel. Daher bessert Corneille an den drei Stellen, wo er gegen dieselbe gefehlt hatte:

II, 271 var. 2: des bourreaux secrets, d. h. quälende Geheimnisse.
V, 157 var. 1: N'a que des faux brillants, dont l'éclat l'environne.
1660: N'a que de faux brillants.

VIII, 426 var. 1: Et nous plongeons ainsi pour des choses légères,
Des vils amusements, des choses passagères
En des travaux continuels.

Später: De vils amusements.

b) Sogenannter partitiver Artikel nach point.

Vaugelas II, 406 erklärt, daſs nach *point* nur *de* stehen könne. (Vgl. dazu Haase, 17. Jahrh., § 119, Anm. 1.) Corneille ändert infolgedessen:

IV, 293 var. 1: N'aurons-nous point ici des guerres d'Allemagne?
V, 43 var. 1: Seigneur, il ne faut point me supposer des crimes,

indem er *de* statt *des* einsetzt.

Anschlieſsen will ich hier II, 109 var. 5, wo die erste Ausgabe von 1637 liest:

Sans chercher des (später de) raisons pour vous persuader.

Näheres über die Entwickelung des sogen. Teilungsartikels und zugleich über die Abweichungen der Schriftsteller des 16. Jahrh. vom heutigen Gebrauch s. Gräfenberg S. 14—17.

C. Adjektiv.

1. Adjektivischer Gebrauch des Substantivs.

bourrelle, Femin. von *bourreau,* I, 225 var. 2:

Vous travaillez en vain, bourrelles Eumenides.

Digitized by Google

Godefroy I, 95: „le mot était tout à fait vieilli." Im 16. Jahrh. dagegen war es noch sehr gebräuchlich (vgl. Godefroy ebenda). Ac. 1694: Il est bas. Richelet 1709: ne se dit que dans le satirique. Auch das einzige Beispiel von *bourrelle* Substantiv ändert Corneille, vgl. II, 380 var. 3.

faussaire, das als Substantiv mehreremal begegnet, fällt an der einzigen Stelle, wo es Adjektiv war. I, 244 var. 3:

Vengez-vous de celui dont la plume faussaire
Désunit d'un seul trait Mélite de Tircis.

punisseur begann zu veralten im adjektivischen Gebrauch (vgl. M-L. XII, 235). Daher tilgt Corn. es IV, 84 var. 2:

Le foudre punisseur que je vois en tes mains.

Voltaire I, 410 bedauert, dafs es aufser Gebrauch gekommen.

2. Über adverbialen Gebrauch von *possible* vgl. unter den Adverbien.

3. Komparation.

Der Gebrauch des Komparativs statt des Superlativs, oder besser ausgedrückt, die Auslassung des bestimmten Artikels vor dem Superlativ ist Corneille in seinen Jugendwerken ganz geläufig. Meist geht ein Substantiv, das den Artikel oder das Possessivpronomen vor sich hat, vorher. Später (meist 1660) ändert er aber an folgenden Stellen: I, 210 var. 1, 176 var. 5, 367 var.; IV, 333 var. 2, 339 var. 2; VIII, 45 var. 2, 237 var. 4. Ein Beispiel genügt, IV, 143 var. 1:

Qui bornent au babil leurs faveurs plus secrètes.

Schon Malherbe 296 tadelt diese Fügung bei Des Portes. Corneilles Veranlassung zur Änderung war wohl Vaugelas, welcher I, 154 die Regel aufstellte: „Tout adiectif mis après le substantif avec ce mot Plus, entre deux, veut tousjours auoir son article, et cet article se met immédiatement deuant Plus, et tousjours au nominatif, etc.," eine Regel, die von Th. Corneille und der Akademie durchaus bestätigt wird.

Dafs aber Corneille die Regel noch nicht für durchaus bindend ansah, erhellt aus einer Reihe von Stellen (vgl. M-L. XII, 189 f.), wo er den Komparativ statt des Superlativs unangetastet liefs. Pascal bietet nur noch drei Beispiele dieses Gebrauchs, vgl. Nfrz. Zs. IV, 101; ebenso folgt Voiture schon bis auf ganz vereinzelte Ausnahmen der heutigen Regel, vgl. Frz. Stud. I, 3. Die Auslassung des Artikels war im Altfranzösischen schon sehr häufig (vgl. Schumacher 24) und

Digitized by Google

ist im 16. Jahrh. aufserordentlich beliebt (vgl. die grofse Anzahl von Beispielen bei Benoist 68 ff., vgl. Gräfenberg 8).

Hieran schliefse ich gleich einige analoge Fälle, wo Corneille im Relativsatze den adverbialen Komparativ *plus* statt des Superlativs *le plus* änderte. IV, 96 var. 5:

Et de tous les objets celui qui plus m'afflige ...
1660: Et parmi ces objets ce qui le plus m'afflige ....

Ähnlich III, 441 var. 2; IV, 93 var. 1; V, 35 var. 1. Vgl. Haase, 17. Jahrh., § 29.

D. Zahlwort.

1. Über den Gebrauch von **un** im Sinne von *quelqu'un* vgl. unten Unbest. Pronomina.

2. **mille et mille** = „sehr viele" vermeidet Corneille späterhin in seinen ernsten Dichtungen und tilgt es mehrfach, wo er es ursprünglich gesetzt hatte, nämlich III, 129 var. 3:

Mille et mille lauriers dont ta tête est couverte,

ferner VIII, 44 var. 5, 661 var. 2. Zweimal ging es in den endgültigen Text über: VI, 67 vers 1096, IX, 213 vers 27. — In den Komödien begegnet es öfter, z. B. I, 415 vers 318; II, 97 vers 1484, 342 vers 12, 472 vers 731. Ähnlich **cent et cent** II, 511 vers 1420. — Schon Malherbe hatte sich gegen solche hyperbolisch gebrauchte Zahlwörter ausgesprochen (vgl. Holfeld 77, Sölter 50, Malherbe 252).

E. Pronomen.

1. Personalpronomen.

a) Reste der altfranzösisch und noch im 16. Jahrh. mangelhaften Unterscheidung zwischen verbundenem und unverbundenem Personalpronomen (vgl. Stimming, Zs. I, 491, Gräfenberg 33) retten sich noch in das 17. Jahrh. hinein. Während Marot noch *je qui suis* gesagt hatte, wird diese Fügung im 17. Jahrh. auf die dritte Person beschränkt (vgl. Schäfer 11—12); und auch da scheint sie im Absterben begriffen zu sein, wenigstens ist sie bei Corneille schon selten, dabei ändert er noch an einer Stelle, und aufserdem gehören die Beispiele nicht einmal unzweifelhaft hierher (vgl. Haase, 17. Jahrh., § 1, Anm.). Vgl. III, 406 var. 3 (1655):

Digitized by Google

Il passe pour tyran, quiconque s'y fait maître,
Qui le sert, pour esclave, et qui l'aime, pour traître.

VI, 27 vers 163:

Il sait mal ce qu'il dit, quiconque vous fait croire
Qu'aux feux de Grimoald je trouve quelque gloire.

Ähnlich I, 242 vers 1681. Diese Konstruktion findet sich noch einigemal bei Molière (vgl. Schäfer 11—12), aber, soweit ich festzustellen vermag, nicht mehr bei Racine. Zu Voltaires Zeit war sie jedenfalls ungebräuchlich geworden, wie derselbe ausdrücklich angiebt I, 222.

Es scheint zweifelhaft, ob die obige Variante III, 406 in dieser Form von Corneilles Hand stammt, denn einmal lesen die meisten Ausgaben: *Ils passent* ..., und zweitens bietet die Ausgabe 1655 überhaupt oft kleine Abweichungen gegenüber allen anderen.

b) Wiederholung des Personalpronomens als Subjekt.

Im Laufe des 17. Jahrh. bildet sich die heutige feste Regel aus. Nach Diez, Gr. III, 418, soll das pronominale Subjekt bei Verschiedenheit der Tempora beider Verba immer wiederholt werden. In diesem Sinne besserte Corneille III, 286 var. 1:

Je prendrai part aux maux, sans en prendre à la gloire,
Et garde ...,

1660: Et je garde ....

Molière beobachtet diese Regel häufig noch nicht (vgl. Schmidt 8). Pascal wiederholt das Pronomen der ersten und der zweiten Person bei ungleichen Zeiten immer, nicht immer allerdings das der dritten (vgl. Nfrz. Zs. IV, 135).

Vaugelas II, 143 erlaubt die Auslassung vor dem zweiten Verbum noch im weitesten Umfange; Th. Corneille aber in seiner Anmerkung dazu ist schon strenger, er verbietet die Auslassung, wenn das eine Verbum negativ, das andere affirmativ ist. Einer gleichen Regel scheint auch unser Dichter gefolgt zu sein, wenn er I, 140 var. 2 *Mais dès lors je ne m'assujettissois pas tout à fait à cette mode, et me contentai de faire voir l'assiette de son esprit* bessert in: ... *et je me contentai* .... Molière kennt auch diese Regel nicht (vgl. Schmidt 8).

Am engsten schränkt die Akademie (zu Vaugelas II, 146) die Auslassung des Subjektpronomens ein: „Il n'est presque jamais permis de supprimer les pronoms personnels devant les verbes, quoy qu'ils ayent été exprimez dans le premier membre de la période.“

Digitized by Google

Im 16. Jahrh. und noch in den ersten zwei Jahrzehnten des 17. (vgl. Vaugelas II, 143 ff.) ist die Auslassung des unbetonten Personalpronomens als Subjekt auch dann üblich, wenn es noch nicht vorher schon einmal ausgedrückt war. Vgl. Gräfenberg 30—31; Nfrz. Zs. IV, 134; Haase, 17. Jahrh., § 8. Dieses finde ich bei Corneille nicht mehr, obgleich sich ja sonst Archaismen bei ihm öfter besonders lange halten.

c) Auslassung des Subjektpronomens mit *être* gestattete sich Corneille in mehreren Fällen, wo dieselbe heute unzulässig sein würde, nach *quoique* und *bien que.* 1660 beseitigt er sie sämtlich. Vgl. II, 149 var. 3: ... J'ai toujours cru, qu'un amour généreux
Ne peut être blâmé, bien que présomptueux.

III, 494 var. 1:

Mais il (le songe) passe dans Rome avec autorité
Pour fidèle miroir de la fatalité.
Pauline: Le mien est bien étrange, et quoique Arménienne,
Je crois ...,

wo dem Zusammenhange nach *tu sois* zu ergänzen ist hinter *quoique,* während wir nach modernem Sprachgefühl zunächst *je sois* hinzudenken würden. IV, 444 var. 2:

Quoique égaux en naissance et pareils en mérite,
Un avantage égal pour eux me sollicite.

Ergänze: ils soient. Heute kann diese Auslassung nur stattfinden, wenn Nebensatz und Hauptsatz dasselbe Subjekt haben. Ohne Zweifel ist hier wieder die strengere logische Durchbildung des Satzbaues im 17. Jahrh. maſsgebend gewesen.

d) Das Subjektpronomen wurde im älteren Französisch in demselben Satzgefüge öfter auf verschiedene Substantiva bezogen, wodurch der Klarheit des Sinnes leicht Abbruch geschehen konnte. Corneille hat zwei Beispiele dieser Art, die aber beide der Revision zum Opfer fallen. Vgl. III, 139 var. 3:

Et quoi qu'il faille dire et quoi qu'il veuille croire,

wo das erste *il* = unpersönlichem es, das zweite = er ist. III, 349 var. 3: Et le plus innocent que le ciel ait vu naître,
Quand il le croit coupable, il commence de l'être,

wo *il* das erste Mal = *ciel,* das zweite Mal = *le plus innocent* ist.

Ebenso liefert Pascal einige Beispiele, vgl. Nfrz. Zs. IV, 139 und 139, Anm. 3. Vgl. ferner Schmidt 18, welcher noch auf Génin, Molière-Lexikon 211—213, 263—265, und Scheler, Baudouin de Condé II, 453 verweist.

Digitized by Google

e) Für den nicht ungewöhnlichen Gebrauch des 16. Jahrh. (vgl. Gräfenberg 34), das Personalpronomen als **Dativus ethicus** zu verwenden, habe ich bei Corneille nur in drei Varianten Beispiele gefunden. II, 156 var. 2 (1637):

Elle n'a que fort peu souffert sa compagnie,
Et vous l'a chassé presque avec ignominie.

(Aufserdem dürfte die Cäsur in dem letzteren Verse nicht ganz untadelhaft sein.) Ferner V, 64 var. 1, 198 var. 2. Nur an der letzten Stelle findet der Dativus ethicus sich in der Besserung wieder. — In der heutigen Volkssprache ist er ungemein beliebt (Siede 16).

f) *En* pleonastisch zur Wiederholung eines vorhergehenden Substantivs im Genitiv gebraucht, duldet Corneille später nicht mehr. Er tilgte es II, 520 var. 3:

... D'un art si difficile
Tous les quatre, au besoin, en ont fait leur asile.
Später: Tous les quatre, au besoin, ont fait un doux asile.

III, 504 var. 1:

Du reste mon esprit ne s'en met guère en peine.

V, 43 var. 2:

Vous osez de tous deux en faire vos victimes.

IV, 222 var. 2:

Et d'un discours en l'air, que forme l'imposteur,
Il m'en fait le trompette et le second auteur!

Dieses pleonastische *en* war altfranzösisch sehr gebräuchlich, nimmt aber im 16. Jahrh. schon an Häufigkeit ab und ist im 17. nur selten anzutreffen. (Vgl. Gräfenberg 38.) So liefert Molière noch einige Beispiele (vgl. Schmidt 11). Ein Analogon haben wir ja noch in der modernen Sprache in der Wiederholung des an den Satzanfang gestellten Objektes durch das Personalpronomen im Accusativ. Das 16. Jahrh. verwendete in gleicher Weise auch *y*, um auf einen Dativ zurückzuweisen.

Über die Stellung der Personalpronomina vgl. unten unter Wortstellung.

2. *Demonstrativpronomen.*

a) Von jetzt veralteten Demonstrativpronomen gebraucht Corneille:

cettui-ci dreimal im Clitandre, einem seiner ältesten Werke, später nicht mehr. Vgl. I, 289 vers 227, 289 vers 235, 305 vers 506. Vaugelas: „Cettui-ci commence à n'être plus guère en usage."

cestui-ci stand bis 1660 II, 24 var. 1, sonst kommt es nicht

Digitized by Google

weiter vor. Von anderen alten Demonstrativpronomen, wie sie z. B. Molière noch hat (*icelui, icelle*) (vgl. Schmidt 25), hat Corneille keines verwendet. Dieselben wurden auch schon 1647 von Vaugelas (I, 418*) verworfen: „Ce sont les plus mauvais mots et les plus barbares, dont on se sçauroit guéres servir en nostre Langue.“ — Vgl. auch Haase, 17. Jahrh., § 23.

b) Das neutrale *ce* pleonastisch in eingeschobenen Sätzen als Objekt zu setzen, gestattet sich Corneille später nicht mehr. II, 280 var. 5:

Tu m'aimes, ce dis-tu?

(bis 1657). II, 492 var. 2:

Ce matin: „En un mot, le péril est pressant,
C'ai-je dit; tu peux tout, et ton frère est absent.

1660: „Ai-je dit; tu peux etc.

Nur einmal ist es geblieben, V, 455 vers 871:

L'amour n'est, ce dit-on, qu'une union d'esprits.

Dieses *ce* in eingeschobenen Sätzen war altfranzösisch sehr gewöhnlich (vgl. Gräfenberg 46, Schmidt 26), erhält sich noch durch das 16. Jahrh. und kommt während des 17. aufser Gebrauch. Molière bietet noch einige wenige Beispiele (Schmidt 26), Pascal nur noch eins (Nfrz. Zs. IV, 146), ebenso Rotrou noch eins (Sölter 45), Voiture dagegen noch eine gröfsere Anzahl (Franz. Stud. I, 8). Heute ist es gänzlich veraltet. Vgl. noch Haase, 17. Jahrh., § 18.

Schon Vaugelas I, 418 bemerkt, man sage es allerdings immer, dürfe es aber nur im „stile bas“ schreiben; Th. Corneille (ebenda), schon strenger, verbannt es aus der Schriftsprache überhaupt; und die Akademie (ebenda) gestattet es auch in der gesprochenen Sprache nicht mehr.

c) Das betonte *cela* stand pleonastisch vor *ce* bis 1656 II, 227 var. 1: Voi-tu, j'aime Alidor, et cela c'est tout dire.

Dafs *cela* allein statt *ce* gebraucht wird, kommt im 17. Jahrh. z. B. bei Molière, Pascal und anderen oft genug vor (vgl. Schmidt 27, Nfrz. Zs. IV, 147). *Cela est* pafst aber des Hiatus wegen in keinen Vers, daher wird Corneille sich erlaubt haben, das Pronomen zweimal zu setzen, wenigstens habe ich Ähnliches sonst nirgend angemerkt gefunden.

---

* Im Register bei Chassang fälschlich als II, 418 citiert.

Digitized by Google

d) Die heutige Regel über die Verwendung des tonlosen Neutrums *ce* vor *être* zur Zurückweisung auf ein als Subjekt vorangestelltes Satzglied gilt im 17. Jahrh. noch nicht. So läfst Pascal dieses *ce* noch oft fehlen, wo es heute gewöhnlich gesetzt werden würde, ja, wo es sogar obligatorisch wäre (vgl. Nfrz. Zs. IV, 147). Ähnlich Molière und La Bruyère (vgl. Schmidt 26). Corneille setzt *ce* später an zwei Stellen ein, wo es vorher fehlte: III, 407 var. 5:

Le pire des Etats, (c')est l'Etat populaire.

III, 443 var. 1: ... Que son plus grand regret
(C')Est de voir que César sait tout votre secret.

Vgl. hierzu Haase, 17. Jahrh., § 19, Anm. 1.

Vaugelas I, 412 befürwortet im ganzen schon die heutige Regel, er sagt, man solle das *ce* einfügen, sobald das Subjekt sehr weit vom Verb *être* entfernt sei; dagegen zieht er bei kurzem Subjekt Auslassung vor, ohne jedoch Setzung des *ce* ganz auszuschliefsen. Die Akademie dagegen zu Vaugelas I, 413 fafst ihre Ausführungen zusammen in den Satz: „En général on doit tousjours préferer c'est à est."

3. Relativpronomen.

a) Das beziehungslose Relativpronomen* *qui* hatte Corneille bei Verschiedenheit der Subjekte von Haupt- und Nebensatz in der Bedeutung *si l'on, si qn.* in seinen Jugendwerken öfter angewendet. Vgl. I, 427 var. 4:

Qui croira ton babil, la ruse est merveilleuse,
1660: À croire ton babil, la ruse est merveilleuse.

Ebenso I, 356 vers 1452, 470 vers 1393; II, 37 var. 1, 75 vers 1069, 84 var. 1, 181 var. 2, 184 var. 2; III, 389 vers 104. Wie wir sehen, sind nur vier dieser Stellen in den definitiven Text übergegangen, ein Beweis, dafs damals dieses beziehungslose *qui* schon im Veralten begriffen war.

Diese Konstruktion war schon altfranzösisch und ebenso provençalisch vorhanden (vgl. Burguy I, 164; Tobler, Zs. II, 561; Schmidt 28). Sie findet sich im 16. Jahrh. noch ziemlich oft gebraucht (vgl. Gräfenberg 50) und wird im 17. Jahrh. selten, vgl. Haase, 17. Jahrh., § 40. Beispiele aus Molière s. Schmidt a. a. O. Zu vergleichen ist mhd.:

---

* Über diese, eigentlich eine Contradictio in adjecto enthaltende Bezeichnung vgl. Tobler, Beiträge, Zs. II, 560.

Nu wol dar, swer mich gelêren künne
Daz ich singe ir niuwen sanc

(Heinrich von Morungen in Minnesangs Frühling, hgg. von Lachmann und Haupt, Leipzig 1882, S. 124, 6). Ebenso:

Wîp unde vederspil die werdent lîhte zam:
Swer si ze rehte lucket, sô suochent si den man.
(Ebenda S. 10, 17.)

Ein neufranzösischer Rest soll nach Lücking § 246, Anm. 3 *comme qui dirait* sein. Gegen diese Erklärung Lückings und ebenso Littrés sprach sich Tobler in seinen Vorlesungen aus (vgl. Berg 23). —

Hieran schliefse ich eine Bemerkung über den **verkürzten Relativsatz**. (Über diesen grammatischen Begriff vgl. Tobler, Zs. I, 3—9; Schmidt 29.) Wenn das logische Subjekt eines Satzes ein Infinitiv ist, so setzt Corneille neben dem heute gewöhnlichen *que de* (vgl. Ebering, Zs. V, 369) mit Vorliebe *que* allein vor den Subjekts-Infinitiv, und er tilgt später sogar die Fälle, wo er blofses *de* mit dem Infinitiv gesetzt hatte. Alle drei Ausdrucksweisen sind nämlich bei den Schriftstellern des 17. Jahrh. anzutreffen, für Molière z. B. vgl. Schmidt 30. — *Que de* hat Corneille z. B. V, 63 vers 1081; VI, 89 vers 1575. *De* allein vor dem Infinitiv wurde beseitigt IV, 472 var. 1:

C'est ou d'elle ou du trône être ardemment épris
De vouloir ou l'aimer ou régner à ce prix.

Nach 1660: Que vouloir ou l'aimer ou régner à ce prix.

Ähnlich IV, 472 var. 2, 487 var. 1; II, 363 var. 2. Stehen geblieben ist *de* allein II, 366 vers 548. Näheres über diese Erscheinung s. Schmidt 30, Haase, 17. Jahrh., § 35, Anm. 3.

Wenn Corn. IV, 142 var. 4 zuerst schrieb:

Ayant eu le bonheur que de n'en point sortir,

so hat ihm wahrscheinlich dabei ein Satz wie *Ce fut un bonheur que de n'en point sortir* vorgeschwebt, wo der Infinitiv Subjekt wäre. 1660 ändert er:

Ayant eu le bonheur de n'en jamais sortir.

Vgl. ähnliche Beispiele Haase, 17. Jahrh., § 139, 2.

b) Bezogenes Relativum.

α) *Qui* mit Präpositionen auf Sachen bezogen ist mir bei Corneille noch dreimal aufgestofsen, III, 385 var. 3:

Impatients desirs d'une illustre vengeance
À qui la mort d'un père a donné la naissance,

wo es 1660 beseitigt wurde, und VIII, 402 var. 1, 408 var. 2, wo beidemal *de qui* auf Sachen bezogen in *dont* geändert wurde. —

Digitized by Google

Auch dieses ist ein Überrest der altfranzösischen Syntax (altfranz. Beispiele s. Schmidt 33, vgl. auch Schumacher 20). Über das 16. Jahrh. s. Gräfenberg 48. Auch bei Malherbe ist der Genitiv *dont* noch selten, und er gebraucht lieber *duquel, de qui* dafür, auch in Bezug auf Sachen (vgl. Holfeld 41). Ebenso liefert Molière auch hier wieder eine gröfsere Anzahl von Beispielen für den alten Gebrauch (etwa vierzig bei Schmidt 33 gesammelt), Pascal dagegen nur einige wenige. (Vgl. Haase, Nfrz. Zs. IV, 149 und 17. Jahrh., § 32.)

Heute kann sich *de qui, à qui* nur noch auf Personen beziehen (vgl. Lücking § 241), eine Regel, die schon Oudin 1640, S. 126, aufstellte und die Vaugelas I, 124 wiederholte. Doch sollen nach Mätzner, Syntax der neufranz. Sprache II, 226 (von Haase a. a. O. citiert), noch heute Ausnahmen von der Regel vorkommen.

β) In der alten Sprache und bis ans Ende des 16. Jahrh. gebrauchte man *que* als Nominativ neben *qui* (vgl. Schumacher 19, D-H. 132, § 103, Gräfenberg 48). Als Nachzügler dieser Form möchte ich folgende Beispiele aus Corneilles Varianten ansprechen, VI, 581 var. 2:

Il faut à votre tour rompre un coup qui me perd,
Et que, si votre cœur ne s'arrache à Plautine,
Vous enveloppera tous deux en ma ruine.

So steht in allen Ausgaben zu Lebzeiten Corneilles mit Ausnahme der von 1666, und obgleich M-L. dies als eine „singulière erreur" bezeichnet, so ist es mir bei der Sorgfalt, mit welcher Corneille die verschiedenen Ausgaben zu überwachen pflegte, doch unwahrscheinlich, dafs ein Druckfehler so lange sich sollte hingeschleppt haben. Stützen möchte ich meine Ansicht durch zwei weitere Beispiele; VIII, 125 var. 1:

Mais plus heureux encor celui qui se dépouille
De tout indigne et lâche emploi,
Que, pour ne rien souffrir qui lui pèse ou le souille,
Fuit ce qui le chatouille;

VIII, 388 var. 2: Étouffe ces distractions
Que pour troubler l'effet de mes intentions
À ma plus digne ardeur mêlent leur insolence.

In beiden Fällen zeigen eine Reihe der älteren Ausgaben *que* gegenüber einem *qui* der späteren. Leider habe ich nichts über das Verhalten anderer Schriftsteller des 17. Jahrh. in Bezug auf diesen Punkt ermitteln können.

γ) Obgleich Corneille in einem Relativsatze, dessen Pronomen im Nominativ sich auf eine erste oder zweite Person im Hauptsatze

bezieht, das Verbum noch gern in die dritte Person setzt, statt es wie heute mit dem Beziehungsworte des Hauptsatzes in der Person übereinstimmen zu lassen (Beispiele s. M-L. XI, S. XLVII und XII, 257), so läfst sich doch ein Hinneigen zur modernen Konstruktion bei ihm nicht leugnen. Vgl. II, 439 var. 4: 1639 in der ersten Ausgabe: *Oracle des nos jours, qui connaît* etc., in den folgenden: *qui connais* etc. X, 459 var. 1 in einem Briefe: *Les embarras où je suis maintenant comme marguillier de ma paroisse, qui doit* (später *dois*) *rendre compte de mon administration* etc.

Im 16. Jahrh. war die dritte Person in solchen Fällen ganz gewöhnlich (vgl. Gräfenberg 110, 2). Noch Vaugelas berichtet (Ausgabe von 1647, S. 89), dafs die Praxis zu seiner Zeit noch für die dritte Person ist, während die Grammatiker schon Übereinstimmung verlangten. Dementsprechend finden sich Beispiele des älteren Gebrauchs noch bei Voiture (vgl. Frz. Stud. I, 40); bei Malherbe, Molière, Sévigné, Racine (vgl. Chassang, Nouv. Gr. 287—8), sogar noch bei Voltaire (vgl. Bescherelle, Gramm. nat. 599), siehe darüber Berg 17 ff.; und in der heutigen Volkssprache ist die alte Konstruktion ebenfalls noch häufig (vgl. Siede 44). Vgl. auch Haase, 17. Jahrh., § 62.

δ) Die relativen Adverbien où und que.

aa) Das relative Adverbium *où* statt des Relativpronomens mit *à, dans* u. s. w. wird von Vaugelas und ebenso der Akademie (Vaugelas I, 173) als sehr elegant empfohlen. Jedoch handelt es sich in den dort gegebenen Beispielen immer um unpersönliche Gegenstände, und in Bezug auf solche gebraucht Corneille, ebenso wie Molière (vgl. Schmidt 38) und das 17. Jahrh. überhaupt, *où* noch oft und gern (M-L. XII, 135 hat etwa 90 Stellen gesammelt). Aber auch auf Personen bezogen kommt *où* schon altfranzösisch (vgl. Schumacher 20), während des 16. Jahrh. (vgl. Gräfenberg 48) und noch bis in das 17. Jahrh. hinein vor. So z. B. vereinzelt bei Malherbe (Holfeld 41), bei Molière (vgl. Schmidt 38), und auch bei Pascal einigemal (vgl. Nfrz. Zs. IV, 152 und 152, Anm. 1), vielleicht sogar noch in der heutigen Volkssprache (vgl. Siede 37). Ebenso bei Corneille, doch beseitigt er es wieder, abgesehen von den älteren Werken. Vgl. V, 57 var. 3:

Vous, où je mets ma gloire, où j'attache mes jours?

Nach 1660:

Vous, dis-je, à qui j'attache et ma gloire et mes jours?

Digitized by Google

wo, wie öfter, die Besserung poetisch unter dem der Grammatik zuliebe gefallenen ursprünglichen Verse steht. Ferner VIII, 56 var. 6, 37 var. 1. Wie angedeutet, blieb *où* auf Personen bezogen dreimal in den älteren Stücken, II, 128 vers 15, III, 569 vers 1768, IV, 143 vers 42. Litteratur über das *où* verzeichnet Gräfenberg 48, 5; vgl. ferner Haase, 17. Jahrh., § 38.

bb) Das relative Adverbium *que* giebt nur zu einer kurzen Bemerkung Anlaſs. Corneille hat es nämlich einigemal nach einem Substantiv, das die Zeit bezeichnet, durch *où* ersetzt, obgleich in diesem Falle sonst *que* bei ihm das Gewöhnliche ist (vgl. M-L. XII, 241). Vgl. I, 363 var. 9:

> Tu ne veux plus songer qu'à ce jour à venir
> Que (nach 1660: Où) Rosidor guéri termine un hyménée.

Ähnlich II, 97 var. 1, 436 var. 2; IV, 214 var. 2. Über das relative Adverb *que* vgl. Schmidt 39, Schäfer 23, Haase, Nfrz. Zs. IV, 153 und 17. Jahrh., § 36; über den heutigen Gebrauch desselben Lücking § 243.

4. Interrogativpronomen.

Während das neutrale tonlose *qui* nach altfranzösischem Brauche statt des heutigen *ce qui* in indirekten Fragen sich bei Corneille noch öfter findet (z. B. V, 94 vers 1738), hat er sich bemüht, das neutrale tonlose *que* statt heutigem *ce que* in indirekten Fragen später zu tilgen, während er es anfangs noch ziemlich oft verwendet hatte. Vgl. I, 185 var. 1:

> Ma parole suffit. — Ah, j'entends bien que c'est.

Ferner I, 252 var. (der geänderte Vers steht I, 204 vers 1039); II, 244 var. 2; III, 333 var. 3, 504 vers 569; IV, 213 var. 2, 375 vers 1634, 388 var. 1; V, 435 var. 1, 517 var. 2; VI, 316 vers 1405, 43 var. 2, 403 vers 955, 417 vers 1284; VII, 39 vers 748; VIII, 230 vers 1108; IX, 315 vers 50.

Bekanntlich war dies in der alten Zeit die regelrechte Art, sich auszudrücken (vgl. Schmidt 41), und erst seit dem 15. und 16. Jahrh. fing man ganz allmählich an, solche indirekte Fragen in Relativsätze zu verwandeln. Noch bei Malherbe ist die alte Konstruktion sehr häufig (vgl. Holfeld 42), und auch sonst im 17. Jahrh. begegnet man ihr, vgl. Haase, 17. Jahrh., § 42. Corneille folgte wieder Vaugelas, welcher I, 287 bemerkt: „On ne dit plus gueres maintenant ‚que c'est' comme l'on disoit autrefois," was Thomas Corneille und die Akademie (ebenda) später bestätigten.

Digitized by Google

Dafs Corneille obigen Ausspruch Vaugelas' noch nicht als unumstöfsliche Regel ansah, zeigt die gegebene Liste. Während er es in den älteren Werken fast durchweg beseitigte, gebrauchte er das alte *que* später noch mehrfach wieder. — Trotzdem überlebte es wohl kaum das 17. Jahrh., denn Voltaire bemerkt I, 178 zu III, 333 var. 3

Le roi ne sait que c'est d'honorer à demi

Folgendes: „Cette phrase est italienne, nous disons aujourd'hui *ne sait ce que c'est.* Mais la dignité du tragique rejette ces expressions de comédie."

Zu erwähnen ist noch, dafs Corneille 1660 auch nach *voici* und *voilà ce que* statt einfachem *que* einsetzt II, 244 var. 2:

Voilà, voilà que c'est d'avoir trop attendu,
seit 1660: Voilà ce que me vaut d'avoir trop attendu;

und V, 435 var. 1:

Voilà, voilà que c'est, Blanche, que d'être reine,
seit 1660: Vois par là ce que c'est, Blanche, que d'être reine.

In diesem Falle kann *ce* ja noch heute fehlen, doch finden wir schon im 16. Jahrh. neben Fällen der Auslassung auch solche, wo es gesetzt ist (vgl. Gräfenberg 46).

Anm. *Qui* als Nominativ des neutralen Interrogativs in direkten Fragen, wo wir heute *qu'est-ce qui* sagen würden, ist bei Corneille durchaus nicht selten, vgl. z. B. VII, 416 vers 881: *Seigneur, qui vous ramène* = „Herr, was führt Euch zurück." Auch bei Molière sind Beispiele häufig (Schmidt 41), doch kommt es im 17. Jahrh. aufser Gebrauch, wenn es sich vereinzelt auch noch heute findet nach Klattner, Archiv LXIV, 371. 72 (von Schmidt 42 citiert). Für das 16. Jahrh. vgl. Gräfenberg 54.

5. *Unbestimmtes Pronomen.*

Die folgenden indefiniten Pronomina geben zu Bemerkungen Anlafs.

a) **aucun.** Wenn auch das 17. Jahrh., wie das Altfranzösische (vgl. Schumacher 23) und wie die Volkssprache es teilweise noch heute thut (vgl. Siede 40), *aucuns* oft positiv = *quelques* bezw. *quelques-uns* gebrauchte (vgl. Godefroy I, 70, Schmidt 43, Rœschen 39, Haase, 17. Jahrh., § 50), so hat Corneille doch die, wie mir scheint, einzige Stelle, wo *aucun-que* statt *quelque-que* als verallgemeinerndes Pronomen stand, geändert; vgl. II, 136 var. 2:

Avez-vous quelque gloire à me faire souffrir?
Bien plus que d'aucuns vœux que l'on me peut offrir.
Nach 1660: Plus que de tous les vœux qu'on me pourroit offrir.

b) **chacun.** Mit dem unbestimmten Artikel verwendete Cor-

Digitized by Google

neille es nur noch einigemal in seinen Jugendwerken, und auch hier beliefs er es später meistens nicht. Vgl. I, 173 var. 4:

Un chacun à soi-même est son meilleur ami.
1660: Chacun en son affaire est son meilleur ami.

Ebenso I, 207 var. 1, II, 521 var. 4. Es blieb I, 411 vers 236, II, 228 vers 63. — Im 16. Jahrh. gewöhnlich (Gräfenberg 13), wird *un chacun* im 17. aufser Cours gesetzt. Malherbe hat es nur einmal (vgl. Holfeld 42), ebenso Voiture nur einmal (vgl. Frz. Stud. I, 3), und Molière nur in seinen ersten Werken (vgl. Schmidt 45), Pascal verwendet es noch einmal (vgl. Nfrz. Zs. IV, 105), und in der Volkssprache kommt es noch heute bisweilen vor (vgl. Siede 41). S. auch Haase, 17. Jahrh., § 47.

c) **on.** *α*) Das 17. Jahrh. verwendet *on* gern an Stelle des bestimmten Personalpronomens. Corneille thut dies nicht so häufig wie z. B. Molière (vgl. Schmidt 47), und zweimal beseitigt er dieses *on.* Vgl. III, 138 var. 4.

On voit bien qu'on a tort, mais une âme si haute
N'est pas sitôt réduite à confesser sa faute,
nach 1648: Il voit bien qu'il a tort, etc.

II, 234 var. 3:

Je veux que l'on soit libre au milieu de ses fers.
1660: Je veux la liberté dans le milieu des fers.

β) Über den Unterschied von *on* und *l'on* handelt zuerst Vaugelas I, 67 ausführlich. Seine nur auf die Forderungen des Wohlklangs basierten Regeln sind kurz folgende:

(1) Am Anfange eines Satzes ist *on* besser als *l'on.*

(2) Im Satzinnern soll auf Wörter mit vokalischem Auslaut (ausgenommen e féminin) nur *l'on* folgen.

(3) Ebenso nach *et* und *où.*

(4) Nach konsonantisch auslautenden Wörtern ist *on* das Gewöhnliche.

(5) Nach *que* gebraucht man *on,* wenn ein mit *l* anlautendes Wort folgt; ferner, wenn mehrere *que* im Satze sind, um so Wiederholung des gleichen Wortes zu vermeiden; und endlich, wenn das vorhergehende Wort auf *-que* ausgeht.

(6) *Que l'on* mufs man immer sagen vor Verben, die mit *com-, con-* zusammengesetzt sind.

Die Akademie (ebenda) billigt diese Regeln im grofsen und ganzen. — Trotz Vaugelas dauert aber das Schwanken des 16. Jahrh.

Digitized by Google

(vgl. Gräfenberg 7) zwischen *on* und *l'on* bis tief in das 17. Jahrh. fort. Über Molière vgl. Schmidt 47; Voiture und Pascal setzen *l'on* öfter, wo heute nur *on* würde stehen können (vgl. Frz. Stud. I, 2, Nfrz. Zs. IV, 100). Auch Corneille folgt in diesem Falle Vaugelas nicht, denn *l'on la* und ähnliches steht z. B. I, 214 vers 1187, IV, 32 vers 126, VI, 345 Zeile 12 v. u., ferner *si on* I, 114 Zeile 5 v. o. Ebenso ist mir unerfindlich, nach welcher Regel Corneille an folgenden Stellen geändert hat, I, 272 var. 1:

Et l'on ne peut désavouer qu'en cette dernière posture il remplit assez mal la dignité d'un si grand titre,

nach 1664: Et on ne peut désavouer etc.

I, 272 var. 2: Aussi l'on (nach 1664 on) ne le donne jamais.

II, 232 var. 1: Et l'on n'a jamais vu sous les lois d'une belle.

1660: Et jamais on n'a vu sous les lois d'une belle.

Die heutige Volkssprache setzt archaisch den Artikel öfter vor *on* gegenüber der guten Sprache (Siede 30).

d) Der altfranzösisch (vgl. Burguy I, 164, rem. 1) häufige und auch im 16. Jahrh. sich findende (vgl. Gräfenberg 55) Gebrauch des distributiven *qui — qui = l'un — l'autre, les uns — les autres* ist bei Corneille nur zweimal nachzuweisen. I, 268 im Argument de Clitandre, welches, wie alle den älteren Ausgaben beigegebenen Arguments, seit 1660 nicht mehr abgedruckt wurde: *Ses gens, effrayés de la violence de la foudre et des orages, qui çà qui là cherchent où se cacher.* I, 342 var. 4, wo Corneille es später auch beseitigte:

Chacun, plein de frayeur au bruit de la tempête
Qui çà, qui là, cherchoit à garantir sa tête.

Auch hier fügte sich Corneille wieder einmal der Meinung Vaugelas', welcher dieses *qui — qui* I, 121 den guten Schriftstellern verbietet, obwohl es, wie er sagt, sonst sehr gebräuchlich sei. Derselben Meinung ist auch Th. Corneille (ebenda), während es die Akademie (ebenda) nicht beanstandet. Jedenfalls ist es in der neueren Sprache fast veraltet (vgl. Lücking § 261, Anm. 1, Hölder 329, Anm., Haase, 17. Jahrh., § 44), doch soll nach M-L. XII, 258 die Akademie seine Anwendung in familiärer Poesie noch gestatten.

e) Als einen weiteren Fall, wo Corneille im Gegensatz zu den Grammatikern am älteren Sprachgebrauch festhält, erwähne ich die Verwendung von *tel — que* mit folgendem Konjunktiv statt *quel — que,* obgleich Vaugelas II, 136 (und ihm stimmen Th. Corneille und die Akademie später bei) es ausdrücklich als einen Fehler bezeichnet

Digitized by Google

(woraus allerdings hervorgeht, dafs es damals gebräuchlich war). So hat Corneille III, 421 var. 1:

Je crois que Brute même, à quel point qu'on le prise ...

quel — que sogar durch *tel — que* ersetzt, vielleicht um die Allitteration in *à quel point qu'on le prise* zu vermeiden. Auch IV, 200 var. 1 führt er *tel — que* in die endgültige Fassung des Verses ein; endlich steht dasselbe auch II, 235 vers 222. Nur III, 429 var. 1 ersetzt er *tel — que* durch *quel — que*. Kurz, Corneille braucht beide Wendungen ohne Unterschied nebeneinander, wenn auch *quel — que* das Häufigere ist.

f) Der seit dem Altfranz. und noch im 16. Jahrh. (vgl. Gräfenberg 25) gewöhnliche Gebrauch von *un* = *quelqu'un*, besonders mit folgendem Relativpronomen, ist Corneille nur in seinen ältesten Werken noch geläufig. Vgl. I, 361 var. 1:

Et qu'ainsi je renferme en leur sacré séjour
Une qui ne dût pas seulement voir le jour.

Ferner I, 489 var. 2; II, 42 var. 5, 129 var. 4, 137 var. 3. In den nach 1637 verfafsten Dramen finden wir es nicht mehr; aufserdem finden sich das dritte und das vierte Beispiel nur in der Ausgabe von 1637, während die übrigen Fälle 1660 verschwinden, wohl ein sicherer Beweis, dafs *un* als Pronomen indefinitum in substantivischer Verwendung die Mitte des Jahrhunderts kaum überlebte. Vgl. auch Sölter 50, Haase, 17. Jahrh., § 49.

F. Kongruenz des Nomens.

Für das 16. Jahrh. vgl. Gräfenberg 108.

1. Personalpronomen und sein Beziehungswort.

Statt der heute erforderlichen neutralen Form *le* (vgl. Lücking § 210, II, 2) bietet Corneille Übereinstimmung des Geschlechts IV, 92 vers 1576: Vous êtes satisfaite, et je ne la suis pas.

Dieser selbe Fehler findet sich noch heute in der Volkssprache und wird schon von Vaugelas I, 87 getadelt als „une faute que font presque toutes les femmes, et de Paris, et de la Cour“ (vgl. Siede 17). II, 71 var. 1:

Infidèles témoins d'un feu mal allumé, Soyez-le de ma honte,

läfst Corneille statt ursprünglichem, der heutigen Regel entsprechenden *le* später Übereinstimmung eintreten. Vgl. Godefroy II, 10. 46. 47, Bouvier 273. Ähnliches öfter bei Molière, vgl. Schmidt 17. Beispiele aus anderen s. Haase, 17. Jahrh., § 7.

Digitized by Google

2. Substantiv und unbestimmtes Pronomen.

a) **autre** substantivisch auf eine weibliche Person bezogen schwankt bei Corneille zwischen weiblichem und männlichem oder, wenn man will, neutralem Geschlecht. So hat er in folgenden 20 Fällen ein solches *un autre* später in *une autre* geändert: I, 363 var. 7:

Ah, ma sœur, tu me prends pour u n autre ...
1660: Ah, ma sœur, tu me prends pour u n e autre ...,

sagt Caliste, Clitandres Geliebte. Ebenso I, 241 var. 1 (zweimal), 228 var. 3, 436 var. 1; II, 64 var. 3, 150 var. 1, 213 var. 5, 284 var. 1, 287 var. 1, 299 var. 1, 453 var. 5, 508 var. 6; III, 144 var. 4, 509 var. 5; V, 42 var. 1, 168 var. 2 (*un autre* nur 1655), 462 var. 2; VI, 311 var. 1 (*un autre* nur 1663—68); VIII, 81 var. 1 (*un autre* nur 1662).

Alle Ausgaben bieten *une autre,* z. B.: V, 445 vers 656; VI, 306 vers 1200, 321 vers 1545, 321 vers 1561, 392 vers 713. — Dagegen hat die Ausgabe letzter Hand von 1682 wieder *un autre,* oft gegenüber einem *une autre* der meisten früheren Ausgaben: II, 476 var. 2; IV, 354 var. 1; VI, 242 Zeile 2 v. o., 295 var. 2, 310 var. 1, 332 var. 1, 407 vers 1046, 634 var. 2; VII, 213 var. 1, 274 var. 3.

Ein gleiches Schwanken gewahren wir, wenn unter denselben Umständen *tout* dem autre vorangeht in der Bedeutung „jede". *Tout autre* „jede andere" z. B. I, 353 vers 1388, IV, 235 vers 1711 in allen Ausgaben. Dagegen ist *tout autre* in *toute autre* gebessert II, 41 var. 6:

Je pourrois de t o u t autre (scil. belle, dame) être le possesseur,
nach 1660: Je pourrois de t o u t e autre être le possesseur.

Ebenso IV, 194 var. 1, 234 var. 2. (Nicht hierher gehört III, 196 var. 1:

Prenez une vengeance à t o u t e [nach 1637: t o u t] autre impossible,

sagt Rodrigo zu Chimene, und die neue Fassung will sagen: „jedem anderen Menschen überhaupt unmöglich".) Endlich, ein entschiedener Fehler ist es, wenn I, 191 var. 4 *toute autre* in Bezug auf eine männliche Person eine ganze Reihe von Ausgaben hindurch steht:

Les douceurs que la belle, à t o u t e autre farouche,
T'a laissé dérober sur ses yeux, sur sa bouche.

Eine bessere Erklärung dieser im 17. Jahrh. gewöhnlichen (vgl. Haase, 17. Jahrh., § 54 a) Erscheinung, als sie M-L. XI, S. XLVIII giebt, finde ich auch nicht: „Dans ces exemples de l'adjectif autre, le sens a un certain caractère de généralité qui explique l'usage du neutre", und XI, S. LXVI verweist er auf eine ähnliche Erscheinung in: *Und wir kennen Eins das Andre* aus Freytags Soll und Haben.

Digitized by Google

Hervorzuheben ist, dafs in den von uns gesammelten ursprünglichen Fällen das Neutrum in der Ausgabe letzter Hand kaum noch mehr als den vierten Teil aller Fälle umfafst, und dafs Thomas Corneille 1692 in der Ausgabe von seines Bruders Werken und ebenso später Voltaire in der seinigen das Neutrum fast ausnahmslos durch das Femininum ersetzen.

b) Analog der unter a) behandelten Erscheinung stand V, 426 var. 1 bis 1660 ein neutrales *chacun* in Bezug auf weibliche Personen: *Ici les trois princesses prennent chacun un fauteuil,* seit 1660: *chacune.* Ebenso hat noch eine Ausgabe nach dem Tode Corneilles von 1697 VII, 317 vers 767:

Vous lui devez chacun un gendre et des neveux,

sagt Psyche zu Aglaure und Cydippe, ihren Schwestern.

c) Ebenfalls analog a) stand *l'un* — *l'autre* auf zwei weibliche Substantiva bezogen: II, 102 var. 1:

J'aurai de vous ma grâce ou la mort de ma main;
Choisissez, l'un ou l'autre achèvera mes peines,

nach 1637: Choisissez, l'une ou l'autre etc.

IV, 437 var. 1: Ces deux sièges fameux de Thèbes et de Troie,
Qui mirent l'un en sang, l'autre aux flammes en proie.

1660: Qui mirent l'une en sang etc.

VII, 106 Zeile 2 v. o. ist ein solches *l'un* stehen geblieben: *Je me contenterai d'en dire deux choses ..., l'un* (in allen Ausgaben, auch 1692, Voltaire setzt *l'une*) *que je soumets tout ce que j'ai fait et ferai à l'avenir à la censure des puissances.*

d) *Tout,* „ganz“, wenn es ein prädikatives Adjektiv oder ein Participe passé verstärkt, wird im 16. Jahrh. wie altfranzösisch noch durchaus flektiert (vgl. Gräfenberg 109). Ebenso noch bei Malherbe (vgl. Holfeld 61), und auch Pascal flektiert *tout* noch in manchen Fällen, wo es heute unveränderlich wäre (vgl. Nfrz. Zs. IV, 153), und in gleicher Weise alle Schriftsteller fast bis an das Ende des Jahrh. Vgl. Haase, 17. Jahr., § 46. Dann erst drang in der Praxis die heutige Regel durch, welche schon von Vaugelas I, 179—182 aufgestellt worden war, nämlich, dafs *tout* nur vor einem weiblichen, konsonantisch anlautenden Adjektiv oder Participe passé veränderlich sei. Ménage 21—22 scheint Vaugelas mifsverstanden zu haben und trotz seines Widerspruchs gegen denselben in seinen Beispielen derselben Regel zu folgen. Vgl. auch Lücking § 264, II, β. Bei Corneille vgl. IV, 505 vers 1806:

... Seigneur, voyez ses yeux
Déjà tous égarés, troubles et furieux.

So steht in allen Ausgaben zu Lebzeiten des Dichters, aber die von 1692 ändert schon: *tout égarés.* — Den modernen Gebrauch bieten sämtliche Ausgaben V, 178 Anm. 2:

Et ses yeux tout divins, par un soudain pouvoir,
Achevèrent sur moi l'effet de ce devoir.

Vgl. Lücking § 109. 2. — Tritt an Stelle des prädikativen Adjektivs ein präpositionaler Ausdruck als Prädikat ein, so bleibt die Regel dieselbe. Corneille ändert dem heutigen Gebrauch gemäfs VI, 278 var. 1:

Leurs yeux sont tous de flamme et leur brûlante haleine
D'un long embrasement couvre toute la plaine,

in: Leurs yeux sont tout de flamme etc.

(Schlufs folgt.)

Steinhöwel und das Dekameron.

Eine syntaktische Untersuchung.

Von

Dr. phil. Hermann Wunderlich.

Für das deutsche Dekameron des 15. Jahrhunderts[1] ist die Autorschaft Steinhöwels schon seit fast zwanzig Jahren bestritten. C. Schröder schrieb bereits 1873 in der Vorrede zu seiner Ausgabe der mitteldeutschen Griseldis:[2] „Wer übrigens das Decameron mit seinen scharf ausgeprägten stilistischen Eigenthümlichkeiten mit der Griseldis in Bezug auf Stil und Diction einer vergleichenden Betrachtung unterzieht, der wird sich nur schwer entschliefsen können, zu glauben, dafs diese Werke aus einer Feder entsprossen seien“; und Scherer hat schon in „Anfänge des Prosaromans“,[3] später in seiner Litteraturgeschichte Steinhöwel als den Übersetzer des Dekameron abgelehnt.

Eine eingehendere Untersuchung jedoch ist dieser Frage bis jetzt nicht zu teil geworden, und da selbst Karg „die Sprache Steinhöwels“ (Diss. Heidelberg 1884) trotz einschneidender lautlicher Verschiedenheiten, die er S. 7 zwischen dem Dekameron und den beglaubigten Schriften Steinhöwels belegt, zu einem Zweifel an der Autorschaft nicht gelangt, während Goedeke Grundrifs[2] von solchen Zweifeln überhaupt schweigt, so dürfte eine genauere Untersuchung nicht ganz überflüssig erscheinen.

Allerdings wäre ich zunächst verpflichtet, ein schon begonnenes Unternehmen, meine Untersuchungen über die Sprache Luthers, fortzuführen, worauf auch mehrseitige Anfragen hinzielen, aber die Grundsätze, die mir für die endgültige Ausgestaltung dieses auf der Grundlage der „Pronomina“ (München 1887) längst abgeschlossenen Versuches als Wert und Erfolg

---

[1] Herausgegeben von A. v. Keller, Stuttgarter Litterar. Verein, Bd. LI. Den Ulmer Originaldruck, dessen einzelne Exemplare sich nur unwesentlich unterscheiden (nach Hafsler, Die Buchdruckergeschichte Ulms, Ulm 1840, S. 106 nur dadurch, dafs die Schlufsworte: *Geendet seliglichen zu Vlm* in einzelnen fehlen), habe ich nicht benutzt, weil für die syntaktische Seite der Untersuchung der Kellersche Neudruck genügte.

[2] In Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft in Leipzig, Bd. V, 1. Heft (S. X).

[3] Quellen und Forschungen XXI.

Digitized by Google

verheifsend vorschweben, stehen bezüglich ihrer Anforderungen an den Verfasser in zu grofsem Mifsverhältnis mit dem Interesse und der Teilnahme mafsgebender Kreise.[1]

Da andererseits eine Lösung der Steinhöwelfrage auf syntaktischem Gebiete zu suchen schien, wie schon Schröder erkannt hatte, so ergriff ich gern die Gelegenheit, syntaktische Untersuchungen in den Dienst der allgemeinen Litteraturgeschichte zu stellen und damit aus einem Sondergeleise wieder in die grofse gemeinsame Bahn zurückzulenken.

Unter den Beweismomenten, mit denen bis jetzt zu Gunsten Steinhöwels operiert worden ist, steht obenan der von J. Grimm (D. W. I, LXXXVIII) auf Steinhöwel gedeutete „Arigo", den A. v. Keller in seiner Ausgabe des Dekameron (S. 681) weiter verwertete und den auch Goedeke (S. 368) anführt.

Boccaccio hat ja seinen Novellen dadurch einen umspannenden Rahmen gegeben, dafs er zur Zeit einer Pest eine Gesellschaft von sieben edlen Frauen und drei jungen Männern sich damit gegenseitig erheitern läfst. In diejenige Stelle nun, mit der der erste der jungen Männer, Pamphileo genannt, die Reihe der Erzählungen eröffnen soll, hat die deutsche Übersetzung eine Rechtfertigung des ganzen Werkes und der Übersetzung selbst eingeschoben, die im italienischen Originale,[2] abgesehen von dem Hinweis auf die Übersetzung, an anderer Stelle erscheint, nämlich in dem der Introduzione vorhergehenden Proemio.[3] Wir finden da den Gedanken ausgeführt, dafs die Frauen tröstlicher Unterhaltung mehr bedürfen als die Männer, die ihre müfsigen Gedanken im thätigen Leben unterdrücken können, und daran anknüpfend die Worte:[4] *Adunque, acciocchè in parte per me s'ammendi il peccato della Fortuna, la quale dove meno era di forza si come noi nelle dilicate donne veggiamo, quivi più avara fu di' sostegno, in soccorso e rifugio di quelle che amano (perciocchè all' altre è assai l'ago e'l fuso e l'arcolaio) intendo di raccontare cento Novelle,* wofür die deutsche Übersetzung[5] folgendes bietet: *vnd da mit die beschwerten vnd betrübtenn freulein; auch ir ein teyle irer verporgen traurikeit muogen ein klein fride geben, vnd die mit zucht in freude kern, han ich Arigo in das wercke machen vnd in teutsche zungenn schreibenn wöllen. Als ir mit zucht lesent vernemen wert Auch do pey eüer liebe, rate troste vnd hilffe on zweiffel finden wert.*

Wir sehen, die deutsche Übersetzung fällt für einige Zeit völlig aus der Situation heraus. Für den Pamphileo ist ein „Arigo" eingetreten, der sich nicht mehr an Zuhörer, sondern an „Leser" wendet und von seinem eigentlichen Thema auf das Gesamtwerk und dessen Übersetzung ins Deutsche überschweift. Die Verschiebung des italienischen Textes,

[1] Wirkliche Belehrung und Förderung hat der Verfasser der eingehenden Recension Joh. Luthers, Anz. f. d. A. XIV, zu danken.

[2] Ich habe die Ausgabe von Moutier, Florenz 1827—28, benutzt.

[3] Vgl. Moutier I, S. 4, 19 — 6, 11. Keller 2, 12.

[4] Moutier S. 6, 2 ff.

[5] Keller S. 17, 27 ff.

Digitized by Google

deren Keller gar keine Erwähnung thut, hat also dem Bearbeiter dazu gedient, mit dem Leser in Verkehr zu treten. Ob jedoch dies der Grund der Verschiebung war, möchte ich bezweifeln, viel eher mag der Titel „La prima giornata“ zwischen der Introduzione und der Rahmenerzählung Anstofs erregt haben und deshalb unmittelbar vor die Erzählungen des ersten Tages gerückt sein, womit auch die allgemein orientierenden Schlufsbetrachtungen hinter die Rahmenerzählung gezogen wurden.

Der „Arigo“, wenn wir hierunter in der That eine Persönlichkeit zu verstehen haben, schreibt sich hier nicht nur die Übersetzung, sondern auch die Vorlage zu, die im Eingange (Keller, S. 1, 5) noch dem Boccaccio zugeteilt war. Denn die Worte: *das wercke machen* lassen sich nicht leicht als allgemeiner Hinweis auf einen näher ausführenden 2. Inf. *in teutsche zungen schreiben* auffassen, weil dieser letztere Inf. für das Objekt *wercke* eine durchaus konkrete Bedeutung und zwar mit Hinweis auf das Original des Dekameron fordert.

Nun verrät aber die Sprache des Dekameron, obwohl es Goedeke unmittelbar aus dem Italienischen herleitet (a. a. O. S. 368), starke Anklänge an den lateinischen Stil. Schon der „Ganucolo“ (Keller S. 659, 19) für „Gianucole“ weist vielleicht auf lateinische Vermittelung hin, wogegen die Steinhöwelsche Griseldis (s. S. 170) auch über das Latein des Petrarca hinweg die Form „Janickel“ gewonnen hat. Andererseits hält auch das Dekameron mit „Gualtiere“ (657, 28) an der italienischen Form fest und erinnert mit (662, 32) *contrafat prieffe* mehr an *lettere contrafatte* als an *contrafactas*. Dagegen wird die Annahme lateinischer Vermittelung nahe gelegt durch die artikellose Einführung der Griseldis (für *la Griselda*, 659, 20 u. a.), während Steinhöwel hier den Artikel gegen Petrarca anwendet, durch Fügungen wie 658, 21 *die nicht ferre von dem palast wonet* für *che d'una villa vicina a casa sua era* (vielleicht *haud procul*, wie bei Petrarca) u. a.; durch die Umsetzung pronominaler Beiordnung in Relativgefüge (s. S. 180), durch die ausgedehnte Verwendung der Präposition *mit* für ital. *in* auch in Fällen wie 659, 12 *mit grosser eyle* für *in gran fretta (cum?)*; durch die Infinitive ohne *zi* (s. u.), gewisse Auflösungen von absoluten Participen (s. u.) u. a. Die Wortstellung (s. u.) läfst sich jedenfalls nur unter Zuhilfenahme der lateinischen erklären, und eine Stelle wie 658, 4 *wol widersins ich sy zethon am meisten vernym man sy finde* für *e quanto del contrario sia grande la copia* wird überhaupt nur bei Übertragung in das Lateinische verständlich (etwa: *plenas dissensu faciendi plurimum audio illas inveni)*. So liegt es denn nahe, zwischen das italienische Original und unsere Übersetzung noch eine lateinische Fassung zu schieben, die wieder für unseren „Arigo“ eine Reihe von Möglichkeiten eröffnet.

Überläfst man ihm die deutsche Übersetzung, so erhält man den Namen selbst und den 2. Inf. der oben berührten Stelle als seine Zuthat, wenn man ihm aber die lateinische Bearbeitung überträgt, bliebe der 2. Inf. ein Einschub des deutschen Übersetzers, das *wercke* vor dem 1. Inf. wäre eben jene lateinische Bearbeitung des „Arigo“, von der nur auffallend wäre, dafs sie ohne jede Spur verschollen ist. In beiden Fällen also hätten

Digitized by Google

wir mit Einschiebseln der Bearbeiter zu rechnen, die im Zusammenhang eine andere Bedeutung gewinnen, als beabsichtigt war, einem Subjekte angegliedert sind, mit dem sie nichts gemein haben. Solche Erscheinungen stehen ja in der gleichzeitigen Syntax nicht ohne Beispiele da.

Aber man kann für den „Arigo" auch beide Bearbeitungen in Anspruch nehmen, wobei sich namentlich die Modifikation empfiehlt, zu der mich Prof. Strauch in Tübingen anregte, dafs sich der Gedankenprozefs, der die Übersetzung aus dem Italienischen ins Deutsche begleitete, in den Fügungen der lateinischen Sprache vollzogen habe, die in einzelnen Stellen auch schriftliche Fixierung erhalten haben mögen. Damit kämen wir jedoch aufs neue zu unserem *wercke* zurück, das doch nicht für einen und denselben Satz mit der abstrakt farblosen und der konkreten Bedeutung ohne Doppelsetzung wechseln kann (s. o.).

Vielleicht ist der ganze „Arigo" überhaupt nichts anderes als ein Lesefehler; das italienische *arcalaio* vor *intendo* könnte in diese Form verlesen worden sein, noch näher liegt ein lateinisches a r r i g o r (für *intendo),* das dann für eine gesonderte lat. Bearbeitung Zeugnis ablegen würde. Doch wie dem auch sei, jedenfalls liegen gar keine Anhaltspunkte vor, um in dem „Arigo" gerade Heinrich Steinhöwel zu suchen. Die anmutenden Versuche Jakob Grimms und danach A. v. Kellers, diesen Namen mit der Jugendzeit Steinhöwels zu verweben, sind doch zu luftige Phantasiegebilde, um als Stützen einer wissenschaftlichen Beweisführung gelten zu können.

Goedeke (a. a. O. S. 368) fühlt sich denn auch veranlafst, neue Hilfstruppen zu werben. In erster Linie führt er das Zeugnis Köbels vom Jahre 1531 vor. Der Oppenheimer Stadtschreiber Köbel, der in diesem Jahre die Chronik Steinhöwels (s. Goedeke a. a. O. S. 370) erweiterte und fortsetzte, weist allerdings in der Widmung an einen Verwandten von Steinhöwel dem letzteren neben den Fabeln „Esopi" auch solche „Boccaccii" zu. Abgesehen davon, dafs Goedeke hier den Oppenheimer Stadtschreiber als unanfechtbaren Zeugen aufstellt, während er (s. u.) einen etwas späteren Ulmer Arzt in einer ähnlichen Frage für unglaubwürdig ausgiebt, ist mit den Fabeln Boccaccii noch lange nicht das Dekameron an Steinhöwel vergeben. Wir haben ja von diesem die Verdeutschung von Boccaccios *claræ mulieres* und besitzen von ihm ein Stück aus dem Dekameron, die „G r i s e l d i s".

Freilich diese Griseldis hat Goedeke (a. a. O. S. 364) schon an Niclas von Wyle ausgeteilt. Niclas von Wyle beruft sich bekanntlich in der Widmung seiner 2. Translatze[1] an den Markgrafen Karl von Baden darauf, dafs der Markgraf von ihm schon die Geschichte der Griseldis in deutscher Übersetzung gehört habe: *die history von griselde lutend vsser dem welchen zuo latin verkert, wie dann üwer gnade die selben history nachmals aber von dem latin zuo tütsche gebrach von mir hat gehöret.* Die eigentümliche Stellung des *von mir* scheint viel eher auf einen m ü n d l i c h e n

[1] Keller, Niclas von Wyle, Litterarischer Verein LVII, S. 79, 10.

Digitized by Google

Vortrag als auf eine schriftliche Darstellung zu weisen, aber Goedeke nahm doch daraus Anlafs, eine Griseldisbearbeitung für Wyle in Anspruch zu nehmen. Nun war aber die mitteldeutsche[1] von vornherein ausgeschlossen, die im Dekameron enthaltene war mit diesem an Steinhöwel vergeben, so blieb nur die in der Abschrift des Peter Hamer[2] vom Jahre 1468, in späteren Münchener Hdschr. und in Ulmer, Augsburger und anderen Drucken überlieferte Griseldis übrig. Allerdings bezeichnet der Ulmer Arzt Dietrich Leopold in seinem handschriftlich zu Ulm liegenden Werke „Memoria Physicorum Ulmanorum ab oblivione vindicata“ Steinhöwel als den Verfasser dieser Griseldis,[3] aber dieser Lokalzeuge erscheint Goedeke, wie oben berührt, unglaubwürdig, weil er im 14. Jahrh. nicht sehr bewandert ist und für die Autorschaft der italienischen und lateinischen Griseldis die Rollen des Boccaccio und des Petrarca untereinander vertauscht. Aber unterlassen hat Goedeke zu erwähnen, dafs Steinhöwel sich selbst als Übersetzer der Griseldis nennt. Da Strauch erst kürzlich[4] wieder auf diese Stelle unter Anführung des Wortlautes hingewiesen hat, ist es wohl nicht nötig, sie hier zu wiederholen. Nur der Anlafs sei mit wenigen Worten berührt. Steinhöwel hatte die Übersetzung des Boccaccio *de claris mulieribus* vollendet und widmete sie 1473 der Herzogin Eleonore von Österreich. Bei dieser Gelegenheit entsann er sich auch seiner früher schon veröffentlichten Griseldis, die ihm gerade in diesen Zusammenhang zu passen schien. Er veranstaltete einen Neudruck, der mit den von Strauch mitgeteilten Worten an die *claræ mulieres* anknüpfte. Dieser Neudruck, den wir nach allem ebenfalls in das Jahr 1473 setzen dürfen, ist völlig identisch mit dem Augsburger Nachdruck von 1471 (vgl. Goedeke S. 365), nur dafs die Orthographie, wie sie überhaupt den J. Zeinerschen Verlag in Ulm von dem Günther Zeinerschen[5] in Augsburg unterscheidet, hier unmittelbar auf Steinhöwel[6] und die Regeln hinweist, die dieser im Schlufskapitel zu den „Mulieres“ aufgestellt hat, allerdings mit dem Vermerk, dafs die Drucker sich auch oft erlauben, die Regel zu verletzen. Aufser Orthographie und Interpunktion sind es nur einige wenige sinnentstellende Fehler, mit denen der Augsburger Druck vom Ulmer abweicht,[7] so dafs ich den letzteren un-

---

[1] Vgl. oben C. Schröder.
[2] Hdsch. der Fürstl. Fürstenberg. Bibliothek zu Donaueschingen Nr. 150.
[3] Vgl. Rocholz in Germania 14, S. 411.
[4] Im Anz. f. d. A. XIV, S. 250.
[5] E. Schröder G. G. A. 1888, S. 261 spricht sich allerdings dahin aus, dafs Günther Zeiner den Anschlufs an die Sprache und Rechtschreibung seines Druckortes verschmäht habe, doch finden wir im Güntherschen Nachdruck der Griseldis als abweichend vom Druck Johanns mehrere Lautformen, die Schröder als charakteristisch für die Augsburger Orthographie festgestellt hat (*ei* gegen *i* bei Johann, *ö* für *e* u. a.).
[6] Auf Steinhöwel deuten auch die zwei gekreuzten Steinschlägel neben dem Ulmer Stadtwappen in der Titelvignette, vgl. Hafsler, Buchdruckergeschichte Ulms, S. 107 ff. (Keller S. 673).
[7] So 13, 4 *antwurt vnd sprach das vnder deiner groszen mechtikait vnd meiner*

bedenklich zum Ausgangspunkte einer Vergleichung der Steinhöwelschen Griseldis und der betreffenden Partie des Dekameron machen konnte.

Diese Vergleichung wird sich, wie schon oben angedeutet worden, auf syntaktischem Gebiete bewegen. Denn wenn auch bei Steinhöwel die Orthographie mehr auf Rechnung des Verfassers als des Druckers zu setzen ist, so ist sie doch immerhin den Unbilden der Überlieferung ausgesetzt, Flexionsformen und Wortschatz mögen bei stammverwandten Schriftstellern ihr Zeugnis verweigern, aber im Satzbau müssen die Trennungslinien klar und scharf heraustreten.

Leider gehen nun die beiden Fassungen der Griseldis nicht auf eine Vorlage zurück. G. U., die im Ulmer Druck vorliegende des Steinhöwel, überträgt die Epistel des Petrarca,[1] während G. D., die des Dekameron, sich enger an das italienische Original anschmiegt. So war es leider nur selten möglich, Parallelstellen zu vergleichen, doch liefs sich immerhin ein ziemlich abgerundetes Bild für beide Arten von Übersetzerthätigkeit entwerfen. Für Steinhöwel war es zugleich nötig, auch spätere Perioden seiner Sprache zum Vergleich heranzuziehen, um jedem Versuch, die Sprache des Dekameron nur zeitlich von G. U. zu trennen, entgegenzutreten. Hier empfahl sich das Leben Äsops,[2] das in längerer zusammenhängender Darstellung die Sprache Steinhöwels in ihrer vollen Reife überschauen läfst und durch die Vorausstellung des lateinischen Textes das Verhältnis des Übersetzers zu seiner Vorlage ins Licht rückt, wobei jedermann eine bequeme Nachprüfung der Belege ermöglicht ist. Für die erste Entwickelungsperiode der Steinhöwelschen Sprache, in die auch die Griseldis gehört, habe ich noch den Apollonius herbeigezogen, den ich mit Bartsch[3] gegen Scherer in das Jahr 1461 setze. Einigemal ist auch auf die „Mulieres“ Bezug genommen, in die Steinhöwel manches gegen die lat. Vorlage[4] eingeschoben hat.

Die Geschichte der „Sigmunda“, die dem ersten Druck des Äsop (s. Österley S. 2, 10) angehängt war und auch sonst mit Steinhöwelschen Schriften in Verbindung auftritt, weshalb sie ihm auch vielfach zugeschrieben wurde,[5] entspricht genau der 2. Translatze Wyles und hält sich mit dieser durchaus im Rahmen der übrigen Schriften dieses Mannes.

---

demütikait glichnusz was für (S. 107, 8) *antwurt. Myn herr ich wist alweg wol* (sprach sie) *das vnder dyner grossmächtikait vnd myner demuot kain gelichnuosz was.*

[1] Ebenfalls 1473 bei J. Zeiner in Ulm gedruckt und mit dem Ulmer Wappen nebst gekreuzten Steinschlägeln geziert, 10 Bl. in folio: *Incipit Epistola etc.* Am Schlusse *Vlme impressum per Johannem Zeiner de Reutlingen, Anno domini* 1RΛ3.

[2] Hrsgeg. von Österley, Stuttgarter Litter. Verein, Bd. 117.

[3] Germanistische Studien II, S. 306. Herausgegeben ist der Apoll. von C. Schröder in den oben erwähnten Mitteil. S. 85 ff.

[4] Ich benutzte für das Lateinische die Berner Ausgabe von 1539. Man vgl. aus der deutschen Übersetzung 7β, 23: *Vsz dem synd aber entsprungen ... bleiche farb, vngewisse blödikait der fuosztritt vnd der gelider. Als mir hainrico stainhöwell doctori der dises büchlin von den erlüchten frowen nit wort zuo wort* (dasselbe sagt Steinhöwel in der Vorrede zum Äsop, vgl. Österley S. 4, 12) *sunder von sin zuo sin getütscht hat, beschenken ist.*

[5] Vgl. Scherer, Anfänge des Prosaromans, S. 77.

Digitized by Google

Die Citate erfolgen nach Seiten und Zeilen; wo in alten Drucken[1] nur die Blätter gezählt sind, erhält je die Rückseite ein β. Belege, denen die Vorlage für den betreffenden Fall nichts Entsprechendes gegenüberzustellen hat, werden durch ein Sternchen gekennzeichnet.

Am Schlusse erübrigt mir noch, den Verwaltungen der kgl. Bibliothek zu München, der öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart, der Universitätsbibliothek zu Göttingen sowie der Stadtbibliothek zu Ulm meinen wärmsten Dank für bereitwillige gütige Unterstützung auszusprechen.

[1] Aus solchen ist der Text diplomatisch nur mit Auflösung der Abkürzungen und Einführung moderner Zeichen an Stelle der für unseren Zweck bedeutungslosen altertümlichen gegeben.

Die Wortklasse der Nomina und Verba überspringend wenden wir uns unmittelbar zu den Pronomina. Es könnte wohl reizen, die Abgrenzung jener Klassen untereinander bei den deutschen und den fremden Stilisten eingehend zu verfolgen, da wir hieraus gewisse allgemeine Kennzeichen der Sprachen gewinnen könnten, wie z. B. die Neigung des lateinischen Stils für Substantivprädikate, die des deutschen für prädicierende Adjektiva,[1] und auch unsere Schriftsteller selbst in manchen Besonderheiten belauschen würden.[2] Doch der an und für sich schon nicht ganz sichere Boden, den man bei einer Vergleichung von G. D. mit einer etwaigen Vorlage betritt, wird hier um so unsicherer, weil für diese Verhältnisse, wo eine gewisse Tradition Ausdruck um Ausdruck bereit hielt, auch ein ängstlicher Übersetzer leichter von der Vorlage abwich als auf anderen Gebieten, wo die Möglichkeit einer Auswahl unter mehreren Formen den ängstlicheren immer wieder zu ihr zurücktrieb. Dort sind es denn auch verhältnismäſsig nur wenig Belege, die vom italienischen

[1] Vgl. G. U. 99 β, 6 *der fürnemer, vnd dem herren haimlicher vnd basz redend was (cui vel autoritas maior erat vel facundia, maiorque cum suo duce familiaritas)* 99 β, 7 u. a.

[2] So begegnet in G. D. besonders häufig das Abstraktum *ding* oder *sache* neben prädicierendem Adjektiv, ohne immer auf die Vorlage zurückzugehen: 658, 3 *wie es also ein swere ding ist ein frawen ze finden (grave cosa a poter)*, ebenfalls 658, 6, aber auch 662, 6.* Abstrakta ersetzen, ebenfalls in G. D., neben *haben* oder *sein* gern zwei vollere Verba: 662, 13 *Auch sein arme leüte ... Der ... Grescida grosz erparmung hetten (averan grandissima compassione)*; 661, 29 *also grosz ist ir leyt vnd klage (si duramente si rammaricano)*.

Digitized by Google

Texte abweichen, und diese lassen sich meist als Latinismen deuten, so daſs wir annehmen dürfen, auch der lateinische Bearbeiter, sofern ein solcher existierte, habe sich verhältnismäſsig eng an sein Original angeschlossen, allerdings wohl nicht so eng wie der deutsche Übersetzer an ihn.

Die Pronomina

grenzen sich zunächst gegen die Nomina hin ab. G. D. scheint hier der deutschen Neigung, Personen durch Geschlechts- oder Standesbezeichnungen voneinander abzuheben, getreuer zu folgen als Steinhöwel. Allerdings bietet auch G. U. 107, 7 *Die frow antwurt (Contra illa);* 103 β, 21 *saget im was syn will wer mit ... der frowen ze uolbringen. Der kam zuo der frowen by nacht (qui ad eam noctu veniens);* ebenso Äsop 41, 1 *Sprach der herr (At ille inquit)* u. a.; daneben werden jedoch im Äsop Nomina gegen Pronomina ausgetauscht, und zwar nicht nur in Fällen wie 41, 27 *und zöget in dem kouffman, der sach in so ungestalten an (quem mercator ... intuens),* sondern auch in 40, 26 *der bun (buw) maister ... ward ... ainen buwknecht gar hart schlachen, da von Esopus beschweret ward und sprach zuo im (villico ait),* oder 67, 21 *Der selb Enus vermischet sich mit synes angenomen vaters magt, die er zuo zyten bruchet (quam Esopus uxoriam habebat).* Einmal ist allerdings auch in G. D. Pronomen für Nomen zu belegen, in 660, 38 *er in* (für *ir) zuo versten gab = avendo con parole generali detto alla moglie,* und einmal das Verb ohne Wiederholung des Subjekts angeschlossen 658, 25 *do er das gethon het allen ... freünden zuo im rüffet (Fatto questo, fece Gualtieri),* dem stehen aber so viele Belege gegenüber, in denen sich ein Bedürfnis ausspricht, die handelnden Personen schärfer zu charakterisieren, als die Vorlage zulieſs, daſs wir hier sicher sein dürfen, der Individualität des Verfassers von G. D. auf der Spur zu sein.[1] Während die ital. Vorlage z. B. gern auf Reden Bezug nimmt, ohne den Redner noch einmal besonders zu nennen, verfehlt G. D. dies nicht leicht, 660, 30 *Do die frawe des hern rede vername (Le quali parole),* ebenso 660, 34*; 661, 35 *(l'ascoltò);* genau so verhält es sich mit der Bezeichnung des Angeredeten: 664, 24

[1] An lateinischen Einfluſs ist hier gar nicht zu denken, denn die hier zu belegenden Erscheinungen stimmen nicht zu der knappen Kürze des lateinischen Stils.

Digitized by Google

Dem herren antwort (rispose), ebenso 663, 28 *Zuo der frawen sprach*, ebenso 661, 27 *(le disse)*. Aber auch sonst liebt G. D. dem ital. Texte gegenüber eine intimere Bezeichnung. Der alte Ganucolo wird in 664, 3 *Dieselben ir der vater pracht (recatigliele)* in seinem Verwandtschaftsverhältnis eingeführt, ebenso die Griseldis in 658, 25 *die tochter für sein weyb wöllen (di torla)* und deren Tochter (661, 9. 10 *daz kint* für *la)*. Die Eigennamen verwendet G. D. nicht gern, obwohl die ital. Vorlage hieran überreich ist und G. U. sowohl als der lat. Text des Petrarca darin mit dem Italienischen übereinstimmen. „Griseldis" (in G. U. 101, 19. 27; 106 β, 5; 108 β, 18; 109 β, 1 Grisel) erscheint einigemal als solche gegen die Vorlage (vgl. 660, 2 *als wer Gresedia eins grofsen fürsten tochter = non altramenti che se presa avesse la figliuola*, ähnl. 666, 3. 24), einigemal auch neben der Geschlechtsbezeichnung (662, 13 *Der guten frawenn Greseida grosz erparmung hetten = alla donna*, ebenso 662, 25. 36; 665, 25); meist jedoch wird sie einfach als *die frowe* eingeführt (660, 34 *An der der frawen antwort = Questa risposta* s. oben u. a.), wobei gewöhnlich ein oder mehrere Epitheta (gegen einfaches *donna*, wie auch G. U. nur *die frow hat* [103 β, 30; 105 β, 1; 107, 8]) auf die Umstände hinweisen, unter denen sie gerade auftritt und je nachdem das Mitleid oder die Bewunderung des Übersetzers erregt (659, 18 *der iunckfrawen*; 664, 21 *der armen guten frawen*; ähnl. 662, 4; 661, 34 u. a. — 665, 25 *seiner gedultigen frawen*; 663, 5 *die züchtig frawe)*. An Stelle von Pronominibus läfst sich solches Nomen in 659, 18 *Do er der iunckfrawen vater fande (il padre di lei)*; 660, 24 *das er sein frawen ... in gedulte versuchen wölte (la pazienzia di lei)*; 666, 18 *die iunckfrawen* (für *questa)* belegen; hierher gehört auch 664, 26 *Also die gute frawe sich ... vnterfinge (cominciò)*.

Walther selbst (in G. U. stets *der walther* 101, 6. 31; 101 β, 20; 102 β, 11; 102 β, 29; 103, 17 u. a.) ist in G. D. fast nur als *der markgraffe* belegt (657, 36 für Gualtieri, ebenso 659, 9. 14. 17 u. a.; einmal 660, 11 für *al marito* und einmal 659, 36 *[Ed egli disse]* für Pronomen); als *her* wird er auch einigemal eingeführt, doch nicht zur Geschlechtsbezeichnung, sondern zur Bezeichnung der Überordnung (662, 15 *waz irem hern ... gefiele [a colui])*. Vgl. G. U. 100, 6 *Die ... bewegten das gemüt ires herren*; 102, 4 *Es ist gnuog sprach der herr*; 104 β, 9; 106, 6. 25.

Digitized by Google

Pronominalellipsen

begegnen bei beiden Stilisten vorzugsweise in der beliebten Form der 2. Pers. Sing. Präs. Ind., schwerere Fälle sind nur für G. D. zu belegen, so die Ellipse bei formelhaftem Konj. (658, 15 *vnd weliche ich mir nym sey wer sy wölle,* genau so 659, 1) oder die Ergänzung des Subjektpronomens aus dem Nebensatz:[1] 660, 31 *Do die frawe des herrn rede vername mit vnverkertem anplicke ... also sprach (disse),* genau so 661, 8. 35.

Andererseits treibt G. D. auch wieder mit dem Pronomen eine Verschwendung, die deutlich auf einen Übersetzer weist, der von Wort zu Wort fortschreitend den Zusammenhang aus den Augen verliert und mechanisch für subjektlose Verba oder objektlose Verbalverbindungen das im Deutschen gegenüber dem Lateinischen so häufige Personalpronomen einsetzt. Hierher gehört 660, 10* *die sy für ein scheffhirten erkannt hetten und iczund sy aller ern ... vol sachen,* noch deutlicher 661, 16* *dem margraffen was im die frawe het zuo antwortt geben im zuo wissen thet,* genau so 660, 34*. Ein Beleg vollends wie 659, 8 *reiche kleynet als dann einer neüen preüte zuo gehört, er zuobereyten thet* ist nur bei voller Unempfindlichkeit gegen die Gesetze deutscher Wortstellung erklärlich.

Die Verdrängung des Personalpronomens

durch das demonstrative in gewissen Formen des sächlichen Obliquus läfst sich in Steinhöwels Griseldis[2] noch nicht für den Accusativ belegen, wohl aber im Äsop, mit und ohne Anlehnung an den lateinischen Text; vgl. 48, 28 *und schnit im ab mangolt und andere krüter und gab die Esopo (atque illa),* ebenso 50, 25; oder 38, 29 *daz er die fygen neme und die behielte (ut illas caperet custodiretque)* neben Äsop 38, 26* *als der herr in das gö geritten was, samelt*

---

[1] Vgl. Erdmann, Grundzüge d. d. Syntax. Stuttg. 1886. S. 5. Vgl. meine Untersuchungen über Luther, S. 18.

[2] Der Augsburger Nachdruck scheint die Demonstrativform zu bevorzugen, wir finden sie für folgende zwei Personalbelege aus G. U.: 104, 15 *Der knecht nam das kind vnd bracht es dem herren* und 99, 32 *daz er sich benügen liesz an dem daz er het.*

Digitized by Google

der mayer des hofes zytig fygen, und antwurt die dem herren, 67, 24; 73, 18; ebenso 39, 23 *(und gosz das).*

G. D. geht hier noch einen Schritt weiter, indem es nicht nur in sächlichen Accusativen, wie in 662, 33* *der marckgraffe seine ... prieffe öffnet ... die seinen leuten thet lesen,* sondern auch in persönlichen bei engstem Zusammenhang und Mangel jeder Betonung das Demonstrativ einführt, was allerdings durch die unserem G. D. eigentümliche Wortstellung begünstigt wird. Wir finden das Pronomen in Anlehnung an ital. *costei* 658, 23 *im ganez fürname die zuo einem weybe ze nemen,* aber auch ohne Vorlage in 661, 6* *Er ... gepeut, das ich eüer ... tochter nem die weg trag vnd ab der welt dilge.*

Die Formen des Demonstrativpronomens

weisen zunächst in beiden Texten entschieden konservative Tendenz auf. Das einfache Pronomen hält sich nicht nur fast ausnahmslos in substantivischer Verwendung, sondern überwiegt auch in adjektivischer. Hier sind es vorwiegend formelhafte Verbindungen, wie die mit Präpositionen, die den alten Stand bewahren, der nur im Acc. Sing. Masc. und Dat. Plur. sich zu Gunsten vollerer Formen an Stelle des unbeliebten *den* verschiebt.

Die Formen von *diser* sind substantivisch überhaupt nur bei deiktischem Hinweis auf Anwesende — und auch da nur spärlich — belegt, adjektivisch übernehmen sie die anaphorische Demonstration bei erhöhter Betonung des Pronominalverhältnisses, namentlich, wo diese nicht durch die Wortstellung erzielt wird.

Die Verbindung des einfachen Demonstrativs mit der Form *selb* hat sich schon früh von der Identitätsbestätigung aus in den Dienst der übrigen Demonstrativverhältnisse gestellt. So tritt es gern in substantivischer Verwendung in die Lücke, die hier durch die Unbeliebtheit der Formen von *dieser* gerissen ist. Bei Steinhöwel erscheint es zunächst für *ille,* ob letzteres nun auf eine ferner stehende Vorstellung zurückweist,[1] wie in Äsop 52, 32 *Myner guot-*

[1] Das anscheinend mitteldeutsche *jener* (s. Socin, Schriftsprache und Dialekte S. 178) ist bei unseren beiden Schriftstellern nicht zu belegen, ebensowenig konnte ich für demonstrative Verwendung des Pronomen *ein* (vgl. Beiträge 11, S. 518 ff.) Belege beibringen.

willigisten, hiesz ich. Das hab ich gethan, sprach Esopus. Xanthus sprach: Welche ist d i e s e l b (illa) 61, 2; G. U. 100 *β*, 10; oder ob es an eben genannte Vorstellungen und Personen anknüpft: G. U. 100, 16 *waysz ... daz es von got ist, d e m s e l b e n hab ich mynen stat ... beuolhen (illi)*, Äsop 52, 19 *Rüff dynem hundlin und schmaiche dem selben (illi)*,* 38, 33 *(ex illis)*; aber auch im N o m. Äsop 65, 22 *Durch disen raut sendet der künig ainen syner edeln ret gen Samum. Do d e r s e l b dahin kam (ille)* gegen 39, 11 *Bald laszen mir E s o p u m berüffen! Als e r aber komen was (Is cum venisset)*. Auch die f r e i - g e b i l d e t e n Belege zeigen ähnliche Abstufungen: neben Äsop 67, 15 *Und wa man die nit kund ... uszlegen, d e r s e l b ward ... zinsbar* oder G. D. 658, 29* *weliche ich nyme d i e s e l b e n in eren ... halten* (gegen G. U. 100, 24 *welhe ich erwele ... daz ir d i e* für *eam)*, auch Belege wie Äsop 70, 20 *blatern, in denen klaine knaben warent, d i e - s e l b e n hettent flaisch in ieren henden* und s ä c h l i c h e, wie Äsop 68, 3 *So ferr ich geren ainen turn buwen wölte ... wellest mir werklüt dar zuo senden, die mir d e n s e l b e n buwen (turrim ipsam)*; ähnlich G. D. 664, 3 *ir armes gewentlein ... D i e s e l b e n ir der vater pracht (recatigliele)*.

Auch a d j e k t i v i s c h tritt unsere Form zunächst für das F e r n e r l i e g e n d e ein, so Äsop 67, 20 *Esopus ... aignet .. im selber ainen wolgestalten iüngling, Enum genemmet, den er offt für den künig füret ... D e r s e l b Enus* für *I s c u m*, ebenso G. U. 106 *β*, 3 u. a., auch G. D. 664, 38 für *la fanciulla*. Hierher gehört auch die Vewendung neben *zyt* für die *Vergangenheit* Äsop 57, 21 *zuo d e n - s e l b e n zyten* für *tunc*; 67, 7 für *temporibus illis* u. a. Für A n - k n ü p f u n g a n N ä c h s t l i e g e n d e s bietet jedoch hier nur der Ä s o p Belege, während G. U. und G. D. davon gleichmäſsig frei sind: Äsop 65, 4 *zwen weg ze leben ... Den ainen der fryhait, und der anfang d e s s e l b e n weges ist hert (cuius initium durum)*, genau so 65, 6; ebenso 72, 23;* 62, 31,* oder gar 48, 36 *D e r s e l b e n antwürt ward Esopus über ser lachen (Quibus dictis)*, desgl. 65, 12; einmal auch v o r der bezogenen Vorstellung 71, 29 *wann d i e s e l b gewonhait ist in Egypten d a z sie (hujus modi)*. Sonst finden wir für diese letztere Funktion bei Steinhöwel

s o l i c h ,

das als a r t b e s t i m m e n d e s Adjektiv ebensowohl nach vorwärts als nach rückwärts weist: Äsop 67, 8* *wann dieselben zyt w a s s ö l i c h e*

Digitized by Google

gewonhait ... daz sie 69, 2; 68, 32 (für *hic); andererseits* Äsop 42, 5 *aber du bist vil ze unsauber und ungestalt, und ich bedarf nit söllicher gattung (hujus modi),* ebenso 43, 7; 63, 9; 68, 36; — 45, 10; 46, 22 für *talis;* 49, 3 für entsprechendes *idem;* G. U. 106, 1 für *hic.* Von dieser komparativen Grundlage aus strebt das Pronomen in G. D. auch in das übrige Demonstrativgebiet hinaus, während es bei Steinhöwel höchstens in Äsop 43, 36 *Durch söllichen raut ward der kouffman beweget (hic)* das komparative Moment abstreift. Dagegen nun G. D. 662, 23 *alles sein vermügen tun wölte ob der pabst mit im dispensirn wölte ... Eins sölchen er von vil manchem ... gestraffet ward (di che),* 664, 15 *Als die sich eins sölchen mer dann ander frawe verstet (queste cose),* ähnl. 665, 29 *(ciò);* 657, 25 *darumb nyemant rate sölichem nachzevolgen (la quale);* 665, 31* *Nach dem sölchem seinen bedencken der tugentreichen frawen zuo im rüffet* und 657, 24* *eine seine grofse torhet sagen meine vnd wie sich sölche seine vnweyszlich würcken zuo gutem end füget,* womit man die adjektivischen Belege für *derselbe* im Äsop vergleichen möge.

Das Relativpronomen

läfst die Selbständigkeit, mit der Steinhöwel seine Vorlage behandelt, besonders deutlich hervortreten. Er löst lateinische Relativkonstruktionen auf, wo sie seinem Sprachgefühle widerstreben, und bedient sich andererseits wieder des deutschen Relativsatzes, um unbequemeren lateinischen Fügungen auszuweichen.

Ins Demonstrativ

verwandelt sich das lateinische Relativpronomen vor allem, wo es nicht eigentlich unterordnet, sondern nur formell, um an den vorhergehenden Satz anzuknüpfen, an die Spitze neuen Satzgefüges tritt. Steinhöwel hat diese Fügung, obwohl sie in seinen Vorlagen reich entwickelt ist, anscheinend nicht nachgeahmt, denn in G. U. 103 β, 30 *da geschwig er als ob er etwas hertes werkes mit dem kind ze volbringen wölt verschwigen. Des die frow doch vorhin argwon het (Suspecta viri fama ... suspecta erat oratio)* ist wohl eher an eine nachlässige Interpunktion als an einen beabsichtigten Hauptsatz zu denken. Dagegen finden wir Äsop 51, 36 *Von der red schmolleten die schuoler = Quo dicto,* ebenso 48, 36; 61, 6; 62, 32 u. a. 39, 10

Digitized by Google

Do das der herre höret = *Quo audito* 40, 6; 59, 12 ebenso für *quod cum audivit* 44, 16; 71, 13; 73, 24. Häufig verschieben sich hierbei die Satzgrenzen: G. U. 99, 29 *An den gehört regierung syns geschlechtes* = *ad quem ... pertineret,* ebenso Äsop, 67, 16; desgl. 67, 14 *Und wa man die nit kund verantwürten* = *que quia,* ähnl. 70, 18, gegen das einzige Äsop 44, 37 *Xanthus fraget den kouffman ... der antwurt* = *Cui mercator inquit.* Einigemal fällt die Betonung des Pronominalverhältnisses ganz weg. Äsop, 60, 4 *Xanthus wondert von der behendikait syner scharpfen sinn* = *Quod dictum Xanthus admiratus,* ähnl. 63, 17; 71, 10; 73, 30.

Der Verfasser von G. D. ist nach dieser Seite hin schwerer zu kontrollieren. Seine Wortstellung, die den Unterschied zwischen Haupt- und Nebensatz verwischt, nimmt uns auch die sicheren Kennzeichen für relative Auffassung. Als Nebensätze werden wohl zu fassen sein: 660, 20 *sölche weise ... frawen ... die vnder dem schafhirten gewentlein verporgen gewesen was; Der zucht vnd tugent sich in also kurczer zeyt ... auszgepreyt het (E ella ... seppe si fare),* desgl. 661, 20,* wie 659, 15 *der marckgraffe ... sprache? Gresedia wo ist dein vater, dem sy mit grosser schame antwort (Alquale),* das die Satzgrenze auch graphisch über den Nebensatz hinüber ausdehnt. Daſs sich jedoch auch der Übersetzer von G. D. in diesen Fügungen nicht wohl fühlte, beweisen Umsetzungen in Nomina, wie 657, 36 *Der marckgraue seinen leuten antwort* für *A quali Gualtieri rispose;* 660, 30 *Do die frawe des hern rede vername* = *Le quali parole udendo la donna,* oder in Personalpronomen neben der Kopula 659, 14 *vnd do sy der marckgraffe ersache* = *La quale come Gualtieri vide.* In 662, 4 *Die gute frawe aber gedult het weder minder noch mer wort machet (Della qual cosa la donna nè altre parole fece)* fällt die pronominale Anknüpfung ganz weg.

Der eigentliche lateinische Relativsatz

verdichtet sich manchmal in deutschem Nomen oder in Nominalverbindungen; im einfachen Nomen jedoch nur ganz selten: Äsop 54, 9 *do wurdent die gest etwas bewegt* = *Qui discumbebant;* oder appositionell neben Personalpronomen, an das Steinhöwel nicht gern Relativsätze anknüpft, G. U. 101 β, 9 *mich dynen herren* = *me quem,* ähnlich 102 β, 12.

Digitized by Google

Die Nominalverbindungen sind alle appositionell: neben dem Subjekt, Äsop 38, 15 *Esopus ist alle zyt synes lebens über flyszig zuo der lernung gewesen; von dem glück aigner knecht* = *Qui ... studiosissimus fuit, is fortuna servus,* aber überraschend auch neben Obliquus Äsop 71, 13 *wolher mit ... anderm züg, zu dem buw notturftigen* für *que.*

Hierher gehört auch die in G. D. nicht belegte appositionelle Verwendung von Präpositionalverbindungen, die bei Steinhöwel zweimal an Stelle lateinischen Relativsatzes eintritt: Äsop 60, 22 *daz er die spys nit äsze uff dem tisch* = *que in mensa apposita erant,* 43, 24 *Wer ist der so wyt vor uns* = *ille qui nos tanto anteit* (vgl. 70, 26 *die von Egipten* = *Egiptii).*

Weit häufiger als in Apposition wird der Relativsatzinhalt in Parataxe dargestellt, besonders gern mit satzeröffnendem Demonstrativ: Äsop, 41, 27 *zöget in dem kouffman, der sach in so ungestalten an* = *quem mercator;* 57, 3 *begegnet er dem houptman der stat, der kennet in* = *qui ... cognoscens,* 65, 31; 71, 19. 23; 76, 8; G. U. 105, 24 u. a.; während Sätze, die das Subjekt näher bestimmen, meist syndetisch aufgelöst werden: G. U. 108, 23 *Der alt vatter het allweg die hochzyt argwonig vnd* = *Senex qui,* ebenso Äsop 62, 36; ähnlich beim Objekt Äsop, 61, 19 *Aber der mich verstond, den het ich für wys und liesz in als bald yngan (qui probe intellexerit, illum, qui sapiens visus est, continuo admisi),* während die Syndesis in G. U. 99 β, 5 *vnd ir ainer ... sprach* = *quorum vnus ... inquit* auffällt und wohl zunächt der Unbeliebtheit der betreffenden Demonstrativform zu danken ist, dagegen in Äsop 62, 31 durchaus der Gleichwertigkeit der einzelnen Momente entspricht: *floug ain adler ... und nam den ring und sigel des öbristen gewalts, die questores hieszen, und liesz den selben ring oder sigel fallen in ain schousz ains aignen mannes* = *quem ... cadere permisit.* Ähnlich, aber abschliefsend tritt für die Kopula das komparative *also* ein in G. U. 102 β, 10 *Also vermehelt sie der walther ... mit ainem ... ring* = *quam Walterus annulo ... desponsauit.*

Logische und ähnliche Verhältnisse durchbrechen die lateinische Relativkonstruktion gern mit entsprechender Partikel. Regel ist dies bei Anlehnung an Personalpronomina, wo Relativsätze überhaupt selten zu anderem Zwecke als um ein logisches oder ähnliches Moment einzufügen, antreten. Vielleicht erklärt sich hieraus,

Digitized by Google

dafs Steinhöwel so ungern Relativsätze an Personalpronomen anlehnt. Wir finden G. U. 101 β, 15 *Ich sol ... wellen ... das dir gefellig sye, wann du bist myn herr* = *tibi ... qui dominus meus es*, ebenso 109, 10; ähnlich Äsop 68, 9 *Wee mir armen, daz ich die sul ... mynes ryches hab verloren* = *mihi ... qui*. Mit *vmb daz* G. U. 107 β, 6 s. u. Kausalpartikeln.

Gegen die lateinische Vorlage

führt Steinhöwel Relativkonstruktionen zunächst ein, wo ihm der lateinische Text zu knapp erscheint.

Wir finden Äsop 49, 17 *wie ain witib, die von dem ersten mann kinder hat, ainen andern man nimpt, der ouch kinder der frowen zuobringet, so ist sie ... der andern kind stieffmuter (et alteri viro)* ähnl. 54, 36; — 39, 25 *gosz wider usz ... daz luter waszer, das er getruncken het (aquam dumtaxat emisit)*; ähnl. 62, 1. 22; 66, 36; 73, 19; 74, 18.

Vorstellungen, die der lateinische Stil in Nomina oder Nominalverbindungen zusammenzudrängen liebt, breiten sich im Deutschen gern in Relativsätze aus, so finden wir bei Steinhöwel: Äsop 45, 4 *wann welcher das über füre, der würd hart gestraffet* = *Nam emptor esset gravi pena obnoxius*; 62, 31; 67, 27 *(adversarios)*; 60, 5 *(fustigariis)*; 57, 10 *(intrantes)*. Seltener sind Abstrakta wie G. U. 105, 28 *molestum* = *etwas ... dar von sie beschweret were*; Äsop 61, 35 *daz du mir versprochen hast (promissa)*; 74, 24 *(precipii)*; dagegen überaus häufig die Auflösung appositioneller Bestimmungen. Der lateinische Stil läfst solche bald als substantivischen Genitiv zum Substantiv treten, wie in G. U. 100 β, 7 *villula paucorum ... incolarum* = *ain dörflin, darin lüczel vnd arm lüt wonen*, bald als attributives Adjektiv oder Particip. Von Adjektiven werden gern die aus Substantiven abgeleiteten aufgelöst, wie in G. U. 100, 4 *sine votiuo rectore* = *on ain hobt dar zuo sie begird hand*; Äsop 62, 31 *sigel des öbristen gewalts, die questores hieszen (questorium)*, oder solche, die durch Adverbia näher bestimmt werden, wie in G. U. 106, 19 *walther, der susz lieb ... gehalten was* = *alioquin carus*, ebenso substantivierte: Äsop 55, 19 *söch ainen, der nit hoflich sye* = *hominem non curiosum*, ähnlich (positiv) Mulier 5, 19.

Am häufigsten jedoch dehnen sich entsprechende Participia zum

Digitized by Google

Relativsatze aus: Äsop 41, 24 *aber er het wol ain aignen knecht, der nicht ungeschick wäre (specie non insultum),* ebenso 48, 11; 49, 16; 57, 11; 71, 9; 47, 13 *Wa ist der nüwkoufft knecht, zuo dem ich hoffnung hab (novus mihi speratus);* 39, 13 *das du alle fygen äszest, die mir in den keler behalten worden sint (penu mihi repositas),* ebenso 54, 24.

In G. U. 100 *β*, 17 *was sie ains manlichen ... gemütes, damit sie ieres vatters alter ... erkiket (patris senium ... refouens)* sehen wir den Inhalt des Participialattributes vom Subjekte weg auf das Satzganze als Apposition übergleiten und gelangen so zu einer bei Steinhöwel besonders beliebten Form, retardierende Momente in die Haupthandlung einzuschieben, die häufig lateinischer Vorlage entspricht, häufiger anders gegliederten lateinischen Relativsätzen, manchmal auch einem absoluten Kasus vergl. G. U. 104, 5 *dannocht ward ... sünffczen nie von ir gehört ... das doch in ainer ammen över hert wer ... geschwyg ainer muter (in nutrice quidem nedum in matre durissimum);* ähnl. Äsop 41, 12 *das doch ain grosz übel ist = proh nefas.*

Aber auch Momente, die die Handlung geradlinig weiterführen, liebt Steinhöwel in diese Form zu kleiden, so mit Verschiebung der Satzgrenzen Äsop 40, 26 *da ward er ainen buwknecht gar hart schlachen, da von Esopus beschweret ward und sprach = Esopus id moleste ferens,* oder mit gänzlich geänderter Gliederung G. U. 104, 16 *Der knecht nam das kind vnd bracht es dem herren vnd saget im alles ... daruon syn vätterliche gütikait ser betrübt ward! doch liesz er = Reuersus ad dominum ... cum ... responsum ... exposuisset ... vehementer paterna animum pietas mouit,* ebenso Äsop 40, 26; G. U. 109, 20; ähnl. G. U. 103, 14 (für *tamen);* oder G. U. 103, 12 *ward sie schwanger, darumb das volk frölich ward vnd begirlich = grauida effecta ... subditos ... expectatione suspendit.*

Einen echten deutschen Zug verraten andere Relativsätze Steinhöwels. Sie ziehen gewisse Momente der Handlung in Unterordnung, um anderen dadurch erhöhte Betonung zu sichern, so Äsop 68, 18 *Ist die red war, die du sagst = Si verum loqueris* in der Frage; Äsop 62, 22 *das sint die gelübten ains natürlichen maisters, der wider die natur ... mich in den kerker stouszet = Heus promissa philosophorum ... in carcerem detrudor* im Ausruf; 70, 36

Digitized by Google

als der schyn, der die sunnen umbgibt = *ut radii solis ipsum circumradiant solem* im Vergleichungsfalle; 43, 31 *und beliben nit mer wann dry, die er nit verkouffen kund* = *tres solum rendi nequierunt* bei Verneinung. Hierher gehört auch die Vorliebe für die Relativform, wo der Umfang einer Vorstellung möglichst ausgedehnt darzustellen ist, vgl. G. U. 101, 2 *vnd wes sie daz gelük bescheret, das ward ir nachtmal* = *et dapes fortune congruas preparabat* oder 101, 3 *vnd gemeinlich was einem kind zuo gehört das volbracht sie* = *totum filialis obedientie ... officium,* genau so 101, 18 u. a.

Andere Fälle, die uns als Vertauschung konjunktioneller Nebensätze mit relativen erscheinen könnten, lassen sich darauf zurückführen, daſs gewisse bevorzugte Relativformen, (vor allem Präpositionalverbindungen) für entsprechende erstarrte Formen des Lateinischen eintreten, die völlig konjunktionelle Geltung erlangt haben.

Inwieweit kehren nun diese Züge Steinhöwels auch bei G. D. wieder?

Leider läſst uns auch hier die Vorlage etwas im Stiche und beraubt uns überdies die Wortstellung des sichersten Fingerzeigs für die Aufspürung der Relativkonstruktionen. Doch läſst sich immerhin feststellen, daſs diese bei G. D. meist mit der italienischen Vorlage sich decken, daſs Auflösungen der im italienischen Text als relativ belegten Konstruktionen mit einiger Sicherheit nur für den Beginn neuen Satzgefüges anzunehmen sind und daſs der Übersetzer selbst die Relativkonstruktion nur in zwei Fällen einführt: erstens für Participialkonstruktionen: für attributive, wie in 657, 35 *erputen im eine seines geleichen zuo finden die von sölchem vater ... sölt geporn sein (discesa),* ebenso 660, 19, oder für absolute wie in 657, 28 *das ... einer genant was Gualtiere der on weybe vnd kind was (essendo senza* etc.); zweitens auch bei vollwertigen Momenten der Haupthandlung, sofern sie sich leicht mittels eines formelhaften Gen. Sing. Neutr. *(des)* angliedern lassen.[1] Steinhöwel macht von dieser Form im Äsop gar keinen Gebrauch mehr, in G. U. erscheint sie zweimal, in 100 *β*, 3 *der herr hiesz sie och zuo beraiten was not were zuo der hochzyt ... desz sie all willig enphiengen* = *nuptiarum de quibus ... apparandis, domini*

[1] Auffallend ist die Vorliebe von G. D. für diese Form vor allem in 658, 2 *des ich ze thon gar kleinen willen habe,* wo es viel näher lag, das Pronomen mit dem Inf. *thon* in Verbindung zu setzen.

Digitized by Google

iubentis edictum alacres suscepere, ebenso 103 β, 30 (s. S. 179) *Des die frow doch vorhin argwon het.*

G. D. dagegen, das nur einmal ähnlichen Relativsatz in anderer Form angliedert (659, 19 *Do er der iunckfrawen vater fande der mit namen genant was Ganucolo zu dem er sprach = e disse gli)* treibt mit der Form *des* eine wahre Verschwendung.

Diese korrespondiert mit italienischem *di che,* für das schwerlich entsprechender lat. Genitiv anzunehmen ist, nur in 657, 30 *Gualtiere der on weybe vnd kind was ... kinder zuo haben keinen gedanck het Des er nicht dest weyser gehalten was,* ebenso 660, 9; 660, 22; dagegen erscheint sie für *a che* 662, 24; für *a cui* 659, 33; für *il che* 661, 23. Doch auch sonst können wir die Partikel gegen den ital. Text belegen: für absolutes Particip (661, 17); für Hauptsatz (662, 26 *Des sy sich klein betrübet = La donna ... forte in sè medesima si dolea)* und ohne Vorlage (660, 27). Graphisch heben sich 659, 33; 660, 22; 661, 17; 662, 24 durch kleine Anfangsbuchstaben im Pronomen ab, während dem Inhalte nach höchstens 660, 22 *das sy ... eine schöne tochter gepere, des der margraffe besunder freüde nu het,* vielleicht auch 660, 27 *sprach wie ... seine arme leüte ... klagten ... das sy vnedel ... were, Des sy alle ser übel zemute weren* als retardierende Momente auf Unterordnung hindeuten. Da der Übersetzer aber in 662, 23 *sprache? wie er ... alles sein vermügen tun wölte ob der pabst mit im dispensirn wölte ... ein ander weyb seinem adel geleich ze nemen; Eins sölchen er von vil manchem ... gestraffet ward* deutliche Demonstrativform für *di che* einführt, so ergiebt sich, daſs er in diesen Belegen mit *des* einen Demonstrativcharakter wenigstens nicht betonen wollte (vgl. auch S. 205).

Die Formen des Relativpronomens

gehören in beiderlei Texten noch durchweg dem Demonstrativgebiet an, sofern nicht eine indefinite Ausdehnung des Nebensatzinhaltes beabsichtigt ist — bei Steinhöwel in Anlehnung an lat. *quisquis* etc., während für lateinisches *qui* auch in indefiniten Sätzen das demonstrative Pronomen eintritt.

Die unorganische Verstärkung der für mehrere Kasus geltenden Formen *der* und *den* in obliquen Fällen ist in G. D. überhaupt nicht zu belegen, bei Steinhöwel ist sie erst in den Plural ge-

Digitized by Google

drungen, wo sich für den Genitiv die Form *deren* (G. U. 109, 20 gegen *der* im Augsburger Druck; Apoll. 86, 26; 89, 25 u. a.) gegen *dero* bei Wyle (83, 27 u. a.), für den Dativ die Form *denen* (Äsop 43, 36; 70, 20; 72, 9) festgesetzt hat. Wo es jedoch möglich, weicht Steinhöwel mit Präpositionalverbindungen von *da* aus, deren Fülle schon oben gegenüber dem einförmigen *des* in G. D. in die Augen springen mufste.

Auch in

Differenzierung und Ersatz

durch Partikeln fördert das Relativpronomen tiefgreifende Unterschiede zwischen beiden Stilisten zu Tage.

Das bei Pforr und Wyle so häufige *so* an Stelle des Pronomens ist zwar in G. D. ebensowenig belegt als in G. U., im Äsop nur in 62, 22* *für die fryhait so er verhaiszen hat,* dagegen bietet G. D. gegen G. U. und den Äsop Belege für die differenzierende Partikel; wir finden 664, 35 *Der marckgraffe der da seine peyde kind ... zuo Boloni hette (il quale),* 663, 25, ja auch 663, 32 *Damit sy als die da czwelff iar sein hauszfrawen gewesenn nicht also schentlich ... ausz seinem hausz ginge;* 664, 15 *Als die.*

Die Partikeln.

a) Die Präpositionen

lassen nicht so scharfe Trennungslinien zwischen den beiden Stilisten hervortreten als andere Wortklassen. Sie sind in feststehender Verbindung mit gewissen Verben und gewissen Nomina zu sehr das Gemeingut bestimmter Zeiten geworden, als dafs sie für die Individualität der einzelnen viel Zeugnis ablegen könnten.

Die Präposition *in.*

In einem Belege wie Äsop 42, 23 *sprachent sy in in selbs (secum),* ebenso 40, 15; 51, 13 wird ein Selbstgespräch deutlich in der halb sinnlichen, halb geistigen Einheit des Redenden festgehalten, während G. D. mit 662, 7 *Zuo ihm selbes sprache (seco)* die beim Dialog erkennbare Zielbewegung auch in den Monolog hereinträgt. Anders ist G. U. 104, 5 *das doch in ainer ammen ... über hert wer zehören*

= *in nutrice durissimum* gegen G. D. 658, 9 *aber an euch ein grosse torheit ist also zuo gelauben* aufzufassen, hier mag die lat. Vorlage eingewirkt haben. Doch zeichnet sich Steinhöwel auch sonst durch auffallende Vorliebe für die Präposition *in* aus. Bald verdichtet er mit ihr die gewonnene Situation zu einem Rahmen für neue Verbalthätigkeit, wie in G. U. 109 *β*, 1 *jn den fröden was grisel allzyt gegenwürtig (Sic feruente conuiuii apparatu);* 104 *β*, 16 *In dem wesen vergiengen fier jar = hoc in statu* (vgl. G. D. 665, 28 *vnd an dem als ein weyse fürsichtige frawe thet),* bald benutzt er die Form, um die Verbalthätigkeit von den verschiedensten Seiten her zu bestimmen. Während zum Beispiel G. D. auch Zustände des Subjekts durch die Präp. *mit* als begleitende Umstände charakterisierte (vgl. 659, 15 *dem sy mit grosser schame antwort = vergognosamente,* ebenso 659, 34; auch 661, 32* *wölle ich anders mit in mit fride sten* gegen Apoll. 87, 23 *liesz in ... in friden leben),* ist bei Steinhöwel das Subjekt als in den Zustand eingehüllt aufgefafst, vgl. Äsop 55, 6 *Do das die gest in ungedult vertruogen = indigne;* Äsop 39, 10 *ward er in zorn bewegt = ira concitus,* ebenso 41, 13, wobei der Kasus neben *in* wohl durch G. U. 110 *β*, 19* *wurden bewegt in barmherczikait vnd grossen fröden* festgestellt wird, ebenso G. U. 101 *β*, 25 *daz du nümer in widerwärtikait mit mir funden werdest (vt in nulla ... re a mea voluntate dissentias).* Ähnliche Verbindung geht auch das Objekt mit der näheren Bestimmung ein in G. U. 110 *β*, 28 *Syn tochter gab er in grosse ere einem marggraffen,* ähnl. Apoll. 87, 23; und ebenso die Verbalthätigkeit selbst: Äsop 54, 33 *will Esopo gebieten in üwer gehörd = coram;* G. U. 101 *β*, 16 *in dyner gegenwürtigkait te = presente.* Als begleitenden Umstand scheint Steinhöwel nur eine gleichzeitige Verbalthätigkeit aufzufassen, wie sie der lat. Text gern im Ablativ Absolutus anknüpft, vgl. G. U. 101 *β*, 17 *Sie giengen hin yn mit grossem wondern des volkes = expectante populo,* genau so 102 *β*, 13, ähnl. 105 *β*, 17 (für Apposition).

Von übertragener Verwendung der Präpositionen

hat das Zeitgebiet einige für Steinhöwel charakteristische Züge zu belegen. Er zeigt grofse Vorliebe für die Präp. *uff,* die er nicht blofs in ausgesprochener Zeitbewegung einführt, wie in

Digitized by Google

Äsop 63, 34 *Die natur ... hatt uff disen tag ainen ungerechten krieg zwischen dem herren und dem knecht,* ebenso G. U. 108 β, 16 *(quo die),* genau so G. D. 665, 4, ähnlich G. U. 100 β, 3 *(in diem),* sondern die er auch auf Zeitbestimmungen überträgt, die ohne jede Bewegung ein Ereignis umschliefsen: Äsop 66, 11 *Uff ain zyt ... do fieng er ainen grillen* (ebenso auch bei Wyle und Pforr), 38, 25 *Uff ainen tag ... samelt der mayer ... fygen (Una dierum),* 42, 30 *wir wellend uff morn in die stat Ephesum gon (die crastino),* ebenso 72, 19 neben 53, 24 *(morn = die crastina);* endlich Apoll. 96, 28 *der och uf die selben stund dar komen was,* während G. D. mit 666, 15 *dir zuo einer stunde wider zuo geben das ich zuo mermalen genomen het (ad una ora)* und 659, 37* *Des er ir zuo der stunde ainen guldin ringe anstiesse* an der üblichen Präposition festhält.

Dagegen bewahrt Steinhöwel für zeitliche Zielbewegung mit Belegen wie Äsop 42, 25 *uncz uff dise zyt,* 68, 16 *uncz uff disen tag;* Apoll. 110, 35 *untz an den tritten tag;* Apoll. 105, 21 *so lang untz das;* Äsop 46, 35 *uncz daz,* 57, 32 *Von derselben zyt uncz her (ex illo tempore)* den alten Sprachgebrauch, während G. D. das bei Steinhöwel spärliche *bis*[1] schon ausnahmslos verwendet: 658, 38 *pisz in den tode,* 666, 35 *pisz in sein ende,* ähnl. 664, 30.

Das Kausalgebiet, das für Steinhöwel eine besonders gesteigerte Verwendung der Präposition *fone* aufweist und in beiderlei Texten ein Schwanken zwischen den Verbindungen *von ... wegen* und *um ... willen* belegen läfst, ermöglicht jedoch nur selten eine deutliche Sonderung. Allerdings tritt den Belegen G. U. 103, 14 *dar von ... erfröwet,* 103 β, 16* *fro von der antwurt* aus G. D. entgegen: (658, 36) *eüers versprechen ... frölich (della ... promessa ... contenta)* oder (660, 34) *An der der frowen antwort der marckgraff grosses gefallen het (Questa risposta fu molto cara),* auch ist aus G. D. bei *von ... wegen* der erste Dativ zu belegen (neben 661, 3* *der von seines herrn wegen zuo ir kam* in 664, 31 *von dem margrafen wegen),* aber als Beweismomente lassen sich diese Erscheinungen nicht wohl verwerten.

---

[1] Wir finden es in Apoll. 111, 35 *so lang bis das,* G. U. 103 β, 13* *nümer bis in den tod,* Äsop 38, 30 = *usque dum.*

Digitized by Google

Charakteristischer treten sich

die Präpositionen an Stelle annominativer Fügung

gegenüber. Der Genitiv neben Zahlwörtern und indefiniten Substantiven, dessen Gebiet durch den Verfall der Flexionsformen bedrängt erscheint, hält sich in G. D. noch durchaus fest, 659, 24 *auch vil mere ander sach an sy begeret (simili altre cose assai),* ebenso 662, 5 *mer wort;* 659, 4 *vil herlicher reicher kleyder (più robe belle e ricche),* nur bei *vil* hat sich das Verhältnis insofern verschoben, als es mit Vorliebe adverbial verwendet wird, 662, 18 *mit vil manchen den seinen,* ebenso 662, 23; 665, 1 (662, 16; 663, 29; 666, 21 *vil manche).*

Steinhöwel dagegen bevorzugt für diese Formen substantivischen Gebrauch, woneben er dann entweder den Genitiv verwendet (Äsop 57, 10 *vil volkes = magna multitudo hominum;* 41, 9 *vil der menschen = quamplures;* ähnl. G. U. 103 *β*, 28 *etwas hertes werkes* [vgl. 658, 6* *Nu mag es ye ... ein sweres hertes dinge sein]*) oder die Präp. *fone* einführt, die in G. D. hier nicht belegt ist: Äsop 38, 32 *zwo von den selben (fygen) = ex illis,* während für Personen *under* eintritt (Äsop 39, 34 *Welcher under üch = Quisquis).* Die Präposition *fone* stellt Steinhöwel besonders gern auch zum indefiniten Neutrum *was,* um Substantive damit zu verbinden (Äsop 42, 29 *was ze tragen ist von spis und anderem* für *viaticum,* Mul. 5, 17 *was ir von grossem gelük zuo gestanden ist* für *fortunam egregiam),* während substantivierte Adjektive in eine formell nicht zu definierende Verbindung, vielleicht als Attribute, hinzutreten: G. U. 100, 15 *was guotes in dem menschen ist (quidquid boni),* ähnl. Äsop 53, 23 *ichtz failes (siquid ... venale).*

Anderer Art ist die Verbindung des Pronomens mit substantivischen Genitiven: Äsop 44, 14 *Von was landes bist du (Cuias);* 44, 26 *Was hülers bin ich (Bombax quid malum);* 47, 21 *was über groszen übels (permaximum malum)* u. a. Mul. 9 *β*, 18 *doch ist ain zwyfel von was vordern sie geboren sye (De parentibus autem ... ambigitur).* Die später hier übliche Tauschpräposition *für* hat Steinhöwel nur einmal Äsop 55, 26 *Was ist das für ain mensch (Ecquid hoc hominis)* verwendet.

In G. D. ist von diesen Konstruktionen nichts zu belegen, ob-

Digitized by Google

wohl Verbindungen wie 658, 3 *wie es also ein swere ding ist (quanto grave cosa sia)*; 661, 16 *was im die frawe het zuo antwortt geben (ciò che detto aveva la donna)* und vielleicht auch 660, 37 *Doch sich wie er dez gefallen het nitt mercken liesse* leicht eine ähnliche Form hätten veranlassen können.

Die Präp. *fone* an Stelle eigentlichen partitiven Genitivs, der bei Steinhöwel sowohl für lat. Acc. (Äsop 49, 38 *Do Xanthus des gestankes empfand = sentiens nidorem)* als für lat. *de* eintritt (Äsop 52, 19 *dem du dyner spys gesendet hast* neben 48, 27 *Gib uns krut = Da nobis de oleribus)*, in G. D. aber nicht belegt ist, findet sich in beiden Texten: Äsop 49, 36 *bring uns von dem bad (de balneo)*; 665, 20* *Nach dem yederman zuo tisch geseczet warde von köstlichem essenn und trincken frölich gedienet worden.* Ebenso weisen beide Texte neben dem qualitativen Genitiv auch die Präp. *fone* mit Dativ auf.

Die Tauschpräposition *für*

an Stelle blofs annominativer Anfügung des Appellativums ist ein Charakteristikum von G. D., das nur in passiven Konstruktionen der Präposition entbehrt: 657, 30 *Des er nicht dest weyser gehalten was (reputar savio)*, ebenso 666, 32; gegen 666, 8 *die mich pösz vnd für herte hielten (me hanno reputato crudele e iniquo)*: 666, 29 *(savissimo reputaron)*; 662, 12 *für einen herten vnweysen man hielten (reputavanlo crudele uomo)*; 659, 2 *so wöllen wir sy für vnser liebe frawen halten (l'avrebber per donna)*; und 660, 9 *die sy für ein scheffhirten erkannt hetten (che prima conosciuto l'avea)*.

Steinhöwel liebt im Gegensatze hierzu die appellative Verwendung des Verbs *halten* überhaupt nicht, er hat es nur zweimal passiv und in Verbindung mit Adverbien, eher als mit appellativem Prädikatsadjektiv, gebraucht: G. U. 102 β, 19 *daz sie ... wurd ... lieb vnd erlich von iederman gehalten (cara et venerabilis facta esset)*, ganz ähnlich 106, 19, daneben verwendet er entsprechend lateinischem *videri* das passive *angesenhen werden* (G. U. 102 β, 18 *daz sie ... in kaiserlichem sal erzogen ... wurd angesenhen [edocta videretur]*, ähnl. Äsop 42, 36 *daz ich ... unnücz gesenhen werde [me ... exhibere])*, oder das aktive *schäczen*, doch auch dies mit blofsem Acc.; so als Gegenstück zu den Belegen in G. D. Äsop 61, 18* *wie solt ich*

Digitized by Google

sie dann wys schäczen, ähnl. G. U. 103, 10 *daz sie alles volk scahczte vom himel herab gesendet (demissam celo ... predicarent).*

Die Präposition *für* erscheint bei Steinhöwel dagegen in anderen Verbindungen, die, obwohl zum Ersatz von appellativen dienend, doch einen mehr faktitiven Charakter tragen, so neben passivem Verb in G. U. 106 *β*, 27 *daz alles ... gelük für ain beschwärd ist vff zenemen,* und neben *haben*, das nur in G. U. 108, 23 *Der alt vatter het allweg die hochzyt argwonig (suspectas habuerat)* latinisierend mit blofsem Acc. verbunden ist, gegen Äsop 42, 19 *so hond sy mich für ain fastnachtsbuczen (visi sunt) gehapt;* 61, 19 *den het ich für wys (sapiens visus est,* vgl. 61, 18 oben und die Belege in G. D.). Neben *haben* konkurrieren noch andere Partikeln miteinander, so finden wir neben dem mit Präpositionalbestimmungen belasteten Verb die Vergleichspartikel *als,* die in unseren Texten in solchen Verbindungen noch sehr spärlich ist, sie ist aufser in G. U. 100, 26 *daz ir die ... wellen verogen han als üwer frowen* nur noch in G. D. 658, 16 *wirt sy von euch nicht als ein marckgrafin enpfangen vnd geert (come donna)* zu belegen.

Für die Bethätigung von Verwandtschaftsverhältnissen, wofür auch G. D. unser *haben* liebt, pflegt Steinhöwel durch die Präposition *zuo* die Richtung zu bezeichnen, in der sich die Verbalthätigkeit bewegt: G. U. 101 *β*, 10 *ob du mich ... gern wellest haben zuo ainem tochterman (me ... generum velis),* G. U. 109, 25* *ain ... jüngling zuo ainem schwager hette.*

G. D. scheint hier wiederum von der Vorlage abhängig zu sein, indem es das dem deutschen Stil geläufigere *zi* zu Gunsten eines dem italienischen *per* (lateinisch *pro?)* entsprechenden *für* unterdrückt, womit auch ein Wechsel zwischen indefinitem und possessivem Pronomen verknüpft ist: 659, 32 *die ich zuo einem weyb haben wille wo sy mich anders für iren man haben wille (intendo che mia moglie sia, dove ella me voglia per marito).* Ebenso 659, 37 *so will ich dich für mein eliche frawen haben (voglio te per moglie),* genau so 658, 25; 659, 21, während in 659, 33 *gefalle ich dir zuo einem man (per tuo marito) zi* durchdrang, das auch in 658, 23 für *volere sposare* (659, 31 s. o.) ohne Anlehnung an die Vorlage erscheint.

Ähnliches *zi* finden wir bei Steinhöwel auch noch neben anderen faktitiven Verben, Apoll. 108, 8 *das min tochter ... Appolonium*

Digitized by Google

... *zuo ainem man genomen hat;* G. U. 100, 24 *welhe ich erwele zuo ainem gemahel (quamcunque coniugem ipse delegero),* während mir annominativer Latinismus nur in Äsop 42, 9 *mach mich ieren zuchtmaister (me pedagogum illis constituas)* aufstieſs.

uber zur Umschreibung des Superlativs.

Der in der Präp. *uber* liegende Begriff einer *Überholung* befähigt sie als eine Art Gradpartikel neben Adjektive zu treten, um den lateinischen Superlativ zu umschreiben, wo er keine eigentliche Steigerung über bestimmte Vergleichsobjekte, sondern nur eine unbestimmte Graderhöhung bezweckt: Äsop 38, 28 *daz sind uber schön fygen (Pulcerrime sunt ficus);* ebenso 40, 16; 38, 15 *über flyssig (studiosissimus)* u. a. G. U. 104, 5 *das doch in ainer ammen über hert wer (durissimum)* u. a.; selbst neben Substantiv G. U. 109 *β*, 8 *daz alle gest über wunder namen (uehementissime mirarentur),* während für bestimmt begrenzte Steigerung auch im Deutschen der Superlativ eintritt G. U. 99 *β*, 18 *dar von wir die seligisten würden die in allen landen funden werden (felicissimi)* u. a.

Der Übersetzer von G. D. kennt diese Verwendung der Präposition nicht, auch er meidet allerdings die speziell latinisierenden Superlative, aber ersetzt sie einfach durch den Positiv (658, 24 *der ein armer man was* für *poverissimo,* ähnlich 659, 3 für *grandissime),* oder er umschreibt wie in 661, 24 *Des der ... von ganczem herczenn froe was (il che carissimo fu a Gualtieri).*

b) Die Partikeln der Verneinung.

Jede Aussage kann nach Belieben in positive oder in negative Form gekleidet werden, und die Übersetzer haben von jeher hier am wenigsten Anstand genommen, von ihrer Vorlage abzuweichen, da der Vorstellungsgehalt sich ja gleich bleibt, andererseits die Eigenart des Schriftstellers, in gewissem Sinne auch der Sprache selbst, für gewisse Verbindungen eine bestimmte Form in den Vordergrund rückt.

Steinhöwel liebt vor allem für die Frage die negierte Form. Er führt sie ein: für positive Frage in Äsop 45, 1 *diese knecht gefallen dir nicht (num tibi placent?);* 45, 35 *wilt du nit hin weg*

Digitized by Google

louffen? *(ecquid aufugies?)*; 51, 4. 5; 54, 12 u. a.; für positive Ausrufe G. U. 110, 1 *ist sie it schön genuog = satin (sic!) pulchra ... est;* Äsop 39, 12 *haust du nit mer sorg uff mich, wann daz du so geturstig bist (eatenus me veritus es),* während er bei Beibehaltung der Ausrufform positive Fassung vorzieht: Äsop 43, 2 *Wie ain grosser narr ist er (Nihil stultius hoc homine).*

In der Aussageform liebt Steinhöwel zunächst für beschränkende Belege die negative Umschreibung, die der lat. Text in Fällen wie G. U. 103 *β*, 11 *nichez ze verlieren wann dich allein (nichil ... nisi te)* nahelegt, auch gegen die Vorlage einzuführen: Äsop 51, 2 *aber hie sint nit me, dann fünf (Sed hic sunt quinque);* ebenso stets für lat. *solum* Äsop 51, 3 *die suw ... hatt nie mer dann dry (tres solum pedes habet),* desgl. 53, 38 *da kouffet er nit, wann schwyni zungen (linguas solum),* 57, 13; vgl. auch 39, 12, das schon oben besprochen wurde.

Hier stimmt auch G. D. mit Steinhöwel überein, allerdings zunächst wohl in Anlehnung an die Vorlage, vgl. 662, 14 *ander rede von ir nye gehört warde, dann waz (mai altro non disse se non);* 662, 24 u. a.; 658, 14 *noch yemant anders ... dann allein ... mich (d'altrui che di me),* während die freigebildeten Umschreibungen mit adverbialem[1] *anderes* operieren, das bei Steinhöwel nicht zu belegen war: 658, 6 *mag ... nicht anders dann ein sweres ... dinge sein (come dura ... sia);* 660, 3 *Die iunge praut nitt anders erschein als wie (parve che);* 662, 11 *nicht anders gelaubten dann er die kinde getöt het (credendo che).* Andererseits wandelt sich in G. D. auch die Negation gern in Position um: 657, 29 *der alle ... seine zeit in iagen ... vertreybe (il quale ... in niuna altra cosa il suo tempo spendeva che in uccelare),* 661, 35 *antwort vnd sprach (nè altro rispose se non),* was mir bei Steinhöwel nur in G. U. 100, 16 *was guotes ... ist, daz es von got ist (non ab alio quam)* aufgestoſsen ist.

Die an die Negationspartikel angelehnten

subjunktiven Umschreibungen

sind bei Steinhöwel sehr zurückgedrängt, bei G. D. überhaupt nicht zu belegen (einzige Ausnahme mit *danne,* s. u.), worin der Einfluſs

[1] Eigentlich ist es wohl substantivierter Genitiv, der von *nicht* abhängt; der Übersetzer von G. D. dürfte es aber adverbial aufgefaſst haben.

Digitized by Google

lateinischer Vorlagen nicht zu verkennen ist. Die altertümlichsten Belege liefert der Apollonius. Dort wird der einfache positive Satz ohne jede Partikel an den verneinten angefügt, sowohl als ausführendes Objekt (Apoll. 95, 14 *so lasset er nit, er trachte künstencliche nach minem lib),* als auch als excipierende Bestimmung: Apoll. 105, 29 *ich kan nit ruo haben, du gebest zuo mir Appolonium.* Dieselbe Form umschreibt auch einen zeitlichen Vorrang, der für eine Verbalthätigkeit gegen eine andere in Anspruch genommen wird; doch tritt hier das temporale *vor* hinzu: Apoll. 114, 11 *so nam sie kain libliche spis, si opfert vor brot;* 115, 7 *das sie kain liblich spisz nüsset, sie gange vor in den tempel.*

Im Äsop begegnet uns in excipierender Parataxe stets die schon bei Berthold beliebte Partikel *danne,* die allerdings hier nur einmal neben lebendigem Verb zu belegen ist, in Äsop 61, 36 *Daz beschicht nit, du lerest mich dann vor (ni prius doceas),* während sie sonst nur in der erstarrten Verbindung mit dem Verbum Substantivum erscheint an Stelle eines lat. *nisi,* und zwar nicht nur an negative Sätze angelehnt (Äsop 65, 17 *du machst nümer me gewaltig über die stat Samum werden, es sye dann, das Esopus ... von danne gebracht werde = ni,* ebenso G. D. 661, 15 *das du es nicht den vogeln ... zuo essen gebest es sey dann meines hern gescheffte = salvo se),* sondern auch vor positive vorausgestellt: Äsop 64, 8 *Es sye dann, daz du verwilligest dem gemainen fürniemen des volkes, so will ich in durch mynen aigen gewalt ... frysagen = nisi,* ebenso 46, 20.

Das aus dem formelhaften *neware = nisi* entstandene *nur,* das bei Beheim und in der Nürnberger Bibel gern excipierend verwendet wird, erscheint bei G. D. in eigentümlichem Gebrauch, um die einzige Bedingung einzuführen, die der Redende für gewisse Folgerungen fordert: 658, 19 *nür ir ein weybe nemet wir willig sein (sol che);* 660, 32* *des pin ich albeg willig ... nür ich thue eüer gefallen.* Dieser Gebrauch erklärt sich daraus, dafs G. D. die Form schon ganz in der Bedeutung von *solum* verwendet und andererseits mit der Wortstellung so frei schaltet, dafs es Bedingungssätze wohl auch in diese Art von Stellung kleiden konnte.

Steinhöwel dagegen liebt die Form überhaupt nicht, er bedient sich auch für einschränkendes Adverb, wo er mit negativer

Digitized by Google

Umschreibung nicht zurechtkommt, des noch bei Luther beliebten *allein*, das seine Verwandtschaft mit *solum* nicht verleugnet.

Dies die spärlichen Reste der ehedem so beliebten Verbindungen der Negationspartikel mit subjunktiven Formen; auf ihre Kosten hat sich die bequemere Infinitivkonstruktion und der Dafssatz ausgedehnt, dem für excipierende Fälle (in Anlehnung an lat. *nisi quod) wann* resp. *dann* (in G. D.) vorausgeht.

Die Verneinungspartikel,

die bei Steinhöwel einigemal in der im oberschwäbischen Dialekt heute noch üblichen Form *it* erscheint (G. U. 110, 1 *ist sie it schön genuog;* Äsop 60, 10 *daz der hund dise spys itt esze* u. a.), welche in G. D. nicht belegt ist, zeigt auch im Wechsel von *nicht* und *nit* durchgreifende Verschiedenheiten.

In G. U. ist *nicht* gar nicht zu belegen, und auch im Äsop, soweit wir Österley folgen dürfen, überwiegt durchaus das leichtere *nit*, das nur in vereinzelten Fällen, wo die Partikel im Zusammenhange an Ton gewinnt, in das vollere *nicht* sich verwandelt. So erklärt sich Äsop 45, 2 *diese knecht gefallen dir nicht* (gegen 46, 37 *Gee hin yn, ich heb dich nit)* aus natürlicher Betonung am Satzende, während in anderen ähnlichen Fällen (45, 18 *Ich frag das ouch nit*, genau so 45, 20, ähnlich 48, 2 *Warumb nit? sprach Hanthus;* 47, 19 *Du komst in das hus nit, wann)* der Ton durch andere Formen absorbiert oder durch den folgenden Satz aufgefangen wird (47, 19; 43, 25; 45, 32; 48, 1. 15). Ähnlich erklärt sich auch die Form vor Verben mit unbetonten Vorsilben 46, 2 *Man sol die gestalt des lybes nicht ansehen,* 47, 24 *daz du mich nicht anrürest,* 45, 6 *(gekouffen),* 39, 15 *(verantwürten),* 43, 22 *(erkennen)* u. a., neben 46, 27 *Du solst dich umb dise sach nit bekümern,* ähnlich 43, 23. Auch wo das Verb fin. ein Verbalnomen (41, 9 *daz vil ... vor zorn nicht reden kündent)* oder sonstiges Nomen vor sich hat, scheint die Tonstärke der Partikel dadurch einen gewissen Rückhalt zu erlangen: vgl. 41, 25 *der nicht ungeschick wäre* oder 46, 30 *daz die hiez ... dem houpt nicht schaden brächte ... daz der harn myne füsz nit brennet ... daz mir der schmack des harnes nit in die nasen rüche.*

Demgegenüber läfst nun G. D. die vollere Form durchaus

Digitized by Google

überwiegen. Die verhältnismäfsig spärlichen Belege für das leichtere *nit* zeigen sich meist unmittelbar vor betonten Silben, vgl. 662, 27* *nitt erger ir geschehen möcht,* 660, 3 *Die junge praut nitt anders erschein* (gegen *nicht anders* in 662, 11; 664, 21 u. a.); 662, 10 *die kinde nit ire kinde gewesen weren;* 661, 1 *wie sein armen leute der tochter vön ir geporn nit leyden möchten.* Andere finden wir nach betonter Silbe: 663, 24 *die ich zuo euch pracht vnd der nitt wider von euch trag;* 660, 34 *der wirden darinne ich mich finde ir nit wirdig pin;* 662, 8 *vnd wer nitt gewesen das.* Betonte Silben mögen auch über unbetonte hinüber noch wirksam sein, so auf vorhergehende Partikel in 665, 18 *vnd nit in also zuorissem kleyde* •... *vmbging,* vielleicht auch 661, 37 *nit bekümer euch mein;* dagegen bleiben auffallend 660, 38 *Nachdem aber nitt lang verging* (gegen 661, 21 *Nachdem aber nicht lange verging;* 660, 21 *Nachdem nicht lange verginge,* ebenso 660, 23; 662, 31), wo ein gewisser Ton auf der Negation liegt, der in 661, 38 *dann grosser freüd ich nit gehaben mag,* noch durch die Unbetontheit der folgenden Silbe erhöht wird.

Auch die

Steigerung der Negation

durch Häufung der Formen ergiebt Unterschiede, sie läfst sich nur bei Steinhöwel belegen. Den hervorragendsten Anteil daran nimmt natürlich das Pronomen *kein,* welches ja ebensogut an die Stelle des in Mul. 5, 18 *dehainerlay werk* zuletzt belegten *dehhein* getreten ist (Apoll. 113, 24 *ob dir von iemand kain laid gescheche),* als an die von *nehhein,* für das es in Apoll. 86, 18 *kainer hand edelgestaine ward do nit gefunden* durch Häufung der Negationsformen Position erzielt. Wir finden Äsop 45, 3 *es ist ain gesaczt ... das niemant kain aigen mensch so tür sol kouffen;* ebenso G. U. 101, 21; 104 *β,* 10; Apoll. 101, 30, oder gar G. U. 108 *β,* 9 *das nie kain mensch kain zaichen von ir sehe.* Anders G. D., das von Negationsformen überhaupt nur das syndetische *noch* neben diesem Pronomen[1] zu belegen hat (657, 28* *der on weybe und kind*

---

[1] G. D. zeigt überhaupt wenig Vorliebe für das Pronomen, dem es, wo nur möglich, mit substantivischem *nyemant* (659, 29 *des sich nyemant*

Digitized by Google

was **noch** *willen het* **keine** *zu haben,* neben 657, 30 *weder ein weyb ze nemenn* **vnd** *kinder zuo haben* **keinen** *gedanck het* für *nè ... nè ... alcun pensier avea),* im übrigen aber das Pronomen zur Negierung für völlig genügend hält (662, 7 *Fürwar kein frawe der welt das gethon het = niun altra femmina questo poter fare,* ähnlich 662, 24; 665, 27. 30; 666, 23).

Auch neben ausgesprochen negierenden Formen hat Steinhöwel die Negation wiederholt, vgl. Äsop 42, 34 *So du dann* **nichcz**[1] **nit** *machst, so trag och nicht;* G. U. 102, 2 *Vnd tuost och* **nümer nichcz** *... das (nec aliquid).* Auch hierfür hat G. D. höchstens einen Beleg mit *noch* aufzuweisen: 659, 23 *ob sy ... wölt seinen willen ... thon ...* **noch** *was er mit ir schüffe sich des* **nicht** *betrüben (e di niuna cosa ...* **non** *turbarsi),* der auf Rechnung der Vorlage zu setzen ist.

Dagegen überrascht G. D., wohl ebenfalls in Anlehnung an die Vorlage, durch eine andere Verwendung der Negationspartikel: während in subjunktiver Parataxe nach Verbis negativer Willensrichtung die italienische Partikel unberücksichtigt bleibt (666, 14 *in sorgenn lebet mir von dir schande zuo stünd = gran paura ebbi che* **non** *m'intervenisse* 665, 35 u. a.), dringt sie in ähnlichen **Dafssatz** ein (661, 34 *ich besorg ... ich müsse ... thon, als ich mit vnser tochter gethon hab; noch mer vnd erger ich besorge daz ich dich* **nicht** *lassen müsse = che* **non** *mi convenga far).* Vielleicht geht die subjunktive Parataxe auf lat. Acc. c. Inf., der *Dafssatz* auf *ne* zurück.

Hierher gehört vielleicht auch das schon aus der Doppelnatur des Pronomens verständliche *kein* nach Komparativ in G. D. 660, 17 *weiszlicher dann* **kein** *man (il più savio ... uomo che al mondo fosse),* ebenso 664, 15 *(meglio che altra persona),* neben 660, 13* *mer dann ye fraw;* 665, 23* *mer von Griseida dann* **yemant** *anders.*

---

verwundern mocht = maravigliandosi **ogni uomo**, 659, 17* *Der marckgraue ... yderman gepote* **nyemant** *sich verrüren sölte,* ähnlich 661, 20;* 665, 7*) oder mit negiertem *ander* (662, 14 *Aber ander rede von* **ir nye** *gehört warde = altro non disse se non)* ausweicht.

[1] G. D. zeigt hier durchaus die Form *nicht:* 663, 19* *darumb ir mir* **nicht** *schuldig seyt zuo geben;* 665, 29 *von* **nicht** *anders ... dan;* Steinhöwel hält durchweg an *nichtz* fest; vgl. aufser den eben belegten in G. U. noch 101 *β*, 14; 102 *β*, 1; 103 *β*, 9. 10. 11; 105, 8. 9. u. a.

Digitized by Google

c) *Die Pronominalpartikeln.*

daz und der Substantivsatz.

Die Unterordnung mit *daz*, die besonders bei Beheim, aber auch in der vorlutherischen Bibelübersetzung auf Kosten der subjunktiven Parataxe vorgedrungen war, zeigt sich bei Steinhöwel, noch mehr in G. D., wieder eingeschränkt.

Die parataktische Beiordnung

überwiegt natürlich in der Aussage, wo sie im Äsop auch manchmal gegen die lateinische Vorlage erscheint: 51, 4 *Hab ich nit erst gesagt, diser mensch machet mich unsinnig (quod).* In den beiden Griseldisbearbeitungen hatte schon die Vorlage für G. U. mehr beiordnende, für G. D. mehr subjunktive Parataxe bevorzugt, doch führt auch G. D. die beiordnende gegen den italienischen (wohl auch den lateinischen?) Text ein: 658, 19 *sprachen Herre waz ir thut nür ir ein weybe nemet wir willig sein (risposon ch'erano contenti, sol che),* ebenso 658, 37; 659, 15. Nach Verben der Erkenntnisthätigkeit ist die parataktische Beiordnung auch bei Steinhöwel selten; wir finden sie nach Kompositis von *denken* in G. U. 108, 25 *daz er allweg bedacht! wann der herr vernüwgernet an der tochter ... so tuot er alsz gewonlich ist (hoc euenturum ... ut),* genau so Äsop 50, 34 *gedacht Xanthus: Wann Esopus zuo dem hafen komt ... so möcht er (verens ne),* wo in beiden Fällen die Abneigung des deutschen Stils, ungleich gegliederte Substantivsätze unterzuordnen, zum Ausdruck kommt.

Anders, mehr aus parenthetischer Stellung des Hauptverbs, ist Äsop 51, 30 zu erklären: *mich beduchte, sy verlanget nach dir = te cupere visa est,* während *bedunken* sonst stets mit einfachem Infinitiv verbunden wird, sowohl bei unpersönlicher Konstruktion (Äsop 44, 19 *bedüchte sy ain merwonder ... ansehen = visi sunt),* als auch bei persönlicher: Äsop 41, 31 *er bedüchte mich ... syn (esse putarem),* 61, 16; ebenso G. D. 660, 8. 12.

Noch seltener tritt diese Parataxe bei Steinhöwel zu Verbis irgend welcher Willensmeinung, nur das an die Aussageverben strei-

Digitized by Google

fende *bitten*[1] finden wir in G. U. 99 *β*, 29 *bit wir dich enpfach* = *Suscipe igitur oramus.*

G. D. macht ergiebigeren Gebrauch von solcher Parataxe. Nach Erkenntnisverben lassen sich bei der eigentümlichen Wortstellung allerdings nur wenige Belege genau feststellen, da in 665, 27 *erkant sy sich keinerley vnmut ... mercken liesse (veggendo che)* u. a. der Modus nicht zu erkennen ist und auch in solchen, wie 665, 29 *Auch wolle erkante ein sölches an ir von nicht anders bekomen mochte (essendo certo ciò ... non avvenire),* die Überlieferung das Moduskennzeichen unterdrückt haben kann; sicher ist aber 660, 34 *mir wol kunt ist ... ir nit wirdig pin (non convenirsi).* Ebenso fest steht die Parataxe für Adverbialbestimmungen, die wir in G. D. 660, 23 *Doch nicht lange verginge im neue gedanken zuostunden (Ma poco appresso entratogli un nuovo pensier),* genau so 660, 38; 661, 22 gegen G. U. 104 *β*, 16 *vergiengen fier jar! daz sie ... gebar (dum)* belegen können.

Dagegen ist in G. D. nicht belegt das bei Steinhöwel deutlich ausgedrückte Streben des deutschen Stils, Sätze mit reichlicher Gliederung möglichst schnell aus der Unterordnung herauszuführen: Äsop 52, 2 *war umb das wäre, so ein schauff zuo dem tod gefüret würt, daz es ... nachvolget ... aber ein suw volget nicht nach (quod ... pecus sequitur ... et porcus nec se trahi permittit),* ähnlich auch G. U. 99 *β*, 2 u. a. Doch gestattet sich auch G. D. einmal einen Anakoluth, der aber vielleicht im lateinischen Gewande verständlicher klingen würde: 665, 37 *Doch ... ich ... euch freuntlich pite, die herten pein die ir der, der andern eüern gabet, vnd der nun nicht gebett (che non diate a queste),* also Anlehnung des Objektsatzverbs an die zwischengeschobene Relativkonstruktion, wobei der jussive Charakter des Verbs im Lateinischen deutlicher zum Ausdruck kommen konnte als im Deutschen.

[1] Sonst folgt auf *bitten,* wo es sich an die zweite Person wendet, gewöhnlich subjunktiver Konjunktiv mit Hilfsverb *wollen:* Apoll. 104, 32 *ich bitt dich du wellest mir ginnen;* 109, 15; 117, 26; Äsop 53, 6 *(habe animum quietem, queso);* 61, 34 für *ut;* einigemal auch Dafssatz (Apoll. 118, 7 *und bitte dich das du wöllest,* Äsop 48, 6. 16; G. U. 105 *β*, 9 für *ut;* nur in G. D. fehlt das Hilfsverb: 661, 13 *Doch pitte ich dich durch got das du es nicht den vogeln ... zuo essen gebest = ma non lasciar);* wo das Verb an die dritte Person sich wendet, pflegt sich der Nebensatzinhalt in Infinitivform anzugliedern.

Digitized by Google

Subjunktive Parataxe

ist bei Steinhöwel der gewöhnliche Vertreter des lat. Acc. c. Inf. nach Verben der Rede und Erkenntnisthätigkeit (über indefinitives *wie* s. S. 201); dasselbe Verhältnis scheint auch in G. D. zu herrschen, soviel dort bei der auffallenden Wortstellung zu erkennen ist; nach Willensverben überwiegt in beiden Texten der Daſssatz, der nach Erkenntnisverben deutlich die Selbständigkeit des Satzinhalts hervorhebt (einzige Ausnahme G. U. 110 β, 1 *main och, daz kain man ... nie grösser lieby ... enpfunden hab = nec aliquem esse puto).*

Die überreiche Entwickelung des artbestimmenden Daſssatzes hat vorzugsweise den Stil Steinhöwels beeinfluſst. Zwar hat auch G. D. hier Belege aufzuweisen, doch gehören diese dem rein komparativen Gebiete an: G. D. 660, 12 *Auch ... so diemütig ... was das (tanto obbediente ... che),* ähnlich 657, 35 *(di si fatto padre ... che),* einmal auch, wenn kein Druckfehler anzunehmen ist, ohne demonstratives Adverb 660, 11 *die ... dem marckgraffen ser (so?) vntertan ... was das er sich der seligiste ... sein daucht (tanto obbediente ... che).* Steinhöwel dagegen verwendet mit Vorliebe den uneingeleiteten Daſssatz zur Anknüpfung näherer Bestimmungen, logischer Folgerungen *(also daz* in den älteren Schriften für *sic ut, ita ut:* G. U. 101 β, 25; 106, 9; ebenso Mul. 3, 30; 6, 15 u. a.; freigebildet nur *so vil das* in Äsop 70, 15 *ruowet in syner gewiszen ... so vil daz er uf ainen hohen turen gienge = conscientiaque compunctus ... abiens):* wir finden Äsop 42, 31* *Da aber die knaben die bürdin tailten ... daz zwen ain bellin tragen solten,* ähnlich G. U. 99 β, 8 *(hanc ... audatiam ut);* ebenso für Folgerungen: G. U. 99 β, 2 *Also lag er och ob dem vogel, iagen! vnd allem waidwerk daz er vil syner sachen damit versomet (sic illis incubuerat ... vt;* 108 β, 9 *(Ita vt);* Äsop 43, 19 *Und ... tailet er aber das brot under die knecht, das der korb gar nach ward uszgeleret (tantum ... quod);* G. U. 102 β, 17 *(ut);* 102 β, 9;* 110 β, 19.* Ja, diese Form liegt Steinhöwel so bequem, daſs er sie auch gegen lat. Beiordnung einführt, wofern nur dem zweiten Satze irgend welche logische Abhängigkeit vom ersten zuerkannt werden kann: G. U. 100, 5 *Die gütigen gebet bewegten das gemüt ires herren daz er sprach (Mouerunt ... animum viri et ... inquit),* ebenso 102 β, 9; 110 β, 19;

Digitized by Google

ähnlich Äsop 44, 1 *(suasus navigat)*, desgl. G. U. 101 β, 12. Hierher gehört auch G. U. 102 β, 7 (*also daz* für *sic*).

G. D. hat dem nichts an die Seite zu stellen, es führt sogar Relativpartikel für komparative Formen des italienischen Textes ein 666, 35 (*si che*) s. S. 206.

Finalbestimmungen

gliedern sich, namentlich bei Gemeinsamkeit des Subjekts und leichter Belastung des Nebensatzgehaltes, gern im Infinitiv an, wie sogar in Äsop 48, 25 *ich hab dich kouft ze dienen nit ze hadern* (für *ut*), ebenso 50, 14 u. a. Dafssätze nehmen bei Steinhöwel eine Zielpräposition vor sich. Im positiven Satze wenigstens ist das einfache *daz* nur selten belegt; in G. U. 101, 28 *berait ir husz daz sie ... och vsz möcht gan zesenhen ieres herren gemahel* (*vt ... properaret*), Äsop 42, 3 *Ich bin komen, das ich gedächte etwas ... ze kouffen* halten sich das artbestimmende und das finale Moment die Wage. Dagegen bedarf neben der Negationspartikel auch das finale *daz* keines Zusatzes, entsprechend lat. *ne:* G. U. 105, 5 *das wil ich dir ... sagen, daz du hinnach ... nit ze vil betrübt werdest* (*ne*), ebenso 103, 3 u. a.

Im positiven Satze tritt bei Steinhöwel *darumb* oder *umb* vor die Partikel: G. U. 110 β, 27 *vmb das er synen willen möcht vollbringen* (*ne quando ... obstaret*), ebenso Äsop 46, 13.

G. D. hat dafür das moderne *damit*, das Steinhöwel nur in der alten relativen Bedeutung verwendet, zu belegen: 663, 4 *Damit ich ein andere die mir füglicher dann du pist nemen müge* (für Hauptsatz); 665, 2;* 666, 8 (*che*); auch im negativen Satze 657, 22 *damit ich mich nicht von eüer meinung lenge* (*acciocchè ... non*), ebenso 658, 13; 663, 32.

Unter den indefiniten Formen des Substantivsatzes

steht obenan die Einbürgerung von *wie* an Stelle der Partikel *daz*, welch erstere bei Steinhöwel durch den lateinischen Text nicht begünstigt wird (nur Äsop 43, 25 *Seht ir nit, wie uns der iufer so listiclich hat überfüret* = *quo pacto* gegen Äsop 46, 13 *Die wyl aber der kouffman und Xanthus under einander anlegten, wie sie minder geltes sagen wölten* = *ut ... dicerent;* Äsop 47, 4 *es wäre war, wie der herr gesagt het* = *quod;* desgl. G. U. 106, 14 und

Digitized by Google

Mul. 4, 1 *Vnd sagent etlich, W i e der sun ... die muoter ... töten liesse,* auch G. U. 106, 27 *die inn hielten w i e im der babst ... erlobte! daz* für *datam sibi licentiam;* ebenso 106 β, 13; 103 β, 26;* 105, 25*); sie stützt sich auch bei G. D. wohl nicht auf die Vorlage. Dem italienische *come* tritt *daz* entgegen (658, 34 *Darumb gedencket, d a s wir ein fröliche hochzeit machen*), während *wie* für *che* eintritt 660, 26 *sprach w i e sich seine arme leüte ... klagten* (*che*), genau so 661, 6; 662, 19; 664, 8; 665, 5; ebenso 660, 16;* 662, 34;* 662, 37.*

do und *da*.

Die Lieblingspartikel des älteren deutschen Stils wechselt, ohne für bestimmte Bedeutungen sich zu binden, bei Steinhöwel zwischen *do* und *da*, doch scheint die Form *do* zu überwiegen, die für G. D. als einzige zu belegen ist.

Auch sonst hebt sich G. D. hier so scharf ab, dafs es wohl gestattet ist, beide Stilisten auch in der Darstellung auseinanderzuhalten.

Schon die lateinische Vorlage Steinhöwels begünstigt die als Anknüpfungsmittel beliebte Partikel, vgl. Äsop 38, 36 *Do sprach Agathopus* (*Tunc*), ebenso 41, 6, 10. 13. 26; 42, 5. 6. 17. 36 u. a. 39, 26 *Da bat er* (*Tum*), ebenso G. U. 101, 24 u. a. Doch folgt Steinhöwel auch hier mehr seinem eigenen Sprachgefühle als den Spuren seiner Vorlage; Sätze, die das Subjekt mit dem Vorhergehenden teilen, knüpft er nicht gern mit der Demonstrativpartikel an, er eröffnet sie vielmehr im Beginne neuen Satzgefüges mit dem Subjektpronomen, während er innerhalb des Satzgefüges die Kopula vorzieht: Äsop 40, 3 ff. *und hiesz in sitzen und setzet im für brot ... u n d gieng zuo ainem brunnen* (*tum ... tum*). Auch in Sätzen mit neuem Subjekt bleibt die Partikel unübersetzt, wenn mit einer pronominalen Bestimmung ein engeres Anknüpfungsmittel gewonnen wird: Äsop 65, 21 *Durch d i s e n r a u t sendet der künig* (*Tunc ... hoc consilio*), sonst dagegen verfehlt er nicht, wo neue Momente die Situation verändern, mit der Demonstrativpartikel auf die bisherige hinzudeuten, so in Äsop 38, 36 (*tum*) u. a. s. oben; ebenso ohne Vorlage in Äsop 43, 24 *Do sprach der ain* (*Eorum quispiam ait*); 43, 32; 44, 26, dann an Stelle der verschiedensten lateinischen Partikeln: Äsop 42, 18 *Da sihest du* (*Jam tenes*); 49, 15; 51, 13. 15 für *nunc;* 42, 34 ... *Da sprach Esopus* (*Et Esopus ait*), ebenso 44, 15; G. U.

Digitized by Google

110 β, 21; dann Äsop 42, 2 *Do sprach Esopus* (*At Esopus*) 42, 33; 43, 2 u. a. Andererseits werden wir weiter unten beobachten, wie bei Wechselgesprächen, die der Lateiner vorzugsweise mit *tunc* und *tum* einführt, dem Deutschen schon die Mannigfaltigkeit der Wortstellung einen Teil der Partikeln erspart. Während Steinhöwel so für Kopula und Adversativpartikeln häufig Inversion einführt, leitet er an Stelle der Zeitpartikeln die Handlung gern in der einfachen Aussageform weiter, so in Äsop 44, 26 *Do sprach er: Was hülers bin ich? Esopus sprach: Gee an galgen* (*Tum inquit Esopus*), wo ein *do* kurz vorhergeht, oder in 44, 31 *Antwürt er: Ich bin von Lidia. Xanthus sprach: Waz kanst du aber* (*Tum Xanthus*), wo ein Chiasmus erzielt wurde, aber auch sonst: Äsop 44, 14 *sprach: Von was landes bist du? Er antwurt vnd sprach* (*Tum ille inquit*), ähnlich 42, 10 *Der kouffman ward* (*Tunc mercator*).

Präpositionalverbindungen unserer Partikel haben sich fast nur auf zeitlicher Grundlage zu Bindemitteln für Hauptsätze entwickelt, von anderen begegnen bei Steinhöwel nur folgende: Äsop 43, 5 *dar ab wunderten sie und sprachen* (*cum ... precederet ... admirantes*); 49, 15 *Du fragest, waurvon komt, daz ... da hör zu* (*Nunc auribus audi*). G. U. 107, 17 *so sag ich ... dank ... vmb die zyt, die ich ... in dynem hus hab vertriben! dar über bin ich in guotem willen berait, widerumb zegand in myns vatters husz* (*de reliquo*); während in relativer Verwendung die Präpositionalverbindungen der lokalen Partikel um so häufiger sind.

Die temporale wird gern mit *nach* verbunden, so für *deinde* Äsop 40, 5 *und schöpffet im dar usz ze trinken; darnach nam er in by der hand;* ebenso für *exinde* 42, 26 *Dar nauch gieng der kouffman zuo den knaben,* 53, 19; dann neben Adverbialbestimmungen der Zeitdauer: Äsop 54, 8 *Bald daurnach sprach Xanthus* (*Post paululum*), ebenso 50, 30; Apoll. 108, 15 *Nit lang darnach;* G. U. 102 β, 16 *in kurczer zyt darnach* (*Breui dehinc*); 109, 18 *Des nechsten tages darnach* (*Proxime lucis*); einmal auch *hinnach* in Apoll. 108, 13 *in kurtzen zitten hinnach ward die tochter schwanger,* während das in G. D. so beliebte *nachdem* (s. S. 205) nur einmal in Äsop 66, 30 *Nachdem nam er brieff von dem künig ... und schiffet wider gen Samo* (*deinde*) belegt ist.

Von nicht pronominalen Adverbialformen, als Mitteln, die Handlung weiterzuleiten, ist bei Steinhöwel wenig mehr zu finden.

Der bei Wyle[1] als *füro,* bei Pforr[2] als *fürer* belegte Komparativ ist bei Steinhöwel mit dem Komparativ *basz* zusammengeschmolzen und erscheint in Äsop 6, 23 *Fürbas so merck;* 44, 28 *Fürbasz sprach Xanthus zuo dem kouffman* (*ceterum*). Auch die Zeitbestimmungen *Von stund* (Pforr 13, 3), *zuo hand* (Pforr 14, 13), *bald* (Pforr 17, 25) haben sich mehr oder weniger zu Pronominalformen verwandeln müssen. Allerdings findet sich Äsop 53, 26 *Von stuond an* (*e vestigio*); aber *zuo hand* nur in G. D. 662, 35* gegen Äsop 59, 4 *Ze hand darnach* (*Ecce iam*) und Apoll. 86, 27 *do ze hand; bald* nur in G. D. 661, 10 (*prestamente*) gegen Äsop 44, 27 *Der schuoler schlich alsbald schamrot ... von dann,* desgl. G. U. 106 β, 3;* 109, 15 (*mox*).

Im Nebensatze ist die Partikel *do* bei Steinhöwel schon durch das komparative *als* eingeengt, das von der Artgleichheit zur Gleichzeitigkeit übergehend diese auch in Fällen betont wie G. U. 101, 30 *Als sie wasser het geholet ... vnd haim ylet, begegnet ir der walther (aquam ... conuectans paternum limen intrabat ... dum walterus);* ebenso auch im Wechsel mit *do* Äsop 39, 8 *da Esopus heut von acker kam umb das brot, als er den keler offen fand, da gieng er hin (Esopus ab opero veniens cum penu reseratum reperiret).* Die Grundbedeutung der Partikel bewährt sich darin, dafs sie Ereignisse, die dem Hauptsatz zeitlich vorangehen, in das Plusquamperf. setzt, weil der Satzinhalt erst in diesem Tempus gleichzeitig wird, während sich nach *do* durchweg das einfache Prät. hält, vgl. Äsop 43, 20 *als sie ze morgen hetten geeszen und der korb gancz ler ward, furgieng Esopus = cum demandicarent* u. a. s. Verbalformen.

Andererseits wurde die Partikel *als* auch auf Fälle übertragen, in denen keinerlei Gleichzeitigkeit hervorzuheben war, es scheint namentlich das lateinische *cum* gern mit *als* gegeben zu werden; hierfür fand ich die Partikel *do* in G. U. nur zweimal: in 106, 24 *Da nun ... zwelf iar waren verloffen, sendet der herr (cum ... elapsus esset),* genau so 106 β, 5; ebenso ist in den ersten zehn Seiten des Äsop, in denen ungewöhnlich oft lateinisches *cum* zu übersetzen war, nur fünfmal *do* eingetreten: 43, 16 *und do sie uff stuonden und den weg wider an sich namen, ward die burd Esopi ringer (cum*

[1] Vgl. Keller, a. a. O. S. 9, 5.

[2] Vgl. Holland, Bibliothek des Litterar. Vereins LVI, S. 1, 4.

Digitized by Google

surgerent) 42, 30; — 44, 32 *Do das Esopus höret, ward er über ser lachen (cum audivit),* genau so 47, 3; endlich 41, 21 *Do er aber Zenam ersach ... grüszet er in (cum obviasset).* Aufserdem knüpft *als* mit Vorliebe an Präpositionalverbindungen an: Äsop 39, 3 *In den wylen als sie der ding aines wurden, auszen sie (dum),* G. U. 104 β, 19 *Nach zwain jaren als er etwenet ward het der walther (quo ... subducto),* ähnl. G. U. 108 β, 5; während andererseits Participien am liebsten mit *do* aufgelöst werden G. U. 101 β, 4 *Er nam den alten, do er kam by der hand (venientem),* ganz ähnl. G. U. 110, 11; 110 β, 14; Äsop 44, 9; auch für Dat. Abs. G. U. 103 β, 6 *Do sie das hört ... sprach sie also (His auditis)* 108 β, 1; Äsop 40, 6 *(Quo facto);* hier auch einigemale *als,* in G. U. jedoch nur in dem eben erwähnten 104 β, 19.

Auffallend ist auch, dafs die Partikel *do,* die wir im Nachsatze oft demonstrativ an *als* anschliefsen sehen (Äsop 39, 8. 30; 41, 16; G. U. 103, 16; 109 β, 15 u. a.), so selten mit *do* selbst korrespondiert, wir finden sie nur nach Zwischensätzen wie in Äsop 44, 8 *Do aber Esopus merket, daz man in mit lüczworten verspottet, do stund er (sentiens);* ebenso G. U. 106 β, 8; 108 β, 3 und 110, 12.

G. D. zeigt im Hauptsatze wenig Vorliebe für unsere Partikel *do,* es bevorzugt hier die erstarrte Genitivform *des,* die wir schon oben (S. 185) auf die Grenzscheide des Demonstrativ- und Relativgebietes gesetzt hatten und hier wohl in einigen Belegen für das erstere in Anspruch nehmen dürfen; vgl. 659, 37* *Der margraffe so will ich dich für mein eliche frawen haben, Des er ir zuo der stunde einen guldin ringe anstiesse,* 661, 17* *die ... antwortt ... im zuo wissen thet, des der margraffe ser wol ze mute waz sich irer grossen bestendigkeit fremde nam* u. a., die sich in nichts von den wenigen Belegen mit — meist lokalem — *do* unterscheiden: 659, 12 *riten ... do die iunckfrawe ... ir wonung hett Do er sie fande mit grosser eyle (e lei trovata);* 666, 27 desgleichen (für *quivi),* ebenso 660, 1.

Ebensolche Wortstellung verdunkelt auch die Demonstrativkraft des oben schon berührten

nachdem,

das wir für *appresso questo* finden: 659, 2 *Die leut ... alle antworten ... so wöllen wir sy für vnser liebe frawen halten. Nach dem sy alle bereyten ein köstlich hochzeit,* genau so 664, 31; 666, 36; ebenso

Digitized by Google

662, 31 *(non dopo molto tempo)*; 659, 26 *(Allora)*; 659, 30 für Kopula und 659, 28. 34; 660, 21. 38; 664, 3; 665, 19. 666, 24 ohne Vorlage.

Dagegen nun hat G. D. im Nebensatz das Gebiet unserer Partikel uneingeschränkt gegen *als* erhalten. Allerdings beruht *do* auch hier sehr häufig auf räumlicher Grundlage, vgl. 659, 11 *in wenig stunden bekomen do die iunckfrawe ... ir womung het (e giunti a casa del)*; 659, 18 *(dove)*, ebenso 665, 10. 12 (für *dove)*; 666, 35 *seinen alten swäher ... In hochen wirdigen stant seczet. Do er mit grossen eren pisz in sein ende sein leben fürett (in istato si che)*. Die zeitliche Partikel erleidet einmal Konkurrenz durch das altertümliche *Syder* in 661, 28 *Syder du disen vnsern sun geparest ich ... nye habe mügen rue haben (poscia che)*, sonst tritt sie ausnahmslos für die verschiedensten Formen der Vorlage ein: 659, 14 *vnd do sy der marckgraffe ersache ir rüffet*, ebenso 664, 6 beide für *come*; 658, 25 *do er das gethon het allen ... freünden zuo im rüffet (Fatto questo)*, desgleichen für absolutes Particip des Prät. 659, 8; 660, 29; 661, 34; 664, 32; für solches des Präsens 661, 7 *(udendo)* und ohne Vorlage 665, 24.

dann und *wann*.

Das alte *danne* sieht sich bei Steinhöwel aus allen seinen Funktionen verdrängt. In der zeitlichen Begleitung der einzelnen Momente einer Darstellung ist es völlig durch *do* oder *darnach* ersetzt, selten, daſs es für hypothetische Momente noch eintritt, wie in Apoll. 86, 34 *darumb sie untz an die zuokunft des endchrist beschlossen sin müssen: dann kommen sie her ausz*; sonst ist die Rückverweisung auf hypothetische Situationen fast ganz auf *so* übergegangen (s. u.), während *dann* sich hier nur noch an Stellen hält, wo es rein adverbial[1] zu fassen ist, so im Fragesatze, vgl. Äsop 53, 23 *ob ichtz failes zuo ainer hochzyt ... in dem hus were. Do aber der selb knecht fraget, wer dann hochzyt haben wölte (quisnam)*, oder sonst neben Konjunktionalformen Äsop 42, 34 *So du dann nichez nit machst, so trag och nicht (Ex quo non vales)*. Doch sind auch hier die Belege aus Steinhöwel nur sehr

[1] Vgl. auch unter *Negationspartikel* (S. 194) die wenigen Reste der Verbindung unserer Partikel mit excipierenden Formen.

Digitized by Google

spärlich zu nennen gegenüber der reichlichen Verwendung unserer Partikel in den Relativ- und Vergleichssätzen z. B. eines Wyle (vgl. dort 8, 11. 15 u. a.). Einmal in Apoll. 86, 5 *dann wirt üch Allexander günstig sin, so er ... sicht* weist die Partikel voraus auf folgende Hypothese. Dagegen ist sie bei Steinhöwel auch aus den Fällen verdrängt, wo sie sonst an Komparative das Vergleichsobjekt angliederte, einige wenige Belege ausgenommen (Äsop 51, 2 *aber hie sint nit me, dann fünf,* 51, 3; 48, 15; Apoll. 87, 29 *nit mer den so vil,* ähnl. 109, 25). Endlich ist für den begründenden Hauptsatz durchweg dasselbe *wann* zu belegen, das, wenn auch von anderer Grundlage aus, die Partikel auf den übrigen Gebieten bedrängte.

Um so hartnäckiger hält dagegen G. D. an *dann* fest. Allerdings für die oben berührten hypothetischen Verhältnisse haben sich auch dort andere Formen eingebürgert, selbst im Vergleichssatze läſst es sich nur in 659, 7 *reiche kleynet als dann einer neüen preüte zuo gehört* (*tutto ciò che*) belegen, dagegen knüpft es durchweg an Komparative[1] an (658, 28 *mer euch dann mir zuo liebe* 660, 13. 17. 36 u. a.) und geht in der Verbindung mit dem den Komparativen analog aufgefaſsten *ander* auch in die excipierenden Sätze über, vgl. 658, 6 *Nu mag es ye nicht anders dann ein sweres hertes dinge sein* (*come dura*), 662, 11* *nicht anders gelaubten dann er die kinde getöt het,* ebenso 662, 15 (*se non che*), genau so 662, 24.

Für die Kausalsätze ist bei G. D. das alte aus *wanda* abgeschliffene *wan* völlig durch *dann* ersetzt: 658, 9* *Dann vater vnd muter mügee ir wol kennen,* ebenso 658, 10;* ähnl, 661, 5;* 658, 32 *haltet als ir mir versprochen habt, dann ich hab mir ein schöne iunckfrawen ... funden* (*Io ho trovata*); 660, 33 *Dann mir wol kunt ist* (*si come colei che conosco*); genau so 664, 22; 663, 1 (*perciocchè*); 665, 37 (*chè*); 665, 38 (*perchè*);

wann

läſst nun Steinhöwel an Komparative fast ausnahmslos anknüpfen: Äsop 43, 17 *und kam gar vil ee, wann die andern an, die herberg* (*prius quam*), ebenso 47, 33; 48, 33; 49, 14 u. a. alle für lat.

[1] Einigemal ist hier auch schon *als* zu belegen 662, 5; *weder minder noch mer wort machet als sy vmb der tochter willen gethon hett* (*nè altre ... che*); ähnlich neben *anders* 660, 3 *nitt anders erschein als wie sich ir gemüte ... verendert* (*parve che ... mutasse*) s. unter *als*.

Digitized by Google

quam; 43, 31;* 46, 13* u. a. Es ist wohl kein Zufall, daſs den wenigen Belegen für *dann* aus dem Äsop in der Vorlage lat. *Abl.* oder überhaupt andere Fassung gegenübersteht, während *wann* hier und in G. U. vorwiegend für lat. *quam* eintritt.[1] Gar nicht belegt ist bei Steinhöwel das modernere *als*, das in G. D. schon da und dort, wenn auch erst schüchtern, sich bemerkbar macht.

Aus der Verbindung mit Komparativen, namentlich in Fällen wie Äsop 39, 13 *haust du nit mer sorg uff mich, wann daz du so geturstig bist (eatenus me veritus es, quod)* und aus der alten Verwendung von *wann* oder *niuwan* an Stelle eines lat. *nisi* läſst sich die Partikel *wann* im excipierenden Satze gleichmäſsig erklären. Das richtigste dürfte sein, auf dem Boden einer Abschleifung des alten *huanne* (*quando, quam*) und *huanda* (*quia*) zu einer den Formen für *niuwan* ähnlichen Form auch eine Vermischung der verschiedenen Funktionen anzunehmen, wobei auch noch die Formenähnlichkeit des stark bedrängten *âne* zu berücksichtigen sein müſste. Letzteres finden wir nur in Anlehnung an lat. *sine* Mul. 4 β, 26 *alle syne kind ... on allain den iupiter* etc.; Äsop 65, 8 *unwegsam, on allain mit groszen angsten* (*nec summa sine angustia commeabilis*) als beschränkenden Faktor; dagegen ist nun *wan* für *nisi* nicht nur in negative Umschreibungen eingetreten, in die zur Not ein Komparativ ergänzt werden kann, wie G. U. 101 β, 14 *sol nichtz ... wellen ... wan das dir gefellig sye* (*nisi quod*); 106, 8 *Er fand aber nie an ir, wan das* (*nisi quod*), ebenso 99, 31 (*Wan allain daz* = *nisi quod*), sondern es dient auch mit oder ohne Anlehnung an lateinisches *nisi* allen Formen der Exception. Wir fanden es vor dem Artbestimmungssatze in G. U. 108, 24 *vnd was och syn hoffnung nie so grosz! wan daz er allweg bedacht (neque unquam tantam spem mente conceperat semperque cogitauerat)*, während das Dekameron in ähnlichen Fällen die Negationspartikel

---

[1] Eine eigentümliche Verwendung des lat. *quoniam* im lat. Texte der Mulieres legt eine andere Erklärung nahe: wir finden dort 5, 18 *mügen wir bas erzelen was ir von grossem gelück zuo gestanden ist wan dehainerlay werck von ir beschenhen* = *potius fortunam ... recitare possumus quoniam opus aliquod memorabile dictu referre.* Doch ist der Fall zu vereinzelt, um weittragende Schlüsse zu gestatten. Möglicherweise ist die Gebietserweiterung der lateinischen Partikel erst eine Folge der deutschen Verhältnisse.

Digitized by Google

in den Dafssatz setzt (670, 23 *kain acker warde nye* s o w o l *durch pauet,* d a z *darinne* n i t *unnüczes kraut wuchsze = che in esso ... non si trovasse*); ebenso tritt der Satz mit *wan* als einschränkender Faktor zu positiven Sätzen in Umschreibungen, für die wir heutzutage irreale Konditionalkonstruktion vorzögen: Apoll. 127, 29 *die ... von disem riffian zuo ... schanden genöttet ist,* w a n n d a s *sie im ... widerstanden ist;* ebenso Apoll. 86, 3; G. U. 108, 6 *nakend ge ich hin wider.* W a n n d a z *mich vnzimlich bedunket, daz der lyb ... naket sol ... gesenhen werden;* ebenso mit Vorsetzung Äsop 41, 30 w a n n d a s *er reden kan, er bedüchte mich* s u s z (*si voce careret ... putarem*), über s u s s. u.

Für den begründenden Satz hat sich das alte *wanda* bei Steinhöwel noch ziemlich ungeschmälert als *wan* erhalten, wir finden es noch im Äsop auf den ersten vier Seiten allein zehnmal (39, 25; 40, 22; 41, 8. 36; 42, 1. 9. 13. 18. 27. 29). Von der einstigen Freiheit der Wortstellung nach dieser Partikel [1] sind nur noch wenige Reste übrig geblieben, die Nebensatzstellung läfst sich hier nur in G. U. 109, 10 *wan myne sitten ... dir ... kund synd;* Apoll. 96, 14; 97, 18 und Äsop 39, 25 *gosz wider usz ... luter waszer ...* w a n n *er den selben tag ... kain ... spys hette genommen* (*Nam*) belegen, wobei zudem noch andere mehr äufserliche Momente zu berücksichtigen sind, die bei der Wortstellung im Zusammenhange zur Sprache kommen sollen; sonst herrscht neben unserer Partikel die Hauptsatzstellung, vgl. Äsop 41, 8 *Es ist nit fremd,* w a n n *wir senhen offt, daz* (*videmus*); 41, 36 *som mich nit an dem goun* w a n n *du magst kainen nucz an mir erholen* und so durchweg im Äsop, Apoll. und in G. U.

[1] Vgl. meine Beiträge zur Syntax des Notkerschen Boethius. Berlin 1888. S. 68.

Die Fortsetzung dieser Abhandlung wird die noch übrigen Gebiete der Syntax durchmessen und gelangt am Ende zu dem Ergebnis, dafs die Besonderheiten von G. D. sich im wesentlichen auf zwei Momente zurückführen lassen, in denen G. D. vollständig im Rahmen der übrigen Teile des Dekameron bleibt: auf die unverhältnismäfsig enge Anlehnung an die Vorlage und auf eine ungemein erhöhte Schmiegsamkeit gegen Neubildungen. Zeitlich

jedoch wird darum niemand den Übersetzer von G. D. so weit von Steinhöwel abrücken, wenn zugegeben werden mufs, dafs Neubildungen in der Sprache des weniger schriftgeübten Mannes viel schneller Eingang finden als in der eines so sichtlich nach einer Norm, einem festen Gebrauche strebenden, die Sprache in seine Gewalt zwingenden Mannes wie Steinhöwel. Inwieweit eine örtliche Trennung beider Stilisten notwendig wird, das soll der weitere Verlauf der Untersuchung lehren.

Digitized by Google

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Fritz Tendering: Kurzgefafstes Lehrbuch der englischen Sprache. Berlin, R. Gärtner, 1889. IV, 119 S.

Für den englischen Unterricht an humanistischen Gymnasien, der selbstverständlich ganz andere Ziele verfolgt wie der an anderen Anstalten, besafsen wir bis 1887 kein völlig geeignetes Lehrmittel. Das vom Referenten in dieser Zeitschrift besprochene kurzgefafste Übungsbuch von K. Deutschbein (Köthen, Schulze) füllte demnach eine sehr empfindliche Lücke aus und bürgerte sich rasch allenthalben ein. Ref. benutzt es immer noch zu seiner und der Schüler vollsten Zufriedenheit.

Das uns vorgelegte Lehrbuch von F. Tendering, gleichfalls aus der Praxis hervorgegangen und mit grofser Sorgfalt durchgearbeitet, unterscheidet sich von dem Deutschbeins dadurch, dafs von Anfang zusammenhängender Lesestoff — selbstverständlich über England und seine Geschichte* — geboten wird. Eine Lautlehre nach Vietors System führt den Schüler in die Aussprache ein. Die grammatischen Regeln, welche aus dem Texte gewonnen werden, sind noch stärker kondensiert als bei Deutschbein. Deutsche Übungsstücke erklärt Tendering, wie alle in der Praxis stehenden sachverständigen Lehrer, für unentbehrlich; aber die Einzelsätze überläfst er dem Belieben des Lehrers. Deutschbeins Buch scheint uns indessen immer noch vor dieser tüchtigen Leistung Tenderings den Vorzug zu verdienen, weil es Gespräche aus dem Alltagsleben bringt, während der historische Stoff doch immerhin an Einförmigkeit leidet.

Joseph Sarrazin.

Dr. J. Schipper: Englische Metrik in historischer und systematischer Entwickelung dargestellt. II. Teil: Neuenglische Metrik. Bonn, Straufs. — Erste Hälfte: Verslehre. 1888. XXVI, 464 S. — Zweite Hälfte: Strophenbau. 1889. XVIII, 600 S.

Mit aufserordentlicher Spannung sah man dem Erscheinen dieses seit sieben Jahren erwarteten zweiten Teils, des Abschlusses von Schippers Englischer Metrik, in allen Kreisen, die sich für englische Philologie

---

* Aus Dickens' „A child's history of England“, aber mit den erforderlichen Umarbeitungen. Dazu kommen neun mit Geschmack ausgewählte leichte Gedichte.

Digitized by Google

interessieren, entgegen, und, um es gleich vorweg zu sagen, diese Erwartungen sind übertroffen worden. Der Verfasser kann sich rühmen, in jeder Weise seiner Aufgabe gerecht geworden zu sein und in den zwei umfangreichen Bänden eine eingehende, ja erschöpfende Darlegung der Form neuenglischer Poesie gegeben zu haben. Es ist eine ungeheure Arbeitslast, welche Schipper übernommen und zu bewältigen verstanden hat, eine Arbeitslast, die den schaffensfreudigen Mann gewifs manchmal niedergedrückt haben mag. Sagt er doch etwas resigniert auf Seite IX seiner Vorrede zum I. Teil, er habe sich alsbald notgedrungen darauf beschränken müssen, „bei der Ausarbeitung des Buches im wesentlichen nur die hervorragenderen und tonangebenden Dichter zu berücksichtigen". Allerdings können nicht alle citierten Dichter für hervorragend gehalten werden, das giebt er selbst zu; er hat z. B. sämtliche Dichter in den 15 Bänden der unter dem Namen *Poets of Great Britain* bekannten Sammlung (1795) excerpiert und verwertet, nur weil sie ihm hier bequem vorlagen. Aber er hat um so weniger gezögert, auch diese minderwertigen Geister zu sezieren, als einige von ihnen charakteristisch für den Geschmack am Ende des vorigen Jahrhunderts sind — denn sonst ständen sie nicht in jener Sammlung — und andere wiederum befruchtend auf grofse Dichter eingewirkt haben — wenigstens in der Form —, wie z. B. Phineas und Giles Fletcher auf Milton, Bowles auf Coleridge u. s. w.

Trotz dieser weisen Beschränkung nun ist die Fülle des Stoffs noch eine aufserordentliche geblieben. Jeder, der sich in Zukunft mit neuenglischer Metrik zu befassen haben wird, mufs auf dem gediegenen Fundament, das ihm Schipper liefert, weiter zu bauen anfangen; nirgends läfst er den Suchenden im Stich, überall giebt er mindestens in scharfen Umrissen, wenn nicht in erschöpfender Ausführlichkeit, das Wesentliche und Mafsgebende der Sache und überläfst es den Jüngern seiner Wissenschaft, da, wo er nur skizzierte, in detaillierteren Untersuchungen den Gegenstand weiter zu behandeln.

Naturgemäfs wird sich eine Besprechung des Buches in erster Linie mit dem weitere Kreise interessierenden ersten Abschnitt der Verslehre, dem Allgemeinen Teil, zu beschäftigen haben.

In der Einleitung setzt Schipper zunächst auseinander, wie sich seit Surrey und Wyatt die Formen neuenglischer Dichtkunst teils als eine Fortsetzung und Fortentwickelung altenglischer Metren, teils als eine unter dem Einflufs französischer und italienischer Renaissance (resp. der Antike) entstandene Neuschöpfung darstellen. Freilich ist das erstere nicht so zu verstehen, als ob die betreffenden Metra in der alt- und neuenglischen Poesie als ganz dieselben rhythmischen Gebilde aufzufassen seien; einerseits war die Sprache selbst modifiziert worden und andererseits hatte man sich durch eingehende theoretische Beschäftigung mit der Metrik daran gewöhnt, den steigenden (jambischen und anapästischen) Rhythmus strenger vom fallenden (trochäischen und daktylischen) zu unterscheiden, sowie das Princip der Gleichtaktigkeit und Silbenzählung mit gröfserer Konsequenz durchzuführen. Nachdem so die Grenzen und die unterscheidenden Merkmale zwischen alter und neuer Zeit festgestellt sind, geht der Verfasser auf die Gesetze des Versrhythmus des näheren ein. Die häfsliche Diärese, die eine hackende Wirkung im Verse hervorbringt, die den Wohlklang der Verse bedingende verschiedene Tonstärke der Hebungen und Senkungen, die Cäsur (von welcher Schipper wie im Altenglischen drei Arten unterscheidet: stumpfe, klingende lyrische und klingende epische) — alle diese Erscheinungen werden eingehend besprochen und mit gut gewählten Beispielen illustriert. Am wichtigsten sind die Paragraphen über das Fehlen des Auftaktes, über den Ausfall einer Senkung nach der Cäsur und im Inneren des Verses, und über das Fehlen einer Hebung. Allerdings wird man hier nicht allen von Schipper

Digitized by Google

aufgestellten Regeln seine Zustimmung geben können, ganz abgesehen davon, dafs eine andere Anordnung der einzelnen Paragraphen der Klarheit seiner Auseinandersetzungen vielleicht dienlicher gewesen wäre. Warum hat er z. B. auf das Fehlen des Auftaktes, d. h. der ersten Senkung (§ 16), nicht gleich den Ausfall einer Senkung im Inneren (§ 20) folgen lassen? Er hätte sich manche Wiederholungen erspart und hätte Dinge, die im Grunde doch gleichartig sind, nicht auseinandergerissen. Das Fehlen der Senkung am Anfang des Verses und nach der Cäsur erklärt sich logisch durch die Pause, welche den Ausfall einer Silbe hier am wenigsten unangenehm und störend macht. Dasselbe gilt aber auch vielfach für das Fehlen einer Senkung im Inneren. Sie kann ausgefüllt (d. h. nicht fühlbar gemacht) sein durch rhetorischen Nachdruck, z. B.

With òne kiss, by sécret óperátion (Wyatt 172)

oder durch Zusammenstofsen mehrfacher hartklingender Konsonanz nach langem Vokal; z. B.

Toád that únder cóld stóne (Macbeth IV, 1, 6).

Beide Erscheinungen entsprechen sachlich durchaus der Pause am Anfang des Verses oder nach der Cäsur. Bei den meisten von Schipper gegebenen Beispielen könnte man allerdings anderer Meinung sein als er. Wenn er aus Surrey anführt:

His fáir móther behíght him nót to ús,

so hat er natürlich recht, wenn er die schwebende Betonung *mothér* verwirft; aber entweder könnte man sich für die ganz geläufige Zerdehnung *fá-ᵉr* oder für einfache Umstellung des Taktes in *mother* (vgl. S. 47—51) entscheiden; beides scheint angesichts der doppelten Senkung zwischen der zweiten und dritten Hebung näherliegend zu sein als die Annahme vom Fehlen einer Senkung. Ebenso würde ich Zerdehnung vorziehen in:

The crésted bird had gíven alárm twíce (Drummonds).

Die Nebenform *alárum* ist ja bekannt.

Rückhaltloser kann man dem zustimmen, was Schipper über das Fehlen einer Hebung (§ 17) sagt. Elze in seinen *Notes on Elizabethan Dramatists* und Wilke in seinen Metrischen Untersuchungen zu Ben Jonson sind mit der Annahme dieser poetischen Freiheit wohl etwas zu verschwenderisch umgegangen, und Schippers vorsichtige Beschränkung auf wenige Fälle scheint mir den Vorzug zu verdienen (s. Seite 37, 38 und 45). Nach ihm ist diese recht störende Licenz nur dann zuzugestehen, wenn mit der Pause zugleich ein Wechsel der Rede oder wenigstens ein Übergang zu einem neuen Gedanken eintritt. Den Ausfall der letzten Hebung nimmt Schipper nur in solchen Fällen an, in denen eine Unterbrechung der Rede stattfindet.

Ist die fehlende Senkung durch eine Pause, ein Verweilen der Stimme aus rhetorischen oder phonetischen Gründen zu erklären, so ist die dem Verse eine lebhafte Färbung verleihende doppelte Senkung (§ 23) meist durch eine flüchtige, verschleifende Aussprache der beiden tonlosen Silben *(many͡ a, there͡ is, to͡ have)* zu umgehen.

Schipper unterscheidet je nach der Stelle des Verses, wo diese überzähligen Silben eintreten können, zwei Hauptgruppen, nämlich solche, die dem eigentlichen Versrhythmus angehören, wie der doppelte Auftakt und die doppelte Senkung im Inneren der übrigen jambischen Taktteile des Verses, und solche, die in gewissem Sinne aufserhalb des Versrhythmus stehen, wie die durch epische Cäsur bewirkte mehrfache Senkung und der klingende, resp. gleitende Versausgang. Freilich giebt es ja viele Fälle, in denen eine Silbenverschleifung (wovon noch weiter unten die Rede sein wird) nicht möglich ist; *thoŭ nŏt, (thóu)sănd dĭs(hónesties)* sind auch nicht annähernd wie eine Silbe zu lesen; man mufs sich beim Vortrag von Versen, die solche Doppelsenkungen enthalten, eben nur auf schnelle

Digitized by Google

Aussprache derselben beschränken; der Versuch einer Zusammenziehung derselben würde der Sprache unerträgliche Gewalt anthun.

Nachdem Schipper noch Natur und Anwendung des Enjambements und der Reimbrechung behandelt, geht er zur Besprechung der Allitteration über. Mit verhaltenem Bedauern setzt er auseinander, daſs die Allitteration, welche seit Beginn der neuenglischen Epoche in der Poesie anzutreffen sei, nicht mehr das sorgfältig und nach bestimmten Regeln gehegte Kunstprodukt sei, wie sie es im zehnten oder vierzehnten Jahrhundert gewesen; er meint deshalb, eigentlich gehöre also die Allitteration gar nicht in sein Buch hinein, das sich nur mit den Gesetzen der Metrik zu befassen habe; aber da er nicht den Verdacht auf sich laden will, als ob er das neuerdings mehrfach untersuchte Gebiet (Seitz, Zeuner, Dr. Leon Kellner, Allitteration zur Zeit Shakespeares, eine noch ungedruckte Arbeit) wissentlich oder unwissentlich ignoriert hätte, so giebt er einen eingehenden Bericht über die Entwickelung der Allitteration seit den metrischen Spielereien des Königs Jakob I., über ihr Wesen und ihre Arten. Sodann geht er zu dem wichtigen Gebiet der Silbenmessung über und behandelt zunächst die Flexions-, sodann die Ableitungssilben, um sich dann zur Silbenverschleifung und Zerdehnung zu wenden.

Auch hier läſst leider die Anordnung des Stoffes manches zu wünschen, und derjenige, welcher sich über eine der in Betracht kommenden Erscheinungen gründlich orientieren will, muſs an zwei, drei Stellen nachschlagen, um alles einschlägige Material beisammen zu haben. Wenigstens hätte der Verfasser durch Verweisungen auf folgende Paragraphen den Suchenden unterstützen sollen. Wenn man z. B. von der Behandlung der Flexionsendung -s, -es spricht (§ 30, 31), dann sollte sich von Rechts wegen auch die Erwähnung der Verkürzung dieser Endung unmittelbar daran anschlieſsen und nicht erst zwanzig Paragraphen später. Ebenso verhält es sich mit der Endung -ed, welche in §§ 36 und 50 ihre Erledigung findet. Abgesehen davon ist aber die Darstellung der rhythmischen Behandlung der Silben eine mustergültige. Immer behält der Verfasser die historische Entwickelung im Auge und weist an der Hand zahlreicher Beispiele die Veränderung des metrischen Brauchs von Wyatt und Spenser bis auf die neueste Zeit nach. So werden die Endungen *es* (im Genitiv und Plural), *est* (als Superlativ und in der Konjugation), *eth*, *ed*, *en* (der starken Participien, wie *befallen, taken)* und einige archaistische Endungen (z. B. *killen, withouten, whiles, certes)*, sowie das meist verstummte e (wie in *Troye, close, olde)* der Reihe nach geprüft und besprochen. Vielleicht hätte Schipper noch einiges über die Endung *ing* sagen können; sie wird ja wohl meist voll gemessen, aber es scheint eine gewisse Neigung — wenigstens früher — vorhanden gewesen zu sein, ihr eine nachlässige Behandlung angedeihen zu lassen. Über die einsilbige Messung von *being* (und ähnlichen) und *having* spricht Schipper selbst in §§ 46 und 48; aber es finden sich doch auch noch andere scheinbar verschleifte Participien auf *-ing*, deren Messung hätte untersucht werden müssen. Ich erinnere nur an den Vers in Shakespeares Julius Cäsar I, 2, 60: *Excépt immórtal César, spéaking of Brútus.*

Bei den Ableitungssilben finden naturgemäſs die romanischen die Hauptbeachtung, denn die germanischen sind teils so mit dem Stamm verschmolzen, daſs sie nicht mehr in Betracht kommen, teils haben sie (wie *ness, y, ly, ow)* so volle Geltung bewahrt, daſs sie nur als vollgemessene Silben vorkommen.

Bei dem Kapitel der Silbenverschleifung verbreitet sich Schipper zunächst über die Arten derselben und spricht sich mit Recht entschieden gegen einen vollständigen Ausfall des auslautenden Vokals bei *to, the* vor folgendem Vokal aus; es ist also nicht zu lesen: *th'other, t'assay*, sondern *the͡other, to͡assay*, mit möglichster Zusammenziehung der beiden zusam-

Digitized by Google

menstofsenden Vokale. „Der Apostroph in alten Drucken ist meistens nichts anderes als eine Bitte des Dichters an den Leser, seinem technischen Ungeschick durch möglichste Beseitigung eines in das Metrum sich nicht einfügenden Vokals zu Hilfe zu kommen." Sodann werden der Reihe nach die Verschleifungen geprüft in Wörtern mit Konsonant + e + r (oder l oder auch ein anderer Konsonant) + Vokal (z. B. *ev[e]ry, rend[e]r unto, couns[e]llor, en[e]my),* in Wörtern mit kurzem Vokal hinter langem Vokal (z. B. *flower, dying),* in Wörtern wie *spirit, heaven, whether.* Mir scheint, die erste Stelle hätte dabei das Verschlingen eines tonlosen Vokals direkt hinter dem Tonvokal verdient *(flower, dying),* worauf dann die Synkope des tonlosen Vokals zwischen zwei Konsonanten hinter der Tonsilbe hätte folgen müssen; *every* und *heaven* sind logisch nicht gut zu trennen, um so weniger, als bei *heaven (seven, devil)* doch nie von Ausstofsung des v die Rede ist; Schipper irrt sich, wenn er bei diesen Wörtern die Regel aufstellt, die Synkopierung wäre konsonantischer Art bei folgendem Konsonanten, vokalischer Art bei folgendem Vokal; das gilt nicht einmal für *even, never, ever, over,* bei denen die konsonantische Synkope häufig genug vorkommt. Vgl. *ne'er a tongue* (Merchant of Venice II, 2, 145); *o'er a brook* (ib. II, 7, 47); *silvered o'er, and* (ib. II, 9, 69), wo auf das konsonantisch synkopierte Wort ein Vokal folgt. Sodann finden anderweitige Kontraktionen (z. B. *let's, I'll)* und der Abfall der Vorsilbe *('bove)* eine kurze Erwähnung. Bezüglich des letzteren Punktes wird mancher Leser wohl eine eingehendere Untersuchung vermissen, um so mehr, als eine Autorität wie Elze sich hier zu recht gewagten Hypothesen hat hinreifsen lassen.

Mit der Zerdehnung schliefst dies Kapitel. Hier ist im ganzen nichts einzuwenden; nur sollte Schipper sich hüten, die dreisilbige Aussprache von *colonel* und die sechssilbige von *extraordinary* als eine ebensolche Zerdehnung anzusehen wie die von *assemb(e)ly, ent(e)rance* u. a. m.

In dem Kapitel über die Betonung giebt Schipper eine sehr erschöpfende Zusammenstellung aller Abweichungen der Dichter vom gewöhnlichen (mit dem jetzt üblichen, meist übereinstimmenden) Sprachgebrauch. Namentlich schwankend sind die Accentverhältnisse der zweisilbigen romanischen Wörter mit tonloser Endung, und sie finden daher an erster Stelle ihre Erledigung in der alphabetischen Reihenfolge der Endsilben. Schwebende Betonung (nicht Accentverrückung) findet bei germanischen Wörtern statt, 1) bei zweisilbigen zusammengesetzten, mit annäherungsweise gleichem lautlichen Charakter beider Silben *(moonlight, sometime),* 2) bei zweisilbigen Wörtern mit den schwereren Endsilben *ing, less, ness, ly.* Unangenehm wirkt diese Licenz schon bei den leichten Endsilben er, est *(áftér, greátést),* völlig verwerflich ist sie bei den tonlosen Flexionssilben *eth, ed.* Im Zusammenhang hiermit steht die von wenig Geschicklichkeit zeugende Licenz der unaccentuierten Reime (namentlich bei Wyatt). Das Zurücktreten des Accents *(sécure,* vielleicht mit schwebender Betonung zu sprechen) wird zunächst an romanischen, sodann an germanischen Wörtern gezeigt, mit steter Anlehnung an Schmidts gründliche Vorarbeiten (Shakespeare-Lexikon), und zum Schlufs wird die abweichende Betonung in drei- und mehrsilbigen Wörtern eingehend geprüft. Es kommt vor, 1) dafs in Wörtern, deren erste und letzte Silbe den Ton tragen, diese in der Senkung stehen, während die mittlere unbetonte Silbe den rhythmischen Accent trägt: z. B. *sepúlchre;* 2) dafs bei dreisilbigen Wörtern, deren mittelste Silbe betont ist, die sich daher nur schwer in den jambischen Rhythmus einfügen, die erste und letzte Silbe den rhythmischen Accent tragen, während die mittlere in der Senkung steht, z. B. *plébeiáns;* 3) dafs in Wörtern, deren erste Silbe den Hochton trägt, während die zweite tieftonig, die letzte aber tonlos ist (meistens germanische Komposita), die erste und letzte Silbe den rhythmischen

Digitized by Google

Accent tragen, während die mittlere in der Senkung steht, z. B. *tórch-bearérs*. Der letzte Paragraph (§ 67) handelt von der schwankenden Betonung der Eigennamen.

Habe ich mich im ersten allgemeineren Teil der eingehenden Gründlichkeit der Besprechung befleifsigt, welche ein Buch wie das Schippersche verdient, so wird meine Aufgabe bezüglich des zweiten, speciellen Teils leichter sein. Es kann nicht in der Absicht des Recensenten liegen, der mit Bienenfleifs angefertigten Zusammenstellung aller vorkommenden Metra Zeile für Zeile zu folgen; er wird sich darauf beschränken müssen, eine Inhaltsangabe zu liefern.

In derselben streng historischen Anordnung wie in Abschnitt I und mit stetem Hinweis auf die hier gegebenen Regeln verbreitet sich der Verfasser 1) über die aus der altenglischen Zeit überlieferten Versarten: den achttaktigen jambischen Vers, den Septennar, den Alexandriner, den fünftaktigen jambischen gereimten, den vierhebigen und den viertaktigen Vers, sowie über kürzere Versarten; 2) über die unter dem Einflufs der Renaissance entstandenen und neu eingeführten Versarten: den fünftaktigen jambischen, reimlosen Vers (blank verse), die trochäischen Metra, die jambisch-anapästischen und trochäisch-daktylischen Metra, unstrophische ungleichmetrische, gereimte Versverbindungen (z. B. das *poulter's measure*) und Nachbildungen und Nachahmungen antiker Vers- und Strophenarten.

Wie sich von selbst versteht, nimmt der blank verse dabei den Hauptteil des Interesses und des Raumes in Anspruch. Auf 120 Seiten giebt Schipper eine genaue Geschichte seiner Entstehung, seiner Anwendung vor, bei und nach Shakespeare, bei Milton, bei den Dichtern des 18. und denen des 19. Jahrhunderts, nebst einer ziemlich eingehenden Bibliographie auf S. 259 u. 260.

Ähnlich wie dem zweiten Teil des ersten Bandes gegenüber mufs ich mich auch dem zweiten Bande gegenüber verhalten, der vom Strophenbau handelt. Es ist eine thatsächliche Unmöglichkeit, in dem einer Recension zur Verfügung stehenden beschränkten Raum eine derartige Aufzählung und Paragraphierung aller im Englischen vorkommenden Strophen anders als ganz summarisch zu behandeln. Mit Stolz sagt Schipper in der Vorrede, dafs die sämtlichen Ausgaben älterer und moderner Dichter, die er überhaupt benutzt und citiert hat, von ihm in Bezug auf den Strophenbau vollständig ausgezogen wurden und dafs eine nochmalige ähnliche Durcharbeitung derselben daher nicht nötig sein werde. Er hat nur deshalb eine Anzahl minder bedeutender Dichter übergangen, weil es Zeit und Raum gebot, und weil er nicht durch Ausnutzung von Anthologien und ähnlichen Sammelwerken den Schein der Vollständigkeit erwecken wollte, sodann auch, weil ihm ihre Werke in Wien nicht zugänglich waren. Man begreift es bei der Fülle und Reichhaltigkeit des Stoffes, den er demnach verarbeitet hat, gern, wenn er sagt, sein Werk sei ihm für etwa ein Jahrzehnt ein treuer, wenn auch hinsichtlich seiner Anforderungen an Hingebung und Geduld ein etwas anspruchsvoller Gefährte gewesen!

Bei der Anordnung des Stoffes mufste natürlich nur die technische Verwandtschaft der Form entscheidend sein, und so wechseln denn in bunter Reihenfolge Gedichte erbaulichen und erotischen, geistlichen und weltlichen, beschreibenden und reflektierenden Inhalts miteinander ab; ein Glück, dafs dem so ist, denn sonst würde das Interesse des Lesenden weit eher ermüden, als es so der Fall ist. Von vornherein ergiebt sich als selbstverständlich wieder die im ersten Bande schon erwähnte Zweiteilung: Strophen, die aus der altenglischen Poesie überliefert sind, nebst ihren Analogiebildungen (S. 165—716), und neuenglische, unter dem Einflufs der Renaissance oder später entstandene Strophen und Dichtungsarten fester Form (S. 717—935). Daran schliefst sich ein Verzeichnis der

Digitized by Google

für das Werk benutzten Ausgaben englischer Dichter und ein sehr sorgfältig gearbeitetes und bei dem Charakter des Buches als eines Sammelwerkes auch gar nicht zu entbehrendes Gesamtregister zur alt- und neuenglischen Metrik.

In dem ersten Abschnitt werden der Reihe nach behandelt: 1) zweiteilige gleichgliederige, 2) einreimige und unteilbare, 3) zweiteilige ungleichgliederige, 4) dreiteilige Strophen, überall mit den Unterabteilungen: gleichmetrisch oder ungleichmetrisch gebaut. Von dem Reichtum der zu untersuchenden Formen mag die Thatsache zeugen, dafs nicht weniger als 195 Paragraphen nötig waren, um alle die Verschiedenheiten angemessen registrieren zu können.

Der zweite Abschnitt behandelt in 134 Paragraphen 1) drei- und mehrteilige, aus lauter ungleichen Gliedern bestehende Strophen, 2) die Spenserstanze und ihre Nachbildungen, 3) Epithalamium- und sonstige Odenstrophen, 4) das Sonett, 5) sonstige italienische und französische Dichtungsarten fester Form. Ob nicht vielleicht aus dem ersten Kapitel des zweiten Abschnitts manche Gedichte in das letzte des ersten zu setzen seien, ist eine Frage, welche zu erörtern hier zu weit führen würde, welche aber immerhin aufgeworfen werden mag.

Zum Schlufs sei noch lobend erwähnt, dafs der Druck gut und klar, die Korrektur sehr sorgfältig ist. Aufser den von Schipper selbst notierten Druckfehlern ist mir nur noch einer aufgefallen: *save* statt *safe* (I. Hälfte, 315).

Berlin, Juni 1889. Emil Penner.

Wilhelm Swoboda: John Heywood als Dramatiker. Wiener Beiträge zur deutschen und englischen Philologie. III. Wien, Braumüller, 1888. 107 S.

Miracleplays und Moralplays beherrschten im Anfang des 16. Jahrh. die englische Bühne. Die letzteren wurden gewöhnlich Interludes genannt, weil sie in den Pausen der Gastmähler bei Gelegenheit jährlich wiederkehrender oder auch zufälliger Feste aufgeführt wurden. In dieser Zeit nun hat sich Heywood um die Förderung des englischen Lustspiels ein wesentliches Verdienst erworben. Nachdem der Verfasser dies kurz erörtert hat, geht er auf die Lebensverhältnisse des Dichters näher ein und kommt durch seine Untersuchungen zunächst zu folgendem Ergebnis. „John Heywood ist spätestens 1494—1496 geboren. Um die Jahre 1510 bis 1512 ging er nach Oxford, zog sich vor 1514 nach North Mines, Herfordshire, seinem mutmafslichen Geburtsorte, zurück, wurde daselbst mit Sir Thomas Moore bekannt und von ihm als vorzüglicher Musiker an den Hof Heinrichs VIII. empfohlen, wo er 1514 in einem Alter von 18 bis 20 Jahren zum erstenmal erwähnt wird.“

Der Verfasser bespricht dann des Dichters fernere Schicksale, seinen Charakter, seinen Bildungsgrad. Nach ihm hat Heywood bei den musikalischen und theatralischen Hoffestlichkeiten, besonders unter der katholischen Maria, eine leitende und einflufsreiche Stellung eingenommen. Sein Tod ist wahrscheinlich in das Jahr 1565 zu setzen.

Von den Interludes zählt der Verfasser „The Pardoner and Friar“ als frühestes, „The Four P's“ als letztes, und nimmt für ihre Abfassung die Zeit von etwa 1520 bis in die ersten dreifsiger Jahre an. Später habe sich Heywood der lehrhaften und allegorischen Poesie zugewendet; erwähnenswert seien „Die Epigramme“ und „The Spider and the Flie“.

Nach einer eingehenden Inhaltsangabe wird das Verhältnis des komischen Interlude zu litterarischen Vorgängern erörtert. Mit Recht macht der Verfasser unserem Heywood die oft sklavische Nachahmung Chaucers

Digitized by Google

nicht zum Vorwurf, wenngleich er in der Anerkennung hierfür etwas zu weit geht.

Der hierauf folgende Abschnitt behandelt Heywoods Verdienst um das englische Drama. Als die wichtigste und folgenreichste Neuerung, die von dem komischen Interlude ausging, wird die Ersetzung der allegorischen Persönlichkeiten durch individuelle Charaktere hingestellt.

Eine genaue Würdigung der metrischen Form bildet den Schlufs. Der Verfasser glaubt, dafs Heywood jedenfalls den besseren Verskünstlern seiner Zeit beizuzählen sei. Die klare und gründliche Abhandlung Swobodas hat nicht blofs einen recht schätzenswerten Beitrag zur Entwickelungsgeschichte des englischen Dramas geliefert, sondern auch wesentlich zur Aufhellung manches dunklen Punktes beigetragen. A.

L. Biadene: Morfologia del Sonetto nei secoli XIII e XIV. (Studj di Filologia romanza pubblicati da Ernesto Monaci, fasc. 10.) Roma, Ermanno Lœscher & Co., 1888. 234 S.

Leandro Biadene — den Lesern des Archivs (vgl. Bd. LXXXI, S. 332) bereits vorteilhaft bekannt durch seine Ausgabe von „Las Rasos de trobar e Lo Donatz proensals secondo la lezione del ms. Landau“ — hat sich in der vorliegenden Abhandlung die Aufgabe gestellt, alle aus dem 13. und einen grofsen Teil der aus dem 14. Jahrhundert überlieferten italienischen Sonette auf ihre metrische Form hin zu untersuchen. In ähnlich umfassender Weise ist der Gegenstand noch niemals behandelt worden, und so erscheint Biadenes fleifsige und sorgfältige Arbeit als ein sehr willkommener Beitrag zur Geschichte des Sonetts.

Der erste Abschnitt des Buches handelt von der Entstehung des Sonetts. D'Ancona (La poesia popolare italiana, Livorno 1878, Cap. X) hat zuerst den Versuch gemacht, diese interessante metrische Form aus der italienischen Volkspoesie abzuleiten, und zwar soll sie entstanden sein durch die Verbindung zweier Vierzeilen nach Art der sicilianischen ottava oder des „strambotto“ und einer sechszeiligen Strophe nach Art des toscanischen „rispetto“. Dieser Ansicht hat sich Welti (Gesch. des Sonetts in der deutschen Dichtung, Leipzig 1884, S. 39 ff.) angeschlossen, und im wesentlichen nun auch Biadene. Dagegen sehen — um hier nur die klangvollsten Namen zu erwähnen — Mussafia (Sitzungsber. der Wiener Akad. d. Wiss., phil.-hist. Klasse, Bd. 76, S. 380, und vorher schon im Borghini Bd. 2, S. 211, vgl. auch Jahrb. für rom. und engl. Phil. Bd. 11, S. 400), Tobler (Jenaische Litt.-Ztg. 1878, S. 669) und Gaspary (Gesch. der ital. Litt. S. 66 und Anm. S. 186) in dem Sonett nichts als eine dreiteilige Kanzonenstrophe, die cobla esparsa der Provençalen.

Eine Primordialform des Sonetts hat Biadene ebensowenig gefunden wie D'Ancona. Die ältesten überlieferten Sonette zeigen bereits die bekannte, bis heute üblich gebliebene Struktur: vierzehn Hendekasyllaben mit logischen Pausen nach dem vierten, achten und elften Verse. Es stünde mithin nichts im Wege, in dem Sonett einfach eine Kanzonenstanze mit zwei pedes und zwei voltæ zu sehen. Wenn nun Biadene sich gegen diese Ansicht erklärt, so stützt er sich dabei auf folgende zwei Punkte: in den ältesten Sonetten ist 1) der Einschnitt zwischen den Quartetten „gewöhnlich ein wenig schwächer“ (S. 11) als zwischen den beiden pedes der Kanzonenstanze, und 2) die Anordnung der Reime meist ABABABAB, seltener ABBAABBA. Hierin aber Spuren der Entstehung des Sonetts aus einem strambotto von vier und einem solchen von drei Verspaaren zu sehen, ist doch wohl etwas gewagt. Der Belege für die schwache Pause zwischen den Quartetten, die Biadene (S. 4, Anm. 3)

Digitized by Google

anzuführen weifs, sind doch zu wenige (nur neun, darunter eins von Petrarca), als dafs man in ihr etwas anderes als eine zufällige Erscheinung finden könnte. Die Anordnung der Reime anlangend, so hat Biadene allerdings (S. 27) gezeigt, dafs die rima alternata (ABAB) sich ursprünglich weit häufiger in den Quartetten findet als der umschlingende Reim (ABBA), aber auch darin liegt, selbst wenn man zugeben mufs, dafs die Kunstpoesie die erstere Form nicht gerade liebt, doch immerhin keine zwingende Veranlassung, das Sonett der Volkspoesie zuzuweisen. Biadene beruft sich nun weiter auf die Anordnung der Sonettstrophen in den alten Handschriften (S. 5). Aus derselben scheint allerdings hervorzugehen, dafs die Schreiber die ersten acht Zeilen des Sonetts nicht in zwei Quartette, sondern in vier Verspaare zerlegten, und damit stimmt auch, was Da Tempo, der älteste Theoretiker, der sich mit dem Sonett beschäftigt hat, angiebt (Delle Rime volgari, Trattato di Antonio Da Tempo, pubbl. per cura di G. Grion, Bologna 1869, S. 83, angeführt von Biadene S. 7, Anm.), dafs nämlich der erste Teil des Sonetts in quatuor copulas eingeteilt werde. Zu berücksichtigen bleibt dabei aber, dafs Da Tempos Werk erst 1332 geschrieben ist und die Handschriften auch nicht älter sind, oder wenigstens nicht viel, so dafs diese Zeugnisse für die Entstehung des Sonetts, die ja in die vorlitterarische Zeit fallen mufs, nur mit Vorsicht benutzt werden dürfen.

Die Hauptschwierigkeit liegt aber in den Terzetten. Hier kann sich Biadene nicht mehr auf Da Tempo und die Handschriften berufen, sondern die einzigen Spuren ihrer behaupteten Entstehung aus einem sechszeiligen strambotto, die er findet, bestehen in der schwachen Pause, die sie in einigen der ältesten Sonette (vgl. S. 4, Anm. 1) voneinander trennt, und in der Anordnung der Reime, die ursprünglich CDCCDC statt CDECDE gewesen zu sein scheint. Auf die Frage aber, wie es denn möglich gewesen sei, dafs die drei Verspaare des sechszeiligen strambotto sich zu zwei Terzetten gruppierten, das mittlere Verspaar also auseinandergerissen wurde, hat Biadene (S. 10) die Antwort, es sei das geschehen um der Symmetrie willen, die Terzette seien eine Analogiebildung zu der Zerlegung der ersten Sonetthälfte in zwei Quartette. Welti (l. c. S. 42) hat gewifs recht, wenn er diese Ansicht „sehr einleuchtend" nennt, aber wenn man auch Biadene zugeben mag, dafs alles so zugegangen sein **kann**, wie er behauptet, so wird man doch zwingendere Beweise für seine Hypothese verlangen dürfen, ehe man sie jener anderen, so viel einfacheren und ohne weiteres plausiblen vorzieht, dafs das Sonett, wie es gleichzeitig mit der Kanzone auftritt, so auch wie diese von den Provençalen entlehnt ist. Kann man es dann auch nicht, wie Biadene in patriotischem Stolz thut (S. 11), „un prodotto spontaneo delle facoltà musicali del popolo italiano" nennen, so bleibt den Italienern doch der Ruhm, die cobla esparsa zu einer neuen metrischen Gattung ausgebildet zu haben.

In den folgenden drei Abschnitten verfolgt Biadene die weitere Entwickelung des Sonetts, unter genauer Aufzählung aller der Experimente und Künsteleien, die es sich gefallen lassen mufste, bis es mit dem „dolce stil nuovo" wieder zur früheren Einfachheit zurückkehrte. Den Beschlufs des Buches bilden eine Bibliographie der benutzten Quellen nebst kritischen Bemerkungen zu denselben und endlich zwei Anhänge. In dem ersten sind alle bisher bekannt gewordenen Hypothesen über die Entstehung des Sonetts zusammengestellt, während der zweite zahlreiche neue Belege für die bereits bekannte Thatsache beibringt, dafs die Bezeichnung „Sonetto" ursprünglich nicht nur auf die jetzt so genannte Form Anwendung fand, sondern in dem allgemeinen Sinn „Gedicht" gebraucht wurde.

Berlin. E. **Pariselle.**

Karl Marquard Sauer und H. Runge: Kleine spanische Sprachlehre für den Gebrauch in Schulen und zum Selbstunterricht. Heidelberg, Groos, 1888.

Das kleine Buch wird für den Anfang genügen. Einiges möchte sogar noch zu viel sein, sowohl an Regeln wie an Vokabeln; so z. B. kann man dem Anfänger Dinge wie *bajá — bajáes, alelí — alelíes, jabalí — íes* etc. ruhig ersparen. Anderes vermifst man wohl auch. In den Regeln über die Aussprache ist die Angabe „ch = k in griechischen Wörtern" ganz überflüssig. Falsch ist „s stets scharf"; mindestens ungenau ausgedrückt, dafs in Andalusien und im spanischen Amerika s und z in der Aussprache oft „verwechselt" werden! „x vor t oft auch nur wie s ausgesprochen: *extranjero*"; es fehlt, dafs es auch meistens st: *estranjero*, geschrieben wird. Unverständlich ist die Anmerkung auf S. 8: „Nach *tener* (besitzen) sind Nominativ und Accusativ gleich", und wunderlich ausgedrückt die Angabe auf S. 12: „Bei Personen- und Tiernamen ist der Accusativ mit wenigen Ausnahmen dem Dativ gleich." Dafs, wenn statt *le la* u. ähnl. *se la* steht, jenes nicht „des Wohlklanges wegen" in das letztere „übergehe", dergl. Angaben aus den kleinen Sprachlehren wegzubringen, scheint nicht möglich zu sein.

Die Anlage und Ausführung des Büchelchens indessen ist verständig und praktisch und dieses darum zu empfehlen; der Druck ist fast durchweg richtig. Warum heifst es im Vorworte, die spanische Sprache „beginne" eines der verbreitetsten Idiome des Erdballs zu werden? Das ist sie längst.

Dr. Paul Förster.

Engelbert Günthner: Calderon und seine Werke. 2 Bde. Freiburg i. Br., Herder, 1888.

Von Calderon gilt das bekannte Lessingsche Wort: „Wer wird nicht einen Klopstock loben u. s. w." Auch er wird mehr gepriesen und bewundert als gelesen und verstanden. Seine Wertschätzung beruht mehr auf einer gewissen litterarischen und vielfach religiösen Rechtgläubigkeit als auf eigenem Urteile und selbsterworbener Kenntnis. Über „Das Leben ein Traum", den „Richter von Zalamea", vielleicht auch noch den „Standhaften Prinzen" und den „Wunderbaren oder wunderthätigen Zauberer" hinaus werden wenige etwas von ihm wissen; indessen nennen alle seinen Namen mit der üblichen Ehrfurcht. Dabei fehlt es nicht an guten Hilfsmitteln, Übersetzungen und litterarischen Darstellungen. Die Kenntnis jener wenigen, namentlich der beiden erstgenannten Meisterwerke — das eine von religiöser und philosophischer Tiefe ohne bestimmtes Bekenntnis, das andere ein unvergleichlich herrliches geschichtliches Charakterbild und Meisterstück der Charakteristik —, mufs überdies leicht zu einer gewissen Übertreibung der Wertschätzung führen. Und auch die wirklichen Kenner des Dichters bleiben davon nicht ganz frei; sie sehen fast nur strahlendes Licht mit wenigen Flecken. Von der Meisterschaft des dramatischen Aufbaues, von der Mannigfaltigkeit und dem Reichtume der Erfindung, von der Fülle der Sprache, dem Gefunkel der Bilder — alles Vorzüge, welche dem Dichter niemand absprechen wird — eingenommen, verkennen sie häufig, dafs derselbe doch erheblichere Schwächen hat, als nur eine Neigung zum „Estilo culto" in einigen Jugenddramen. Und diejenigen, welche dafür nicht blind sind, gehen leicht wieder zu weit in ihrer schulmeisterlichen und recensentenhaften, auch launenhaften Beurteilung.

Vergleiche Calderons mit Shakespeare und Goethe sollte man lieber ganz unterlassen; dabei kommt meist nichts Vernünftiges heraus. Ausgenommen seien solche sich aufdrängenden Parallelen wie „Faust" und

Digitized by Google

„Der wunderthätige Zauberer“, welche die Lösung des gleichen Problems versuchen.

Entscheidend aber für Calderons Beurteilung in Bezug auf eine grofse Anzahl seiner Stücke, nämlich die religiösen Inhalts, ist die Frage: Ist in ihnen die Lösung wirklich dramatisch und moralisch-psychologisch durch eine innere Entwickelung der Charaktere, durch eine Entfaltung oder Läuterung der Seele herbeigeführt, oder vielmehr durch das Wunder, welches hier an Stelle des „deus ex machina“ tritt, also durch etwas äufserlich Einwirkendes, an dessen Bedeutung für den Charakter wir glauben müssen, ohne es geistig zu schauen und also davon recht überzeugt zu sein; durch eine von scholastischer Spitzfindigkeit und kirchlichem Aberglauben nicht freie Verwendung der Formel, des Credo. Man mag ja dann auch einen tieferen Inhalt in jenen Dramen finden, aber im Grunde genommen legt man davon ebenso viel hinein, als der Dichter giebt. Calderon ist der katholische Dichter seiner Zeit, das ist es, was seiner Dichtung ebensowohl ihre Vorzüge verliehen hat, als ihr für jeden nicht auf jenem von dem Glauben eingeengten Boden stehenden und an jene schwüle, dunstige Weihrauch-Atmosphäre nicht gewöhnten freien, klaren Geist entschiedenen Eintrag thun mufs. Es hängt darum in der That für die Beurteilung Calderons zum Teil mit von der eigenen Stellung zu jenem Glauben, zu jener Auffassung des Christentums ab. Es giebt auch heute noch fromme Leute, welchen jener Calderonsche Glaube nicht nur poetisch schön scheint, sondern Quellwasser fürs eigene Leben ist. Mit solchen nicht ästhetisch rein geniefsenden, sondern durch Hineintragen ihres subjektiven Gefühls-Standpunktes befangenen Beurteilern wird der geistig freie, zwar religiöse und fromme, doch nicht eng- und strenggläubige, der geschichtlich denkende und im guten Sinne des Wortes moderne Geist sich in betreff eines Calderon schwer auseinandersetzen können. Bei aller Bewunderung vor der Gedankentiefe und dichterischen Gröfse desselben stehe ich nicht an zu bekennen, dafs ich mich in den Geist eines Stückes, wie beispielsweise „Die Andacht des Kreuzes“, nicht hineinfinden kann, nicht hineinfinden will, ihn vielmehr in Bezug auf den Gedanken für unvernünftig, moralisch für wertlos, wenn nicht verirrt und irreführend halte.

Was nun Günthners Werk betrifft, so verdient es, von der auch hier hervortretenden zu allgemein und zu gleichmäfsig günstigen Beurteilung abgesehen, hohes Lob als gute litterarische Zusammenstellung und Verarbeitung des früher über Calderon Geschriebenen und als gute Analyse seiner Stücke. Jedem Litteratur-Freunde und -Forscher ist es als guter Wegführer bestens zu empfehlen. Band I enthält ein sehr sorgfältig und vollständig zusammengestelltes Register der Calderon-Litteratur, das Leben des Dichters und die religiösen, symbolischen, mythologischen und Ritterschauspiele ihrem Inhalte nach mehr oder weniger ausführlich wiedergegeben; dazu eine getreue Abbildung des Originalbildes Calderons in „San Pedro de los Naturales de esta Corte“ zu Madrid. Man sehe den schönen, würdigen Kopf an, man bemerke aber auch einen gewissen mystischen, starren Zug, und das Gesicht wird zum Beleg des oben Ausgeführten. Gut und witzig ist die Bemerkung, welche Günthner nach Baumgartner (S. J.), „Goethe. Sein Leben und seine Werke“, macht, aufserordentlich spärlich seien die Nachrichten, wie überhaupt über das ganze Leben des grofsen Dichters, so namentlich über die letzten dreifsig Lebensjahre desselben. Er gehöre eben, wie Homer, Sophokles, Dante und Shakespeare, zu jenen grofsen Männern, von denen wir „zum grofsen Verdrusse aller Philologen fast nichts Genaueres über ihr vegetatives, animalisches, bürgerliches und häusliches Leben wissen“. Band II enthält die Lustspiele, die heroischen und geschichtlichen Dramen und die geistlichen Festspiele (Autos).

Die beste Weise, den Dank für das Verdienst, welches sich ein Schriftsteller erworben hat, abzustatten, ist sicherlich der Nachweis des Fehlerhaften oder weniger Gelungenen, damit es zukünftig verbessert werde. So führe ich schliefslich einiges derart an, indem ich bemerke, dafs ich das Werk nur in einigen Teilen bis ins einzelne geprüft habe. Hier und dort läfst der Stil zu wünschen übrig. Z. B. I, 37: „Cyprian trennt die Kämpfenden und erbietet sich, bei seinem grofsen Einflufs in der Stadt diesen (nämlich den Einflufs) als Vermittler bei Lysander, dem Vater der Justina, geltend zu machen.“ Ein „gefolgt von“ (I, 43) darf wohl schliefslich als *vox populi* kaum noch gerügt werden. I, 50: „Polemius hat ein Dekret ... in der Hand, das die Christen ... aufzusuchen befiehlt, und sucht im Verein mit Claudius ... den Sohn von dem übermäfsigen Studium abzubringen ...“ Hier werden ganz verschiedenartige Dinge durch ein „und“ verbunden. I, 51: „Hast auf allen Gram vergessen.“ Das ist wohl ein Austriacismus!

Die Übersetzung von spanischen Stellen ist vielfach über das Erlaubte frei und nicht immer ohne Einwand; z. B. II, 180: *„Me vió Enrique, festejó Mis desdenes, celebró Mi nombre ...“* — „Sah Enrique (warum nicht Heinrich?) mich, und klar zeigt' er seine Glut“; der Begriff *„desdenes*, Abweisung“ wird ganz unterdrückt. I, 153: *„Al peso los años Lo eminente se rinde; Que á lo fácil del tiempo No hay conquista difícil* — „Es mufs der Last der Jahre das Hohe selbst erliegen; Wenn leicht nur drückt die Zeit, Ist schwer es nicht, zu siegen.“ Das ist überhaupt unverständlich; der Sinn ist: „Für das Leichte, d. h. die Leichtigkeit der Zeit giebt es keine schwierige Eroberung, keinen schwierigen Sieg“; d. i. „Mit Leichtigkeit trägt sie alle Siege davon.“ Zu bemerken ist, dafs Günthner, wo Übersetzungen vorlagen, nach diesen citiert hat.

Schliefslich einige Druckfehler: I, 8 *Santjago*, l. *Santiago;* 158 *reverenzia*, l. *reverencia;* 199 *y vasallo*, l. *yo vasallo;* 205 *mirais*, l. *murais;* 226 *esperancias*, l. *esperanzas.* II, 181 *Bañe el pecho*, l. *lecho;* 281 *honrar la mujer' pues miro*, l. *mujer, pues* ...

Druck und Ausstattung ist vortrefflich, wie alles aus dem Herderschen Verlage. Dr. Paul Förster.

Aug. Scheler: Dictionnaire d'étymologie française d'après les résultats de la science moderne. Troisième édition revue et augmentée. Bruxelles, C. Muquardt, 1888. X, 526 S. gr. 8. 18 frcs.

Es thut nicht not, das Werk, das in seinen früheren Ausgaben von 1861 und 1872 sich weit herum verbreitet und ohne Zweifel vielen gute Dienste gethan hat, nach der Seite seiner Anlage hin zu kennzeichnen. Es ist bekannt, dafs es im Unterschiede etwa von dem, was ein Auszug der etymologischen Deutungen neufranzösischer Wörter aus Diezens Wörterbuch sein würde, den gesamten neufranzösischen Wortschatz mit Inbegriff äufserst zahlreicher Lehnwörter und ohne Ausschlufs der Wörter durchsichtigster Bildung auf seine Herkunft hin prüft, eher also mit einer Zusammenstellung des Etymologischen aus Littré zu vergleichen wäre. Diesem steht es auch darin nahe, dafs die Grenzen des Wortschatzes nicht gar so weit gezogen sind wie etwa bei Sachs, der sich bemüht hat, sich gar keinen landschaftlichen, keinen technischen, keinen rotwelschen, keinen vom Übermut eines einzelnen einmal gewagten Ausdruck entgehen zu lassen, wofern er in neufranzösischen Schriftwerken irgend nachweisbar ist. Doch ist Schelers Arbeit nicht etwa blofs ein Auszug aus Littré, dem es in erster Ausgabe zuvorgekommen ist und der ja übrigens selbst

Digitized by Google

an etymologischer Belehrung nicht viel eigenes gewährt; sie verfährt nur ähnlich, trägt mit eigenem Fleifs und lobenswerter Umsicht zusammen, was an irgend der Beachtung würdigen Deutungen geboten worden ist, sucht zu einem begründeten Entscheid zu gelangen, wo entgegengesetzte Meinungen geäufsert sind, hält auch eigene Vermutungen nicht zurück und ist dabei von guter Kenntnis des Altfranzösischen getragen und durch Vertrautheit mit anderen Sprachen unterstützt. Seit Littré ist ja reichlich auch für die Etymologie des Französischen gearbeitet; behutsamer geworden, wagt man heutzutage manches nicht mehr zu wiederholen, was früher keinem Widerspruch begegnete, und hinwieder sind Zusammenhänge erkannt, die ehedem nicht beachtet waren. An Veranlassung, Littrés und seine eigenen früheren Aufstellungen zu berichtigen, fehlte es hiernach Scheler nicht; und wenn ihm gleich einzelnes entgangen ist, was an Äufserungen aus neuerer Zeit ihm hätte zu statten kommen können, so mufs man doch sagen, dafs dies Werk in seiner dritten Ausgabe im Verhältnis zur zweiten sich durch liebevolle Nacharbeit wesentlich verbessert hat, hier durch Gewinn eines neuen, besser gesicherten Ergebnisses, dort durch Erwähnung neuer Deutungsversuche, hier durch glücklichere Fassung des Ausdrucks, dort durch einen passenden Hinweis auf gleichartigen Wandel des Sinnes oder der Laute. Man vergleiche, um sich davon zu überzeugen, z. B. nur die Artikel *abattre, abandon, abasourdir, abeille, aboyer, abri, acajou, acariâtre, accoutrer, acolyte, admonéter, affoler, agacer,* wie sie jetzt lauten, mit ihrer früheren Fassung; und dabei bleibt man innerhalb der ersten elf Seiten; neu hinzugekommen sind auf denselben die Artikel *accore, adouer.*

Dafs mir in der einen oder der anderen Hinsicht das Werk immerhin noch einiger Verbesserung bedürftig scheint, will ich übrigens auch nicht verschweigen. Dabei denke ich weniger an Einzelheiten von zweifelhafter Richtigkeit oder an Lücken in der Reihe der behandelten Wörter oder in der Reihe der verzeichneten Deutungsversuche (in letzterer Beziehung hätte umgekehrt unter *abée,* unter *acariâtre, adirer, admonéter, aller* u. a. Raum gespart werden dürfen), als an gewisse Mängel in der Anlage des Ganzen. Es hätte sich wohl empfohlen, einen Abrifs der geschichtlichen Lautlehre und einen der Wortbildungslehre dem Wörterbuche als Einleitung voranzustellen, auf deren Paragraphen kurz verwiesen werden konnte, wo jetzt immer in nutzloser Wiederholung die Gesetzlichkeit einzelner Vorkommnisse behauptet werden mufs. Was jetzt unter *acquérir* bezüglich des Stammvokals gesagt ist, unter *élire, asseoir (assieds)* gesagt sein sollte, wäre dann auf einmal erledigt; für *abêtir, affadir, affermir,* das fehlende *adoucir* und viele andere wäre die Bildungsweise an einer Stelle gekennzeichnet; *abriter, agioter, recruter* (für welche Scheler bei G. Paris' Erklärung bleibt) fände man in der Einleitung die erforderliche Auskunft, vielleicht gar die sämtlichen Analoga. Da würden auch die lebenden Suffixa verzeichnet sein, von denen jetzt einige, wie *-able, -age, -acé, -ade, -ment (mente), -ume,* besonders in der alphabetischen Reihe aufgeführt sind, während *-at, -ate* (s. unter *ablégat, acétate), -esse, -et, -eur, -eux, -if, -ique, -ment (-mentum), -on* gleicher Gunst nicht teilhaft geworden sind.

Etwas in sich so Ungleichartiges, wie der nfrz. Sprachschatz ist, als Etymologe zu durchdringen und in völlig folgerichtigem Verfahren darzustellen, ist allerdings ungemein schwierig; doch mufste nach Gleichmäfsigkeit wenigstens gestrebt werden, und das ist nicht immer genügend geschehen. Dafs lateinische Wörter, welche französisch geworden sind, selbst auch in ihre Bestandteile zerlegt werden, kann man vom etymologischen Wörterbuch des Französischen nicht verlangen; läfst es sich aber darauf ein, womit es ohne Zweifel manchem Willkommenes thut (auch Littré ist in dieser Hinsicht über das Pflichtmäfsige hinausgegangen),

so hat man ein gewisses Recht, gleiche Freigebigkeit in allen Fällen zu erwarten: wird *abstemius* erklärt (wobei übrigens die Aufstellung *temum* = *μέϑυ* Bedenken erregt), warum nicht auch *absurdus?* So ist auch in der Auswahl der zur Erklärung kommenden Wörter etwas ungleich verfahren. Wenn *phylloxera* erklärt ist, wie kann *académie* fehlen? wenn *eu* (gehabt) einen besonderen Artikel verdient, warum nicht auch *su* oder *je serai* oder *je fus?* (Von *je vais* ist unter *aller* die Rede; aber dafs es von *vado* komme, kann ich nicht glauben; es ist das unerklärte afrz. *vois.)* Hält man für angemessen, *abbé* auf die Accusativform *abbatem* zurückzuführen, so entsprechen auch in zahllosen anderen Fällen die lat. Nominative den französischen Formen nicht.

Schliefslich einige Bemerkungen zu den ersten Seiten:

à. In der Verbindung *l'homme à la jambe de bois* soll *à* aus *apud* entstanden sein. Dies braucht man nicht anzunehmen. Von frühester Zeit an brauchen Denkmäler, denen *o, od* ganz geläufig ist, *à* in dem Sinne, um den es sich in jener Verbindung handelt. Was nachher über die Verwendung des Präfixes *a* gesagt ist, erscheint als wenig gelungen in der Fassung.

abaisser. Hier und später braucht Scheler den Ausdruck *forme extensive,* der *abaisser* im Verhältnis zu *baisser* nicht treffend bezeichnet. Unter *baisser* selbst ist das Auftreten des *ai* in der Stammsilbe nicht erklärt.

abajoue. Der Ausdruck ermangelt der Klarheit.

abasourdir. Der Umstand, dafs manche das *s* dieses Wortes stimmlos sein lassen, ist für den Etymologen von Bedeutung.

abîme. Die Form **abissimus* ist durch *dominissimus, oculissimus* nicht unmittelbar gerechtfertigt.

abjurer. Der Unterschied im Sinne zwischen dem lat. und dem frz. Worte ist nicht ausreichend klar gemacht.

able. Die afrz. Form *abliere* scheint mir nicht erwiesen.

abreuver. Ein prov. *abeurer* giebt es nicht.

absoudre. Ein afrz. *assoilir* wird sich kaum nachweisen lassen; das Bestehen eines mittelengl. *assoile* ist kein genügender Grund, jenes anzunehmen. *absous* habe ich selbst früher als Nominativform angesehen (Gött. Gel. Anz. 1872, 1901); G. Paris, Rom. II, 151 hat das misbilligt, und seitdem ich das Femininum *asousse,* Nd. Chartr. 165, und *assous* als Acc. Sing. und Nom. Pl., Ren. Nouv. 1718, R. Clary 15, ja auch Ch. Rol. 340, gefunden habe, gebe ich ihm recht.

abstrus. Der eigentliche Sinn von *abstrait* ist nicht getroffen. Die lateinischen Wörterbücher geben die Isidorstelle, welche darüber Aufschlufs gewährt.

acabit. Das Wort kann nicht mit *capere* zusammenhängen; es ist ein Verbalsubstantiv zu *accapit-are.*

accastiller mufste als spanisch bezeichnet werden.

accent. Die Ableitung des Vb. *statuer* von *status* ist irrig; es ist *statuere.* als Lehnwort behandelt.

accise. Mir ist wahrscheinlich, dafs *assise* durch gelehrte Volksetymologie, wenn man so sagen darf, zu *accise* verunstaltet ist.

accoster wird wohl in dieser Form durch italienische Einwirkung neu belebt sein.

accoter scheint in seiner Form *(o)* durch *côté* beeinflufst.

accoutrer. Der Verweis auf *cintrer* ist nicht entscheidend (s. Scheler unter *cintre);* auch *empêtrer* ist keine sichere Parallele, da bei Herkunft des Wortes von **impasturare* das afrz. *ai* des Stammes unerklärt bleibt.

acier. Ein afrz. *acer* anzusetzen ist keine Veranlassung.

acoquiner kann nicht mit *coquina* zusammenhängen. Eine so gelehrte Bildung, wie es seiner Form nach sein müfste, könnte von ihrer

Digitized by Google

ursprünglichen Bedeutung „nach der Küche bringen“ nicht so weit abgegangen sein.

acquêt kann nicht (wie ital. *acquisto)* aus *acquisitum* hervorgehen.

action ist zur Bedeutung „Aktie“ wohl auf dem Wege gelangt, dafs es zunächst Bethätigung, thätige Beteiligung, *(co)opération* bezeichnete und dann die Urkunde, durch welche eine solche Beteiligung bezeugt wird.

acuité ist älter als Scheler annimmt, s. Du Cange.

affaiter wird man besser von *fait* ableiten; die Grundbedeutung wird wohl sein „für die That, die Wirksamkeit bereit machen“.

afférent. Ein afrz. *aferant* fehlt nicht: *enterrer font errant Les cors ainsi com il ert aferant,* Enf. Og. 7598; *abis a leur estat affrans,* G. Muis. I, 361. So steht denn der von Scheler selbst vorangestellten Etymologie nichts im Wege als die späte und leicht erklärliche Schreibung mit *-ent.*

affié ist von *fīdus,* nicht von *fĭdes* abzuleiten.

affubler. Prov. *fuvela* ist nicht ohne weiteres *fibula.*

agencer. Ein **genitius* anzusetzen, wie unter *gent* geschieht, ist unstatthaft.

affût ist nur als Ableitung von *affûter* verständlich, tritt auch erst nach diesem auf.

agréer. Das prov. *agreiar,* das einige als gleichbedeutend und gleichen Ursprungs mit dem frz. Worte ansetzen, besteht nicht.

adage. Die Deutung von *adagium,* nach der es von *agere* abgeleitet wäre, läfst sich nicht halten; es gehört zu *ajo.*

So wäre denn allerdings im einzelnen an manchen Stellen nachzubessern; darum hört aber Schelers Wörterbuch nicht auf, ein Werk zu sein, aus dem viel gründliche Belehrung und mancherlei Anregung zu weiterem Forschen zu gewinnen ist. Es wird in weiten Kreisen Verständnis für den Bestand des französischen Sprachschatzes, Einsicht in die Entwickelung des Sinnes der einzelnen Wörter, richtige Anschauungen von den Mitteln verbreiten können, deren der sprachgestaltende Geist sich bedient, seinen in ewigem Wandel begriffenen Inhalt sich zum Bewufstsein zu bringen und mitteilbar zu machen. Adolf Tobler.

Alfred Schulze: Der altfranzösische direkte Fragesatz. Leipzig, S. Hirzel, 1888. VIII, 271 S.

Der Verfasser des vorliegenden Buches ist auf dem Gebiete des altfranzösischen direkten Fragesatzes kein Neuling mehr. Schon 1884 ist von ihm „Die Wortstellung im altfranzösischen direkten Fragesatze“ als Dissertation bei der Berliner philosophischen Fakultät eingereicht worden (abgedruckt Archiv LXXI, S. 185—212 und S. 303—356). Die Anerkennung, welche jene ebenso fleifsige und gewissenhafte, wie scharfsinnige und auf der festen Grundlage grofser Belesenheit und sicherer Kenntnis der Sprache beruhende Abhandlung gefunden hat, kommt dem vorliegenden Werke in demselben, wenn nicht in höherem Mafse zu.

Nach einem sehr eingehenden, aber doch knapp gehaltenen allgemeinen Überblick über das verschiedenartige Wesen der Fragen, wie es durch das Verhältnis des Fragenden zur Antwort und andererseits durch den Gegenstand der Frage selbst bedingt wird (Kapitel I), wendet sich der Verfasser im zweiten Kapitel zum altfranzösischen Fragesatz und behandelt in den neun folgenden Kapiteln 1) die negierten Fragen im Altfranzösischen; 2) Fragen mit *pas* oder *point* ohne *ne;* 3) die altfranzösischen Fragepartikeln *(et, enne, si, donc, donne, ore, bien* und Kombinationen derselben); 4) die Erweiterung des Fragesatzes durch *estre;* 5) die Tempora und Modi im altfranzösischen direkten Fragesatze; 6) die indirekte Frage

Digitized by Google

an Stelle der direkten; 7) dilemmatische Fragen; 8) Wiederholungsfragen; 9) die Wortstellung im altfranzösischen direkten Fragesatze. Der Anhang (Kapitel XI) ist der „Beantwortung der Frage im Altfranzösischen" gewidmet.

Wie schon diese knappe Aufzählung der Hauptabschnitte erkennen läfst, zieht der Verfasser alles, was bei der Besprechung des direkten Fragesatzes in Betracht kommen kann, in den Bereich seiner Erörterungen. Nicht zufrieden indessen, den Umfang seiner Untersuchung aufs weiteste bemessen zu haben, stellt er sie durch Herbeischaffung sehr reichen Quellenmaterials auf breite Grundlage und vertieft sie durch eingehende Prüfung fast jedes einzelnen zur Besprechung gelangenden Falles, wobei er auch mitunter des Guten zu viel thut. In dem Bestreben, möglichst Unanfechtbares aufzustellen und auch die kleinste Abweichung vom festgestellten Gebrauch nicht unerklärt zu lassen, begegnet es ihm mitunter, dafs seine Untersuchung einen minutiösen Charakter annimmt, der aber nur ein weiterer Beweis für die peinliche Gewissenhaftigkeit ist, mit der sich der Verfasser seiner Aufgabe entledigt.

Dafs er in den einzelnen Abschnitten die Arbeiten anderer, die vor ihm den jeweilig zur Erörterung gebrachten Gegenstand behandelt haben, erwähnt und bespricht, versteht sich bei einer so umsichtigen Abhandlung von selbst. Wenn der Verfasser hierbei, wie es öfter vorkommt, auf Grund seiner umfassenderen Beobachtungen zur Polemik gegen seine Vorgänger genötigt ist, so weifs er seinem Widerspruch bei aller Bestimmtheit doch eine mafsvolle, rein sachliche Form zu geben, die um so mehr Anerkennung verdient, als er bei seiner überwiegend kritischen Beanlagung wohl manchmal das Verlangen nach recht energischer Opposition in sich verspürt haben mag.

Die Ergebnisse seiner Untersuchung sind in kurzem folgende: *ne — pas*, weniger häufig *ne — mie*, noch seltener *ne — point*, werden ohne Unterschied der Bedeutung nebeneinander gebraucht, namentlich in höflichen Fragen. Ohne *ne* tritt zunächst nur *point* im direkten Fragesatze auf, *pas* erst vom Pathelin an; ihr Hinzutreten verleiht der Frage den Charakter höflicher Bescheidenheit. *Et* als Fragepartikel läfst erkennen, dafs es dem Sprechenden darum zu thun ist, seine Frage als Ergebnis einer vorangehenden Äufserung (im weitesten Sinne) des Angeredeten erscheinen zu lassen. Gleiches gilt von *enne, si, donc*. *Donne (done, don', dunne, denne* etc.) ist, seinen Bestandteilen (donc + ne) entsprechend, ursprünglich wohl bestimmt, den Hörer energisch zu einer dem Redenden genehmen Äufserung zu zwingen, kommt aber gleichzeitig mit abgeschwächter Bedeutung im Sinne der einfachen Negation vor. *Ore* giebt zu verstehen, dafs für den Sprechenden die Gegenwart als solche der Ausgangspunkt seiner Frage sei („während *si* die gerade vorliegenden Umstände als zur Frage anregend hinstellt") und giebt, wie *point* und das hinter *ore* behandelte *bien*, der Frage ein höflich-bescheidenes Ansehen.

Das den Fragesatz erweiternde *estre* ist noch nicht, wie im Neufranzösischen, zu einer bedeutungslosen Formel heruntergesunken, sondern dient dazu, die Aufmerksamkeit des Hörers möglichst nachdrücklich auf das in Frage Gestellte hinzulenken. In Bestimmungsfragen wird das persönliche Subjekt mit *qui est qui, qui est ce qui, qui est cil qui*, das persönliche Objekt mit *qui est ce que (que* ist die Konjunktion), *qui est cil cui* erweitert; das sächliche Subjekt mit *qu'est ce qui, qu'est ce que;* das sächliche Objekt mit *qu'est ce que;* das adverbial gebrauchte *que* ebenso; das von einer Präposition abhängige mit *de quoy est ce que, pour quoy est ce que* u. s. w.; das Attribut mit *quel ... est ce qui* oder *que* (Konjunktion); ein Umstand mit *comment est ce que* (neben *est* in allen Fällen natürlich auch *estoit, fut, sera* u. s. w.).

In Bestätigungsfragen wird das Subjekt nach dem Schema *es tu ço*

Digitized by Google

qui; das Objekt nach der Formel: *fustes vos ce que* oder — mit beziehungslosem Relativsatz — nach: *fustes vos ce cui* erweitert. Bei der Erweiterung einer adverbialen Bestimmung verfährt das Altfranzösische genau ebenso wie die jetzige Sprache *(est ce a vous que, est ço par ire que).*

Hinsichtlich der Tempora im direkten Fragesatze ist zu bemerken, dafs das *Futurum* (in der 1. oder 3., nie in der 2. Person) steht, wenn der Sprechende frageweise zum Rat oder Befehl auffordern will (Diez III³, 282), oder um aus Höflichkeit die in der Beziehung der Frage auf die Gegenwart (durch das Präsens) liegende Schroffheit der Ausdrucksweise zu mildern. — Das *Præteritum Futuri* (Conditionalis) drückt als Modus der Nichtwirklichkeit aus, dafs der Sprechende für seine Person von der Unmöglichkeit zukünftigen Eintretens des in Frage Gestellten überzeugt ist, es im Sinne anderer Personen indessen als in Zukunft möglich ansehen wolle. Denselben Sinn hat das Præteritum Futuri in Bezug auf gegenwärtiges Geschehen. — Der *Conjunctiv Præsentis* im direkten Fragesatze ist sehr selten und findet sich nur in Fragen, „die im Tone der Verwunderung eine vorangegangene Aufforderung wiederholen". Der *Conj. Imperf.* giebt ähnlich wie das Præt. Futuri zu erkennen, dafs der Sprechende das in der Frage zum Ausdruck Gebrachte von vornherein für „etwas Irreales hält, von dem nur in hypothetischem Sinne die Rede sein könne". — Der *Infinitiv* findet sich in direkten Fragen, wenn „dem Geiste des Redenden eine bestimmte Person bei seinen Worten gar nicht vorschwebt".

Der Abschnitt „Indirekte Frage an Stelle der direkten" bringt zu dem von Tobler, Beiträge S. 21, Ausgeführten eine Reihe weiterer Belege und erklärt den eigentümlichen Gebrauch psychologisch. — In den dilemmatischen Fragen kennt das Altfranzösische bei Gegenüberstellung zweier Substantiva oder Infinitive noch nicht das im Neufranzösischen beinahe zur Regel gewordene *de;* bei Gegenüberstellung zweier Sätze zeigt der zweite fast stets die Wortstellung der Assertion.

Wiederholungsfragen nehmen entweder eine vorangehende Mitteilung oder eine Aufforderung oder eine Frage wieder auf, um dem Angeredeten das Erstaunen des Sprechenden über jene Mitteilung, Aufforderung, Frage zu erkennen zu geben. Die Wortfolge in Wiederholungsfragen ist überwiegend die der Assertion, bedeutend seltener die der Frage.

Das Kapitel X über die Wortstellung im altfranzösischen direkten Fragesatze entspricht genau der oben erwähnten Dissertation des Verfassers, natürlich unter Berücksichtigung des in der Zwischenzeit über diesen Gegenstand Erschienenen, und ist also den Lesern dieser Zeitschrift bereits bekannt. — In Kapitel XI werden die verschiedenen Arten, wie direkte Fragen im Altfranzösischen beantwortet werden (entweder durch Partikeln: *oïl, oje, o nos, o vos; nenil, naje;* seltener *je non,* oder einfach *non,* welches, auch mit Zusatz von *voir,* schwächer als *nenil, naje* verneinte; — oder durch Wiederholung des in Frage Gestellten, gewöhnlich unter Hinzufügung einer Beteuerung; selten durch *c'est voirs),* eingehend erörtert, wobei auch die bekräftigenden und die korrigierenden Fragen Berücksichtigung finden.

Berlin. **Fritz Bischoff.**

La Chanson de Roland, traduction archaïque et rythmée, accompagnée de notes explicatives par L. Clédat. (Bibliothèque de la faculté des lettres de Lyon, tome III.) Paris, Ernest Leroux. XIV, 289 p. 8.

Den Inhalt des stattlichen Bandes bildet eine Übertragung des Oxforder Textes der Chanson de Roland in ein altertümlich gefärbtes Neu-

französisch zum Nutzen des modernen Publikums, in eine Sprache, die niemals existierte, sondern willkürlich konstruiert ist. Der Übersetzer beobachtet den Grundsatz, die Worte und Wendungen des Urtextes möglichst beizubehalten, dabei jedoch dem heutigen Leser jede Unklarheit zu ersparen. Darum wird afrz. *pis* durch nfrz. *sein*, *irance* durch *colère*, *isnel* durch *rapide*, *encui* durch *ce jour*, *forcelle* durch *épaule*, *issir* durch *sortir* u. s. w. ersetzt; andererseits begegnen *hom*, *serrer*, *traire* = *tirer*, *hanste*, *s'épée*, *lès*, *héberger*, *courre* = *courir*, *l'ost*, *orra*, *souef* etc. Die Wortstellung ist nach der Weise des Altfranzösischen frei, was der Übersetzung ganz besonders ein altertümliches Kolorit verleiht. Viele Veränderungen sind durch das Streben hervorgerufen, den zehnsilbigen Vers durchzuführen, doch gestattet sich der Übersetzer Freiheiten, welche die moderne Metrik nicht anerkennt. So schreibt er: *Si l'orra Charles, qui est aux ports passant. Devant Marsile s'ecrie en la presse.* Er giebt übrigens von seinen Änderungen in den Noten gewissenhaft Rechenschaft und bemüht sich, jegliche Schwierigkeit, die der moderne Leser in dem Texte finden könnte, zu heben. Als Probe diene der Anfang des Epos:

Charles le roi, notre empereur le *Magne,*
Sept ans tout pleins a été en Espagne.
Jusqu'en la mer conquit la terre (h)autaine;
N'y a château qui devant Charles reste,
Mur ni cité n'y est resté à freindre
Fors Saragosse, qu'est en une montagne.
Le roi Marsile la tint, qui Dieu non aime,
Mahomet sert et Apolion réclame.
Ne s' peut garder que le *mal ne l'atteigne. Aoi.*

H. L.

Dr. Martin Hartmanns Schulausgaben französischer Schriftsteller. 1) Mademoiselle de la Seiglière von J. Sandeau. 2) Béranger, Auswahl seiner Lieder. Leipzig, E. A. Seemann. 1888.

Schulausgaben französischer Schriftsteller werden in unserer Zeit nachgerade Legion, und mehr als ein Schulmann fühlt sich berufen und dünkt sich befähigt, solche Ausgaben zu besorgen und auf den Büchermarkt zu bringen. Leider haftet vielen der gewöhnlichen Schulausgaben französischer Autoren der Stempel der Oberflächlichkeit und einer gewissen Handwerksmäfsigkeit an, so dafs sie den Schülern wenig Nutzen bringen, ja sogar durch unnötige Übersetzungen etwas schwieriger Stellen das selbständige Denken des Schülers beeinträchtigen und durch überflüssige Fufsnoten, in denen die jedem besseren Schüler der oberen Klassen bekannten grammatischen Regeln gegeben werden, langweilig erscheinen. — Wie ganz anders verhält es sich mit den Hartmannschen Schulausgaben französischer Schriftsteller! Sie sind mit einer solchen Genauigkeit und Gründlichkeit, mit einem solchen Fleifs besorgt, liegen in deutlichem, schönem Drucke vor und sind das stattliche Bändchen für eine Mark zu haben, dafs wir ihr Erscheinen nur mit Freuden begrüfsen und sie den Lehrern der französischen Sprache zur Lektüre in den oberen Klassen, namentlich der Prima der Gymnasien und Realgymnasien, nicht warm genug empfehlen können. Hartmann nimmt bei der Herausgabe seiner Bändchen einen ganz besonderen Standpunkt ein und geht von ganz anderen Gesichtspunkten aus als die übrigen Herausgeber klassischer Schriftsteller. Er richtet sein Hauptaugenmerk auf den Inhalt des Werkes; seine ausführlichen und vielseitigen Bemerkungen, die in einem Separatheft beigegeben werden, sind rein sachlicher Art, dienen in jeder

Digitized by Google

Hinsicht wesentlich zum Verständnis des Schriftstellers und erleichtern dem Lehrer ungemein die Erklärung, insofern als sie über Dinge Aufschlufs geben, die man nur durch eingehende Specialstudien erfahren kann. Dem Texte schickt der Herausgeber eine genaue, nach authentischen Quellen verfafste Biographie des Dichters voraus, wobei nicht nur seine äufseren Lebensverhältnisse, seine sociale und politische Stellung, sondern auch sein geistiger Entwickelungsgang, die stufenweise Entfaltung der poetischen Talente in gleicher Weise Berücksichtigung finden. In der Mme de la Seiglière z. B. werden alle Fragen der Politik, des Verhältnisses der Emigranten zur Heimat, ihre Stellung zur Regierung, ihre Schwärmerei für das Königtum, ferner die vorkommenden Rechtsfragen, sowie das Leben und Treiben in den adeligen Kreisen im Gegensatz zu den einfach bürgerlichen, genau besprochen und erörtert. Der Herausgeber verfehlt dabei nie, genau die Quellen zu citieren, aus denen er die beweisliefernden Belegstellen genommen hat.

Die ausgewählten, meist politischen Lieder Bérangers sind chronologisch geordnet; die Abfassungszeit ist mit Gewifsheit festgestellt worden, sei es aus des Dichters eigenen Worten in Briefen an Freunde, sei es aus dem Gedichte selbst, oder endlich aus den Zeitumständen, auf welche der Dichter mit mehr oder weniger Deutlichkeit anspielt. Die zum allgemeinen Verständnis dieser Lieder gegebenen historisch politischen Anmerkungen sind belehrend und interessant, und auch hier hat Hartmann wiederum eingehende Quellenstudien gemacht. Des Dichters Stellungnahme zu den verschiedensten Regierungssystemen in Frankreich wird stets genau besprochen, die Zeitverhältnisse und die Volksstimmung werden immer berücksichtigt. Alles was zum Verständnis eines Gedichtes notwendig erscheint, wird sorgfältig zusammengestellt, alles Überflüssige und Unbedeutsame wird mit richtigem Takte weggelassen. Die Erklärungen, welche sich auf den Text selbst beziehen und zum Verständnis der dichterisch-ästhetischen Schönheiten beitragen, sind möglichst beschränkt, dann und wann sind einige Ausdrücke und Halbverse mit Eleganz ins Deutsche übertragen und unrichtige Auffassungen anderer namhafter Editoren mit Schärfe und evidenter Klarheit widerlegt worden. Die sprachlich-grammatischen Notizen besonders sind mit vollem Rechte auf ein Minimum eingeschränkt worden und nur dann erfolgt, sobald die gewöhnlichen Schulgrammatiken den Schüler im Stiche lassen. So hat Hartmann trotz der vielen sachlichen, äufserst wertvollen Erörterungen dem Lehrer noch zu inhaltlichen, namentlich sprachlichen Erklärungen und den Schülern zu selbständigem Denken reichlich Raum gelassen. Ich selbst habe früher schon die Hartmannsche Ausgabe von Victor Hugos ausgewählten Gedichten und jüngst die oben erwähnten Schulausgaben in der Prima des hiesigen Realgymnasiums mit grofsem Erfolge benutzt und die Beobachtung gemacht, dafs durch die wirklich ausgezeichneten und zweckentsprechenden Anmerkungen das Interesse der Schüer für den Autor geweckt und gesteigert wurde. Die Hartmannschen Ausgaben sind nicht nur Schulen, sondern auch Gebildeten aller Kreise, namentlich auch Studenten zur Privatlektüre zu empfehlen. Hartmann hat aufser den erwähnten Schriftstellern auch noch eine Ausgabe von Victor Duruy „Le Siècle de Louis XIV, Histoire de France de 1661 à 1715“ mit eben derselben Gründlichkeit und genau demselben Fleifse besorgt. Er beabsichtigt, demnächst noch andere französische Schriftsteller getreu den Grundsätzen, die er bis jetzt befolgt, herauszugeben. Möge er uns bald durch eine neue Schulausgabe erfreuen! Dies ist sicherlich der Wunsch aller derjenigen, die sich die Mühe genommen haben, die Hartmannschen Ausgaben einer eingehenden Prüfung zu unterziehen.

Vegesack. Dr. G. Wenzel.

Ψυχάρης. Τὸ ταξίδι μου. Ἀθήνα, τυπογραφεῖο τοῦ Σ. Β. Βλαστοῦ, 1889. 270 S.

„Meine Reise" betitelt sich das im vergangenen Jahre erschienene Buch des durch interessante Studien auf dem Gebiete griechischer Volkssprache längst bekannten Verfassers. — Über Zweck und Inhalt der Schrift läfst uns Herr Psichari nicht im Zweifel, indem er in seiner „*δυὸ λόγια*" überschriebenen Einleitung sagt: „Wer mich liest, wird die Absicht begreifen, mit der ich meine ‚Reise' geschrieben, Sprache und Vaterland sind ein und dasselbe. Ob einer für sein Vaterland kämpft oder für die nationale Sprache, es ist ein Kampf." Psichari tritt in dieser Schrift für die Sprache seines Vaterlandes ein und hat, wie er selbst weiter unten sagt, eine Reise, die er vor einigen Jahren nach Griechenland und in den Orient gemacht, nur zum Vorwand genommen, seine Ansichten über die griechische Volkssprache offen und klar nicht nur seinen Landsleuten gegenüber darzulegen, sondern auch weiteren Kreisen zu zeigen, welches die wahre, lebendige, vom Volke wirklich geredete Sprache ist, und wie gut sich dieselbe als Schriftsprache verwenden liefse, da sie sich nach naturgemäfsen Gesetzen, ebenso wie die romanischen Sprachen, allmählich entwickelt hat.

Dafs der in Paris lebende Verfasser des in reizender Vulgärsprache geschriebenen Büchleins bei seinen Landsleuten, welche leider zum gröfsten Teil mit Vornehmheit auf die Volkssprache als ein Gebilde des Pöbels herabschauen und sich der Hoffnung auf Wiederbelebung der Sprache „der attischen Biene" hingeben, wenig Anklang gefunden, das beweist uns die hohnstrotzende Bemerkung, mit der die Mitteilung einiger Kapitel daraus in der *Ἀκρόπολις* (vom 19. und 20. Juli 1888) eingeleitet ist.

Möge jeder unparteiische Leser aus der folgenden Besprechung des eigenartigen und interessanten litterarischen Erzeugnisses, von welchem eine knappe Inhaltsdarstellung versucht werden soll, urteilen, ob diese Sprache Hohn verdient.

Nachdem Psichari in den ersten Abschnitten in der hübschesten Weise und unter den köstlichsten satirischen Anspielungen auf griechische Verhältnisse und Vorurteile (S. 3 u. 9) seine Reisevorbereitungen geschildert und dadurch gezeigt hat, wie sich alles und jedes in der Vulgärsprache zum Ausdruck bringen läfst und wie diese für sich allein zur Darstellung moderner Begriffe hinreichende Befähigung und Geschmeidigkeit besitzt, kehrt er in den folgenden Kapiteln während seiner Seefahrt in der Phantasie nach Paris zurück und preist dankbar diese seine zweite Heimat.

In dem Abschnitt „*Πόλη καὶ πολίτες*" (Konstantinopel und die Konstantinopolitaner, S. 37) macht er gelegentlich seinem Abscheu und Widerwillen gegen Türken und Türkenwirtschaft Luft und führt uns hierauf in „*αἴθουσα ἀναγνώσεως*" (cabinet de lecture) einer griechischen Gesellschaft in Konstantinopel. Mit geradezu packender Ironie und burleskem Humor geifselt er das moderne Zeitungsgriechisch, wenn er (S. 49) sagt: „... Endlich begann ich zu lesen. Aber sieh! wie sonderbar! Kam's von der Reise oder von meiner Schläfrigkeit? Ich konnte mein Französisch nicht vergessen; es wollte nicht aus dem Kopfe. Sobald ich ein griechisch geschriebenes Wort las, glaubte ich im nämlichen Augenblick dasselbe auch französisch zu lesen. Der Druck war griechisch, die Worte französisch, französisch der Sinn."

Bei dieser Gelegenheit giebt uns Herr Psichari eine ganze Beispielsammlung rein übersetzter Phrasen, von denen ich hier nur einige der auffallendsten und ergötzlichsten auswähle:

Τὴν ἰδίαν αὐτῶν ἀτομικότητα = leur propre individualité. — *τάσις τῆς ἐθνικότητος* = tendance de la nationalité. — *παρασκευάζει ὑπόμνημα* = il prépare un mémoire. — *ἐλάμβανε τὸν κόπον* = il prenait la peine. —

Digitized by Google

ἐνσάρκωσις τῆς ἰδέας ὁριστικῆς λύσεως τοῦ βουλγαρικοῦ ζητήματος = incarnation de l'idée d'une solution définitive de la question bulgare. — *πολιτική ἀτμοσφαῖρα πεπληρωμένη ἠλεκτρισμοῦ* = atmosphère politique chargée d'électricité. — *ὅπερ δὲν θὰ ἦτο ἱπποτικόν* = ce qui ne serait pas chevaleresque. — *νὰ ἀσκῇ σοβαρὸν ἔλεγχον* = ernsten Tadel zu üben.

Es würde natürlich zu weit führen, alle die prächtigen Ideen, welche uns der Verfasser namentlich in dem „*μάθημα*" (Lektion) überschriebenen Kapitel (S. 105 ff.), worin er das lächerliche und inkonsequente Streben tadelt, die Sprache durch Einführung des altgriechischen Idioms zu veredeln, in der gefälligsten Form entwickelt, auch nur kurz zu berühren. Ich mufs mich möglichst kurz fassen und gehe deshalb zum sprachlich Wichtigsten des ganzen Buches, dem „*Συμβιβασμός*" betitelten Abschnitte über (S. 163 ff.).

Was unter „*συμβιβασμός*" zu verstehen ist, setzt uns Herr Psichari in launigster Weise auseinander, indem er zugleich an diesem Worte selbst den Nachweis liefert, wie falsch und principienlos in der sogenannten Schriftsprache verfahren wird. „*Συμβιβασμός*" in der Sprache ist ein Ausgleich, eine Vereinigung oder auch Verknüpfung der alten und neuen Formen, so zu sagen der „goldene Mittelweg" (*μηδὲν ἄγαν*), der aber selbstredend geradezu zum abscheulichsten Makaronismus führt. Wie lächerlich und abgeschmackt in der That die Art und Weise ist, die Sprache so einrichten zu wollen, dafs sie weder zu sehr gegen das antike Idiom verstöfst, noch auch zu weit von der Volkssprache abweicht, zeigt uns Herr Psichari an einem Beispiel (S. 186): „Konjugiere weder immer *γράφουσι*, noch immer *γράφουν*. Wenn du hier ein *γράφουν*, dort ein *γράφουσι* setzest, dann machst du es jedem recht. Sage nicht nur *μητέρα* (neugr. Nom.), sondern sieh, dafs du hier und da einen Nominativ *μήτηρ* anbringst u. s. w."

Das Wort „*συμβιβασμός*" selbst führt ihn zu einem interessanten Exkurs über die Phonetik des Neugriechischen, welcher hier um so mehr ausführlich behandelt werden soll, als R. Foy (Lautsystem der griech. Vulgärsprache, Leipzig 1879) die an dieser Stelle erwähnten Erscheinungen der vulgärgriechischen Phonetik nicht genug hervorgehoben hat.

Die Lautverbindungen *μφ*, *νθ*, *νχ* sind im Neugriechischen nicht möglich; daher *νύφη*, *πεθερός*, *κόχη* statt *νύμφη*, *πενθερός*, *κόγχη*.

Was für die tonlosen Frikativlaute *φ*, *θ*, *χ* gilt, gilt auch für die tönenden Frikativlaute *β*, *γ*, *δ*, z. B. *τὸ βασιλιά*, *τὸ διάβολο*, *τὸ γέρο* statt *τὸν βασιλιά*, *τὸν διάβολο*, *τὸν γέρο*, und ebenso für (die Sibilanten) *σ* und *ζ*, daher *Κωσταντῖνος* (*Κωστής*) statt *Κωνσταντῖνος*, *τὴ ζωή* für *τὴν ζωήν*.

Diese Laute *φ θ χ*, *β γ* (wenn frikativ) *δ*, *σ ζ* haben nämlich das gemeinsam, dafs sie *ἡμίφωνα*, d. h. mehr oder minder „stimmhaft" sind. Wir haben also als feststehendes Lautgesetz: *ν* vor spirantes fricativæ ist unmöglich. Vgl. Foy, Lautsystem p. 79 f. Dafs dieses Gesetz auch im Altgriechischen obwaltete, weist Herr Psichari an verschiedenen Beispielen nach, wie *συσσίτιον*, nicht *συνσίτιον* (Assimilation), *σύζυγος*, nicht *σύνζυγος*, *σύστέλλω*, nicht *συνστέλλω*.

Dafs wir aber im Altgriechischen die Verbindungen *νθ*, *νφ*, *νχ*, also *ἄνθρωπος*, *νύμφη* u. s. w. finden, ist nur ein scheinbarer Widerspruch gegen das oben angeführte Gesetz, indem nämlich *φ*, *χ*, *θ* bekanntlich aspiratæ (= *π*, *κ*, *τ* + spiritus asper), nicht fricativæ waren. Desgleichen haben wir im Altgriechischen *νβ* (*μβ*), *νδ*, *νγ* (*γγ*), weil *β*, *γ*, *δ* einfache explosivæ = b, g, d waren.

Wo im Altgriechischen *ν* (bezw. *μ*) vor *β*, *δ*, *γ* (= b, d, g explos.) stand, ist im Neugriechischen sowohl das *ν*, als auch die alte Aussprache erhalten (S. 171). Daher sagt man heute *μπαίνω*, *κουμπί*, *γαμπρός*, *μπάλλωμα*, *ἄντρας* (ándras), *ἔντεκα*, *ντύνουμαι*, *σεντόνι*, *ἀγγίζω*, *ἐγγόνι*

Digitized by Google

u. s. w, wo die alte Sprache ἐμβαίνω (= embaíno), κόμβος, γαμβρός, ἐμβάλλωμα, ἄνδρα, ἕνδεκα, ἐνδύνω, σινδών, ἐγγίζω, ἔγγονος hatte. Die alte Aussprache ist jedoch nur erhalten, wenn μβ, νδ, νγ (= mb, nd, ng explos.) im Inlaut aufeinander folgen; man sagt also nicht τομπασιλιά (aus τὸν βασιλέα), sondern τὸ βασιλιά (tó wassiljá); denn nachdem aus β (= b explos.) einmal β (= w fricativ) geworden war, war die Verbindung νβ bezw. μβ (= mw) einfach unmöglich. Es wurde also nach dem oben (vgl. συσσίτιον) geschilderten Vorgange aus τὸν βασιλιά τὸ ββασιλιά (towwassiliá), welcher Form der jetzige vulgärgriechische Acc. Sing. τὸ βασιλιά verdankt wird, indem die Verdoppelung des β bezw. die Assimilation des ν zu β nicht mehr gehört wird.

Wo nur immer schliefsendes ν sich vor einem stimmhaften Konsonanten befand, geschah dasselbe, daher im Neugriechischen das ν im Accusativ des Artikels (τὸν, τὴν) verloren gegangen ist, aufser wenn die stimmlosen Explosivlaute κ, π,* τ darauf folgen. Mit allen anderen Konsonanten (φ, χ, θ, β, γ, δ, ζ, σ, λ, μ, ν, ρ) wird ν verschmolzen (assimiliert) (vgl. S. 176). Ja auf verschiedenen Inseln hört man noch deutlich aussprechen: τοχχορό, τοφφίλο, τοθθεό etc.**

Dem Einwurf, wie im Vulgärgriechischen die Formen συβουλή, κίδυνος, σύδεσμος und andere dergleichen vorkommen (statt συμπουλή, κίνδυνος etc.), begegnet Herr Psichari damit, dafs diese Wörter auf gelehrtem Wege (durch Bücher) dem Volke zu einer Zeit vermittelt wurden, in welcher das altgr. β (= b) bereits β (= w) geworden war. (Vgl. auch J. Psichari, Études sur la langue médiévale p. C.)

Nachdem er so die Unrichtigkeit, ja Unmöglichkeit der Form des Wortes συμβιβασμός dargethan, spricht der Verfasser bei dieser Gelegenheit noch von den schädlichen Folgen, wenn jeder Schriftsteller oder Zeitungsschreiber, anstatt sich nach der Volkssprache zu richten, welche sich nach gesunden und natürlichen Gesetzen fest und bestimmt entwickelt, ganz nach seinem Belieben und seinem individuellen Geschmacke schreibt (vgl. γράφουν und γράφουσι). „Nimm zwei von denen, welche den Mittelweg einschlagen (συμβιβάζουν), und du wirst sehen, dafs jeder eine andere Grammatik hat, jeder eine andere Sprache schreibt“ (S. 181).

Nachdem uns Herr Psichari im folgenden Abschnitt („οἱ ἀρχαῖοι“) in der erlauchten Versammlung antiker Gröfsen auf der Akropolis einem köstlichen Dialog derselben mit dem Autor über die jetzige Schriftsprache die sogenannte καθαρεύουσα hat lauschen lassen, behandelt er in einem späteren Kapitel (ξένη γλῶσσα, S. 228 ff.) in trefflicher Weise die verkehrte und affektierte Art, mit der die gebildeten Griechen die landläufigen Ausdrücke eiligst ins Altgriechische zu übersetzen pflegen, sobald sie sich einem Fremden gegenübersehen. So wird aus dem Wort σπίτι alsbald οἰκία, aus ψωμί ein ἄρτος u. s. w.

Diese Ersetzung gebräuchlicher Wörter durch altgriechische Vokabeln trägt aber sicherlich nicht zur Veredelung der Sprache bei, es müfste denn eine möglichst ergiebige Ausbeutung des altgriechischen „Lexikons“ eine Veredelung der Sprache genannt werden können. Oder erhöhen derartige Verbesserungsversuche mit Hilfe der Antike neben den einmal nicht mehr zu verdrängenden volkstümlichen analytischen Infinitiv- und Futurbildungen (mit νά und θά) die Harmonie des Bildes, das man von der jetzigen Sprache gewinnt? (Vgl. S. 233). —

Auf ein näheres Eingehen auf die vielfach ventilierte Frage von der Ähnlichkeit der antiken und modernen griechischen Aussprache (vgl.

* Hierher sind natürlich auch die Doppelkonsonanten ξ (κ + σ) und ψ (π + σ) zu rechnen.

** Vgl. J. Psichari, Essais de gram. hist. néogr. Études sur la langue médiévale. Paris 1889. p. XCV.

Digitized by Google

„οἰκιακὰ κοτάρια“, S. 238 ff.) können wir füglich verzichten, um gleich zum Schlufskapitel („ἑλληνικὸς στρατός“, S. 254 ff.) überzugehen. Dasselbe hebt den kleinlichen, schulmeisterlichen Spielereien gegenüber das wahre „ἀμύνεσθαι περὶ πάτρης“ hervor.

Mit der Einführung altgriechischer Kommandowörter wie πῦρ (statt vulgär φωτιά), das der gemeine Mann für einen leeren Schall hält und für das ebensogut ein „πρι“ oder „προῦ“ stehen könnte, ist nichts erreicht. Ein Volk erscheint nur dann als nationales Ganze, wenn es den Wert seiner Sprache kennt.

„Die Sprachenfrage — so sagt Herr Psichari ganz richtig — ist eine politische Frage. Was das Heer für den Bestand des Staates thut, soll die Sprache für den geistigen Bestand thun.“

Schliefslich sei es gestattet, über die Sprache des vorliegenden Werkchens, sowie über die darin gebrauchte Orthographie noch einige Worte hinzuzufügen.

Wie bereits erwähnt, geht die Tendenz des Buches dahin, den Lesern die Volkssprache in ihrer Verwendung vorzuführen, ein klares Bild derselben zu geben und den wissenschaftlichen Nachweis zu liefern, dafs die Vulgärsprache eher verdient, die nationale Sprache der Neugriechen zu sein, als jene lächerliche Halbheit der jetzigen Kunstsprache.

Mit der gröfsten Konsequenz ist denn auch dieses Idiom, welches Dichter wie Valaoritis, Bernardakis u. a. mit dem besten Erfolge angewendet haben, durch das ganze Werk beibehalten.

Die Orthographie ist streng nach den phonetischen Gesetzen durchgeführt. Nur das eine scheint auffällig, dafs der Verfasser υ (in der Verbindung αυ oder ευ + τ), z. B. in αὐτός, auch durch φ ausdrückt. Eine Berechtigung zu dieser Schreibweise scheint mir unerfindlich.

In ganz geschickter Weise sind da, wo der neugriechische Wortschatz nicht ausreicht, aus dem Altgriechischen Wörter entlehnt, aber nach der Morphologie der Vulgärsprache so umgestaltet, dafs sie in ihrer formalen Ausgleichung nicht im mindesten mehr auffallen.

Ebenso richtig ist Herr Psichari für die Erhaltung der notwendigen modernen Fremdwörter eingetreten, welche der blinden Vernichtungswut der antikisierenden Sprachreiniger zum Opfer fallen.

So ist denn das Werkchen jedem, der sich mit vulgärgriechischen Studien beschäftigt, nicht nur ein vorzügliches Hilfsmittel, um sich ein klares Bild der griechischen Volkssprache zu verschaffen, und für den Kenner eine packende, treffliche Lektüre voll Leben und Humor, sondern auch — und das ist die Hauptsache — eine wohlgemeinte Mahnung an die gebildete Griechenwelt, den herrlichen Schatz der Vulgärsprache endlich einmal zu heben, damit ein Ende gemacht werde „dem unwahren Zustand, an dem, wie Dr. Krumbacher (Griech. Reise S. XXXIV) treffend bemerkt, heute die neugriechische Schriftsprache leidet, und den jeder schwer empfindet, der auch nur eine Zeile Neugriechisch zu schreiben unternimmt.“

Passau, April 1889. Dr. Aug. Wagner.

Miscellen.

Eine verwerfliche französische Schullektüre.

Ad. Hemme hat vor sieben Jahren in der Ztschr. f. nfrz. Spr. u. Litt. (IV, S. 190—198 und 281—304) verschiedene Apokryphen zur französischen Schullektüre namhaft gemacht. Die immer stärker wachsende Anzahl von Schulausgaben beginnt thatsächlich eine ziemlich „gemischte Gesellschaft“ darzustellen, obwohl der *Télémaque* längst über Bord geworfen ist und der stofflich wie stilistisch veraltete *Charles XII* hoffentlich baldigst nachfolgen und Montesquieus *Considérations* in seinen Sturz mit hinabziehen wird. Als Apokryphen bezeichnete Hemme zunächst Xavier de Maistre, *Voyage autour de ma chambre*, eine echte Halbschlummerlektüre, sowie *La jeune Sibérienne* und *Les Prisonniers du Caucase*, aus Gründen, die man a. a. O. nachlesen mag; ferner Souvestre, George Sand, Mérimées *Colomba*, Cherbuliez' *Cheval de Phidias* und *Causeries athéniennes*, Voltaires *Histoire de Jenni*, Ampères *Voyages et littérature* — alles wird für Gymnasien und Realschulen als ungeeignet verworfen.

Über die Berechtigung der Hemmeschen Einwände läſst sich streiten. Aber niemand wird wohl Einsprache erheben, wenn Referent die Einführung französisch geschriebener Werke eines Deutschen für durchaus verwerflich und schädlich erklärt, sofern die betreffenden Lesebücher nicht jede Probe auf ihre Stilreinheit hin glänzend bestehen. Dies ist nicht der Fall mit einem anonymen Schriftwerk, welches 1882 unter dem Titel erschien: Histoire abrégée de la guerre d'Allemagne en 1870 et 1871, à l'usage de la jeunesse allemande, par un Allemand. Wittenberg, Herrosé. 66 Seiten.

Schon im ersten Band des „Gymnasium“ (1883) hat Schreiber dieser Zeilen vor dem zwar fesselnd und objektiv geschriebenen, aber des echt französischen color völlig entbehrenden, mit groben Fehlern entstellten Buche nachdrücklich gewarnt.* Unabhängig und unbeeinfluſst von dieser kurzen Recension erschien von v. d. Velde eine Besprechung dieses anspruchsvollen Büchleins in der Ztschr. f. nfrz. Spr. und Litt. IV, S. 213 ff., welche auf das gleiche negative Ergebnis hinausläuft. Ein Opus, dessen unbekannter und ungenannter Autor mit der französischen Grammatik und Stilistik auf ebenso gespanntem Fuſse steht wie die armen

* Vor Abfassung der Recension habe ich im Jahre 1883 die Hist. abrégée des ungenannten Deutschen an drei französische Gymnasialprofessoren gesandt (Dijon, Paris und Baume-les Dames), deren Urteil mit dem meinigen übereinstimmend ausfiel.

Digitized by Google

Verfasser der von *Plattner* und dem Unterzeichneten rücksichtslos blofsgestellten französisch geschriebenen Programmbeilagen, hätte nimmer in unseren Schulen seinen Einzug halten sollen.

Abgesehen von dem halben Hundert von Druckfehlern, Druckversehen, Verstöfsen gegen die 1878er Orthographie und dergl. würden die Lehrer, welche die *Histoire abrégée* einführen, ihren Schülern die Nachahmung folgender Schnitzer sicherlich übelnehmen: le premier corps bavarois et celui-ci des Saxons (18); les soldats refusaient **à** se battre (56); le dévouement des Français combattants des mois entiers (65); p. 25 steht demander **d'**envoyer statt **à** envoyer etc. etc.

Ich habe es für meine Pflicht gehalten, die vor sechs Jahren ausgesprochene Warnung zu wiederholen, da aus den Programmen unserer Lehranstalten ersichtlich ist, dafs mehr als ein Kollege durch den Titel „*Histoire abrégée*“ sich verleiten liefs, das Werkchen des französisch schreibenden Deutschen kommen zu lassen und nach flüchtiger Durchsicht in Obertertia einzuführen. Zum zweitenmal hat es wohl keiner mit dieser „*Histoire abrégée*“ versucht. Aber Neulinge könnten immer noch „hereinfallen“, zumal eine passende Auswahl der Lektüre für Obertertia wirklich nicht geringe Schwierigkeiten bietet.*

Offenburg. Joseph Sarrazin.

Von den Pariser Theatern.

(Schauspiel-Neuheiten.)

Seitdem die grofse Umwälzung in den Jahren 1789—95 den Grundsatz der Theaterfreiheit zu einem so unabänderlich festen gemacht hat, dafs selbst Napoleons I. Zwangsherrschaft ihn nicht ganz beseitigen konnte, ist es mit der ausschliefsenden Herrschaft, welche die Comédie française im Schauspiele und die Königl. Oper auf dem Gebiete der Tonkunst besafs, vorbei. Nachdem nun Frankreich zum drittenmal und für längere Zeit ein Freistaat geworden, blühen unter dem Schutze dieser Theaterfreiheit die der Schauspielkunst gewidmeten Anstalten zahlreich und schnell auf, ähnlich wie vor einem Jahrhundert, als die Revolution mit jedem anderen Zunftzwange auch den des Theaterwesens aufgehoben hatte. Augenblicklich bestehen in Paris mehr als zwei Dutzend Schauspielhäuser oder ähnliche Schöpfungen, von denen keine als völlig wertlos und bedeutungslos angesehen werden kann, jede vielmehr eine in ihrer Art berechtigte Gattung der Dicht- und Schauspielkunst zu pflegen sich bemüht. Denn einen inhaltsleeren Unsinn, wie ihn manche Vorstadtbühnen Berlins dem Zuschauer in hundertmaliger Wiederholung zu bieten wagen, würde der etwas feinere Sinn der Pariser Bürger entschieden ablehnen.

Nicht blofs in geschichtlicher Folge, sondern auch durch ihre künstlerischen Leistungen steht die Comédie française den anderen Theatern von Paris um ein weites Stück voran. Da sie neben den Bühnendichtungen der klassischen und romantischen Zeit auch das feinere Lustspiel der Gegenwart besonders pflegt, so bot das Stückeverzeichnis der verflossenen vier Wochen neben Racines „Mithridate“ und zwei Stücken Molières, neben der nach 107 Jahren noch recht zeitgemäfsen „Mariage

* Ich kann für Obertertia einen Versuch mit Lamé-Fleurys *Découverte de l'Amérique* und mit den *Biographies modernes* von *Monod* und *Dhombres* aus eigener Erfahrung bestens empfehlen (Bd. 42 und 45 der Rengerschen Schulbibliothek).

Digitized by Google

de Figaro“, neben Trauerspielen Victor Hugos und Lustspielen Scribes u. s. w. auch mehrere sehr ansprechende Neuheiten, denen wir uns jetzt zuwenden.

Besonderes Glück wird von diesen Stücken ein dreiaktiges Lustspiel Camille Doucets haben, das den Titel „Le fruit défendu“ führt. Ein junger Lebemann, Namens Léon, kehrt unerwartet zu seinen Pariser Verwandten zurück und findet von seinen drei Basen zwei im Begriff, sich zu verehelichen, nur die dritte, ihm nicht recht zusagende, ist für ihn aufgehoben. Das Verbotene reizt überall, besonders aber in der Liebe, und so beschliefst der liebessüchtige Vetter, mit den beiden verheirateten Basen sehr eingehende Beziehungen zu knüpfen, die eigentlich hart an den Ehebruch streifen. Die fast unglaubliche Kurzsichtigkeit der beiden, beinahe an Molières betrogene Gatten erinnernden Ehemänner erleichtert ihm sein rücksichtsloses Beginnen. Nur die wachsame Klugheit des Vaters der zwei Basen, eines welterfahrenen Arztes, weifs das Schlimmste zu verhüten, und nachdem die verheirateten Basen Léon in aller Form den Abschied gegeben, verlobt er sich mit der dritten, die ihm der schlaue Oheim als Braut eines anderen und somit als unübersteigliches Hindernis seiner Neigung vorgespiegelt hat. Für deutsche Begriffe mögen solche Stücke, die mit dem Feuer allzugefährlich spielen, etwas Peinliches haben, man vergifst aber alle bürgerliche Sittenanschauungen sehr schnell, wenn man diese Reihe geschickt und witzig angelegter und vortrefflich gespielter Scenen an sich vorübergehen sieht.

Viel ernster und fast ins Tragische streifend ist ein gleichfalls dreiaktiges Schauspiel Jean Richepins: „Le Flibustier.“ Es erinnert mehrfach an Voltaires „Fils prodigue“, denn auch hier weifs der aus einem wilden Abenteuerleben zurückkehrende und von seinen nächsten Verwandten verstofsene Held das Herz seiner Geliebten dem tugendhaften Rivalen zu entfremden und seine bürgerliche Ehre wiederzuerobern.

Mehr lyrisch als dramatisch angelegt ist ein Einakter F. Coppées: „Le Passant“, der als Einführung dem eben erwähnten „Flibustier“ und den „Précieuses ridicules“ Molières vorangeschickt wurde. Da das kleine Stück sich in einer Wechselrede zwischen zwei liebenden Mädchen hin- und herbewegt, so kann man ihm zwar eine tief empfundene Gefühlsschilderung nicht absprechen, aber ebensowenig eigentliches dramatisches Leben zugestehen.

Zu den Neuheiten läfst sich in gewissem Sinne auch Émile Augiers „Le Maitre Guérin“ rechnen, der vor 25 Jahren schon geschrieben ist, aber erst jetzt in der ursprünglichen, von dem Dichter damals noch vor der Aufführung geänderten Gestalt gegeben wird. Den Meisterwerken des feinsinnigen und tiefen Bühnendichters möchten wir es nicht zurechnen, zumal die sogenannte Moral am Schlusse gewaltsam, wie in einem Jugendbuche oder in den Fabeln Lafontaines, sich aufdrängt. Der Titelheld, ein schlauer Rechtsanwalt, ist im Begriff, einen stets in den Wolken schwebenden Gelehrten um seinen Besitz zu bringen, als er noch von seinem edelgesinnten Sohn gehindert und dann von diesem und seiner eigenen beschränkten, aber rechtschaffenen Gattin verlassen wird. Zur Strafe fällt er einer bösen Haushälterin in die Hände, der gegenüber seine dem Sohn und der Gemahlin bewiesene Willenskraft nicht Stich hält.

Neben dem Maitre Guérin ist eine Pariser Witwe, welche ihre Hand nach Rücksichten des Gelderwerbes oder der Titelsucht verschenken will, die am besten gezeichnete Gestalt im Stücke. Aber die liebe „Moral“ kommt ihr gegenüber nicht zum vollen Rechte, denn die edle Witwe, welche mit der Liebe so schnöden Handel treibt, gewinnt zwar weder einen neuen Gatten, noch Titel und Geld, aber in ihrem sehr alltäglich denkenden Neffen einen Liebhaber, was doch für sie keine Strafe und für die beleidigte „Moral“ keine Sühne ist.

Digitized by Google

Auf der Bühne wirkt das an dankbaren Rollen reiche Stück ganz anders als bei dem bedächtig prüfenden Lesen; der Löwenanteil des Erfolges gebührt aber den trefflichen Darstellern, nicht dem hier etwas unter sich selbst gebliebenen Dichter.

Einen Hauptteil der in der Comédie aufgeführten Stücke machen die älteren Bühnendichtungen aus, die jetzt eine vorwiegend litterarische Anziehungskraft haben. So wurde des älteren Dumas „Henri III“, jenes Trauerspiel, welches vor 60 Jahren das erste Siegeszeichen in dem grofsen Ringen zwischen Romantik und Klassicismus war, wiederholt in mustergültiger Darstellung gegeben. Auch Victor Hugos „Ruy Blas“ und „Hernani“ schritten in ihrer pomphaften Würde und wortreichen Rhetorik über die Bühne und, dank der gewaltigen Gestaltungskraft der Darsteller, selbst da zur vollen Befriedigung des Zuschauers, wo der absonderlich eigenartige Dichter geradezu auf Unbefriedigung und Mifsstimmung hingewirkt zu haben scheint.

Ein glücklicher Griff des hochverdienten Leiters der Comédie, M. J. Claretie, war die Wiederholung von Alfred de Mussets tragisch endendem Schauspiel: „On ne badine pas avec l'amour.“ Die dichterische Bedeutung und zarte Anmut einzelner Scenen des Stückes tritt auf der Bühne noch weit mehr hervor als bei dem leicht peinlich wirkenden Lesen, aber der Schlufs, in dem ein unschuldig vertrauendes Landmädchen der berechneten Verstellungssucht ihrer adeligen Nebenbuhlerin und dem Leichtsinn eines in seinen Entschlüssen hin- und herschwankenden jungen Edelmannes zum Opfer fällt, wirkt gleichsehr abstofsend. Auch hier läfst aber die Kunst der Darstellung vergessen, was der Dichter gefehlt hat, nur das Verstimmende des Schlusses vermag auch die vollendetste Darstellung nicht hinwegzubannen.

Ob das seit einiger Zeit öfter gegebene Zugstück des zweiten der Pariser Theater, des Odéon: „La Révoltée“, von dem als Kritiker und Litterarhistoriker sehr bekannten J. Lemaître wirklich die hohe Bedeutung hat, welche ihm mehrere Pariser Zeitungen zuzuschreiben suchten, möchten wir bezweifeln. Es ist eins der vielen halben Ehebruchstücke, die es zwar zum Schlimmsten nicht kommen lassen, aber des Unsittlichen und Abstofsenden genug bieten.

Helene, die Heldin der Dichtung, wächst als angebliche Waise, ohne ihre Mutter zu kennen, im Kloster auf, heiratet dann einen Professor der Mathematik, Pierre Rousseau, dessen mühsam erworbenes Vermögen sie in unsinniger Weise verschwendet. In einer Gesellschaft ihrer unbekannten Mutter lernt sie einen Herrn v. Bretigny kennen, wird seine Geliebte, giebt dadurch zu einem Zweikampf zwischen Bretigny und ihrem Bruder André Anlafs, in dem letzterer verwundet wird. Die dadurch herbeigeführte Enthüllung ihrer Familienverhältnisse und die ungünstigen Nachrichten, welche sie über ihren Geliebten erhält, bringt sie äufserlich zu ihrer Pflicht als Gattin zurück. Für wie lange — das verschweigt uns des Dichters Höflichkeit.

Das Repertoire des Odéon-Theaters in den letzten Wochen vor dem Osterfeste vermag überhaupt unseren Beifall nicht zu gewinnen. Schon die Wiederaufnahme eines an Übertreibungen und Überladungen reichen Trauerspieles des älteren Dumas: „Charles VII chez ses grands vassaux“, konnte uns trotz des meisterhaften Spieles nicht fesseln, da in diesem Stücke eigentlich keine Person anmutend berührt, die Handlung eine recht dürftige ist und der Schlufs wie ein plötzlicher Knall einer Lärmkanone sich ausnimmt. In den nächsten Tagen soll die früher erfolglose „Arlésienne“ von A. Daudet wieder gegeben werden, ob mit besserem Glücke, bleibt abzuwarten.

Das dritte der Pariser Theater, welchem eine höhere künstlerische Bedeutung zugeschrieben werden mufs, das Gymnase, zehrt jetzt von

dem Erfolge eines Sardouschen Zugstückes „Belle-Maman". Der Deutsche, der auf der Bühne die Schwiegermutter gewöhnlich in ihrer abschreckendsten Gestalt zu sehen gewohnt ist, wird angenehm berührt, wenn er hier die Verpönte als willenskräftige Hüterin des Hauses und als Wächterin der Ehre ihrer Tochter kennen lernt. Im übrigen kann aber das ganze Stück, ein treues, aber poesieloses Abbild des Pariser Gesellschaftslebens und arm an bewegender Handlung, uns eben nur für einen Abend fesseln. Von der grofsartigen Schöpfungskraft seines Verfassers, der hier einem Mitarbeiter, R. Deslandes, wohl allzu reichlichen Anteil überlassen hat, verrät es nichts, dafür ist es bürgerlich anständiger als die anderen Bühnenstücke Sardous.

In die Irrgänge der übrigen kleineren oder doch weniger die Kunst pflegenden Theater von Paris wollen wir uns nicht vertiefen. In den Variétés giebt jetzt der Name Sarah Bernhards einem wenig bedeutungsvollen, für die Bühne aber geschickt bearbeiteten Romane „Léna" erhöhte Bedeutung, in den Folies dramatiques ist eine halb märchenhafte, halb recht alltägliche Operette von Meilhac und Fabrikgenossen schon seit vielen Wochen das tägliche Lockmittel. Die Porte-Saint-Martin setzt uns in dem vieraktigen „drame burlesque" einer Bühnenarbeiter-Genossenschaft, das den Titel „Robert Macaire" führt, überreich gewürzte Kost vor; das Vaudeville giebt zum Ärger der Kritiker Sardous „Marquise" mit reich gelohntem Erfolge. In den Menus Plaisirs scheint ein nicht gerade zartes Vaudeville „Les Maris sans femmes" auf die Civilehe und Ehescheidung es abgesehen zu haben. Das Châtelet-Theater bereist nach wie vor „die Welt in 80 Tagen", und zwar in feenhafter Beleuchtung und Ausstattung; dem Palais Royal scheint es dagegen in dieser Welt nicht recht gut zu ergehen, denn es wandert bald auf diesem, bald auf jenem Gebiete der Bühnendichtung umher, ohne es den gröfseren Theatern, mit welchen es wenigstens Preis hält, gleichthun zu können. Die Grofse Oper hat immer noch Meyerbeer zu ihrem bevorzugten Liebling erwählt, soweit sie nicht sich ganz der französischen Tondichtung zuwendet, über der kein rechter Segen mehr ruht, seitdem Jean Jacques Rousseau sie mit einem laut hallenden Fluche verstiefs. Die Operettenbühnen zehren von Offenbachs Marke. Andere Musentempel kämpfen den Streit ums Dasein, bei dem die Kunst dem Untergange geweiht ist.

Es ist also im ganzen wie bei uns. Wenige Bühnen halten die Fahne der Dichtkunst mutvoll in die Höhe, andere müssen sich den launenhaften Machtsprüchen des grofsen Zwingherrn „Publikum" fügen, wenn sie leben und bestehen wollen, und ihr Glück ist es, dafs dieser Gewaltherrscher mit seinen Forderungen doch in Paris einen etwas gewählteren Geschmack verrät als in unserem deutschen Paris an der Spree. Wie aber auch die Theaterleiter und Theaterdichter sich schmiegen und bücken müssen, die Schauspieler zeigen selbst in den abgelegeneren Stätten ein Bewufstsein ihres Künstlerberufes und erfreuen durch ihre sorgfältig eingeübte, bis ins einzelne wohlberechnete und der Gesamtwirkung angepafste Darstellung.

R. Mahrenholtz.

Digitized by Google

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie. X. Jahrgang. 1888. I. Abt. (Leipzig, Reifsner.) 128 S.

Im Ausland. Mitteilungen des Vereins deutscher Lehrer in England. (German Teachers' Association.) Selbstverlag. London, April 1889. 39 S.

Schmeding, Der Aufenthalt der Neuphilologen und das Studium moderner Sprachen im Auslande. 2. völlig umgearb. Aufl. (Berlin, Oppenheim.) 97 S.

Joh. Urban Jarník, Neuer vollständiger Index zu Diez' Etymologischem Wörterbuch. (Heilbronn, Henninger.) 380 S. 8 M.

Deutsch.

G. Bötticher und K. Kinzel, Denkmäler der älteren deutschen Litteratur. (Halle, Waisenhaus.) I. Die deutsche Heldensage. III. Die Reformationszeit.

Kuno Fischer, Die Erklärungsarten des Goetheschen Faust. (Heidelberg, Winter.) 152 S.

W. Grimm, Die deutsche Heldensage. 3. Aufl. von Reinhold Steig. (Gütersloh, Bertelsmann.) 536 S.

Moriz Heyne, Deutsches Wörterbuch. I. Halbband: A—Ehe. (Leipzig, Hirzel.) 656 Spalten Lex.-8. 5 M.

Konr. Koch, Über Zweck und Ziel des deutschen Aufsatzes. Jahresb. des Gymn. Martino-Katharineum zu Braunschweig. 24 S. 4.

G. Müller-Frauenstein, Handbuch für den deutschen Sprachunterricht. 1. Zur Sprachgeschichte und Sprachlehre. (Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt.) 203 S.

Englisch.

F. Borgmann, Über den Anfangsunterricht im Englischen in der Sexta. Jahresb. des Progymn. zu Geestemünde.

Böttcher, Shakespeares Julius Cäsar. Jahresb. des kgl. evang. Gymn. zu Graudenz. 26 S.

R. Faust, Das erste englische Lustspiel in seiner Abhängigkeit vom Moral-Play und von der römischen Komödie. Jahresb. des Neustädter Realgymn. zu Dresden. 22 S.

Nebraska University Studies, Oktober 1888: L. A. Sherman, Some Observations upon the Sentence-Length in English Prose.

Digitized by Google

E. Regel und J. G. C. Schuler, Einführung in das heutige Englisch, nach Stämmen geordnet, mit Berücksichtigung der Synonymik. (Leipzig, Teubner.) 143 S.

L. Wilken, An Historical and Metrical Introduction into the Study of Shakespeare's Works. Jahresb. des kgl. Realprogymn. zu Biedenkopf. 12 S.

Skandinavisch.

Sophus Bugge, Studien über die Entstehung der nordischen Götter- und Heldensagen. Vom Verf. autorisierte und durchgesehene Übersetzung von Osk. Brenner. 3. Heft. S. 289—390 (Schlufs). (München, Kaiser.) 6 M. (kompl. 12 M.)

Französisch.

K. Armbruster, Geschlechtswandel im Französischen. Maskulinum und Femininum. Dissertation. (Karlsruhe.) 154 S.

R. Aust, Beiträge zur französischen Laut- und Formenlehre nach den Dichtungen des Guillaume de Machault, Eustache Deschamps und der Christine de Pisan. I. Vokalismus. Breslauer Dissertation. 39 S.

Joh. Bauer und Th. Link, Französische Konversationsübungen. I. Teil. (München u. Leipzig, Oldenbourg.) 228 S.

John Block, Beiträge zu einer Würdigung Diderots als Dramatiker. Königsberger Dissertation. 78 S. 1,50 M.

A. Daudet, Lettres de mon moulin, herausgeg. von Erwin Hönncher. M. Hartmanns Schulausgaben Nr. 4. (Leipzig, Seemann.)

H. Gotthelf, Auteurs modernes, un petit cours littéraire pour la jeunesse. (Stuttgart, Engelhorn.) 191 S.

Fr. W. Hermanni, Questionnaires. Ergänzungsheft zu dem französ. Elementarbuch von H. Breymann und H. Möller. (München, Oldenbourg.) 37 S. 0,60 M.
(32 Lesestücke des Elementarbuchs in Frage und Antwort aufgelöst, die Frage französisch, die Antwort deutsch.)

Molière, L'Avare, herausgeg. von C. Humbert. M. Hartmanns Schulausgaben Nr. 3. (Leipzig, Seemann.)

Ferd. Stein, Lafontaines Einflufs auf die deutsche Fabeldichtung des 18. Jahrhunderts. 40 S. 4.

O. Ulbrich, Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Französische. (Berlin, Gärtner.) 177 S.

Chr. Vogel, Taschenbuch der Handelskorrespondenz in deutscher und französischer Sprache. 15. Aufl. (Leipzig, Glöckner.) 2 Teile, zus. 4 M.

Eugen Wolter, Lehr- und Lesebuch der französ. Sprache. I. 2. verm. u. verb. Aufl. (Berlin, Gärtner.) 246 S.

Dr. Zschalig, Metrische Übertragungen französischer Gedichte. 24 S.

Slavische Sprachen.

P. Fuchs, Russische Konversationsgrammatik zum Schul- und Selbstunterricht. 2. Aufl. (Heidelberg, Groos.) 380 S. Schlüssel dazu 155 S. (Methode Gaspey-Otto-Sauer.)

Digitized by Google

Richard Brinsley Sheridan.

Von

Robert Philippsthal.

Es ist keine seltene Erscheinung in den modernen Litteraturen, daſs ein Schriftsteller mit dichterischen Erzeugnissen seine Laufbahn beginnt, um sie als Politiker zu beendigen. Die Gründe dafür sind mannigfaltig. Der eine mag sein Talent nicht genügend kennen, rhetorische Anlagen für poetische halten, und, da es ihm anfangs nur darauf ankommt, sich bemerkbar zu machen, sich auszuzeichnen, sich Rang und Stand zu erkämpfen, so umkleidet er oft wenig poetische Gedanken mit dem Flitterstaate und dem Geprunke der Poesie. Ein Glück, wenn sich unter dem prächtigen Gewande Gedanken verbergen, die durch Tiefe ersetzen, was ihnen an echter Poesie fehlt. Andere von gleich glücklichen Anlagen suchen von Anfang an politische Propaganda zu machen und eigene Ideen zu popularisieren, indem sie dieselben in die Form gieſsen, die ihnen die weiteste Verbreitung sichert. Pamphlete und Flugschriften liest nicht jedermann, aber Romane dringen in die Boudoirs, denen schwerer verständliche und weniger spannende Bücher verschlossen bleiben würden. Beaconsfield mag aus diesem Grunde zum Romanschriftsteller geworden sein. Die englische Litteratur kann sich am meisten solcher Dichter und Schriftsteller rühmen. Litterarischer Geschmack, Interesse für Litteratur und Liebe zur leichten Lektüre sind weit verbreitet in England; und das seit langer Zeit. Nicht weniger, vielleicht noch mehr fesselt den Engländer das politische Leben und Treiben. Bald ist das eine, bald das andere Interesse am höchsten; öfter treffen beide zusammen, und hervorragende Litteraturdenkmäler, klassische Er-

Digitized by Google

zeugnisse sind für die eine der politischen Parteien geschrieben, ohne daſs die Tendenz sie wie ein Brandmal verunstaltete; so ist der „Hudibras" ein ziemlich tadelloses Kunstwerk, obgleich er vor allem eine Parteisatire sein sollte. Spenser vertiefte sich in politische Studien, Milton erkämpfte die Freiheit der Presse, Defoe und Swift griffen mit der ganzen Gewalt ihrer poetischen und schriftstellerischen Talente in die politische Bewegung ihrer Zeit ein, und Addison schrieb seine novellistischen Zeitungen, während er an der Regierung des Landes teilnahm. Genug; die aufgestellte Behauptung wäre unschwer durch weitere Beispiele zu erhärten. Selten aber hat jemand seine erfolgreiche dichterische Thätigkeit so schnell und so gänzlich aufgegeben, um sich mit der ganzen Gewalt seiner rhetorischen Gaben der Politik zu widmen, wie Richard Brinsley Sheridan.

Unstreitig ist Sheridan das letzte groſse dramatische Talent, das die englische Litteratur hervorgebracht hat; jedes seiner Stücke erzielte einen vollen Erfolg, und wenn sie auch vielleicht an innerer Wahrheit, an Mannigfaltigkeit der Charaktere, an Ursprünglichkeit der Handlung den Stücken der älteren Lustspieldichter des 18. Jahrhunderts nachstehen, so haben sich doch von seinen fünf Originalstücken bis heute drei auf der Bühne erhalten, ein Erfolg, der nur wenigen Werken und nur den auserwählten Geistern zu teil wird. Trotzdem ist seine poetische Thätigkeit ebensowenig wie seine politische in Deutschland ausführlich betrachtet worden.

Irland, jene unruhige Smaragdinsel, der England einen Swift, einen Goldsmith und einen Sterne, ohne andere zu nennen, verdankt, war das Vaterland dieses witzvollen und geistreichen Schriftstellers. In Dublin wurde Richard Brinsley Sheridan im September 1751 geboren. Wenn jemals die Musen ein Kind in der Wiege begrüſst und gesegnet haben, so geschah es gewiſs hier. Denn Vater und Mutter rühmten sich der Gunst derselben. Jener war zwar weniger ein schaffender Dichter als ein Meister der Deklamation und ein Lehrer der Schauspielkunst, diese dagegen schrieb Romane und Dramen, von denen wenigstens einem das Lob eines gewiegten Kenners wie des groſsen Schauspielers Garrick zu teil wurde. Die glänzenden Anlagen Sheridans offenbarten sich erst ziemlich spät; denn merkwürdigerweise machte

Digitized by Google

er auf seine ersten Lehrer den Eindruck eines aufsergewöhnlich dummen und schwer zu unterrichtenden Knaben. Sie plagten sich beharrlich, ohne den Punkt finden zu können, von dem aus sie ihren Unterricht auch bei ihm fruchtbar zu machen vermochten. Ein Wechsel der Schule nützte auch nicht viel. Trotzdem begann Sheridan frühzeitig auf litterarische Unternehmungen zu sinnen, Theaterstücke zu entwerfen, erfolglose Zeitungen zu schreiben und poetische Übersetzungen, wie z. B. der Idyllen des Theokrit, zu veröffentlichen. Im achtzehnten Jahre begeisterte ihn Goldsmiths „Landprediger von Wakefield", der erst vor ein paar Jahren erschienen war, zu einem Schauspiele, das ebenso wie einige andere Stücke zu seinem Glücke nie aufgeführt noch veröffentlicht worden ist. Bevor er mit Erfolg zu schaffen lernte, mufste er selbst Erfahrungen sammeln. Diese machte er auch bald. Bitter und süfs waren sie zugleich, und so dramatisch und romantisch, dafs er die eigenen jungen Leiden gehörig verändert und ausgeschmückt auf die Bühne bringen und eines grofsen Erfolges sicher sein konnte. Sheridan befand sich mit seinen Eltern und Geschwistern in Bath, dem damaligen Bade der vornehmen englischen Gesellschaft. Dort lebte zu derselben Zeit eine junge sechzehnjährige Sängerin Eliza Linley mit ihrem Vater, der ein angesehener Komponist war. In der kleinen, aber kostbaren Bildersammlung zu Dulwich bei London hängt ein prächtiges lebensgrofses Gemälde von ihr und ihrer Schwester. Wer es einmal betrachtet hat, wird nie die reizende, schlanke Gestalt vergessen, wird immer die geistreichen, glutvollen Augen vor sich leuchten sehen, die liebreich auf die vor ihr sitzende Schwester hinabblicken, und wird nur bedauern, dafs das Bild stumm ist, dafs die Stimme nicht mehr ertönt, die sirenenhaft so viele zu entzücken und zu begeistern vermochte. Darüber stimmen alle Zeitgenossen überein, indem sie nicht weniger ihr tugendhaftes Wesen rühmen. Kein Wunder, dafs bei allen diesen Reizen Sheridan, sein Bruder und seine Freunde zu ihren Bewunderern gehörten. Aber die Gunst der Allgeliebten war nicht leicht zu erobern. Ein älterer, verheirateter Mann verstand das junge, unerfahrene Mädchen in seine Netze zu locken. Sheridan kannte den Charakterlosen, sah das Unglück voraus, das die Verehrte bedrohte, machte ihr unter Beteuerung seiner eigenen aufrichtigen

Digitized by Google

Liebe die Gefahr, in der ihr guter Ruf schwebte, klar, und überredete sie, mit ihm über Nacht nach Frankreich zu entfliehen. Darauf Selbstmordversuch der Künstlerin und Flucht des Liebespaares, das bald nach seiner Ankunft sich in einem Dorfe bei Calais trauen liefs und ein Jahr nach der schnellen Rückkehr und der Vergebung der Eltern diese Ceremonie englischer Sitte gemäfs mit gröfserer Feierlichkeit von neuem durchmachte. Was dazwischen lag, war ein zweimaliges Duell mit dem lästigen Nebenbuhler, der Eliza Linley nach ihrem Bruche durch eine Schmähschrift beleidigt hatte, ein Duell, das zwar grotesker weder gedacht noch im Lustspiele dargestellt werden kann, aber in dem Sheridan zuletzt lebensgefährlich verwundet wurde. Es ist ein gutes Zeichen, wenn es dem angehenden Schriftsteller gelingt, eigene Erlebnisse dichterisch aufzufassen und auszugestalten. Sheridan war so glücklich; in seinen „Nebenbuhlern" brachte er diese Geschichte zum Teil auf die Bühne und erzielte damit einen grofsen Erfolg. Damals war er 23 Jahre alt und schon zwei Jahre der glückliche Gatte der gefeierten Sängerin. Im folgenden Jahre schrieb er zwei Stücke: die Posse „Der St. Patricks Tag oder der listige Lieutenant" und die komische Oper „Die Duegna", zu der sein Schwiegervater Linley die Musik komponierte. Der Erfolg war unerwartet; seitdem die frivole „Bettler-Oper" von Gay aufgeführt worden war, hatte keine Oper einen so grofsen Erfolg gehabt. Dieser kaum geahnte Beifall brachte ihn schnell von den erst begonnenen juristischen Studien ab. Als sich ihm die Gelegenheit bot, Theaterbesitzer zu werden, erwarb er gemeinschaftlich mit seinem Schwiegervater und einem Doktor Ford von Garrick das Drury-Lane Theatre, das damals wie heute zu den hervorragendsten Schauspielhäusern Londons gehörte. Nachdem er ein älteres Stück von Vanbrugh für eine Wiederaufführung bearbeitet hatte, schrieb er sein Meisterwerk „Die Lästerschule". Den Schlufs seiner litterarischen Laufbahn bildet das satirische Lustspiel „Die Kritik oder die Theaterprobe", in dem er litterarische Widersacher auf die Bühne brachte und verspottete. Damit hörte er im Alter von 28 Jahren auf, für die Bühne zu schaffen; denn dafs er später noch Kotzebues „Die Spanier in Peru" unter dem Titel „Pizarro" zur Aufführung brachte, kann kaum ins Gewicht fallen, obgleich er auch mit

Digitized by Google

diesem Stücke idealen und materiellen Lohn reichlich erzielte. Es war keine Rückkehr zur Schriftstellerei, sondern ein letztes Erglimmen der alten Liebhaberei. Was Sheridan an der einzigen, durch keinen Mifserfolg beeinträchtigten dichterischen Thätigkeit verhinderte, war die Politik, in die er bald nach der Aufführung der „Kritik" verflochten wurde. Schon dieses letzte Stück zeigte den Wechsel seiner Ideen; es war rein litterarisch, während alle vorangegangenen mehr oder weniger harmlose Satiren auf die gesellschaftlichen Verhältnisse waren. Aber die Politik begann gerade damals wieder alle Geister in England zu fesseln, während die vorangegangene Zeit ihr weniger Interesse abgewonnen hatte. Pitt, Fox, Burke waren zu seiner Zeit die gefeiertsten Redner im Parlamente, Männer, wie sie wohl selten in neuerer Zeit ein Land zugleich besessen hat. Es war die persönliche Bekanntschaft mit Fox, die Sheridan zur Bewerbung um einen Sitz im Parlamente veranlafste. Mit 29 Jahren hielt er seine erste Rede. Seine politischen Freunde hatten seine Begabung nicht überschätzt; in wichtigere Verhandlungen verfehlte er nicht einzugreifen, nachdem er sich Sachkenntnis genug erworben hatte. Anfangs gehörte er der Opposition an; sobald aber das Tory-Ministerium gestürzt war, und Sheridans Freunde, die Whigs, ans Ruder kamen, erhielt er als Unterstaatssekretär der auswärtigen Angelegenheiten Sitz im Ministerium Rockingham. Nach dem Fall des letzteren wurde er Schatzsekretär unter Pitt, und zuletzt im Jahre 1806 ward er von Fox mit dem Amte eines Unterstaatssekretärs im Marineministerium betraut. So hoch er auch gestiegen war, so wenig wufste er doch seine persönlichen Angelegenheiten würdig zu führen und ordentlich zu verwalten. Früh war seine zarte Frau ihm durch die Schwindsucht entrissen worden, und er hatte sich 1795 zum zweitenmal verheiratet. Obgleich diese zweite Heirat ihn in den Besitz einer grofsen Geldsumme brachte, so schrumpfte doch sein Vermögen mehr und mehr zusammen. Gänzlich verarmt, körperlich und geistig gebrochen, aber allgemein betrauert starb er am 7. Juli 1816. Ein prächtiges Leichengefolge, dem der Hof nicht fehlte, geleitete ihn zu seiner letzten Ruhestätte in der Westminsterabtei. Dort ruht er friedlich neben Richard Cumberland, dem Manne, den er in der „Kritik" so herzhaft verspottet hat. Eine

Digitized by Google

grofse Steinplatte mit gelber metallener Aufschrift bedeckt seine irdischen Überreste in diesem uralten Wunderbau englischer Gröfse und Ruhms.

Seltsam, wie sich Sheridans frühzeitiges Alter und seine Kindheit gleichen. Während er in seinen Knabenjahren zur Verzweiflung der Eltern schwer zu unterrichten war, machte er in seinen letzten Jahren den Eindruck eines vorzeitig gebrochenen, stumpfsinnigen Greises. Dazwischen aber lagen Jahre der heitersten, übermütigsten Laune, in denen er die Menschen nicht nur mit den Gebilden seiner Darstellungsgaben ergötzte und mit dem rauschenden Strome seiner Beredsamkeit entzückte und überredete, sondern auch sie im leichten, harmlosen Geplauder anzog. Immer aber war der Grundzug seines Charakters eine gewisse Unlust zur Arbeit und grofse Liebe zur Geselligkeit gewesen. Er lebte, um das Leben zu geniefsen, und die Arbeit unterbrach nur zeitweilig sein genufsreiches Dasein, ja er suchte endlich beides zu verbinden, indem er sich durch den erregenden Geist des Weins in die rechte Stimmung für seine Lustspiele versetzte. Trotzdem nahm er es nicht leicht mit seinen Arbeiten. Wie sein Biograph Thomas Moore, der seine Manuskripte gründlich geprüft hat, bemerkt, hat Sheridan alles, was er schrieb, sorgfältig gefeilt und verbessert, und manches, wie den ersten Akt der Lästerschule, zweimal umgearbeitet. Aber das Interesse, das er an seinen Arbeiten nahm, war sehr ungleich; oft verschob er das Ende derselben so lange, bis ihn die Schauspieler zum Abschlusse drängten, oder der Tag kam, an dem er unweigerlich sein Referat vortragen mufste. Das zeigt Sheridans Sinnesart genügend. Er war unbesonnen, aber gut, leichtlebig, aber zuvorkommend, scharf, aber auch gutmütig. Schnell stürzte er sich nach seiner Verheiratung in ein üppiges, kostspieliges Leben. Das junge Paar wollte nicht nur auf den Bällen der Vornehmsten tanzen, sondern auch diese in ihrem Hause belustigen. So zerrann schneller als sie glaubten die Mitgift der Frau. Sheridans Stolz liefs ein öffentliches Auftreten seiner Frau nicht zu, obgleich ihr ungeheure Summen dafür geboten wurden. Mit ungeheurem Leichtsinn gab er sich der Spielwut hin, und wie weit seine Gleichgültigkeit ging, zeigt der folgende Vorfall. Als im Februar 1809 sein Theater in Flammen stand und alle Be-

Digitized by Google

mühungen, es zu retten, vergeblich waren, begab er sich aus der Parlamentssitzung, wo er einen seinetwegen eingebrachten Vertagungsantrag bescheiden abgelehnt hatte, ruhig an die Unglücksstätte, und, kaltblütig in einem gegenüberliegenden Kaffeehause Platz nehmend, sagte er zu seinen Freunden, die ihm ihr Mitleid bezeigten: „Man darf doch wohl an seinem eigenen Feuerherde ein Glas Wein trinken."

Nicht die Höhen der Poesie sind es, die ein solcher Mann zu erklimmen sich bestrebt. Ihm genügt es, das zu schildern, was ihm rings umher begegnet. Der Inhalt seines ersten Stückes wurde oben schon angedeutet. Lydia Languish, ein junges Mädchen, will sich nicht mit demjenigen vermählen, den ihr ihre Tante und Hüterin, die Mrs. Malaprop, ausgewählt hat. Ihr Grund ist der triftigste. Sie verachtet diesen, ohne ihn je gesehen zu haben, und liebt, wie sie meint, einen anderen armen, aber biederen Jüngling, der ihr auf Schritt und Tritt folgt. Die Armut desselben ist aber nur erheuchelt. In Wirklichkeit ist er nicht der Fähnrich Beverley, sondern der Captain Absolute, der Sohn eines Edelmanns, für den der Vater gerade im Bunde mit Mrs. Malaprop eine Verheiratung mit Lydia plant. Von dieser Absicht will der Sohn kein Wort hören, bis er erfährt, dafs seine Geliebte eben jenes Mädchen ist, mit dem der Vater ihn verheiraten will. Gemeinsam machen sie der Tante und der Nichte einen Besuch. Das schöne Kind erkennt ihren armen Fähnrich, begrüfst ihn mit dem vertrauten Namen und, beleidigt über den Betrug, den er ihr vorgegaukelt, will sie ihn nie wiedersehen. Denn sie ist plötzlich fest davon überzeugt, dafs er sie nur ihres Geldes wegen heiraten will, das sie nach testamentarischer Bestimmung erhält, sobald sie sich standesgemäfs verheiratet. Betrübt eilt sie zu einer verständigeren Freundin, die auch mit ihrem Geliebten in Hader geraten ist, und kaum hat sie dieser ihren Kummer geklagt, als ein Bote mit der Meldung ins Zimmer stürzt, dafs ihretwegen ein Duell stattfinden soll. Denn um Lydia bewarb sich noch ein anderer junger Mann, der, aufgebracht über das Glück seines Nebenbuhlers Beverley, diesen durch Captain Absolute fordern läfst. Natürlich gerät er aufser Fassung, als ihm das Unfafsbare klar gemacht wird, dafs sein Gegner und sein Sekundant nur eine Person sind. Beschämt

Digitized by Google

verzichtet er auf sein Vorhaben. Aber ein anderer Herr, Lucius O'Trigger, der sich vom Captain Absolute ebenso sehr wie von dessen Doppelgänger Beverley beleidigt glaubt, will durchaus das Duell ausfechten. Es geschieht. Eben hat der erste Gang stattgefunden, als von allen Seiten die Damen herankommen. Die Liebespaare versöhnen sich und Lucius O'Trigger hört die erbauliche Nachricht, dafs es nicht Lydia, sondern die Mrs. Malaprop selbst war, mit der er heifsglühende Liebesbriefe gewechselt hat. Nichts bleibt ihm übrig, als sein oft beteuertes Wort zu halten und die Alte heimzuführen. —

Unbedeutender ist der kleine Scherz, den Sheridan „St. Patricks Tag" betitelte; es ist nichts mehr als ein Fastnachtsspiel, wie schon der Titel ankündigt. Der Lieutenant O'Connor liebt die Tochter des Landrichters Credulous, der nichts mehr hafst als die Offiziere. Der Vater schlägt O'Connors Bewerbung ab und sucht, um ganz sicher vor ihm zu sein, einen starken Diener, der seine Tochter Lauretta auf ihren Spaziergängen begleiten soll. Ein gemeinsamer Freund, Doktor Rosy, führt ihm einen handfesten Mann zu. Auf dem ersten Spaziergang giebt sich dieser seiner Schutzbefohlenen als Lieutenant O'Connor zu erkennen. Der Richter beobachtet, wie der Diener seine Tochter umarmt, und ohne auf die Ausrede zu hören, dafs dieselbe in Ohnmacht gefallen sei, entläfst er den gefährlichen Menschen. Aber kaum ist er fort, als die Frau des Richters von dem so schmählich Entlassenen die Nachricht erhält, dafs er Gift in die Schokolade des Richters gemischt habe. Man redet dem Leichtgläubigen eine schwere Krankheit ein; man sendet zu Doktor Rosy, der sein Gesicht in tausend Falten zieht und keine andere Rettung weifs, als die Hilfe eines deutschen Quacksalbers in Anspruch zu nehmen. Das geschieht und der Gerufene kommt. Auch er sagt, der Tod sei im Anzuge. Solle er retten, so verlange er ein Honorar von 1000 Pfund Sterling. Da tritt die schöne Tochter ins Zimmer; über ihre Schönheit entzückt, will der Quacksalber auf das Honorar unter der Bedingung verzichten, dafs man ihm Laurettas Hand verspricht. Froh, sein Leben ohne grofse Kosten zu retten, willigt der Richter ein, und der Quacksalber verordnet ihm eine noch billigere Arznei, indem er die Vergiftungsgeschichte als einen Betrug, sich selbst aber als

Digitized by Google

der viel gehafste Lieutenant O'Connor zu erkennen giebt. Der todkranke und ängstliche Richter ist aber augenblicklich geheilt und macht gute Miene zum bösen Spiel.

Der komischen Oper „Die Duegna“ liegt eine viel verwickeltere Geschichte zu Grunde. Don Jerome ist im Begriffe, seine Tochter Donna Louisa mit dem reichen Juden Isaac Mendoza zu verheiraten. Da diese sich dem Plane des Vaters nicht fügen will, wird sie in ihrem Zimmer eingeschlossen. Es gelingt ihr, dort ihre alte Zofe, die Duegna, zu bestechen und das Haus zu verlassen. Kaum hat sie die Strafse gewonnen, als ihr Isaac Mendoza begegnet, den sie ersucht, sie auf dem kürzesten Wege ins Kloster zu führen, wo sie mit ihrem Geliebten und seinem Rivalen zusammenzutreffen hofft. Mendoza erkundigt sich nach Louisa und erhält von ihr, die sich für deren Freundin Donna Clara ausgiebt, die Auskunft, dafs sie weder jung noch schön zu nennen sei und eine genaue Schilderung ihrer Persönlichkeit, die sich vortrefflich mit der der Duegna deckt. Im Bewufstsein, recht schlau und zu seinem Vorteil zu handeln, eilt er zu Don Ferdinand und führt so, ohne es zu ahnen, seinen Nebenbuhler zu der, die er ihres Geldes wegen zu heiraten wünscht. Freudestrahlend meldet er sich darauf bei Don Jerome, läfst sich in das Zimmer seiner Auserwählten führen und macht der Duegna im festen Glauben, dafs sie Louisa sei, ein Heiratsversprechen. Den Betrug bemerkt er erst, als er im Kloster der Trauung jenes glücklichen Liebespaares beiwohnt, deren Bund er selbst mit bewirkt hat. Inzwischen hat sich hier auch die Donna Clara mit ihrem Bräutigam zusammengefunden, die sich gemeinschaftlich mit ihren Freunden trauen lassen. Don Jerome, die Duegna und Isaac treffen sich hier, ohne es zu wissen. Jetzt erkennt Jerome seinen Mifsgriff. Ein Zurücktreten von seinem Worte ist unmöglich; zur Freude aller mufs Isaac Mendoza die alte, arme Duegna heiraten.

Bedeutender und weniger verwickelt ist die Fabel der Lästerschule. Hier ist der alte Stoff, den Schiller in den Räubern tragisch behandelte, in komischer Weise verarbeitet worden. Charles Surface ist leichtsinnig, aber gut; Joseph, sein älterer Bruder, ernst, aber scheinheilig. Im Bunde mit der klatschsüchtigen, müfsigen und frivolen Gesellschaft sucht Joseph seinen

Digitized by Google

Bruder um seinen guten Ruf, sein Vermögen und seine Braut Maria zu bringen. Sir Peter Teazle, der Vormund Maries, hat sich erst vor kurzem mit einem jungen Mädchen verheiratet. Aus den einfachen Verhältnissen ihrer ländlichen Umgebung sieht diese sich plötzlich in ränkesüchtige Kreise versetzt, die ihr Bestes zur Verhinderung eines guten Einvernehmens zwischen den Neuvermählten thun. Es gelingt Joseph, die junge Frau für sich zu interessieren und ihre Gunst zu gewinnen. Bei einem Besuche, den sie ihm macht, überrascht sie ihr Gemahl; sie verbirgt sich hinter einer spanischen Wand und hört nun, wie Sir Peter Teazle sie auf Grund von gefundenen Briefen eines Verhältnisses mit Charles beschuldigt, als dieser unerwartet ins Zimmer tritt. Teazle zieht sich in ein Nebenzimmer zurück. Joseph beginnt Charles wegen jener Klage Vorstellungen zu machen. Um sich zu rechtfertigen, ruft der so plötzlich und unschuldig Angeklagte Teazle aus dem Nebenzimmer. Bevor er seine Entschuldigung vorbringen kann, sieht er ein Damenkleid hinter der spanischen Wand hervorschimmern und hört die Robe knistern und rauschen. Das bringt den Leichtsinnigen sofort auf andere Gedanken; mutwillig stöfst er die Wand um, und überrascht sehen beide die Lady Teazle. Diese aber entlarvt den scheinheiligen Joseph, ohne die Folgen ihres Schrittes zu fürchten. Diesem naht Gefahr noch von einer anderen Seite. Niemand bemüht sich mehr, das wahre Wesen der beiden Brüder zu ergründen, als ihr Onkel Sir Oliver Surface, der, von Indien zurückgekehrt, viel Böses von dem jüngeren und viel Gutes von dem älteren gehört hat. Das macht ihn stutzig. Als Geldleiher verkleidet begiebt er sich zu Charles und sieht seinen Leichtsinn, seine Verschwendungssucht, aber bemerkt auch die natürliche Güte seines Herzens, die ihn veranlafst, einen grofsen Teil einer eben aus dem Verkaufe einer Galerie von Familienbildern gelösten Summe einem armen Verwandten zu geben, ohne seiner grofsen Verschuldung zu gedenken. Unter der Maske dieses armen Verwandten naht er darauf Joseph. Hart und stolz weist ihn dieser von der Schwelle. Während Sir Oliver Liebe und Hochachtung vor dem ostindischen Onkel bei Charles findet, bemerkt er, wie Joseph schon auf den Tod desselben sich freut. Demgemäfs behandelt er seine Neffen. Den leichtsinnigen Charles

Digitized by Google

führt er in die Arme seiner Maria, der er eine grofse Mitgift schenkt, den scheinheiligen Joseph aber enterbt er.

In einer ganz anderen Sphäre spielt sich die „Kritik“ ab. Sie zerfällt in zwei gesonderte Teile. Der erste bringt das Haus und das Treiben eines Kritikasters zur Anschauung, in dessen Zimmer sich eine Flut von Briefen wälzt, die um günstige Besprechungen, gute Theaterplätze, Beschäftigung an guten Theatern und um ein Gutachten über eben vollendete Trauerspiele bitten. Der zweite Teil zeigt ein Theater, auf dessen Bühne man die letzte Probe einer neuen Tragödie vornimmt. Keine lustigere Komödie kann ersonnen werden als diese Tragödie. Ihr Verfasser und der Kritiker nebst einem Freunde wohnen der Probe bei, die sie häufig mit weisen oder vielmehr lächerlichen Bemerkungen unterbrechen. Beide Teile sind nur lose miteinander verbunden. Eine Verwickelung ist durchaus nicht angestrebt.

Es waren gewifs mehr die Bedürfnisse des Theaterleiters als künstlerische Erwägungen, die Sheridan die Anregung zum „Ausflug nach Scarborough“ und dem „Pizarro“ gaben. Sheridan hat sich niemals gescheut, seine Motive da zu schöpfen, wo er fruchtbare Verwickelungen, komische Einfälle und fesselnde Charaktere fand. Wem er die beiden eben erwähnten Stücke entlieh, hat Sheridan nicht verschwiegen; schwieriger sind die übrigen Entlehnungen festzustellen, über die er kein Wort gesagt hat; und doch kann kein Zweifel darüber walten, dafs sie zahlreich vorhanden sind. So sollen in die „Nebenbuhler“ einige Züge aus „Sidney Bidulph“, einer Novelle von seiner Mutter, geflossen sein, und wahrscheinlicher noch ist es, dafs der Captain Absolute, der als Fähnrich verkleidet seiner Geliebten folgt, und diese selbst dem romantischen Liebespaare in Smollets Roman Humphrey Clinker nachgeschaffen ist. Die Ähnlichkeit ist wenigstens sehr grofs, obgleich ein augenscheinlicher Beweis hier so wenig wie bei den anderen Entlehnungen zu erbringen ist. Der Priester, der in der Duegna feierlich die beiden liebenden Paare und das sich nicht liebende einsegnet, hat die gröfste Ähnlichkeit mit dem Pfaffen in Drydens „Spanischem Mönch“, und die Scene, in der der Jude das Mädchen, das er selbst heiraten will, seinem Nebenbuhler übergiebt, hat eine packende Ähnlichkeit mit derjenigen in Wycherleys „Landfrau“, in der ein Mann, der

Digitized by Google

immer um die Standhaftigkeit seiner Braut besorgt ist, die er eigens für sich auf dem Lande so einfach wie möglich erziehen lassen hat, verschleiert in das Haus ihres heimlichen Geliebten bringt. Farquhars „Werbeoffizier“ mag Sheridan die Anregung zum „St. Patricks Tag“ gegeben haben, wie ihm wohl Molières George Dandin in einer der komischsten Scenen in der „Lästerschule“ vorgeschwebt haben mag. Darüber aber kann vollends kein Zweifel herrschen, daſs der „Lästerschule“ der Fieldingsche Meisterroman „Tom Jones“ zu Grunde liegt. Das Verhältnis der beiden Brüder untereinander, ihr Charakter, Maries Treue für den einen und standhafte Abweisung der Anträge des anderen, und die Scene, in der sich die Lady Teazle hinter der spanischen Wand verbergen muſs, finden sich in diesem Romane. Neuerdings ist derselbe mit groſsem Glück und Erfolg von Robert Buchanan dramatisiert worden. Während dieser sich in der „Sophia“ mit peinlicher Genauigkeit an den Gang des Romans hält, hat ihm Sheridan nicht viel mehr als das Grundmotiv entnommen, wie auch mittelbar Karl und Franz Moor und Amalia aus ihm stammen. Die groſse Ähnlichkeit mit demselben hat Sheridan dadurch verwischt, daſs er diesen Stoff mit dem der „Lästerschule“ verband, und was ursprünglich zwei Lustspiele werden sollten, zu einem einzigen verschmolz. In der „Kritik“ adoptierte der Dramatiker ein altes Muster, eine alte Form, in die er einen ganzen neuen Inhalt goſs. George Villiers, Herzog von Buckingham, hatte im Jahre 1600 Dryden und Davenant, die Häupter der sogenannten heroischen Tragödie, und einige unbedeutendere Dramatiker in dem Lustspiele „Die Theaterprobe“ siegreich verspottet. Unter der Maske eines faden, albernen, eitlen und eingebildeten Dichters Bayes brachte er Dryden, vielleicht auch Davenant oder beide zugleich, auf die Bühne, lieſs diesen sein Rezept für Theaterstücke auseinandersetzen und endlich sein neuestes Stück von seinen Schauspielern probieren, das stark mit bombastischen, ernsthaft gemeinten, aber lächerlich wirkenden Versen aus den Dramen der durchgehechelten Dichter gepfeffert ist. Nicht anders machte es Sheridan. Wie Villiers einen Vernichtungsschlag gegen das heroische Drama führte, so ging Sheridan gegen das rührselige, weinerliche Schauspiel vor und brachte als Sir Fretful Plagiary den eitlen und neidischen

Digitized by Google

und im Grunde genommen recht unbedeutenden Richard Cumberland auf die Bühne. Aber wie immer gelang es Sheridan auch in diesem Lustspiele, sich von seinem Vorbilde unabhängig zu machen. Nur an wenigen Stellen stimmt er näher mit dem alten, durch das ganze 18. Jahrhundert noch oft dargestellten Lustspiele überein. Anders freilich verhält es sich mit dem Lustspiele „Ein Ausflug nach Scarborough“, das Sheridan nur dem veränderten Zeitgeschmacke anpafste. Unter diesem Titel feierte das erste Stück des Dichters und Architekten Vanbrugh, „Der Rückfall oder die Tugend in Gefahr“, das wahrscheinlich 1597 als Fortsetzung von Colley Cibbers „Der Liebe letzte List“ geschrieben wurde, seine Auferstehung. Cibbers damals erfolgreiches Lustspiel war zu Sheridans Zeit so gut wie verschollen. Wollte er das Stück Vanbrughs spielen lassen, so mufste er den Zusammenhang mit jenem lösen. Dies that Sheridan, indem er den neuen Teil des Lustspiels zur Haupthandlung machte, der bei Vanbrugh nur untergeordnete Bedeutung hatte. Damit war die Aufgabe des Bearbeiters noch nicht gelöst. Vanbrughs Zeit war eine äufserst liederliche und frivole, die Lustspiele keck, lüstern und zotenhaft. Durch die Flugschriften von Jeremy Collier, der sich gegen die Verderbtheit der Bühne wandte, war bald darauf der Ton der Stücke gehoben worden. Tiefergehend aber war der Einflufs, den die Gebrüder Wesley, die Stifter der Methodisten, mit ihrer religiösen Begeisterung ausübten. Kunst und Dichtung mufsten dem neuen und dauernden Aufschwunge des religiösen Gefühls folgen, und wenn die älteren Lustspiele dem neuen tiefer und reiner fühlenden Geschlechte geniefsbar sein sollten, so mufsten sie von allen schlechten Auswüchsen gereinigt werden. Dies hatte Garrick mit Wycherleys „Landfrau“, die er „Landmädchen“ betitelte, gethan und Sheridan folgte ihm. Es ist bewundernswert, wie gründlich Sheridan mit den Zoten aufräumte, wie er unverständlich gewordene Anspielungen durch zündende Schlagwörter ersetzte, wie er die Idee des Ganzen hob und verfeinerte, wie er die grofse Schwatzhaftigkeit und Weitschweifigkeit des Vanbrugh eindämmte, ohne doch nur einen guten Witz zu opfern, und wie er dem ganzen Stücke eine strengere, festere Form, einen logischeren Aufbau zu geben verstand. — Das letztere ist auch sein wesent-

Digitized by Google

liches Verdienst bei der Bearbeitung des Kotzebueschen Stückes. Wenn Kotzebue schon auf stark theatralische Wirkung hingearbeitet hatte, so übertraf ihn Sheridan darin noch an Geschicklichkeit. Jener darin ausgeprägte Rousseausche Gedanke, daſs die wilden Stämme besser als die civilisierte Menschheit seien, wird ausdrücklicher hervorgehoben. Las Casas Doktrin tritt mehr als bei Kotzebue hervor, Coras Charakter ist edler und stärker, der Verlust ihres Kindes macht sie nicht irrsinnig wie im Originale. Die Kampfscenen sind fast ganz beseitigt. Dafür aber wird das ganze Stück mehr auf den persönlichen Konflikt zwischen Pizarro und dem edelmütigen Alonzo, der für die Peruaner kämpft, zugespitzt. Darum fällt Pizarro durch Alonzos Hand, was bei Kotzebue nicht geschieht. Sheridan folgt in der Hauptsache dem Dialoge des Originals, oder vielmehr einer der vielen Übersetzungen, die ihm zur Verfügung standen; denn er selbst konnte kein Deutsch. Aber indem er überall kürzt, hinzusetzt, abgebrochene Zwischenreden zusammenzieht und einige Stellen früher bringt als seine Vorlage, hat er das Stück logischer gestaltet.

Der gute Aufbau, die Verwickelung und die spannende Steigerung bilden überhaupt die Vorzüge Sheridans. Die strenge Komposition des Lustspiels ist ihm am besten in den „Nebenbuhlern“, weniger gut in der „Lästerschule“ gelungen. Man merkt es, daſs das letztere Stück ursprünglich nicht ein Ganzes bildete; die beiden einzelnen, anfänglich getrennten Stücke sind wohl miteinander verbunden, aber die Nieten sind in dem Schweiſswerke noch sichtbar. Eine Fülle von Vorfällen, eine mannigfaltige Handlung, eine lebendig gegeneinander intriguierende Menge wollen fast den Rahmen des Schauspiels sprengen, was sich äuſserlich in einem häufigen Scenenwechsel zu erkennen giebt. Das ist in allen seinen Stücken der Fall. Die Intrigue ist immer eine doppelte und die Einheit meist nur lose und äuſserlich. Aber die eine der Handlungen steht stets im Mittelpunkte, ihr weiſs er das meiste Interesse zu geben, während er der anderen nicht viel mehr als episodische Bedeutung zuerteilt.

Genau betrachtet ist es ein Grundmotiv, das sich in allen Lustspielen Sheridans wiederholt, abgesehen natürlich von der ganz besonders gearteten „Kritik“. In allen bildet den Kern der

Digitized by Google

Handlung der Ungehorsam eines jungen Mädchens, das den von seinem Vormunde oder seinem Vater begünstigten Heiratskandidaten abweist, um einem Geliebten zu folgen. In diesem Bestreben ist es auch jedesmal glücklich; immer weiſs es, seinen Herzenswunsch auf die eine oder die andere Weise durchzusetzen. Die Mittel dazu sind ganz verschieden. Aber eins kehrt immer wieder: der Geliebte oder die Geliebte verkleidet sich, um miteinander verkehren zu können, so in der komischen Oper, in der Farce und in den „Nebenbuhlern“. In der „Lästerschule“ ist es der indische Onkel, der freilich aus anderen Gründen verkleidet auftritt, ein Zug, mit dem auch schon die älteren Dramatiker des Jahrhunderts, ebenso wie Molière, groſse Wirkung erzielten. Damit hängt Sheridans Vorliebe für den Kontrast zusammen. So oft er es nur erreichen kann, stellt er den Feind dem Widersacher, den Nebenbuhler dem Mitbewerber gegenüber, ohne daſs diese sich jedoch erkennen, ein Verfahren, das die Zuschauer wohl in atemloser Spannung erhält, aber die Handlung im groſsen ganzen allzu phantastisch und unnatürlich macht. Dies ist der schlimmste Vorwurf, den man Sheridan machen kann. Er verstand es nicht, sich hierin zu mäſsigen, und so häufte er die Verwickelungen ungebührlich an. Den Fehler seiner Zeit, Ernstes und Heiteres, Lächerliches und Würdiges miteinander zu vermengen, hat er allerdings gründlich und geflissentlich vermieden, ja sogar mit scharfen Worten in der „Kritik“ gegeiſselt. Er ist immer witzig und heiter, aber niemals ernst. Er will, daſs man lacht, und kann es nicht ertragen, daſs die Bühne einem anderen Zwecke als der edlen Belustigung des Volkes dienen soll. Ein Stück, das auf eine Moral zugespitzt ist, ist ihm ein Unsinn, ein Unding. Ebensosehr verabscheute er die leere, gespreizte Sprache einiger seiner Zeitgenossen und bemühte sich, die gewöhnliche Umgangssprache nachzuahmen, wie es einst sein Vorbild Vanbrugh gethan hatte. Doch führte ihn dies Bestreben nicht zur Flachheit. Er ist im Gegenteil stets geistreich; er läſst dem Zuschauer keine Ruhe, um sich vom Lachen zu erholen; ein Witz jagt den anderen; seine Geschöpfe bekämpfen sich mit Geist und Humor, ja sie ergötzen sich mitunter an ihren Witzen wie an einem prasselnden, funkensprühenden Feuerwerke. Es ist kleinlich, Sheridan mit Macaulay (im Essay über Machia-

Digitized by Google

velli) einen Vorwurf darüber zu machen, dafs selbst seine Diener geistreich sind. Der Naturtreue zuliebe diese in ihrer ganzen Dummheit und Roheit auf die Bühne zu bringen, hiefse die Lustspiele verflachen. Sheridans satirische Hiebe treffen meist die Heuchelei, die Unaufrichtigkeit und die Modethorheit. Oft ist er geradezu grotesk, wie z. B. in der Rede, mit der die Mutter ihrer Tochter Lauretta ihre Liebe zu einem Offizier ausreden will: „O wie barbarisch! einen Mann zu wünschen, der dich heute heiratet und am Abend Gott weifs wohin gesandt werden kann; nach einem Jahre kommt er dann vielleicht wieder wie ein Kolofs, das eine Bein in New-York und das andere in einem Londoner Spitale.“ Wie fein sarkastisch weifs er über gewisse Schwächen zu spotten:

Mrs. Candour (Frau Aufrichtig): Sie wollen also nicht zugeben, dafs unsere Freundin Fräulein Scharlach schön ist?

Lady Sneerwell (Lady Grinsegut): Gewifs ist sie schön.

Crabtree (Holzapfel): Ich bin froh, dafs Sie das meinen.

Mrs. Candour: Sie hat eine reizende, frische Farbe.

Lady Teazle: Ja, wenn sie frisch aufgelegt ist.

Mrs. Candour: O schändlich, ich schwöre Ihnen, ihre Farbe ist natürlich: ich habe sie kommen und gehen sehen.

Lady Teazle: Darauf kann ich auch schwören: sie geht am Abend ab und kommt am Morgen wieder.

Sir Benjamin: Sehr wahr, gnädige Frau, sie kommt und geht nicht nur, sondern, was noch mehr sagen will, ihr Mädchen kann sie nehmen und wegtragen.

Köstlich weifs er die edle Sippe zu persiflieren, deren Tagewerk in der Verleumdung der abwesenden Freunde besteht, indem jeder allerdings stillschweigend voraussetzt, dafs ihm kein besseres Schicksal beschieden ist. Gar zu gut ist die folgende Geschichte erfunden:

Crabtree: Haben Sie vielleicht schon gehört, wie Fräulein Piper ihren Liebhaber und ihren guten Ruf vorigen Sommer in Tumbridge verlor? Sir Benjamin, erinnern Sie sich dessen noch?

Sir Benjamin: Gewifs. Die launigste Geschichte.

Lady Sneerwell: Bitte, wie kam das?

Crabtree: Eines Abends kam in einer Gesellschaft bei Frau Ponto zufällig die Rede auf die Zucht von Neuschottland-Schafen. Eine junge Dame in der Gesellschaft sagt: ich kenne einige Fälle. Fräulein Letitia Piper, meine Cousine, hatte ein Neuschottland-Schaf, das sie mit Zwillingen beschenkte. — Wie? rief die verwitwete Lady Dundizzy, die so taub wie ein Pfahl ist, Fräulein Piper hat Zwillinge gehabt? Dieser Irr-

Digitized by Google

tum brachte selbstverständlich die ganze Gesellschaft ins Lachen. Trotzdem wurde sie am anderen Morgen überall hingebracht, und in ein paar Tagen glaubte die ganze Stadt, dafs Fräulein Letitia Piper mit einem schönen Jungen und einem Mädchen in die Wochen gekommen sei, und es verstrich keine Woche, bis es Leute gab, welche den Vater und das Pachthaus nennen konnten, in dem die Kinder aufgezogen würden. —

In der Verwickelung, in der Herbeiführung komischer Situationen, nicht in der Charakterdarstellung liegt Sheridans Stärke. Macaulay bemerkt mit Recht, dafs in allen Figuren, die Sheridan geschaffen hat, er sich selbst darstellte. Die Schwächen seiner eigenen Persönlichkeit offenbaren sich in ihnen. Er vermochte sich nur durch seinen Witz, nicht durch seinen Charakter zu erheben. Ebenso sind alle seine Charaktere voll Laune, Geist und Humor. Ernst und kräftig ist keiner; über Schwierigkeiten suchen sie sich mit einem Scherzworte hinwegzusetzen. Neben diesem Grundzuge ihres Wesens besitzt indessen jede Person ihre besonderen Charakterzüge. Am besten gelingen dem Schriftsteller junge, romantisch angehauchte Mädchengestalten, wie Lydia Languish und Donna Louisa. Sie sind entweder launisch und hingebend, wie Lydia und Maria, oder entschlossen und thätig, wie Lauretta und Julia. Die älteren Damen sind selbstbewufst, prüde und geschwätzig oder klatschhaft und ränkesüchtig, und machen sich mitunter durch kleine Schwächen lächerlich, so die Mrs. Malaprop, die als bejahrte alte Jungfer noch immer heiratslustig ist, sich in junge Leute verliebt und selbst einen Liebesbriefwechsel unterhält, während sie ihre Nichte mit wahren Argusaugen behütet; so die Mrs. Bridget, die Frau des Landrichters, die immer das letzte Wort behalten mufs. Weniger gut gelangen Sheridan die männlichen Charaktere. Die jüngeren Männer sind leichtsinnig, die älteren einfältige Tröpfe, die sich von ihren Frauen, Töchtern und Söhnen beherrschen und hintergehen lassen. Der ostindische Onkel allein ist ein würdiger, bedächtiger alter Herr, der eben durch diese Eigenschaften die höchst verworrenen Verhältnisse zu ordnen, den Guten zu entdecken und den Schlechten zu entlarven versteht. Wenn ein Fortschritt in Sheridans Kunst und Darstellungsvermögen zu bemerken ist, so liegt er in der Charakteristik. In der That ist die „Lästerschule“ in dieser Beziehung viel reifer als die vorangegangenen Stücke. In ihr allein zeigt sich ein Ansatz zur Charakterkomödie, und der erste Akt

Digitized by Google

der „Kritik“ kann nur die Ansicht befestigen, dafs Sheridan im Begriff war, zur Charakterkomödie überzugehen, als er der Schriftstellerei entsagte. Wo immer ein Talent im Flufs ist und sich fortbildet, kann auf vollkommenere Leistungen gehofft werden. Darum ist es zu bedauern, dafs Sheridan von der Fortsetzung seines ureigensten Berufs abgebracht wurde. Die grofse Ähnlichkeit seiner Motive deutet keineswegs darauf hin, dafs er sich schon ausgeschrieben hatte; sie war hauptsächlich durch die kurze Zeitspanne, in der er sich der Schriftstellerei gewidmet hatte, bedingt. Sein Witz war zu ursprünglich, seine Komik zu drastisch, sein Auge für die Schwächen und Lächerlichkeiten seiner Mitmenschen zu scharf, als dafs er nicht neue Stoffe und Charaktere mit Leichtigkeit hätte aufgreifen können.

Kurz war die Zeit der litterarischen Thätigkeit Sheridans; länger wirkte er im Parlamente für die Angelegenheiten des Staates. Aber was er in den vier Jahren für die Bretter, die die Welt bedeuten, geschrieben hat, war das Beste, was seine Zeit in England hervorgebracht hat, während ihm die Energie und die Charaktergröfse fehlte, um in der Welt die Rolle eines grofsen Staatsmannes zu spielen. Dort stand er in der allerersten Reihe, hier nur im zweiten Gliede, indessen war er durch den gewaltigen Schwung seiner Rede, den scharfen Witz seiner Satire, die Schlagfertigkeit seiner Erwiderung wohl hervorragend, aber andere übertrafen ihn an Tiefe ihres Wissens, Mannigfaltigkeit der Erfahrung und gründlicher staatsmännischer Schulung und Bildung, ohne ihm an Beredsamkeit im geringsten nachzustehen. Dazu kommt, dafs er etwas unselbständig gewesen zu sein scheint. Wo er in der Debatte hervortrat, hatten ihm seine Freunde diese Aufgabe zugewiesen; denn sein Talent wufsten sie zu schätzen und auszunutzen. Sein rednerischer Ruhm ist mit dem Prozefs gegen Warren Hastings verknüpft, dessen treibende Kraft Burke war. Im Bewufstsein, seinem Vaterlande ein reiches, grofses Land zu einer Zeit erobert zu haben, in der Englands Stern zu erbleichen schien, in der es überall aufser in Indien an Ansehen verlor und Amerika sich von ihm loslöste, war Warren Hastings aus Indien zurückgekehrt. Durch ihn war Englands Herrschaft über Indien befestigt worden. Als armer Commis war er von der Ostindischen Gesellschaft nach ihren

Digitized by Google

indischen Faktoreien geschickt worden, als Generalgouverneur kehrte er zurück. Ausdauernd, arbeitsam, gewandt und von umfassender Geisteskraft hatte er sich mit den Sitten und den Gewohnheiten, mit den Tugenden und den Lastern der ostindischen Völkerschaften bekannt gemacht, hatte er sich mehrere ihrer Sprachen angeeignet, die geographischen und socialen Verhältnisse und die Geschichte ihrer Länder bis in die kleinsten Einzelheiten studiert. So ausgerüstet, hatte er mit unerhörter Grausamkeit die Völker gebrandschatzt, Minister verräterisch hinrichten und edle Frauen bedrängen, gefangen setzen und aushungern lassen, bis der gröfste Teil von Indien in seiner Gewalt war. Für sich selbst behielt er kaum etwas; alles, was er that, geschah aus Ehrgeiz und Ruhmsucht und zur Vermehrung der englischen Gröfse. Als er nun in die Heimat zurückkehrte, wurde er der Bestechung, Erpressung und Grausamkeit angeklagt. Sheridan begründete einen Antrag, Hastings bei dem Oberhause anzuklagen, im Hause der Gemeinen. Er sprach $4^1/_2$ Stunden ohne Unterbrechung. Es war unerwartet; der Eindruck überwältigend. Der nächste Redner brach seine Entgegnung nach kurzer Zeit ab, da ihm niemand vor Aufregung über das eben Gehörte zuzuhören vermochte. Mit Mühe und Not wurde ein ganz unerhörter Vertagungsantrag abgelehnt. Sheridan wurden 1000 Pfund Sterling für die Druckerlaubnis seiner Rede gleich am folgenden Tage angeboten. Der Prozefs schleppte sich von Jahr zu Jahr fort, während Sheridan und Burke unaufhörlich auf Beschleunigung desselben drängten. Endlich kam der Tag des Gerichtes heran. Niemals wurde eine glänzendere Pracht als hier entfaltet: was in England grofs, berühmt, reich und erhaben war, Frauen und Männer, Maler und Schauspieler, Gelehrte und Künstler, Bürger, Soldaten und Hofleute drängten sich auf den Galerien zusammen, um das unerhörte Schauspiel zu geniefsen, Burke, Sheridan und Fox zu lauschen und den gestürzten Hastings zu sehen. In vier Sitzungen entfaltete Burke seine grofsen Rednergaben und endete damit, dafs er den Greis im Namen des Parlamentes, des englischen Volkes, der indischen Völkerstämme, ja im Namen der Menschheit anklagte. Später erhob sich Sheridan; seine Rede war nicht weniger fesselnd, um so mehr, als er über die grausame Behandlung der Fürstin von Oude sprach. Er redete

17*

Digitized by Google

zwei lange Sitzungen hindurch und fiel, gleichsam erschöpft, am Schlusse der Rede in Burkes Arme. Aber dieser grofse Aufwand hatte nur geringen Erfolg. Die Verdienste, die sich Warren Hastings unleugbar um England erworben hatte, fielen zu schwer ins Gewicht; man mochte ihm vieles vorwerfen und ihn hart tadeln, aber man sprach ihn frei. Als Napoleon in Madrid seinen Einzug gehalten hatte, Joseph Bonaparte zum König von Spanien ausgerufen worden war und ganz Spanien sich wie ein Mann gegen die Eindringlinge erhob, da hallte ganz England von Freude über diesen heldenhaften Widerstand, und Sheridan war es, der ihr in einer mächtigen Rede im Parlamente Ausdruck verlieh. War die sogenannte Begum-Rede der Art des Gegenstandes gemäfs ernst und feierlich gewesen, so kämpfte er diesmal mit den Waffen des Spottes und des Witzes. Es würde zu weit führen, seine parlamentarische Thätigkeit noch eingehender zu betrachten. Es mag genügen, seine wesentlicheren Triumphe herausgehoben zu haben. Mit ihnen ist auch seine politische Wirksamkeit erschöpft. Sie war hauptsächlich rhetorisch. Denn was er als Verwalter hoher Ämter geleistet hat, war gering und verschwindet ganz vor seiner Bedeutung als Redner.

In einem wundervollen Gedichte auf Garricks Tod hat Sheridan den flüchtigen, vergänglichen Ruhm des Schauspielers mit dem unsterblichen Preise des Dichters verglichen. Umstände haben es bewirkt, dafs er selbst Dichter und Redner in einer Person war. Aber des Redners Ruhm ist fast ebenso flüchtig wie der des Schauspielers. Wohl entzündet er die Hörer, wohl entflammt und begeistert er sie, wohl regt er zu den edelsten Thaten an; doch mit dem Klange seiner Stimme schwindet der gröfste Reiz seiner Rede dahin. Sein Wort bedarf des Vortrags, während das stumme Dichterwort genügt, um zu gefallen und zu entzücken. Niemand kann sich jetzt noch an dem Schwunge und der Beredsamkeit Sheridans erfreuen; seine Reden begeistern nicht mehr; sie sind stolze, aber tote Denkmäler, während seine Lustspiele noch immer erheitern und entzücken und noch viele Geschlechter hindurch Lachen erwecken und hohen Genufs bieten werden.

Hannover, November 1887.

Digitized by Google

Bemerkungen über das Negerenglisch
an der Westküste von Afrika.

Von
Dr. P. Grade.

Es ist eine eigentümliche Erscheinung, dafs die Sprachen von Völkern, die noch im ersten Stadium ihrer Entwickelung stehen, den gröfsten Formenreichtum aufzuweisen haben. Je älter das Volk, um so vereinfachter sind die Typen der Sprache, bis auch diese endlich ihr Greisenalter erreicht hat, wo eine weitere Fortbildung nicht möglich erscheint.

Recht deutlich kann man diese Thatsache bei der englischen Sprache beobachten. Das Altenglische oder, wie es auch genannt wird, das Angelsächsische zeigt eine Mannigfaltigkeit der Bildungen, wie wir sie zum Beispiel im Griechischen des Homer finden. Singular, Dual und Plural, männliches, weibliches und sächliches Geschlecht werden unterschieden, da ist eine Deklination sowohl der Substantiva als der Adjektiva, und nicht nur eine solche, sondern es sind deren mehrere vorhanden.

Nun betrachte man das Mittelenglische. Fast eine ganz neue Sprache ist es. Die vollen und tönenden Endungen der Flexion sind fast gänzlich gefallen, Dual und Geschlechtsunterschiede existieren nicht mehr. Nur noch dürftige Überbleibsel in der Deklination und Konjugation sind festzustellen. Bis auf das Allernotwendigste ist dieses nun im Neuenglischen beschränkt worden. So haben wir denn hier eine Sprache, von welcher man annehmen sollte, dafs sie einfacher nicht gedacht werden könnte.

Und dennoch ist das schier Unglaubliche zur Wahrheit geworden. Aber zum Ruhme des englischen Volkes sei es gesagt, dieses ist unschuldig an der weiteren Vereinfachung seiner Sprache, wenn

es gestattet ist, die Entstellung so zu nennen, sondern es sind seine Schutzbefohlenen, welche sich aus der modernen Schriftsprache heraus ein Idiom geschaffen haben, wie es ihnen bequem ist und für ihre Bedürfnisse ausreicht.

Es ist das Negerenglisch, wie es an der ganzen Westküste von Afrika gesprochen wird. In der Negerrepublik Liberia ist der Ort zu suchen, wo die bedeutsamsten Umbildungen geschahen. Die Verbreitung aber ward vermittelt durch die zu Liberia gehörigen Kru- und Wei-Neger, welche als Arbeiter nach allen besiedelten Plätzen der Küste ziehen, nach einem Jahre aber stets in die Heimat zurückkehren.

Es wäre ein grofser Irrtum, wollte man annehmen, dafs dieses nichts weiter wäre als ein gebrochenes Englisch, entbehrend jeder Regel und jeden Systems. Es haben sich im Gegenteil ganz bestimmte Gesetze ausgebildet, welche mit hinlänglicher Genauigkeit beobachtet werden.

Es wird vielleicht nicht unwillkommen sein, diese Sprache ein wenig näher kennen zu lernen. Denn bei dem leider so grofsen Widerwillen, den die meisten an jener Küste wohnenden Deutschen, und an der ganzen Küste, englisch und deutsch, sind etwa 90 Proz. aller Weifsen Deutsche, gegen den Gebrauch der Muttersprache hegen, wird in absehbarer Zeit unsere Sprache nicht die herrschende Verkehrssprache werden, sondern man wird sich dieses Negerenglischen bedienen — aus Bequemlichkeit, um nicht den schwarzen Angestellten u. s. w. ein Lehrer zu sein.

Die natürliche Folge hiervon ist dann wieder, dafs ein jeder, der nach der Küste kommt, sich die Kenntnis dieses Idioms aneignen mufs. Man glaube nun nicht, dafs das zu Hause gelernte Englisch mehr als ein einfaches Hilfsmittel sei, müssen doch selbst die Engländer, echte Kinder Altenglands, erst lernen, mit den Eingeborenen zu verkehren. Letztere sind aufser stande, sich der gewohnten Formen zu entledigen und ein klassisches Englisch zu lernen, ja sie sind der festen Meinung, dafs sie allein gut sprechen, der andere aber: „him no sabe proper english!“ *

* In der Münchener Allgemeinen Zeitung 1886, Nr. 318, S. 4683 hat Dr. M. Buchner eine kurze Notiz über das Kamerun-Englisch veröffentlicht, das bis auf verschwindend wenige eigene Erscheinungen dem in der vorliegenden Arbeit Behandelten gleicht.

Digitized by Google

In einer kurzen systematischen Darstellung wird sich am leichtesten ein Überblick gewinnen lassen, ausreichend, um jemanden, der eine geringe Kenntnis des klassischen Englisch besitzt, vollkommen in die Geheimnisse jenes Idioms einzuweihen. Betrachten wir zuerst die

Lautlehre.

Vokale: â hat die Aussprache

1) wie ê in Leder: take, shame, spr. têk, schêm;
2) wie â in Vater: water, salt, spr. wâter, sâlt;
3) wie óó in Sohn: all, spr. óól; dagegen ist die Aussprache wie òò (offenes oo) unbekannt.

Zu bemerken is, dafs â oft kurz gesprochen wird, ebenfalls tritt oft Kürzung bei der Aussprache wie óó und wie ê ein:

father spr. fāder, want spr. wōnt, snake spr. snēk.

ă wird gesprochen wie

1) ă in Gatte: what spr. wăt, bad spr. bă̆d;
2) ă̆ in hätte: hat spr. hă̆t, man spr. mă̆n.

Auffällig ist der Unterschied der Aussprache des a in bad und in hat.

ê lautet wie ie in vier (î), me spr. mî, here spr. hîr.

ĕ lautet gleich ĕ in Wette: get, them.

ĕ vor r wird mit diesem zusammen wie â gesprochen: servant, clerk, spr. ßâw'nt, klâk.

î ist gleich ei zu sprechen: fine spr. fein.

ĭ gleich ĭ: ship, fish, live.

ô hat die Aussprache wie

1) óó in Not: more, hope, no, go.
2) û in Mut: move spr. mûf, do spr. dû.

ŏ wird nur gesprochen wie ŏ in Nord: god, brother, chop, come, son.

Die Aussprache des ŏ als einen zwischen ă und ŏ liegenden Laut, so wie in come, des Schrift-Englisch ist unbekannt.

û lautet

1) im Anlaut wi jû: use spr. jûß;
2) im Inlaute wie ŭ: stupid spr. stŭpit,

ŭ lautet wie

1) ŭ: full, pull, bush.
2) ŏ̆ als Wiedergabe des zwischen ŏ und ŏ̆ stehenden Lautes: but, sun, hungry.

Digitized by Google

Die Abschwächung und Trübung der Vokale, sobald sie in eine unbetonte Silbe treten, ist geblieben.

suppose spr. ß'ₑpos, village spr. will'ₑdj, fashion spr. fesch'ₑn, kernel spr. kân'ₑl.

Erwähnung verdient die Aussprache der zwei Diphthonge:

oi, welches sich nicht unterscheidet von eu in euch, scheu: oil spr. eul, hoist spr. heufst, und

ou, welches gesprochen wird

1) wie au in house: mouth spr. maufs.

2) wie ŏ: country spr. kontri.

Die Aussprache der übrigen Diphthonge ist derjenigen der einfachen Vokale gleich, welche sie in der Schrift ersetzen.

Da die Negersprachen an Gutturalen reich sind, so wird es kein Wunder nehmen, wenn die Neigung des Irländers und auch der niederen Klassen Londons, vor dem vokalischen Anlaute ein h hören zu lassen, nicht ohne Nachahmung bleibt, so haben wir:

irish stew gesprochen wie heirisch stû, all right spr. hóól leit, ask oft = hax.

Dagegen findet eine Fortlassung des anlautenden h, wie es in den unteren Volksklassen häufig ist, nie statt. hot ist immer = höt.

w hat seinen Charakter als Halbvokal verloren und ist einzig noch Konsonant mit der Aussprache des deutschen w:

well spr. well, water spr. wât'ₑr, what spr. wăt.

Es hat sich gesprochen erhalten in one (spr. wŏn).

K o n s o n a n t e n. Unverkennbar ist die Neigung, die weichen und tönenden Konsonanten hart und tonlos zu sprechen. So wird f stets gleich dem deutschen f in für gesprochen, ebenso lautet v wie f in für oder wie w in wann:

serf spr. ßŏrf und ßâf, knife spr. nèif, live spr. lĭf, paláver spr. pâlâwä.

g am Ende lautet wie k:

flog spr. flŏk, pig spr. pĭk, big spr. bĭk;

es wird nicht gesprochen hinter n am Ende, jedoch behält dieses den Nasallaut, obgleich man eigentlich erwarten sollte, dafs nach Art der niederen englischen Aussprache es diesen verlieren müsse:

morning spr. mornin(g), so king.

d am Ende des Wortes lautet wie t:

stupid spr. stŭpĭt.

Digitized by Google

Der Unterschied zwischen tönendem und tonlosem s ist bekannt, aber am Ende des Wortes hinter einem Vokal ist es stets tonlos.

Das dem Neuenglischen eigentümlich gebliebene th mit seinen Nüancen hat mehrere Veränderungen erlitten: Vor einem Vokal lautet es wie d:

them spr. dĕm.

Vor Konsonanten gleich t:

three spr. trî.

Am Ende des Wortes oder der Silbe gleich ß:

tooth spr. tûß.

Bemerkenswert ist das Ersetzen eines vorvokalischen r durch l. Erklärlich dadurch, daſs die meisten Negerstämme der Küste in ihrer Sprache ein r nicht besitzen. Dort, wo das r nicht durch einen dem hebräischen ע oder auch ח nicht unähnlichen Gutturallaut wiedergegeben werden kann, spricht man es wie l:

barrel spr. băchchël, brother spr. blöddĕr, carriage spr. kăllĭdj.

Andererseits aber findet sich in einigen Distrikten die Neigung, das entgegengesetzte Verfahren einzuschlagen, also l wie r zu sprechen:

place spr. prêß.

Das Streben, die Aussprache eines Wortes sich so bequem als möglich zu machen, bringt noch einige interessante Erscheinungen hervor. So begegnet man häufig einer Umstellung mehrerer Buchstaben: ask spr. ăx (auch eine Form des vulgären Englisch), forget spr. flogĕt.

Weitere Veränderungen tragen mehr einen individuellen Charakter, sie sind nicht derartig, daſs man sie unter ein allgemeines Gesetz bringen könnte. Bedeutender sind die Erscheinungen in der

Formenlehre.

Artikel. Der bestimmte Artikel ist stets them für alle Geschlechter und Zahlen. Der unbestimmte dagegen stets one. Die Auslassung des bestimmten und unbestimmten Artikels ist sehr häufig, z. B. palaver finish, das P. ist zu Ende; palaver come, ein P. kommt. Ebensowenig wie hier ein Geschlecht unterschieden wird, ebensowenig geschieht es bei dem

Substantivum: them wife — he come. Der Plural ist dem Singular gleich und zwar stets, unregelmäſsige Pluralbildungen giebt es demnach nicht: two child.

Das Adjcktivum. Irgendwelchen Veränderungen ist das Adjektiv nicht ausgesetzt. Die Steigerung wird bewirkt durch Vorsetzung von more und most; unregelmäfsige kommen nicht vor; also

bad, more bad, most bad (bad too much).

Selten ist better für more good und best für most good. Findet eine Vergleichung statt, so ist die folgende Ausdrucksweise gewöhnlich:

He is greater than I giebt Him be big pass me.

Das Pronomen. Das Persönliche ist:

1. Person Singularis me für alle Fälle, selten I
2. „ „ — —
3. „ „ him „ „ „ und Geschlechter, selten he für männlich und weiblich.
1. „ Pluralis we für alle Fälle, selbst nach Präpositionen.
2. „ „ you „ „ „
3. „ „ them „ „ „ und Geschlechter.

him no see we = he did not see us.
them come for we = they went to us.

Das Pronomen Personale ist dem verbundenen und absoluten Possessiv-Pronomen gleich, also

meine Heimat — me country; das Messer is mein — them knife be me.

Zu bemerken ist, dafs für das persönliche Pronomen der ersten Person, jedoch nie für das Possessiv-Pronomen, auch I vorkommt. Dasselbe gilt von he.

Demonstrativ-Pronomen ist them:

diese, jene Häuser — them house.

Interrogativ- und Relativ-Pronomen ist whom — what:

for what country you come? aus welchem Lande kommen Sie?

Die Auslassung des Relativs ist bekannt.

Pronominalien: every — jeder, all — alle, auch oft für every gebraucht. many ist unbekannt, es wird ersetzt durch plenty, niemand ist no man. we get plenty fowl = we have many hens. — other. In Verbindung mit dem bestimmten Artikel giebt es them t'other one. Es findet sich also zweimal der Artikel. th'other war unbequem zu sprechen, denn beide th müfsten gleich gesprochen werden. Endlich vergafs man oder hatte man nicht die Empfindung, dafs der Artikel schon ausgedrückt sei, da setzte man ihn denn zum zweitenmal davor und sprach dĕmtödder.

Digitized by Google

Das Verbum. Eine gröfsere Gewalt konnte dem klassischen Englisch nirgends angethan werden als in der Bildung der Verb-Formen. Da die Infinitiv-Form des Verbs nie verändert wird, so ergiebt sich schon hieraus, dafs eine schwache und starke Konjugation nicht unterschieden werden kann. Naturgemäfs fallen alle unregelmäfsigen Bildungen damit zugleich. Die Zeiten aber werden durch Hinzufügen von Hilfsverben gebildet. Es ist wohl kaum nötig, zu bemerken, dafs auch Endungen zum Unterschiede der Personen nicht existieren.

Indikativ und Konjunktiv sind gleich. Das Präsens lautet:

me done take oder me live for take,

me take nur in der Frage und mit der Verneinung.

Präteritum: me take.

Futurum: me go take, selten me live for take oder me go for take.

Damit sind die Bildungen erschöpft. Besonders auffällig ist die Form des Präsens me done take, jedenfalls wohl hervorgegangen aus dem Bestreben, eine dem I don't take entsprechende positive Form zu bilden, wobei denn das Mifsverständnis unterlief, das n des not als zu do gehörig zu betrachten.

Periphrastische Konjugation wird ersetzt durch den Indikativ des Präsens, gebildet mit to live:

I am going — Me live for go.

Die Hilfszeitworter:

to have existiert nicht, es wird ersetzt durch to get:

me get one fish = I have a fish.

to be wird nur in Verbindung mit einem Substantiv oder Adjektiv gebraucht. Seine Konjugation ist den regelmäfsigen Verben entsprechend:

me be, him be, we be, you be, them be. Ausnahme: what's the matter = warum, und that's all.

Um „Sein“ absolut auszudrücken, bedient man sich des to live:

He is here heifst he live.

will, shall werden ersetzt durch can und must, und can durch fit:

he will not die wäre him no can die.

he will die, er wird sterben = he can die.

you shall come wäre you must come.

me fit hear, ich kann hören.

I may oder I ought sind unbekannt.

Digitized by Google

Das *Adverbium*. Die Bildung von Adverbien durch Anhängung der Silbe ly ist unbekannt. Es existieren nur solche, welche eine Adjektivform nicht besitzen.

much wird meist in Verbindung mit too gebraucht und bedeutet sehr oder zu sehr und ersetzt very:

Me be hungry too much = I am very hungry.
him be big too much = he is too tall.

Die Negation not wird stets ersetzt durch no und never:

him no live = he is not here.
him never die = he did not die.

at once ist stets one time. I killed him at once ist Me kill him one time.

Die *Präpositionen*. Die Summe der Präpositionen ist gewaltig reduziert worden; ich möchte fast sagen, dafs eine Präposition zur Universal-Präposition geworden ist und die anderen verdrängt hat; dieses ist for. for wird gebraucht für: to, into, for, at, ago, before, against, by, from, of, through, till. Beispiele: for für

to:	me go for them town = I go to the town;
into:	me go for them house = I go into the house;
in:	he live for him factory = he is in his factory;
for:	them dash be for me = the present is for me;
at:	he live for Berlin = he is at Berlin.
ago: / before:	for ten years = ten years ago; / before ten years;
against:	them live for fight for him foe = they fight against the foe;
by:	for you house = by your house;
from:	we come for Bagida = we come from Bagida;
of:	him be them stick for them king = it is the stick of that old man;
through:	you must pass for lagune suppose you want come for Gridji = you must walk through the lagune if etc.

Von anderen ist höchstens noch zu erwähnen: with, downstairs = down, ebenso upstairs für up, doch hierfür auch for top for. upon the house wäre for top for them house.

In dieser Präpositionen-Armut ist auch der Grund dafür zu suchen, dafs die Präposition nach Verben, welche eine solche regieren, einfach fortfällt. I want to come ist me want come.

Digitized by Google

Konjunktionen. In Gebrauch ist nur eine beschränkte Zahl, besonders: and, too, but, or, because und if in der Bedeutung ob, als konditionale Konjunktion wird nur suppose gesagt:

suppose you go = if you go.

Was

die Syntax

anlangt, so ist wenig zu bemerken. Die Einfachheit der ganzen Sprache läfst eine Kompliziertheit des Satzgefüges nicht zu.

Eine Frage wird nicht durch Umstellung der Worte, sondern nur durch den Tonfall bemerkbar gemacht:

you go for them town? = do you go to this town?

Die Umschreibung mit to do findet ebensowenig hier statt als da, wo die Negation zum Verbum tritt. I don't come to the town ist me no oder never come for them town.

Statt des Genitivs setzt man die Worte zusammen:

him be bushman fetish, das ist der Fetisch der Buschleute;
them be king house, das ist das Haus des Häuptlings.

Die Wörter,

welche gebraucht werden, sind nur gering an Zahl. Schwerlich wird die Zahl von 300 überschritten. Mit grofser Vorliebe werden solche Wörter angewendet, die dem vulgären Englisch angehören oder doch ihren Ursprung dorthin zurückleiten. Bemerkenswert ist auch, dafs die meisten Wörter einsilbige sind. Die Betonung liegt dort, wo sie in der Schriftsprache sich findet.

Es bedeutet to chop essen, to eat ist unbekannt; to chop in dieser Bedeutung ist dem Neuenglischen fremd, doch kommt es vor mit dem Sinn von „zernagen", auch ist in chop-house, als Garküche, Speisehaus, das Wort jener Bedeutung sehr nahe. Vielleicht ist die Bezeichnung der einen so sehr beliebten Speise, der mutton-chops, auf die Speise überhaupt übergegangen.

Ähnlich das häufige to dash = schenken. Wie das Wort zu dem Sinne gekommen, ist schwer zu sagen. Vielleicht ist es eine Weiterbildung aus der seltenen Bedeutung „schmeifsen", nämlich zuschmeifsen, wo noch die Wandlung aus dem intransitiven Sinne in den transitiven zu bemerken ist. Im Deutschen hat in der Vulgärsprache „schmeifsen" ja ebenfalls die Bedeutung von „ausgeben, traktieren": What you go dash me? Was werden Sie mir schenken?

Digitized by Google

Da, wo mehrere Wörter gleiche oder ähnliche Bedeutung haben, ist nur eins geblieben. Von wear, bear, carry bleibt nur das letzte, large, tall, great, big bleibt nur big.

Auch einige Fremdwörter sind eingedrungen. Am bekanntesten ist das dem Portugiesischen entlehnte palaver mit der Betonung wie dort, das unzählige Bedeutungen angenommen hat. Ich gebe einige davon: suppose you kill one snake, palaver come, wenn du eine Schlange tötest, so passiert dir etwas Schlimmes.

him be god palaver, das steht in Gottes Hand oder das ist Sache der Religion.

make palaver, zanken, Schwierigkeiten machen.

settle palaver, Streit schlichten.

some palaver live, es giebt etwas.

me go show you them palaver, ich werde dir schon zeigen, was du zu thun hast.

that no be me palaver, das geht mich nichts an.

one big palaver, eine grofse Ratsversammlung oder Beratung.

fetish palaver, alles was Fetisch heifst.

them pig palaver, die Streitfrage in betreff der Schweine.

them chop palaver, das Essen.

some big palaver live, eine schwierige Entscheidung liegt vor.

palaver finish, fertig!

Kurz es steht überall da, wo Begriffe fehlen.

Ebenso ist dem Portugiesischen entnommen: sabe, mit dem Sinn von to know: you sabe? (spr. ßăbî) = do you know?

Ich gebe hier einzelne Wörter und Redensarten, welche zur Charakterisierung der Sprache dienen mögen:

make book, schreiben; book, Brief.

carry hammock, Hängematte tragen.

do bad = to do wrong.

catch man, Leute rauben.

pull away, rudert munter vorwärts.

me go flog him proper, ich werde ihn tüchtig durchprügeln.

go wash, baden gehen.

look proper, pafs auf!

mash (spr. mâsch) corn, Mais zerschroten.

you want him? wollen Sie es haben?

when sun come for bed, wenn die Sonne aufgeht.

Digitized by Google

them steamer go sleep here for night, der Dampfer wird diese Nacht hier vor Anker liegen.

them steamer him belly be full, der Dampfer ist beladen.

them steamer be hungry, der Dampfer ist leer.

me go catch you, ich werde dich schon fassen.

catch Bagida, Bagida erreichen.

him be no use, der taugt nichts.

go for bush, ins Innere gehen (scil. von Afrika).

blan (spr. blăn) für belong.: them knife blan for me.

king ist stets gleich chief, Häuptling.

brother ist Bruder, Schwester, Landsmann, endlich nennen sich so Leute gleicher Farbe. Me brother be girl, meine Schwester.

country fashion, Landessitte.

Hier dürfte der Platz sein für einige Gespräche, wie sie häufig vorkommen. Ein Kruneger, Friday, und ein Eingeborener aus Bagidá, Mensa, erscheinen vor einem Weifsen, um ein „Palaver“ entscheiden zu lassen.

Der Weifse (im ersten Augenblick sich vergessend): Mensa, explain the case.

M.: Massa, me no fit hear, me no sabe (spr. ßäbe oder ßabî) you mean.

Der Weifse: You must tell me them palaver.

M.: All right (spr. hôl leit), Sâ (Sir). Me live for sleep, when me small boy come and tell me, one pig who blan for me live for die for outside for them french factory. Me go one time for them prace (place) for look them palaver. Plenty people live. Me ax him what's the matter you stand for me dead pig. All people say one Kruboy shoot him when him come for them yard and chop karnels. Now me come for you and me beg you, massa, you must help me. Me no fit for help me alone, me fear too much, all them t'other Kruboy go flog me proper and kill me. (Nämlich wenn er sich selbst hilft. Derartige Ellipsen sind äufserst häufig.)

Der Weifse: Friday, you sabe you must never kill pig who blan for one other man. What's the matter you do bad?

F.: Yes, sa! Massa, me swear for God, me no fit lie (ich kann nicht lügen). Me want go for use meself (ich wollte austreten!) for beach and one pig big pass all we pig come for we yard. Me take one gun and shoot for him. Me look he can die one time and we

all Kruboy take him and put him for outside for them fence. For true Massa him be them palaver. But me no go pay for him money. You sabe, massa, him be country fashion, people can kill pig who come for him yard but must never pay, suppose he no chop them pig.

Nach Anhörung des Häuptlings, der das Gesetz bestätigt, sagt der Weifse: Mensa, you sabe too them country fashion Friday must not pay, for he no chop them pig, palaver finish! —

Das im Leben der Küste wichtigste Ereignis ist immer die Ankunft eines Dampfers. Da entspinnen sich dann ungefähr solche Gespräche:

N.: Massa, one steamer live for come. Me look him be german (spr. jámen).

W.: Go hoist them flag and open them gate for beach.

N.: Them key for gate no live; me find him but no look him (ich habe ihn gesucht, aber nicht gesehen). —

W.: You make them boat ready?

N.: No sâ, he live for them shed. We no fit for go for sea, them serf be sash (verry bad) too much.

W.: Suppose you go for steamer me go dash you two bottle gin.

N.: No massa, no man can go for sea. Them sea now be high, suppose you stop for one hour he live for dry, and we fit. —

N.: Massa we no get paddle. You no go buy some? plenty live for them t'other factory, you must give me book, me go find them. —

Aus diesen wenigen Betrachtungen erhellt, dafs die Unterschiede von dem klassischen Englisch doch recht bemerkbare sind. Zu verwundern ist nur, dafs mit diesen schwachen Mitteln der Bedarf an Wörtern und Formen gedeckt werden konnte. Allerdings ist die Sprache keine Schriftsprache und es stehen dementsprechend die Formen auch nicht so fest, daher kommen neben den erwähnten noch hin und wieder dem klassischen Englisch eigene vor, aber es sind diese so selten, dafs das Zusammengestellte als Grundlage nicht berührt wird.

Möge diese Darstellung dazu beitragen, bei allen denen, welche in die Lage kommen, sich dieses Idioms bedienen zu müssen, bei Zeiten einen Abscheu vor dem Barbarismus zu erwecken und in ihnen den Wunsch rege machen und erhalten, dahin zu wirken, dafs auch dort in deutschen Landen unser geliebtes Deutsch eine Heimstätte habe.

Digitized by Google

Entwickelungsgänge in der Sprache Corneilles.

Von
Dr. K. Fahrenberg.

(Schluſs.)

G. Verbum.

1. Archaisches aus der Formenlehre.

je peux. An folgenden Stellen ändert Corneille *je peux* in *je puis:* I, 200 var. 3, 312 var. 2, 415 var. 3, 423 var. 1, 436 var. 2, 438 var. 1; II, 17 var. 1. In allen diesen Fällen steht *je peux* nur in der ersten Ausgabe, also nicht später als 1637. Wir können also für diese Zeit ein unverkennbares Veralten von *je peux* konstatieren. Bestätigt finden wir dies bei Vaugelas I, 143, welcher *je peux* (allerdings noch nicht gänzlich) verwirft. Ähnlich spricht sich Th. Corneille aus. Die Akademie aber will *je peux* ganz verbannen. Der Gebrauch der Schriftsteller der damaligen Zeit stimmt damit überein, vgl. die bei Godefroy II, 169 gesammelten Beispiele.

Über *croyons* statt *croyions* und ähnliche Formen der 1. Pers. Plur. Konj. Präs. vgl. unten beim Konjunktiv.

il cueillira statt *il cueillera.* Der einzige Beleg hierfür fiel II, 271 var. 2 mit dem ganzen Passus. Vaugelas II, 259 zieht *cueillira* noch vor, während Patru, Th. Corneille und die Akademie (ebenda, vgl. auch Tallemant 77) sich für *cueillera* entscheiden. Ebenso Ménage 128—131. Hieraus dürfen wir schlieſsen, daſs *je cueillerai* etc. nach Mitte des Jahrhunderts etwa Regel wurde.

je lairrai etc., Futurum von *laisser,* ist ein Archaismus, der in der ersten Hälfte des 17. Jahrh. noch öfter vorkommt, auch in der Schriftsprache, den die Grammatiker aber schon durchaus vermieden wissen wollten. So Vaugelas I, 210. Darum läſst Corneille später in keinem Falle diese Formen stehen, vgl. I, 154 var. 3:

Mais ta muse du moins s'en lairra suborner,

Digitized by Google

I, 200 var. 5, 250 var. 1; II, 225 var. 2; III, 191 var. 1. Im 16. Jahrh. waren sie noch ganz gewöhnlich gewesen, vgl. Godefroy II, 1.

ouïr findet sich bei Malherbe noch in allen Zeiten (vgl. Holfeld 44), heute dagegen, abgesehen von der Gerichtssprache, nur noch im Infinitiv und Participe passé. Aus Corneille sind, wenn auch selten, noch zu belegen: Infin. *ouïr,* Präs. Ind. *j'oy,* Imperat. *oyons, oyez* (das letztere öfter), Futur. *j'orrai, il orra. Vous orrez* kann ich nur aus einer Variante belegen, I, 317 var. 3:

Lorsqu'en votre conseil vous orrez sa défense.

Das einzige *oyais* fiel mit dem ganzen Passus IV, 226 var. 1.

2. *faire als Verbum vicarium.*

Die Verwendung von *faire* als Verbum vicarium war im 16. Jahrh. noch sehr häufig (vgl. D-H. 265); auch bei Molière findet sie sich noch ziemlich oft (vgl. Berg 47). Corneille aber hat dieses *faire* dreimal durch andere Konstruktionen ersetzt, nämlich IV, 233 var. 1:

Il t'en conte de nuit, comme il m'en fait de jour.
1660: Il te flatte de nuit, il m'en conte de jour.

II, 65 var. 1:

Je ne puis imiter ce mépris de mes feux
Si, comme je vous fais, vous ne m'offrez des vœux.
1660: À moins qu'à votre tour vous m'offriez des vœux.

III, 317 var. 3:

Quoi? dans leur dureté ces cœurs d'acier s'obstinent!
Ils le font, mais d'ailleurs les deux camps se mutinent.
Nach 1664: Oui, mais d'autre côté les deux camps se mutinent.

Da aber Vaugelas (II, 264 und 266) und noch die Akademie (ebenda) *faire* in diesem Sinne durchaus verteidigen und sogar empfehlen, da ferner Corneille es selbst an mehreren anderen Stellen durch alle Ausgaben stehen läfst (vgl. z. B. V, 555 vers 1002; II, 19 vers 30, 271 vers 907, 271 vers 908), so mufs es möglich erscheinen, dafs in den erwähnten Fällen andere Gründe als ein Zurückgehen dieses Gebrauchs zur Änderung vorgelegen haben; obgleich andererseits der Umstand, dafs Vaugelas es für nötig erachtet, denselben zu verteidigen, darauf zu deuten scheint, dafs Stimmen dagegen laut geworden waren. Vgl. auch Haase: 17. Jahrh., § 71 a.

3. *Arten des Verbums.*

Schon seit dem Lateinischen beginnt eine mannigfache Veränderung der Funktion vieler Verba. Transitiva werden intransitiv.

Digitized by Google

Intransitiva transitiv u. ä. m. Einen Teil dieser Entwickelung können wir bei Corneille sich vor unseren Augen vollziehen sehen.

a) Das heute nur unpersönliche *il y va de qch.* ist auch bei Corneille das Gewöhnliche (vgl. M-L. XI, 49). Daneben hatte er es zweimal in persönlicher Verwendung; III, 127 var. 4:

Et quand l'honneur y va, les plus cruels trépas
Présentés à mes yeux ne m'ébranleroient pas.

III, 184 var. 5:

Quand mon honneur y va, rien ne m'est précieux.

Die Akademie (M-L. XII, 498) tadelte diese Konstruktion, sie sagt, *il y va de* sei allein richtig. Daher änderte Corneille 1660.

b) Abweichend vom heutigen Gebrauch sind anfangs noch transitiv verwendet:

approcher *qch.* statt *de qch.* = „sich einer Sache nähern". I, 342 var. 1:

Ces habits que n'a point approché le tonnerre.

Nachher: Ces habits dont n'a point approché le tonnerre.

Die Wörterbücher scheinen es nicht zu kennen. Vgl. Haase: 17. Jahrhundert, § 59.

profiter *qch.* statt *de qch.* III, 437 var. 4:

Seigneur, jusques ici votre sévérité
A fait beaucoup de bruit, et n'a rien profité.

Nach Gräfenberg 70 veraltete es schon seit dem Beginn des 16. Jahrhunderts. — Ac. 1694 hat nur: *ne profiter de rien.* — M-L. XII, 229 zieht das lateinische *nil proficere* zum Vergleich heran.

servir *qn.* statt *à qn.* (vgl. Chassang, Grammaire 324) von Sachen = *prodesse* finde ich bei Corneille noch einmal. IV, 31 var. 1:

Et voler sans scrupule au crime qui le sert;

später: Et voler sans scrupule au crime qui lui sert.

Ich schliefse hier gleich an das einzige Beispiel von *servir à qn.* „jemandem dienen", wo Corneille später den heutigen Accusativ einsetzt, VIII, 32 var. 2:

Hormis d'aimer sa gloire et ne servir qu'à lui.

Malherbe hat *servir à qn.* noch öfter (vgl. Holfeld 56), und auch Pascal gebraucht den Dativ und den Accusativ nebeneinander (vgl. Nfrz. Zs. IV, 118). Doch hatte schon Vaugelas II, 212 den Accusativ als Regel aufgestellt, es war also damals die erst mittelfranzösisch aufgekommene Konstruktion mit dem Dativ schon wieder veraltet (vgl. Gräfenberg 71).

Digitized by Google

soupirer qch. I, 423 var. 1:

Être veuve à mon âge et toujours soupirer
La perte d'un mari que je peux réparer.

1660: Être veuve à mon âge et toujours déplorer etc.

II, 85 var. 1:

Souffrez que je vous laisse, et que seul aujourd'hui
Je puisse en liberté soupirer mon ennui.

IV, 498 var. 1:

Il sembloit soupirer ce qu'il avoit perdu.

D-H. 266 citiert *soupirer qn.* aus Des Portes. Ac. 1694 und Furetière 1701 kennen transitives *soupirer* nicht. Littré belegt es aus Schriftstellern des 17. Jahrh. und später wieder aus den Romantikern, doch paſst seine Erklärung „dire, chanter avec tendresse et mélancolie“ nicht ganz auf obige Beispiele. Auch die von Ménage 263 gesammelten Beispiele decken sich nicht ganz mit den unseren.*

c) Transitiver Gebrauch heutiger Reflexiva. „Le dix-septième siècle avait conservé aux auteurs la grande liberté que le vieux français avait de donner à certains verbes, sans pronoms, toute la force d'un verbe réfléchi“ (Müller 61). Die folgenden Varianten und die unter e) zu behandelnden zeigen jedoch, wie sehr der Gebrauch schon während der ersten Hälfte des Jahrhunderts eingeschränkt wurde.

informer qn. = *s'informer de qn., l'interroger.* Corneille tilgt es II, 60 var. 1:

Parlez à Célidée, et ne m'informez plus;

ferner 142 var. 3, 150 var. 4, 491 var. 1; III, 109 var. 6. Veranlassung zu diesen Änderungen gab wohl der Tadel Scudérys und der Akademie (M-L. XII, 456 bezw. 484) betreffs der letzten Stelle, beide erkennen nur *s'informer de qn.* an. Transitives *informer* blieb I, 472 vers 1418, II, 31 vers 238. Die Wörterbücher, auch Littré,

---

* **consentir qch.**, das bei Molière nur noch einmal sich findet (vgl. Berg 9), ist Corneille noch geläufig, vgl. XI, 208 und Haase, 17. Jahrh., S. 88, und wenn es I, 239 var. 3, IV, 94 var. 2 gefallen ist, so beweist das gegenüber dem sonst häufigen Vorkommen kaum etwas. *consentir à qch.* kennt Corneille aber auch, und I, 247 var. 3 setzt er *j'y consens* für *je le consens* ein. Über neufrz. Reste des transitiven *consentir* vgl. Chassang, Grammaire 222, Müller 61. **mourir qn.** dagegen kennt Corneille nicht mehr, obgleich es sonst noch vereinzelt im 17. Jahrh. vorkommt, z. B. bei Pascal (vgl. Haase, Nfrz. Zs. IV, 155 und 17. Jahrh., S. 90). Heute ist es verschwunden. Altfranzösisch war es sehr gewöhnlich; ebenso altitalienisch (vgl. z. B. Dante, Inferno III, 15), und hier hat es sich bis heute erhalten, allerdings nur in den zusammengesetzten Zeiten.

Digitized by Google

kennen *informer qn.* nicht, doch Furetière 1701 erwähnt *informer qch.* = *s'informer de qch.* als Terme de Palais, und noch heute ist es ohne Régime in der Bedeutung *faire enquête* in der Gerichtssprache üblich.

revancher qch. = *rendre la pareille d'une injure qu'on a reçue* stand nur I, 179 var. 4:

> Tout ce que je puis faire à son brasier naissant,
> C'est de le revancher par un zèle impuissant.
> 1660: C'est de m'en revancher par un zèle impuissant.

Sonst gebraucht Corneille immer *se revancher de qch.* Auch die Wörterbücher kennen nur dieses.

d) Heutige Transitiva in intransitivem (bezw. absolutem) Gebrauch. Vgl. Haase: 17. Jahrh., § 125 a.

contredire à ist im 16. und 17. Jahrh. neben aktivem *contredire* bisweilen gebräuchlich. Corneille hat gewöhnlich das letztere, doch VIII, 194 var. 1:

> Qui tirent vanité de contredire à tout,

schreiben mehrere Ausgaben den Dativ. Derselbe ist auch bei Pascal einigemal zu belegen (vgl. Nfrz. Zs. IV, 119).

croire. I, 158 var. 3:

> À peine mon esprit ose croire à mes sens,
> 1660: À peine mon esprit ose croire mes sens.

Der Accusativ ist sonst auch das Gewöhnliche bei Corneille. Vaugelas II, 388: „Croire régit un accusatif.“ Weder Molière noch Pascal unterscheiden wie heute zwischen *croire qn.* und *croire à qn.* (vgl. Berg 9, Nfrz. Zs. IV, 110), doch kommt bei letzterem *croire à qch.* nur noch einmal vor.

devoir *à qn.* absolut. III, 123 var. 4:

> Dois-je pas à mon père avant qu'à ma maîtresse?
> 1660: Je dois tout à mon père avant qu'à ma maîtresse.

Die Akademie (M-L. XII, 488) rügte es als Fehler: „Il devait déterminer ce qu'il devait.“ Dennoch beliefs Corneille III, 122 vers 322:

> Je dois à ma maîtresse aussi bien qu'à mon père.

il dit = „sprach's“ finde ich nur IV, 47 var. 3:

> Il dit, et cependant que leur amour conteste,
> Achillas à son bord joint son esquif funeste.

Ménage 323 verteidigt es, seine Berechtigung mufste also wohl angezweifelt sein.

pouvoir findet sich in eigentümlicher elliptischer Verwendung II, 61 var. 1:

Célidée: Mon abord importun rompt votre conférence:
Tu m'en voudras du mal.
Hippolyte: Du mal? Et l'apparence?
Tu peux bien avec nous, je t'en jure ma foi,
Nos entretiens étoient de Lysandre et de toi.

Tu peux bien avec nous bedeutet hier *tu peux bien rester avec nous* (vgl. M-L. XII, 210).

servir *à qn.* vgl. unter b).

e) Reflexiva in intransitivem Gebrauch.

défaire = *se défaire, se détacher,* I, 248 var. 2:

Attache-le d'un nœud qui jamais ne défait.

démettre = *se démettre* (von einem Amt, einer Würde), III, 416 var. 1 (nur in der ersten Ausgabe 1643):

Sa ligue se romproit, s'il en (scil. de la puissance) étoit démis;
später: Sa ligue se romproit, s'il s'en était démis.

Dem Zusammenhange nach kann es in der ersten Fassung nicht „absetzen" bedeuten.

esquiver statt *s'esquiver,* „entschlüpfen, sich heimlich entfernen", I, 223 var. 5:

Il vaut mieux esquiver, car avecque des fous,
Souvent on ne rencontre à gagner que des coups.

M-L. XI, 391 citiert *esquiver* in absolutem Gebrauch aus Lafontaine, Buch IV, Fabel 6; vgl. ferner Haase: 17. Jahrh., S. 94. Von den Wörterbüchern kennt es nur Cotgrave 1611: „esquiver, to slinke, or slip aside."

serrer. II, 193 var. 2 findet sich:

Le cœur me serre, adieu: je sens faillir ma voix.
später: Le cœur me manque, adieu: je sens faillir ma voix.

Man sagt wohl: *le cœur se serre* = „das Herz wird beklommen" (Sachs); Corneille hatte also das reflexive Verhältnis nicht ausgedrückt. Vgl.: *Mon cœur se serre cruellement* bei Theuriet: Toute Seule, Paris 1885 (Charpentier), S. 57.

f) Abweichend vom heutigen Gebrauch sind reflexiv:

s'apprendre = lernen (nicht = sich etwas selbst beibringen). I, 146 var. 4:

C'est là qu'un jeune oiseau doit s'apprendre à parler.

Ebenso X, 27 vers 54 (in einem Gedicht, das 1632 der ersten Ausgabe von Clitandre beigegeben, später aber nicht wieder mit abgedruckt wurde).

s'en aller *faire qch.* statt *aller* zur Umschreibung des Futurums fiel II, 51 var. 2: Eh bien! soit: d'un adieu je m'en vais les finir;

Digitized by Google

ferner II, 146 var. 2, 347 var. 1; III, 120 var. 3, 334 var. 3, 413 var. 2, 439 var. 1. — Malherbe gebraucht diese Wendung noch mit Vorliebe (vgl. Holfeld 46). Ebenso kommt sie noch bei Molière vor (vgl. Génin: Lex. de Mol. 14 und dazu Berg 13; Godefroy I, 33), und auch bei Corneille ist sie mehreremal stehen geblieben (vgl. M-L. XI, 49). Sie findet sich noch im 18. Jahrh., vgl. Haase: 17. Jahrh., § 60, Anm.

s'en revenir statt des einfachen *revenir* ersetzte Corneille II, 149 var. 4 durch das letztere:

Ne leur servant de rien, je m'en suis revenue.

Ac. 1694 kennt es nicht mehr. Molière gebraucht noch *s'en venir* und *s'en retourner* (vgl. Berg 13). Die Verben sind noch heute in beschränktem Gebrauche üblich (vgl. Haase: Syntaktische Untersuchungen zu Villehardouin und Joinville S. 76).

Eine Liste von Verben, die in der älteren Sprache ebenso reflexiv gebraucht wurden, s. Berg 13.

4. Abgesehen von den unter *3.* behandelten Fällen geben noch folgende Verba in Bezug auf den Objektskasus zu Bemerkungen Anlaſs.

blâmer *qch. qn.* statt *blâmer qn. de qch.* IV, 221 var. 1:

Tout ce qu'on le blâmoit, (mais c'étoient tours d'école)
C'est qu'il faisoit mal sûr de croire à sa parole.

Littré im Supplément bezeichnet diese Konstruktion als einen Fehler Corneilles.

changer *qch. à qch.* = „etwas für etwas anderes vertauschen", III, 174 var. 1:

Le More ...
Changea l'ardeur de vaincre à la peur de mourir.

Allerdings kommt diese Konstruktion auch sonst im 17. Jahrh. vor (vgl. Kayser 8).

consulter *qch. à qn.* IV, 60 var. 1:

Consulte à sa raison sa joie et ses douleurs,
1660: Examine en secret sa joie et ses douleurs.

Heute ist *consulter qch. à qn.*, „jemandes Rat bei etwas einholen", veraltet (Sachs).

estimer. VIII, 48 var. 1:

Et ne l'estime rien; nach 1665: Et ne l'estime *à* rien.

paraitre. Einen sonst bei ihm nicht vorkommenden Latinismus hatte Corneille sich erlaubt II, 240 var. 4:

Digitized by Google

Et ceux (les feux) dont Alidor paroissoit l'âme atteinte;
1660: Et ceux dont Alidor montroit son âme atteinte.

Ich halte dies für eine Nachahmung des lat. Ablativus bezw. Accusativus limitationis, nach dem Muster eines Satzes wie *feminæ Germanorum nudæ erant brachia et lacertos*. Dafs *atteinte* flektiert ist, macht keine Schwierigkeit bei dem damaligen Stande der Regeln über die Flexion des Participe passé (vgl. unten).

persuader *qch. à qn.* = „jemand von etwas überzeugen", ist II, 174 var. 1 (wahrscheinlich) durch *persuader qn. de qch.* ersetzt, vgl.

Pour me persuader vos flammes sans pareilles;
1660: Pour me persuader **des** flammes sans pareilles.

Oder ist *des flammes* auch Accusativ?

quereller *qch. à qn.* = „jemand etwas streitig machen". I, 363 var. 5: Ne vous querelle plus un prix qui vous est dû;
1660: Ne vous conteste plus un prix qui vous est dû.

Es steht noch II, 107 vers 1697:

Vous ne lui voulez pas quereller Célidée.

Ac. 1694: Il est vieux.

traiter *qn. en roi, en reine* durch *traiter de* ersetzt III, 493 var. 2:

Et jusqu'à la conquête ils nous traitent en reines;
nach 1660: Et jusqu'à la conquête ils nous traitent **de** reines.

VI, 98 var. 1:

Puis-je occuper ton trône et te traiter en roi?
1660: Puis-je porter ton sceptre et te traiter **de** roi?

5. Über den Gebrauch der Hilfsverba ist nur zu bemerken, dafs *réussir* einmal in einer Variante mit *être* konjugiert ist, wohl um einen Hiatus zu vermeiden; vgl. I, 153 var. 4:

... Ainsi ma prophétie
Est, à ce que je vois, de tout point réussie.

6. *Gebrauch der Modi.*

Wenn Corneille III, 177 var. 1 zuerst schreibt:

Tu veux qu'en ta faveur nous croyons l'impossible?

und 1660 in *croyions* ändert, so war die erste Fassung nicht Indikativ, sondern Konjunktiv Präs. Es ist ein Rest der altfranzösischen Flexion. Noch Cotgrave 1611 im Abrifs der Grammatik fol. 4 giebt *royons* und *royions, voyez* und *voyiez* im Paradigma als Konj. Präs. der dritten Konjugation, dagegen nach anderen Buchstaben als *y* immer *-ions, -iez*. Auch Pascal und Molière haben die alten Endungen

Digitized by Google

-ons, *-ez* nach *y* noch öfter erhalten (vgl. Nfrz. Zs. IV, 161, Anm. 3, Berg 25). Aber schon Maupas 1625, S. 217, sprach für die moderne Schreibweise.

a) Indikativ.

Abweichend vom heutigen Gebrauch finden wir noch vereinzelt den Indikativ statt des Konjunktivs

α) nach **s'étonner.** Vgl. I, 213 var. 2:

Mais je m'étonne fort que vous l'osez blâmer;
1660: Mais je m'étonne fort que vous l'osiez blâmer.

Nach **être marri,** vgl. II, 204 var. 1:

C'est moi qui suis marri, que pour cet hyménée
Je ne puis révoquer la parole donnée.

Wir haben hierin einen Rest des altfranzösischen Gebrauchs, nach Verben der Gemütsbewegung den abhängigen Satz als objektive Thatsache zu fassen und daher in den Indikativ zu setzen, ein Gebrauch, der sich auch sonst vereinzelt bis ins 17. Jahrh. hält. So bei Voiture (vgl. Frz. Studien I, 16), bei Malherbe (vgl. Holfeld 48), bei Molière (vgl. Berg 26). Vgl. auch Dammholz, Nfrz. Zs. IX, 295. Für Pascal s. Nfrz. Zs. IV, 162, und ebenda Anm. 1 weitere Litteratur über diesen Punkt. Vgl. ferner Haase: 17. Jahrh., § 78. Für das 16. Jahrh. vgl. Gräfenberg 74 ff. — In beschränkter Weise findet sich dieselbe Erscheinung noch heute in der Volkssprache (vgl. Siede 50).

β) Nach **bien que.** Vgl. II, 372 var. 2:

Que bien que vous m'aimez, je me donne à Jason;
1682: Que bien que vous m'aimiez, je me donne à Jason.

Der Indikativ beruht hier auf derselben Auffassung wie unter *α*. Vgl. über diese Erscheinung Haase, 17. Jahrh., § 83, und Nfrz. Zs. IV, 162, Vogels, Rom. Stud. V, 501, Gräfenberg 75, Vogels a. a. O. 502, Holfeld 48, Berg 27. Ménage 134 verlangt immer den Konjunktiv nach *quoique, bienque, encorque.*

b) Konjunktiv.

α) Konjunktiv im Hauptsatze zum Ausdruck des Wunsches. In der älteren Sprache war die Auslassung der Konjunktion *que* in weiterem Umfange gestattet (vgl. Gräfenberg 76), und altfranzösisch fehlte *que* sogar meistens (vgl. Schumacher 29 und Weifsgerber: Der Konjunktiv bei den französischen Prosaikern des 16. Jahrh., Giefsener Diss., Oppeln 1886, S. 1 ff.). Das einzige Beispiel, welches ich aus Corn. anführen kann, ist III, 329 var. 1:

Digitized by Google

Eût-il fait avec lui périr le nom d'Horace!
1660: Que n'a-t-on vu périr en lui le nom d'Horace!

Ein Überrest dieser Auslassung in der heutigen Sprache ist *Plût à Dieu* (vgl. Berg 28). Vgl. Haase: 17. Jahrh., § 73.

β) Konjunktiv im Nebensatze. Nach affirmativem **croire** schwankt Corneille zwischen Konjunktiv und Indikativ. Zwar hat er den Konjunktiv getilgt IV, 202 var. 2:

Un esprit que la joie entièrement saisit
Croit qu'on doive l'entendre au moindre mot qu'il dit;
1660: Présume qu'on l'entend au moindre mot qu'il dit.

VIII, 183 var. 1:

Et croire que tes maux vaillent en murmurer!
nach 1662: Et croire que tes maux valent en murmurer!

Aber an mehreren Stellen ist der Konjunktiv stehen geblieben (vgl. Godefroy II, 327). Vgl. über diese Erscheinung Haase: 17. Jahrh., § 80, und Nfrz. Zs. IV, 164, Anm. 1—2, Gräfenberg 76—78, Berg 28, Frz. Stud. I, 13, Dammholz, Nfrz. Zs. IX, 295, Maupas S. 312.

γ) Sowohl im Hauptsatze wie im Nebensatze nach Relativpronomen oder nach *que* hatte Corneille oft den Conjunct. Imperfecti statt eines heutigen Conditionnel gebraucht. Wenn auch nicht überall (vgl. M-L. XI, S. LII), so setzt er doch meistens später das heutige Tempus ein; vgl. I, 361 var. 1:

Et qu'ainsi je renferme en leur sacré séjour
Une qui ne dût pas seulement voir le jour;

ferner I, 368 Zeile 2; II, 137 var. 3; III, 293 var. 3, 388 var. 1; IV, 290 var. 2, 296 var. 2, 327 var. 3. Vgl. Näheres bei Haase: 17. Jahrh., § 66 a.

7. *Gebrauch der Tempora.*

a) Présent.

Das Præsens historicum ist in der älteren Sprache sehr beliebt, und zwar kann es bis ins 17. Jahrh. hinein, und in beschränktem Maſse noch heute, mit den übrigen Zeiten der Erzählung abwechseln (vgl. Gräfenberg 82 ff.; Haase, Nfrz. Zs. IV, 158 und 17. Jahrh., § 65, Anm. 1). Corneille nun zeigt uns recht deutlich, wie im 17. Jahrh. dieser willkürliche Wechsel an Ausbreitung verlor. So führt er das Präsens durch III, 172 var. 5, 174 var. 1; IV, 46 var. 2 und 47 var. 1, wo ursprünglich Präsens und Passé défini abwechselten. Besonders deutlich zeigt sich diese spätere Durchführung eines Tempus IV, 431 varr. 1, 3, 4, 5, 7:

Digitized by Google

Vor 1660:

Sachez donc, qu'en trois ans gagnant quatre batailles,
Tryphon nous **réduisit** à ces seules murailles,
Les assiége, les bat; et pour dernier effroi
Il s'y coule un faux bruit touchant la mort du Roi.
Le peuple épouvanté, qui déjà dans son âme
Ne suivoit qu'à regret les ordres d'une femme,
Presse et force la Reine à choisir un époux.
Que pouvoit-elle faire et seule et contre tous?
Croyant son mari mort, elle épouse son frère.
L'effet **montra** soudain ce conseil salutaire.
Le prince Antiochus, devenu nouveau roi,
Semble de tous côtés traîner l'heur avec soi:
La victoire le suit avec tant de furie,
Qu'il se voit en deux ans maître de la Syrie;
Et la mort de Tryphon dans un dernier combat,
Termine enfin la guerre et lui rend tout l'État.

(Die Erzählung fährt dann im **Passé défini** fort.) Nach 1660:

Sachez donc que Tryphon, après quatre batailles,
Ayant su nous réduire à ces seules murailles,
En forma tôt le siége; et pour comble d'effroi,
Un faux bruit s'y coula touchant la mort du Roi.
Le peuple épouvanté, qui déjà dans son âme
Ne suivoit qu'à regret les ordres d'une femme,
Voulut forcer la Reine à choisir un époux.
Que pouvoit-elle faire et seule et contre tous?
Croyant son mari mort, elle épousa son frère.
L'effet montra soudain ce conseil salutaire.
Le prince Antiochus, devenu nouveau roi,
Sembla de tous côtés traîner l'heur avec soi:
La victoire attachée au progrès de ses armes
Sur nos fiers ennemis rejeta nos alarmes;
Et la mort de Tryphon dans un dernier combat,
Changeant tout notre sort, lui rendit tout l'État.

b) Passé défini.

Im 16. Jahrh. wechselte das Passé défini oft promiscue mit dem Passé indéfini in der Erzählung (vgl. Gräfenberg 84). Dafs man aber im 17. Jahrh. schon den Gebrauch der beiden Tempora zu regeln bemüht war, beweist einmal Malherbe 328, welcher einen solchen Tempuswechsel bei Des Portes tadelte, und andererseits eine Anmerkung der Akademie zu Corneille III, 125 var. 2:

Je l'avoue entre nous, quand je lui fis l'affront
J'eus le sang un peu chaud et le bras un peu prompt,

sagt Ximenens Vater im Cid in Bezug auf die bekannte Ohrfeige. Die Akademie (M-L. XII, 488) bemerkt, die Sache sei noch keine 24 Stunden her, also sei das Indéfini zu gebrauchen. Diesem Tadel fügt sich Corneille und ändert. Ebenso auch III, 143 var. 4, 144 var. 1; IV, 88 var. 2.

Digitized by Google

c) Imparfait.

Über den Gebrauch des Konj. Imperfecti statt des Conditionnel vgl. oben. — Ähnlich ist ein Imperfect Indicativi statt heutigen Conditionnels beseitigt IV, 205 var. 1:

J'ai dix langues, Cliton, à mon commandement. —
Vous aviez bien besoin de dix des mieux nourries
Pour fournir tour à tour à tant de menteries.

1660: Vous auriez bien besoin de dix des mieux nourries.

Ebenso VI, 484 var. 2. — Auch Molière bietet Imperfekta in dieser Verwendung, besonders von *devoir, falloir, pouvoir* (vgl. Berg 22); ebenso auch andere Schriftsteller zuweilen, vgl. Haase: 17. Jahrh., § 66d.

d) Zeitfolge.

Einen Übergang aus der Sphäre der Gegenwart in die der Vergangenheit tilgte Corneille III, 126 var. 2:

Monsieur, pour conserver tout ce que j'ai d'estime,
Désobéir un peu n'est pas un si grand crime;
Et quelque grand qu'il fût, mes services présents
Pour le faire abolir sont plus que suffisants;

1660: Et quelque grand qu'il soit etc.

Ähnlich IV, 48 var. 3. — Solche Übergänge aus der Sphäre der Vergangenheit in die der Gegenwart und umgekehrt waren im 16. Jahrh. ziemlich häufig (vgl. Gräfenberg 87). — Vgl. Berg 23, Lücking § 337, Haase: 17. Jahrh., § 67.

8. *Infinitiv.*

a) Zweimal tilgte Corneille einen Infinitiv mit *sans* in Fällen, wo heute das Verbum finitum stehen würde; vgl. II, 342 var. 7 (nur 1639):

Hypsipyle à Lemnos, sur le Phase Médée,
Et Créuse à Corinthe, autant vaut possédée,
Font bien voir qu'en tous lieux, sans lancer d'autres dards,
Les sceptres sont acquis à ses moindres regards.

Der Infinitiv bezog sich hier auf ein aus dem Pronomen *ses* herauszunehmendes *il.* — Ähnlich VIII, 147 var. 4.

b) Eine Ellipse des Infinitivs würde heute nicht mehr gestattet sein in Fällen wie V, 22 var. 2:

Au lieu de Théodore il parle pour Flavie,

d. h. „Au lieu de parler pour Théodore il parle pour Flavie“.

1660: Loin de parler pour elle il parle pour Flavie.

Digitized by Google

V, 89 var. 2:

Te voir, au lieu du mien, payer Dieu de ton sang,
C'est te laisser au ciel aller prendre mon rang.

1660: Te voir au lieu de moi payer Dieu de ton sang.

II, 343 var. 3:

Et que pouvois-je mieux que lui faire la cour.

c) Von einem Substantiv abhängig war der Infinitiv mit *à* verbunden an folgenden Stellen: II, 183 var. 4:

Il est tant de moyens *à* fléchir un courage.

1660: Il est tant de moyens de fléchir un courage.

II, 260 var. 2:

J'aurai trop de moyens *à* te garder ma foi.

1660: J'aurai trop de moyens de te garder ma foi.

II, 461 var. 2:

Vous n'avez point la mine *à* servir sans dessein.

1660: Vous n'êtes point de taille à servir sans dessein.

Le moyen à faire qch. ist stehen geblieben nur II, 202 vers 1479:

J'aurai trop de moyens *à* te faire sentir
Qu'on ne m'offense point sans un prompt repentir.

Heute gebraucht man nur *de* nach *moyen*.

d) Infinitiv von einem Verbum abhängig.

Vgl. Haase, Nfrz. Zs. IV, 165 ff.; 17. Jahrh., § 87.

α) Der reine Infinitiv statt heutigen Infinitivs mit *de* stand, wie öfter im 16. Jahrh. (vgl. Gräfenberg 94), nach *mériter* V, 585 var. 1: Qu'elle mérite perdre et sceptre et diadème.

β) Der Infinitiv mit **de**. Wie sich altfranzösisch und mittelfranzösisch überhaupt ein Schwanken im Gebrauch mancher Präpositionen beobachten läfst, welches erst im 17. Jahrh. gröfstenteils geregelt wird (vgl. unter den Präpositionen), so gebraucht die ältere Sprache noch oft den Infinitiv mit *de* statt des heutigen Infinitivs mit *à*. Vgl. Haase: 17. Jahrh., § 112, 2. Bei einigen Verben schwankt der Gebrauch ja noch heute (vgl. Haase, Nfrz. Zs. IV, 167). Hierher gehören aus Corneille folgende Varianten:

convier *de faire qch.* ändert er in *convier à faire qch.* IV, 172 var. 1: Où la chaleur de l'âge et l'honneur te convie
D'exposer à tous coups et ton sang et ta vie.

Noch heute schwankt die Sprache hier zwischen *de* und *à* (Sachs).

s'efforcer. II, 228 var. 3 haben die Ausgaben 1637—48 *à*, 1648—56 *de*, 1682 *à*.

Ainsi tous à l'envie s'efforcent de me plaire.

Digitized by Google

Auch hier besteht das Schwanken noch heute. Für Molière vgl. Berg 34. Vgl. Haase: 17. Jahrh., § 124, Anm. 2.

γ) Den Infinitiv mit *à* ändert Corneille in einen Infinitiv mit *de* nach

craindre V, 57 var. 1:

Si du sang d'une fille il craint à se rougir;
1660: Si du sang d'une fille il craint de se rougir;

craindre de steht von Anfang an z. B. IV, 444 vers 353. Vgl. Haase: 17. Jahrh., § 124, Anm. 1.

c'est à qn. *à faire qch.* = „jemand kommt es zu, etwas zu thun". Die heutige Sprache setzt hier *de*, während *c'est à qn. à faire qch.* bedeutet: „an jemand ist die Reihe etwas zu thun" (Sachs). V, 176 var. 2:

C'est à nous à répondre à ce qu'il en prétend;
1660: C'est à nous de répondre à ce qu'il en prétend.

Ebenso V, 184 var. 2. Der Infinitiv mit *de* stand gleich wie heute V, 425 vers 155 (zweimal), VII, 256 vers 1347. Heute unrichtiges *à* blieb nur V, 326 vers 268. — Sonst verwendete das 17. Jahrh. hier *à* und *de* oft unterschiedslos (vgl. Berg 38, Haase: 17. Jahrh., § 124, Anm. 3).

Nur eine leichte Unkorrektheit im Ausdruck war III, 163 var. 4:

(Les amis) Venoient m'offrir leur vie *à* venger ma querelle.

Die Akademie (M-L. XII, 495) tadelte diese Stelle mit dem Bemerken, *s'offrir à venger* wäre richtig gewesen. Gehorsam setzt Corneille dieses später ein.

e) Der Infinitiv als absolutes Satzglied.

(Vgl. Lücking § 381.) Wie in der älteren Sprache ist noch im 17. Jahrh. der Infinitiv mit *de* die Regel, wenn er als absolutes Satzglied an die Spitze des Satzes gestellt wird und ein *ce, cela* auf denselben zurückweist (vgl. Haase, Nfrz. Zs. IV, 166 und 17. Jahrh., § 112, Littré unter *de* Nr. 21). Doch wie bei Pascal (vgl. Haase, Nfrz. Zs. IV, 167) findet sich auch schon bei Corneille der heute gewöhnliche reine Infinitiv, z. B. II, 71 vers 999, IV, 161 vers 376; und IV, 161 var. 1 führt Corneille sogar den reinen Infinitiv nachträglich ein, vgl.:

Aussi d'en recevoir visite et compliment
Et lui donner entrée en qualité d'amant,
S'il faut qu'à vos projets la suite ne réponde
Je m'engagerois trop dans le caquet du monde.

Digitized by Google

(Es ist dies eigentlich ein Anakoluth, man erwartet *cela m'engagerait* etwa.)

1660: D'ailleurs, en recevoir visite et compliment
Et lui permettre accès en qualité d'amant,
À moins qu'à vos projets un plein effet réponde
Ce seroit trop donner à discourir au monde.

Für Molière vgl. Berg 33.

f) Der historische Infinitiv ist bei Corneille selten. Für das 16. Jahrh. s. Gräfenberg 97. Maupas 325 führt ihn als gebräuchliche Konstruktion auf. Corneille ersetzte ihn durch das Verbum finitum II, 129 var. 1:

Moi de jurer que non, et lui de persister;
1660: Je réplique, il repart, et nous tombons d'accord.

Aufserdem finde ich ihn nur II, 492 vers 1085. Jedoch findet er sich noch heute, vgl. z. B. Daudet: Tartarin sur les Alpes (Paris, Marpon et Flammarion) S. 141: *Et les rires de recommencer.*

9. Participe présent und Gérondif.

Vgl. Gräfenberg 100; Bouvier 278—282; Berg 41; Mercier; Vaugelas I, 313, 315; II, 152—159; List, Frz. Stud. I, 16 ff.; Dammholz, Nfrz. Zs. IX, 299; Haase: 17. Jahrh., § 91.

a) Über den syntaktischen Gebrauch des Participe présent und des Gérondif im 17. Jahrh. bemerkt Godefroy I, S. XXVII: „Le participe présent s'employait encore très-fréquemment pour le gérondif.“ Das ist richtig, nur können wir es dahin einschränken, dafs wahrscheinlich um 1660 die heutige Regel schon die Oberhand zu gewinnen im Begriff war. Vgl. II, 64 var. 2:

Puisque, le conservant, je songerois à vous;
1663: Parce qu'en le gardant, je penserois à vous.

III, 411 var. 3:

Conservez-vous, Seigneur, lui conservant un maître;
1660: Conservez-vous, Seigneur, en lui laissant un maître.

Ähnlich III, 114 var. 2, 297 var. 1, 412 var. 1; IV, 465 var. 2; V, 202 var. 2. — Aber an mehreren Stellen ist ein solches Particip doch stehen geblieben, z. B. III, 441 vers 821:

Hélas, tu m'as perdu, me voulant obliger;

und ebenso ist es aus Molière und Racine noch zu belegen (vgl. Berg 43).

Digitized by Google

b) „Im Neufranzösischen ist der Gebrauch des Part. fast mit peinlicher Strenge vorgeschrieben. Das Part. Präs. z. B. soll nur auf das Subj. des Satzes bezogen werden, während die ältere Sprache (bis zum Ende des 17. Jahrh.) es auch auf das Objekt zu beziehen sich erlaubte.“ Diez, Gr.[3] III, 257, Anm. 1. — So bezieht es Malherbe noch öfter auf das Objekt (vgl. Holfeld 54). Für Corn. vgl. I, 483 var. 3: Qu'en le voyant mon mal deviendroit adouci!
d. h. „wie sehr würde mein Übel gemildert werden, wenn ich ihn sähe.“ II, 392 var. 2:

Vois-tu pas qu'en l'ouvrant je m'ouvre une retraite,
Et que, brisant ses fers, cette obligation
Engage sa couronne à ma protection?

1660: Tu peux voir qu'en l'ouvrant je m'ouvre une retraite,
Et que ses fers brisés, malgré leurs attentats,
À ma protection engagent ses États.

III, 111 var. 2:

Un noble orgueil m'apprend, qu'étant fille de roi
Tout autre qu'un monarque est indigne de moi.

1660: Et je me dis toujours, qu'étant fille de roi etc.

Und an einer anderen Stelle:

L'espoir nourrit sa flamme, et venant à s'éteindre,
Il peut cesser d'aimer.

In den letzten beiden Beispielen ist das Particip (besser: Gerundium), wie es Diez erwähnt, auf das Objekt bezogen. Eine noch freiere Konstruktion haben die beiden ersteren, da mufste man das Beziehungswort des Particips aus dem Zusammenhange ergänzen. Ähnliches findet sich auch bei Molière (vgl. Berg 42). Diese gröfsere Freiheit besitzt die Volkssprache noch heute (vgl. Siede 54).

c) Flexion des Participe présent.

Im Altfranzösischen ist das Part. prés. auch bei voller verbaler Kraft der Flexion unterworfen (vgl. Schumacher 35). Im 16. Jahrh. herrschte in Bezug auf die Flexion des Part. prés. und auch des Gérondif die gröfste Willkür (vgl. Gräfenberg 100). (Über den Ursprung dieser Verwirrung s. Berg 41, Rom. Stud. V, 539.) Malherbe ist der erste, welcher eine Regel aufzustellen versucht, ohne jedoch durchzudringen (vgl. Holfeld 53). — „Ce fut le XVII[e] siècle, qui trancha le nœud gordien“ (Bouvier 279).

Bei Corneille ist die mit verbaler Kraft ausgestattete Form auf *-ant* (oder, wie sie Vogels, Rom. Stud. V, 537, treffend bezeichnet,

Digitized by Google

„das participiale Gerundium“), ferner „das adjektivische Participium im weiteren Sinne“ (vgl. Vogels, a. a. O. 535) anfänglich noch öfter dem heutigen Gebrauch zuwider flektiert. Doch hat er an den meisten Stellen der heutigen Regel gemäfs geändert (vgl. M-L. XI, S. LV), und zwar, und das ist bemerkenswert, schon um 1660. Denn das beweist uns, wie sehr die Reformversuche der Grammatiker, die obige zwei Formen für unveränderlich erklären wollten, in der Praxis schon damals durchgedrungen waren, so dafs die Akademie kein „Machtwort“ (Vogels, a. a. O. 542) mehr sprach, als sie am 3. Juni 1679 erklärte: „La règle est faite, on ne déclinera plus les participes présents“ (d. h. im Gegensatz zum Adjectif verbal). Allerdings eine gewisse Unsicherheit herrschte immer noch, denn auch z. B. Molière flektierte obige zwei Formen bisweilen noch (vgl. Berg 41); ja, Godefroy I, S. XXVII citiert noch aus Voltaire:

Ah, que j'aime à voir les gens
Dans leur vrai caractère à nos yeux se montrants.

Zu diesen Ausführungen vgl. III, 526 var. 2:

Mais tous deux s'emportants à plus d'irrévérence,
Quoi? lui dit Polyeucte ...;

nach 1663: Mais tous deux s'emportant à plus d'irrévérence.

IV, 164 var. 1:

Dont vous verriez l'humeur rapportante à la vôtre;
1660: De qui l'humeur auroit de quoi plaire à la vôtre.

V, 65 var. 1:

Placide, Stéphanie, sortants de chez Marcelle;
1656: Placide, Stéphanie, sortant de chez Marcelle.

V, 503 Zeile 2 v. u.:

Pour la fin, je l'ai réduite en sorte que tous mes personnages y agissent avec générosité, et que les uns rendants ce qu'ils doivent à la vertu, et les autres demeurants dans la fermeté de leur devoir, laissent un exemple assez illustre.

Diese Stelle, die bis 1656 im Avis au Lecteur de Nicomède stand, findet sich 1660 wieder im Examen de Nicomède, aber mit unflektiertem *rendant* und *demeurant*. VI, 94 var. 2:

Soldats, conduisants Pertharite.

1660 wurde diese Bühnenweisung unterdrückt. VIII, 326 var. 3:

Ils acceptent pour l'âme une mort toujours vive,
Où mourants à toute heure et ne pouvants mourir ...;

nach 1665: Où mourant à toute heure et ne pouvant mourir.

VIII, 510 var. 2:

Les objets desirés s'offrants tous à la fois;
1670 O: Les objets desirés s'offrant tous à la fois.

10. Participe passé.

a) In einem abhängigen Satze kann man nach heutigem Sprachgefühl die Konjunktion und das Hilfsverbum *être* der zusammengesetzten Zeiten des Passivums nur dann auslassen, wenn Nebensatz und regierender Satz gleiches Subjekt haben. Corneille beseitigte an zwei Stellen einen Verstoſs gegen diese Regel. Vgl. II, 78 var. 3:

Me conseilleriez-vous que, pris à l'avantage,
J'immolasse le traître à mon peu de courage?

d. h. *que, s'il était pris à l'avantage, j'immolasse le traître* ....
II, 464 var. 2:

Enfin, manque d'argent peut-être ou par caprice,
De notre Rodomont il s'est mis au service,
Où choisi pour agent de ses folles amours
Isabelle a prêté l'oreille à ses discours;

d. h. *où, après qu'il fut choisi* ..., *Isabelle a prêté l'oreille* ... — Corneille änderte 1660. Diese Beispiele illustrieren wieder die mehrerwähnte strengere logische Durchbildung der französischen Sprache im 17. Jahrh., denn Nichtachtung obiger Regel führt gar leicht zu Zweideutigkeiten.

b) Flexion des Participe passé.

Über die historische Entwickelung vom Altfranzösischen bis zur heutigen Regel ist schon oft gehandelt worden, vgl. darüber und besonders über das Schwanken der Flexion im 17. Jahrh. u. a.: Mercier: Histoire des Participes; Bouvier 279 ff.; Benoist 220; J. Busse: Die Kongruenz des Participii præteriti in aktiver Verbalkonstruktion im Altfranzösischen bis zum Anfang des 13. Jahrh., Gött. Diss., 1882; Gräfenberg 104 ff.; Haase: 17. Jahrh., § 92 f.; Holfeld 54; List, Frz. Stud. I, 19 ff.; Dammholz, Nfrz. Zs. IX, 300; Berg 43; Körting: Encyklopädie III, 256, ebenda 105; Marty-Laveaux XI, S. LVIII ff.; ferner Vaugelas s. Register unter partic. passif; Ménage 32—41. — De Choisys Protokoll über die Verhandlung der Akademie bezüglich der Veränderlichkeit des mit *avoir* konjugierten Part. passé bei vorangehendem Objekt ist abgedruckt bei Didot 137.

In Bezug auf die Übereinstimmung des Part. passé mit dem vorhergehenden Objekt lehren uns Corneilles Varianten noch deutlicher, als M-L. a. a. O. es dargestellt hat, daſs Corneille im ganzen, wie die besten Schriftsteller seiner Zeit, die Regel des Père Bouhours anwendete, welcher sagte: „On donne des nombres et des genres

Digitized by Google

aux participes, afin de soutenir le discours. On dit pour cela *la lettre que j'ai reçue, la liberté que j'ai prise, les livres que j'ai achetés.* Cela est si vrai, que lorsqu'on ajoute quelque chose après, le participe redevient indéclinable, étant suffisamment soutenu par ce qui suit", eine sehr willkürliche Regel, die aber doch für Corneille zuzutreffen scheint, und der auch Patru und Père Rapin folgten (vgl. Ménage 37).

Aufser den bei M-L. XI, S. LVIII gesammelten Beispielen vgl. folgende Varianten. Corneille hatte da das Part. anfangs wie heute flektiert, da es aber nicht am Ende stand, machte er es später flexionslos; III, 513 var. 1:

Je vous ai plaints tous deux, j'en verse encor des larmes;
1668: Je vous ai plaint tous deux, j'en verse encor des larmes.

VII, 148 var. 3:

Je sais ce que le ciel m'a faite au-dessus d'elle;
1682: Je sais ce que le ciel m'a fait au-dessus d'elle,

sagt die Schwester des Kaisers Valentinian. VII, 408 var. 1:

Pouvoit-elle prévoir cette supercherie
Qu'a faite à votre amour l'orgueil de Pulchérie?
1682: Qu'a fait à votre amour l'orgueil de Pulchérie?

Eine Ausnahme obiger Regel ist jedoch IV, 205 vers 1211:

J'estime qu'en effet c'est n'y consentir point
Que laisser désunis ceux que le ciel a joint,

ohne Flexion, obgleich am Ende stehend.

Bemerkt mag noch werden, dafs die Aufstellungen der Grammatiker des 17. Jahrh. der heutigen Regel schon sehr nahe kommen, während viele Schriftsteller noch mehr oder minder willkürlich verfahren. So wird von Maupas 1625 S. 318 und Oudin 1640 S. 258 die heutige Regel schon wenigstens empfohlen. — In der Volkssprache braucht das Part. noch heute nicht mit dem vorhergehenden Objekt übereinzustimmen (vgl. Siede 55).

Im Altfranzösischen konnte das Part. passé auch mit dem nachfolgenden Objekte kongruieren (vgl. Körting: Encyklop. III, 268, 2; Vogels, Rom. Stud. V, 554). Nach Vogels findet sich bei Larivey kein Beispiel mehr hierfür, wohl aber belegt es Gräfenberg 106 noch bei anderen Autoren des 16. Jahrh., und Sölter 67 citiert noch fünf Beispiele aus Rotrou. Bei Corneille finden sich noch drei Beispiele, nämlich III, 510 var. 3:

De plus bas sentiments n'auroient pas meritée
Cette parfaite amour que vous avez portée;

Digitized by Google

so nur in den beiden ältesten Ausgaben, 1643 und 1648 in 4⁰. IV, 148 vers 167:

Et même la gazette a souvent divulgués ....

Die Rede ist hier unterbrochen, und es ist hier zu ergänzen etwa *mes exploits*. Ferner vgl. Haase: 17. Jahrh., § 92.

c) Participe passé absolut gebraucht.

Corneille gebraucht das Part. passé sehr gern absolut in Nachahmung des lateinischen Ablativus absolutus, wie:

La puissance établie, il a soin de sa gloire

(vgl. Godefroy II, 5); ferner in Konstruktionen nach dem Muster von *post urbem conditam*, z. B. *après la chose sue* I, 319 vers 789, ebenso VI, 33 vers 319; II, 493 vers 1113 u. s. w. — Die Nachahmung des Ablativus absolutus ist noch heute gebräuchlich, vgl. Lücking 349, 3 u. 4; ferner z. B.: Daudet: Tartarin sur les Alpes S. 163: *Mais il ne l'ouvrit que le facteur parti.* Müller 47 bemerkt: „Les grammairiens luttent aujourd'hui, mais en vain, contre ces formes toutes naturelles; ils ne sont parvenus qu'à en restreindre l'usage."

Nur den im 16. Jahrh. gewöhnlichen Gebrauch (vgl. Gräfenberg 108) des absoluten *vu*, „wenn man in Betracht zieht", vermeidet Corneille augenscheinlich später; vgl. III, 347 var. 3:

Vu le sang qu'à versé cette guerre funeste;

ähnlich I, 490 var. 1; II, 74 var. 1; III, 298 var. 1. (Vgl. auch *vu que*, unter den Konjunktionen.) Der Grund der Änderungen ist nicht klar, denn *vu* und *vu que* sind noch heute gebräuchlich (Sachs).

11. Kongruenz: Numerus des Prädikats.

a) Der Singular des Verbums nach mehreren durch *et* oder *ni* verbundenen Subjekten im Singular, wo heute der Plural erforderlich sein würde, war anfangs von Corneille ziemlich oft verwendet worden, doch setzte er fast überall später den Plural des Verbums ein. Vgl. II, 264 var. 4:

Ma parole plus ferme et mon port assuré
Ne vous montroit-il pas un esprit préparé?

1660: Ne vous montroient-ils pas un esprit préparé?

Ebenso II, 416 var. 1; III, 167 var. 3; IV, 66 var. 2; V, 582 var. 1; VIII, 159 var. 4. Allerdings III, 163 var. 2 und VII, 244 var. 2 setzt erst Thomas Corneille 1692 den Plural ein.

Corneille war Vaugelas nur teilweise gefolgt, denn I, 351 stellte derselbe die Regel auf, dafs nach mehreren synonymen Ausdrücken

Digitized by Google

der Singular, nach Substantiven verschiedener Bedeutung aber der Plural zu setzen sei; die Akademie (ebenda) will in beiden Fällen den Plural setzen, und so ändert auch Corneille. Schon Malherbe 273, 290 tadelt den Singular des Verbums unter solchen Umständen bei Des Portes. Auch noch Molière hat den Singular öfter (vgl. Berg 15). Vgl. auch Haase: 17. Jahrh., § 146.

Als ein einfaches Versehen dürfen wir wohl betrachten III, 92:

> Afin que ces taches et ces forfaits, ..., s'accommodast au goût ... de leurs spectateurs, et fortifiast l'horreur,

denn wenn die Subjekte im Plural stehen, mufs selbstverständlich das Verbum im Plural folgen. Merkwürdigerweise verbessert erst Thomas Corneille diesen Fehler. —

Wenn die Subjekte aber unverbunden sind, so entscheidet sich Corneille später für den Singular des Verbs; er ändert demgemäfs II, 247 var. 2:

> Une larme, un soupir te perceront le cœur;

1660: Une larme, un soupir te percera le cœur.

IV, 353 var. 1:

> Une première vue, un moment d'entretien,
> Vous font ainsi tout croire et ne douter de rien;

nach 1660: Vous fait ainsi tout croire et ne douter de rien.

b) Auf **l'un et l'autre** kann nach Vaugelas Singular oder Plural des Verbums folgen; Thomas Corneille bemerkt dazu, dafs der Singular das Elegantere sei. Auch unser Dichter setzt meistens den Singular, vgl. aufser den bei M-L. XII, 411 angeführten noch folgende Beispiele, II, 257 vers 641:

> L'un et l'autre à la fois me perd, me désespère.

Ferner I, 316 var. 7; II, 405 vers 1313; III, 420 vers 797; IV, 455 vers 608, 469 vers 981; V, 233 vers 1767; VI, 100 vers 1849, 308 vers 1268. Der Plural ist dagegen selten, vgl. z. B. I, 198 vers 909:

> L'un et l'autre en effet n'ont rien que de léger;

ferner II, 258 vers 659, und nur V, 206 var. 1 ersetzt Corneille später den Singular durch den Plural:

> Et l'un et l'autre enfin n'est que la même chose;

nach 1660: Et l'un et l'autre enfin ne sont que même chose.

c) *C'est, ce fut* mit einem Substantiv im Plural ist ein Rest der Sprache des 16. Jahrh. (vgl. Gräfenberg 110), der sich im 17. Jahrh. noch dann und wann findet. So bei Molière (vgl. Berg 17), Bossuet, Racine (vgl. Müller 68). Maupas 1625 S. 146

Digitized by Google

lehrt noch *ce sont eux* oder *c'est eux,* und ausnahmsweise findet sich die letztere Konstruktion noch im 18. Jahrh., und in der Volkssprache ist sie heute noch durchaus heimisch (vgl. Siede 42, ferner Haase: 17. Jahrh., § 63). — Ebenso hatte sie Corneille einigemal, doch folgt er später Vaugelas, welcher I, 414 — und ihm stimmen Thomas Corneille und die Akademie bei (vgl. ebenda und Tallemant 137) — den Plural verlangte, und ändert an den betreffenden Stellen. Vgl. IV, 93 var. 2:

Ah, ce n'est pas ses soins que je veux qu'on me die;
nach 1663: Ce ne sont pas ses soins que je veux qu'on me die.

IV, 204 var. 3:

Que ce seroit pour toi des trésors inutiles;
nach 1664: Que ce seroient pour toi des trésors inutiles.

VI, 196 var. 1:

Mais ce fut des brigands, dont le bras ...;
1660: Mais ce furent brigands, dont le bras ....

d) Ganz vereinzelt steht da III, 138 var. 6, wo die ersten beiden Ausgaben schreiben:

Et que pouvez-vous dire? —
Qu'une âme accoutumée aux grandes actions
Ne se peut abaisser à des submissions:
Elle n'en conçoit point qui s'explique sans honte;
später: Elle n'en conçoit point qui s'expliquent sans honte.

Wir erwarten den Plural, da *qui* Plural ist, indem sein Beziehungswort *en* den Plural *des submissions* vertritt.

II. Wortarten ohne Flexion.

H. Adverbia.

Über doppelformige Adverbien (und Präpositionen) vgl. unten Versbau A, 5. — Aufserdem geben noch folgende Adverbien zu Bemerkungen Anlafs:

beaucoup = *beaucoup de gens* gebraucht Corneille öfter, trotz Vaugelas II, 220. Z. B. II, 26 vers 145, 506 vers 1318; III, 346 vers 1461; IV, 451 vers 509; V, 8 Zeile 5. Jedoch in seinen späteren Werken finde ich es nicht mehr. Die Akademie verdammte es ebenfalls (vgl. Tallemant 42). Furetière 1701: „quoyqu'on puisse dire, *beaucoup s'imaginent,* il seroit encore mieux d'ajoûter, *beaucoup de gens s'imaginent.*“ Richelet 1709 erlaubt es nur in ganz wenigen

zed by Google

besonderen Fällen. — Dennoch hat es sich, wie Littré im Supplément richtig bemerkt, im Gebrauch erhalten. Vgl. z. B. Zola: Germinal S. 493, 261, 357: *„beaucoup croyaient la manifestation remise."*

ce jourd'hui statt *aujourd'hui* kam im 17. Jahrh. aufser Gebrauch. Corneille hat es noch zweimal, I, 210 var. 2 und IV, 162 var. 1, und tilgt es später an beiden Stellen. Ac. 1694: „terme de formules dans les actes et les instruments publics." Corneille war ja auch Jurist. — Vgl. Haase: 17. Jahrh., § 21 c.

comme im Komparativsatze nach *autant, aussi* u. s. w. statt des heutigen *que* war altfranzösisch gebräuchlich (vgl. Diez, Gr.[3] III, 393); es findet sich bei Malherbe noch in ausgedehnter Verwendung (vgl. Holfeld 60) und erhält sich neben *que* noch das ganze 17. Jahrh. hindurch (vgl. Godefroy I, 126; Haase, Nfrz. Zs. IV, 179 und ebenda Anm. 4—6, ferner 17. Jahrh., § 139).

(1) **autant comme** statt *autant que* ist in den älteren Werken Corneilles die Regel, während in den späteren sich daneben häufig *autant que* findet. Auch merzt Corn. zweimal *autant comme* aus, I, 445 var. 4: (Moi) Qui connais ton mérite autant comme ta flamme.
III, 346 var. 4:

Et que Tulle vous plaint autant comme il vous aime.
1660: Et que je vous en plains autant que je vous aime.

M-L. XI, 189: „Cette locution a été condamnée par Vaugelas (Remarques p. 242) et l'on voit que Corneille semble avoir eu la velléité de le faire disparaître; mais il est évident qu'il l'affectionnait, qu'il le trouvait commode, et qu'il n'a pas su se résoudre à y renoncer."

(2) **aussi-comme.** Vaugelas I, 138 forderte *que*, doch weiterhin II, 314 erlaubte er auch *comme;* Thomas Corneille und die Akademie (ebenda) dagegen gestatten nur *que* nach *si, aussi.* Ebenso später Ménage 300. Diese Regel nahm auch Corneille an. Er tilgte *aussi-comme* I, 158 var. 4:

On peut voir quelque chose aussi beau comme toi;
nach 1664: On peut voir quelque chose aussi parfait que toi.

Ähnlich I, 300 var. 1; III, 293 var. 2; II, 118 (in der Épître zur Suivante, welche nur bis 1657 mit abgedruckt wurde). — Merkwürdig ist, dafs Corneille **aussi bien comme** noch nicht beanstandet hat, vgl. IV, 212 vers 1340, 351 vers 1186; V, 32 vers 338. Zu Voltaires Zeit war auch hier *que* durchaus Regel geworden (vgl. Voltaire I, 414, 434, 459. Dort erklärt er auch *autant comme* für einen Solöcismus).

(3) **aussitôt comme** finde ich nur noch IV, 339 var. 1 (bis 1660):

Je lui regarde aux mains aussitôt comme aux yeux.

Pascal liefert nur noch ein einziges Beispiel für das korrelative *comme* (vgl. Haase, Nfrz. Zs. IV, 179).

du depuis = *depuis, depuis ce temps* kommt schon um die Wende des 16. Jahrh. aufser Gebrauch. Malherbe bietet es nur einmal in einer Jugenddichtung (vgl. Holfeld 58 und Grands Écrivains de la France, Malherbe V, 168), und später tadelt er es sogar bei Des Portes (ebenda IV, 286). — Auch Corneille hat es nur einmal, nicht ohne es aber später zu beseitigen, IV, 234 var. 1 (bis 1656):

Votre âme du depuis ailleurs s'est engagée.

Vaugelas I, 288 verwirft es und bemerkt, dafs man es schon im 16. Jahrh. verurteilt hätte. Die Akademie (ebenda) gestattet es selbst in der familiären Unterhaltung nicht mehr. Vgl. noch Voltaire I, 465.

derechef, welches jetzt so gut wie veraltet ist (Sachs), begann entschieden schon im 17. Jahrh. aufser Gebrauch zu kommen, denn bei Malherbe schon ist es ziemlich selten (vgl. Holfeld 58) und bei Pascal kommt es nur noch vereinzelt vor (vgl. Haase, Nfrz. Zs. IV, 178), Beispiele aus anderen s. Haase: 17. Jahrh., § 96. Die Akademie 1694 führt es noch ohne Anmerkung auf. Aber Furetière 1701: „Il est assez vieux pour n'oser s'en servir que dans le burlesque," und Richelet 1709: „Ce mot est un peu vieux." — Was nun Corneille anbetrifft, so scheint es fast, als müsse man scheiden 1) *derechef* = *encore, de nouveau* mit einem Verbum verbunden, und 2) elliptisch = *je le dis, le demande encore une fois*. In der ersteren Bedeutung finde ich es nur bis zum Horace (1641), z. B. I, 464 vers 1265, III, 328 vers 1059; und Corneille merzt es sogar aus II, 190 var. 2:

Avise derechef, ta valeur signalée
En d'extrêmes périls te jette à la volée;
1660: Avise encore un coup, ta valeur signalée;

ebenso II, 104 var. 2. — In der zweiten Bedeutung dagegen findet sich *derechef* zuweilen noch in den spätesten Werken; vgl. z. B. I, 318 vers 768: Derechef, ne prends soin que de ta guérison;
ferner I, 236 vers 1573; II, 289 vers 1279, 507 vers 1335; V, 79 vers 1390; VII, 119 vers 292.

devant als Adverb, welches im 16. Jahrh. wie altfranzösisch (vgl. Pfau 37) oft temporal gebraucht wurde (vgl. Gräfenberg 121), findet sich bei Corneille so nur noch ganz vereinzelt, im definitiven Text nur einmal. Vgl. IV, 290 var. 2:

Digitized by Google

Qui se fût défié que la nuit de devant
Votre propre grandeur dût fendre ainsi le vent.
1660: Et parmi ces apprêts, la nuit d'auparavant
Vous sûtes faire gille et fendîtes le vent.

Es blieb II, 247 vers 470:

Brûler mieux que devant, et rejoindre vos âmes.

Vgl. *devant* unter den Präpositionen.

dextrement = *adroitement* veraltete rasch in der ersten Hälfte des 17. Jahrh. Corneille gebraucht es noch ziemlich oft (etwa 15 mal) bis zum Erscheinen der Medea (1639); später nur noch einmal, nämlich IV, 214 vers 1377; und 1660 beseitigt er es an etwa der Hälfte der früheren Stellen, vgl. I, 158 var. 2:

Que tu sais dextrement adoucir mon martyre!
1660: Tu sais adroitement adoucir mon martyre;

ebenso I, 176 var. 2, 193 var. 4, 402 var. 4, 492 var. 4; II, 131 var. 2, 138 var. 3. — Ac. 1694 hat es nicht mehr. Furetière 1701: „Ce mot n'est plus en usage", ebenso Richelet 1709.

fort bei einem Verbum = *pas du tout* ironisch stand II, 76 var. 2 (nur 1637):

C'en est fort le chemin de passer par ici!
nach 1637: Et c'en est le chemin de passer par ici?

à la foule. An die Stelle dieser adverbialen Redensart trat im 17. Jahrh. *en foule,* welches schon im 16. Jahrh. z. B. bei Amyot und Belleau vorkommt (vgl. Littré unter *foule* rem. 1). Corneille setzt später *en foule* für *à la foule* ein. Vgl. II, 49 var. 1:

Tout ce que mon Lysandre a de perfections
Vient s'offrir à la foule à mes affections;
1663: Se vient offrir en foule à mes affections;

ähnlich IV, 95 var. 5; V, 25 var. 1. *A la foule* blieb nur IV, 494 vers 1553. Cotgrave 1611 kennt nur *à la foule,* Furetière 1701 und Richelet 1709 haben *en foule* und *à la foule.* Das letztere ist heute nicht mehr gebräuchlich (Sachs). Vgl. noch M-L. XI, 446.

incontinent, welches im 16. Jahrh. und noch im 17. sich häufig findet (vgl. Gräfenberg 122; Haase, Nfrz. Zs. IV, 176 und 17. Jahrh., § 96), scheint Corneille, nachdem er es ein einziges Mal in einem Jugendwerke verwendet, durchaus vermieden zu haben, und auch dort beliefs er es nicht. Vgl. II, 243 var. 4:

Commet-on envers vous des forfaits si nouveaux
Qu'incontinent on doive être mis en morceaux?
1660: Commet-on des forfaits si grands et si nouveaux,
Qu'on doive tout à l'heure être mis en morceaux?

Digitized by Google

Die Wörterbücher führen es allerdings auf. Heute ist es fast gänzlich veraltet (Sachs).

jadis wird von Cotgrave 1611 mit „of old, in times past“, von Ac. 1694 mit „il y a longtemps“ glossiert. Es scheint nun eine persönliche Eigentümlichkeit Corneilles gewesen zu sein, dasselbe auch von ganz kürzlich geschehenen Dingen zu gebrauchen. So spricht III, 161 var. 3 Rodrigos Vater zu demselben:

Viens baiser cette joue et reconnais la place,
Où fut jadis l'affront que ton courage efface;

obgleich der *affront*, d. h. die Ohrfeige, um die es sich handelt, erst vor drei oder vier Stunden geschehen ist. — Scudéry und die Akademie (M-L. XII, 459 bezw. 494) machen auf diesen Fehler aufmerksam, und Corneille ändert 1660 deshalb:

Où fut empreint l'affront que ton courage efface.

Zugleich tilgt er *jadis* wohl aus demselben Grunde noch an folgenden Stellen: I, 224 var. 3:

As-tu sitôt perdu cette ombre de courage
Que te prêtoient jadis les transports de ta rage?
später: As-tu sitôt perdu cette ombre de valeur
Que te prêtoit tantôt l'effort de ta douleur?

I, 466 var. 5:

J'ai menacé Florange et rompu des accords
Qui te causoient jadis ces violents transports.
1660: Qui t'avoient su causer ces violents transports.

Ces violents transports bezieht sich auf eine Scene im Stücke selbst, es sind also noch nicht 24 Stunden seitdem verflossen. II, 50 var. 5:

Votre serment jadis me reçut pour époux;
1660: Vous de qui le serment m'a reçu pour époux.

Dem Zusammenhange nach ist nicht anzunehmen, dafs das Versprechen schon vor langer Zeit gegeben ist. V, 370 var. 1:

Comme pour vous Phinée eut jadis quelques charmes;
1660: Comme pour vous Phinée eut toujours quelques charmes.

Der Zusammenhang ergiebt, dafs der Angeredete erst eben ganz plötzlich seinen Sinn geändert hat.

au moins ersetzt Corneille überall durch *du moins;* nämlich I, 242 var. 1:

Au moins tous ses discours n'ont encor rien gagné;
1660: Du moins tous ses discours n'ont encor rien gagné;

ebenso I, 330 var. 3, 411 var. 3, 414 var. 3, 435 var. 2 (hier durch *pour le moins* ersetzt), 444 var. 1; II, 68 var. 1, 175 var. 4, 455 var. 1; IV, 371 var. 4; V, 317 var. 3. — Alles dieses sind Fälle,

Digitized by Google

wo, wie ich glaube, *du moins* auch heute gebraucht werden könnte (vgl. Littré unter *moins* 15⁰ und 16⁰). Doch setzt Corneille, wie das 17. Jahrh. vielfach (vgl. Littré), *du moins* auch statt heutigem *au moins* (vgl. M-L. XII, 94), wenn es bedeutet: en une quantité qu'on ne peut évaluer au-dessous de ... (Littré), und *au moins* scheint in der definitiven Redaktion gar nicht mehr vorzukommen. Den Grund der obigen Änderungen vermag ich nicht anzugeben. Vgl. noch Haase: 17. Jahrh., § 98.

à tout le moins, welches heute veraltet und nur noch in der Sprache des ungebildeten Volkes gebräuchlich ist (Sachs), hat Corneille noch zweimal in Varianten; II, 515 var. 1:

> Sans aucun sentiment je te verrai changer
> Pourvu qu'à tout le moins tu changes sans danger;
> 1660: Lorsque tu changeras sans te mettre en danger.

I, 147 var. 4:

> Et l'Amour qui ne peut entrer dans son courage
> Voulut à tout le moins loger sur son visage.
> 1660: Voulut obstinément loger sur son visage.

Die Wörterbücher führen *à tout le moins* allerdings auf. Vgl. Haase: 17. Jahrh., § 98.

possible adverbial = *peut-être* veraltete ebenfalls zu Corneilles Zeit. Daher finden wir es bei ihm nur in einigen frühen Varianten belegt; vgl. II, 34 var. 2:

> Tout cela n'est qu'autant de paroles perdues.
> Faute d'être possible assez bien entendues.
> 1663: Faute d'être sans doute assez bien entendues;

ebenso I, 240 var. 1, 343 var. — Corneille folgt Vaugelas I, 248: „Ceux qui veulent escrire poliment, ne feront pas mal de s'en abstenir"; die Akademie bemerkt dazu, es sei selbst in der Unterhaltungssprache unzulässig, weil veraltet. Ähnlich Ménage 324.

Dieses *possible* war im 16. Jahrh. noch häufig (vgl. Gräfenberg 24; M-L. XII, 203) und findet sich auch bei Malherbe (vgl. Holfeld 58) und Voiture (vgl. Frz. Stud. I, 29) und vereinzelt auch bei anderen Schriftstellern des 17. Jahrh. (vgl. Littré). Richelet 1709 erklärt es für „un peu suranné". Vgl. Haase: 17. Jahrh., § 97.

puis après = *ensuite, plus tard* finde ich bei Corn. nur III, 536 var. 1: J'emploierai puis après le pouvoir de Pauline,

> 1660: Et nous verrons après ce que pourra Pauline;

und I, 136 im Argument de Mélite, welches nach 1660 nicht mehr abgedruckt wird. S. auch II, 490 var. 1.

Digitized by Google

Malherbe liebt *puis après* sehr (vgl. Holfeld 58); heute ist es nicht mehr gebräuchlich (Sachs) und soll, wie mir mitgeteilt wird, nur in sehr familiärer Unterhaltung noch vorkommen. Belegen kann ich es aus Feuillet: Les Amours de Philippe, Paris 1881, S. 170, Zeile 1 v. u.: *Et puis après? — Et puis après?* Vgl. noch M-L. XII, 234; Haase: 17. Jahrh., § 96.

premier = „zuerst, zuvor" als Adverb hatte Corn. nur I, 333 var.:

Aussi le falloit-il que ce même poinçon,
Qui premier de mon sexe engendra ce soupçon
Fut l'auteur de ma prise et de ma délivrance.

Dieses adverbiale *premier* kennt schon das Altfranzösische (vgl. Pfau 22), es erhält sich durch das 16. Jahrh. (Gräfenberg 125), wird aber von Oudin 1640 S. 274 schon verworfen. Furetière 1701: „En ce sens il vieillit." — Vgl. M-L. XII, 214.

tant statt *si* vor Adjektiven und Adverbien, welches auch bei Molière noch vorkommt, findet sich nur in den ältesten Stücken Corneilles, und auch da wurde es in einem Falle noch geändert. Vgl. II, 481 var. 1:

Vous verrez que ce choix n'est pas tant inégal;
1660: Vous verrez que ce choix n'est pas fort inégal.

Es blieb I, 477 vers 1518; II, 23 vers 103. Vgl. Gräfenberg 127; Dammholz, Nfrz. Zs. IX, 302.

tantôt = *bientôt* ist heute fast veraltet (Sachs), und wenn Gräfenberg 128 bemerkt: „ist bei Corneille noch gebräuchlich", so ist das dahin einzuschränken, daſs es bei ihm, wie es scheint, nur noch zweimal vorkommt, vgl. M-L. XII, 370 und IV, 450 var. 2, wo das modernere *bientôt* an die Stelle tritt:

On m'y force, il le faut, mais on verra quel fruit
En recevra tantôt celle qui m'y réduit;
1660: En recevra bientôt celle qui m'y réduit.

Belege aus anderen s. Frz. Stud. I, 27; Haase: 17. Jahrh., § 96.

trop statt *beaucoup* vor einem Komparativ, welches altfranzösisch und noch im 16. Jahrh. vorkommt (vgl. Gräfenberg 128), finde ich nur einmal in einer frühen Variante; I, 201 var. 3 (bis 1660):

Tant d'autres te sauront en sa place ravir
Avec trop plus d'attraits que cette écervelée.

Anm. Der Vollständigkeit wegen sei erwähnt, daſs Corneille nur zweimal für das im 17. Jahrh. noch so oft gebrauchte *comme* in indirekten und direkten Fragen *comment* einsetzte (II, 155 var. 1; III, 138 var. 2). Die Grammatiker verlangten schon *comment*, wenn auch teilweise noch nicht in dem Umfange des heutigen Gebrauchs (vgl. M-L. XI, 187; Vaugelas II, 13; Thomas Corneille ebenda).

Digitized by Google

Negationen.

Die über die Negationsmethode im Französischen bis 1884 erschienenen Untersuchungen verzeichnet Rœschen S. 5.

a) **ne**. (Litteratur s. Nfrz. Zs. IV, 181 Anm. 1—8, 182 Anm. 1—4.)

1) Das Altfranzösische gebraucht oft *ne* ohne Füllwort zur Satzverneinung in Fällen, wo heute *ne — pas* notwendig wäre (vgl. Perle: Die Negation im Altfrz., Zs. II, 5 ff.; Rœschen 20 ff.). Ebenso noch das 16. Jahrh. (vgl. Gräfenberg 137). Spuren davon finden wir noch, wenigstens in Varianten, bei Corneille. M-L. XII, 107 scheint das von ihm beigebrachte Beispiel für das einzige zu halten, doch vgl. I, 118 var. 1:

Mais souvent cela est si malaisé, pour ne dire impossible,
später: ... pour ne pas dire impossible.

II, 394 var. 1:

Qui pourroit reculer en combattant sous vous,
Et qui *n*'auroit du cœur à seconder vos coups?
1660: Pourroit-on reculer en combattant sous vous
Et n'avoir point de cœur à seconder vos coups?

Ähnlich IV, 161 var. 1 (vgl. dazu Voltaire I, 440); VI, 190 var. 2; VIII, 65 var. 2. — Schon Malherbe tadelte die Auslassung des *pas* häufig bei Des Portes, ohne jedoch schon die Strenge der heutigen Regel zu erreichen (vgl. Holfeld 62 ff.; Malherbe 289). Pascal weicht nur noch einmal vom heutigen Sprachgebrauch ab (vgl. Nfrz. Zs. IV, 181), Voiture noch öfter (vgl. Frz. Stud. I, 32). Näheres siehe Haase: 17. Jahrh., § 100. Schon Cotgrave 1611 bemerkt im grammatischen Anhang 9: „Ne the negatiue is alwayes accompanied with point, or pas.“

Anm. Nach konditionalem *si* fehlt *pas* durchweg bei Corneille. Vgl. Maupas 351.

2) In einem von einem affirmativen Verbum des Fürchtens oder von *de crainte que, de peur que* abhängigen Satze konnte altfranzösisch das *ne* entbehrt werden, obgleich es sich nach dem Vorgange des Lateinischen schon in den ältesten Denkmälern findet und z. B. bei Villehardouin streng durchgeführt ist (vgl. Rœschen 26). Ebenso noch im 17. Jahrh. (vgl. Haase: 17. Jahrh. § 104 und Nfrz. Zs. IV, 181; Kayser 39 ff.). Auch für Corneille giebt es keine feste Regel. Zu bemerken ist aber, daſs, während in den älteren Werken bis etwa 1650 Auslassung des *ne*

Digitized by Google

vorherrscht, später der heutige Gebrauch bei weitem überwiegt, ausgenommen nach *de peur que.* Hier fehlt *ne* fast immer, und Corneille tilgt es sogar oft wieder, wo er es anfangs gesetzt hatte, so II, 39 var. 1: De peur qu'il n'en reçût quelque importunité;
später: De peur qu'il en reçût quelque importunité;
ähnlich IV, 329 var. 2, 317 var. 1, 452 var. 5. Beispiele für Auslassung des *ne* s. M-L. XII, 108, ferner VI, 504 vers 777. Andererseits wieder führt Corneille *ne* nachträglich ein IV, 329 var. 3; dasselbe steht VI, 342 vers 1071. — Tallemant 29 fordert *ne* wie heute nach *craindre, empêcher* etc.

b) *pas* und *point* ohne Negationspartikel besonders in Fragesätzen findet sich im 16. Jahrh. häufig (vgl. Gräfenberg 137); ebenso bei Malherbe (vgl. Holfeld 64), bei Mairet (vgl. z. B. Sophonisbe vers 11 u. ö.), bei Molière (vgl. Kayser 48). Die Grammatiker des 17. Jahrh. schwanken anfangs noch. So erlauben Oudin 1640 S. 285 und Vaugelas noch die Auslassung des *ne* in Fragesätzen, während die Akademie durchaus Setzung desselben verlangt (Vaugelas I, 342, II, 293). Ménage 251 stellt dieselbe Forderung nicht ganz so scharf hin, und nach Tallemant 67 hätte auch die Akademie Auslassung des *ne* in der Poesie unter Umständen erlauben wollen. Pascal bietet nie Auslassung (vgl. Nfrz. Zs. IV, 182). Vgl. auch Haase: 17. Jahrh., § 101. — Corneille nun hat dieselbe in seinen älteren Werken recht oft; später aber setzt er überall *ne* ein oder ändert sonstwie, vgl. II, 28 var. 2:

Vous plaît-il point de voir des pièces d'éloquence?
1660: Vous plairoit-il de voir des pièces d'éloquence?

Ähnlich I, 298 var. 4, 431 var. 2; II, 142 var. 4, 208 var. 1, 225 var. 2, 235 var. 9, 291 var. 1, 297 var. 3, 373 var. 1, 376 var. 3, 392 var. 1, 409 var. 2; III, 137 var. 1, 110 var. 7, 187 var. 1, 306 var. 4, 330 var. 1, 335 var. 3, 336 var. 2; IV, 198 var. 1, 305 var. 1, 322 var. 1 (dreimal), 327 var. 1, 335 var. 1, 342 var. 1, 350 var. 4; V, 164 var. 2, 213 var. 1, 592 var. 1, 570 var. 1; VIII, 121 var. 2, 223 var. 1. Vgl. noch Richelet: Dict. des rimes LVII.

Die Auslassung des *ne* hat sich in poetischer Sprache noch bis heute erhalten und hat in der Volkssprache eine noch weitere Verbreitung gefunden (vgl. Siede 59). — Nur einmal hatte Corneille *ne* unter analogen Umständen bei *jamais* ausgelassen, vgl. III, 147 var. 2:

Jamais un meurtrier s'offrit-il à son juge?

d. h. „hat sich niemals ein Mörder seinem Richter gestellt?"

Digitized by Google

c) In einer gröſseren Anzahl von Fällen setzt Corneille *point* für früheres *pas* ein, während das Umgekehrte kaum je vorkommt. Vgl. I, 470 var. 6:

Ce n'est pas avec moi qu'il faut faire le fin;
1660: Ce n'est point avec moi qu'il faut faire le fin.

Ebenso I, 411 var. 3; II, 141 var. 1, 522 var. 4; III, 412 var. 5, 433 var. 7; IV, 359 var. 2; V, 41 var. 1, 167 var. 1; VI, 63 var. 1, 83 var. 2, 83 var. 3, 346 var. 8; VIII, 61 var. 4, 559 var. 2, 618 var. 3. — Die Anzahl der Fälle scheint mir zu groſs, als daſs man annehmen könnte, Corneille habe hier und da der Verneinung nur einen gröſseren Nachdruck geben wollen. Welches aber sein leitendes Princip gewesen, vermag ich nicht zu ermitteln. Vaugelas II, 128 sagt, nur der Gebrauch könne lehren, wann *pas* und wann *point* zu setzen sei. Oudin 288: „*point* se rapporte aux choses qui portent quantité, et *pas* conclud une négation simple, ou de qualité: ..., et cependant on met souuent l'un pour l'autre."

Über die Stellung der Negationen beim Infinitiv vgl. unten unter Wortstellung.

I. Konjunktionen.

1. Beiordnende.

ou bien hatte Corneille oft statt des einfachen *ou* verwendet, wo also *bien* kaum mehr als ein Flickwort war. Später hat er sich bemüht, dieses *bien* verschwinden zu lassen; vgl. III, 190 var. 2:

Quoi, l'objet de ma haine ou bien de ma colère;
nach 1664: Quoi, l'objet de ma haine ou de tant de colère.

Ebenso II, 84 var. 2; III, 395 var. 3, 517 var. 2, 570 var. 4; IV, 184 var. 3, 315 var. 2; V, 74 var. 2; VIII, 249 var. 2.

quand ersetzte Corneille mehrfach durch *lorsque.* Warum? Vgl. III, 284 var. 4, 307 var. 1, 448 var. 2; IV, 233 var. 3; VIII, 236 var. 1, 238 var. 1. Nach Lafaye: Dict. des Synonymes S. 894, zu urteilen, sollte man an den betreffenden Stellen gerade *quand* erwarten.

si. (1) Die Verbindung *ou si* zur Einführung des zweiten Teils einer disjunktiven oder dilemmatischen Frage findet sich bei Corneille noch in einigen vereinzelten Beispielen (vgl. M-L. XII, 334), und an dreien dieser Fälle streicht es Corneille wieder; vgl. VI, 44 var 1:

Que faut-il faire, Unulphe? Est-il temps de mourir?
Ou si tu vois pour moi quelque espoir de guérir?
1660: N'as-tu vu pour ton roi nul espoir de guérir?

Digitized by Google

Ebenso III, 315 var. 1; V, 52 var. 1. — Diese Wendung findet sich schon altfranzösisch (vgl. Tobler: Beiträge, Zs. I, 13), sie kommt im 17. Jahrh. aufser Gebrauch, so hat Molière ebenfalls nur vereinzelte Belege (vgl. Berg 48, Kayser 19, vgl. auch Littré unter *si* Nr. 17), und ist heute veraltet (vgl. Berg 48, Anm. 1). Vgl. Haase: 17. Jahrh., § 152. Jedoch finden sich vereinzelte Beispiele noch heute, z. B. bei Alfred de Musset (vgl. Tobler a. a. O.).

Zur Erklärung dieser eigentümlichen Konstruktion liefse sich etwa Folgendes sagen. Analog, auch in Bezug auf die Wortstellung, können wir im Deutschen Sätze bilden wie „Wollen wir fortgehen? Oder ob es besser ist zu bleiben?“ Zur psychologischen Erklärung dieses Wechsels in der Konstruktion, und ein solcher ist es doch, müssen wir uns denken, dafs beide Möglichkeiten nicht von vornherein im Geiste des Sprechenden gegenwärtig sind; sondern erst nachdem die eine Frage ausgesprochen ist, taucht plötzlich noch eine zweite Möglichkeit auf, die nun in etwas lockerer Weise angeknüpft wird, indem man im Geiste etwa ein „oder sage mir, oder ich möchte wissen“ oder Ähnliches hinzufügt. Hiermit soll nicht gesagt sein, dafs diese Konstruktion nicht eine stehende Form werden konnte, deren Ursprung das Sprachgefühl sich nicht gegenwärtig erhielt, und die darum an Ausbreitung über ihre ursprünglichen Grenzen hinaus gewinnen konnte.

Auch eingliederige Fragen finden sich durch *si* eingeleitet (vgl. Tobler a. a. O.), genau wie etwa „Ob er wohl kommen wird?“, wo ebenfalls ein regierendes Verbum zu ergänzen ist.

(2) *si* zur Einleitung des Hauptsatzes mit Inversion des Subjekts ist bei Corneille selten und findet sich überhaupt nur in seinen ältesten Werken. Vgl. I, 224 vers 1341:

> Quoi, tu veux te sauver à l'autre bord sans moi?
> Si faut-il qu'à ton cou je passe malgré toi.

Nur hier blieb es, sonst fiel es, vgl. I, 253 var., 243 var. 1; II, 107 var. 1. — Diese altfranzösisch so gewöhnliche Verwendung von *si* findet sich durch das 16. Jahrh. (vgl. Gräfenberg 130), noch bei Malherbe öfter (vgl. Holfeld 59), bei Molière (vgl. Kayser 18), bei Pascal (vgl. Nfrz. Zs. IV, 180). Vaugelas verteidigt sie I, 138, aber Thomas Corneille und die Akademie (ebenda) wollen sie für veraltet erklären. Doch ist es den Grammatikern nicht gelungen, sie gänzlich aufser Gebrauch zu setzen, denn sie findet sich noch bis ins 18. Jahrh.

Digitized by Google

hinein (vgl. Godefroy II, 314; Haase: 17. Jahrh., § 141). Vgl. noch Mätzner: Syntax der nfrz. Spr. II, 7.

Anm. Eigentlich wäre es richtiger, *si* in dieser Verwendung, wie es von einigen geschehen, als Modaladverb zu fassen.

2. *Unterordnende.*

Im 17. Jahrh. war die Zahl der in Zusammensetzung mit *que* als Konjunktionen verwendeten Adverbien und Präpositionen noch gröfser als heute, ist aber im Abnehmen begriffen, wie wir sehen werden. — Aufserdem scheint dem Sprachgeiste noch mehr, als heute der Fall ist, die Erinnerung an den ursprünglichen Sinn der so komponierten Wörter lebendig gewesen zu sein, wenigstens scheinen darauf zu deuten Schreibungen wie z. B. bei Corn. II, 372 vers 653: *Puis donc que* statt *puisque donc.* Ähnliches bei Pascal, s. Nfrz. Zs. IV, 185. (Diese Trennung ist noch heute in der Kanzleisprache erhalten.) — Im einzelnen bemerke:

d'abord que = *aussitôt que* ist bei Corneille schon sehr selten. Es steht VI, 504 vers 779, und es wurde beseitigt IV, 441 var. 2:

D'abord qu'ils ont paru tous deux en cette cour
Ils ont vu Rodogune, et j'ai vu leur amour.

1660: Sitôt qu'ils ont paru tous deux en cette cour.

Die Wörterbücher kennen es nicht. Vgl. Kayser 22. Heute ist es veraltet (Sachs; Haase: 17. Jahrh., § 137).

alors que. Corneille scheint einmal einen Ansatz gemacht zu haben, es zu tilgen, vgl. I, 466 var. 6:

Faire ici du fendant alors qu'on nous sépare;

nach 1660: Faire ici du fendant tandis qu'on nous sépare.

Ähnlich III, 135 var. 2. Veranlassung war wohl Vaugelas, welcher es I, 361 als unberechtigte Licenz Malherbes und seiner Nachfolger tadelte, welchem Ausspruche die Akademie (ebenda) und Ménage 364 beistimmten. Später mufs sich Corneille jedoch wieder gegen Vaugelas entschieden haben, denn wir finden *alors que* z. B. V, 25 vers 184, 82 vers 1472, 170 vers 328 u. ö. Bei Molière ist es in den älteren Stücken häufiger als in den späteren (vgl. Kayser 22). Furetière 1701: „*alorsque* ne vaut rien, quand on l'employe pour la conjonction *lorsque.*“ Richelet 1709: „cet adverbe ne doit pas être immédiatement suivi d'un *que.*“

cependant que hat Corneille trotz Vaugelas (I, 358, II, 207) beibehalten (vgl. M-L. XI, 161). Vgl. Gräfenberg 132. Thomas Cor-

Digitized by Google

Corneille 1692 aber setzt schon an vielen Stellen (in der Prosa immer und oft auch im Verse) *pendant que, tandis que* dafür ein. Richelet 1709 bemerkt dasselbe wie bei *alors que*. Vgl. Haase: 17. Jahrh., § 137.

combien que = *bien que, quoique* findet sich z. B. bei Malherbe und Balzac noch ungemein häufig (vgl. Holfeld 71; Haase: 17. Jahrh., § 137, 3). Doch mufs es dann rasch veraltet sein, denn ich finde es bei Corneille nur noch in zwei ziemlich frühen Varianten (Dammholz, Nfrz. Zs. IX, 307 ist dahin zu berichtigen), vgl. II, 184 var. 3:

Et combien qu'il me mette au bout de mon latin
Un peu plus en repos j'en attendrai la fin;
1660: Et bien qu'il me réduise au bout de mon latin.

III, 166 var. 4:

Et combien que pour lui tout un peuple s'anime
Ici tous les objets me parlent de son crime.
1660: Et quoi qu'on die ailleurs d'un cœur si magnanime.

Richelet 1680 (von M-L. XI, 185 citiert): „Conjonction hors d'usage." Sachs: Fast veraltet.

depuis que = *dès que, quand* ist heute selten (Sachs). Das 17. Jahrh. verwendete es noch oft (vgl. Haase: 17. Jahrh., § 137). So Malherbe (vgl. Holfeld 70; Grands Écriv. de la Fr., Malherbe V, 168) und Corneille (vgl. M-L. XI, 280). Nur zweimal setzt der letztere das moderne *quand* dafür ein. Vgl. II, 55 var. 1:

Depuis qu'on leur fait prendre un peu de jalousie
Ils ont bientôt quitté ces traits de fantaisie;
1660: Quand on leur sait donner un peu de jalousie.

IV, 151 var. 1:

Ah, depuis qu'une femme a le don de se taire,
Elle a des qualités au-dessus du vulgaire.
1660: Monsieur, quand une femme a le don de se taire.

Vgl. dazu Voltaire I, 436; Godefroy I, 183.

paravant que vgl. Präpositionen unter *paravant*.

plutôt que. Es wird noch heute mifsbräuchlich zuweilen zeitlich verwendet (Sachs). Dieser Fehler findet sich öfter im 17. Jahrh. und ward von Vaugelas I, 232 getadelt. Corneille hatte denselben einmal begangen im Cid III, 126 var. 4:

Tout l'État périra plutôt que je périsse;
1660: Tout l'État périra s'il faut que je périsse.

Dieser Vers übersetzt „Y ha de perderse Castilla Antes que yo" der spanischen Vorlage (vgl. M-L. III, 201 vers 378).

que. (1) In *ne — que* hatte Corneille bei Aufzählung von mehreren Gegenständen *que* nicht wiederholt V, 62 var. 2:

Digitized by Google

Je ne veux à présent qu'une fausse pitié,
Une feinte douceur, une ombre d'amitié.

1660: Qu'une feinte douceur, qu'une ombre d'amitié.

(2) **que si** statt einfachem *si* zur Einleitung eines Konditionalsatzes tilgte Corneille II, 291 var. 5:

Dérobons à ses yeux le témoin de mon crime;
Que si pour l'avoir lu sa colère s'anime,
Et qu'elle veuille user d'une juste rigueur,
Nous savons les chemins de regagner son cœur.

1660: Ou si pour l'avoir lu sa colère s'anime;
1664: Et si pour l'avoir lu sa colère s'anime.

I, 300 var. 3:

Que s'il ne les voit pas, lors sans aucun effroi,
Eux repris, je retourne aussitôt vers le Roi;

1660: Mais s'il ne les voit pas, lors sans aucun effroi.

VIII, 248 var. 3:

Que si c'est à regret, lâche, que tu la portes;

nach 1662: Si c'est avec regret, lâche, que tu la portes.

Dieses *que si* blieb IV, 318 vers 545; VIII, 560 vers 6181. Auch Molière kennt es (vgl. Kayser 24). — Es ist nicht zu verwechseln mit dem *que si,* welches die lateinische relativische Anknüpfung mit *quod si* nachahmt (vgl. M-L. XII, 249; Müller 82).

quoique ersetzt Corneille mehrfach durch *bien que.* Vgl. III, 489 var. 3: Quoique je le préfère aux grandeurs d'un empire.

1660: Bien que je le préfère aux grandeurs d'un empire.

Ebenso III, 513 var. 2; IV, 199 var. 1, 289 var. 1. Der Grund der Änderungen ist unschwer zu finden. *Bien que* ist einfach der gewähltere Ausdruck und außerdem der wohlklingendere wegen des doppelten k-Lautes in *quoique.* Vgl. Akademie zu Vaugelas I, 174: „Il est bien certain qu'en disant, *bien que* au lieu de *quoy que,* on rend la phrase moins rude.“ Sachs: „*Quoique* se dit plus souvent que *bien que,* que l'on doit cependant toujours préférer en poésie.“

si que = *si bien que* wird von Vaugelas II, 160 als barbarisch verurteilt. Sicher war es zu Corneilles Jugendzeit schon veraltet (vgl. Haase: 17. Jahrh., § 137, 5), es findet sich bei ihm nur noch in einer Variante seines ersten Dramas, der Mélite, vgl. I, 251 var. a:

... Philandre, avec moi toujours d'intelligence,
Me fait des contes d'elle et de tous les discours
Qui servent d'aliment à ses vaines amours:
Si qu'à peine il reçoit de sa part une lettre,
Qu'il ne vienne en mes mains aussitôt la remettre;

1644: Si bien qu'il en reçoit à grand'peine une lettre.

1660 wird der ganze Passus geändert.

Digitized by Google

si bien que war im 17. Jahrh. bei einigen Autoren in Mifskredit geraten, obgleich es in der Sprache des Hofes und der der übrigen Schriftsteller sehr gewöhnlich war (vgl. Vaugelas I, 17; II, 160, 249). Die Akademie bemerkt: „*tellement que* est François, mais on le croit moins usité que *si bien que* et *de sorte que*." Den Gegnern des *si bien que* scheint sich Corneille angeschlossen zu haben, er tilgt es II, 436 var. 1:

Il perd qui l'importune ainsi que qui l'offense;
Si bien que ceux qu'amène un curieux desir
Pour consulter Alcandre attendent son loisir;
1660: Malgré l'empressement d'un curieux desir,
Il faut pour lui parler, attendre son loisir.

Ähnlich I, 251 var.; II, 259 var. 2, 353 var. 4; IV, 44 var. 1. — Voltaire I, 370 erklärt es für ganz familiär. Heute scheint es unbeanstandet zu sein (vgl. Sachs, Ac. 1878).

tant que = *jusqu'à ce que* mit dem Konjunktiv ist altfranzösisch und noch durch das 17. Jahrh. im Gebrauch (vgl. Haase: 17. Jahrh., § 137). Es findet sich bei Corneille häufiger nur bis zum Cid (vgl. M-L. XII, 369). Zu III, 155 var. 4:

Je te le dis encore, et veux, tant que j'expire
Sans cesse le penser et sans cesse le dire,

bemerkt die Akademie (M-L. XII, 494), *tant que* in dieser Verwendung sei unfranzösisch. Corneille ändert daher in folgende weniger gut klingende Verse:

Je te le dis encore: et quoique j'en soupire
Jusqu'au dernier soupir je veux bien le redire.

Ebenso ändert er I, 404 var. 4. Dennoch vermeidet er es in seinen späteren Werken auch nicht ganz (vgl. Godefroy II, 340; M-L. XII, 370). Anzumerken ist, dafs die Akademie es in den Sentiments selbst einmal gebraucht (vgl. M-L. XII, 471, Zeile 11 v. o.), 1694 nimmt sie es allerdings nicht in ihr Wörterbuch auf. Voltaire II, 269 hält es nicht für französisch. Vgl. noch Littré unter *tant* Nr. 17, er belegt es noch aus A. Chénier (Élégies II, 13).

vu que ist heute noch korrekt (Sachs). Dennoch ersetzte Corneille es an den meisten Stellen durch *puisque* u. ä. So I, 443 var. 2:

Vous n'avons différé que de l'intention,
Vu qu'il met pour autrui son bonheur en arrière;
1660: Puisqu'il met pour autrui son bonheur en arrière.

Ähnlich I, 145 var. 3, 441 var. 2, 442 var. 1; II, 37 var. 3, 197 var. 3, 212 var. 2, 255 var. 2, 399 var. 2. Es blieb an wenigen

Digitized by Google

Stellen, z. B. II, 185 vers 1118, 281 vers 1121; III, 285 vers 61. Nach 1641 scheinen Belege überhaupt zu fehlen. Den Grund der Änderungen kenne ich nicht.

K. Präpositionen.

a) **à**. 1) Über den Infinitiv mit *à* vgl. oben.

2) *à* findet sich im 17. Jahrh. noch in manchen Fällen, wo die heutige Sprache eine andere Präposition, besonders *en, dans,* auch *pour,* gebrauchen würde (vgl. Haase, Nfrz. Zs. IV, 120 und 17. Jahrh., § 120—121; Gräfenberg 112; Godefroy I, S. XXXI; Holfeld 66; M-L. XI, 6). In mehreren Fällen tilgt Corneille *à* zu Gunsten des modernen Gebrauchs. Hierher würde das oben erwähnte *à la foule* und das unten zu behandelnde *à guise de* gehören, ferner folgende Varianten, III, 117 var. 3:

O Dieu! ma force usée *à* ce besoin me laisse!
1660: O Dieu ma force usée en ce besoin me laisse!

III, 309 var. 1:

Votre zèle au pays vous défend de tels soins;
nach 1660: Le zèle du pays vous défend de tels soins.

III, 344 var. 1:

Si mon zèle au pays vous semble criminel;
1660: Si dans vos sentiments mon zèle est criminel.

3) *à* bei Zeitbestimmungen, welches altfranzösisch und mittelfranzösisch gebräuchlich war und im 17. Jahrh. noch sich findet (vgl. Haase: 17. Jahrh., § 122), wurde getilgt I, 250 var. 1:

Allez, je vais vous faire à ce soir telle riche;

nach 1648 ganz geändert. II, 265 var. 5:

Non, non, résolvez-vous: il vous faut à ce soir
Montrer votre courage, ou moi mon désespoir;
1660: Si vous m'aimez encor vous saurez dès ce soir
Rompre les noirs effet d'un juste désespoir.

Vgl. Haase, Nfrz. Zs. IV, 119.

b) **de**. 1) Über den Infinitiv mit *de* vgl. oben.

2) Zu III, 170 var. 4:

Sois désormais le Cid; qu'à ce grand nom tout cède;
Qu'il devienne l'effroi de Grenade et Tolède;

bemerkte die Akademie (M-L. XII, 495): „il fallait répéter le *de*.“ Daher änderte Corneille:

Qu'il comble d'épouvante et Grenade et Tolède.

Aus demselben Grunde änderte er III, 394 var. 1, 399 var. 3; IV,

Digitized by Google

474 var. 2; VIII, 33 var. 3. — Die Nichtwiederholung war dem älteren Gebrauche gemäfs (vgl. Mätzner: Synt. d. nfrz. Spr. I, 313), und auch Pascal bietet dieselbe noch einigemal (vgl. Haase, Nfrz. Zs. IV, 118). Doch schon Malherbe 293 rügte Nichtwiederholung bei Des Portes. Vaugelas II, 378 verlangt Wiederholung der Präposition bei Nominibus, wenn dieselben „séparés et distingués" sind. Dazu stimmen obige Varianten bis auf die letzte, wo *de* beim Infinitiv wiederholt wurde:

Vanité ...
D'embrasser le présent sans soin de l'avenir,
Et préférer l'appas d'un moment qu'il nous donne
À l'attente des biens qui ne sauroient finir;
später: Et de plus estimer un moment qu'il nous donne
Que l'attente des biens qui ne sauroient finir.

Dem gegenüber ist sonst Nichtwiederholung beim Infinitiv bei Corneille ziemlich häufig (vgl. M-L. XI, 255), ebenso wie bei Molière, der übrigens bei Substantiven fast immer wiederholt (vgl. Kayser 9). Vgl. auch Haase: 17. Jahrh., § 145.

c) Die übrigen Präpositionen.

auparavant als Präposition läfst Corneille nur teilweise aus seinen Werken verschwinden, vgl. II, 398 var. 2:

Lieux maudits, funeste jour
Dont auparavant mon amour
Les sceptres étoient incapables.
1660: Dont jamais avant mon amour
Les sceptres n'ont été capables.

Ebenso I, 185 var. 1; *auparavant* blieb I, 213 vers 1176; III, 95 Zeile 3 v. u.; VII, 67 vers 1458. — Es ist bei Corneilles Vorgängern sehr gewöhnlich, doch wird es von Vaugelas II, 207 schon getadelt, und Thomas Corneille und die Akademie (ebenda II, 208) und ebenso Ménage 373 erklären es geradezu für einen Fehler. Voiture bietet nur ein einziges Beispiel (vgl. Frz. Stud. I, 25), und Racine kennt es gar nicht mehr (vgl. Aretz 40). Doch Corneille und einige andere Schriftsteller des 17. Jahrh. (vgl. Littré; Kayser 16) beweisen, dafs es trotz der Grammatiker teilweise noch eine Zeit lang im Gebrauche blieb. Vgl. Haase: 17. Jahrh., § 130.

Anm. *Auparavant que*, Konjunktion, welches von Vaugelas II, 207—8 auch verworfen wird, behält Corneille trotzdem bei (vgl. M-L. XI, 92). Auch Ménage 364, Furetière und Richelet verurteilen es durchaus.

dedans war altfranzösisch und bis ins 17. Jahrh. hinein wie **dessus, dessous, dehors** als Präposition gebräuchlich (vgl. Gode-

Digitized by Google

froy I, 170 ff.; Génin: Lex. de Mol. 104 ff.; Nfrz. Zs. IV, 123; Bouvier 282; Kayser 12 ff.). Schon Oudin 1640 S. 262 erklärte *dans* etc. für „beaucoup plus propres“ als *dedans* etc. Vaugelas rügt diesen Gebrauch I, 217, II, 338, erlaubt ihn aber noch den Dichtern, und bald darauf wurde er überhaupt verpönt (vgl. M-L. XI, 261; Ménage 344).

Corneille nun hatte d e d a n s aufserordentlich häufig präpositional verwendet, und er bemühte sich später, meist 1660, es auszumerzen. So besonders in seinen älteren Werken; je weiter er aber mit der Revision vorrückt, desto öfter läfst er es stehen, z. B. den sieben Änderungen im fünften Bande stehen schon über 25 ungeänderte Stellen gegenüber, und sogar nach der Revision gebrauchte er es noch einigemal wieder. Er beseitigte es I, 172 var. 2:

.... et de plus que ta flamme n'excite
D e d a n s cette maîtresse aucun embrasement;
nach 1660: Au cœur de cette belle aucun embrasement.

Ferner I, 174 var. 1, 185 var. 1, 246 var. 2, 247 var. 2, 297 var. 3, 307 var. 3, 319 var. 2, 344 var. 1, 466 var. 3, 483 var. 1, 483 var. 2, 490 var. 1; II, 43 var. 1, 101 var. 2, 130 var. 1, 184 var. 1, 511 var. 2, 212 var. 1; III, 285 var. 1, 407 var. 4, 420 var. 3, 430 var. 1, 438 var. 1, 439 var. 1, 448 var. 2, 510 var. 1; IV, 171 var. 3, 200 var. 2, 336 var. 3, 366 var. 2, 369 var. 3, 436 var. 3, 466 var. 2, 481 var. 1; V, 34 var. 1, 40 var. 1, 64 var. 1, 65 var. 3, 71 var. 3, 220 var. 2, 549 var. 1; VIII, 237 var. 3, 243 var. 1, 254 var. 1. — Aretz 37 findet, dafs Corneille *dedans* nur einmal geändert habe! Furetière: „ce mot est quelquefois preposition; mais il ne l'est que lorsqu'il est precedé d'une autre preposition,“ ebenso Richelet. Voltaire tadelt präpositionales *dedans* I, 184, 589. Herausheben will ich noch I, 401 var. 5, wo *dedans* = lat. *intra* bei einer Zeitbezeichnung stand: Un tel d e d a n s le mois d'une telle s'accorde;
1648: Aglante avec Philis d a n s un mois se marie;

Näheres über diese Stelle s. M-L. XI, 263. — Bei Pascal findet sich *dedans* noch einmal als Präposition; *dessus, dessous, dehors* nicht mehr (vgl. Haase, Nfrz. Zs. IV, 123 und 17. Jahrh., § 126, 1). *Dessus* und *dessous* bei Corneille s. unten. *Dehors* scheint er nicht mehr so zu kennen, dasselbe war vermutlich schon im 16. Jahrh. im Absterben begriffen (vgl. Gräfenberg 113).

au desçu de = *a l'insu de* läfst sich nur bis 1634 bei Corneille einigemal nachweisen. Vgl. I, 180 vers 641:

L'une a u d e s ç u d e s siens te montre son ardeur;

ferner I, 411 vers 236, 467 vers 1309, 366 var. Vgl. M-L. XI, 285. Littré im Supplément: „Cette locution vieillit, cependant elle est bonne.“

dessous. Vgl. oben *dedans.* Corneille verwendet es in seinen späteren Werken weit seltener als in den früheren. Auch hat er es nicht, wie M-L. XI, 289 meint, zweimal, sondern fünfmal geändert; II, 65 var. 3:

Vous devez donc souffrir que dessous votre empire
Mon feu soit sans exemple, et que mes passions
S'égalent seulement à vos perfections.
1660: Souffrez donc que mon cœur sans exemple soupire
Qu'il aime sans scrupule, et que mes passions.

Ebenso II, 353 var. 4; III, 408 var. 1; IV, 344 var. 1; V, 237 var. 1. Für 16. Jahrh. s. Gräfenberg 113. Furetière 1701 zieht *sous* weit vor, Richelet gebraucht *dessous* nur noch wie heute. Vgl. Haase: 17. Jahrhundert, § 128.

dessus. Vgl. oben *dedans.* Auch dieses wird in den späteren Werken seltener, und ähnlich wie bei *dedans* sehen wir, wie Corneille es zu tilgen begann, dessen jedoch bald müde wurde (vgl. M-L. XI, 290 ff.). Vgl. I, 144 var. 5:

Ne t'imagine pas que dessus ta parole
D'une fausse douleur un ami te console;
1660: Ne t'imagine pas qu'ainsi sur ta parole.

Ebenso I, 165 var. 4, 185 var. 1, 211 var. 3, 239 var. 1; II, 250 var. 2, 264 var. 6, 266 var. 2, 401 var. 3; III, 115 var. 4, 186 var. 2, 386 var. 5, 443 var. 2, 540 var. 2, 553 var. 1; IV, 65 var. 3, 431 var. 6, 441 var. 1; VIII, 243 var. 1. Besonders hat der Dichter es sich angelegen sein lassen, *dessus* im Cid, Cinna und Polyeucte zu tilgen. — Vgl. noch Gräfenberg 113; Godefroy I, 192; Richelet: Dict. des rimes LVIII. Furetière 1701 zieht *sur* weit vor, Richelet 1709 gebraucht *dessus* nur noch wie heute. Vgl. Haase: 17. Jahrh., § 128.

devant wird altfranzösisch und zuweilen noch durch das ganze 17. Jahrh. statt *avant* von der Zeit gebraucht. Vgl. Haase: 17. Jahrh., § 130. Thomas Corneille tadelt dies (vgl. Vaugelas I, 435). Bei Malherbe kommt es noch öfter vor (vgl. Holfeld 69), ebenso bei Molière (vgl. Kayser 15); bei Pascal nur noch an einigen Stellen, während meistens schon der heutige Unterschied zwischen *avant* und *devant* festgehalten wird (vgl. Haase, Nfrz. Zs. IV, 129). Ähnlich wie Pascal verfährt Corneille (vgl. M-L. XI, 298), und außerdem, wo eine Zweideutigkeit durch *devant* entstehen könnte, tilgt er es. Vgl. II, 516 var. 2:

Digitized by Google

Adieu, je vais du moins, en mourant devant toi
Diminuer ton crime, et dégager ta foi;
1660: Adieu, je vais du moins, en mourant avant toi.

Ähnlich I, 440 var. 4. — Vgl. auch *devant* oben unter den Adverbien.

devers = „nach — hin" statt der ursprünglichen Bedeutung „von — her" findet sich öfter im 16. Jahrh. (vgl. Gräfenberg 114), veraltet aber im 17. Jahrh. 1647 erklärt Vaugelas I, 285: „Depuis quelque temps ce mot a vieilli." Vor Vaugelas hatte Corneille *devers* noch mehrfach verwendet (vgl. M-L. XI, 299), nachher tilgt er es zweimal; III, 300 var. 1:

Dirai-je au dictateur qui devers vous m'envoie;
nach 1660: Dirai-je au dictateur dont l'ordre ici m'envoie;

IV, 89 var. 5:

Tout un grand peuple armé fuyoit devers le port;
1660: J'ai vu fuir tout un peuple en foule vers le port.

Doch auch nach dem Erscheinen von Vaugelas verwendete Corneille es noch zweimal wieder (vgl. M-L. XI, 299). Beispiele aus anderen s. Bouvier 162; Kayser 13; Haase: 17. Jahrh., § 127. Furetière 1701: „Il a vieilli, et ne peut plus trouver d'usage que dans le langage le plus bas." Richelet 1709: „Preposition qui a vieilli." Cotgrave 1611 dagegen hat es noch als gebräuchlich.

à faute de findet sich fast ausschließlich in den ersten Stücken unseres Dichters, und auch da ist es 1660 meist durch *faute de* ersetzt worden. Vgl. I, 281 var. 2:

Mais c'est à faute d'air que le feu s'amortit;
1660: Ce n'est que faute d'air que le feu s'amortit.

Ferner I, 152 var. 2; II, 151 var. 1, 192 var. 1; es blieb nur VI, 309 vers 1289. — Es war im 16. Jahrh. gebräuchlich (Godefroy I, 305), bei Pascal kommt es nur noch einmal vor (vgl. Haase, Nfrz. Zs. IV, 123). Vaugelas II, 202 und mit ihm die Akademie und Th. Corneille ziehen *faute de* dem *à faute de* (und *par faute de*) vor. Furetière 1701: „*A faute de,* terme de Palais"; ebenso noch heute (vgl. Haase a. a. O.). Vgl. auch Haase: 17. Jahrh., § 123.

à guise de finde ich in der definitiven Ausgabe nicht mehr. Vorher nur I, 333 var. 8:

Ainsi donc la cruelle, à guise d'un éclair,
En me frappant les yeux, est disparue en l'air!
1660: La tigresse m'échappe, et telle qu'un éclair,
En me frappant les yeux, elle se perd en l'air!

Ferner I, 266 im Argument de Clitandre (nur bis 1660 gedruckt). Ac. 1694 kennt es nicht, Furetière und Richelet nur *en guise de.*

Digitized by Google

Littré belegt es nur aus Corneille (unser zweites Beispiel), und heute ist es selten (Sachs).

paravant *(par avant)* als Präposition sowie auch als Adverb, und in der Form *paravant que* als Konjunktion hatte Corneille nur in seinen ersten Werken, ohne es jedoch später stehen zu lassen.

(1) *paravant* Präposition = *avant* I, 499 var. 1:

... Reçois de ma main celle que ton desir
Paravant cette offense avoit voulu choisir;
1660: Avant mon imprudence avoit daigné choisir.

Ebenso I, 500 var. 3.

(2) *paravant* Adverb = *auparavant* I, 215 var. 3:

Je les vous laisse. Adieu. — Tout beau, mon innocence
Veut savoir par avant le nom de l'imposteur;
1660: Veut apprendre de vous le nom de l'imposteur.

(3) *paravant que* Konjunktion = *avant que* I, 242 var. 3—4:

Il m'est avantageux de l'avoir vu changer
Paravant que l'hymen, d'un joug inséparable,
Me soumettant à lui, me rendit misérable;
nach 1633: Avant que de l'hymen le joug inséparable
Me soumettant à lui, me rendit misérable.

Ferner I, 369 var., 436 var. 4, 493 var. 1. Vaugelas I, 163, II, 430 und 432 tadelt den Gebrauch von *par ainsi, par entre, par ensemble* statt *ainsi, entre, ensemble,* und wir dürfen vielleicht schliefsen, dafs auch das alte *par avant* aufser Gebrauch gekommen war. Jedenfalls wird es von Oudin 268 verworfen, und auch Littré im Supplément bemerkt, es sei zu Corneilles Zeit schon veraltet gewesen. Vgl. auch Haase: 17. Jahrh., § 130, 138.

vers statt *envers, auprès de* verwendete Corneille noch oft (vgl. M-L. XII, 421), obgleich Vaugelas II, 79 schon entschieden hatte: „*Vers* est pour le lieu, et *envers* pour la personne." Ein einziges Mal änderte Corneille, I, 418 var. 4:

Ce compliment n'est bon que vers une maîtresse;
1660: Ce compliment n'est bon qu'auprès d'une maîtresse.

Vgl. Godefroy II, 391 ff.; Haase, Nfrz. Zs. IV, 127; Gräfenberg 119; Kayser 14; Dammholz, Nfrz. Zs. IX, 313.

L. Interjektionen.

sus! ist im älteren Französisch häufig, kommt aber nach Corneille kaum mehr vor (vgl. M-L. XII, 364), und auch bei diesem fast nur in älteren Werken. An zwei Stellen tilgt er es sogar, I, 165 var. 4:

Digitized by Google

Sus donc, perds tout respect et tout soin de lui plaire;
1660: Perds tout respect, Éraste, et tout soin de lui plaire.

Ebenso I, 454 var. 1. Furetière 1701: „il ne peut plus avoir d'usage que dans le comique et le burlesque." Heute ist es familiär (Sachs).

las! statt *hélas* ist heute ebenfalls nur familiär und findet sich ebenfalls kaum anders als in den ersten Stücken unseres Dichters, und wird da (ob zufällig?) immer einer Frau in den Mund gelegt. Es fiel später I, 277 var. 2:

Las! il ne m'entend point, et l'aube de ses rais
A déjà reblanchi le haut de ces forêts;
1660: Mais je te parle en vain et l'aube de ses rais.

Ebenso I, 289 var. 2. Ein vereinzeltes späteres Beispiel ist IV, 81 vers 1329, wo Cæsar sagt:

Mais, las! contre mon feu mon feu me sollicite.

Richelet 1709: „ce mot pour dire *hélas* est hors d'usage dans la prose. Mais les Poëtes s'en servent encore quelquefois."

revoilà mit vorhergehendem Personalpronomen gehört heute ebenfalls dem familiären Stile an (Sachs). Corneilles einziges Beispiel stand II, 88 var. 2: Vous revoilà déjà! (nur 1637).

III. Wortstellung.

A. Einen eigentümlichen Fall von Inversion nach *à peine* in einem Relativsatze beseitigte Corneille IV, 225 var. 1:

Épris d'une beauté, qu'à peine ai-je pu voir
Qu'elle a pris sur mon âme un absolu pouvoir;
1660: Épris d'une beauté, qu'à peine j'ai pu voir.

B. Fälle, wo das nicht pronominale direkte Objekt vor dem Verbum oder zwischen Verbum und Infinitiv oder Particip steht, sind bei Corneille nicht häufig, und mehrfach ändert er an solchen Stellen; vgl. V, 323 var. 1:

Il rompt, il force tout, et sa fureur, qui vole
Nos villes et nos champs de jour en jour désole.
1660: Il ravage, il désole et nos champs et nos villes
Et contre sa fureur il n'est aucuns asyles.

(Vgl. Herting 50, Abs. 2.) I, 454 var. 1:

Va Florange avertir que s'il ne se départ ...;
nach 1634: Lycas, cours chez Florange, et dis-lui de ma part ....

(Einfache Umstellung war nicht möglich, sie hätte Hiatus ergeben.) Ähnlich IV, 497 var. 1. Vgl. Haase: 17. Jahrh., § 153, 2.

C. Ein Rest der freieren Wortstellung der alten Sprache ist es, wenn Dichter des 17. Jahrh. sich noch verhältnismäfsig oft gestatten, einen Relativsatz von seinem Beziehungswort zu trennen (vgl. Haase: 17. Jahrh., § 156d), so z. B. Molière (vgl. Schmidt 56), ebenso Pascal (vgl. Haase, Nfrz. Zs. IV, 151), und auch Corneille mehrfach (vgl. M-L. XI, S. XLVIII und XII, 257). Das moderne Sprachgefühl mufs letzterem aber schon lebendig gewesen sein, sonst hätte er nicht geändert wie folgt; III, 98 var. 4:

... et lui donner moyen de rendre un service d'importance à son roi, qui lui fasse obtenir sa grâce.
1663: ... et lui donner moyen de rendre à son roi un service d'importance, qui lui fasse obtenir sa grâce.

V, 37 var. 1:

Et (je) rends un soin à l'autre où m'oblige le sang;
1660: Et (je) rends à l'autre un soin où m'oblige le sang.

Malherbe rügt die erwähnte Wortstellung öfter bei Des Portes, z. B. S. 348; ebenso Thomas Corneille zu Vaugelas (vgl. Nfrz. Zs. IV, 151, Anm. 3) verwirft sie.

D. Altfranzösisch und noch im 16. Jahrh. können zwei durch *et* verbundene attributive Adjektive durch das Nomen getrennt werden (vgl. Philippsthal 70), ein Gebrauch, der schon von Vaugelas getadelt wird (vgl. Nfrz. Zs. IV, 134, Anm. 2). Pascal bietet nur noch einige wenige Beispiele (vgl. Nfrz. Zs. IV, 134). Andere Belege s. Haase: 17. Jahrh., § 156b. Bei Corneille finde ich so nur III, 188 var. 4:

Un tel choix et si prompt vous doit bien faire voir;
1660: Et la facilité vous doit bien faire voir.

Bei Rotrou ist diese Wortstellung häufig (vgl. Sölter 39), doch Voiture hat sie nur einmal (vgl. Frz. Stud. I, 39).

E. Personalpronomen beim Infinitiv.

1) Reiner Infinitiv.

Regiert ein Verbum finitum einen Infinitiv, so ist es altfranzösisch und provençalisch durchaus Regel, ein begleitendes Personalpronomen vor das Verbum finitum statt wie heute vor den Infinitiv zu stellen (vgl. Schmidt 52; Stimming, Zs. I, 192; Philippsthal 80). Dieselbe Regel gilt beinahe ausschliefslich noch im 16. Jahrh. (vgl. Gräfenberg 34). — Im 17. Jahrh. folgte Malherbe noch fast immer dem alten Gebrauch (vgl. Holfeld 38); Voiture und Pascal schwanken und die alte Stellung scheint noch zu überwiegen (vgl. Frz. Stud. I, 36;

Digitized by Google

Haase, Nfrz. Zs. IV, 139); auch sonst findet sich die alte Stellung noch oft (vgl. Schmidt 52; Haase: 17. Jahrh., § 154 c). Maupas 135 und Vaugelas II, 84 erlauben beide Stellungen des Pronomens und Vaugelas zieht die ältere noch vor, während Th. Corneille und die Akademie (ebenda) im wesentlichen den Wohlklang wollen entscheiden lassen. Kurz, es tritt die ältere Wortstellung mehr und mehr zurück, und heute kann sie nur noch bei gewissen Verben stattfinden und ist bei einigen wenigen Regel (wie *faire, laisser, ouïr, voir,* vgl. Philippsthal 81; Lücking § 208, 3), während die heutige Volkssprache die alte Stellung noch in etwas weiterem Umfange zuläſst (vgl. Siede 14).

Deutlich spiegelt sich das Zurückgehen des alten Gebrauchs bei Corneille wieder. Er nimmt bei späteren Revisionen eine groſse Zahl von Umstellungen zu Gunsten der heutigen Regel vor. So ist *me* umgestellt I, 150 var. 2:

Allons, et tu verras que toute sa beauté
Ne me saura tourner contre la vérité;
1660: Ne saura me tourner contre la vérité.

Ferner I, 156 var. 2, 277 var. 3, 315 var. 2, 324 var. 4; II, 95 var. 2, 132 var. 2, 173 var. 2, 261 var. 4, 279 var. 4; III, 169 var. 2 (zweimal), 291 var. 1, 398 var. 1, 425 var. 1; IV, 29 var. 4, 189 var. 2, 291 var. 2, 336 var. 3, 378 var. 3, 445 var. 1, 445 var. 2, 479 var. 4, 504 var. 1; V, 17 var. 1, 20 var. 1, 27 var. 2, 31 var. 3, 162 var. 3, 179 var. 1, 192 var. 1, 192 var. 2, 205 var. 2, 223 var. 1, 233 var. 1, 379 var. 1, 455 var. 1, 583 var. 1; VI, 21 var. 1, 45 var. 1, 51 var. 2; VIII, 393 var. 1.

te: II, 33 var. 2, 65 var. 4, 188 var. 1, 261 var. 3, 274 var. 1, 399 var. 1, 419 var. 1; III, 155 var. 6, 419 var. 1, 419 var. 2; IV, 329 var. 1, 337 var. 2; V, 232 var. 4; VI, 77 var. 2.

se: I, 178 var. 1, 194 var. 2; II, 151 var. 1, 235 var. 2; IV, 77 var. 1, 376 var. 1, 451 var. 1; V, 235 var. 1; VIII, 131 var. 3.

lui: I, 182 var. 5; II, 173 var. 1, 236 var. 3; III, 183 var. 2, 507 var. 1; IV, 164 var. 6.

le, la, les: I, 286 var. 2, 405 var. 1, 414 var. 1, 492 var. 2; II, 18 var. 1, 109 var. 2, 137 var. 4, 159 var. 4, 168 var. 1, 182 var. 2, 225 var. 2, 245 var. 2, 287 var. 3, 499 var. 1; III, 148 var. 1, 355 var. 3 (zweimal), 422 var. 4, 426 var. 1, 514 var. 2, 517 var. 3, 518 var. 1; IV, 67 var. 2, 74 var. 1, 78 var. 2, 84 var. 1, 86 var. 1, 162 var. 1, 163 var. 1, 171 var. 1, 187 var. 1, 223 var. 2, 298 var. 3, 307 var. 1, 309 var. 2, 313 var. 1, 318 var. 2, 328 var. 2, 342 var. 2, 359 var. 4, 371 var. 3, 373 var. 1, 378 var. 2, 440 var. 4; V, 47 var. 3, 61 var. 1, 162 var. 1, 165 var. 2, 188 var. 1, 203 var. 1, 204 var. 1, 215 var. 2, 428 var. 1, 438 var. 2, 444 var. 3, 490 var. 2, 517 var. 1, 541 var. 2, 572 var. 1, 591 var. 2; VI, 47 var. 1, 61 var. 2, 68 var. 1, 333 var. 1; VIII, 164 var. 2, 206 var. 1.

nous: II, 69 var. 3, 231 var. 3, 480 var. 1; III, 289 var. 1 (zweimal), 334 var. 1; IV, 163 var. 2.

vous: I, 357 var. 4; II, 286 var. 1; III, 490 var. 6; IV, 302 var. 1, 329 var. 4; IV, 331 var. 3, 344 var. 2, 356 var. 2; V, 80 var. 2, 447 var. 2.

en: I, 74 var. 3; IV, 79 var. 1; V, 178 var. 1, 318 var. 1, 464 var. 1, 485 var. 1.

Digitized by Google

Trotz der grofsen Anzahl dieser Änderungen ist das Pronomen doch oft vor dem Verbum finitum stehen geblieben. Wenn wir nun, abgesehen von den Varianten, das prozentische Verhältnis zwischen alter und neuer Stellung berechnen, so finden wir ganz deutlich, dafs, je später das Werk ist, desto mehr die moderne Wortstellung vorwiegt. Im einzelnen stellt sich die Sache nun so:

1) In den Dramen des vierten Bandes (1641—44 verfafst) steht das Pronomen noch in fast **62** Proz. aller Fälle vor dem Verbum finitum; 2) in denen des fünften Bandes (1645—51) in fast **44** Proz. (176 mal von 401); 3) in denen des sechsten Bandes (1652—62) nur noch in kaum **31** Proz. (116 von 380). Ferner 1) in der Théodore (1645) in **48** Proz. (47 von 97); 2) im Sertorius (1662) in **27** Proz. (24 von 88).

Anm. 1. Es mag erwähnt werden, dafs, wenn das Verbum finitum in einer zusammengesetzten Zeit einen Infinitiv regiert, dessen begleitendes Pronomen sich auf das Subjekt zurückbezieht, bei Umstellung des Pronomens auch das Hilfsverbum geändert werden mufs, vgl. VI, 51 var. 2:

Voilà tous les efforts que je me suis pu faire;
1660: Voilà tous les efforts qu'enfin j'ai pu me faire.

Vgl. Haase: 17. Jahrh., § 68, Anm. 2.

Anm. 2. In einzelnen Fällen, wie V, 161 vers 106:

Mais apprenez ...
Qu'il me faut craindre en maître, ou me chérir en père,

würde dieselbe Wortstellung heute zwar noch möglich sein, aber einen anderen Sinn ergeben. Vgl. auch Schmidt 52.

2) Präpositionaler Infinitiv.

Altfranzösisch tritt hier unter denselben Umständen das Pronomen ebenso oft vor das Verbum finitum wie hinter die Präposition (vgl. Philippsthal 82). Aber schon Maupas 136 erlaubt nur noch die letztere Stellung. Im 17. Jahrh. kann nur noch bei *venir de faire qch.* das tonlose Pronomen vor das Verbum finitum treten (vgl. Schmidt 53; Haase, Nfrz. Zs. IV, 140 und 17. Jahrh., § 154 c). Es finden sich bei Corneille kaum mehr als etwa fünfzehn derartige Fälle (also nicht blofs ein ein einziger, wie Haase, Nfrz. Zs. IV, 140, Anm. 3 meint); z. B. V, 89 vers 1630:

Et l'arrêt de Valens me le vient d'adjuger.

An zwei Stellen nahm der Dichter Umstellung vor; III, 144 var. 3:

Un si vaillant guerrier qu'on vous vient de ravir,
nach 1644: Un si vaillant guerrier qu'on vient de vous ravir.

IV, 358 var. 2:

Je le viens d'obliger à prendre la maison;
1660: Je viens de l'obliger à prendre la maison.

Digitized by Google

Ebenso fiel eine solche Konstruktion V, 196 var. 1. Bei Racine kommt Voranstellung des Pronomens schon nicht mehr vor (Haase, Nfrz. Zs. IV, 140) und ist heute ganz untersagt.

3) Infinitiv mit Fragewort.

Auch hier stellte das Altfranzösische das Pronomen gern dem Verbum finitum voran (vgl. Schmidt 53). Reste dieses Gebrauchs finden sich noch bei Lafontaine und Molière (vgl. Schmidt 53) und ebenso noch zweimal bei Corneille. In dem einen Falle nimmt er Umstellung vor, vgl. IV, 381 var. 1:

Je n'y puis consentir et n'y sais que répondre;
nach 1664: Je n'y puis consentir et ne sais qu'y répondre.

IV, 40 vers 339:

Je n'en sais que penser, et mon cœur étonné, ...
Ne se résout à rien qu'avec inquiétude.

4) Verneinter Infinitiv.

Vgl. Schmidt 53; Holfeld 65; Haase: 17. Jahrh., § 156, Anm. 1 und Nfrz. Zs. IV, 184; Philippsthal 59.

Wenn der verneinte Infinitiv ohne Objektspronomen steht, so ist z. B. bei Commines die Stellung *ne* + Inf. + *pas* Regel (vgl. Stimming, Zs. I, 501). Vaugelas empfiehlt II, 128 die Stellung *ne pas* + Inf. als die elegantere. Damit im Einklang steht eine Änderung Corneilles VIII, 101 var. 1:

Peux-tu ne rougir point, ou rougir sans trembler?
nach 1662: Peux-tu ne point rougir, peux-tu ne point trembler?

Tritt nun ein Objektspronomen zu dem verneinten Infinitiv, so ist heute die beliebteste Stellung: *ne pas* + Pron. + Infin. Bei Corneille aber scheint mir, ebenso wie es bei Pascal und Molière der Fall ist, die Reihenfolge *ne* + Pron. + *pas* + Infin. die bevorzugte zu sein, wenigstens in der späteren Zeit seiner Thätigkeit. Dafür sprechen auch folgende Varianten; I, 145 var. 5:

Tu serois incivil de la voir chaque jour,
Et ne lui tenir pas quelques propos d'amour;
später: Et ne lui pas tenir quelques propos d'amour.

IV, 452 var. 4:

Que pour ne vous voir pas exposés à ses coups;
nach 1660: Que pour ne vous pas voir exposés à ses coups.

Die letztere Stellung treffen wir z. B. noch I, 467 vers 1308: *pour ne le pas ôter,* III, 345 var. 2: *pour ne se pas punir* (1663 wurde der Passus durch einen anderen ersetzt). — Die heute bevorzugte

Digitized by Google

Stellung ist wie bei Molière und Pascal (er hat sie nur zweimal) auch bei Corneille noch selten. Ein Beispiel ist V, 332 vers 408:

Pouvois-je avoir des yeux et ne *pas* l'adorer?

Bei Malherbe ist die ältere Stellung *ne* + Pron. + Infin. + *pas* noch Regel.

F. Personalpronomen beim Imperativ.

Obgleich Corneille bei zwei durch *et* oder *ou* verbundenen bejahenden Imperativen gewöhnlich einem Gebrauche des Altfranzösischen und des 16. Jahrh. (vgl. Philippsthal 36; Gräfenberg 34) folgt und das den zweiten Imperativ begleitende Personalpronomen vor denselben treten läfst, hat er doch bei späteren Revisionen in einer, wenn auch verhältnismäfsig nicht grofsen, Anzahl von Fällen eine Umstellung vorgenommen und das Pronomen auch dem zweiten Imperativ nachfolgen lassen. Es trat also nicht „stets" das Pronomen vor den zweiten Imperativ, wie Haase: 17. Jahrh., § 154 b, meint. Vgl. III, 109 var. 3:

Va-t'en trouver Chimène et lui dis de ma part;
1648: Va-t'en trouver Chimène et dis-lui de ma part.

Ebenso III, 440 var. 3, 516 var. 1; IV, 56 var. 3, 90 var. 2, 501 var. 2; V, 31 var. 3; VI, 60 var. 1, 71 var. 1; VII, 159 var. 2. — Molière kennt auch beide Stellungen, gewöhnlich (fast 75 Proz.) stellt er das Pronomen vor den zweiten Imperativ (vgl. Schmidt 54). Schon altfranzösisch waren beide Stellungen möglich (vgl. ebenda). Heute ist in der Umgangssprache Voranstellung nicht mehr üblich, wohl aber soll sie bei den neueren Schriftstellern noch vorkommen (vgl. Klattner, Archiv LXII, 201 [von Schmidt citiert] und Lücking § 208 a).

(Der zweite Teil dieser Arbeit, Untersuchungen über Wortschatz und Versbau enthaltend, wird später erscheinen.)

Digitized by Google

Das schweizerische Idiotikon
und die wissenschaftliche Bedeutung der Mundart.

Von
Adolf Socin.

II.

Die im Prospekte ausgesprochene Hoffnung, es möge das Werk auch der Schule nutzbar werden, dürfte sich allerdings kaum verwirklichen, nachdem die moderne Pädagogik des gemessenen Hochdeutschen zur Aufrechthaltung der Disciplin nicht glaubt entraten zu können und sich darauf beruft, dafs das Dialektsprechen die Aneignung des Gutdeutschen erschwere, eine Behauptung, die freilich in einigem Widerspruch steht mit der landauf landab ertönenden Klage, die heutige Schule leiste in Beibringung eines guten Stils nicht mehr was die frühere, in der doch Erklärungen und Antworten unbefangen im Dialekt gegeben wurden. Und wenn jetzt schon auf der unteren Stufe für den Lehrer dem Schüler gegenüber die Mundart als gar nicht vorhanden gelten soll, wie kann sie dann für den Deutschunterricht auf der oberen Stufe noch das sonst so willkommene Vergleichungsobjekt bilden? Auch der vielfach gehörte Spruch, die Dialekte seien die Fundgruben und Quellen für die Schriftsprache, scheint wenigstens für das Alemannische nicht im gewünschten Umfange zuzutreffen. Die Durchsicht der bis jetzt vorliegenden Teile des Idiotikons ergiebt nur eine beschränkte Anzahl von Stammwörtern, die aus der Schweizersprache in die neuere Schriftsprache, und dabei zumeist blofs als technische oder nur in der poetischen Sprache übliche Ausdrücke, übergegangen sind, nämlich: *Alpe:* „Die Sprache des Volkes“, sagt der Alpinist Friedrich Tschudi, „bezeichnet mit Alpen nicht die Hochgebirgszüge in ihrem Gesamtkörper, sondern nur die grofsen Weidegründe des Gebirges, und es ist gegen die unwirtlichen Teile des Hochgebirges vollkommen gleich-

Digitized by Google

gültig.“ So sprechen wir von einer „Sissacher Alp“, die doch dem Juragebirge angehört. In diesem konkreten Sinne = Bergweide gebraucht Goethe in Nachahmung der Schweizersprache das Wort: „Unsere Alpe giebt uns, was wir brauchen“; namentlich aber Schiller im Wilhelm Tell: „Die Alp ist abgeweidet“; „wenn von Alp zu Alp die Feuerzeichen flammend sich erheben“; „als die Leute von dem Gotteshaus Einsiedeln uns die Alp in Anspruch nahmen.“ *Ammann*, alte Verkürzung von Amtmann, mit dem Sinne „Gemeindevorsteher“, bei Schiller in der Rütliscene: „Er sei der Ammann und des Tages Haupt.“ *Emd*, Nachheu, in schweizerischen Schriften allgemein. Spreng um 1760 verzeichnet für Basel *Grummed*, also das schriftdeutsche Wort, das also diesmal, ein seltener Fall, dem dialektischen hätte weichen müssen. *Firn*, von dem Zürcher Arzte J. J. Scheuchzer, der kurz nach 1700 ein weithin gelesenes Wochenblatt „Naturgeschichten des Schweizerlandes“ herausgab, dem Gebirgsdialekte entlehnt zur Bezeichnung des körnigen Schnees, aus dem das Gletschereis sich bildet: „Der Rhoden (Rhone) empfängt sein Wasser nicht nur aus natürlichen Brunnenquellen, sondern vielmehr aus dem steten Firn und Gletscher des Gebirgs.“ Hiernach im Wilhelm Tell: „Wie unter dir der trügerische Firn einbricht.“ Dann bedeutet Firn auch die mit ewigem Schnee bedeckte Bergspitze, ebenfalls im Wilhelm Tell: „Die roten Firnen kann er nicht mehr schauen.“ *First*, im Sinne von „Gebäude“. Jakob Grimm im Wörterbuch merkt einer Zeitungsnachricht, daſs zu Glarus 500 Firsten abgebrannt seien, die schweizersprachliche Fassung an. *Fluh*, durch Schillers Wilhelm Tell in der gehobenen Sprache heimisch gemacht: „So wird das Schiff zerschmettert an der Fluh, die sich gähstotzig absenkt in die Tiefe“; häufiger aber in der Zusammensetzung *Nagelfluh*, worunter die Geologen eine besondere Gesteinsart verstehen. *Flisch*, Bezeichnung einer Schieferformation, aus dem Simmenthaler Dialekt durch B. Studer als terminus technicus in die Wissenschaft eingeführt. *Föhn*, aus dem romanischen *favoign, foën* = lat. *favonius*, durch Scheuchzer: „Ein starker warmer Föhn oder Mittagswind“, dann im Wilhelm Tell: „Der Föhn ist los.“ *Bise* dagegen, das schweizerische Wort von Nordostwind, schon ums Jahr 1000 beim St. Galler Notker ist nur in schweizerischen Schriften heimisch und wohl ins Französische (*la bise*), nicht aber ins Hochdeutsche gedrungen. Als vor einigen Jahren ein Dresdner Blatt einen Artikel über den Brand von

Digitized by Google

Vallorbes aus dem „Bund“ abdruckte, worin einer heftigen „Bise“ gedacht war, sah es dieses Wort für einen Druckfehler an und änderte es in das seemännische etymologisch ganz verschiedene *Brise*. — Um das Heimatsrecht von *gäng und gäbe*, das in der Litteratur seit cirka 1750 wieder erscheint, streitet sich Niederdeutschland mit der Schweiz. *Glast*, Sonnenglanz, nur in der Dichtersprache, z. B. bei Goethe, könnte auch direkt aus dem Mittelhochdeutschen ohne Vermittelung des Schweizerischen entlehnt sein. *Gletscher* schon 1507 bei Petermann Etterlin und hiernach bei Schiller im Wilhelm Tell. Der Berner J. R. Wyſs sagt 1816: „Die Eisberge nennt man allgemein Gletscher, ausgenommen im Glarner Land, wo man sie Firnen heiſst, und in Graubünden, wo sie Wadrer oder auch Wadrez genamset werden.“ Id. II 656. *Gransen*, Schiffsende, im Wilhelm Tell: „Mein Köcher aber mit der Armbrust lag am hintern Gransen bei dem Steuerruder.“ *Guffer*, von der Geologie den Gebirgsmundarten entlehnt und das durch Verwitterung und Felsstürze sich bildende Geröll bedeutend. *Gülte*, Schuldbrief, in schweizerischen Rechtsschriften, z. B. bei Blumer, Bluntschli, Segesser.

Allmende (Goethe; neuerdings bei Juristen und Nationalökonomen), *Bann* = Gemarkung, *banlieue; Bühel* oder *Bühl* (Goethe), *Dolden* (Platen, Gustav Freytag), *Drusen, Gaden, Gant* (B. Auerbach), *Geiſs, Hag* (Bürger, Goethe, Platen etc.), *Halde* (Uhland, Rückert, Immermann, Niebuhr), *geheischen* für *geheischt* (Goethe), *Juchart* (vgl. Grimms Wörterbuch VI 2563[III]), *Kauderwelsch* (d. h. churwelsch), *Kunkel* (Schiller, Goethe), *Kutteln* (Wieland, Schiller), *Lebkuchen* (zu lat. *libum*, Fladen), *Letten* (Goethe und in der Geologie), *Lettner, Metzge* (Goethe), *Metzger, Riester, Staad* oder *Staden, Stadel* — sind ebensogut süddeutsch als schweizerisch. Bei den meisten Wörtern, um die es sich in dieser Frage handelt, ist ein apodiktisches Urteil darüber, aus welcher Mundart sie in die Schriftsprache geflossen, überhaupt schwer. Von demjenigen Wortschatze, der im Idiotikon noch nicht behandelt ist, lassen sich etwa noch folgende schweizerisch-schriftsprachliche Wörter anführen: *Batzen*, nach Grimm eine ursprünglich zu Bern geprägte, mit dem Wappentier, dem „Petz“, versehene Münze; ein seit dem Ausgang des 15. Jahrhunderts in Süddeutschland allgemein verbreiteter Name. *Blust*, von dem s. Z. in Zürich wirkenden Naturforscher Oken zur Bezeich-

nung des Begriffes „Inflorescenz" in die Botanik eingeführt. *Heimweh*, zuerst von Scheuchzer 1705 als eine den Schweizern besondere Krankheit verzeichnet und rasch allgemein geworden. Das Grundwort von *anheimeln: heimeln* ist schweizerisch (Dtsch. Wörterb. IV 2, 869). Auch unser *heimelig* = traulich scheint allmählich in der Schriftsprache Duldung zu finden. *Hornung* für Februar in der schweizerischen Amtssprache. *Lawine* = rhätoromanisch *lavina*, lat. *labina*, durch Scheuchzer 1705 bekannt gemacht: *laúwin*, Plur. *laúwenen* oder *laúwinen* (wie *kuchi kuchene*). Goethe in Erinnerung an die an Ort und Stelle gehörte Wortform schrieb zuerst noch *die laúwinen*, Sing. *laúwine*, später aber *lawine*, so wie sich der auswärtige Leser das fremd aussehende Wort zurechtlegte. Desgleichen Schiller im Bergliede: „Und willst du die schlafende Löwin nicht wecken, so wandle still durch die Strafse der Schrecken", mit dem Zusatz, dafs *löwin* an einigen Orten der Schweiz der verdorbene Ausdruck für *lawine* sei. Letzteres im Wilhelm Tell: „Die Lawinen hätten längst den Flecken Altorf unter ihrer Last verschüttet"; Hebel im rheinländischen Hausfreund: „Ein solcher Schneeschufs heifst eine Lawine"; und in dieser Ummodelung dringt das Wort nun wieder in die Schweiz ein — sprachlicher Veredlungsverkehr. *Matte*, schon 1575 vom Strafsburger Fischart zur Charakterisierung der Schweizer verwendet,[1] später von Goethe gebraucht in Schilderungen schweizerischen und elsässischen Lebens; von Schiller mehrfach im Wilhelm Tell: „Ihr Matten lebt wohl, ihr sonnigen Weiden" u. s. w. „Dem Alemannen im Dialekt klingt *Wiese* so selten und poetisch wie anderen Hochdeutschen *Matte*" (Heyne in Grimms Wörterbuch VI, 1761). *Naue* (= ital. *nave*): „Mach hurtig, Jenni, zieh die Naue ein" (Wilhelm Tell). *Rappen*, amtliche Münzbezeichnung, ursprünglich ein zu Freiburg im Breisgau mit einem Rabenkopfe geprägter Heller. *redlich:* „So ward ich meiner Bande los und stand am Steuerruder und fuhr redlich hin" (Wilhelm Tell) nach Petermann Etterlin 1507: *also ward er uff gebunden und stuond an die stüre und fuor redlich* (= geschwind) *da hyn.* *Rüfe* = roman. *rovina:* „Ein Ruffi ist gegangen im Glarner Land" (Wilhelm Tell). *Runs:* „Den Durst mir stillend mit der Gletscher Milch, die in den Runsen schäumend niederquillt" (Wilhelm Tell). Die Redensart *viel*

[1] Socin, Schriftspr. und Dial. im Deutschen, S. 216.

Digitized by Google

Geschrei und wenig Wolle geht vielleicht auf unser dialektisches *g'scherei* = Schererei zurück. *Senne:* Ihr Matten lebt wohl, ihr sonnigen Weiden, der Senne mufs scheiden" (Wilhelm Tell); ebendaselbst *Sente:* „Er hat wohl zehen Senten auf den Alpen." *Siegrist,* von Weigand in seinem Wörterbuch als „schweizerisch" gekennzeichnet, aus *sacrista. staunen* hat Albrecht von Haller nach eigener Aussage aus dem Schweizerischen in die Schriftsprache eingeführt;[1] die Zusammensetzung *erstaunen* dagegen tritt bereits im 16. Jahrhundert auf und vom 17. an auch bei den Schriftstellern Nord- und Ostdeutschlands. *Weiher* (aus lat. *vivarium*): „An des stillen Weihers Schleusen, wo ich Sonntags fischen ging" (Johann Gaudenz Salis).

Aus diesem Verzeichnis ergiebt sich zugleich, wie sehr wir Grund und die Pflicht haben, nicht nur als Freunde der Freiheit und als Schweizer, sondern auch von unserem Standpunkte der Sprachbetrachtung Schillers unsterbliche Dichtung hochzuhalten. Neben ihm ist namentlich Uhland, z. B. in dem Gedichte „Tells Tod", bemüht gewesen, die Dichtersprache durch poetische Schweizerwörter zu bereichern. Aber freilich, es sind von dieser Liste doch nur wenige, die sich auch — und das wäre die Hauptsache — in der Prosa des täglichen Lebens eingebürgert haben: *Föhn, Gletscher, Heimweh, Lawine, staunen* — lauter Entlehnungen des vorigen Jahrhunderts und als solche beweisend für die damalige litterarische Stellung der Schweiz.

Drei Gründe sind es vorzüglich, warum die Schriftsprache instinktiv die Mitwirkung unseres und noch anderer Dialekte zurückweist: 1) Alemannischer und hochdeutscher Lautstand sind Gegensätze. 2) Die mundartlichen Wörter beruhen zu einem grofsen Teil auf einer gewissen Entsprechung von Begriff und Laut; Neubildungen dieser Art verwirft die Kunstsprache; sie bildet haushälterisch neue Begriffe lieber durch Zusammensetzungen aus dem schon vorhandenen Material, als dafs sie durch Aufnahme neuen Wortschatzes sich komplizieren und verdunkeln möchte; z. B. für die Bezeichnung der verschiedenen Arten des Riechens oder Schmeckens bringe ich aus meinem Lokaldialekt ohne Mühe ein paar Dutzend selbständige Wörter zusammen: *brensele, schmürzele, sünggele, wermele, böckele,*

---

[1] Socin, Schriftspr. und Dial., S. 392, Anm. 2.

Digitized by Google

müsele, wänele, wuerele, fülele, mäggele, rächele, sürele, ünschele, wildele, bruttele, jünggele, muttele, nüechtele, rämsele, räuchele, ruefsele, bürele, menschele, dubäggele, winele u. s. w. auf —*ele*" in infinitum. Die Schriftsprache schlägt vor solcher Fülle die Hände über dem Kopf zusammen, sie sagt: „brandig, faulig, nach Tabak etc. riechen" und kommt damit auch aus. 3) Unser Sprachgebiet spielt quantitativ wenigstens — und das macht im Jahrhundert der Zeitungen viel aus — keine Führerrolle in der Litteratur, wodurch allenfalls Idiotismen eingeführt werden könnten.

Umgekehrt ist seit fünfzig Jahren der Einfluſs des Hochdeutschen auf die Mundart so handgreiflich, daſs das Idiotikon von der Aufführung der Wörter dieser Art Abstand genommen hat; bietet doch das zu schon früherer Zeit in das Schweizerdeutsche eingedrungene fremde Sprachgut für den Forscher ein ungleich ergiebigeres Objekt der Betrachtung. Eine Reihe von Beispielen möge diese Behauptung erläutern. Wir können in dieser älteren, im Idiotikon allein berücksichtigten Schicht von Lehnwörtern drei Elemente unterscheiden: 1) Lehnwörter aus den benachbarten romanischen Sprachen und Dialekten; 2) solche aus der früher unumschränkt herrschenden lateinischen Schulgelehrsamkeit; 3) Wörter und Formen, die schon zu einer früheren Epoche aus dem Bücherdeutschen entlehnt sind.

Die erste Kategorie bildet weitaus die Mehrzahl. Es ist kaum zu viel gesagt, daſs der zehnte Teil der Stammwörter, vorab in den Gebirgsdialekten die Benennung von allerlei der Alpwirtschaft eigentümlichen Gerätschaften, aus dem Romanischen entnommen ist, und zwar, wie die oft bis zur Unkenntlichkeit veränderte Form beweist, seit uralter Zeit. Wir ziehen hieraus den für die Geschichte bedeutsamen, auch durch die Ortsnamen unterstützten Schluſs, daſs unsere Alpengegenden, als sie von den Deutschen besetzt wurden, keineswegs noch unbevölkert und unbewirtschaftet waren. Aber auch die Mundarten der Ebene bezeugen, wie tiefgreifend der Kultureinfluſs der südlichen und westlichen Nachbarn von jeher gewesen sein muſs. Wer würde vermuten, daſs das so urbaslerisch erscheinende *frette*" = hastig eine Arbeit besorgen wahrscheinlich das italienische *frettare* (reiben, kehren) ist? Oder daſs *gant* aus dem ital. *in canto* = *in quantum* „auf wieviel", die Frage des versteigernden Ausrufers? Oder daſs *gelte*" = hochd. Kufe aus dem spätlateinischen *gallida* und

Digitized by Google

der dazu gehörige Schöpflöffel: *das gätzi* aus *caza?* Gewisse Fremdwörter — ein kleiner Trost für unsere Sprachreiniger — sterben ohne gewaltsames Zuthun aus, wenn die Bedingungen ihrer Existenz nicht mehr vorhanden oder geändert sind, so *hatschier,* das aus dem ital. *arciero* von den Kriegszügen zu Ende des 15. Jahrhunderts mit heimgebracht worden war; *fazenetli,* aus dem ital. *fazzoletto,* welches selber wieder auf das deutsche *fetzen* zurückgeht, um 1500 eingeführt. Manchmal kann noch der bestimmte Anlafs eines Fremdwortes nachgewiesen werden, so für das ziemlich verbreitete *grippe*" = mausen aus dem franz. *gripper,* welches die Invasionssoldaten 1798/99 als Lieblingsausdruck für „plündern“ gebrauchten. Sogar aus der Gaunersprache, dem Rotwelschen, ist ein Wort in unsere Muttersprache gesickert, nämlich das im nördlichen Kanton Zürich als Schimpfwort gebräuchliche *gallech,* rotwelsch *galch,* aus dem hebräischen *galach* = glatt geschoren und in der Gaunersprache den Begriff „Pfaffe“ ausdrückend. Gangbare Fremdwörter werden vom Volksmund, sei es aus Bequemlichkeit, sei es in unwillkürlicher Anlehnung an bekannte Lautkomplexe, oft in einer dem Gelehrten barbarisch erscheinenden Weise entstellt, so wird *Advokat* zu *Apfikat, Affikat, Afflikat, Afrikat;* aus dem franz. *quelque chose* bildet sich ein Substantiv *geggschoserei* und ein Adjektiv *eppis geggschosigs.* Heutzutage ist diese Umdeutschung bedeutend eingeschränkt durch den Einflufs des starren gedruckten Wortbildes auf die Aussprache; und man mag nun über dieses Walten eines naiven Sprachgefühls denken wie man will: auf seinem Wirken gerade in ältesten Zeiten beruht es, dafs die Sprache mit einer Menge von Wörtern sich hat bereichern können, ohne dafs diese irgendwie noch als fremde empfunden werden; wir brauchen nur zu citieren Wörter wie *Arzt, Brief, Engel, Frucht, Kirche, Münze, Opfer, Plage, Schule, Schuster, Segen, Strafse, Tisch, Vogt, Weiler,* von welchen so gut wie von altheimischen Stämmen selbst wieder ganze Wortsippen ausgegangen sind.

Dafs bei der Entlehnung auch der offenbare Irrtum, d. h. ungenaues Hören oder ungenaue Erinnerung eine Rolle spielen kann, lehrt der im 17. Jahrhundert vorkommende Münzname *Esper* für *Etscher,* Kreuzer, wie sie im Etschlande (Tirol) geprägt wurden.[1]

[1] Das Diminutiv dazu würde *Esperlein* lauten; daraus vielleicht durch sogenannte Volksetymologie *Käsperlein: »Gebt mir für ein Käsperlein eure Krücke«,* Hebel (Der Heiner und der Brassenheimer Müller).

Zweitens haben wir eine Reihe von Fremdwörtern als Beweis für die tiefgreifende Wirkung des früher von Gelehrsamkeit und Schule so intensiv gepflegten Lateins. Ein Wort, das schon im Mittelalter aus der Kunstsprache der Ärzte in die allgemeine Sprache gekommen ist, ist *der ettik* oder *ettikum,* aus *(febris) hectica, hecticum* Schwindsucht; im Dialekt von Baselland ist daraus ein gespenstisches, eben diese Krankheit bringendes Wesen, *der Ättecher* geworden (moderne Mythenbildung). Ziemlich alt mufs auch sein *der Item: 's isch nonc*ⁿ *Item derbi* = es bleibt noch ein Punkt übrig. Dieser Gebrauch entstand daraus, dafs seit dem 14. Jahrhundert in Urkunden, Gesetzen, Verzeichnissen von Grundbesitz, Steuerbüchern die einzelnen Artikel mit der Formel *item* (= desgleichen, ditto) hintereinander aufgezählt wurden. Ähnlich ist die Verwertung von *etc.: der Etzetera* ist im Walliser Dialekt des Lötschenthales ein Schimpfwort, gleichsam etwas, das man nicht mit Namen aussprechen will. Und das in einer sonst von der Büchersprache kaum angegriffenen Mundart! Noch frappanter ist die durchgängig verbreitete Redensart: *Eppis us em ff versto*ⁿ*; ff* ist in der Musik alte Abkürzung für *fortissimo;* der angeführte Ausdruck bedeutet demnach: Etwas im höchsten Grade verstehen. Hier hat nicht der Laut, nein das Wortbild, der Buchstabe, auf die gesprochene Sprache gewirkt. Direkt aus dem Latein der humanistischen Schulbildung sind in der Volkssprache appenzell. *Verba mache*ⁿ = Possen, Späfse; st. gallisch *Habemus* = Rausch: „Wohl die lateinische Verbalform *habemus* (wir haben), womit vielleicht irgend ein Trinklied begann"; zürch. *öppis im Visi ha* (= auf etwas hinzielen), *in visu,* teilweise umgedeutet zu *Füsi* (*fusil*) und hiernach *Fisibus* für *Fidibus;* zürch. *im Huiment* (augenblicklich), abgeleitet von *hui* nach dem Muster des lateinischen Fremdwortes *Moment;* zürch. *in genere* = insgesamt: *D' Herdöpfel sind in genere guet g'rate:* berneroberländisch (Habkern) *istanti,* sogleich = *in instanti;* ziemlich allgemein *authentisch* im Sinne von „wacker, tüchtig": *ein authentisch ströffe*ⁿ*;* ja für den Ausruf *mi türi gottseel* wird auch verzeichnet *mi türi ambrosi* = griech. ἀμβρόσιος, unsterblich, wodurch offenbar der Fluch gemildert werden soll.

Drittens älterer Einflufs der hochdeutschen Büchersprache auf die Mundart nach Laut, Form und Wortschatz. *flach* mufs im Zürichdeutschen einst mit langem *a* gelautet haben, wie der Ortsname *Flaach* beweist; diese Aussprache ist durch die Thätigkeit der

Digitized by Google

Schule beseitigt worden. *ohne* erscheint im 16. und bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts als *ān* oder *ōn,* da das schliefsende *e* der alemannischen Mundart durchaus widerstrebt, und so jetzt noch in der Zusammensetzung *drōn* = *dar-ōn* (ohne dasselbe). *ōne* oder nach mundartlicher Aussprache *ōni* scheint aus der Schriftsprache neu entlehnt worden zu sein. — In dem Satze: *'s het is g'frait* weist die unbetonte Form *is* = uns hin auf eine volle Form *üns,* welche wirklich im vorigen Jahrhundert auch für die Stadt Basel bezeugt ist. In der nachdrücklichen Betonung mufs also damals gesprochen worden sein: *üns het's g'frait.* Aus diesem *üns* ist im landschaftlichen Dialekt *eus* entstanden, in anderen Mundarten *ūs.* Wir Basler aber haben seither die hochdeutschen Formen *uns, unser* angenommen. Ferner gebraucht die Mundart hochdeutsche Formen gerne bei Emphase, so in dem zürch. Ausrufe: *langes, ewiges zit nie!* Glarnerisch: *du alwaris lebeⁿ!* So ist wohl auch unser basl. *tausig* statt des sonstigen *tusig* zu erklären. Um 1700 kommt das hochd. *gege(n)d* auf gegenüber dem älteren *gegni*; *hôffärtig* = stolz ist aus der Büchersprache, echt mundartlich lautet es *hoffértig* = stattlich gekleidet. Ähnlich stehen sich als ältere mundartliche und als jüngere aus dem Hochdeutschen entlehnte Form gegenüber *fīn* = zart und *fein* = vortrefflich; *d'asch fein!* Der Baselbieter sagt: *e gōb gä, e rōt anä,* aber *en īgāb macheⁿ an landrāt.* Das sind freilich neuere Unterschiede: wir führen sie an für die instinktive Genauigkeit, mit der das volkstümliche, durch keine Grammatik verbildete Sprachgefühl zwischen Eigenem und Fremdem scheidet, und als Beweis dafür, dafs, wo es sich um absichtliche Differenzierung zu handeln scheint, im Grunde rein chronologische Schichtungen vorliegen. Aus lateinisch-romanischem *culmen,* Berggipfel, entstand früher nach alemannischen Lautgesetzen *der Gulm,* da dem lateinischen *k*-Laut unser *g* näher steht als unser *k;* die Büchersprache aber behielt ihrer gelehrten Richtung gemäfs das *c* bei: *der Kulm,* und durch ihre Vermittelung verdrängt letztere Form das ältere *Gulm.* Doppelte Entlehnung, wobei ebenfalls die aus der Büchersprache gegenüber der älteren wesentlich auf mündlicher Tradition beruhenden sich als mächtiger erweist, hat auch für das lat. *insula* stattgefunden. Für diesen Begriff giebt es das echt deutsche und alemannische Wort *au.* Aber frühe schon drang das Fremdwort ein, wie die Ortsnamen *Isel* oder *Eisel, Iseltwald, Isleten, Iselallmen* und der Geschlechtsname *Isler*

Digitized by Google

zeigen. Diese Form, welche sich in der Gebirgsschweiz findet, muſs direkt der romanischen Nachbarschaft entnommen sein, konnte sich aber nicht halten, bis über den Umweg des Bücherdeutschen *Insel* wieder eingedrungen ist und sich eingelebt hat. — *fühlen* ist nur in wenigen Schweizergegenden heimisch, als *füele*ⁿ, welches dem altdeutschen Lautstande entspricht: wo *füle*ⁿ gesprochen wird, ist das Wort dem Dialekt nicht eigentümlich, sondern aus dem Schriftdeutschen. — *fläsche*ⁿ bedeutete in der Mundart früher nur das Hohlmaſs, erst durch das Hochdeutsche ist die ursprüngliche Vorstellung der Materie, des Glases, wieder hinzugekommen. Hier liegt also der seltene Fall vor, daſs die Büchersprache restituierend gewirkt hat. Dieses im Begriffe erweiterte „Flasche“ verdrängt nun auch allmählich das Fremdwort *Budelle.* — *fett,* seinem Lautstand nach aus dem Norden stammend, läſst sich im Schweizerischen schon im 16. Jahrhundert neben dem echt alemannischen *feiſs(t)* nachweisen und ist bis in die Gebirgsmundarten vorgedrungen. Ein neueres Lehnwort scheint dagegen das ebenfalls ursprünglich norddeutsche *flott* zu sein. — Das in Luthers Bibelübersetzung gebrauchte Wort *heucheln* wurde 1523 in Basel noch nicht verstanden; bereits 1619 aber finden wir in einer schweizerischen Schrift das Wort *Hüchlerī* = Heuchelei ins Bürgerrecht unserer Mundart aufgenommen, und aus der heutigen aargauischen Volkssprache verzeichnet das Idiotikon die Redensart *hüchlen und schmüchle*ⁿ = heucheln und schmeicheln. Auch *hafen* = *portus* ist nicht schweizerisch, sondern trägt niederdeutsche Lautform an sich; in der Zürcher Bibelübersetzung von 1560 steht dafür das der Mundart gemäſse: *die haab.* In der Ausgabe von 1667 wird dieses *haab* ersetzt durch: *die Schifflände.* Um diese Zeit wurde das fremde, mit *haab* etymologisch identische *hafen* bekannt, und, ein typisches Bild: die *haab* wurde von jetzt an zum geringen Seehafen degradiert (1692). Alle diese Entlehnungen sind also durch das Medium der Schriftsprache erfolgt, während Entlehnung aus einer anderen Mundart eine Seltenheit ist. Aus dem Aargau verzeichnet in dieser Hinsicht das Idiotikon das süddeutsche *gäbisch* = linkisch, wohl nur eine zufällige individuelle Verpflanzung.

So viel von den Fremd- oder Lehnwörtern dieser sprach- wie kulturgeschichtlich gleich wichtigen Quelle. Als Gegenspiel besitzt nun die Schweizersprache einen schönen Teil altgermanischen Sprachgutes, das in der Schriftsprache nicht mehr besteht. Vorab die Ge-

Digitized by Google

birgsmundarten, konserviert durch ihre geographische Abgeschlossenheit, haben nach L. Tobler[1] etwa 200 altertümliche Wörter, welche diejenigen der Hochebene bereits aufgegeben haben; ebensoviele altertümliche Wörter haben sie, die sich in anderen Dialekten und auch in der alten Sprache nicht nachweisen lassen.

Als instruktive Belege des altertümlichen Wortschatzes der Schweizersprache haben wir uns folgende ausgehoben: *achel,* Mantel, in der Zusammensetzung *mefsachel,* Mefsgewand, ahd. *hachul,* unverstanden noch in dem Namen des wilden Jägers Hackelberg = Hackelbernd, der Manteltragende, ein Beiwort des Wodan. — *ācher,* Frucht, speciell diejenige des Apfelbaumes, in Zusammensetzungen wie *Fraurot-echer.* — *acheran,* Ertrag des Waldes an Eicheln und Buchnüssen, gotisch *akran,* Baumfrucht. — *achis,* in den Gebirgsdialekten = *essig;* beide aus dem lat. *acetum; achis* aber die ältere Form, da sie auf die altrömische Aussprache *aketum* zurückgeht, wovon auch das got. *akeit,* dem dieses *achis* nach den Gesetzen der Lautentwickelung vollkommen entspricht. — *äferen,* wiederholen. — *āmer* in Graubünden = *jāmer,* nhd. Jammer; schon der St. Galler Notker ums Jahr 1000 hat diese Form ohne *j.* — *anke",* ahd. *ancho,* auf die gleiche Wurzel zurückgehend wie lat. *unguentum,* Salbe. *anke"* ist ein specifisch alemannisches Wort. Schon Konrad Gesner im 16. Jahrhundert führt es als Charakteristikum des Schweizerischen an gegenüber dem schwäbischen *schmalz,* welch letzteres indes bereits damals auch in der Volkssprache der Nordostschweiz, die den Übergang zum Schwäbischen bildet, vorhanden war; dort spricht man jetzt auch von *butter* (aus lat. *butyrum*). Aus der schweizerischen Litteratur beginnt *anken* schon seit etwa 1650 zu weichen; an Verkaufslokalen kann man es in Basel jetzt noch bisweilen angeschrieben lesen; „Ankenmarkt" ist offizielle Bezeichnung. — *aren* pflügen; seiner Form nach sogar altertümlicher als im Altdeutschen. „Das uralte und darum ehrwürdige Wort ist im Aussterben." — Uralt ist *ätti,* zu got. *atta,* Vater. Lautgesetzlich hätte es zu *ätzi* werden sollen, wie aus dem Diminutiv *attila* (Väterchen) der Name *Etzel* hervorgegangen ist. Die Form *ätti* beweist, dafs Naturlaute sich den Lautgesetzen entziehen. Auch dieses ehrwürdige Wort ist in seiner Existenz be-

---

[1] Die lexikalischen Unterschiede der deutschen Dialekte, mit besonderer Rücksicht auf die Schweiz, Zürich 1887.

Digitized by Google

droht; im Oberaargau sollen nur noch die Kinder ärmerer Leute *Ätti* und *Müeti* sagen, gerade wie in unserer badischen Nachbarschaft *Mutter* für vornehmer gilt als *Mueter*. — Weitere alte Wörter sind: *au,* Schaf, ahd. *awi,* urverwandt mit *ovis;* ist noch für die meisten Kantone nachzuweisen. — *egi,* Schrecken: *einen in der Egi halten* (Gotthelf). — *elbsch,* Schwan, ahd. *albiz,* soll noch in der Bernersprache vorkommen. — *elend,* in der Bedeutung „fremd“: *die elendi Herbrig,* Fremdenherberge (Basel); *in's Elend lüte",* in die Verbannung läuten, im Berneroberländer Dialekt von Mädchen gesagt, die sich nach auswärts verheiraten. — Als echter und gerechter Ausdruck gilt uns *zimmis* = *ze imbifs.* Merkwürdig, dafs in einem Basler Vokabular 1523 das synonyme *anbifs,* welches Luther gebraucht hatte, nicht mit diesem *imbifs,* sondern durch das weiter abliegende *morgenessen* übersetzt wird. Da nun genug Stellen beweisen, dafs *imbifs* im 16. Jahrhundert in der Schweiz, und nicht zum mindesten in Basel, gäng und gäbe war, dürfen wir die Frage aufweisen, ob der Verfasser jenes von der Sprachgeschichte so hochgehaltenen Glossars von 1523 wirklich ein geborener Basler, oder ob es nicht der aus Franken stammende Verleger Adam Petri selbst war. — Ein Wort, das schon im vorigen Jahrhundert in der Schweizersprache veraltete, ist *uedel,* Allodium, Grundbesitz. — Anstatt *bis* gilt in der altdeutschen Sprache *unz.* Dieses Wort hat sich in den Gebirgsmundarten noch erhalten als *ons, uss, unze", usse", unzig, ussig.* — Dem griech. *πάτος* entspricht in den Gebirgsmundarten streng lautgesetzlich *fad,* schriftdeutsch *pfad.* Aus dem Anlaute *pf* folgert man gemeiniglich auf ein Lehnwort; das scheint nun für *Pfad,* wie eben dieses uralte *fad* lehrt, doch nicht der Fall zu sein. — *flât,* sauber, reinlich, ist schon vor 600 Jahren in der Büchersprache nur noch erhalten in der Ableitung *flâtig,* die in der Mundart übrigens auch vorkommt. — *gneist,* Funke. — Altertümlich ist die in mehreren Kantonen, z. B. für Appenzell bezeugte Form *das eier* = das Ei, im Plural dagegen *d' ei,* die Eier, wie *d' fafs,* die Fässer. Die Endung *-er,* die uns heute als eine Pluralendung gilt (*Lamm, Lämmer*), hatte also ursprünglich mit der Deklination nichts zu thun, sie war eine Ableitungssilbe, gerade wie wir in der Schriftsprache die Verbindung *der grimme Hagen* als gleichwertig brauchen mit der erweiterten Form *der grimmige Hagen.*

Gleichfalls mit der älteren Sprache gemeinsam und ein Charakte-

Digitized by Google

ristikum des schweizerischen Dialektes ist die Vorsetzung der Vorsilbe *ge* als Mittel der Bedeutungsverschiedenheit; man vergleiche:

höre^{n}, aufhören,	*g'höre*^{n}, hören,
länge^{n}, reichen,	*g'länge*^{n}, ausreichen,
reiche^{n}, holen,	*g'reiche*^{n}, erlangen,
schmecke^{n}, riechen,	*g'schmecke*^{n}, munden.

Im Hochdeutschen entspricht dem nur noch etwa die Gegenüberstellung *haben* — *sich gehaben*. Die Vorsilbe *ge* bezeichnet die Erfüllung der Thätigkeit, ein Können, und so ist einerseits zu erklären, dafs *g'sē* = das Vermögen des Sehens haben das einfache *sē* verdrängt hat; andererseits warum nach *können* und *mögen* dieses *ge* vorzugsweise eintritt: *er ka's g'mache*^{n} = er kann auskommen, *er mag g'lauffe*^{n} = er vermag die Strecke zu Fufs zurückzulegen, dagegen *er mag lauffe*^{n} = er hat Lust zu Fufse zu gehen. In unserem stadtbaslerischen Dialekt ist aber diese Unterscheidung nicht mehr lebendig.

So sind wir unvermerkt auf das Feld grammatisch-dialektologischer Bemerkungen übergetreten. Auch in dieser Beziehung bietet das Idiotikon manches principiell Wichtige. Gerade für die soeben berührte Vorsilbe *ge*. In Lehnwörtern erscheint dieselbe als *gi*: *gibore*^{n}, *gidanke*^{n}, *gidult* charakterisieren sich also als ganz junge, schriftsprachliche Bestandteile. In echt alemannischen Wörtern ist Abstofsung des Vokals eingetreten und das übrig bleibende *g* unter Umständen dem Stammanlaut assimiliert (*gebracht* = *gbrocht* = *bbrocht*, *gedacht* = *gdenkt* = *ddenkt*). Aber auch in dieser Kategorie begegnen wir zwei Schichten, einer älteren, wo das *e* ohne Hinterlassung jeder Spur gewichen ist: *güder* (aus *geüder*), *grad*, *gleitig*, *gleich* (Gelenk), *brotifs* = *gebratenes;* und einer jüngeren, wo das abfallende *e* die auf seine Hervorbringung verwendete Kraft dem vorangehenden *g* vererbt hat, so dafs dieses in doppelter Stärke als *gg* erscheint: *ggmein*, *ggleye*^{n}, *gebraten* = *ggbrōte*^{n} = *prōte*^{n}. Ein Lautgesetz währt also nicht ewig, sondern hat auch seine Zeit; ferner zeigt das Beispiel, dafs die längsten Formen nicht immer die ursprünglichsten sind.

In der älteren deutschen Sprache wechselte innerhalb desselben Wortes nach einem bestimmten, hier nicht zu erörternden Gesetze umgelautete Form mit unumgelauteter, z. B. zum umgelauteten *ich füere* (ich führe) gehörte das unumgelautete Particip *gefuert* (geführt).

Digitized by Google

Dieses *g'fuert* findet sich jetzt noch in der Urschweiz, wird aber wegen seines abweichenden Vokals nicht mehr als zu *füere*ⁿ gehörig empfunden und hat Adjektivbedeutung = lenksam angenommen, zu *füere*ⁿ aber wird ein neues regelmäfsiges Particip gebildet: *g'füert.* Das Beispiel lehrt, dafs das Streben nach Ausgleichung, von welchem die Schriftsprache und die nördlichen Dialekte allenthalben Zeugnisse aufweisen, mit der Zeit auch die konservativsten Mundarten ergreift; ferner dafs Unterschiede wie *g'fuert,* lenksam: *g'füert,* geführt, nicht absichtlich geschaffen werden, sondern aus accessorischen Momenten nach und nach entstehen. Es hätte auch umgekehrt gehen können, Beweis in den gleichen Gebirgsmundarten *g'fraut* zu *freue*ⁿ mit reiner Participialbedeutung = gefreut, wogegen die regelmäfsige Bildung *g'freut* aktiven und adjektivischen Sinn = erfreulich hat.

Die absolute Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze, die wir bei der Erwähnung des Wortes *ätti* in Zweifel gezogen haben, erleidet noch einen Stofs durch folgende Beobachtung. Die Sprache des 8./9. Jahrhunderts kennt noch die anlautenden Verbindungen *hl, hn, hr: hloufan,* laufen, *hnaph,* Napf, *hrein,* rein. Dieser Hauchlaut *h* ist in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts im Deutschen nicht mehr nachweisbar und wird als durchaus geschwunden betrachtet; nun führt aber das Idiotikon noch eine kleine Anzahl von Wörtern auf, in denen er bis zur heutigen Stunde erstarrt und verhärtet scheint, nämlich: die Zusammensetzung *chleiter-garn,* Fachausdruck der Fischer am Bodensee, zu ahd. *hleitara,* Leiter; *gnäpfe*ⁿ*,* umkippen, zu ahd. *hnaffezan,* nicken; *grache*ⁿ oder *chrache*ⁿ*,* Schlucht, zu ahd. *bihragêt,* uneben; basl. *grapp,* Rabe, zu ahd. *hraban; chris,* Reisig, zu ahd. *hrîs; grüfli,* Hautausschlag, zu ahd. *hruf; chrustig,* Ausrüstung, zu ahd. *hrusti,* habe ich selbst einmal einen Landmann sprechen hören. Nicht, dafs die Annahme der teilweisen Fortdauer uralten Lautzustandes über allen Zweifel erhaben wäre — vielleicht ist die verkürzte Vorsilbe *ge* im Spiele oder neuere Lautentwickelung —; ebensowenig dünkt es uns aber gerechtfertigt, „Ausnahmen“ a priori zu verwerfen.

Ein Charakteristikum der heutigen Schriftsprache ist *u* statt des altdeutschen *uo: gut,* nicht mehr *guot.* Diese Besonderheit hat das Neuhochdeutsche aus dem fränkisch-thüringischen Dialekte, auf dem es beruht. Wenn wir nun im Aargau das alte Wort *fruetig* „wacker“ bisweilen zu *frutig* verlängert finden und im Wallis und Berner Ober-

Digitized by Google

land *luem* „matt, lahm“ zu *lum*, so werden wir nicht auf Einfluſs des Nhd. raten, der bei solchen ihm unbekannten Wörtern doppelt seltsam wäre, sondern wir ziehen den Schluſs: gleiche Lauterscheinungen können sich unabhängig voneinander und zu verschiedenen Zeiten vollziehen. Dafür haben wir noch ein Beispiel. Jakob Grimm gründet in der Vorrede zum ersten Bande der Grammatik (2. Aufl., S. XIV) eine Dialektunterscheidung darauf, ob das Wörtlein *von* in der Form *von* oder als *van* erscheine. Nun findet sich schweizerisch *van* in den Gebirgsmundarten: Berner Oberland, Wallis, Graubünden, aber auch teilweise im Kanton Zürich, und diese letztere Thatsache scheint die Einteilung umzustoſsen. Aber es scheint eben nur so. Denn während das *van* der Gebirgsmundarten wohl ursprünglich ist, ist das zürcherische eine sehr sekundäre Bildung und folgendermaſsen zu erklären: *vón* wurde gedehnt zu *vōn* (Nordostschweiz). Nun neigt langes *o* im Zürcherischen zu *ā*: aus *Thōr* wird *Thār*, aus *chōⁿ chāⁿ* (kommen), also wurde auch *vōn* zu *vān*, und dieses *vān* wurde, weil der Accent meist flüchtig darüber hinweggleitet, wieder gekürzt zu *văn*. Die Übereinstimmung mit den Gebirgsmundarten in diesem Punkte ist also eine ganz zufällige und kann keinen Grund gegen den Grimmschen Satz abgeben.

Das wirkliche Vorhandensein der psychologisch interessanten Metathese, d. h. Umstellung einzelner Laute, wird durch die lebende Mundart bestätigt: *frutt*, in den Gebirgsmundarten einen Einschnitt des Terrains bezeichnend, zeigt sich in Uri auch in der Form *furt*; *glufeⁿ* (basl. *gufeⁿ*, Stecknadel) lautet vereinzelt *gulfeⁿ*.

Für die Wirkung der Analogie wollen wir nur eine Form derselben, die Rückbildung, anführen. Aus *êrbar* wird im Davoser Dialekt durch nachlässige Aussprache *ērber*, wie anderswo *kosper* aus *kostbar*; die Endung *-er* wird nun vom Sprachgefühl aufgefaſst wie das komparativische *-er* in *schöner*, und wie es zu *schöner* einen Positiv *schön* giebt, so wird aus dem falsch verstandenen *ērber* ein neuer Positiv *erb* erschlossen: *en erbs kleid*, ein anständiges Kleid. Ähnlich wird *urbar*, „Zinsrodel“, zu *urber*, und da z. B. für *ein gueter* gesagt wird *e guete*, so wird in diesem begrifflich doch ganz verschiedenen *urber* das *r* abgestoſsen: *urbe*. — *jener* lautet schon beim St. Galler Notker ums Jahr 1000 *ener*, Neutrum also *enes* oder *ens*. Wie nun z. B. der Ortsname *Wenslingen Wäislige*ⁿ gesprochen wird, so wird dieses *ens* (jenes) zu *äis*; und wie zu *e klais* (ein kleines)

gehört *e klaine, e klaini,* so bildet sich aus *äis* ein neues Maskulinum und Femininum: *äine, äini,* jener, jene. Drittens aber entwickelt sich wieder aus diesem Mask. und Fem. *äine, äini* ein neues Neutrum *äins* (wie *e schöns* zu *e schöne, e schöni*) neben dem ursprünglichen *äis.* Das Wort kommt hauptsächlich vor in den Verbindungen *dise-n-und äine* (dieser und jener), *das und äis* (das und jenes). Diese Verbindungen werden so sehr als einheitlicher Lautkomplex gesprochen, daſs bei der Analysierung der einzelnen Wörter das Sprachgefühl unsicher ist und das *d* von *und* zum folgenden Worte rechnet. So entstehen Bildungen vierten Ranges: *däine, däis,* jener, jenes. — Oder für *e freie* sagen einzelne Mundarten *e frei-n-e* mit eingeschobenem sogenanntem euphonischem *n*, wie man bildet Dat. Pl. *de Schue-n-e*ⁿ für *de Schue-e*ⁿ*: I möcht nit in sine*ⁿ *Schuene*ⁿ *stäcke*ⁿ. Aus diesem rein lautlichen *e freine* entsteht durch Rückschluſs das neue Adjektiv *frein,* zutraulich; *frei* ist in den Mundarten, die *frein* haben, erst wieder durch die Büchersprache eingeführt worden, mit dem politischen Sinne, welcher ihm in dieser anhaftet.

Unsere Interjektion *gelt* oder *gell: gell i ha's g'sait* ist verkürzt aus der Frageform *gelte es* (soll es gelten?), also ursprünglich Konjunktiv, wird aber als Imperativ empfunden und somit neu dazu gebildet ein Plural *gelten* oder *gellen,* resp. *gelled.*[1] Nach diesem Muster *gell-gelled* ist dann auch aus *was gilts!* im übertragenen Sinne von *quos ego* = wart! ein Plural entstanden *was giltsed* = wartet! Drittens giebt es eine Redensart *etwas auf geltis geschenkt haben; auf geltis = auf geltens [weise]* = in der Art, daſs es gilt, im Ernst; diesen ursprünglichen Genitiv *geltis* faſst der Berner Dialekt auf als Accusativ eines adjektivischen Neutrums, etwa wie *auf gutes,* und abstrahiert daraus einen Nominativ *gelt* = geltend, daraus der Dativ *z' geltem* = auf geltende Weise, gebildet wie *z' g'rechtem* = auf richtige Weise.

Von einer noch komplizierteren Gedankenverbindung giebt das Idiotikon unter *ewig* Zeugnis. Wir gehen aus von dem Ausdruck *ewig vil Möl* = ewig viele Male, wo *ewig* zur Verstärkung dient. Da nun weder *ewig* noch *vil* eine Endung tragen, mithin in ihrer grammatischen Funktion für das naive Sprachgefühl sich nicht unter-

[1] Die Form *gell* ist wahrscheinlich entstanden durch unrichtige Worttrennung aus der Verbindung *gelldu.*

Digitized by Google

scheiden, so kann die Wortfolge auch sein: *vil ewig Mōl,* oder, gerade wie neben *vil guet Land* gleichberechtigt *vil guets Land* steht: *vil ewigs Mōl.* Nun regiert *vil* in der älteren Sprache den Genitiv, da es ursprünglich Substantiv ist = die Vielheit, und so entwickelt sich aus *vil ewig Mōl* der Plural *vil ewiger Mōl* und hiernach auch aus *vil ewigs Mōl: vil ewigser Mōl* mit doppelter Endung. Dieses *ewigser* wird durch die vorhin berührte Umstellung oder Metathese zu *ewizger,* vergleiche *blitzgen* aus *blickzen,* oder nach dem Appenzeller Dialekt, dem das Beispiel entlehnt ist, *ebezger.* So viele Stadien der Entwickelung hat also der Appenzeller Ausdruck *vil ebezger Mōl* = „ungemein oft" durchlaufen. Gleichbedeutend ist *vil ewigers,* ein Genitiv-Nominativ, zusammengeflossen aus den angegebenen *vil ewiger Mōl* und *vil ewigs Mōl.*

In der Umgangssprache hören wir oft die Formel: *es gehört mein.* Sie ist zusammengeflossen aus *es gehört mir* und dem gleichbedeutenden *es ist mein.* Dieser Vorgang, den die neuere Grammatik Kontamination, „Zusammenzimmerung", nennt, erklärt sich psychologisch so, daſs, während ich den einen Ausdruck ausspreche, sich der andere, gleichwertige, ins Bewuſstsein drängt und einen Teil des ersten absorbiert. Fälle, in denen diese Kontamination innerhalb eines einzigen Wortes eintritt, sind in der Schriftsprache äuſserst selten und nicht unbestritten; die Mundart bietet aber ein unzweideutiges Beispiel. In Hebels „Habermus" sagt das junge aus dem Boden sprossende Keimlein: *Jetz gangi nümmen undere Bode, um ke Pris! Do blibi, geb was no us mer will werde.* Dieses *geb* ist verkürzt aus *gott gebe,* welcher volle Ausdruck im 16. Jahrhundert gebräuchlich ist; zugleich ein Beweis von der realen Existenz der von der philosophischen Grammatik schon angezweifelten Ellipse. Also *geb* steht ferner bei Gotthelf: *geb jetzt oder später.* In diesem Satze berührt sich *geb* der Bedeutung nach mit *ob,* und da nun *ob* seinerseits durch Mischung sekundär auch zu *eb, öb* geworden ist, also dem *geb* nun auch lautlich gleicht, so entsteht durch Kontamination von *geb* und *eb (öb)* ein neues *geb* oder *göb,* im Sinne von „ob". Nun heiſst aber *eb* oder *öb* nicht bloſs „ob", sondern auch „bevor", und so erhalten wir ein drittes *geb* = bevor, z. B. bei Gotthelf: *Löscheⁿ, gäb's brönnt.*

Hier können wir noch anreihen das vielgebrauchte *gogeⁿ: mer wend go luegeⁿ* oder *gogeⁿ luegeⁿ.* Diese Konstruktionsweise erhält

Digitized by Google

Licht durch einen Satz bei Thomas Platter (16. Jahrhundert): *wir giengen gan heischen* = heutigem *mer sind ggange go haische*ⁿ, d. h. „wir sind gegangen gehen heischen"; *mer wend go luege* = wir wollen gehen schauen. *go* ist nichts anderes als der alte Infinitiv *gān* oder *gōn*, „gehen", der aber nicht mehr als Verbalform, sondern als eine Partikel empfunden wird, die das hochdeutsche *zu* vertritt: *er got go haische*ⁿ = er geht zu heischen. Hieraus erklärt sich *goge*ⁿ aus *go go:* dem zweiten, zur Partikel gewordenen *go* wird noch einmal der Infinitiv vorgesetzt: *mer wend goge*ⁿ *luege*ⁿ ist wörtlich = wir wollen gehen gehen schauen = wir wollen gehen zu schauen. Nun giebt es aber noch ein *go*, das von jeher Partikel gewesen ist: bernisch *mer wey ga*ⁿ *Fryburg* = wir wollen gen Freiburg. Dieses *gan* „gen" geht zurück auf altes *gagan* „gegen", fällt nun aber lautlich und begrifflich mit jenem präpositional gebrauchten Infinitiv *gan (gan luegen)* zusammen, macht mit ihm die Lautwandelung zu *gon*, *go*ⁿ, *ge*ⁿ durch und hilft seinerseits das *goge*ⁿ stützen, so sehr, daſs man den zweiten Teil dieser Verbindung, *ge*, als das alte „gen" erklären könnte, würden nicht Verbindungen wie *lo mi lo go*ⁿ („laſs mich lassen gehen"), *'s fōt a f o regne*ⁿ („es fängt anfangen regnen") dafür sprächen, daſs wirklich ein gedoppelter Infinitiv *gon gon* zu Grunde liegt. In *mer gōnd goge*ⁿ *luege*ⁿ = wir gehen zu schauen, ist also der gleiche Stamm „gehen" dreimal hintereinander wiederholt, dem Sprachgefühl freilich unbewuſst. Ganz an *go* und *goge* schlieſst sich das lautlich und begrifflich nahestehende *ko, koge: 'S kunnt ko regne*ⁿ oder *'s kunnt koge*ⁿ *regne*ⁿ (es kömmt zu regnen). Und weil diese Infinitive *go, ko, goge*ⁿ, *koge*ⁿ eben zu Partikeln erstarrt sind, können sie auch nach *sein* stehen: *er isch go luege*ⁿ = er ist schauen gegangen, wo streng genommen das Particip *ggangen* am Platze wäre; *go* ist hier auf eine Stufe gestellt mit: *er isch go Bern (uf Bern)* = er ist gen (nach) Bern.

Solche linguistische Knacknüsse zeigen zur Genüge, wie schwierig die gelehrte Bearbeitung des mundartlichen Sprachstoffes ist; dem entspricht aber die reiche Ausbeute für die Sprachgeschichte und die Sprachphilosophie. Von willkürlich entstelltem, ausgeartetem Deutsch kann nicht mehr die Rede sein; die mundartlichen Formen sind das Produkt psychologischer Prozesse, sogar in höherem Maſse als die Schriftsprache, da diese vielfach auf Dialektmischung beruht und Eingriffe durch die Schullogik der Grammatiker erlitten hat.

Digitized by Google

Die Dialektgrammatik, welche das notwendige Seitenstück und die Erläuterung zum Idiotikon bildet, hat noch eines der ergiebigsten Felder vor sich, und es trifft sich zum Glücke für den Reichtum unseres Dialektes sowohl als für die Bedeutung des Idiotikons, daſs durch ihnen ebenbürtige grammatische Werke wie die von Winteler über die Glarner und von Heusler über die Baselstädter Mundart nach Seite der Methode und auch der positiven Ergebnisse die Grundlage für die Bearbeitung der übrigen Dialekte gegeben ist. Wenn diese einmal vollständig vorliegt, so wird sich dann auch mit aller wünschenswerten Schärfe die Einteilung der Schweizermundarten ergeben, für welche jetzt erst die Grundlinien vorliegen. Eine kurze Aufzählung dessen, was durch die angeführten Werke nach dieser Richtung hin bereits gewonnen ist, möge den Schluſs dieser Auseinandersetzungen bilden.

Die Vorrede zum Idiotikon zerlegt jeden einzelnen deutschschweizerischen Kanton nach geographischen, nicht nach sprachlichen Gesichtspunkten, nur daſs diese geographischen Bezirke nicht sowohl die heutigen administrativen als die volkstümlichen oder durch Berg und Gewässer gegebenen sind. Unter „Aargau“ ist also die Rede vom Baderbiet, vom „Kelleramt“, vom „Kilchspiel“; bei Basel sind unterschieden: Land, Birseck, Stadt; bei Solothurn wird aufgeführt das Schwarzbubenland, bei Zürich ein „Baurenland“, „Weinland“ etc. Einzelne Abteilungen wurden nur gemacht wegen der Reichhaltigkeit des aus den betreffenden Orten vorliegenden Materials; diese abgerechnet bleiben 148 Gruppen. Diese Einteilung dient nur praktischen Zwecken, denn für eine Klassifizierung, die allen und jeden Unterschied beachtet, sind 148 Schweizermundarten zu wenig — es gäbe dann Scheidungen von Thal zu Thal, von Ort zu Ort; für diejenigen aber, welche um der Übersichtlichkeit willen nach wesentlichen, weithin durchgreifenden Merkmalen die Linie ziehen, sind es viel zu viel. Nach dem der Redaktion des Idiotikons vorliegenden Wortmaterial und unter Berücksichtigung der natürlichen Konfiguration des Landes hat deshalb Professor L. Tobler in einer besonderen Abhandlung[1] folgende sechs Gruppen unterschieden:

[1] Ethnographische Gesichtspunkte der schweiz. Dialektforschung. Vgl. auch dessen oben S. 331 Anm. genannte Schrift.

Digitized by Google

1) Nordwestgruppe: Basel, Solothurn nördlich vom Jura, Frickthal.

2) Nordostgruppe: Zürich, Schaffhausen, Thurgau, St. Gallen, Appenzell.

3) Mittlere Gruppe: Aargau, Solothurn, Bern Mittel- und Seeland, Luzern Gäu, Zug, Schwyz, Glarus.

4) Südwestliche Gruppe: Freiburg Sensebezirk, Berner Oberland, Wallis deutscher Teil. Aus der Gleichheit der Sprache läſst sich schlieſsen, daſs das Oberwallis vom Berner Oberland her occupiert worden ist.

5) Südöstliche Gruppe: Graubünden, St. Galler Oberland.

6) Gebirgsmundarten der Centralschweiz: Uri, Unterwalden, Entlibuch.

Burgundische Bestandteile sind nach Tobler für das Gebiet der südwestlichen Gruppe nicht abzuweisen.

Tobler bemerkt, der Abgrenzungsstrich von Nord nach Süd scheine einschneidender als der von Ost nach West. Jener Strich ergiebt sich aus einem grammatischen Unterschiede, nämlich ob konjugiert wird:

mer mache^n, *der machet*, *si mache*^{n} (westlicher Teil) oder
mer mached, *er mached*, *si mached* (östlicher Teil);

mer sī^n,	*der sīt*,	*si sī*^{n}
» *hei*^{n},	» *heit*,	» *hei*^{n}
» *wei*^{n},	» *weit*,	» *wei*^{n} oder
mer sind,	*er sind*,	*si sind*
» *händ*,	» *händ*,	» *händ*
» *wänd*,	» *wänd*,	» *wänd.*[1]

Eine dritte Gruppe bildet Baselstadt:

mer mache^n,	*er mache*^{n},	*si mache*^{n}
» *sind*,	» *sind*,	» *sind*

[1] Boſshart, Flexionsendungen des schweizerdeutschen Verbums, S. 9, geht aber zu weit, wenn er diesen Unterschied auf die Verschiedenheit des alemannischen und burgundischen Idioms zurückführt. Weitere, jedoch nicht genügend abgegrenzte Unterschiede in der Verbalflexion (*i gibe*^{n}*: i gib, i danke*^{n}*: i dank*) ebendas. § 3, § 10 u. s. w. — Genaue Grenzlinien auf Grund der lautlichen und flexivischen Merkmale zieht P. Schild im Litteraturbl. f. germ. u. rom. Phil. 1889, S. 87 ff.

Digitized by Google

mer händ, *er händ,* *si händ*
» *wänd,* » *wänd,* » *wänd.*

Baselstadt hat ferner statt des schweizerischen anlautenden *ch: chind* — *k* (d. h. *kh): kind.* Diese Eigentümlichkeit besitzt aber auch ein Teil von Graubünden. Von einem Erklärer[1] wird diese Thatsache deutschem, resp. romanischem Einfluſs zugeschrieben.

Der nordwestlichen Gruppe ist gemeinsam Dehnung der offenen Stammsilbe: *bōde*ⁿ — gemeinschweiz. *bŏde*ⁿ und die Erweichung des *t* und *p* zu *d* und *b* im Anlaut und in unbetonter Silbe: *dag, g'handled, strickede, belz, kabitel;* aber bei betonter Silbe bleiben die harten Laute, also *mueter,* nicht *mueder; alp,* nicht *alb.* Heusler[2] erachtet dieses letztere Kennzeichen als dasjenige, wodurch Basel noch dem oberalemannischen, schweizerischen Gebiet im Gegensatz zum niederalemannischen elsässischen und badischen zugewiesen wird.

Als einen wichtigen, durchgehenden Unterschied bezeichnet das Idiotikon[3] *māl: mōl, jār: jōr.* Dieser giebt die Linie von West nach Ost, indem die südlichen Mundarten *ā* behalten haben, während die nördlichen es in *ō* übergehen lassen. — Winteler[4] macht aufmerksam auf die Scheidung: *schnīe*ⁿ*: schneie*ⁿ, *būe*ⁿ*: boue*ⁿ, *nū: neu* zwischen den Gebirgsmundarten und denjenigen des Flachlandes; ein weiteres Merkmal sei *sagg: sack* (spr. *sakch), dengge*ⁿ*: denke*ⁿ (spr. *denkche*ⁿ*): deiche*ⁿ*;*[5] ein Strich von Mundarten: östlicher Teil von Zürich, Thurgau, Rheinthal hat *ā* für *ei*: *mātli* — *meitli.*[6] Aus der Formenlehre resp. Syntax stellt Winteler gegenüber: *mīs hūs: mī hūs; der schnē isch chalte, d' stuben isch sūberi, 's chind ist chlys, d' chriesi sind rȳffi*[7] — diese Konstruktionsweise, die altertümlichere, scheinen die nordschweizerischen Mundarten nicht zu haben; auch Erscheinungen wie die Abwerfung des *i* (ich), z. B. *we*ⁿ *mi bsinne*ⁿ = *wenn i mi bsinn* könnten als Charakteristikum dienen.[8] Nicht zu übergehen wäre für die Abgrenzungsfrage auch folgender Umstand: Der Mann aus dem Volke erkennt an der Sprache die Herkunft des Nachbarn mit untrüglicher Sicherheit. Sogar innerhalb eines und desselben Ortes kommen sprachliche Unterscheidungsmerkmale vor je

---

[1] Bachmann, Gutturallaute, S. 53. [2] Konsonantismus, Einl. S. XII. [3] Vorrede zum 1. Bd. S. XV. [4] Kerenzer Mundart, S. 122. [5] Ebd. S. 60, Heusler S. 54. [6] Winteler S. 127. [7] Ebd. S. 141 Anm. u. S. 182. [8] Ebd. S. 220.

Digitized by Google

nach der Konfession, dem Beruf, dem Quartier.[1] Manchmal ist es allerdings der gesamte Sprachton, der dieses Merkzeichen bildet, z. B. das *räre"*, manchmal aber auch bestimmte, vom Betreffenden sofort anzugebende Charakteristika. Um Istein herum erkennen sich die Angehörigen der einzelnen Dörfer daran, ob sie sagen *uns,* oder *üns,* oder *ūs,* oder *eus.* An diesen feinen und immer treffenden Äufserungen des unverdorbenen Sprachgefühls sollte auch der Forscher nicht achtlos vorübergehen.

Ein Beispiel von der Scheidung der Dialekte auf Grund des Wortschatzes giebt das Idiotikon unter *hübel,* welches als Schiboleth zwischen der Nordostschweiz und dem übrigen Gebiete bezeichnet wird. Es kommt vor in: Basel, Solothurn, Bern, Freiburg, Aargau, Luzern, Zug, Glarus teilweise, Unterwalden, Uri, Wallis und Graubünden. Dafs es von Westen, aus dem „burgundischen" Gebiet, vorgedrungen, zeigt der Umstand, dafs im Kanton Luzern die jetzigen Ortsbezeichnungen *Kurzhübel, Länghübel, Wifshübel* früher, wie sich aus Urkunden ergiebt, lauteten *Kurzbüel, Längbüel, Wifsbüel.*

Von solchen, welche den hohen Wert der Mundart für die Wissenschaft im übrigen voll und ganz anerkennen, ist geltend gemacht worden, man möge sie doch in der Praxis als veraltet und als einen Hemmschuh des Verkehrs überwinden. Das ist nicht konsequent. Hätten unsere Väter diesen Rat befolgt, wie könnten dann die so lebhaft begrüfsten Rückschlüsse aus der lebenden Mundart auf die Sprache früherer Jahrhunderte von der Forschung gezogen werden, und wie soll eine zukünftige Generation, die jedenfalls für ihre Untersuchungen wieder neue Gesichtspunkte zur Verfügung haben wird, Studien anstellen, wenn wir das Objekt wegwerfen? Nein, unsere altüberlieferte Schweizersprache soll nicht ein toter

---

[1] „Wollen ja feine Ohren sogar in unserer doch von je einen einigen Organismus bildenden Stadt Zürich Unterschiede der Aussprache nach Stadtquartieren heraushören, und hat Birlinger in überraschender Weise aufgedeckt, wie in der Stadt Augsburg zwei verschiedene Dialekte aufeinander stofsen, ähnlich wie in unserem schweizerischen Freiburg das französische und das deutsche Idiom von jeher autonom nebeneinander bestehen, nur durch eine Treppe getrennt." Staub, Reihenfolge in mundartlichen Wörterbüchern, S. 14. Sprachverschiedenheit nach der Konfession, Bachmann, Gutturallaute, S. 41.

Digitized by Google

Organismus sein unter der Lupe des Gelehrten, sondern sie ist es würdig, daſs wir sie als unverlierbaren Heimatschein auf Weg und Steg mit uns führen.

Auſser den im Texte genannten Wörterbüchern etc. vergleiche man folgende neuere Arbeiten über die Schweizermundarten:

Tobler, Ludwig: Über die sogenannten Verba intensiva im Deutschen. Zeitschr. Germania Bd. XVI (1871).

„ Über die scheinbare Verwechselung zwischen Nominativ und Accusativ. Zeitschr. f. deutsche Philologie Bd. IV (1873).

„ Die Aspiraten und Tenues in schweizerischer Mundart. Zeitschr. f. vergleich. Sprachforsch. Bd. XXII (1874).

„ Die Lautverbindung *tsch* in schweizerischer Mundart. Ebenda.

Winteler, J.: Die Kerenzer Mundart des Kantons Glarus. Leipzig und Heidelberg 1876.

„ Über die Verbindung der Ableitungssilbe *axx* mit guttural ausgehenden Stämmen. Paul und Braunes Beitr. z. Gesch. d. dtsch. Spr. u. Litt. Bd. XIV (1889).

Staub, Fr.: Ein schweizerisch-alemannisches Lautgesetz (Vokalisierung des *n* vor Spiranten). Frommanns deutsche Mundarten Bd. VII (1877).

Kräuter, J. F.: Die schweizerisch-elsässischen *ei, öy, ou* für alte *ī, ȳ, ū*. Zeitschr. f. dtsch. Altertum Bd. XXI (1877).

Stickelberger, H.: Lautlehre der lebenden Mundart der Stadt Schaffhausen. I. Vokalismus. Aarau 1880. II. Konsonantismus. Paul und Braunes Beitr. Bd. XIV (1889).

Brandstetter, R.: Die Zischlaute der Mundart von Bero-Münster. Einsiedeln 1883.

Bachmann, A.: Beiträge zur Geschichte der schweizerischen Gutturallaute. Zürich 1886.

Heusler, And.: Der alemannische Konsonantismus in der Mundart von Baselstadt. Straſsburg 1888.

Boſshart, J.: Die Flexionsendungen des schweizerdeutschen Verbums. Frauenfeld 1888.

Binz, Gust.: Zur Syntax der baselstädtischen Mundart. Stuttgart 1888.

Digitized by Google

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Hermann Welcker: Dialektgedichte. Sammlung von Dichtungen in allen deutschen Mundarten, nebst poetischen Proben aus dem Alt-, Mittel- und Neudeutschen, sowie den germanischen Schwestersprachen. 2. Auflage. Leipzig, Brockhaus, 1889. XXVIII, 425 S.

Die erste Ausgabe dieser Sammlung, welche hauptsächlich ein getreues Bild der mannigfachen Dialekte geben will, erschien im Jahre 1875. Die neue Auflage enthält „eine vollständigere und gleichmäfsigere Vertretung der einzelnen Mundarten, zumal der mitteldeutschen Dialekte". Der Herausgeber will das Deutsche in allen seinen sprachlichen Entwickelungsformen, in allen seinen durch Zeit und Ort bedingten, durch Stammesverschiedenheit und durch politische Scheidungen erzeugten Abänderungen — ‚alle Sorten Deutsch' — in geeigneten Proben und in engstem Rahmen zugänglich machen". In einer Vorbemerkung weist der Verfasser unter anderem darauf hin, dafs das Binde-n, welches in mehreren Mundarten zwischen ein mit einem Vokal schliefsendes und ein mit einem solchen beginnendes, bald des Wohlklangs wegen, bald als Ersatz für ausfallende Konsonanten eingeschoben wird, überall mehr am zweiten als am ersten haftet. Also:

Uf'm Bergli bi n-i g'sässe.
Im-e Garte bi n-i g'stande.

Dann ergeben sich auch überall echte Reime, während nach der gewöhnlichen Schreibung blofse Halbreime gefühlt werden, z. B.:

Jitz will's mer da g'falle-
n-I glaub es werd walle,
Der Kös mufs i lade-
n-Es chönt ihm süst schade.

Die Sammlung zerfällt in zehn Hauptabteilungen: 1) Alemannisch (Baden, Elsafs, Schweiz, Vorarlberg) bis Seite 57. 2) Schwäbisch bis S. 82. 3) Bayerisch (Oberbayern, Niederbayern, Oberpfalz) bis S. 116. 4) Österreichisch (Tirol, Oberösterreich, Niederösterreich, Mähren und Böhmen, Kärnten und Steiermark, verschiedene in Österreich — z. B. im westlichen Ungarn, im siebenbürgener Sachsen — gesprochene Dialekte) bis S. 154. 5) Schlesisch bis S. 178. 6) Obersächsisch (Sachsen und Umgebung, Harz, Thüringen) bis S. 199. 7) Hessisch bis S. 210. 8) Mitteldeutsch-Fränkisch (Henneberg, Mainfranken, Pfalz) bis S. 242. 9) Niederfränkisch bis S. 268. 10) Niedersächsisch (Westfalen, Braunschweig, Hannover, Oldenburg, Bremen, Holstein, Schleswig, Vierlande, Mecklenburg, Mark, Pommern, Preufsen, Litauen) bis S. 331.

Unter der Überschrift Polyglotten folgen zur Vergleichung drei Stücke mit Übertragung in mehrere Mundarten: 1) Das Klaus Groth-

Digitized by Google

sche Matten Has' in Züricher, Nürnberger und Koburger Mundart; 2) Lafst mich gehn in acht und 3) Abendgebet in zwölf Mundarten.

III. Proben von Alt-, Mittel- und Neudeutsch.

IV. Proben germanischer Schwestersprachen (Gotisch, Nordisch, Angelsächsisch, Friesisch und Niederländisch).

Jedem Hauptteil gehen kurze grammatische Bemerkungen voran, welche die charakteristischen Eigentümlichkeiten der einzelnen Mundarten darlegen. Diese nach Inhalt und Form trefflichen Fingerzeige werden ebenso wie das in den Anmerkungen zu den Texten gegebene reiche Glossar wesentlich das Verständnis für die gebotene Auswahl und für die Sprachunterschiede fördern. Aus dem mit gründlicher Sachkenntnis angefertigten Glossar wollen wir blofs erwähnen, dafs Schnaderhüpfel oder Schnatterhüpfel, ähnlich den Plapperliedeln der Kärntner, richtig von schnattern hergeleitet wird, während man sie gewöhnlich für Schnitterliedlein hält.

Die einzelnen Stücke bringen in ihrer mit Umsicht und Liebe getroffenen Auswahl das tiefe Gemütsleben des Volkes, unter treuer Wahrung des Dialekts, zu klarer Anschauung. Die Sammlung verdient wegen ihrer Vorzüge die allgemeinste Verbreitung. A.

Von Luther bis Lessing. Sprachgeschichtliche Aufsätze von Fr. Kluge. 2. Auflage. Mit einem Kärtchen (deutsche Sprachkarte). Strafsburg, Trübner, 1888. 150 S. 8.

Das vorliegende Buch hat im deutschen Publikum ungemein schnell Anklang gefunden, ebenso wie das etymologische Wörterbuch des trefflichen Germanisten, der nicht blofs über ein ausgedehntes Wissen gebietet, sondern auch die Kunst versteht, bei nicht fachmännisch gebildeten Lesern für seine Wissenschaft Liebe und Verständnis zu erwecken. Das Buch ist keine deutsche Sprachgeschichte, es sind nur einzelne Kapitel daraus: sie geben Aufschlufs über die mit dem nationalen Bewufstsein wachsende Entwickelung unserer Sprache, aus der Zeit von Luther bis Lessing oder von Maximilian I. bis zu Friedrich dem Grofsen. Nicht bedeutende Änderungen gegen die erste hat die zweite Auflage aufzuweisen, welche jener (ein erfreuliches Zeugnis für unser Volk) nach fünf Monaten gefolgt ist. Überall zeigt sich eine ganz ungewöhnliche Belesenheit, überall die genaueste Wahrheitsliebe. Erst seit der Reformation, so lernen wir, giebt es eine allgemeine deutsche Volkssprache, die Kirche hielt an dem Latein fest, bei der damaligen Geistlichkeit fand das einmütige Eintreten aller Nationalgesinnten für den Gebrauch der Muttersprache im Gottesdienste heftigen Widerstand, mit der Verbreitung der Reformation nimmt der Verbrauch deutscher Bücher einen wunderbaren Aufschwung. Im Jahre 1500 sind 80 deutsche Bücher gedruckt, ebenso viele 1517, aber 1518 schon 150, im folgenden Jahre ebenso viele, sechs Jahre später 990; die Presse war fast ausschliefslich für den Protestantismus thätig. So wie sich aber in den protestantischen Kreisen das Interesse für die deutschsprachliche Litteratur steigerte, so wuchs der Mifsmut unter den Katholiken. Das Latein war also der gefährlichste Feind der nationalen Bildung und eines gedeihlichen Fortschrittes; mit dem Siege der Reformation und der deutschen Sprache war ein grofser Teil für immer von der mittelalterlich katholischen Geistesrichtung befreit, eine ganz neue Bildung angebrochen. Es ist ein Kampf um das Nationalitätsprincip, jetzt erst tritt das Wort Muttersprache auf. Neben Luther gebührt Kaiser Maximilian eine hervorragende Stellung in der Geschichte unserer Sprache, nicht blofs wegen seines Eifers für deutsche Litteratur, für Übersetzungen, sondern

Digitized by Google

auch wegen der strengeren Regelung der Orthographie in der zu gröfstem Ansehen gelangten Maximilianschen Kanzlei. Wenn aber bald der hier erscheinende Aufschwung der österreichisch-bayerischen Mundart unterbrochen wurde, so hängt das damit zusammen, dafs durch die kirchlich-sociale Revolution Wittenberg der geistige Mittelpunkt Deutschlands wurde. Das Obersächsische, durch Luthers Bibel klassisch, ist der unerschöpfliche Quell für das Neuhochdeutsche geworden, nicht das Niederdeutsche, nicht das Schweizerische, nicht das Bayerisch-Österreichische. Es giebt keine sprachliche Regellosigkeit mehr, Luther selbst wurde die Sprachnorm, darüber waren seine Freunde und Feinde einig. Nicht erfreulich an Luthers Stellung zur deutschen Sprache ist seine Intoleranz gegen die Sprache anderer; sie hängt mit seinem energischen Charakter zusammen, sie hat sich aber auch nicht Bahn gebrochen. Dagegen ist er von der Pedanterie der Kanzleisprache frei geblieben. Die lange anhaltende Abhängigkeit vom Latein zeigt sich in den Übersetzungen; wo man aber anklopfen müsse mit der Wünschelrute, um die unerkannten Schätze unserer Sprache zu heben, das hat Luther in seinem Sendschreiben vom Dolmetschen gesagt. — Der Name Hochdeutsch ist erst etwa um die Mitte des 15. Jahrhunderts aufgekommen, zunächst als Gegensatz gegen Niederdeutsch. Es enthielt ganz verschiedene Mundarten, denen wieder das Deutsch anderer Landschaften als nicht gleichberechtigt galt, besonders wurde der Vokalismus und die Syntax des Schwaben getadelt. Bei dieser Unsicherheit erlaubten sich die Drucker mancherlei Willkür.

Im folgenden, auf Einzeluntersuchungen beruhenden Abschnitt handelt der Verfasser von der Schriftsprache und Mundart in der Schweiz. Die ältere gedruckte Litteratur der Schweiz deckte sich mit der heimischen Volkssprache, aber bemühte sich, deren Härten zu vermeiden; seit 1590 überwiegt in Züricher Drucken die scheinbar moderne Sprache, die aber dennoch kein gutes Neuhochdeutsch ist. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts werden in der Kanzlei von Zürich und Schaffhausen die modernen Diphthonge herrschend, erst allmählich ist der endgültige Anschlufs der Schweiz an die deutsche Schriftsprache erfolgt. — Ein aufserordentlich grofses Hemmnis für den gegenseitigen Anschlufs bot die Verschiedenheit des Wortschatzes; dies hat der Verfasser in einer Gegenüberstellung einer ziemlich grofsen Anzahl von Wörtern beleuchtet. Das Niederdeutsch, welches auf der alten, einst allgemein gültigen Lautstufe stehen geblieben war, war vom Hochdeutschen immer mehr zurückgedrängt; im Anfang des 16. Jahrhunderts war das Mitteldeutsche bis in die Diöcese Magdeburg vorgedrungen. Es findet sich eine Mischung von Hoch- und Niederdeutsch, das Messingisch, noch 50 Jahre nach Beginn der Reformation kommen niederdeutsche Übersetzungen von hochdeutschen Originalen vor, während auch niederdeutsche Werke ins Hochdeutsche übertragen wurden. Aber noch während des 16. Jahrhunderts vollziehen die Kanzleien des niederdeutschen Sprachgebiets den Übergang zur neuen Schriftsprache. Kein Grammatiker hat für Niederdeutschland dem heimischen Dialekt entnommene Sprachproben aufgestellt. Für Niederdeutschland war dem gelehrten Latein der mittelalterlichen Kirche ein gelehrtes Deutsch nachgefolgt, das Niederdeutsche galt für profan. Aber die Schriftsprache hat uns doch das Ideal der politischen Einheit geschaffen. — Im Zeitalter des Humanismus treten zahlreiche lateinische Benennungen auf, das deutsche Sprachgut nimmt ein fremdartiges Gepräge an, eine aufserordentliche Menge von Wortformen und Redensarten ist altklassischer Rede nachgebildet, die Familiennamen werden verändert, Vornamen werden aus der Bibel entlehnt, die bedeutungsvollen alten deutschen Vornamen werden zurückgesetzt, die Reformatoren sind dagegen, die katholische Kirche aber eifert für Heiligennamen, Georg Wizel ist ihr Hauptvertreter. — In der Reformationszeit hat sich das Französische mehr eingedrängt, nachher

Digitized by Google

aber, ehe noch unsere Sprache sich formell genügend entwickelt hat, zeigt es seinen zerstörenden Einflufs. So gewaltig die Wirkung Luthers auf die Sprache gewesen ist, so hat sich im katholischen Oberdeutschland erst im 18. Jahrhundert die Reaktion gegen die protestantische Sprache für überwunden erklärt, bis dahin hatte in der katholischen, besonders der Jesuitenschule deutsche Sprache und Poesie keinen Raum, das zeigt sich in Bayern, in Wien. Gottscheds redliches Bemühen um die deutsche Sprache erfuhr in Baden noch 1755 heftigen Widerspruch. Der Pfälzer Hofkaplan Hammer trat 1767 und 1777 kräftig für die lutherische Sprache ein, der Jesuit Adolf v. Klein folgte ihm: ein Hofkaplan und ein Jesuit haben den Anschlufs der Pfalz an die Litteratursprache erwirkt. Erst in der Periode unserer klassischen Litteratur ist die neuhochdeutsche Schriftsprache auch für das katholische Deutschland Gesetz geworden; unsere Litteratursprache knüpft an Luther an. Durch den sprachlichen Anschlufs des Südens an den Norden ist die geistige Annäherung von Katholicismus und Protestantismus angebahnt. — Diese Übersicht über den reichen und anziehenden Inhalt des Werkes, das durch Eingehen auf eine wenig bekannte Litteratur seine Hauptbedeutung erhält, mag zu allgemeinem Studium des Buches einladen!

Herford. Hölscher.

Karl Gustav Andresen: Über deutsche Volksetymologie. Fünfte verbesserte und stark vermehrte Auflage. Heilbronn, Henninger, 1889. VIII, 431 S.

Karl Gustav Andresen: Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit im Deutschen. Fünfte Auflage. Ebenda, 1887. VIII, 427 S.

Andresens bedeutende und, wie die rasche Folge der Auflagen seit 1880 bezw. 1876 verrät, in weitere Kreise verbreitete Bücher sind. ohne Zweifel in ihrer Wichtigkeit noch lange nicht genügend anerkannt, noch lange nicht in die weitesten Kreise gedrungen. Und doch leben wir gerade jetzt in einer Zeit, welche die Pflege der deutschen Sprache aufs stärkste betont, wo Behörden und private Vereinigungen kräftig den Fremdwörtern zu Leibe gehen, wo man der schnell schaffenden und darum sprachlich nicht allzu gewissenhaften Tagespresse scharf auf die Finger sieht! Der Deutsche, der auf Bildung Anspruch macht, soll vor allem in seiner Muttersprache zu Hause sein, wie er in der Geschichte und Geographie seines Vaterlandes heimisch sein mufs. Es sei ihm Pflicht und Gesetz, diese Sprache als ein geschichtlich Gewordenes, als ein Ergebnis langer Entwickelung mit Ehrfurcht anzusehen und zu gebrauchen, d. h. auf seine Rede zu achten und aller Willkür sich zu enthalten. Das freilich will gelernt sein; das Sprachgefühl fällt nicht vom Himmel, es mufs anerzogen, gelehrt werden; der Schule also entsteht in erster Linie die Aufgabe, es zu wecken und zu fördern, indem sie den Geist, der in der Sprache schaffend lebt, kennen lehrt und durch den Geist begeistert. Mit Paragraphen der Grammatik ist hier freilich nichts gethan: „es ist bedauerlich und schief, wenn trotz all des reichlichen Umgangs mit der Sprache, trotzdem dafs wir in ihr leben und weben, von ihren Lebensgesetzen eine verfehlte Grundanschauung bestehen bleibt. Und die bleibt wirklich, sie ist das Ergebnis des teils auf blofse Regeln und teils auf blofse Praxis gestellten Sprachbetriebs. Aber nicht allein dies, nicht allein, dafs der Irrtum immer unschön ist: man bleibt ohne eine gewisse Aufklärung, wie wir sie hier im Sinne haben, auch zahlreichen sich praktisch aufdrängenden Fragen gegenüber immer in der Verlegenheit des Nicht-

Digitized by Google

entscheidenkönnens. Soll der Abhängigkeit von Regeln und von Korrektur während der Zeit der Schule nur die Abhängigkeit von Nachschlagebüchern im späteren Leben folgen? Das bedeutet doch nicht bloſs an sich einen etwas beschämenden Zustand, sondern trägt auch über manchen Zweifelsabgrund nicht hinüber. Freilich kann nicht jeder Gebildete zum allerwärts sicheren Sachverständigen werden; aber er kann doch etliche Grundanschauungen aufgenommen haben, die ihm ziemlich weit in das Labyrinth der Einzelfragen hinein Licht geben." So W. Münch in einer beachtenswerten Abhandlung (Vermischte Aufsätze u. s. w. S. 48).

Die Litteratur, die dem Lehrer hier hilfreich zur Seite tritt, ist nicht gering. Seitdem W. Wackernagel, Poetik, Rhetorik und Stilistik (zuerst 1873) auf die Sache einging, seit Rud. Hildebrands Epoche machendem Buche über den deutschen Unterricht hat man das Feld fleiſsig angebaut; Andresens Bücher bergen selbst reichlichen Nachweis dieser Litteratur. Ihnen aber besonders eigen ist die gewaltige, durch des Verfassers unermüdliche Thätigkeit in stetem Wachsen befindliche Fülle des Stoffes, der angenehm plaudernde, von aller didaktischen Steifheit fernab liegende Vortrag, der wissenschaftlichen Ton keineswegs ausschlieſst und für die Belehrung in der Schule als Muster gelten kann. So sind diese Bücher notwendige Bestandteile der Bibliothek jedes Lehrers, dem deutscher Unterricht anvertraut ist, der deutsche Klassiker erklären und Aufsätze lesen muſs; notwendige Bestandteile auch jeder Lehrerbibliothek: denn was sie enthalten, geht jeden an, der mit Bewuſstsein deutsch redet.

Die fünfte Auflage beider Werke weicht von den früheren in der äuſseren Gestalt ab. Sie ist zweifellos handlicher als diese. H. L.

Franz Kern: Goethes Lyrik ausgewählt und erklärt für die oberen Klassen höherer Schulen. Berlin, Nicolai. 128 S. gr. 8.

Der Band — wie ich höre, das erste Glied einer Kette — enthält unter 71 Nummern die für die Schullektüre geeignetsten lyrischen Dichtungen Goethes in chronologischer Ordnung. Nr. 1 ist der Wanderer (1771): die eigentliche Jugendlyrik fällt also fort. Für die Schule sicherlich kein Verlust, wenn man auch dem Primaner die Oden an Berisch kaum vorenthalten sollte. Schwerer wird es, auf Wandrers Sturmlied zu verzichten. Dagegen ist Alexis und Dora willkommen, wenn man es auch dem Titel des Buches nach hier nicht vermutet: Kern spricht es der Gefühlslyrik zu. Dem Epigrammatischen und Didaktischen ist gebührender Raum gegeben. Die Anmerkungen halten sich nicht mit Kleinigkeiten auf; alles knapp, vornehm. Auf Gegensätze und Parallelen innerhalb Goethescher Dichtung, zwischen ihr und anderer wird oft verwiesen. Manche Auffassung ist eigenartig und regt an; so die des schwierigen Schlusses von „Grenzen der Menschheit". In die Verse 25 bis 28 desselben Gedichts wird wohl zu viel gelegt, wenn Kern den Baum hier als das „Bild des dem Menschen möglichen und wünschenswerten Strebens" auffaſst. Als Gegensatz zu 15 bis 20 genügt der Gedanke: steht der Mensch fest auf der Erde, so reicht er, weder der Eiche noch der (an fremdem Stamm emporstrebenden) Rebe gleich, nicht auf. In Prometheus, V. 11, wird „beneidest" damit erklärt, daſs die „Götter sich kümmerlich nähren von dem Opferdampf". Sie gäben also gern Opfersteuern und Gebetshauch für eine gute Mahlzeit, wie sie sich Prometheus auf seinem Herde bereitet. Mir scheint dies etwas gesucht. „Hütte und Herd, von mir erbaut, sind köstliche, beneidenswerte Güter — ihr aber lebt kümmerlich von anderen, Kindern und Bettlern." Reicht das nicht aus? — Die Ausstattung ist vortrefflich, die Korrektur könnte sorgfältiger sein.

H. L.

Digitized by Google

Werner Cordes: Der zusammengesetzte Satz bei Nicolaus von Basel. Leipzig, Fock i. K., 1889. XI, 236 S.

Jede syntaktische Untersuchung ist unseres aufrichtigen Dankes sicher, wenn sie zu einer künftigen Entwickelungsgeschichte der deutschen Syntax einen — auch nur kleinsten — Beitrag liefert. Von diesem Gesichtspunkte aus sind wir von vornherein geneigt, die vorliegende Schrift freudig zu begrüfsen, von demselben Standpunkte aus ist aber auch zu bedauern, dafs der Verfasser für seine eingehenden und mühsamen Studien keine knappere und handlichere Form gefunden hat. Denn was interessiert uns an Nicolaus von Basel, wie wir mit Cordes und R. Schmidt den anonymen „Gottesfreund“ der Kürze halber weiter benennen wollen? Im Grunde stellen wir doch nur die Frage: welche syntaktischen Formen hat Nicolaus überkommen, welche hat er neu ausgebildet, wie haben bei ihm die einzelnen Formen ihre Gebietsgrenzen untereinander verschoben? Die kürzeste Antwort hierauf wird immer von den Formen selbst ausgehen, wird diese zum Einteilungsgrunde machen, und das so gewonnene Bild wird sich leicht in den grofsen allgemeinen Zusammenhang einfügen, auch ohne dafs ein historischer Hintergrund aufgerichtet wird, was ja auch Cordes nicht versuchte. Dieser geht nun von ganz anderen Punkten aus. Er sucht die Verwendungsmöglichkeit der einzelnen Formen in logische Kategorien zu gliedern, in die doch die lebendige Fülle der Erscheinungen sich nie so reinlich absondern läfst, und für diese Kategorien sucht er die ganze Mannigfaltigkeit ihrer Formen zu gewinnen. Die Nachteile dieses Verfahrens liegen schon in der Unsicherheit des Einteilungsgrundes, der hier auf der geringeren oder gröfseren logischen Begabung beruht, während dort die unverrückbar feste Form den Ausgangspunkt bildet. Sodann stehen die Verwendungen, die eine Form aus sich heraus entwickelt, meist auch in einem gewissen logischen Zusammenhange, wenigstens wird dieser immer ohne viel Verweisungen und Wiederholungen gewonnen werden, während die Darstellung nach Kategorien den geschichtlichen Zusammenhang der Formen unwiederbringlich zerreifst. So kann eine und dieselbe Form durch alle Kategorien hindurch wiederkehren, wie z. B. asyndetische und syndetische Parataxen, und das Ergebnis der ermüdenden Wiederholungen ist am Ende nur das, dafs die bruchstückweise Behandlung den Darsteller verhindert hat, die Grundbedingungen und treibenden Kräfte an einem Orte erschöpfend zu untersuchen.

Allerdings an und für sich bedeutet jener Ausgangspunkt nur eine Erschwerung und noch keine Gefährdung des Ziels. Aber die Gefahr liegt nahe, die Freude an der Ausbreitung des Mannigfaltigen lenkt den Blick von der Bedeutung des Einzelnen ab, und auch der Verfasser hat sich diesen Gefahren nicht entzogen.

Versuche, das Gebiet einzelner Formen abzugrenzen, hat der Verfasser nur zwischen Konj. Präs. und Konj. Präter. in Komparativsätzen (§ 130) gemacht und für die Partikel *wenne* im Konditionalsatze (§ 215), während auf deren numerisches Verhältnis zu dem älteren *obe* (§ 217) gar nicht weiter eingegangen wird. Und während den Syntaktiker nur ein augenscheinliches Überwiegen einer bestimmten Form oder die Erkenntnis der Bedingungen, unter denen verschiedene Formen miteinander wechseln, der Verpflichtung überhebt, sämtliche Belege anzuführen, hat Cordes ein weitschichtiges und doch lückenhaftes Material vor uns ausgebreitet, dem durch die Vermerke „häufig“, „oft“ der hauptsächliche Wert entzogen wird. Von den Fragen, die wir oben an diese Untersuchung gestellt haben, läfst sich somit diejenige nach den Gebietsgrenzen der einzelnen Formen aus der Arbeit von Cordes überhaupt nicht beantworten, die andere nach den von Nicolaus neu eingeführten Formen fände vielleicht in

Digitized by Google

den §§ 5, 53, 70—91, 307, 308 einige Aufklärung, soweit Referent über die Syntax vor Nicolaus augenblicklich unterrichtet ist. Ebenso liefse sich aus den zersplitterten Besprechungen der Modi eine starke Indikativ-Tendenz feststellen. Mit der Beantwortung dieser Frage ist auch die der ersten nach den überkommenen Formen im Rohstoffe gegeben.

Dafs der Verfasser seiner Arbeit keinen historischen Hintergrund gegeben hat, wird ihm niemand verübeln, der den lückenhaften Bestand der einschlägigen Litteratur kennt, wohl aber durfte man erwarten, dafs dieser Bestand besser ausgenutzt wurde, dafs neuere Arbeiten, die die syntaktische Beobachtung verfeinert, den Blick für die Bedeutung kleiner Einzelheiten geschärft haben, nicht unbeachtet blieben. Die Darstellung des Relativsatzes hätte dann nicht so dürftig geraten, die Bedeutung des Demonstrativpronomens für den zusammengesetzten Satz nicht so völlig im übrigen Detail erstickt werden können.

Und nun sei es noch erlaubt, kurz auf einige Einzelheiten einzugehen. Die Faktoren, welche die Asyndesis oder die Syndesis begünstigen, hätten, für alle Kategorien geltend, bei der Kopulation behandelt werden können; namentlich die Belege für disjunktive Asyndesis (§ 17, vgl. § 105) forderten eine solche Erörterung fast heraus, und schon die Stelle in § 3, „wenn beide Sätze dasselbe Subjekt haben", hätte auf die wichtige Bedeutung der pronominalen Formen für diese Frage leiten sollen. Statt dessen wird hier über Auslassung und Ergänzung des Subjekts gehandelt, die in diesem Zusammenhange doch nicht zu ihrem Rechte gelangt. Ähnlich leiden ja auch andere Faktoren, so die Modi, die Wortstellung u. s. w. unter der zersplitterten Darstellung. Dann ist in S. 4 für die Inversion nach *und* die Sachlage völlig verschoben, wenn der Verfasser berichtet, dafs hier die Kopulation vielfach einem nhd. „und zwar" entspreche. Solche Vergleiche sind immer mifslich und unsicher, und solange der Verfasser nicht das Wesen unserer Fügung mit „und zwar" feststellt, ist nichts für uns gewonnen. Mir scheinen die Belege, die Cordes für die Inversion nach „und" giebt (S. 4 oben, die Inversion nach „und doch" s. § 267), in folgender Weise sich zu gruppieren. Bei gleichem Subjekt in den kopulierten Sätzen ist die Inversion sehr selten im Verhältnis zu der Zahl der das Subjekt wiederholenden Belege (nur belegt in 263, 5; 93, 24, beidemal im dritten Gliede der Kopulation, wo die Stellung der vorhergehenden Verben wohl von Einflufs war). Wenn das Subjekt wechselt, treten Pronominalsubjekte nicht gerne hinter das Verb, nur das leichtere Neutrum (101, 19; 271, 3; 255, 14*) und einmal ein persönliches Pronomen (106, 24 *und sprach die alsus*, aber 81, 17 *und dirre fuor ouch mit in*, 255, 11 u. a.). Um so häufiger treten nun Nomina oder Nominalverbindungen zurück. Die von Cordes mit nhd. „und zwar" verglichene Eigenart der meisten dieser Belege beruht nun darauf, dafs sie mit Pronominalformen auf den ersten Satz zurückweisen, meist neben dem Subjektsnomen: 213, 16 *und was das hus*, ähnlich 102, 10; 116, 35; ebenso mit Possessiv: 211, 5 *wir ... wellent die lonen, und sint unser namen genant;* 81, 35; 127, 8; dann in anderen Satzteilen: 110, 2 *und clagete ... und gingent ir die wort;* 273, 37 *(in disen gelosen);* 211, 8 *(und stundent do uffe)*. Bei den Adversativsätzen (§ 22 ff.) hätte der Gegensatz, der aus der Folge von Position und Negation sich ergiebt, deutlicher herausgearbeitet werden müssen (Position auf Negation meist mit „sondern", Negation auf Position meist mit „aber" eingeleitet). Wenn in Abschnitt II die Lokalsätze (§ 40) der Form nach als Relativsätze, dem Inhalt nach als Adverbialsätze bezeichnet werden,

---

* Ich gebe die Citate nach Cordes, der diejenige Zeile belegt, in der das Citat beginnt, nicht die, in der die fragliche Form erscheint (letztere hier 255, 15).

Digitized by Google

so halte ich das für ein Spiel mit Worten; die Nebensätze kennzeichnet der Schriftsteller dieser Sprachperiode bereits längst durch die Wortstellung; wenn uns die ungleichwertige Stellung, die manche dieser Sätze inhaltlich in der Haupthandlung einnehmen, veranlafst, sie den Nebensätzen gleich zu achten, so bleiben sie der Form nach doch Hauptsätze, die einleitende Pronominalform bleibt demonstrativ. Hier und bei den Temporalsätzen (§ 52 ff.) hätte zugleich die ungemeine Bedeutung dieser Formen, vor allem der Partikel *dâ*, für den zusammengesetzten Satz wenigstens angedeutet werden müssen. Auch die Behauptung (§ 58), dafs *und* temporale Färbung gewinne, ist eine vollständige Verschiebung der Sachlage; das Zeitverhältnis kommt hier eben einfach neben dem kopulativen zu keinem besonderen Ausdruck, es wird von diesem völlig unterdrückt. Bei den Relativsätzen habe ich in § 321 vor allem die Erwähnung der Unregelmäfsigkeiten vermifst, die im Relativgefüge durch die Kopulation hervorgerufen werden. Oder sollten solche bei Nicolaus nicht zu belegen sein? Mit § 324 beginnt Cordes die Substantivsätze, nachdem er schon vorher einen Teil derselben unter Modalsätzen § 104 ff., Komparativsätzen § 119 ff., Konsekutivsätzen § 153 ff. und Finalsätzen § 160 besprochen hatte. Abgesehen davon, dafs somit das ganze reich entwickelte Gebiet der Partikel *daz* in viele Teile zerrissen ist, die einen allgemeinen Überblick gar nicht ermöglichen, steht hier auch der Einteilungsgrund auf ganz besonders schwachen Füfsen. Welche grammatische Stellung dem Substantivsatz im Hauptsatze zuzuweisen sei, läfst sich oft gar nicht entscheiden, in den meisten Fällen ist es auch völlig gleichgültig. Viel wichtiger ist die Frage, ob der Nebensatzinhalt mit dem Verb des Hauptsatzes eine rein äufserliche Verbindung eingeht, von ihm nur berührt wird, oder ob er ganz in dessen Sphäre ruht, durch das Verb überhaupt erst Existenz gewinnt. Je nach der Enge dieses Verhältnisses regelt sich gewöhnlich auch die Vertretung des Nebensatzinhaltes im Hauptsatze, das lockere, rein äufserliche Verhältnis verlangt meist für den Hauptsatz eine kräftige demonstrative Vertretung. Dankbar anzuerkennen ist für die konsekutivischen und finalischen Substantivsätze (§ 347 ff.) sowie für Infinitiv und Particip (§ 408 ff.) die genaue Ausführlichkeit der Belege, nur steht diese mit den übrigen Abschnitten in Mifsverhältnis. Aufserdem vermissen wir auch bei Particip und Infinitiv einen Versuch, die Bedingungen festzustellen, unter denen diese Formen die Satzvertretung übernehmen.

Am meisten befriedigt hat mich die Darstellung des Kausalsatzes § 175 ff. und der konditionalen Fügungen (§ 209 ff.), sowie auch des Exceptivsatzes (§§ 251 ff., 258 ff.), weil hier in der That Gruppen gegeben sind, deren natürlichen Zusammenhang auch derjenige im Auge behalten mufs, der von den Formen ausgeht. Doch vermifste ich auch hier jeden Versuch, die Formen untereinander abzugrenzen.

So mufs ich denn meine Besprechung der mühevollen Arbeit des Verfassers mit dem Ergebnis schliefsen, dafs sie eine der wichtigsten Fragen, die wir berechtigt sind, an sie zu stellen, nicht beantwortet, und dafs sie auch die Antwort auf die übrigen Fragen unnötig erschwert.

Heidelberg, 25. Juli 1889. H. Wunderlich.

H. Leiding: Die Sprache der Cynewulfschen Dichtungen Crist, Juliana und Elene. Marburg, Elwert, 1888. 79 S. 8.

Vorliegende Arbeit, ursprünglich Göttinger Inaugural-Dissertation, liefert eine eingehende Behandlung der Laute in den genannten Dichtungen. Da der Verfasser nur die zweifellos sicheren Werke Cynewulfs

Digitized by Google

einer Untersuchung unterziehen will, beschränkt er sich auf die drei genannten Denkmäler. Dafs auch die Fata Apostolorum demselben Dichter zugehören, konnte Leiding, als er seine Arbeit schrieb, noch nicht bekannt sein, wohl aber hätte es sich empfohlen, auch die Rätsel zu behandeln. Die Schrift würde noch nützlicher sein, wenn der Verfasser in den Citaten die einzelnen Denkmäler nicht durcheinander, sondern innerhalb der einzelnen Laute nacheinander gestellt hätte. Man hätte dann eine bessere Übersicht über das gewonnen, was den Schreibern, und das, was Cynewulf selbst zugehört. Auch eine absolute Vollständigkeit des Belegmaterials wäre bei diesen Denkmälern möglich gewesen und hätte den Wert der dankenswerten Schrift bedeutend erhöht. In der Flexionslehre hat sich der Verfasser auf einige Bemerkungen über das Verbum beschränkt, dagegen giebt er zum Schlufs noch ein Kapitel über die Mundart der Denkmäler, in welchem er zu dem Ergebnis gelangt, dafs die Handschriften der ursprünglich nordhumbrischen Gedichte von westsächsischen Schreibern herrühren, und zwar seien Crist und Juliana dem Osten, Elene dem Westen des westsächsischen Sprachgebiets zuzuweisen.

Berlin. F. Dieter.

Gregor Sarrazin: Beowulf-Studien, ein Beitrag zur Geschichte altgermanischer Sage und Dichtung. Berlin, Mayer & Müller, 1888. VIII, 220 S. 8.

In seinen Untersuchungen über die Beowulfsage, welche zum Teil schon in Paul-Braunes Beiträgen und in der Anglia erschienen sind, geht Sarrazin von der Anschauung aus, dafs Skandinavien die Heimat der Sage sei. Dafür spreche der Schauplatz des Epos und die Treue der Schilderung des Lokals und der nordischen Sitten in demselben. Aber Sarrazin glaubt auch den Ort mit Sicherheit bestimmen zu können, wo sich Hrôdgârs Königsburg befand. Er sei das von dänischen Chronisten erwähnte Lethra, das heutige Dorf Lejre auf Seeland. Abgesehen davon, dafs die Schilderung des Ortes und seiner Umgebung im Beowulf genau mit dem genannten Platze stimme, werde Lethra auch als Residenz der Skjöldunge erwähnt. Aber nicht diese Gründe haben Sarrazin, wie deutlich zu erkennen ist, veranlafst, Lejre als die Örtlichkeit des ersten Beowulfliedes anzusehen, sondern die Vergleichung des Epos mit der isländischen Sage von Bödvar Biarki, als deren Schauplatz Hleidargardr angegeben wird, in welchem der Verfasser jenes Lejre wiederfindet. Bödvar, der beim Könige Rolf Krake ein ähnliches Abenteuer erlebt wie Beowulf bei Hrodgar, ist nach ihm kein anderer als Beowulf selbst. So interessant diese Vergleichung beider Sagen an sich ist, die Ähnlichkeit beider genügt nicht, um ihre Identität zu erweisen. Ganz verunglückt aber ist Sarrazins Erklärung der Namen. Über die Unmöglichkeit, Bödvar mit Beowulf lautlich zusammenzustellen, weifs er sich kühn hinwegzusetzen.

Nachdem der Verfasser zu dem Ergebnis gelangt ist, dafs Bödvar und Beowulf ursprünglich ein und dieselbe Person seien, sucht er auch ihre mythische Grundlage festzustellen. Er hält unter den germanischen Gottheiten Musterung und findet, dafs Beowulf-Bödvar kein anderer sei als der Lichtgott Balder. Die Ähnlichkeit der Thaten Beowulfs mit dem, was von Balder und denjenigen Gestalten der Heldensage berichtet wird, die schliefslich auf ihn zurückzuführen sein sollen, ist für Sarrazin grofs genug, um beide zu identifizieren.

Wenn schon in diesem ersten Teile der Arbeit die jeden Zweifel zurückweisende Sicherheit auffällt, mit welcher der Verfasser seine kühnen Hypothesen vorträgt, so ist dies noch mehr der Fall in dem folgenden Abschnitt, welcher von der skandinavischen Originaldichtung handelt.

Digitized by Google

Das angelsächsische Epos sei eine ziemlich genaue Übersetzung eines verloren gegangenen nordischen Liedes, dies gehe aus dem Inhalt und der Darstellungsweise, aber auch aus einer grofsen Zahl von Norroenicismen hervor, die der Beowulf aufweise (S. 69). Wie hinfällig die Annahme solcher Entlehnungen aus dem Nordischen ist, hat Sievers in den Beiträgen Bd. 11 und 12 dargethan, und die Bemühungen Sarrazins, ihn zu widerlegen, sind durchgängig ohne Erfolg. Wenn auch von der altnordischen Originaldichtung keine Spur vorhanden ist, so weifs Sarrazin doch den Dichter oder Bearbeiter derselben zu ermitteln: es ist Skarkadr, der um 700 am Hofe des Königs Ingeld gelebt habe. Die Übereinstimmung der Charaktere und Schicksale des Beowulfdichters (!!) und Starkads, einer mythischen Persönlichkeit, die Sarrazin zu einer historischen zu machen sich bemüht, sollen dies erweisen. Da wundern wir uns denn nicht mehr, dafs Sarrazin auch den Übersetzer des nordischen Epos in das Englische kennt; wir wundern uns nicht, dafs er Cynewulf als diesen Übersetzer zu erweisen sucht. Aber die Zusammenstellung der Parallelstellen und übereinstimmenden Formeln aus den Dichtungen Cynewulfs mit dem Beowulf-Epos, aus der Sarrazin die Autorschaft desselben nachweisen will, sind um so weniger beweiskräftig, als er auch Dichtungen wie den Andreas hereinzieht, welche man heute dem Dichter mit Wahrscheinlichkeit abspricht, und auch hier auf eine grofse Zahl von Anklängen aufmerksam macht. Damit zeigt sich deutlich genug, dafs es sich um Gemeingut der angelsächsischen oder gar der germanischen Poesie überhaupt handelt.

Können wir auch den Ergebnissen der Studien Sarrazins in keinem Punkte beipflichten, so sei doch anerkannt, dafs sie in der Vergleichung des Beowulfliedes mit anderen Sagen und der poetischen Ausdrücke und Wendungen mit anderen angelsächsischen und nordischen Formeln manches Geistvolle und Lesenswerte darbieten.

Berlin. F. Dieter.

The Construction and Types of Shakespeare's Verse as seen in the Othello, by Thomas R. Price, M. A., LL. D., First Vice-President of the Shakespeare-Society of New York. New York, Press of the New York Shakespeare Society, 1888. 69 S. 8. Preis 1 Dollar.

Die genannte Gesellschaft, deren Präsident der bekannte Appleton Morgan ist, hat statutenmäfsig den Zweck, *to promote the knowledge and study of the Works of Wm. Shakespeare, and of the Shakespearean and Elizabethan Drama.* Sie versammelt sich jeden letzten Donnerstag im Monat, mit Ausnahme des Juli bis Oktober, in Hamilton Hall, Columbia College in New York, um Vorträge anzuhören und zu diskutieren, und giebt Broschüren heraus, deren achte in obigem Büchlein jetzt vorliegt. Herr Price versucht, dem Studium von Shakespeares Stil darin eine neue Basis zu geben, indem er, auf Edwin Guests Untersuchungen vom Jahre 1838 weiter bauend, die Verse nicht mehr nach Füfsen, sondern nach Stäben skandiert. Der Stab *(stave)* ist nach ihm eine Gruppe von Füfsen, einer bis vier an der Zahl, welche ohne Pause hintereinander gesprochen werden und von einem Accent beherrscht werden können. Erst die Stäbe setzen die Verse zusammen. Der Dichter denkt bei seiner Arbeit nicht an Füfse, sondern an Stäbe. Es giebt Stäbe mit einer, mit zwei, mit drei, mit vier Hebungen *(accents)*; ihre Füfse sind entweder lauter Trochäen (–⏑) oder lauter Daktylen (–⏑⏑) oder beide vermischt, entweder

Digitized by Google

voll (d. h. weiblich endigend) oder katalektisch (unvollständig, d. h. männlich endigend). Steht an der Spitze eines Stabes eine tonlose Silbe (Anacrusis), so entstehen jambische oder anapästische oder unrein jambische *(loose iambic)* Stäbe. Demnach entsteht eine Mannigfaltigkeit von 22 verschiedenen Stäben je nach der Länge oder der Natur des Stabes. Aus ihnen hat der Dichter seine Verse gebaut: die unvollständigen, die gebrochenen und die vollständigen.

Am Othello, dem Typus eines ausgereiften Stückes, zeigt nun der Verfasser eingehend die Natur der Verse. Unvollständige Verse giebt es im Othello 263 (1 von 11) von 31 verschiedenen Arten; 7 Arten haben trochäischen Typus, 1 Art daktylischen, 8 Arten jambischen, 4 Arten logaödischen, d. h. gemischt trochäisch-daktylischen, 3 Arten anapästischen, 3 Arten unrein jambischen, 5 Arten synkopierten Typus (d. h. ihnen fehlt eine Senkung). So z. B. ist V, 2, 24: *Will you cóme to béd, my lórd* eine katalektische, trochäische Tetrapodie; I, 1, 83: *Whát is the mátter thére?* eine katalektische logaödische Tripodie; V, 2, 79: *Dówn, strúmpet!* eine im ersten Fuſs synkopierte Dipodie.

Gebrochene Verse giebt es 252 (9 Proz.) im Othello; entweder werden sie von verschiedenen Personen oder zu verschiedenen Personen gesprochen, oder drittens stellen sie einen Wechsel in der Stimmung dar. Jeder gebrochene Vers besteht aus zwei oder drei Stäben, die jeder für sich genommen selbständig sind und volle Regelmäſsigkeit zeigen, während sie bisher die Verzweiflung der Editoren waren. Im Othello erscheinen die Stäbe in ihnen in 13 verschiedenen Arten. Alle übrigen Verse sind vollständig, aber nicht gleichartig; durch die Cäsur werden sie in zwei Teile zerspalten. Es werden zwei Stäbe (meist eine Dipodie und eine Tripodie) so aneinander gefügt, daſs sie einen regulären Vers von fünf Hebungen bilden, während bei den gebrochenen Versen der zweite Stab ohne Rücksicht auf das Ganze an den ersten angefügt wurde. Der Vers verändert seinen Charakter, je nachdem nun die Cäsur männlich oder weiblich ist, je nach der Stelle der Cäsur, je nachdem der Versausgang männlich oder weiblich ist, je nach der Zulassung daktylischer oder synkopierter Versfüſse, und der Verfasser giebt eine interessante Zusammenstellung seiner Untersuchungen über diese fünf Punkte mit Bezug auf die Reden Desdemonas, Othellos und Jagos. So hat Desdemona 83 Proz. regulärer (trochäischer resp. jambischer) Verse; nur 20 Daktylen und 3 Synkopen in je 100 Zeilen stören den gleichmäſsigen Fluſs ihrer Sprache; 77 Proz. ihrer Versausgänge sind männlich, ebenso 65 Proz. ihrer Cäsuren. Ihre Rede ist also glatt und frei von störenden Excentricitäten; es ist die Sprechweise einer hochgebildeten feinen Dame. Othello und Jago haben nur 59 Proz. normaler Verse; Othello hat 42 Daktylen und 11 Synkopierungen, Jago 51 Daktylen und 10 Synkopierungen in je 100 Versen: Othello hat noch 63 Proz. männlicher Cäsuren, Jago nur 52; Othello hat 28 Proz. weiblicher Versausgänge, Jago schon 36. Daraus folgt, daſs beider Reden freier, kühner, leidenschaftlicher sind als die der Lady, die Reden Jagos aber wiederum von denen Othellos durch gröſsere Rauheit und Härte, durch geringeren Wohlklang und geringere Schönheit sich unterscheiden.

Zum Schluſs giebt der Verfasser eine tabellarische Zusammenstellung aller Versvarietäten je nach ihrer Häufigkeit geordnet.

So fleiſsig und stellenweise interessant die Arbeit auch ist, die ganze Idee ist eine verfehlte. Von den Stäben spricht Herr Price selbst nicht mehr, sobald er an die vollständigen Verse, die doch die groſse Mehrzahl ausmachen, herankommt; und, in der That, wodurch sind wir berechtigt, die Einheit des Verses einfach zu ignorieren und dem Dichter die Absicht zu unterschieben, er habe zur Einheit eine Vershälfte, einen Stab machen wollen? Hat er die Arbeiten deutscher und englischer Gelehrten

Digitized by Google

über den Blankvers nie gelesen? Man sollte meinen, die alten Trochäen und Daktylen, Jamben und Anapäste könnten in einer rein wissenschaftlichen Arbeit nun endlich einmal ihre wohlverdiente Ruhe finden. Ich selbst habe diese Bezeichnungen in meinen Ausgaben von Macbeth und Julius Cäsar (Dickmannsche Schulbibliothek, Rengerscher Verlag) allerdings auch noch beibehalten, aber nur aus rein äufserlichen Gründen; in eventuellen Neuauflagen sollen sie auch hier verschwinden. In einer Arbeit aber, wie der des Herrn Price, die doch mit gewissen gelehrten Prätensionen an die Öffentlichkeit tritt, wirken sie recht überflüssig und kindlich. In der Einleitung spricht er entrüstet über diese Skansion nach Füfsen, um am Ende der Arbeit nur noch ausschliefslich nach ihnen zu rechnen! Ich glaube nicht, dafs seine Reform der Shakespeareschen Metrik allzuviel Anklang finden wird.

Berlin, Juni 1889. **Emil Penner.**

Kurt Weifs: Richard Brinsley Sheridan als Lustspieldichter. Leipziger Dissertation. Leipzig, Fock i. K., 1888. 110 S. 8.

Wenn man noch vor einem Jahre von einer gewissen Vernachlässigung Sheridans durch die deutsche Forschung sprechen konnte, so scheint jetzt das Gegenteil eingetreten zu sein. Unter den verschiedenen Aufsätzen und Schriften, die vor kurzem über Sheridan erschienen sind, ist die oben genannte Abhandlung die umfangreichste und bedeutendste. Sie wendet ihr Augenmerk mehr auf die Untersuchung der Quellen und der geschichtlichen Stellung der Sheridanschen Lustspiele als auf eine ästhetische Charakterisierung derselben. Damit hat der Verfasser ein schwieriges und den Kombinationen viel freien Spielraum lassendes Gebiet betreten. Denn ist schon die Erforschung der Quellen eines litterarischen Erzeugnisses aus sehr weit zurückliegenden Zeiten schwierig, so ist sie bei einem Dramatiker einer litterarisch so fruchtbaren Zeit, wie es das 18. Jahrhundert war, noch viel verwickelter. Dazu kommt, dafs sich der Forscher Sheridan gegenüber lediglich auf innere Gründe stützen kann, da trotz der ausführlichen Biographie von Moore sehr wenig über den Studiengang und über die Beschäftigung des Dramatikers mit der früheren und gleichzeitigen Litteratur bekannt geworden ist. Dafs bei solcher Sachlage Mifsgriffe nicht leicht zu vermeiden und zweifellose Ergebnisse schwer zu erreichen sind, ist klar. Worauf es dabei ankommt, ist eine sichere Methode und möglichst genaue, umsichtige Erwägung aller bei der Erforschung der Quellen in Frage kommenden Punkte, woran es die englischen Litterarhistoriker gerade bei Sheridans Werken meist haben fehlen lassen, so dafs die vorliegende Abhandlung die erste ist, die sich ernsthaft um die Lösung dieser Aufgabe bemüht hat.

S. 3—22 bespricht Weifs „The Rivals“, indem er nach eingehender Darlegung der Handlung und der Charaktere die Quellen beider für sich untersucht. Ganz richtig trennt Weifs die beiden Handlungen, den Liebeszwist zwischen Faulkland und Julia, von dem eigentlichen Kern des Lustspiels, den Begebenheiten zwischen Captain Absolute und Lydia Languish, und gelangt dabei zu dem bemerkenswerten neuen Resultat, dafs Sheridan für die sich zwischen Faulkland und Julia abspielende Handlung aufser aus persönlichen Lebenserfahrungen aus „The Wonder, or a Woman Keeps a Secret“, einem Lustspiele der Centlivre, geschöpft hat. Diesem sowie seiner gegen Klette verteidigten Ansicht, dafs Wycherleys „Love in a Wood“ nicht ohne Einflufs auf Faulklands Charakter war, kann man zustimmen. Zweifelhaft erscheinen dagegen seine Ausführungen über das die Lösung herbeiführende Duell, das er auf „The

Digitized by Google

Beau's Duel" von der Centlivre zurückführen will. Es soll nicht bestritten werden, dafs Toper und Sir William Mode, die „Beaux" dieses Stückes, den Acres und Lucius O'Trigger der Rivals entsprechen. Aber bei Lucius O'Trigger konnte sich Weifs des Bedenkens nicht erwehren, dafs dieser mehr dem Captain Matthews, dem persönlichen Nebenbuhler, Verleumder und Verfolger Sheridans gliche. Wenn irgendwo, so ist Sheridan hier in Footes Art persönlich geworden. Der Ort, die Zeit und der Verlauf des Zweikampfs entsprechen den Erlebnissen Sheridans mehr als der Darstellung in dem genannten Lustspiele, und das berechtigt uns, diese Quelle trotz der vorhandenen Ähnlichkeit abzulehnen. Noch weniger können die Ausführungen des Verfassers über die Vorbilder für die übrigen Charaktere und über die Quelle der Haupthandlung überzeugen. Psychologisch ist es möglich, dafs ein so besonderer Charakter wie der Sir Antonys aus einer Verschmelzung der vorzüglichsten Charakterzüge des Old Mirabel (in Farquhars Inconstant), des Sir Patient Fancy (in Aphra Behns gleichnamigem Stücke) und des Justice Credulous (in Farquhars Recruiting Officer) entstanden ist; ebenso könnte das Wesen des Captain Absolute dem Charakter des jungen Mirabel entsprechen, wie auch dessen Stellung zum Vater mit der, welche Captain Absolute zu Sir Antony inne hat, übereinstimmt. Aber bereits für Lydia mufs Weifs das Vorbild in einem anderen Stücke suchen. Er findet dasselbe nach Wards Vorgang in der Biddy des „Tender Husband" von Steele, während er für Mrs. Malaprop wiederum Congreves „Way of the World" (Lady Wishford) und Smollets „Humphrey Clinker" (Tabitha) heranziehen mufs. Nun soll keineswegs geleugnet werden, dafs alle diese Konjekturen im Bereiche der Möglichkeit liegen. Eine Kenntnis dieser Stücke darf man bei Sheridan voraussetzen, ja sie ist mehr als wahrscheinlich, weil eine Benutzung derselben in anderen, nicht viel später geschriebenen Stücken nachzuweisen ist. Bedenklich bleibt, dafs Sheridan an so viele Stücke angeknüpft haben soll, und dies Bedenken wird noch dadurch gesteigert, dafs sich bereits in einem dieser Stücke, im „Tender Husband", die zerstreuten Elemente verbunden finden. „The Tender Husband" und „The Inconstant" sind beide 1703 erschienen. Es läfst sich deshalb kaum feststellen, wer der Erfinder dieses eigenartigen Verhältnisses zwischen Vater und Sohn, das The Inconstant, The Tender Husband und The Rivals zeigen, ist. In Farquhars Vorlage, „The Wild Goose Chase" von Fletcher, war dasselbe kaum im Keime vorhanden. Nun findet sich im „Tender Husband" nicht nur dieses Verhältnis, sondern auch die hochromantische, durch Romanlektüre verbildete Biddy, das Gegenbild der Miss Lydia, und die Ansätze zu der männertollen Mrs. Malaprop, wie das Hartmann in seiner Abhandlung „Über die Vorlagen zu Sheridans Rivals" (Programm des Insterburger Gymnasiums 1888) nachgewiesen hat. Trotzdem ist sicher einzelnes, wie das Motiv, dafs Lydia die Hälfte ihres Vermögens verlieren soll, wenn sie ohne Zustimmung ihrer Tante sich verheiratet, aus Congreves „Way of the World" genommen. Der drei Jahre vor der Abfassung der Rivals erschienene Roman „Humphrey Clinker" ist mehr benutzt, als Weifs und Hartmann zugestehen. Die ganze Anlage gleicht den Rivals. Dafs Wilson seiner Geliebten als Brillenhändler verkleidet nachreist, dafs der alte Bramble über Gicht klagt, dafs Miss Tabitha fortwährend Fremdwörter unrichtig anwendet, findet in den Rivals etwas Entsprechendes, so dafs der Einflufs, den dieser Roman ausübte, nicht geleugnet werden kann. Was S. 11 über die Benutzung des Recruiting Officer gesagt wird, ist nicht zutreffend, da die Verhältnisse zu verschieden sind, um eine Vergleichung zuzulassen. Da Weifs S. 12 fragt, ob es zufällig sei, dafs die Helden in „The Way of the World" und „The Inconstant" Mirabel heifsen, so sei darauf hingewiesen, dafs Farquhar den Namen aus „The Wild Goose Chase" übernahm, wo der Vater aller-

Digitized by Google

dings nicht Old Mirabel, sondern Du Castre hiefs, und dafs das 1700 erschienene Lustspiel „The Way of the World“ drei Jahre älter als „The Inconstant“ ist.

S. 22—31 handelt Weifs über die Farce „St. Patrick's Day“. Die Erforschung der Quelle ergiebt das Resultat, dafs Farquhars „Recruiting Officer“ die erste Anregung zu dietem Stücke gab, an die sich unter Anlehnung an Lacys „Dumb Lady“ und an Aphra Behns „Sir Patient Fancy“ weitere intriguenhafte Elemente anschlossen. Ferner stellt Weifs den engen Anschlufs an Molières „Bourgeois gentilhomme“ fest, der Sheridan in mehreren englischen Bearbeitungen zugänglich war. In Bezug auf die stoffliche Anlehnung kann man der Untersuchung wenigstens insofern zustimmen, als es sich nur um Anregung, nicht um Entlehnung handelt. Nur die letzte Scene nähert sich Molières Bourgeois so weit, dafs hier die Entlehnung des Motivs vollständig durchsichtig ist. Dagegen mischt sich in die Erörterung über die Charaktere des Stückes zu viel Spitzfindigkeit. Man kann Weifs darin zustimmen, dafs er den Justice Credulous auf Molières strenge, eigenmächtige Väter zurückführt, aber Personen wie O'Connor und Lauretta lassen sich nicht auf bestimmte französische Vorbilder zurückverfolgen. Entschiedenen Widerspruch fordert die Art, in der Weifs den Charakter der Mrs. Bridget bespricht. Bei der Behauptung, dafs in demselben die Charaktere der Belise (Malade imaginaire) und der Mad. Jourdain (Bourgeois gentilhomme) vereinigt sind, hat Weifs nicht bedacht, dafs beide in einem unvereinbaren Gegensatz sich befinden. Belise ist nichts als frivol, selbstsüchtig, Mad. Jourdain dagegen bedächtig, verständig, ihrem Manne überlegen und scheint selbst mit ihrer Eifersucht recht zu haben. Bei Mrs. Bridget findet sich die gleiche Überlegenheit mit einem der Jourdain nicht fremden Anflug von Sarkasmus verbunden, der sich gegen Ende des Stückes bis zum Frevelhaften steigert. Dabei scheint sie es nicht ernsthaft zu meinen, wenn sie ihren Mann lieber sterben als durch einen Quacksalber retten sehen will. Hierin aber liegt allein die Ähnlichkeit mit Belise, die mithin unbegründet ist.

S. 31—41 sind der Oper „The Duenna“ gewidmet. Die Erforschung der Quelle wird von Weifs wie schon früher an die Besprechung der Charaktere geknüpft. Eine lehrreiche Zusammenstellung der Namen der in den vorzüglich heranzuziehenden Stücken auftretenden Personen zeigt, dafs das Personalverzeichnis am meisten mit dem des „Wonder“ der Centlivre übereinstimmt, womit die Analyse beider Stücke vortrefflich im Einklang steht. Es findet sich darin nicht der Pater Dominic, der sicher von Drydens Spanish Friar abstammt, wie das bereits von Hallam behauptet worden ist. Die Figur des Juden und der Duenna sollen dagegen aus Drydens „Love Triumphant“ herrühren. Weifs zerlegt die Handlung in drei Gruppen, die er bequem auf verschiedene Stücke zurückführt. Dabei bleibt „The Wonder“ als Hauptquelle bestehen, während für die Geschichte der Louisa nach dem Vorgange anderer Wycherleys County Wife herangezogen wird, wobei es unentschieden bleibt, ob Sheridan an das Original oder an Garricks Bearbeitung anknüpfte. Weifs läfst es dahingestellt, inwiefern Molières „École des maris“ und „Sicilien“ von Einflufs waren, da die notwendige Mittelquelle nicht aufgefunden werden konnte. Neu ist die Behauptung, dafs die Intrigue der Duenna aus einer Scene des „Old Bachelor“ von Congreve genommen und mit Drydens „Love Triumphant“ verbunden sei, während die Lösung des Konflikts wieder auf den Spanish Friar zurückgeführt wird.

Den Erörterungen über „The School for Scandal“, die Weifs S. 42—59 bespricht, kann man weniger zustimmen. Ganz richtig hat er dieses Stück in zwei Teile zerlegt, für die verschiedene Quellen anzunehmen sind. Das Motiv des ersteren, der eigentlichen Lästerschule, ist zweifellos in der

Digitized by Google

Restaurationsdramatik zu suchen. Es gelingt Weifs, die Vorbilder in Congreves „Double Dealer“ und Wycherleys „Plain Dealer“ aufzufinden. Man kann zugeben, dafs die Sneerwell der Olivia gleicht, Candour, Crabtree und Backbite den Novel und Plausible im „Plain Dealer“ entsprechen, dafs Sir Peter Teazle einigermafsen Touchwood und Lady Teazle der Touchwood ähnelt; man kann auch zugeben, dafs Sir Peter von dem Alten der „Mariage forcé“ und Lady Teazle von Vorbildern wie der Clarissa und dem Country Girl beeinflufst worden sind, aber vor der Annahme, dafs die letztere der ihr ganz entgegengesetzten Olivia angeglichen worden sei, mufs man Halt machen. Weifs leugnet mit Unrecht, dafs die andere Handlung auf Fieldings „Tom Jones“ zurückgeht. Die Zurückführung auf den „Double Dealer“ ist ihm derart mifslungen, dafs er schliefslich doch einen Einflufs des Tom Jones zulassen mufs. Nun aber fehlen, wie Weifs selbst bemerkt, dem Maskwell im „Double Dealer“, dem angeblichen Vorbilde des Joseph, Habsucht und Sophistik, welche dagegen in Blifils Charakter wie auch in Josephs die Hauptzüge bilden. Da Joseph nicht direkt auf Molières Tartuffe zurückgeführt werden kann, so mufs man dabei stehen bleiben, dafs Fieldings Roman, auf den noch mehr hinweist, von grofsem Einflufs war.* Er gab vielleicht die Anregung zu dem zweiten Teile des Lustspiels, an die sich weitere Motive aus Footes „Minor“, Cibbers „Non Juror“ und „Provoked Husband“ anschlossen. Indem Sheridan denselben mit dem Stoffe der „Lästerschule“ verband, gewannen auch die oben genannten Lustspiele Einflufs auf die Personen und die Handlung des zweiten Teils. Über die Stellung des Fieldingschen Romans ist Weifs so unklar, dafs er nur falsche Schlüsse ziehen kann. Dafs Fielding von dem Restaurationslustspiele abhängig ist, wird niemand bestreiten; aber dafs er im „Tom Jones“, wie S. 50 und 52 behauptet wird, „entschieden die Handlung des Minor von Foote verwandte“, ist unmöglich, da der Minor 1760 (vgl. Footes, Works, ed. John Bee, Bd. I, London 1830), der „Tom Jones“ bereits 1749 erschienen ist. So dreht sich das Verhältnis um, und man hat vielleicht im Minor eine Nachwirkung des Fieldingschen Romans zu erkennen. Weifs bemüht sich auch bei dieser Gelegenheit erfolgreich Anklänge an Molière aufzuspüren, fafst aber die Verbindung des „Double Dealer“ mit dem „Tartuffe“ zu eng.

Seine Besprechung des Lustspiels „A Trip to Scarborough“ beginnt mit einem Irrtum. Vanbrughs „Relapse or Virtue in Danger“, das von Sheridan unter dem obigen Titel bearbeitet ist, ist nicht die Ergänzung des „Provoked Wife“, sondern die Fortsetzung des Cibberschen „Fool in Fashion or Love's Last Shift“. Sehr weitläufig und genau vergleicht Weifs Sheridans Bearbeitung mit dem Originale, indem er Abweichungen und Übereinstimmungen durch fortlaufende Vergleichung der Texte feststellt. Das ist zwar übersichtlich, aber wichtige Thatsachen verschwinden dabei unter der Fülle von Einzelheiten. Weifs hat das Material schön und reinlich zusammengestellt, es fehlt nur, was das Wichtigste ist, die Erklärung der Änderungen. Weifs hat zwar anerkannt, dafs Sheridan die Handlung besser begründet und verknüpft, die Sprache verfeinert und modernisiert, die Charakteristik verändert hat, aber er erwähnt das alles nur beiläufig, ohne die Hauptgesichtspunkte, unter denen dies geschehen ist, am Schlusse zusammenzustellen. Weifs hat nicht bedacht, dafs Sheridan sich bei Bearbeitung des Vanbrughschen Stückes in einer Zwangslage befand, aus der sich die bedeutendsten Änderungen herschreiben. Vanbrugh hatte sein Lustspiel als Fortsetzung eines beliebten Lustspiels

* Interessant ist, dafs man in Joseph den Charakter des Schauspielers [illegible] merston wiederfinden wollte, vgl. Cumberland, Memoirs etc., ed. Flanders, Philadelphia 1856, S. 321, Anm.

Digitized by Google

geschrieben, das zu Sheridans Zeit vermutlich nicht mehr aufgeführt wurde. Die darin zustimmend beantwortete Frage, ob ein Verschwender und Ehebrecher durch seine von ihm lange geschiedene Frau zu einem ordentlichen Leben zurückgeführt werden könne, wurde von Vanbrugh von neuem aufgenommen und zu einer anderen Entscheidung gebracht. Mit der zwischen Amanda und Loveless sich weiter abspielenden Handlung verband er die Nebenhandlung, in welcher dem zum Lord Foppington beförderten Sir Novelty Fashion, Young Fashion und Miss Hoydon die Hauptrollen zufielen. Diese Nebenhandlung hat Sheridan in den Vordergrund gerückt, da für ihn die Lösung des angedeuteten psychologischen Problems nicht mehr die Hauptsache sein sollte noch konnte. Geflissentlich hat er der Berinthia einen ganz anderen Charakter gegeben und so ihre Stellung zu Amanda verschoben, deren Tugend nunmehr auf eine weniger harte Probe gestellt wird. Diese Veränderung zog eine Reihe anderer nach sich, so dafs die Bearbeitung sich gegen den Schlufs immer weiter von der Vorlage entfernt. Die Hauptsache aber bleibt für jede Beurteilung der Arbeit die Erwägung, dafs Sheridan das Stück ganz und gar von dem Cibberschen Lustspiel unabhängig machen mufste. In zweiter Linie stehen die Änderungen, die der Fortschritt der Sitten und der Kultur bedingte.

S. 83—98 bespricht Weifs die „Critic“. Die „Critic“ wurde nicht 1788, sondern bereits 1778 zum erstenmal aufgeführt. Es waren also nicht, wie Weifs S. 84 meint, dreizehn Jahre seit den ersten Erfolgen des Dichters verflossen, und Sheridan selbst befand sich keineswegs schon im vorgerückten Alter. An der Hand von Moores und G. G. S.s Aufschlüssen ist die Charakterisierung der Farce gut gelungen und die Tendenz richtig erkannt. Durch Heranziehung einzelner Stellen wird bewiesen, dafs Sheridan bestimmte Stücke Cumberlands persiflierte. Leider hat Weifs den Gedanken, dafs die Tilburina eine allgemeine Satire gegen die Unnatur der Tragödinnen sei, nur gestreift, ohne ihn tiefer zu begründen. Es ist dies um so wahrscheinlicher, als sich die Schauspielkunst in einem Übergange befand, und Sheridan ein Anhänger der Neuerer war.

Indem Weifs S. 101—110 das Ergebnis der Quellenforschung zusammenfafst, gewinnt er die Ansicht, dafs Sheridan auch in Bezug auf die Form dem Restaurationslustspiele verpflichtet und so, da dieses Molière vielfach folgte, mittelbar einer der bedeutendsten Schüler desselben war. Mit wenigen Worten erwähnt er dabei des Gegensatzes zum älteren englischen Lustspiel.

Weifs hat leider den „Pizarro“ nicht in seine Erörterungen eingezogen, obgleich dieses Trauerspiel für die dramatischen Ansichten Sheridans sehr bemerkenswert ist und sich bis weit ins 19. Jahrhundert hinein auf der Bühne hielt, wie noch Thackeray im Pendennis I, Cap. XIV, Tauchnitz Ed. 181 ff. durch eine Schilderung einer Vorstellung desselben bezeugt, was Bahlsen in seinem Aufsatz „Kotzebues Peru-Dramen und Sheridans Pizarro“ (Archiv LXXXI, S. 353 ff.) entgangen ist. Das „musical entertainment“ The Camp, das noch Moore in seine Ausgabe von Sheridans Werken aufnahm, erwähnt Weifs gar nicht. Es gehört auch sicherlich nicht Sheridan an.

Haben wir im Laufe unserer Besprechung mancher Ansicht des Verfassers entgegentreten oder einige Ausstellungen machen müssen, so erkennen wir dagegen gern an, dafs wir es mit einer gründlichen und wertvollen Abhandlung zu thun haben, die mancherlei neue Aufschlüsse über das Verhältnis des Dramatikers zu der älteren Lustspiellitteratur bietet, ein Resultat, das uns gern einige stilistische Mängel der Arbeit übersehen läfst.

Hannover. Robert Philippsthal.

Digitized by Google

Französische und englische Schulbibliothek, herausgegeben von Otto Dickmann. Serie A: 50 Bändchen, Serie B: 15 Bändchen à 0,85—2 Mark (in Leinw. geb.). Leipzig, Rengersche Buchhandlung, 1883—1889.

Zu einer Zeit, da die Klagen über die Schulausgaben zur neusprachlichen Lektüre immer lauter wurden und eine Umkehr für notwendig erachtet wurde, trat Otto Dickmann mit einer Anzahl praktischer Schulmänner in Verbindung, um der leidigen Eselsbrückenfabrikation, wie sie seitdem von Ulbrich u. a. unbarmherzig festgenagelt worden ist, thatkräftig entgegenzutreten und neue Schulausgaben französischer und englischer Autoren zu schaffen, welche sich neben den für die altklassische Philologie vorhandenen sehen lassen durften. An Stelle der überflüssigen Wort- und Satzverdeutschungen am Fufse jeder Seite, die nur der Trägheit und Oberflächlichkeit Vorschub zu leisten pflegten und die in festgesetzter Zeilenzahl pro Bogen den verhätschelten Schülern aufgetischt wurden, traten sachliche Anmerkungen zur Vermittelung des inneren Verständnisses und der notwendigen Vorkenntnisse über die vom Autor behandelten Zeitabschnitte, über Land und Leute Frankreichs und Englands. Diese wenig umfangreichen Anmerkungen wurden in den Anhang verwiesen, die wenigen sprachlichen Noten, die nur in den dringendsten Notfällen gegeben waren, blieben am Fufse der Seite, verwöhnten aber die Schüler nicht.

Diese wohlerwogenen neuen Grundsätze, die passende Auswahl fesselnder, ein einheitliches Ganze bildender Stücke aus guten Prosaikern haben neben der vornehmen Ausstattung dieser Schulbibliothek so raschen Eingang verschafft, dafs sie bald auf fünfzig Bändchen wuchs und bald Neuauflagen erlebte (z. B. Michaud, Duruy, Lanfrey, Thiers, Daudet). Dies veranlafste andere Sammlungen neusprachlicher Autoren, das Verfahren Dickmanns und seiner Mitarbeiter stückweise nachzuahmen, und darin liegt unserer Ansicht nach das Hauptverdienst der bei Renger gedruckten Schulbibliothek. Zuerst führte Benecke in seiner beliebten Sammlung „*Prosateurs français*“ bei Velhagen & Klasing Ausgaben mit besonderem Notenanhang ein (B-Ausgaben), dann wurde der Kommentar auf die Höhe der neueren Anforderungen gebracht — ein Blick auf die älteren Bände der Beneckeschen Sammlung ist für die rasche Entwickelung des neusprachlichen Unterrichts sehr interessant —, und endlich kamen zu den französischen Autoren noch *English authors* hinzu. Auch die Weidmannsche Sammlung machte sich in einzelnen Neuauflagen die oder jene zuerst von Dickmann und seinen Mitarbeitern getroffenen Einrichtungen zu Nutze (vgl. Ramslers Lanfrey); bald folgten Friedberg & Mode mit gröfserem Druck und Format, sowie mit abgesondertem Notenanhang, der sich zugleich qualitativ verbesserte; hierauf gründete M. Hartmann bei E. A. Seemann eine neue Schulbibliothek, welche mit gröfster Genauigkeit und Vollständigkeit die sachlichen Erklärungen herbeitrug, ebenso wie Friedberg & Mode in losem Anhang; endlich kommt jetzt bei H. Schlutter in Gera eine von Schmager geleitete Sammlung reiner Textausgaben mit kurzen Sacherklärungen am Ende jedes Bändchens heraus.

Diese Aufzählung genügt, um den zeitgemäfsen Einflufs der von Dickmann begründeten Schulbibliothek auf die erfreuliche Entwickelung des neusprachlichen Lehrmittelwesens zu zeigen. In der That weht seit Gründung dieser Schulbibliothek eine frischere Luft in den ehedem etwas versumpften Regionen; alle Sammlungen französischer und englischer Autoren mufsten wohl oder übel auf dem neugebahnten Pfade mitmarschieren und in ihrer inneren und äufseren Beschaffenheit sich nach und

Digitized by Google

nach dem veränderten Standpunkt und den erhöhten Anforderungen der Lehrerwelt anpassen. Der Nutzen, den die französisch-englische Schulbibliothek direkt und indirekt der Schule gebracht, läfst sich schon heute überblicken und würdigen. Heute umfafst die von der Rengerschen Buchhandlung vorzüglich und praktisch ausgestattete Schulbibliothek aufser den gangbarsten Historikern Frankreichs und Englands, sowie einzelnen Rednern und Novellisten, noch mehrere in Schulen Frankreichs sehr beliebte Autoren, die erst jetzt der deutschen Schulwelt zugänglich gemacht werden, z. B. Lamée Fleury, Dhombres, Monod, sowie auch eine Auswahl aus Voltaires Briefwechsel mit dem Philosophen von Sanssouci.

Zu dieser prosaischen Abteilung (bis jetzt 50 Bände im Preise von 0,85 bis 1,50 Mark) ist vor drei Jahren eine poetische Serie hinzugetreten, welche in 15 Bänden (Preis von 1,00 bis 1,80 Mk.) neben klassischen Dramen Corneilles, Racines, Voltaires, Molières, Shakespeares, auch Pirons *Métromanie*, Delavignes *Louis XI*, Byrons *Childe Harold* und eine Auswahl der bekanntesten Lyriker beider Länder bietet. Hier ist zur Einführung in Sprache und Metrik jeweils eine längere Einleitung mit zahlreichen Erklärungen vorausgeschickt, wodurch der Kommentar zu seinem Vorteile sich verringert. Diese Serie B schreitet langsamer vorwärts und bietet noch keine neuzeitigen Dramen. Dafs hierin die Auswahl sehr schwer ist und dafs die von zeitgenössischen Dramatikern behandelten Zustände nicht gerade zur Förderung der Sittlichkeit beitragen, ist leider wahr. Doch läfst sich auch einzelnes für die Schule Passende herausfinden, wenn man bedenkt, dafs der reifere Schüler Homer und Horaz ohne sittliche Gefahr in die Hand bekommt. Dafs die vorzügliche Sammlung seitens der Redaktion und des Rengerschen Verlags in dieser Richtung erweitert werde, scheint dem Referenten wünschenswert.

Sarrazin.

A. Millet: Études lexicographiques sur l'ancienne langue française à propos du dictionnaire de M. Godefroy. Paris 1888. 69 p. 8.

Herr Millet hat eine lange Reihe von Ausstellungen an Godefroys Wörterbuch zu machen; er ist eigentlich in keinem wesentlichen Punkte mit ihm einverstanden. Den Hauptmangel sieht er darin (S. 11), dafs Godefroy nur die heute nicht mehr üblichen Wörter aufgenommen hat; er fordert, dafs in ein altfranzösisches Wörterbuch der gesamte Wortschatz des Altfranzösischen mit Angabe aller graphischen Varianten und sämtlicher Bedeutungen aufgenommen werde. Diese Forderung ist gewifs berechtigt und nicht von Herrn Millet allein oder zuerst gestellt worden. Aber tadeln ist gerade hier leichter als besser machen. Man wird nach der Lektüre des vorliegenden Heftes kaum die Überzeugung gewinnen, dafs Herr Millet der Mann wäre, ein berechtigten Anforderungen genügendes Wörterbuch des Altfranzösischen zu schreiben. Die Bedingung, die er Godefroy vorwirft, unbeachtet gelassen zu haben, *de se tenir au niveau de la science* (S. 27), ist er selbst weit entfernt zu erfüllen. Man braucht nur die altfranzösischen Lautregeln S. 27 f. oder was einige Seiten vorher die Flexionslehre Betreffendes gesagt ist (*tempéste* ist Nominativ zum Kas. obl. *tempesté*, *povérte* zu *poverté*, die 1. Pers. Präs. Ind. von *amer* heifst *j'aime*, von *prover je preure* etc.) zu lesen, um zu sehen, dafs Herr Millet nicht übermäfsig viel Grund hatte, mit Godefroy streng ins Gericht zu gehen. Nicht selten ist man, wenn man die vielen Ausstellungen geduldig anhört, geneigt, von dem Wörterbuche eine günstigere

Digitized by Google

Meinung zu gewinnen, weil sie zeigen, dafs manches doch noch hätte schlechter sein können, wenn Godefroy nämlich den von Herrn Millet als den rechten bezeichneten Weg eingeschlagen hätte. So fordert Herr Millet, um nur ein Beispiel anzuführen, S. 37, dafs bei nicht ganz klaren Wörtern behufs Ermittelung ihrer Bedeutung die Etymologie zu Hilfe genommen werde, und giebt S. 37—45 Proben, die die Trefflichkeit des vorgeschlagenen Verfahrens darlegen sollen, aber nur beweisen, dafs dasselbe nicht mehr als ein Raten ist, das ebenso oft irre geht, als es das Rechte trifft, wie dem ja nicht anders sein kann, wenn der Etymologe so wenig wie Herr Millet in der Lage ist, seine Phantasie durch lautgesetzliche Kritik im Zaume zu halten. *Agruier* (?) belegt Godefroy mit Jub. Nouv. rec. II, 76: *Tiens me tu donques si de folie agruiere Por ce que je ne lais le pre por la bruiere?* ohne es zu übersetzen; Herr Millet hat vermöge des Etymons agrarius (!) den Sinn herausgefunden: *agreste, sauvage;* **anscais**, das Godefroy, wie Referent auch thun würde, mit einem ? versieht (*N'estoit pas lefrus ne anscais, Vairs ot les uels jolis et gais,* Durm. l. Gal. 107) bedeutet nach Herrn Millet *à la mâchoire saillante,* denn seine Grundlage ist offenbar: *ans (avant) + cais (mâchoire).* Noch schöner ist: *belier** *: regarder de côté, de travers — de* **be**, *particule péjorative +* **legere**. Das genügt wohl, um zu zeigen, wie Herr Millet etymologisiert. Wir sehen nach alledem dem Glossaire spécial, in welchem Herr Millet die von Godefroy ausgelassenen Wörter gesammelt vorlegen will (S. 28), nur mit geringer Hoffnung entgegen.

Berlin. Alfred Schulze.

H. Gotthelf: Auteurs modernes. Un petit cours littéraire pour la jeunesse. Stuttgart, Engelhorn, 1889. VI, 191 S.

Das vorzüglich gedruckte und sauber ausgestattete Bändchen enthält elf Erzählungen verschiedener, in Deutschland meist wenig bekannter Verfasser. Neben A. Daudet, der mit einem Souvenirs d'enfance überschriebenen Kapitel aus Mon frère et moi vertreten ist, und Jules Clarétie begegnen Joseph Bertal, Pierre Decourcelle, Henri La Luberne, André Theuriet — auch Sacher Masoch und die Herausgeberin. Die Erzählungen sind passend ausgewählt und zur Jugendlektüre recht geeignet. Biographische Angaben fehlen nicht; zuweilen vermifst man eine erklärende Anmerkung, wie S. 48 (aux Champs-Elysées, d'entrer voir *Guignol*, dans l'intérieur de la *ficelle).*

Seltsam ist, was Mad. Gotthelf zur Zusammenstellung dieser Erzählungen veranlafste. Sie hat wiederholt in den Pariser Salons junge Damen aus Deutschland oder Österreich beobachtet, die über Musik und Theater lebhaft plaudern konnten, aber plötzlich errötend verstummten, wenn auf moderne französische Litteratur die Rede kam. Daher das Buch. Glaubt Mad. Gotthelf, dafs diese Damen, nachdem sie nunmehr ein Kapitel Daudet gelesen, bei der Erwähnung des beliebten Romanciers gesprächiger sein werden? Ist es wirklich ein Vorwurf für ein junges Mädchen, in der modernen Erzählungslitteratur Frankreichs unbewandert zu sein? Wohl ihr, wenn sie errötet, weil sie noch nichts gelesen hat! H. L.

---

* Die Existenz eines Verbs *belier* ist übrigens sehr fraglich; belegt ist nur *en beliant* bezw. *en bellian*t, welche Wendung offenbar mit dem unter einem wiederum fraglichen *besliver* bei Godefroy mehrfach nachgewiesenen *en beslivant* (schräg) identisch ist.

Digitized by Google

John Bloch: Beiträge zu einer Würdigung Diderots als Dramatiker. Dissertation. Königsberg 1888. 78 S.

Zu den mit Unrecht vernachlässigten Aufklärern des 18. Jahrhunderts gehört Diderot trotz Rosenkranz' eingehender, aber von der Konstruktionsmanier des Hegeltums nicht immer freier Biographie und trotz Génins für weitere Kreise berechneter zweibändiger Ausgabe. Darum begrüßsen wir die sachgemäße, fleißige Darstellung, welche der Vorkämpfer der Encyklopädisten als dramaturgischer und dramatischer Neuerer in der oben angeführten Dissertation gefunden hat, mit Freude. Der junge Herr Doktor bespricht in Kap. I die dramaturgischen Abhandlungen Diderots vorurteilsfrei und sachlich und hält sich von der Überschätzung dieser Theorien, an der Lessings Auseinandersetzungen in der Hamburgischen Dramaturgie bisweilen leiden, glücklich fern. In der Hauptsache schliefst er sich an Rosenkranz an. In Kap. II wendet er sich den Dramen zu, die er in ihrem geschichtlichen und ästhetischen Zusammenhange bespricht. Eingehender Betrachtung der dramatischen Fragmente ist das III. Kapitel gewidmet, diesem liegen mannigfache selbständige Studien und neue Gedanken zu Grunde. Mit Recht hebt Bloch nicht nur den Zusammenhang Diderots mit Addison und Richardson, sondern auch mit der französischen Comédie larmoyante, besonders mit den Dichtungen des Nivelle de la Chaussée hervor. Den Vorbildern und Nachahmern Diderots ist dann in den Anmerkungen besondere Sorgfalt gewidmet. Wie viele litterarhistorische Dissertationen des letzten Jahrzehnts, wendet sich auch diese der auf Universitäten noch immer arg vernachlässigten neueren französischen Litteratur zu. Besonders das 18. Jahrhundert bedarf trotz Hettners schön gruppierender und einheitlich zusammenfassender Darstellung noch sehr des Ausbaues im Einzelnen, daher wir auch diese Schrift als wertvollen Baustein willkommen heifsen.

Dresden. R. Mahrenholtz.

Gustav Weigand: Die Sprache der Olympo-Walachen nebst einer Einleitung über Land und Leute. Leipzig 1888. VIII, 142 S.

Der Verfasser, ein junger Mann, hat im Sommer 1887 bei einem drei Monate währenden Aufenthalte im Lande die Sprache der am Olymp in Thessalien wohnenden Rumänier erforscht und giebt in der vorliegenden Schrift seine Nachrichten über diesen Zweig des Makedo-Rumänischen. Eine lobenswerte That, ein willkommener Beitrag, werden alle Freunde des Rumänischen überhaupt und insbesondere seiner südlichen Mundarten und die Verehrer von den Probestücken der makedo-rumänichen Mundart, welche Vangeliu Petrescu 1880—1881 herausgab, und von den in Miklosichs Rumänischen Untersuchungen sich findenden „Istro- und Makedo-rumunischen Sprachdenkmälern" mit Beifall ausrufen, und sie werden sich in ihrer vorgefafsten Meinung nicht getäuscht finden, sondern dem Verfasser Glück wünschen, insbesondere auch zu der im Vorwort angedeuteten Absicht, noch einmal, in längerer Zeit, die rumänischen Gebiete in Makedonien, Albanien, Epirus zu besuchen und ein umfassenderes, mehr ein Gesamtbild, zu entwerfen. Möchte ihm dann, werden sie wohl hinzufügen, dasselbe Glück wie beim erstenmal beschieden sein, dafs ihm wieder die türkische Regierung einige Soldaten zum Schutze mitgebe, dafs alles gut ablaufe, und möchte er dann etwas mehr von seinen kleinen, zur Sprachgeschichte auch nicht so wesentlichen, Erlebnissen ausplaudern.

Der Verfasser teilt das Makedo-Rumänische in fünf Gruppen oder Untermundarten: die Nord-, die Strymon-, die Pindus-, die Olymp-, die

Digitized by Google

albanisch-epirotische Gruppe. Bei der Angabe von solchen, wo weiteres zu finden ist, vermisse ich die Gebrüder Schott mit der ethnographischen Einleitung zu ihren Rumänischen Märchen und Albumul Macedo-Român, Buc. 1880, auch habe ich mich etwas gewundert, Diez nie erwähnt zu finden, der doch das Südrumänische mit einer gewissen Ausdehnung und Vorliebe behandelt. Die Rumänier vom Pindus und vom Olymp, meint der Verfasser, müssen nach Sprache und anderen Anzeichen einst zusammengehört haben. Am Olymp giebt es jetzt nur noch drei rumänische Ortschaften, deren bedeutendste Vlacho-Livadhon (im Sommer 3000, im Winter 2000 Einwohner, früher wohl noch einmal so grofs): die Laut- und Formenlehre dieses Ortes bildet im wesentlichen das vorliegende Buch (S. 17—104). An anderen Orten wohnen zahlreiche Makedo-Rumänier mit anderen Völkern gemischt.

In diesem grammatischen Teile erfreuen in hohem Grade die an Ort und Stelle mit Behutsamkeit gesammelten Nachrichten und ein gesundes Urteil, mit welchem dieselben verarbeitet sind. Ich will für dies letztere wenigstens ein Beispiel anführen. Wenn man die Formen irgend welcher Sprache, insbesondere die des Napolitanischen, Sicilischen, Sardischen oder Rumänischen, näher betrachtet, so erregt es ganz besonders unsere Verwunderung, zuweilen einen Laut glatt durch einen anderen, namentlich k, g durch p, b, ersetzt zu sehen und umgekehrt. So bevorzugen Neapel und Sicilien k, g (sowie auch c, g als Quetschlaute), Sardinien und Rumänien umgekehrt die Lippenlaute, Südrumänien gelegentlich daneben k, g. Was soll man sagen? Es sind Geschmackssachen, Neigungen der Sprachwerkzeuge, daher solche Umsprünge? Mag sein. Sieht man aber bei anderen Gelegenheiten ruhigere Übergänge und Brücken, wie z. B. ital. piano und span. llano von planus auf l zu li, dann blofses i, und nicht auf Umschlag von l zu i, führen, so kommt man, ich z. B. schon lange im stillen vor Miklosich, auf die Frage: sollte nicht, wenn k zu p wird, letzteres erst auch neben ersterem gewesen sein, wie der Umstand andeutet, dafs öfters nicht k oder c, sondern qu vorher gestanden hat? Miklosich stellte ein für allemal für alle Sprachen den Umsprung in Abrede und behauptete, es müfste immer eine Brücke gefunden werden, parasitisches j, aus dem sich t oder d und k oder g entwickele. Unser Verfasser macht gegen diese eine eigene neue Erklärung von der „Organassimilation“ geltend. Ein von ihm beobachteter siebenjähriger Knabe sprach statt dr stets gr, weil sein r, ein Zäpfchen-r, sich mit d nicht einigen wollte; genötigt, Zungen-r zu sprechen, gelang ihm auch dr. Das ist sehr schön, und möchte ich diese Art von Beobachtung der Spracheigenheiten von Kindern hier bestens empfohlen haben. Ich war schon einige Zeit vor der Bekanntschaft mit unserem Verfasser, d. h. seinem Buche, auf ähnliche Weise zu der Annahme gekommen, dafs Lautumschlag, ohne Vermittelung, doch zuweilen stattfinden müsse, und zwar in leichten Fällen wie l zu r und in schwersten Fällen. Ein kleines, etwa zweijähriges, gut und geläufig sprechendes Mädchen hatte die Gewohnheit, ein Gesetz von Konsonantenharmonie ganz genau durchführend den Laut k und g (gelindes k) zu vermeiden; folgte zu Ende der Silbe oder zu Anfang der nächsten Silbe ein Lippenlaut, so verwandelte sich k in p, g in b, folgte ein Zungenbuchstab, so traten t und d ein. Kaffee — Paffee, Kanne — Tanne, Kaffeekanne — Paffeetanne, und so durchweg mit wissenschaftlicher Genauigkeit. Nur galt ch nicht als k-Laut, sondern als Zungenlaut: Kuchen — Tuchen. Eben diese Art rückwärts wirkender Konsonantenharmonie spielt in der baskischen Formenlehre eine Rolle, wo das Pluralzeichen k zu t wird, wenn sich noch das „von her“ bedeutende Wörtchen arik (in dem übrigens r statt t steht, es heifst sonst tik, Toledotik, von Toledo) hinten anschliefst: gisone*t*-arik, von den Menschen (vgl. Fr. Müller, Grundrifs der Sprachwissenschaft III, II, 1, S. 9).

Digitized by Google

So hat unser Verfasser unzweifelhaft recht, wenn ihm in pt statt ct, kj oder kĭ statt pj, pĭ immer der zweite in diesen Gruppen die Einsetzung des ersteren Lautes bestimmt zu haben scheint. Daſs bei vollständigerer Kenntnis der gesamten makedo-rumänischen Mundart sich noch manches besser werde erklären, glaubt der Verfasser wohl mit Recht, manches kann auch sonst sich noch aufhellen. Doch wie vortrefflich sind auch solche Beispiele, recht zu dem von mir erzählten von einem deutschen Kinde passend: papate (Kartoffel) für patate, kakutsa (langer Mantel) für kaputsa! Nur daſs dieses eine vorwärts wirkende Konsonantenharmonie ist! Zu palumbus mit einem Stern bemerke ich, daſs dies neben palumbes und palumbis auch eine gute lateinische Form ist, die Sueton Cels. und die Script. r. r. kennen. Bei insurà erst an ein „in uxor —“ zu denken, es nicht geradezu von uxor herzuleiten (auch Calabrien kennt die Form) ist in anbetracht von nordrum. însu ipse und von ven. insci exire, makedo-rum. însire unrecht; gewiſs trifft Miklosich mit nordrum. însu von ipse, impsu, imsu, insu das Richtige für alle diese und noch andere ähnliche Formen: sard. insoru = loro, altlat. insipti, nach einer Glosse = αὐτοί. Zu dem i der ersteren Form genügt es, auf VIXOR = uxor, einer christlichen Inschrift hinzuweisen, und auf die Lust, von ui zu bloſsem i überzugehen (monferr. lim = lume), die makedo-rum. inclid, inclisa zugleich als rumänisch und nicht griechisch erscheinen läſst. Sehr schön ist wiederum die Erklärung von naχeamă „ein wenig“, in Vlacho-Livadhon năϑeamă, als griechisch = ein Blick. Das Wörtchen disli, Hälfte, „manchmal statt dzumitate gebraucht“, welches dem Verfasser „unklar“ ist, dürfte vom griechischen ἴσος kommen; issa als „just, tocmaĭ“ kennt der Makedo-Rumänier nach V. Petrescu, Mostre I, Anm. 170. Das d könnte auf die Präposition de zurückgehen, um die Art und Weise (der Teilung) anzudeuten, und in dem li könnte ein „ihm“, lji, lj stecken. Der Verfasser „vermag die Erscheinung, daſs die reinen Participia die Endung ă haben, nicht zu erklären“. In einem Volksliede bei ihm, XIV, 3: plântă plântă s' lăkramată, (sie hatte) geklagt geklagt und geweint, nu avem trekută pre aká, wir waren dort nicht vorüber gekommen (Phrasen). Ich meine, die Sache ist durch die Verwendung des Feminins im Italienischen, Rumänischen und Makedo-Rumänischen, indem man ursprünglich „Sache“ oder ähnliche Substantiva Feminina im Sinne hatte, hinreichend geklärt, vgl. Petr. I, 24: Impératulŭ cum vedu una ca acésta = Amăŭirlu cum vedu una ca aistă, als der Kaiser solches sah, eine (Sache, Thatsache) wie diese.

Von den Texten, S. 110—141, sind neun Seiten Prosa, das übrige Volkslieder aus Vlacho-Livadhon, Samarina, Vlacho-Klisur, für die man dem Verfasser, wie für das Ganze, um so mehr verpflichtet ist, als die Sprache, wie er sagt, im Aussterben begriffen scheint.

Friedenau, März 1889. **H. Buchholtz.**

Verhandlungen des dritten allgemeinen Neuphilologentages, herausgegeben vom Vorstande der Versammlung. Dritter Jahrgang. Hannover, Karl Meyer. 56 S. 1 Mark.

„Spät kommt Ihr, doch Ihr kommt, die groſse Müh entschuldigt Euer Säumen,“ so könnte man, mit einer kleinen Umänderung des Schillerschen Dichterwortes, bei dem ersehnten Anblicke dieses Berichtes ausrufen. Denn in der That viele Mühe, manche Besprechung, manches Hin- und Hersenden war nötig, ehe das längst Entworfene die Presse verlassen konnte. Verfasser des Berichtes sind die Herren Drr. Apetz und Peter in Dresden, die drei Vorstandsmitglieder haben die Korrektur geleitet, auch einige der Redner des Neuphilologentages mit geholfen.

Digitized by Google

Trotzdem sind noch manche Irrtümer stehen geblieben oder untergelaufen. Unwichtigeres übergehend, sei hier folgendes richtig gestellt. 1) Melchior Grimm kam nicht am 3. August 1750, sondern Ende 1748 oder 1749 nach Paris (siehe den im Druck erschienenen Vortrag des Referenten in dieser Zeitschrift, Bd. LXXXII, S. 291). 2) Mifsverstanden ist der Vergleich Grimms als Bahnbrecher der deutschen Litteratur aufserhalb Deutschlands mit Friedrich dem Grofsen, vgl. ebendaselbst S. 299 und 300. Aus dem „Dresdner Anzeiger" vom 30. Sept. 1888 hätte übrigens der Verfasser dieses Teiles der Berichte des Referenten wirkliche Angaben ersehen können. 3) Der Vortrag des Herrn Rektor Dörr über „Reform des neusprachlichen Unterrichtes" wurde nicht „von einer zahlreichen Zuhörerschaft mit lebhaftem Beifall aufgenommen", denn die Nachmittagssitzung am 29. September 1888 war weniger zahlreich besucht als die Vormittagssitzungen, auch hatten unmittelbar nach dem Vortrage schon verschiedene Mitglieder sich entfernt, ohne die Lebhaftigkeit des Beifalls durch ihre Teilnahme zu steigern. 4) Die Stengelsche These, welche sich an den erwähnten Vortrag anschlofs, ist nicht „mit sehr grofser Mehrheit", sondern mit 6—7 Stimmen über die absolute Majorität angenommen worden. In officiellen Berichten dürften derartige kleine Übertreibungen nicht vorkommen, übrigens soll damit gar nicht geleugnet werden, dafs die Berichterstattung sonst eine sachliche, nicht verschönerungssüchtige ist.

Erfreulich ist der Kassenbericht. Danach hat der 3. Neuphilologentag trotz geringerer Beteiligung und gröfserer Ausgaben einen Überschufs von 5 Mk. 68 Pf. an den Vorstand des vierten abliefern können, weniger erhebend ist es freilich, dafs von den Mitgliederbeiträgen noch 99 Mk. trotz dreimaliger Mahnung rückständig sind, so dafs mit einer Streichung der Säumigen und mit Postnachnahme gedroht werden mufs. Hätte man von vornherein nur Fach- und Berufsgenossen aufgenommen, so wären diese Unannehmlichkeiten erspart worden.

Zu dem Abschnitt über die schöne Molière-Ausstellung sei folgendes bemerkt. „Die Kolossalbüste von Houdon" zeigt uns nicht „den Molière, wie er im Herzen seines Volkes lebt, d. h. idealisiert", sondern den Molière, wie er in Mignards verschönernder Phantasie sich darstellte, denn auf eine Abzeichnung des Mignardschen Bildes geht die erste Anregung der Houdonschen Büste zurück. Ebensowenig läfst sich behaupten, dafs „das Bild vor dem Werke Lotheifsens oder das aus dem v. Seidlitzschen Bilderatlas den wirklichen Molière giebt". Wir wissen überhaupt nicht genau, wie der grofse Dichter im Privatleben aussah, haben von ihm nur idealisierte oder Kostümbilder, auch die ungünstige Schilderung seines Äufseren, welche ein Schweizer Professor vor etwa einem Jahre in der „Nation" gab, entbehrt authentischer Begründung.

Auf dem Umschlage der „Verhandlungen" bezeichnet der Verleger das bei ihm erscheinende „Neuphilolog. Centralblatt" als „Organ der Vereine für neuere Sprachen". Seit dem letzten Neuphilologentage giebt es kein derartiges „Organ" mehr, auch früher ist das „Neuphilolog. Centralblatt" von einzelnen Vereinen, z. B. von der Berliner und der Dresdner Gesellschaft für neuere Philologie, nicht als solches betrachtet worden.

Dresden. R. Mahrenholtz.

Digitized by Google

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiet der germanischen Philologie, herausgeg. von der Gesellschaft für deutsche Philologie in Berlin. 10. Jahrgang. 2. Abt. S. 129—374.

Köhlers Kompendienkatalog. Verzeichnis von Lehr- und Handbüchern für den akademischen Gebrauch etc. (Leipzig, K. F. Köhler.) 97 S.

Gesammelte Abhandlungen von Dr. Alexander Schmidt. Mit einer Lebensskizze herausgegeben von Freunden des Verstorbenen. (Berlin, Reimer.) 380 S. 7 M.

Deutsch.

K. Erfurth und H. Lindner, Deutsche Litteraturkunde. Auswahl charakteristischer Stücke in Poesie und Prosa. (Potsdam, Stein.) VIII, 567 S.

E. Haupt, Über die deutsche Lyrik bis zu Walther von der Vogelweide. I. (Leipzig, Fock.) 32 S. 4. 1 M.

P. Nerger, Dr. K. Krauses deutsche Grammatik für Ausländer jeder Nationalität neu bearbeitet. 4. verb. Aufl. (Rostock, Werther.) 279 S.

Englisch.

The American Journal of Philology; vol. X, 1. (April 1889): George Lyman Kittredge: Launfall (Rawlinson Version). Introduction: p. 1—21. Text: p. 21—33.

J. C. N. Backhaus, Schulgrammatik der engl. Sprache. (Hannover, Meyer.) 239 S.

Lord Byrons Don Juan. Übersetzt von Julius v. Eden. (Frankfurt a. M.) 40 S. (als Manuskript gedruckt). Nur der erste Gesang.

H. Krumm, Die Verwendung des Reimes in dem Blancverse des engl. Dramas zur Zeit Shakesperes. 22 S. (Leipzig, Fock.)

Marlowes Werke. Hist.-krit. Ausgabe von H. Breymann und A. Wagner. II. Doctor Faustus, herausgeg. von H. Breymann. LV, 197 S. (Engl. Sprach- u. Litteraturdenkmale des 16., 17. u. 18. Jahrh. herausgeg. von Karl Vollmöller.) (Heilbronn, Henninger.) 4 M.

O. Ritter, Englisches Lesebuch für höhere Lehranstalten. 5. mit einem Wörterbuch versehene Auflage. (Berlin, Haude & Spener.) 329 S.

Sammlung französischer und englischer Schriftsteller für den Schul- und Privatgebrauch. Ausgaben Velhagen & Klasing. English Authors.

Digitized by Google

40. Lief.: Old Jolliffe by Mrs. Mackarness herausgeg. von F. Friedrich; 41. Lief.: Amy's Kitchen by Mrs. Mackarness herausgeg. von B. Klatt; 42. Lief.: Evangeline by Longfellow herausgeg. von K. Bandow; 43. Lief.: Aladdin or The Wonderful Lamp herausgeg. von Hosch; 44. Lief.: Macbeth by Shakspere herausgeg. von O. Thiergen.

E. Schmid, Sammlung Shakespearescher Stücke. Für Schulen herausgegeben. 5. King Richard II. (Danzig, Saunier.) 86 S.

Earl Stanhope, The Seven Years' War. Mit deutschen Erklärungen von Dr. Martin Krummacher. (Leipzig, Tauchnitz.) 192 S.

Italienisch.

Paul Heyse, Italienische Dichter seit der Mitte des 18. Jahrh. (Berlin, Hertz.) Bd. I: Parini, Alfieri, Monti, Foscolo, Manzoni. Übersetzungen und Studien. XVI, 406 S. Bd. II: Giacomo Leopardi, Gedichte und Prosaschriften. VIII, 374 S. 8.

S. Heim, Aus Italien. Material für den Unterricht in der ital. Sprache. I. Heft: Italienisch-Deutsch. (Zürich, Schulthefs.)

R. Wendriner, Die paduanische Mundart bei Ruzante. (Breslau, Koebner.) 103 S.

Spanisch.

Biblioteca de autores célebres. Tomo I: Cartas Americanas por Don Juan Valera. Primera Serie. (Madrid, Fuentes y Capdeville.) 278 p. Precio: una peseta.

Französisch.

E. Bechmann, Drei Dits de l'âme aus der Handschr. Ms. Gall. oct. 28 der Königl. Bibliothek zu Berlin. 24 S. (Diss. v. Halle.)

A. O. Kesseler, Zur Methode des französ. Unterrichts. (Leipzig, Fock.) 26 S.

G. Lücking, Französ. Grammatik für den Schulgebrauch. 2. verb. Aufl. (Berlin, Weidmann.) 308 S.

O. Pilz, Beiträge zur Kenntnis der afrz. Fabliaux. I. Die Bedeutung des Wortes Fablel. Diss. v. Marburg. (Leipzig, Fock.) 24 S.

K. Quiehl, Die Einführung in die französische Aussprache. Lautliche Schulung, Lautschrift und Sprechübungen im Klassenunterricht. Auf Grund von Unterrichtsversuchen dargestellt. (Marburg, Elwert.) 49 S. 4. (Auch Progr. der städt. Realschule zu Kassel.)

Kurt Schäfer, Französ. Schulgrammatik für die Unterstufen. 2. Aufl. (Berlin, Winckelmann.) 251 S.

Ad. Tobler, Predigten des h. Bernhard in afrz. Übertragung. Aus den Sitzungsberichten der Akad. d. Wissenschaften zu Berlin. XIX, 18 S.

Digitized by Google

Die Schubart-Biographie und Schubart-Kritik

in ihrem gegenwärtigen Zustand.

Von

Gustav Hauff.

Über mein Werk: Christian Friedrich Daniel Schubart in seinem Leben und seinen Werken (Stuttgart, W. Kohlhammer, 1885) sind so viele, teils lobende, teils tadelnde Besprechungen — diese zahlreicher als jene — erschienen, daſs ihre Zusammenstellung und gegenseitige Beleuchtung ebenso sehr zur Belehrung als zur Unterhaltung des Lesers dienen und die dermalen gewöhnliche Bücherkritik in ihrer Stärke und Schwäche zeichnen dürfte.

Die hauptsächlichsten Besprechungen sind: 1) W. Buchner in den Blättern für litterarische Unterhaltung 1885, 42 — im ganzen wohlwollend und anerkennend; 2) Hermann Fischer im Schwäb. Merkur 1885, 216 — in gemäſsigtem, ruhigem Ton, mit richtiger Erfassung der Eigentümlichkeit des Werkes, besonders im Unterschied von Strauſs; 3) D. Karl Geiger, Bibliothekar in Tübingen, in der Besonderen Beilage zum Württemb. Staatsanzeiger 1885, 16. 18. 19 und 1888, 9 — mehr eine eigene Abhandlung mit mancherlei schätzbaren neuen Mitteilungen, aber durchaus nicht frei von falschen Auffassungen und ungerechten Vorwürfen gegen mich; 4) Max Koch in den Grenzboten 1885, 32, und 5) Ludwig Mezger in der Allgemeinen Zeitung 1885, 266 und in den Neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik 1886, 336 versuchen eine billige, in Lob und Tadel gemäſsigte Besprechung; 6) Sauer in der Deutschen Litteraturzeitung 1885, 48 absprechend und hämisch; 7) M. Werner in Steinmeyers Zeitschrift für deutsches Altertum, neue Folge, XIX. Band, 2, S. 161 f., auf hohem

Digitized by Google

Rofs gegen den Verfasser einherstürmend, aber sehr oft sich vergaloppierend und danebenhauend, das gerade Gegenteil von 8) A. Wohlwill in Schnorr von Carolsfelds Archiv für Litteraturgeschichte 1886, XV, 2 ff.

Getadelt wird fast von allen Kritikern die Form der Darstellung, und da bin ich denn so zu sagen zwischen zwei Stühlen niedergesessen. Die vielen kritischen und polemischen Äufserungen und Ausführungen im Text sprechen den Laien, das gewöhnliche Lesepublikum, wie es nun einmal ist, nicht an, während gröfsere Abschnitte aus früheren Bearbeitungen des Themas, aus der Selbstbiographie des Dichters und aus Straufs, die kritisch gerichteten Leser zurückstofsen. Geschichte und Kritik sind nicht in eins verwoben; wenn dies zu schwer war, so konnten viele kritische Bemerkungen und Erörterungen teils als Fufsnoten, teils am Schlusse des Buches in einem Anhang erscheinen. — Es kommen aber lange Abschnitte vor, in denen die Kritik ganz zurücktritt. Am meisten drängt sie sich in dem Abschnitte hervor, der Schubart als Dichter betrachtet. Hier hätte ich allerdings mit leichter Änderung die Darstellung selbständiger gestalten, mich nicht so viel mit Straufs beschäftigen und eine Kritik seiner Kritik geben können. Ich habe am Schlusse meines Aufsatzes: In Sachen Chr. Fr. D. Schubarts. Zur Abwehr" — (Bes. Beilage zum Württemb. Staatsanzeiger 1888, 10) sowohl meine Schillerstudien, als auch, wenigstens teilweise, mein Schubartsbuch als sonderbar bezeichnet, und zwar deswegen, weil beiden Büchern die streng geschlossene Einheit und Übersichtlichkeit abgeht. Man wird diesen Mangel, fahre ich fort, begreiflich finden, wenn man bedenkt, dafs ich in früheren Jahren in verschiedenen Zeitschriften, namentlich in Prutz' Deutschem Museum und in Herrigs Archiv, eine Reihe von Aufsätzen veröffentlicht habe, aber als Verfasser von Büchern erst in sehr vorgerücktem Alter aufgetreten bin.

Im Zusammenhang mit dem wohlbekannten Buch von Straufs hat mein Werk hinsichtlich der Darstellung H. Fischer a. a. O. beurteilt. „Bei Straufs," sagt Fischer, „bilden bekanntlich die eigenen Ausführungen nur die Einleitungen und das Nachwort zu den Briefen Schubarts, die er mitteilt; sie sollen nur Überblicke über die einzelnen Perioden im Leben des Dichters

Digitized by Google

und zusammenfassende Charakteristiken seiner Person geben. Dabei sind sie aber nicht blofs mit aller stilistischen Meisterschaft im grofsen und kleinen geschrieben, wie sie Straufs zu Gebote stand, sondern sie sind voll der geistreichsten Bemerkungen und geben zusammen eine glänzende Charakterzeichnung, über die man sachlich vielleicht verschiedener Meinung sein kann, der aber niemand das Lob genialer Anschauungskraft und Ausdrucksweise versagen wird. Hauff hat sich eine ganz andere Aufgabe gestellt. Er dringt analytisch in das Einzelne ein, geht den Daten und Fragen in Schubarts Leben, den Elementen seiner Schriftstellerei kritisch zu Leibe; wenn er sich zum Ziele gesetzt hat, eine in allem vollständige und zusammenhängende Darstellung von Schubarts Leben und Wirken zu geben, so hat er damit von vornherein die Erörterung der hier obschwebenden Fragen verbunden. Sein Werk ist also nicht reine Darstellung, sondern ebenso sehr, und öfters mehr, Untersuchung, Kritik, Polemik. Dafs durch diese Anlage dasselbe auch stilistisch einen ganz anderen Charakter bekommen hat als das Straufssche Buch, ist selbstverständlich, und man darf es dem Verfasser nicht eben zum Vorwurf machen, wenn er deshalb von der schriftstellerischen Vollendung seines Vorgängers weit entfernt ist." Durch dieses Urteil wird der oben ausgesprochene Tadel ermäfsigt.

Wenn ich das Straufssche Werk nicht selten getadelt, es in manchen Partien als ungenau und oberflächlich bezeichnet habe, so that ich dies nicht ohne Überlegung. Geiger wirft mir vor, dafs ich die 1847 im Morgenblatt (Nr. 167—170) veröffentlichten Schubartiana nicht erwähnt habe, die neben einem Auszug aus Schubarts Briefen auch feine Bemerkungen über Schubarts Stellung zu den grofsen Dichtern seiner Zeit bringen. „Diese Aufsätze waren Vorläufer der 1849 erschienenen Sammlung, der Hauptquelle von Schubarts Leben." Die Antwort ist einfach. Ich war, als die Aufsätze erschienen, in Livland und las dort das Morgenblatt nicht; nachher hat mich kein gedrucktes und kein gesprochenes Wort auf sie hingewiesen, aufser Geiger hat sie keiner meiner Kritiker erwähnt, aus dem einfachen Grunde, weil sie nichts von ihnen wufsten. Straufs schweigt 1849 und Zellers Ausgabe von Straufs' Schriften schweigt ebenfalls von diesen Vorläufern. Straufs erkennt hier Schubarts kritische Be-

Digitized by Google

gabung und Stellung, namentlich Klopstock gegenüber, ausdrücklich an; aber in dem zweibändigen Werke tritt Schubart nur hier und da als Kritiker auf, im Überblick am Schlufs fehlt diese Seite in Schubarts reicher Begabung völlig; ja man sollte nach diesem Werk glauben, Schubart sei lebenslänglich ein blinder Anbeter und kritikloser Verehrer des Meisters geblieben. Wie ist nun dies zu erklären? Hatte denn Straufs das zwei Jahre vorher Geschriebene vergessen? So haben wir denn von Straufs drei Arbeiten über Schubart: 1) die Schubartiana im Morgenblatt, 2) das Hauptwerk von 1849, 3) die Nachlese zu diesem Hauptwerk. Werner wirft mir freilich vor, S. 14 meines Buchs sage ich, das gewöhnliche Gerede von Schubarts Klopstockanbetung sei durchaus falsch, und bald darauf: Klopstock war für Schubart zeitlebens das Ideal eines Dichters. Damit meinte ich natürlich, unter den früheren und den mit Klopstock gleichzeitigen Dichtern nehme dieser in Schubarts Augen die erste Stelle ein. Niemand aufser Werner hat hier einen Selbstwiderspruch gefunden, und sollte ich mich nicht deutlich ausgedrückt haben, so sollte mir Werner doch nicht zutrauen, dafs ich mir auf einer Seite so sehr widerspreche. Nicht aus Antipathie, sondern aus innerer Überzeugung habe ich dem Straufsschen Buch das ihm gewöhnlich gespendete Lob eines klassischen Werkes, das ich z. B. dem Aufsatz über Klopstock gerne zugestehe, verweigert. Das Buch war eine Erstlingsschrift, und es fällt eben kein Meister, auch nicht der Meister der Biographie, vom Himmel. Meine vermeintliche Abneigung, meint Werner weiter, gelte mehr dem rationalistischen Verfasser als dem Werke. Straufs, der rein negative Kritiker, ein Rationalist — er, der dem Rationalismus in der Bibelerklärung und in der Dogmatik den Garaus gemacht hat! Nicht bei mir, sondern bei Straufs zeigt sich eine gewisse Abneigung, und zwar gegen das Christentum. Er fafst Schubarts Charakter und Schicksalsgang ganz anders auf als jene Freunde und Schubarts Frau, die ihm zuriefen: Werde ein Christ! Wäre es mir um einen grundsätzlichen Kampf gegen Straufs zu thun gewesen, so hätte ich ja die bekannten Schlufsworte seines Werkes, die alsbald lebhaft besprochen, von einer Partei gelobt, von der anderen bekämpft wurden, begrifflich und geschichtlich beleuchten können. Ich schwieg absichtlich über den an den Haaren

Digitized by Google

herbeigezogenen Ausfall auf das Christentum und verweise nur auf die betreffenden Bemerkungen in meinem Aufsatz: Die Weltanschauung der deutschen Klassiker und der Straufsische neue Glaube (Herrigs Archiv LII, S. 242).

Von mehreren, namentlich von Koch, wird mir vorgeworfen, ich habe ganze Seiten von Straufs abgeschrieben, ohne ihn zu nennen. Ich habe ihn allerdings oft genannt, aber nicht immer. Es mag im ganzen fünf Seiten ausmachen, was ich von ihm entlehnt habe, ohne ihn zu nennen. Die hierher gehörenden Abschnitte finden sich hauptsächlich im siebenten Kapitel: Hohenasperg, und enthalten fast blofs Erzählungen, Schilderungen von Begebenheiten und Zuständen. — Überhaupt, meinen Koch, Mezger und Werner, werde das Straufssche Buch nur in einigen unwesentlichen Punkten berichtigt. Dafs aber Straufs die gegen Klopstocks spätere Oden von dem schwäbischen Dichter vorgebrachten kritischen Bedenken — es sind blofs wenige — in seine Briefsammlung aufgenommen hat, ändert den Thatbestand nicht, wie Koch meint, und es ist zu verwundern, dafs Koch die sogar von A. W. Schlegel gelobte Beurteilung der Messiade in Schubarts Leben und Gesinnungen, die Straufs in seinem Buch nicht erwähnt, gar nicht eingefallen ist. Im übrigen verweise ich die Leser und namentlich alle, die eine Biographie des unglücklichen Dichters im Sinne haben, auf Straufs' Schubartiana im Morgenblatt, wo Schubarts kritische Leistungen gerecht beurteilt werden. Ich führe daraus nur die Stelle an: „Schubart hat die grofsen Dichter der Nation, die seine Zeitgenossen waren, richtiger und treffender gewürdigt, als wir von seinem ungestümen Geiste erwarteten. Weder über Klopstocks Mängel hat er sich durch die Bewunderung, noch über Wielands Vorzüge durch die Abneigung verblenden lassen, welche seine Richtung ihm einflöfste“ etc. Wenn Koch meint, einzelnen treffenden litterarischen Urteilen (Schubarts in seinen Briefen) stehen doch mehr seltsame und geschmacklose gegenüber, so sagt Straufs im Morgenblatt: „Der Naturkritiker trifft mit seinem, wenn auch ungeläuterten, so doch gesunden Sinn den Nagel nicht selten auf den Kopf und erheitert uns überdies durch die Lebhaftigkeit, ja Hast, mit der er es thut oder auch fehl haut.“ — Aufserdem vergleiche man über mein Verhältnis zu Straufs besonders das Kapitel Geislingen, wo

Digitized by Google

Straufs sich viel zu sehr an die Briefe gehalten hat, auch über Schubarts Kenntnisse und Studien einseitig urteilt; ferner über die Art, wie er sein Amt in Stuttgart betrieb, S. 235, 247, 263; über das Fischerlied S. 263; über andere Gedichte S. 286, 287, 296, 300, 306; über Schubarts Auffassung der französischen Revolution S. 346; über die Geschmacklosigkeiten in der Chronik S. 387. Jetzt noch fasse ich meinen Tadel in die Worte S. 387 zusammen: „Straufs hat Schubarts Lebensbeschreibung nicht gehörig mit den Briefen verknüpft; dies zeigt sich besonders bei der Schilderung des Aufenthalts in Geislingen. Er ist sodann dem Kritiker und Theologen nicht gerecht geworden; er übersieht den Denker und den Christen.“

Stilistische Härten wirft mir Sauer vor z. B. S. 51, 154. Dort nimmt eine Mitteilung aus einem Aufsatz J. G. Fischers die ganze, hier der Brief des Herzogs an den Amtmann Scholl die halbe Seite ein. Worin die Härten bestehen, wird nicht gesagt. — „In seinen Vergleichen (besser Vergleichungen) ist Hauff oft geschmacklos.“ S. 77 wird Schubart mit einem alten Römer, S. 130 mit einem Pudel, der „feurigsten, originellsten und gelehrigsten Hunderasse“ verglichen. — Wohlweislich übergeht Sauer den Zusammenhang; um so leichter kann er solche Vergleichungen als augenblickliche, unbegründete Einfälle lächerlich machen. S. 77 sage ich: Schubarts Weggang von Geislingen war von keinen guten Vorzeichen begleitet; ein alter Römer wäre geblieben. Ich habe also nur in betreff des Aberglaubens Schubart — nicht mit einem alten Römer verglichen, als hätte ich ihn einen alten Römer genannt, sondern vergleichungsweise in diesem Punkt an die alten Römer erinnert. Auf die Vergleichung Schubarts mit einem Pudel wurde ich durch des Dichters treuen Gefährten, einen Pudel, und durch die Thatsache geführt, dafs Schubart ein warmer Tier-, besonders Hundefreund war und in seiner Chronik häufig Erzählungen von Hunden bringt. Dafs ich diese Vorliebe nicht für zufällig halte, soll nun geschmacklos sein. Ich glaube, Vischer hätte sich über meine Anmerkung gefreut. — Mehrere Vorwürfe Mezgers, z. B. über das „geschrieben hätte“, S. 29 (= wenn er dazu gekommen wäre, seinen Plan auszuführen), und S. 90: „Genaueres über das Verhältnis Schubarts zu Franziska bei den Ursachen seiner Verhaftung“, sind leicht zu widerlegen. Bei Ver-

gleichungen, Verweisungen, Anführungen läſst man ja hundertmal das Verbum weg. „S. 109 unten heiſst es ganz undeutsch: Voltaires Schriften wurden klassisch verehrt.“ Gewiſs ist dies undeutsch; die Worte sind aber, wie sie im Buche stehen („in einem Hause wurden oft in dem einen Stockwerk Pater Kochems Legenden, im anderen Edelmanns oder Voltaires Schriften klassisch verehrt“) wörtlich in der Selbstbiographie zu finden, und mein Fehler besteht nur darin, daſs ich hier, wie leider auch sonst manchmal, die Anführungszeichen weggelassen oder nicht folgerichtig gesetzt habe. Ein Fehler flüchtiger Eile ist natürlich „erschienen“ statt erschien S. 260. Diese Flüchtigkeit ist auſserordentlich leicht zu verbessern. Wenn aber Mezger mir vorwirft, ich hätte S. 265 ganz unten sagen sollen: so daſs jetzt Geistliches und Weltliches scharf geschieden ist (nicht sind), so halte ich vielmehr sind für allein berechtigt. Man kann ja Geistliches und Weltliches nicht in einer höheren Einheit zusammenfassen, die das Verbum in der Einzahl nach sich zöge. „Geistliches und Weltliches sind jetzt scharf voneinander geschieden“ — sie waren ja früher einander entgegengesetzt, wie Himmel und Erde, Geist und Fleisch, Gott und Welt in einer dualistischen Weltanschauung, die sich auch in der Wahl des Numerus ausdrücken muſs.

Glänzend zeigt sich die Uneinigkeit und Principlosigkeit der Kritik bei der Frage nach dem Inhalt und Umfang einer Lebensbeschreibung. „Es ist Verschwendung von Zeit und Kraft, schreibt mir ein Kritiker, sich mit Artikeln der Gartenlaube, mit Litteraturgeschichten wie die von R. König (ein Bilderbuch, nichts weiter) und Werner Hahn herumzuschlagen. Wer nimmt die ernst? (Antwort: Gewiſs sehr viele, die nicht weiter forschen, und auf die Gartenlaube schwört ein sehr groſser Teil des lieben Publikums.) Welchen Wert auch hat es, darauf hinzuweisen, der und jener citiere ein falsches Geburtsjahr? Das Taufregister spricht klar: damit ist’s für den Biographen genug.“ Ähnliche Klagen über die minutiöse Genauigkeit, mit der ich die Daten in Schubarts Leben festzustellen suche, erhebt Werner; er tadelt, daſs ich mich um Kleinlichkeiten (statt des allein richtigen „Kleinigkeiten“) wie um Schubarts Geburtstag, seinen Rufnamen und um die Frage, ob er Schwabe oder Franke gewesen sei, beküm-

Digitized by Google

mere. Ganz anders urteilen Männer wie Wohlwill, Weltrich in seinem Schillerbuch, E. Zeller in seiner Ausgabe von Straufs' Werken, Geiger, Mezger. Die Feststellung des Rufnamens, sowie des Geburtstags und -jahres, die Berichtigung der falschen Angaben über die vermeintliche Ursache von Schubarts Gefangenschaft, über Riegers Todesjahr, über Friedrich den Grofsen als Schubarts Befreier, einer Angabe, die sich sogar noch bei Sauer findet, rechnet Mezger mir ausdrücklich als Verdienst zu.

Als Schubarts Geburtsjahr steht 1739 fest, als Geburtstag giebt Schubart den 26., hingegen das Taufregister von Obersontheim den 24. und als Tauftag den 25. März an. Am Schulhause des Dorfes hängt eine Tafel mit der Aufschrift: „In diesem Haus ist der Dichter Schubart geboren den 26. März 1739." Geiger giebt nun der Angabe Schubarts und des Schulhauses recht und bemerkt dazu: „Das schwäbische Magazin (d. h. Schubarts Lebensabrifs bis 1777 von Haug) ist noch genauer, es spricht vom grünen Donnerstag 1739, d. h. dem 26. März. Diese Reminiscenz vom Gründonnerstag dürfte den Sieg davontragen." Pfarrer Immendörfer in Obersontheim dagegen schreibt mir darüber: „Der Eintrag im Taufbuch ist so schön, bestimmt und genau von einem jungen Kaplan Leube gemacht, dafs an seiner Richtigkeit nicht zu zweifeln ist. Die Angabe der Tafel beruht ohne Zweifel auf Grund der unrichtigen Angabe des Dichters selbst, nicht auf einer Lokaltradition, die hier nicht vorhanden ist." Die Auseinanderhaltung des Geburts- und des Tauftages im Taufregister scheint mir besonders für die Richtigkeit des Eintrags zu sprechen. — „Was aber die Aufwärmung des Familienklatsches aus der Schrift Ludwig Schubarts (s. Geiger a. a. O. 1885, S. 280) betrifft, Se. Hochwürden hätten mit diesem ihrem Erstgeborenen der Kirche das Prävenire gespielt und ihn sub spe rati erzielt, so war der Skandal noch gröfser, als Ludwig Schubart weifs und sagt." Es folgt nun der Nachweis aus dem Taufbuch, dafs 1737 schon die Geburt eines Töchterleins der Eltern Schubarts, eines unehelichen Kindes, eingetragen ist. „Es stellt sich heraus, dafs der alte Schubart seine spätere Frau, die in Obersontheim Verwandte hatte und sich oft auf Besuch bei ihnen, die meistens Beamte waren, aufhalten mochte, verführt hat. Ihre im Limpurgischen sehr angesehene Familie mag Bedenken getragen haben,

Digitized by Google

ihre Tochter dem leidenschaftlich jähzornigen Schulmeister zu geben und willigte, scheint's, erst in die Heirat, als es höchste Zeit war, wenigstens dem zweiten Kinde einen legitimen Vater zu geben. Das erste Kind wurde, wie es scheint, auswärts in die Kost gegeben; näheres weiſs man nicht." — Die Nachricht im Schwäb. Magazin, auf die sich Geiger beruft, ist, wie der ganze Aufsatz, höchst unzuverlässig.

Was Schubarts Stammesangehörigkeit betrifft, so wird diese Frage von Eduard Zeller in der Vorrede zum achten Band von Strauſs' Schriften entschieden zu Gunsten Schwabens beantwortet. Wohlwill sodann legt (Schnorrs Archiv XV, 23) jetzt auf seine frühere Behauptung, Schubart zeige mehr die Eigenart des fränkischen als des schwäbischen Stammes, weniger Gewicht. Schubart läſst sämtliche Schubarte aus der Lausitz stammen; Wohlwill giebt dies bloſs von einem Teil zu, während die übrigen der Mehrheit nach den benachbarten schlesischen und obersächsischen Gebieten oder auch Thüringen entstammen.

Im Guten und im Bösen ist weit mehr von dem Vater als von der Mutter auf den Dichter übergegangen. Die Liebe zur Poesie, die musikalische Begabung, das Lehrtalent, die Gabe der Rede, die unbegrenzte Wohlthätigkeit, die Religiosität, der Cholerismus, die Verliebtheit ist in dem Charakter des Vaters vorgebildet. Wenn aber Geiger die Begeisterung für Friedrich den Groſsen nur als Erbteil seines Vaters ansieht, so übersieht er, daſs ohne Zweifel, wie auch Wohlwill annimmt, der preuſsische Offizier v. Maltitz, ein Freund des Vaters, bei einem Besuch in Schubarts Elternhause diese Begeisterung für den preuſsischen Helden in der Seele des Knaben, wenn nicht geweckt, so doch genährt hat — wiewohl Schubart in seiner Selbstbiographie davon schweigt.

In meinem Schubartsbuch spreche ich die Vermutung aus, die Erziehung sei in wichtigen Punkten verkehrt gewesen und der Dichter sei von seiner Mutter verzärtelt worden. Diese Vermutung wird durch Geigers Mitteilungen aus dem Freimütigen bestätigt. „Mein Vater, sagt Ludwig Schubart, welchen der Alte wegen seiner anfänglichen Stumpfheit und nachherigen Wildheit etwas hart hielt, war stets ihr Liebling, dem sie die besten Bissen zusteckte" — natürlich heimlich zusteckte. Wenn aber Vater

Digitized by Google

und Geschwister dies merkten, da mag es manche Auftritte zwischen Vater und Mutter, Bruder und Brüdern, Bruder und Schwestern gegeben haben, die gar nicht erbaulich waren.

Bei Schubarts Aufenthalt in Erlangen wirft mir Geiger vor, daſs ich in Haugs Angabe im Schwäb. Magazin, daſs Schubart 1795 unter dem Vorsitz seines Lehrers im Hebräischen de lectica Salomonis disputiert habe, mir mit dem ganzen Aufsatz habe entgehen lassen. Geiger nimmt die Nachricht für bare Münze und schlieſst daraus, er müsse doch eine Zeit lang sein Studium mit Ernst betrieben haben. Mir kam die Nachricht von dieser Disputation, die von Schubart nie und nirgends erwähnt wird, gleich verdächtig vor; ich erkundigte mich daher bei dem jetzigen Professor der alttestamentlichen Theologie Köhler in Erlangen, und dieser schrieb mir, Schubarts Lehrer im Hebräischen, Hofmann, habe 1759 (um welche Zeit Schubart, der am 24. Oktober 1758 als Chr. Friedr. Schubert aus Aalen immatrikuliert wurde, in Erlangen war) über jenes Thema aus dem Hohenlied 3, 9 disputiert; sein Respondent sei ein G. F. Dietz aus Billingshausen in Franken gewesen; die Dissertation selbst sei verloren; von einer Dissertation Schubarts über dieses Thema oder auch nur von einer Beteiligung desselben an der Disputation Hoffmanns über diesen Gegenstand finde sich keine Spur; bei der Genauigkeit G. W. A. Fikenschers in seiner vollständigen akademischen Gelehrtengeschichte der Universität zu Erlangen (1806, III, S. 62) sei anzunehmen, daſs er bei jener Disputation wenigstens officiell nicht beteiligt war. Folglich haben wir hier eine Flunkerei Schubarts oder ein Miſsverständnis. Vielleicht gab er als Zuhörer oder nachher ein paar schlechte Witze preis über den alten Sünder, den Wein und Weiber zum Gebrauch einer Sänfte gezwungen hatten. Meines Wissens sieht jetzt Geiger seinen Irrtum selbst ein.

Werner findet meine Erwägungen S. 23 meines Schubartsbuches merkwürdig, was aus Schubart geworden wäre, wenn er in Jena und nicht in Erlangen studiert hätte. Er beklagt, daſs durch diese und andere ähnliche Erwägungen der Fluſs der Darstellung unterbrochen werde. Der Verfasser möchte immerfort „kräftig marschieren“, aber darf man denn nicht auf einem Spaziergang hier und da still stehen, andere Wege, die sich neben dem von unserem Begleiter eingeschlagenen hinziehen, mit diesem

Digitized by Google

vergleichen? Ist die Frage müfsig, was aus Schiller und Wieland geworden wäre, wenn sie in Schwaben ausgeharrt hätten? Und wenn Schubart mit dem Gang seines Schicksals immerfort unzufrieden war, wenn er einmal nach Stockholm wollte, dann wieder bedauerte, dafs er nicht Geistlicher geworden sei, was, wie er meinte, seine wahre Bestimmung gewesen wäre, wenn viele sagten, er hätte entweder nie auf den Asperg kommen oder auf dem Asperg sterben sollen, da sollen solche Erwägungen „merkwürdig" sein. In der That eine merkwürdige Zumutung.

Über Schubart in Geislingen giebt genaue Auskunft das drei Jahre nach meinem Schubartsbuch bei W. Kohlhammer in Stuttgart erschienene, meinem Werk an Umfang gleichkommende Buch: „Aus Schubarts Leben und Wirken. Von Eugen Nägele. Mit einem Anhang: Schubarts Erstlingswerke und Schuldiktate." Der richtigere Titel wäre: „Aus Schubarts Leben und Wirken — mit besonderer Rücksicht auf seinen Aufenthalt in Geislingen." Der Anhang, von dem die Aufschrift redet, nimmt mehr als die Hälfte des ganzen Buches ein (S. 219—448). Der Verfasser, einer von Schubarts Amtsnachfolgern in Geislingen, hatte viel mehr Quellen und Hilfsmittel zur Verfügung als ich. Dr. Geiger war mir nicht einmal dem Namen nach bekannt. Von einem Einblick in Archive, der Nägele gestattet war, weifs ich nichts. Von den vielen Förderern seiner Arbeit, die Nägele in der Vorrede nennt, kannte ich blofs Professor (nicht Bibliothekar, wie ich S. 392 meines Buches angebe) Wohlwill in Hamburg, aber auch an diesen habe ich mich nicht brieflich gewendet. Andere sitzen an der Quelle, ich safs neben der Quelle. Um so freier und selbständiger ist meine Arbeit, und es that mir wohl, als ich bei H. Fischer las: „Man findet bei Hauff keine schablonenhafte Generalurteile, wie sie in der Litteraturgeschichte so gäng und gäbe sind. Eine recht glatt und sauber unter ein paar Hauptbegriffe untergebrachte Darstellung hat Hauff nicht geben wollen und, ohne dem Gegenstand Gewalt anzuthun, nicht geben können; so möge man, wenn er öfters genötigt ist, Gesagtes einzuschränken, These und Antithese gegeneinander zu setzen, ihm nicht etwa Inkonsequenz vorwerfen. ‚Die Welt ist voller Widerspruch, und sollte sich's nicht widersprechen?' Mehr Widersprüche aber als in Schubarts Wesen wird man so leicht nicht beisammenfinden."

Digitized by Google

Schubarts Aufenthalt in Geislingen ist bei Nägele nach Jahren geordnet, ich mufste mich damit begnügen, die einseitig pessimistische Auffassung des Geislinger Aufenthalts bei Straufs, der sich fast allein nach den Klagen Schubarts im Briefwechsel richtet, durch Herbeiziehung der Bekenntnisse Schubarts in seiner Selbstbiographie zu berichtigen und zu ermäfsigen. Dafs mir dies im allgemeinen gelungen ist, geben Wohlwill und Fischer zu. Schubarts Leben in Geislingen war fleifsiger, besser, glücklicher, als es nach den unter dem ersten Eindruck widriger Erlebnisse geschriebenen Briefen scheinen könnte. Dafs in den Briefen die Geislinger Zeit in einem anderen Lichte erscheine als in der Selbstbiographie, meint Geiger, sei deswegen nicht zu verwundern, weil dem Dichter, als er später mit gereifter Selbsterkenntnis auf sein Leben zurückschaute, seine Leidenszeit in Geislingen noch golden erschienen sei gegen den unheilvollen Aufenthalt in Ludwigsburg. Allein es handelt sich hier nicht um die Vergleichung zwischen Ludwigsburg und Geislingen. Thatsache ist, wenn man je vergleichen will, dafs Schubart in Geislingen tugendhafter und fleifsiger war als in Ludwigsburg. Warum war denn für Schubart der Ludwigsburger Aufenthalt so „unheilvoll"? Durch seine eigene Schuld, während er in Geislingen unter dem Joch unabwendbarer Verhältnisse seufzte. Vgl. darüber besonders mein Schubartsbuch S. 43, 44. Ohne die Ruhe und Gelassenheit, die zum Studium notwendig ist, hätte er in Geislingen nicht so viele Zeit auf seine Fortbildung verwenden können. Geiger sucht die Schilderung der Geislinger Zeit in der Selbstbiographie psychologisch zu erklären, anstatt sie als wirkliche und geschichtlich glaubwürdige Selbstbekenntnisse des ruhiger gewordenen Mannes zu betrachten. Eben damit tritt er wieder auf Straufs' Seite. —

Über Schubarts Traum in der Neujahrsnacht auf 1769 bemerkt Max Koch: „Hauff handelt mit feierlichem Ernste (?) von dem Traume, den Schubart in seinen Selbstanklagen erzählt, macht ihm Vorwürfe, dafs er dieser offenbar göttlichen Warnung nicht Folge geleistet habe — soll das etwa Straufs gegenüber eine theologische Auffassung sein? Dann ziehe ich doch die untheologische vor." Darauf antworte ich, dafs Straufs von diesem Neujahrstraum ganz schweigt, ich ihn also auch nicht zu

Digitized by Google

bekämpfen brauchte und nicht bekämpft habe, dafs sodann sogar Leute, die in der Religion sehr frei denken, an die vorbedeutende Natur gewisser Träume glauben. Vgl. besonders „Schlaf und Tod nebst den damit zusammenhängenden Erscheinungen des Seelenlebens etc. von Franz Splittgerber, Garnisonsprediger in Kolberg. Halle, Fricke. 2. Aufl.“ — Entweder hat Schubart hier geflunkert und einen schweren Traum ins Entsetzliche ausgemalt, wiewohl seine Darstellung den Eindruck der Wahrhaftigkeit macht, oder hat er wirklich diesen Traum so gehabt, wie er ihn erzählt. Werner leitet diesen Traum vom Lesen Klopstocks und der Bibel ab — in denen ja aber der Dichter längst zu Hause war, ferner von Gerstenberg und Inquisitionsgeschichten, von denen Werner natürlich ganz bestimmt weifs, dafs er sie damals gelesen hat. Hatte Schubart vielleicht auch in Ulm vor seiner Verhaftung die Träume und trüben Ahnungen, über die er und seine Gattin klagten, seiner Lektüre zuzuschreiben? Schubart sah in jener Neujahrsnacht die schwarzen Kutten aus Sebaldus Nothanker, dann wieder nach acht Jahren in Ulm in einem Traum — und zuletzt gar in Blaubeuren unmittelbar vor Ankündigung seiner Gefangenschaft in dem genannten Buch selbst. Warum sah er denn die Kutten erst nach acht Jahren wieder?

Nägele sagt: „Wir möchten daran denken, dafs Schubart seinen Neujahrswunsch bereute und im Traum die Schwierigkeiten sich ausmalte, in welche ihn das Gedicht verwickeln könnte, wenn die Geistlichen dasselbe erführen.“ Allein Händel mit Bürgern und Vorladungen vor die Geistlichkeit waren ihm nichts Neues. Die Bilder jenes Traumes konnte er unmöglich im Geiste an jenes Gedicht anknüpfen, weswegen es sich auch leicht begreift, dafs er sich so lange nachher wohl noch des Traumes, nicht aber seines Neujahrwunsches und des daraus entstandenen Mifsverhältnisses zur Geistlichkeit erinnerte. Wie konnten sich ihm denn die zwei ehrenwerten und gegen Schubart keineswegs feindlich gesinnten Geistlichen in der Gestalt von unheimlichen schwarzen Kutten darstellen?

Bei dem Aufenthalt in Ludwigsburg wird meine Deutung der Schlufsworte in Schubarts Brief an seinen Schwager Böckh vom 6. Februar 1771 (Straufs 1, 258) von Geiger und

Digitized by Google

Werner als ein seltsames Miſsverständnis bezeichnet. Geiger wirft mir vor, ich nehme Schubarts Äuſserungen über sich selbst, die ironisch gemeint seien, als baren Ernst und finde darin ein Geständnis von Schubarts Übergang zur offenkundigen Liederlichkeit. Er meint, ich habe den Schluſs übersehen, wo Schubart sagt, er lese jetzt Bücher, hübsch sauber in Paris gedruckt, wo der Autor — gallische Gedankenlosigkeit auskrame. „Ich glücklicher Mann!" — Was folgt denn aber aus diesem Schluſs? — etwa, daſs er die vorangehende Schilderung seiner Lebensweise bloſs im Spaſs gemacht habe, um seinen Schwager, der Schubarts schwache Seite wohl kannte, den ernsten, sittlich-strengen Böckh bei seiner Ankunft in Ludwigsburg um so mehr zu überraschen? Schubart war also kein Schuldenmacher, kein eitler Vergnügling geworden? Nein, nur das folgt daraus, daſs er seiner Liederlichkeit einen heiteren, renommistischen Anstrich gab und daſs es ihm bei dieser Weltförmigkeit doch innerlich nicht wohl war. Er ist nicht der einzige, der über das Laster, von dem sich zu befreien er zu schwach ist, sich lustig macht. Fast ganz wie ich faſst Strauſs die Stelle. Er schreibt im Morgenblatt: „Ludwigsburg wird Schubarts Kapua. Er wehrt sich eine Zeit lang, er spottet über die Leerheit des höfischen Treibens; aber indem er sich noch lustig macht, während er noch darüber zu stehen meint, hat ihn bereits der Strudel erfaſst, um ihn zum Abgrund zu führen. Hören wir die Beichte, die er auch jetzt seinem getreuen Böckh ablegt:" — und nun folgt der bekannte Brief. Strauſs knüpft folgende Betrachtung daran, die Wasser auf meine, aber nicht auf Geigers und Werners Mühle ist: „Aber Schubart war nicht der Mann, mit dem Teufel zu spielen: er war im Augenblick matt gemacht. Ihm war es nicht gegeben, in der Flut des Weltlebens mutwillig zu plätschern, abwechselnd unterzutauchen und sich wieder emporzuheben; er war ein zu schwerer Körper, der entweder davonbleiben oder in die niederste, schmutzigste Tiefe versinken muſste. Da er das erstere nicht mochte, so erfolgte das letztere." Nägele faſst den Brief so ziemlich wie ich. Werner meint freilich, Schubarts Äuſserungen seien immer übertrieben, er habe nur die Extreme gekannt. Zieht man aber auch noch so viel von dem Inhalt des Briefes ab, so bleibt noch genug übrig, um zu zeigen, daſs man darin nicht das gerade

Digitized by Google

Gegenteil von dem, was die Worte sagen, finden kann. Also — Straufs und Hauff: Beichte; Geiger und Werner: Ironie; Nägele vermittelnd, doch mehr für die Beichte.

Bei Ludwigsburg ist natürlich Special Zilling zu erwähnen. Meine apologetischen Bemerkungen über ihn werden von Sauer und Werner einfach als mifslungen bezeichnet, aber mit keinem Worte widerlegt. In dem Buch: „Chr. Heinrich Zellers Leben. Von Heinr. W. J. Thiersch. Basel 1876“ I, 41 lesen wir über ihn: „Er war ein strenger gravitätischer Kirchenmann der alten Zeit. Wenn ihn die mutwilligen Offiziere neckten, wufste er ihnen gehörig zu antworten. Seine drastischen Ausdrücke in der Predigt und sein urwüchsig schwäbischer Dialekt im gewöhnlichen Leben nahmen sich komisch aus. Doch lag bei dem allem ein aufrichtiger tiefer Ernst zu Grunde. Der alte Special war ohne Zweifel ein rechtgläubiger, sittenstrenger Mann. Wohl mochte bei ihm, wie bei so manchem Orthodoxen jener Zeit, bei Prälat Burscher in Leipzig und Hauptpastor Götze in Hamburg, der feine Geschmack und die ästhetische Bildung mangeln. Infolge dessen wurden sie von den Leuten der neuen Zeit, denen sie fremdartig gegenüberstanden, unverdienterweise ausgelacht. Aber bei dem allem kämpften sie doch für die Sache Christi und standen ein für die Gebote Gottes gegen ein abgefallenes Geschlecht. So war es auch mit Zilling. Er hatte einen schweren Stand in Herzog Karls stürmischer Zeit, gegenüber dem verderbten Hof, ähnlich wie sein Zeitgenosse Herder in Weimar. Er hielt stand und erfüllte seine Pflicht, als er gegen den Dichter Schubart auftrat. Dieser talentvolle, aber zügellose Mann, damals Organist und Musiklehrer in Ludwigsburg, war von den Lastern des Hofes angesteckt, lebte unordentlich und machte seine treffliche Frau namenlos unglücklich. Zilling hatte die Berufung Schubarts nicht gewünscht und wurde von diesem persönlich beleidigt. Wie man erzählt, liebte es der Organist, weltliche Melodien als Vorspiel oder Nachspiel auf seiner Orgel zum besten zu geben. Einst präludierte er gar zu lang, der Herr Special schickte daher den Mesner auf den Orgelchor, um den Befehl zum Schlufs zu überbringen; aber Schubart liefs ihm sagen, sein Spiel sei immer noch besser als das, was hernach komme. Indessen waren es nicht diese kleinen Reibungen, son-

Digitized by Google

dern die von Schubart gegebenen schweren Ärgernisse, welche den Superintendenten bestimmten, in Erfüllung seiner Pflicht Schubart vom Abendmahl auszuschliefsen und seine Entlassung vom Organistendienst zu verlangen. Nicht dadurch, sondern aus anderen persönlichen und politischen Gründen fiel Schubart bei dem Tyrannen in Ungnade, wurde auf den Hohenasperg gefangen gesetzt und daselbst zehn Jahre lang, 1777—87, in Haft gehalten. Als er in dieser jammervollen Lage Reue zu erkennen gab und nach dem heiligen Abendmahl verlangte, mahnte Zilling zur Vorsicht, empfahl ihn aber schliefslich dem Konsistorium zur Wiederherstellung (Straufs a. a. O. S. 395—413). Zillings ganzes Verhalten in der Sache erscheint richtig und pflichtgemäfs."

Mifstrauisch hat auch Nägele S. 206 sich über Zilling geäufsert. Bei der Untersuchungshaft mufste Schubart freigesprochen werden „zum Ärgernis des Dekans". Schubart empfand, wie er selbst sagt, einen gewissen inneren Widerwillen gegen die Geistlichkeit oder, wie Nägele sich ausdrückt, gegen die Mehrzahl dieser Leute. „Er erblickte in den meisten ungenügende Organe für die Erziehung und Leitung des Volks, beschränkte Pedanten, geistlose Halbgebildete, menschenfeindliche, selbstgerechte Potentaten, Gegner seines Bildungs- und Freiheitsideals, kulturelle und sociale Dunkelmänner." Ei, woher weifs denn Nägele dies alles? Schubart, den man doch zuerst hören mufs, stellt als Hauptgrund dieses Widerwillens Feindschaft gegen die Religion selbst hin. Man lese den Abschnitt (Scheible 1, 106 ff.) im Zusammenhang. Übrigens spürte er keinen Widerwillen, sondern einen inneren Zug des Geistes zu Geistlichen wie Schülen, Ötinger, Beckh, Miller, Hahn, zu seinem trauten Schwager Böckh und in Stunden ruhigen Nachdenkens gewifs auch zu den zwei Geislinger Geistlichen, die ihn glimpflich genug behandelten und von denen ihn Helfer Abele mit Büchern unterstützte.

Werner und Koch tadeln mich, weil ich der Musik eine sehr unsittliche Würkung (so schreibt Werner beharrlich) zuschreibe. Jawohl, auch G. Kühne und Schubart selbst äufsern sich ähnlich. Werner verzerrt meine wohlbegründete Ansicht, indem er sie nicht in ihrer Beschränkung auf Schubartsnaturen anführt. Wie lange die Eindrücke bei der amtlichen Ausübung der Kirchenmusik dauerten, das erfuhr Zilling und mit ihm das

Digitized by Google

versammelte Publikum; wie kann man daher von einem heilsamen Einflufs dieser Musik auf Schubarts der augenblicklichen Erregung zugängliches Gemüt reden? Das Schwelgen in den verschiedensten Stimmungen, ein fortwährender Wechsel der Gemütsbewegungen, ein Gefühl- und Phantasieleben ohne feste, dauernde Eindrücke, das ist der echte Schubart, und in unheilvollem Bunde mit diesem Wesen stand die musikalische Begabung. Schubart selbst war sich darüber ganz klar. — Man hat mir vorgeworfen, ich habe kein Gesamtbild von Schubart entworfen. Nun — ich habe mehr gethan; ich habe sein Wesen im Zusammenhang mit der Musik, seiner Hauptfeindin, aufgefafst, dieses Danaergeschenk der Natur in den Mittelpunkt der Betrachtung gerückt und als seinen Hauptfehler die Virtuoseneitelkeit, die Eitelkeit des genialen Musikvirtuosen und dann des Virtuosen überhaupt bezeichnet. Der Virtuose will eine Art Wunderthäter und Zauberer sein; er will unter höherer Einwirkung stehen und ist doch nur von der genialen Laune des Augenblicks abhängig; er will nicht langsam und gemessen, sondern schnell und schlagartig wirken; er will bewundert werden und scheut sich zu dem Ende auch nicht vor Flunkereien und Erdichtungen. Vom Virtuosentum, wenn nicht beherrscht, so doch angekränkelt zeigt sich Schubart auf allen Gebieten seiner geistigen Thätigkeit. (Sanders beschreibt in seinem deutschen Wörterbuch die Virtuosität als die zur Schau gestellte Bravour.)*

Bei Augsburg weist mir Geiger nach, dafs ich mit Unrecht behaupte, wir haben von dem Aufenthalt Schubarts in dieser Stadt nur einen Brief. Darüber will ich ebensowenig

* Zu Schubarts Freunden in Ludwigsburg gehört auch Baltasar Haug. Die nicht deutlich genug gehaltene Anmerkung in Nägeles Buch S. 91 wird in helleres Licht gesetzt durch H. Fischers Bemerkung im Schwäb. Merkur: „Der Widerspruch, den Hauff, wie früher auch der Referent, darin findet, dafs B. Haug 1766 Professor in Stuttgart und doch während Schubarts Ludwigsburger Zeit (1769—73) in Ludwigsburg gewesen sein sollte, löst sich dadurch, dafs Haug, wie er in einem autobiographischen Aufsatze sagt, zwar Ende 1766 zum Professor in Stuttgart ernannt und beeidigt wurde, aber „höchster litterarischer Privataufträge halber“ seinen Aufenthalt in Ludwigsburg nehmen mufste und das Stuttgarter Amt erst an Jakobi 1773, also kurz nach Schubarts Weggang von Ludwigsburg, antreten konnte.“

Digitized by Google

streiten als über Schubarts Briefwechsel mit Wieland. Ferner meinen Geiger und Wohlwill, ich hätte die Prefsverhältnisse jener Zeit und den Gafsnerschen Unfug genauer schildern sollen. Allein da könnte ein Theolog, weil Schubart ursprünglich ein Theolog war, eine Schilderung der damaligen Theologie, ein Jurist wegen Schubarts Verhaftung eine Darstellung des damaligen Rechtsverfahrens, ein Musiker eine Erörterung über den damaligen Stand der Musik, ein Schulmann über die damalige Pädagogik in Württemberg und Deutschland erwarten. Wirklich giebt Prutz eine Auseinandersetzung über den Stand der Musik zu Schubarts Zeit. Er fafst die Musik in ihrer Einwirkung auf Schubarts Charakter fast ebenso wie ich, erinnert namentlich auch an das Bekannte: Cantores amant humores. Doch wohin würde das alles führen? Ich wollte nicht Schubart und seine Zeit beschreiben. Jedenfalls bin ich jetzt in gleicher Verdammnis mit Straufs, dem Klüpfel in seinem Wegweiser vorwirft, er habe sich in seinem Hutten auf die Persönlichkeit Huttens und seine Umgebung beschränkt und gehe auf eine allgemeine Geschichte der Zeit weniger ein, als mancher Leser vielleicht wünschen möchte.

Bei Augsburg bespricht Geiger das „Märchen", das von den Pfaffen in Augsburg verbrannt wurde, und meint, es sei nicht, wie ich und Sauer behaupten, frei erfunden, sondern Bearbeitung des Märchens „Das Bürle im Himmel" in der Grimmschen Sammlung. Allein dieses kehrt seine Spitze gegen die Reichen, nicht gegen die Pfaffen, ist nach dem dritten Band der Märchen schweizerischen Ursprungs, den Grimm von Friedrich Schmid bei Aarau, einen geborenen Schweizer, durch Wackernagel zugekommen; zu Schubarts Zeit war dieses Märlein, das republikanischen Geist atmet, noch gar nicht gedruckt, und erst Jahrzehnte nach Schubarts Tod taucht es in der dem Dichter zeitlebens ziemlich fremd gebliebenen Schweiz auf. Solche Scenen im Himmel sind ja häufig gedichtet worden; so Der rechte Glaub (Schubarts Gedichte bei Reclam S. 357 und Vossens Luise), Frau Schnips bei Bürger, Hans Pfriem bei Luther. Geigers Ableitung des in mehr als einer Hinsicht von dem Grimmschen Märchen verschiedenen Schubartschen Schwanks ist ein abschreckendes Beispiel der Parallelenfahndung.

Bei Ulm, sagt Geiger, gebe ich kein Bild von Schubarts

Digitized by Google

Verdiensten um das Ulmer Theater. Ganz kurz erwähnt habe ich seine darauf gerichteten Bestrebungen S. 398 der Biographie. Meine Ausgabe von Schubarts Gedichten enthält darüber drei Gedichte (472—475), von denen besonders der „Epilog von der neunjährigen Nanette Berner gesprochen“ Schubarts Ansicht von dem damaligen deutschen Bühnenwesen wiedergiebt (vgl. Wohlwill im Archiv XV, S. 33).

Dafs Goethe 1775 nicht in Ulm war, steht jetzt fest. Eigentümlich ist aber Werners Behauptung, ich hätte dies aus Schubarts Brief an Goethe (Goethe-Jahrbuch 3, 427) schliefsen können. Dieser Brief ist gar nicht an Goethe, sondern an den Maler Müller gerichtet. (Im Goethe-Jahrbuch steht umreifsen statt nun reifsen (reisen, sich davonmachen.) Werners Belehrung war höchst überflüssig; aus einem Brief, den ich für unecht halte, kann ich keinen Schlufs ziehen.

Pressel führt, wie ich, in seinem Schriftchen die auch von H. Kurtz in seinem Roman „Schillers Heimatjahre“ sich findende Erzählung von den Versen an, die Schubart am Abend vor seiner Verhaftung aus dem Ärmel geschüttelt haben soll:

Zwei Götter können sich zusammen nicht vertragen,
Drum Plutus an die Hand und Bacchus in den Magen.

Etwas ganz Ähnliches berichtet das zur Kollektion (!) Spemann gehörende Buch: Wohlgefülltes Schatzkästlein deutschen Scherzes und Humors S. 30 über den bekannten Witzbold Taubmann (Professor in Wittenberg, † 1613). „Als ihm einst der Kurfürst einen Becher zutrank, worin er ein schönes Goldstück gethan hatte, mit dem Bemerken, dafs er Wein und Goldstück haben solle, wenn er einen guten Vers darauf mache, trank er den Wein aus und sagte, indem er das Goldstück hervorlangte und einsteckte:

Zwei Götter können sich im Glase nicht vertragen,
Geh, Plutus, in mein' Sack und Bacchus in den Magen.“

Was sagen die Abhängigkeitsfahnder dazu?

Und nun zu Schubarts Verhaftung. Hier billigt Werner meine S. 159 meines Buches ausgesprochene Behauptung, dafs in der kurzen Zeit von zwölf Tagen (innerhalb von zwölf Tagen — drückt er sich aus), zumal bei der Langsamkeit des damaligen Verkehrs, ein Briefwechsel zwischen Ulm und Wien

(richtiger: zwischen Ulm, Wien und Stuttgart) nicht wohl stattfand. Er fährt fort: „Es lohnte wohl, in den Wiener Archiven nachzuforschen, ehe Vermutungen, gleich den von H. (aber auch von Straufs 1, 340, von Geiger, von Schubart selbst — vgl. Wohlwill im Archiv XV, 10) vorgetragenen ausgesprochen werden.“ Wohlwill hat sich nun in Wien erkundigt und (nach dem Archiv XV, 133) zur Antwort bekommen, dafs in keinem Berichte des Kaiserl. Gesandten Ried und in keinem Erlafs an ihn noch sonst irgendwo in den Wiener Archiven Schubarts Name genannt werde. Auch das Stuttgarter Archiv giebt keinen urkundlichen Anhaltspunkt. Dabei ist immerhin zu beachten, dafs, wie Wohlwill angiebt, aus der im allgemeinen nur lückenhaft erhaltenen Korrespondenz Rieds gerade für die uns besonders interessierende Periode vom Ende 1776 bis Anfang 1777 ein Bericht an den Reichsvicekanzler Colloredo aus der Zeit zwischen dem 20. Januar und 13. Februar fehlt — Zufall oder Absicht? Dafs weiter Schubarts journalistische Thätigkeit auch am Wiener Hofe Anstofs erregen konnte, bezweifelt Wohlwill aus mehreren Gründen, die man a. a. O. nachlesen mag. In Übereinstimmung mit Christian und Ludwig Schubart halte ich es für wahrscheinlich, dafs Ried den Chronikschreiber als einen leidenschaftlichen Novellisten angegeben habe, der Preufsen auf Kosten Österreichs zu erheben suche. War doch Schubart von Nördlingen, Nürnberg und Erlangen her als Preufsenfreund bekannt; vielleicht hatte sich auch eins seiner Preufsenlieder erhalten. Wie viel und was er sodann beim Weine in diesem Sinne gesprochen hat, was nachher verdreht wurde, vielleicht aber nicht einmal verdreht zu werden brauchte, wissen wir nicht. Auch Wohlwill giebt diese Möglichkeit zu. Die Biographie giebt einen doppelten Anhaltspunkt: 1) die S. 335 angeführte Prophezeiung von dem deutschen Kaiserthron, der sich aufs neue erheben werde. Diese Prophezeiung im Jahrgang 1774 der Deutschen Chronik konnte nur auf den preufsischen Staat, der an der Spitze Deutschlands stehen sollte, gedeutet werden. 2) S. 169 erwähne ich das Gedicht „Willkomm“ (Reclam S. 113) und bemerke, wie dieses wegen seines Schlusses als eine Entweihung des Erdengottes Karl betrachtet werden konnte. „War ja doch auch die Anzeige, dafs Maria Theresia an einem Schlagflufs plötzlich gestorben sei,

Digitized by Google

als hochverräterisch betrachtet worden.“ 3) Vielleicht war Schubart in Wien überhaupt als irreligiöser und unkirchlicher Mensch angeschwärzt worden. Dafs das „Märchen“ in Augsburg verbrannt worden war, konnte in Wien wohl nicht unbekannt bleiben.

Beweisen also läfst sich — darin mufs ich Wohlwill beistimmen — ein bestimmter Anteil Österreichs an Schubarts Verhaftung nicht, aber wahrscheinlich machen läfst er sich.

Werner tadelt mit Geiger, dafs ich das Gedicht „An Guibal“ auf Franziska beziehe; diese Vermutung, meint er, liege nach dem Eingang und Schubarts Anmerkung nahe, die Schilderung aber biete nichts, als was man in Huldigungsgedichten gewohnt war. Die von mir aufgenommene Lesart Psyches für Amors kann Werner nicht billigen; er erinnert an das anakreontische Motiv, Amor aus den Locken der Geliebten herausblicken zu lassen. Allein — dafs Amor aus den Locken der Geliebten herausblickt und dafs die Geliebte selbst Amor genannt wird, das ist denn doch zweierlei. In welchem anakreontischen Gedicht heifst die Geliebte Amor? Schon das Geschlechtswort spricht gegen eine solche Geschmacklosigkeit. Eine weibliche Schönheit mag man eine Venus, Grazie, Amorine, Amorette nennen, aber nicht einen Amor. Vgl. Goethe: und du bringst den Amor, liebes Kind. Im übrigen verweise ich auf mein Buch S. 160. — Allerdings konnte der Herzog, wie Werner richtig bemerkt, seine Karlsschüler Franziska ganz ruhig als Muster der Tugend preisen lassen, man vertrug überhaupt gewaltige Lobeshymnen. Allein Schubart war kein Karlsschüler und war längst als Spötter und Satiriker bekannt. Spott thut immer weh, am wehesten aber, wenn er, wie die Donna Schmergalina der in dem Gedicht „An Guibal“ gepriesenen Schönheit, dem Lobe nachhinkt. Was nun dieses Wort „Schmergalina“ betrifft, so habe ich, unabhängig von den Kritikern, die hier keinen Bescheid wufsten, nachträglich gefunden, dafs dieser Name schon in Wielands Roman „Die Abenteuer des Don Sylvio von Rosalva“ 1764 vorkommt. Eine Dame, Mergelina, die sehr reich und sehr heiratslustig, aber jedes anderen Vorzuges bar ist, wird von dem Helden des Romans trotz ihres Reichtums wegen ihrer abschreckenden Häfslichkeit zurückgewiesen. Pedriko, Sylvios Knappe, nennt diese Dame beständig Schmergelina, während Sylvio bei dem Namen Merge-

Digitized by Google

lina bleibt. Wielands Roman fand, wie L. F. O. (Ofterdinger) im Schwäb. Merkur 1886, S. 675 uns belehrt, namentlich bei der akademischen Jugend grofsen Beifall. „Überhaupt wurde dieses Wort damals vielfach gebraucht, vielleicht von manchen, ohne dafs sie an Donna Mergelina dachten. So findet man namentlich in alten Studenten-Stammbüchern den Namen ‚Schmergelina' in derselben Bedeutung wie später Besen, ja auch manchmal für eine ‚Geliebte', und in letzterem Sinn dürfte Schubart die Franziska von Hohenheim als die Geliebte des Herzogs bezeichnet haben." Die Frage, ob „Schmergelina" eine Schöpfung Wielands oder älter sei, ist damit noch nicht beantwortet. Der Brief, in dem Schubart die Geliebte des Herzogs so benennt, ist nur um elf Jahre jünger als Wielands Roman. Die Bemerkung in meinem Buch: „Noch in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts sagte man z. B. in Tübingen: Dame Schmergela = Tugendpredigerin" verdanke ich einem geborenen Tübinger. Nach Ofterdingers mir sehr einleuchtender Erklärung wäre Schmergelina, was zur nämlichen Zeit z. B. in Jena und Leipzig „Charmante" bedeutete (vgl. Zachariäs Renommisten 1, 262), worüber die Kulturgeschichte Auskunft giebt.

Wie blind Werner daherstürmt, sieht man aus seiner Bemerkung, S. 224 meines Buchs habe ich vergessen, was ich S. 161 geschrieben hatte; denn nun meine ich: „Mehr als alle anderen Gedichte (in der akademischen Ausgabe) mufste ihr das Gedicht An Guibal schmeicheln, dessen Beziehung ihr nicht verborgen bleiben konnte." Wo steckt denn hier ein Widerspruch? „An Guibal" erschien 1774, S. 319 der Deutschen Chronik; nachher spottete er über Franziska; in der Ausgabe seiner Gedichte suchte er diesen Spott, der ihm so sehr geschadet hatte, durch die Aufnahme des Gedichts in die Sammlung wieder gut zu machen.

Dafs Schubart der Geliebten des Herzogs ziemlich nahe getreten ist und dafs sie Eindruck auf ihn gemacht zu haben scheint, sieht man aus der „Nachlese zu Schubart", wo wir bei Straufs lesen: „Im Dezember 1770 hofft er vor Serenissimo nächstens den Flügel zu spielen; im Juli 1772 schreibt er an seine Eltern: die Frau von Leutrum, eine Maitresse des Herzogs, instruiere ich ebenfalls; es ist aber ein gar schlüpfriger Posten, weil der Herr oft selber dazu kommt." Leider ist diese Stelle

Digitized by Google

von mir übersehen worden und auch Geiger hat sie erst nachträglich bemerkt; er bezeichnet sie als eine Hauptbeweisstelle für die beste Partie meines Buches. — Was bei diesen Musikstunden vorgefallen sein mag, wer weiſs es?

Geiger verwirft die Deutung des Gedichts „An Guibal“ auf Franziska und meint, wenn an eine Dame zu denken sei, die Schubart in Ludwigsburg kennen lernte, so könne dies nur Frau v. Türkheim sein. Er verweist auf die Briefe an Böckh vom 19. September 1770 und vom 26. August 1771. Allein den Ausschlag giebt die Stelle von der Stirne, wo die Tugend sitzt und Haſs auf jedes Laster blitzt. Diese Stelle paſst nicht auf die Türkheim mit ihrer anrüchigen Vergangenheit, wohl aber auf die vielfach als Tugendmuster gepriesene Franziska. Zwar wird auch die Türkheim von Schubart (Strauſs I, 265) ein Seraph in weiblicher Schönheit genannt; allein „Engel“ und „Seraph“ beziehen sich oft nur auf körperliche Schönheit im Bunde mit Sanftmut, Güte, Liebenswürdigkeit; vgl. die bekannte Stelle im Werther.

Unter den Männern, die den Gefangenen besuchten, befand sich auch der Dichter Conz. Zwar nicht in der Sammlung seiner Gedichte, wohl aber in dem Werk: „Poetisches Portefeuille, herausgegeben von F. M. Armbruster, St. Gallen 1784“ S. 150 steht ein Gedicht mit der Aufschrift: Der achtzehnte Augustusabend. An Schubart nach Asperg. 1782. Am Schluſs steht: Conz. Wegen Mangels an Raum hier nur eine Probe aus der Mitte:

Ha, wie schwoll mir nicht heute mein Herz,
Da ich stand vor dir,
Meine Seel aufflammte von deinem Kuſs,
Schubart,
Verkannter Edler!
Da ich sah den Weisen im Kerker,
Des Geist nicht absplittert an den Klippen des Elends,
Dem die Woge des Jammers
Nicht wegspülte seiner Thätigkeit Kraft,
Noch löschte des warmen Herzens
Sprudelndes Feuerblut,
Der beides, im Gesang und in der Symphonie der Töne,
Über des Leibes Ufer
Seelen entreiſst:
Der wie Gott seine Blitze
Um sich her
Schleudert Gedanken
Mit des Genius sprühender Glut,
Dich, den der Ofen des Elends
Läuterte siebenfach. U. s. w.

Digitized by Google

Den Besuch von G. E. Paulus habe ich aus Anlafs des Ewigen Juden S. 292 im Vorbeigehen erwähnt. Das Genauere findet sich bei Reichlin-Meldegg, G. E. Paulus und seine Zeit I, 89. Der auf einer wissenschaftlichen Bildungsreise begriffene junge Mann ritt im Mai 1787, wenige Tage vor des Dichters Befreiung, mit seinem Freund Seyffer nach Hohenasperg. Man lese des Dichters Jammer über die eiskalte Berliner Theologie, das unverständliche Trillern in der Musik etc. a. a. O. selbst nach. Merkwürdig ist Schubarts Äufserung, als Theaterdirektor würde er am meisten leisten können.

II, 180 nennt Straufs unter denen, die sich für Schubarts Befreiung verwandten, den Dichter Ramler. Hier liegt ein von der bei Straufs II, 248 zu lesenden Stelle in dem Briefe Ludwig Schubarts an Miller herrührendes Mifsverständnis vor. Ramlers Werke enthalten keine Ode auf den Barden des Aspergs. In den Briefen Schubarts und seiner Frau, besonders an Himburg, ist nie von Ramler, wohl aber von der Karschin, Herzberg und anderen die Rede.

Auf Schubarts Bekehrung im Gefängnis und die Einwirkung dieser Bekehrung auf sein späteres Leben kann ich mich hier nicht genauer einlassen. Ich verweise auf die S. 390 meines Buches angeführte Abhandlung P. (nicht H., wie im Buch gedruckt ist) Fischers, eines württembergischen Theologen, in der Bes. Beilage zum Staatsanzeiger 1878, 26. 27, und auf L. Mezger in der Allg. Zeitung. Dafs Schubart wirklich eine Bekehrung erfuhr, darin stimmen Straufs, Pressel, Ludwig Schubart überein. Mezger nimmt die hierher gehörenden Äufserungen Schubarts ebenfalls wörtlich und meint sogar, ich sei nicht weit genug gegangen, die Bekehrung habe auch auf sein Herz, seine Gemütsverfassung, sein Gottvertrauen, ja seinen Lebenswandel mehr eingewirkt, als man gewöhnlich annehme. Die Zweifel waren verschwunden und damit war auch sein Herz ruhiger geworden. Werner weifs dies freilich besser. Er tadelt mich, dafs ich alle brieflichen Äufserungen Schubarts für bare Münze nehme, „während doch Schubart die Manier Hahns annahm, seine Reden mitunter nach dem Asperger Muster einrichtete, in seinem Herzen jedoch unverändert geblieben war.“ Ein schönes Seitenstück zu der Auffassung des Ludwigsburger Briefes. Dort schildert sich

Digitized by Google

Schubart als ungläubig, rein weltlich, irreligiös; hier in sehr vielen Briefen als gläubig oder bemüht, gläubig zu werden — aber Werner behauptet, natürlich ohne Beweis, beide Selbstschilderungen seien nicht ernstlich gemeint; um sie nach ihrem wahren Sinn zu fassen, müsse man das Gegenteil von dem annehmen, was sie sagen. Ein herrlicher exegetischer Grundsatz! — Wozu hätte sich denn Schubart verstellen sollen? Unter Rieger hätte das noch einen Sinn und Zweck gehabt, aber unter Riegers Nachfolgern nicht mehr; vollends nach der Befreiung — wozu denn Heuchelei? Sollte er sich dem Herzog zuliebe bibelgläubig stellen? Der war ja, obgleich Katholik, ein Aufklärling, ein Verehrer der Tugend. — Noch weiter als Werner geht Th. Ebner in Herrigs Archiv Bd. LXXI, 292. Er meint, der empfindende Christ sei mehr ein gewandter Schauspieler gewesen; auf dem Asperg habe er zur Erlangung der Freiheit die Maske der Religion und des Christen vorgenommen, die er nun nach erreichtem Zwecke als nutzlos ablegte, um nun als zahmer, ergebener und schmeichelnder Fürstendiener aufzutreten u. s. w.

Nicht billigen kann ich bei diesem Anlaſs den Ton, den Strauſs gegen Hahn und Ötinger anschlägt. Er rechnet jenen (I, 354) zu den geistlichen Quacksalbern und sagt im Morgenblatt S. 230: „Um Schubart zu bessern, hetzte man ihn durch eine Art von geistiger Hungerkur in allen Wahnwitz Ötingerscher Theosophie und Bengelschen Chiliasmus hinein.“ Solche Ausdrücke widersprechen der Würde und Gegenständlichkeit, die man von einem Geschichtschreiber fordern kann. Andere denken über Ötinger anders als Strauſs, der eben kein Organ für ihn hatte. So findet sich gleich einige Nummern nach jenem Schubartianum im Morgenblatt (1847, S. 291) in dem Aufsatz über Originale die Behauptung: Ureigenheit und Selbständigkeit im Gegensatz zu dem Wechsel des Tages und der Stimmungen ist mit dem Grundwesen der Religion gleichgeartet. Originelle Männer waren Pastoren wie Flattich und Machtolf. Ötinger ist nach S. 294 der tiefsinnigsten Forscher und der wunderlichsten Käuze einer (Schelling verdankt ihm vieles), der die geheimsten Gründe von Gott und Welt, aber auch zu guter Stunde Spaſs verstand.

„Kunstlos endet,“ sagt Werner, „Hauff S. 259 seine Lebens-

Digitized by Google

beschreibung Schubarts," jawohl kunstlos, und zwar gerade so kunstlos wie Straufs, der II, 331 ebenfalls mit Familiennotizen schliefst. —

Gehen wir nun zum zweiten Teil des Buches über und betrachten zuerst Schubart als Dichter. Ich konnte deswegen nicht alle Gedichte Schubarts in die Reclamsche Sammlung aufnehmen, weil der Verleger dickleibige Ausgaben nicht gern annimmt; die Auswahlen und die dünneren Bändchen finden die meisten Käufer, dickleibige, mehrere Bändchen fassende Werke die wenigsten. So habe ich denn von den 110 geistlichen Gedichten der Frankfurter Ausgabe nur 55 aufgenommen. Das Publikum ist meistens einseitig, ein Mann wie Schubart ist ihm zu vielseitig und läfst sich nicht leicht in ein bestimmtes Fach einreihen. — Geiger wirft mir nun vor, dafs ich die Züricher Ausgabe von Schubarts Gedichten nicht genug berücksichtigt habe; sie gebe nicht blofs die ältere Gestalt von Schubarts Gedichten, sondern bringe auch einige Gedichte, die in den späteren Ausgaben fehlen und die Schubart zum Teil aus guten Gründen von der akademischen Ausgabe ausschlofs. Vergleiche dagegen Wohlwill in Schnorrs Archiv XV, 33. In dem mit Schubart angestellten Verhör bezeichnete Schubart die zwei Gedichte: „Auf meinen Nachtigallenruf" und „Auf Sophiens, der regierenden Herzogin von Württemberg, Tod", dessen Spitze nach Geigers unbewiesener Behauptung gegen Franziska gerichtet gewesen sein soll, als nicht von ihm herrührend; aber Geiger wünscht, ich hätte sie aufnehmen sollen. Wenn ferner Geiger 1888, 9 sagt, wenigstens in der Biographie habe ich die Gedichte ganz übersehen, die Schubart noch auf dem Asperg und später als Hofpoet auf die herzoglichen Geburts- und Namenstage dichtete, so verweise ich in meinem Buch auf S. 188 und 237, wo ich die Theaterprologe auf dem Asperg und die vielen mit gereimten und ungereimten Schmeicheleien verzierten Nummern der Chronik kurz erwähne. Warum, frage ich weiter, spricht Geiger nicht ausdrücklich von dem Geburtstagsprolog 1782 (Reclam S. 30), von dem Gedicht: Karls Name (Reclam S. 103), von dem Epilog (S. 112), von dem Gedicht Willkomm (S. 113, geschichtlich erläutert im Schubartsbuch S. 169, 170)? Da Geiger selbst den besonders gedruckten oder im Manuskript zu Tübingen und Stutt-

Digitized by Google

gart vorhandenen Gedichten keinen litterarischen Wert beilegt, so bedaure ich nicht, mich nach dieser Seite hin nicht mehr angestrengt zu haben.

Ich sage S. 32, zum eigentlichen Bettelpoeten sei Schubart nie herabgesunken. Geiger führt nun 1888, 9 mehrere Punkte an, durch welche meine Behauptung wesentlich eingeschränkt wird. Ich faſste eben das Wort Bettelpoet im strengsten Sinne und setzte noch: eigentlichen (= förmlichen, berufsmäſsigen, handwerksartigen) hinzu.

Gegen die einzelnen Gedichte hat Werner viel einzuwenden. Beim Fluch des Vatermörders läſst er die Worte des Schubartsbuches weg: „ihren (der Romanze) Inhalt konnte er von Ludwig Schubart erfahren haben“. — Beim Schneider auf Reisen macht er aus der Variante „und ritt auf einem Bocke zum Taubenschlag hinein“, die ich aus dem Wunderhorn aufgenommen habe, eine eigenmächtige und verfehlte Emendation. — Beim schwäbischen Bauernlied hat mich Werner nicht verstanden. Ich tadle an Sauer, daſs er das eine Mal mein, das andere Mal mein' (= meine) Liesel, wie: mein' Braut drucken läſst. Vgl. Strauſs II, 453 die vollkommen richtige Anmerkung.

Natürlich spielt die Parallelenjagd eine groſse Rolle. Ein Wunder ist's, daſs die Parallele des Schneiders Franz mit dem Volksschwank Der Pe(i)ter in der Fremde noch nicht bemerkt worden ist. Das schwäbische Bauernlied soll eine Nachdichtung von Hagedorns „Der verliebte Bauer“ sein. Das Versmaſs kommt hier gar nicht in Betracht; Werner meint, es sei ähnlich wie bei Schubart — es sind eben zwei Tanzweisen. Daſs bei Schubart der Unfall wegbleibt, erkennt auch Werner an; die polemischen Seitenhiebe hat Schubart gar nicht; „die gleichen Vorzüge rühmen Hagedorn und Schubart, jener von Hanne, dieser von Lisel“ und hundert andere Dichter von hundert anderen Mädchen; schwarze Vogelbeeren endlich giebt es neben den hellroten. Harmloser, ruhiger, ja auch edler ist Schubarts Lied; wie roh klingt für uns das Wort Mensch bei Hagedorn, das wir bei Schubart nur sehr selten und zwar dann in verächtlichem Sinne gebraucht finden (z. B. S. 477 Reclam)! Die Fürstengruft soll den Nachtgedanken Youngs und dem Julius von Tarent entstammen. Schade, daſs in diesem Trauerspiel der Hauptnerv von Schubarts

Gedicht, der Donner gegen die schlechten Fürsten, fehlt. Bekanntlich faſste Schubart die Idee dazu in München; nimmt man noch Schubarts Erfahrungen mit Herzog Karl und das Schalten und Walten dieses Erdengottes in seinem Ländlein dazu, wozu braucht man eine Entlehnung? Etwas wie eine Fürstengruft finden wir auch in der Bibel, im Jesaia XIV, besonders V. 5, 6, 11, 12, 15, 16, 17, 19. Hat vielleicht der bibelfeste Schubart hier ein Anlehen gemacht? Unverdient ist Werners Vorwurf, daſs ich bei der Beurteilung der Gedichte nur Citat um Citat, verbunden durch Zustimmung und Polemik, gebe. Er beruft sich für diese Behauptung besonders auf meine Besprechung des Kapliedes. Ich kann das Urteil über Werners Tadel ruhig dem unparteiischen Leser überlassen und glaube, daſs meine Kritik von Schubarts Gedichten, so sehr ich allerdings dabei die Ansichten anderer anführe, selbständig und eigentümlich genug ist, vielleicht selbständiger als die Kritik anderer, die oft nur mit anderen Worten und einer Fülle von Bildern und Gleichnissen dasselbe sagt, was andere vorgedacht und vorgesagt haben. Werner tadelt beim Kaplied, daſs ich sage: „Wie Schubart von der Sache (dem Verkauf der Landeskinder) dachte, darüber finden wir nirgends Auskunft, obwohl uns Hauff selbst S. 157 die betreffenden Stellen aus der Chronik ausgezogen hat.“ Allein zwischen der Sitte deutscher Regenten, Tausende ihrer Unterthanen an England gegen Nordamerika zu verkaufen, die Schubart a. a. O. rügt, und dem Verkauf deutscher Soldaten an die holländisch-ostindische Compagnie ist ein groſser Unterschied. Wie man damals über die dem Kaplied zum Grunde liegende Thatsache urteilte, das kann Werner aus dem Aufsatz G. Rümelins: Altwürttemberg im Spiegel fremder Beobachtung (Württembergische Jahrbücher für Statistik und Landeskunde. Jahrg. 1864. Stuttgart, Lindemann, 1866. S. 316 ff.) lernen. Diesen Aufsatz habe ich benutzt, und da mir Rümelin die Sache zu mild aufzufassen schien, die in verschiedenen Teilen Deutschlands verbreitete unbedingte Verwerfung jener landesväterlichen Handlungsweise zum Zweck einer gewissen Ausgleichung aus Webers Weltgeschichte angeführt. — Die Worte: „Und wie ein Geist schlingt um den Hals das Liebchen sich herum“ erkläre ich S. 372: „aufgelöst, von Kummer abgezehrt, körperlos — mit Beziehung auf

Digitized by Google

Hildebrand unter: Geist, und auf die Stelle: Denke nicht an meine Schmerzen, nicht an meine Geistgestalt — in der Selbstanklage. Ich hätte noch Luk. 24, 37—39 anführen können. Werner aber erklärt: bleich, wie ein Geist, was sich schon aus dem „todblafs“ V. 15 ergebe. Nun — warum sieht denn das Liebchen bleich wie ein Geist aus? Vor Kummer. Offenbar drückt „wie ein Geist“ eine Steigerung des „todblafs“ aus. Ein Geist gehört dem düsteren, trüben Totenreich an; so ist das Liebchen schon aufgelöst, ehe sie im Tode aufgelöst wird.

Zur Steuer der Wahrheit mufs ich bekennen, dafs Werner recht hat, wenn er im Gegensatz zu meiner Angabe (S. 213 der Biographie) Schubarts Lied „An Herrn General von Hügel“ (Reclam 126) als Geburtstagslied fafst. Das Begrüfsungsgedicht findet sich bei Wohlwill (Schnorrs Archiv XV, 146). Grundfalsch aber ist gleich wieder Werners Behauptung S. 168: „Schubart improvisiert, alle seine Gedichte sind momentan hervorgebracht.“ Da wäre Empfängnis und Geburt eines Gedichtes eins, was bei kleineren Gedichten, Epigrammen, Schwänken etc. zutrifft, aber durchaus nicht bei allen; vergl. darüber mein Schubartsbuch S. 305, wo eine ungenaue Äufserung seines Sohnes berichtigt wird. Von der Fürstengruft ist die momentane Entstehung bezeugt; aber die Gedanken und Gefühle, die sich hier kundgeben, schlummerten seit Jahren in seinem Inneren, und der Wortbruch des Herzogs war vollends der Anlafs, der die Wolken, die sich schon lange gesammelt hatten, mit einemmal in dem prächtigen Gewitter der Fürstengruft zum Ausbruch brachte. Ob er die Gedichte, die er im Wirtshaus für die Chronik hinsprudelte, nicht vorher längere Zeit in sich herumgetragen hatte, wer weifs es? „Wenn er im Zug war, dann gab es kein Aufhalten — in Prosa und in Versen.“ Wohl; aber war er denn immer im Zug? Gedichte, die auf Stelzen gehen, kann er doch nicht in wenigen Stunden empfangen und geboren haben. „Seine Gabe der Rede wird wiederholt berichtet; er soll einmal eine ganze Predigt in Versen gehalten haben.“ Nicht: er soll; Schubart sagt dies selbst von sich; ob aber alle diese Verse auf der Kanzel entstanden sind, wer weifs es? „Ich predigte zuletzt meist aus dem Stegreif,“ d. h. ohne gehörige Vorbereitung und gründliche Ordnung. — Ich glaube daher, dafs

Digitized by Google

der improvisatorische Charakter von Schubarts Gedichten übertrieben worden ist. Er hätte sich gewifs auch ohne seine musikalische Begabung als Lyriker auszeichnen können. So hatte Hebel, der als echter Lyriker hoch steht, für Musik keinen Sinn. „Mit einfachen Melodien," sagt sein Biograph von ihm, „konnte er sich noch befreunden, Konzerte verursachten ihm Langeweile, Tafelmusik verstimmte ihn jedesmal. Trommel und Pfeifen hörte er lieber als die schönste Musik. Von der Musik verstand er, wie er selbst sagte, so viel als der Kaminfeger vom Weifsbleichen." Hebel war zwar unmusikalisch, aber um so ruhiger und harmonischer war sein Wesen; alle Gefühlsüberspannung, alles Virtuosentum war ihm fern und fremd; von Stegreifartigem findet sich weder in seinem Leben noch in seinen Gedichten eine Spur; seine besten Gedichte machen den Eindruck ruhiger Behaglichkeit. Schubarts musikalische Begabung fasse ich nicht als notwendige Bedingung zu seiner Dichtung, sondern als höchst problematische Zugabe dazu. Deswegen habe ich den Dichter nicht an den Musiker angeschlossen oder gar den Musiker vor dem Dichter behandelt. W. Scherer sagt zwar in seiner deutschen Litteraturgeschichte S. 665: „Seit unsere Lyrik im vorigen Jahrhundert sich hob, blieb ihr die Tonkunst fördernd zur Seite; und nur selten hat ein Poet seinem Gedichte selbst die Melodie gefunden, wie jener Gefangene vom Hohenasperg, Schillers erstes Vorbild, Chr. Dan. Schubart." Seinem Gedichte! Heifst das: allen seinen Gedichten oder doch den meisten oder dem Kaplied? Die Worte lauten unklar. Vergl. in meinem Schubartsbuch S. 276 unten, 376, 380.

Der von Werner gegen meine Kritik der Gedichte Schubarts ausgesprochene Tadel ist schon früher gegen meine „Schillerstudien" erhoben worden. Minor wirft mir in Steinmeyers Zeitschrift für deutsches Altertum vor, ich könne nur fremde Ansichten anführen. Dies ist aber ganz falsch. Ich führe sie an, um sie zu beurteilen, sie durch sich selbst zu beleuchten, oder, wie ich auch sagen könnte, sie aneinander zu zerreiben, um meine Auffassung der Sache daraus hervorgehen zu lassen. Zuerst mufs der Schutt weggeräumt werden; dann erst kann man an den Neubau denken. Ähnlich geht Straufs als theologischer Kritiker zu Wege; von ihm habe ich die Art und Weise meiner litte-

Digitized by Google

rarischen Kritik angenommen. Unter anderem meint Minor, bei der Glocke führe ich blofs fremde Ansichten an. Dies ist einfach nicht wahr. M. Koch in Marburg bezeichnet die von Minor mit wegwerfendem Hohn behandelten Schillerstudien in den Grenzboten 1885, 32 als sehr schätzenswert. Ähnlich urteilen D. Sanders und W. Buchner in den Blättern f. litt. Unterhaltung. O schöne Einheit der deutschen Kritik! — Es ist freilich bequemer, seinen Weg für sich zu gehen, als sich mit anderen kritisch auseinanderzusetzen; es ist auch für das Publikum bequemer, eine von kritischen und polemischen Erörterungen möglichst fern gehaltene biographische oder litterargeschichtliche Darstellung zu lesen. Das kritische Kreuzfeuer in meinen Schillerstudien, die fortwährende Berücksichtigung und Beurteilung der Ansichten von Düntzer und Viehoff, Imelmann, Gottschall, Kuno Fischer war einem Minor und Gleichgesinnten unausstehlich. Andere haben sich an diesem Turnier ergötzt, noch andere, unter ihnen wohl auch Scherer, der das Werk im Anhang seines grofsen Werkes anführt, sich wenigstens nicht daran gestofsen.

Ich will nicht sagen, dafs meine Methode die allein richtige sei, aber neben anderen Methoden wird sie auch ein Recht ansprechen dürfen. Überhaupt mufs man dem Litterarhistoriker und Kritiker eine gewisse Freiheit in der Darstellung gestatten. Was ich z. B. S. 163 über die Redeübungen in Schubarts Schule sage, das wird einem Schwaben durchaus nicht auffallen, wie denn auch Werner der einzige Kritiker ist, der die eine ganze halbe Seite fassende Erörterung, die sich daran knüpft, angreifen zu müssen meint.

Schubarts geistige Entwickelung und Stellung in der deutschen Litteratur, werfen mir mehrere vor, habe ich nicht genug im Zusammenhang mit seiner Zeit aufgefafst und die Einwirkung anderer Dichter auf ihn nicht genug hervorgehoben. So wird denn auch hier nach der Abhängigkeit von anderen gefahndet, reduziert und klassifiziert, ein geistiger Darwinismus durchgeführt. Aufser der Linie darf niemand marschieren; thut er es doch, so wird er eingefangen und in irgend ein Regiment eingesteckt. Immerhin mache ich im ersten Teil meines Werkes aufmerksam auf Seite 12, 19, 33, 69, wo Klopstock, Bodmer, Haller, Wieland in ihrer Einwirkung auf

Schubart besprochen werden. Klopstock tritt immer wieder hervor, sowohl nach seiner Ähnlichkeit mit Schubart und seinem Einfluſs auf ihn, als auch nach Schubarts Unabhängigkeit von ihm. Der durchaus unlyrische Wieland konnte auf den lyrisch angelegten Schubart weniger einwirken. Über die Musik in Schubarts Vaterhause vgl. S. 10 ff. Das angeborene Temperament, die ersten Kindheitseindrücke, den frühesten Umgang Schubarts glaube ich gehörig gewürdigt zu haben. Seine Bauern- und Schulmeisterlieder hängen nicht mit Grübel in Nürnberg oder anderen Dichtern, sondern mit seinem Umgang, seinem lebendigen Verkehr besonders mit dem „Volk“, mit Landleuten, Soldaten, Handwerksburschen zusammen. Die Kunst und Liebhaberei, Gelegenheitsgedichte zu machen, ist, wie in dem Buch „Das Königreich Württemberg. Eine Beschreibung von Land, Volk und Staat. Stuttgart, Kohlhammer, 1884“ II, 1, S. 251 zu lesen ist, nirgends verbreiteter, nirgends sind Vers- und Reimreiſser, die wohl als miſsratene Genies bald bewundert, bald verspottet werden, häufiger als in Altwürttemberg. Neuer Beweis für Schubarts schwäbisches Blut. So stark war aber die Anregung, die Schubart in solchen Kreisen empfing, nicht, daſs er Lieder in der schwäbischen Mundart gedichtet hätte. Er hat dies so wenig gethan wie Schiller. Vereinzelte Schwabismen begegnen uns häufig (z. B. in der Froschkritik und in den Bauerliedern); aber neben Mädel (schwäbisch vielmehr Mädle) findet sich Mädchen und Rädchen (Reclam 444, 451). Werner wirft mir die Lesart Weibchen (Reclam 454) vor. Ich glaube selber, daſs entweder Mutter oder Weible das Ursprüngliche ist; doch vergl. Reclam S. 452 die Form Weibchen in: Michel an Lisel. (Das Gedicht „An Lischen“ S. 446 ist, wie Geiger gefunden hat, von Miller.)

Nägele giebt S. 43 ff. eine kurze Übersicht über die litterarischen Verhältnisse Deutschlands bis 1765, wo Schubart zuerst mit seiner Ode auf den Tod des Kaisers Franz als Dichter auftrat. Gegen diese Übersicht läſst sich vieles einwenden. Nägele geht vom Jahr 1748 aus, wo Bodmer die ersten Gesänge von Klopstocks Messias las. Wie gehört dann im Folgenden die Bemerkung her: „Man nennt auch das Jahr 1746, in dem eben die Messiade erschien.“? Die Messiade fing ja 1748 an zu erscheinen.

Digitized by Google

Die neue Zeit, die nach Nägele auf 1748 folgen sollte, rechnet er bis 1773, und Schubarts erstes Auftreten fällt nun gegen das Ende dieser Periode (1765), seine Entwickelung in ihre Mitte. Ferner liest man: „Die Zeit vor 1773 war noch nicht die klassische, aber an Regsamkeit steht sie ihr kaum nach.“ Es genügt, dies anzuführen. S. 45 sagt Nägele von Schubart: „So originell Schubart war, so war er doch in litterarischer Hinsicht ganz ein Kind seiner Zeit.“ Allein die Originalität besteht ja eben darin, dafs man sich in einem oder in mehreren Punkten über seine Zeit erhebt, schöpferisch auftritt, andere nach sich zieht. So ist Schubart als Verfasser von Volksliedern und als politischer Dichter originell.

Der Abschnitt „Litterarischer Zustand Schwabens zu jener Zeit“ nimmt sich Schwabens möglichst an und stellt es im Gegensatz zu Straufs (I, 302), ohne diesen zu nennen, dem übrigen Deutschland ziemlich gleich. In dem nun folgenden Verzeichnis schwäbischer Dichter und Schriftsteller vermisse ich viele theologische Namen, z. B. Bengel, Steinhofer (vergl. Schubart in Erlangen), Ötinger, den älteren Brastberger, Reufs in Tübingen. Warum Nägele den Dichter und Pfarrer Hiller nennt und die Genannten, die von Schubart zum Teil selbst (Scheible 1, 58. 72) angeführt werden, übergeht, dies sehe ich nicht ein. Heranzuziehen war auch der durch und durch originelle, charakterfeste und geistvolle Pfarrer und Erzieher Flattich, von 1759 bis 1797 Pfarrer in Münchingen bei Leonberg, nicht sehr weit von Ludwigsburg. Er wird von Schubart nirgends erwähnt, und doch war er in dem von Nägele willkürlich festgesetzten Jahr 1765 schon 52 Jahre alt. Vergl. über ihn die Allgemeine deutsche Biographie VII, 103. Schubart und Flattich lassen sich als Theologen und Pädagogen leicht zusammenstellen. Ich will, weil der Erzieher anderer selbst erzogen sein mufs, nur einen Punkt hervorheben. Beide waren von Natur zum Zorn und zum Trunk geneigt; Flattich bezwang sich und wurde Herr über diese Fehler; Schubart hat sie nie ganz abgelegt. Nägele hat also das überwiegend religiöse und theologische Gepräge der schwäbischen Geistesbildung zu Schubarts Zeit nicht gewürdigt. Ich verweise wieder auf den oben angeführten trefflichen Aufsatz Rümelins (Württ. Jahrbb. 1864, S. 291, 294, 299, 303, 311, 313).

Als Schriftsteller von äufserem und innerem Beruf tritt Schubart erst in Augsburg auf. Vorher war er hauptsächlich als Musiker und geistreicher Gesellschafter bekannt; jetzt erobert er im Sturmschritt eine geachtete Stelle unter den deutschen Dichtern und Zeitungsschreibern. Berücksichtigt wurden daher von mir hauptsächlich die in die Zeit von Augsburg bis zum Ende der Gefangenschaft fallenden Geisteswerke; ihnen allein verdankt Schubart einen dauernden Platz in der deutschen Litteratur; ohne sie wäre er längst vergessen. Freilich wird mir von einem Kritiker in einem Brief als grofser Fehler angerechnet, dafs ich bei dem Gedicht S. 61 blofs sage, es sei unbedeutend, im Buchhandel vergriffen, auf der Ulmer Bibliothek in einem Exemplar vorhanden. Nun hat ja Nägele diese Lücke ausgefüllt, indem er das Gedicht, das bei Reclam fehlt, nicht nur im „Anhang“ mitteilt, sondern es auch kritisch bespricht.

Schubart hatte in Augsburg im Sinn, einen Roman zu schreiben, die Geschichte eines Genies, wahrscheinlich sein eigenes Leben, darzustellen. Die Kreuz- und Querzüge haben seinen Gesichtskreis erweitert, seinen Geist mit neuen Ideen bereichert, ihm die Freundschaft und Bekanntschaft bedeutender Männer verschafft. In Augsburg wurde nun die Deutsche Chronik ins Leben gerufen. Mit Straufs behaupte ich gegen Geiger, dafs der Gedanke der Chronik der glücklichste, der genialste Fund war, den Schubart machen konnte. „Wie der Hirsch über Hasen hochbeinig sich hebt,“ so erhebt sich diese Zeitschrift oder Zeitung — wie man will — über andere Zeitschriften, an denen Schubart früher Mitarbeiter war. Diese Zeitschrift stattete er mit einer schönen Anzahl von Gedichten aus — und hier tritt uns nun die Frage entgegen, wo Schubart in der deutschen Litteraturgeschichte einzureihen sei. Ich habe ihn in meinem Buch als ein versprengtes Glied des Hainbundes* bezeichnet. Werner

* Werner wirft mir vor, dafs ich immer „Hainbund“ statt „Hain“ sage. Darauf antworte ich: Hain ist der ältere, Hainbund der spätere Name. „Hainbund“ steht immer in „Parnassia. Taschenbuch für Poesie und Kunstgeschichte zur hundertjährigen Feier der Stiftung des Hainbundes. Gotha 1873“. Werner Hahn sagt: „Der Name Hainbund scheint bei den Mitgliedern des Bundes selbst nicht im Gebrauch gewesen zu sein; wenigstens findet er sich nicht in dem, was sie schriftlich hinter-

Digitized by Google

sagt, das sei die allertreffendste Bezeichnung seines Wesens. Geiger und Sauer hingegen sagen, in Ulm sei Schubart mit beiden Füſsen in die neue Bewegung des Sturms und Drangs hineingesprungen. Warum denn, wenn überhaupt Geiger und Sauer recht haben, nicht schon in Augsburg? Daſs aber Schubart nicht nur so ohne weiteres den Stürmern und Drängern, den Kraftgenies, beigezählt werden kann und daſs er einem Lenz, Klinger, Leopold Wagner gegenüber eine sehr freie, sehr kritische und maſshaltende Stellung einnimmt, habe ich in meinem Buch S. 278, 281, 282, 324, 325, 393 nachgewiesen. Wohlwill nimmt ihn durchaus mit den Kraftgenies zusammen. Das durchschlagende Grundurteil meines Buches ist, daſs Schubart eine gewisse mittlere Stellung zwischen den Göttingern und den Stürmern und Drängern einnehme. Zwei Mitglieder des Hains habe ich genauer betrachtet, Hölty (S. 322) und Bürger, von dem ich S. 323 sage, er bilde schon den Übergang zu den Stürmern und Drängern. „Die Richtungen," schreibt mir ein Kritiker, „sind nicht so strenge voneinander geschieden und ‚Genie' ist beider Losung. Wir dürfen nicht vergessen, daſs Klopstocks Gelehrtenrepublik ganz und voll die Poetik des Sturms und Drangs ist, wenn man sie ihrer schrullenhaften Einkleidung entledigt." — Ich sehe in diesem Buch eine wunderliche Mischung von Genialität und Pedanterei, die sich nicht bloſs auf die Form, die Einkleidung erstreckt. Harmloser, frömmer, altväterlicher war der Göttinger Bund; nicht sowohl Genie als Natur war seine Losung. Wie hätten Hölty, Voſs, Miller, vollends Claudius, der erklärte Gegner des Geniewesens, einen Platz unter den Originalgenies? Ein Originalgenie fand Voſs in Homer; er selbst aber wollte nicht kraftgenialisch dichten. Werner meint, Schubart habe in der ersten Zeit der Deutschen Chronik den manierierten Grundton noch nicht, der dann später hauptsächlich durch den Einfluſs des Wandsbecker Boten gewählt worden sei. Der manierierte Genieton ist indes (vgl. Strauſs 2, 464) eher auf das Bekanntwerden von Goethes Götz als auf die Einwirkung des ganz anders als Schubart angelegten Claudius zurückzuführen. Man vergleiche einmal ein

lassen haben. In der Litteraturgeschichte ist er ziemlich allgemein im Gebrauch." Ein Kritiker schreibt mir von Bündlern des Göttinger Hains.

Digitized by Google

paar Nummern der Chronik und des Boten miteinander, und man wird den trotz der weggelassenen Fürwörter und des kurz angebundenen Wesens ungeheuren Unterschied merken. Wozu also auch hier ein Abhängigkeitsverhältnis annehmen, wo der Zusammenhang mit den Genialen genügt? Aber auch hier, wie oben bei Schubarts Liedern, ist der Zusammenhang mit dem Volk und dem Volksleben zu beachten. In Augsburg und Ulm durfte er sich, wenigstens in der Form, frei bewegen; er diktierte die Chronik unter seinesgleichen; in Versen und Prosa durfte er sich da gehen lassen; je derber und volkstümlicher, desto besser. Gewiſs ist manches, wie z. B. der Götzische Ruf durchs Fenster, um von anderen noch viel roheren Redensarten (Strauſs 2, 329. 331) zu schweigen, eher dem schwäbischen Naturalismus als dem kraftgenialischen Wesen entnommen. (So führt H. Kurtz in dem Roman „Schillers Heimatjahre" I, 330 den „Mann in der Lämmer-Lämmergass'" an, der jetzt ganz verschollen, auch nirgends zu lesen ist, aber ums Jahr 1840 in Tübingen noch hier und da gehört wurde. Soweit ich mich dieses Liedes erinnere, macht besagter Mann — der kann machen was er will, aber nimmer steht er still — sich ein Pfeifchen, ein Trommelchen, einen russisch Mann — „Gieb mir Schnaps," spricht der russisch Mann —, einen fränkisch Mann, der spricht: parole d'honneur, einen englisch Mann, der sagt: Gott verdamm, einen deutschisch Mann — Empfehl mich Ihne[n], pfehl mich Ihne[n], spricht der deutschisch Mann —, einen schwäbisch Mann: „L. m. i. A., L. m. i. A.", sagt der schwäbisch Mann.)

Kommen wir nun zu Schubart dem Kritiker. „Am meisten Dank," schreibt mir N. N., „müssen nach meiner Meinung unbedingt Ihre Zusammenstellungen von Schubarts ästhetischen Urteilen und politischen Äuſserungen aus der Deutschen Chronik ernten. Da bieten Sie in bequemer Übersicht vielen Unbekanntes." Ähnlich H. Fischer: „Hauff ist mit Glück bemüht, Schubart als Kritiker in ein helleres Licht zu setzen." Werner weiſs es besser. Er meint, in diesem Abschnitt sei die Komposition wahrhaft grausam. So tadelt er, daſs ich in Schubarts Lehrbuch der schönen Wissenschaften nur geblättert habe und einzig Wohlwill wiederhole. Der Grund steht S. 309 meines Buches. Wohlwills Mitteilungen sind der ersten Ausgabe entnommen, die mir

Digitized by Google

unzugänglich war. Mein Urteil über Schillers Besprechung von Grübels Gedichten heifst kurzweg „geschmacklos". Beim Clavigo erfahren wir, dafs Schubart sich an allem Französischen gestofsen habe. Auch an Montesquieu und an Voltaires Candide? „Warum Farce? ruft er einmal aus und sagt — Posse dafür, was er wohl für deutsch hielt." Allein Posse ist deutsch geboren oder deutsch geworden, während Farce ein Fremdwort in des Wortes verwegenster Bedeutung ist. „La farce sinistre," sagt Ed. Viard in der Schrift: „Frankreich und die Berliner Konferenz", welche unter dem Titel: „Die Kongokonferenz 1884 in Berlin unter dem Vorsitz des Fürsten Bismarck" aufgeführt worden ist. Der Schwäb. Merkur 1887, 134 übersetzt: die unselige Posse — Werner vielleicht: die sinistre (auch ein Fremdwort) Farce? Schon die Aussprache stempelt Farce zum Fremdwort, während Posse deutsch geschrieben und gesprochen wird. — Schillers Stillschweigen über die Quelle seiner Räuber und über Schubarts Dichtungen, die Gleichgültigkeit, mit der er Schubarts Grüfse (s. Straufs II, 47) unerwidert liefs, zu begreifen, ist sehr schwer. Koch meint, für das volkstümliche Element in der Lyrik habe es Schiller am Verständnis oder doch an der Sympathie gefehlt: weil er Schubart nicht loben konnte, habe er absichtlich über ihn geschwiegen. Allein Schubart war nicht blofs naiver Volksdichter, sondern hatte auch eine sentimentale und pathetische Ader. Endlich lassen sich ja von Schiller selbst volkstümliche Poesien, z. B. Wallensteins Lager, nennen. Schubart liefs sich durch Schillers Gleichgültigkeit nicht abhalten, auch seine schwächeren Sachen, z. B. Fiesko, günstig zu beurteilen. „Herrlich, originell ist's: aber Sattheit ist auch sein Fehler." Unmittelbar vorher steht: „Zumsteegs, des Musikers, Sattheit ärgert mich." Ich bemerke in meinem Buch S. 316: „Unter Sattheit ist wahrscheinlich zu starkes Auftragen der Farbe zu verstehen." H. Fischer a. a. O. behauptet dagegen, es sei darunter eine im Fiesko wie auch in Kabale und Liebe von vornehmen Personen zur Schau getragene Blasiertheit zu denken; satt von der Farbe könne sicher nie als Tadel gemeint sein. Auch hier habe ich Straufs auf meiner Seite, der im Morgenblatt bemerkt: „Verstehe ich den Ausdruck recht, so hat Schubart die Überladung, den Schwulst in den Schillerschen Jugendstücken tadeln wollen." Diese Bemerkung

Digitized by Google

hätte sich als Anmerkung in dem gröfseren Werke nicht übel ausgenommen; aufserdem mufs ja die Schilderung blasierter Personen dem Dichter erlaubt sein.

Schubart als Patriot und Politiker wird von H. Fischer als ein besonders wertvoller Abschnitt bezeichnet, und zwar wegen ausgiebiger Benutzung der Chronik. Geiger sagt, Schubart als Kritiker, als Patriot und Politiker, als Publicist und Stilist werde von mir ausführlich, aber nicht erschöpfend behandelt. Umgekehrt meint Wohlwill, am wenigsten ausreichend dürfte erscheinen, was ich in dem Kapitel „Schubart als Patriot und Politiker" über die Chronik vorbringe u. s. w. Werner, er allein, wirft mir vor, dafs ich zwar ausdrücklich hervorhebe, wie Schubart überall und immer Patriot bleibe, aber trotzdem diesen Abschnitt nicht an die Spitze meiner Auseinandersetzungen stelle, um Schubarts ganze Thätigkeit von diesem Gesichtspunkt aus zu betrachten. Das wäre denn doch zu weit gegangen und so war die Sache nicht gemeint. Durch Schubarts patriotische Gesinnung, die sich durch seine ganze Wirksamkeit hindurchzieht, kommt in sein oft so zerfahrenes Wesen eine gewisse Einheit, ein Zusammenhang, die verschiedenen Elemente sammeln sich um einen Mittelpunkt, der Eitelkeit des Virtuosen wird ein heilsames Gegengewicht gegeben. Dessenungeachtet lebt er eben im Volksbewufstsein als der Dichter (nicht als der Musiker, Chronist, Patriot) fort, und an diese Auffassung mufste ich mich anschliefsen.

Bei der Übersicht über die Schubart-Litteratur vermifst Geiger freilich Vollständigkeit. Den Aufsatz von Balth. Haug im Schwäb. Magazin 1777, der von Fehlern wimmelt und nur den Wert eines Kneipgeschwätzes und Freundschaftsstückleins hat, hält er für „sehr zuverlässig". Chr. F. D. Schubarts Leben und Charakter von einem Freunde desselben 1778 und den Aufsatz von Archenholz 1783 konnte ich nirgends auftreiben; vergl. über sie das Vorwort der Selbstbiographie. Die Originalien von Meergraf (Geiger a. a. O. 1885, S. 286 und 1888, S. 127) sind ein höchst sonderbares Sammelsurium von Neuigkeiten, Anekdoten, Redensarten — disjecti membra Schubarti, den Kindern von Meergrafs Freunden gewidmet.

Die Biographie Ludwig Schubarts (Geiger 1885, S. 248) in Philipp Mosers Sammlung von Bildnissen gelehrter Männer u. s. w.

Digitized by Google

hält Geiger für eine Selbstbiographie. Zweierlei hält mich ab, ihm beizustimmen: 1) Die Selbstbiographien in dieser Sammlung sind so zu sagen Ichbiographien, während L. Schubart von sich in der dritten Person spricht. 2) Wenn, wie Geiger richtig angiebt (a. a. O. S. 284), L. Schubart nicht 1766, sondern 1765 geboren ist, wie kommt es dann, dafs er in jener Biographie 1766 als sein Geburtsjahr nennt? Hat er denn das Jahr seiner Geburt nicht gewufst? Die Biographie scheint auf Mitteilungen und Aufzeichnungen zu beruhen, die sehr ins einzelne eingehen; ob sie aber wirklich wörtlich von ihm aufgesetzt und eingesandt worden ist, das ist die Frage. Ähnlich spricht Geiger von der „Selbstbiographie“ Böckhs, die doch die Nachricht von Böckhs Tode enthält. Millers und Posselts „Selbstbiographien“ brauchen er; bei Weckherlin heifst es noch ausdrücklich: „Ich will es hier versuchen, aus den schriftlichen Nachrichten eines Freundes, der lange mit Weckherlin umging, und aus eigener Erfahrung eine kurze Skizze seines Lebens zu entwerfen.“ Warum soll denn Moser das ich in er verwandelt haben? Mit Ludwig Schubarts Biographie mag es ähnlich zugegangen sein wie mit derjenigen Weckherlins. Das Werk wurde zuerst von Kupferstecher Bock herausgegeben, Nürnberg 1791; dann von Bock und Johann Philipp Moser, Nürnberg (nicht Würzburg, wie Geiger angiebt) 1792, zuletzt, vom 10. Heft an, von Moser allein, Nürnberg 1793. Die Biographie L. Schubarts ist besonders für den Aufenthalt in Geislingen wichtig (s. Nägele S. 435), stimmt aber mit der Selbstbiographie des Vaters nicht ganz überein. Der Aufsatz nennt die Städte, in denen sich der aus Ludwigsburg vertriebene Schubart aufhielt, nicht genau und nicht vollständig. Er läfst ferner den Dichter, wie er am Herzog vorüber und in seinen Turm geführt wird, zu diesem furchtlos sagen: „Ich will nicht hoffen, dafs mich Euer Durchlaucht ungehört verdammen; nicht hoffen, dafs Sie meine nun verlassene Familie hilflos verschmachten lassen werden.“ Solche Worte hat Schubart nach der Selbstbiographie vielmehr bei seiner Verhaftung in Blaubeuren gesprochen.

Das Sendschreiben an Herrn Schubart u. s. w. ist nach Geiger (a. a. O. 1888, S. 133) nicht von Kern, sondern von dem Buchhändler Köhler; vgl. Straufs II, 319, 383; Scheible 2, 201. Bei Weyermann steht Nr. 27: Über diese Chronik erschien:

Digitized by Google

Sendschreiben u. s. w., Ulm 1789 (von Buchhändler Köhler in Ulm besorgt). Nun ist aber besorgt nicht = verfafst. Bei Gradmann, auf den sich Geiger beruft, liest man unter Köhler: ... 1789 brachte er die Wohlersche Buchhandlung durch Kauf an sich. Man hat von ihm ... 4) Sendschreiben an Herrn Schubart. 5) Besorgt seit mehreren Jahren das Ulmische Intelligenzblatt, worin öfters Aufsätze von ihm stehen. Der Schlufs von Gradmanns Artikel lautet: nach Weyermann; aber Weyermann sagt ausdrücklich: „besorgt“, das heifst doch hier: herausgegeben, verlegt, aber nicht verfafst. Über den eigentlichen Ursprung des witzigen und höchst anziehend geschriebenen Dinges wird man nicht so leicht ins Klare kommen. Ludwig Schubart, der Kern für den Verfasser hält, leitet die Entstehung des Schriftchens, dem ich in meinem Buche gerecht geworden zu sein hoffe, von einem Sarkasmus, einer persönlichen Anspielung der Chronik ab. Es können ja verschiedene Gründe und mehrere Verfasser, Kern, Köhler und ihre Gesinnungsgenossen zusammen gewirkt haben.

Gelegentlich bemerke ich, dafs ich — gegen Geigers Vorwurf — den Unterschied zwischen der Deutschen und der Vaterländischen Chronik S. 339, 341, 343, 356, 358, 361 ff. genug hervorgehoben zu haben glaube. In betreff der von Geiger in Bausch und Bogen verurteilten Aufklärung und der Stellung, die Schubart zu ihr einnimmt, verweise ich auf Straufs II, 317—320, wo dieses Thema eigentlich abschliefsend behandelt wird.

Zu Nr. 10 setze noch Schubarts Briefe an einen jungen Ulmer — im Morgenblatt 1861, 36. 37 —, die Schubartiana im Morgenblatt 1847 und die Nachlese zu dem Schubartsbuch.

Zu Nr. 18. Die sieben Schwaben, die H. Fischer in seinem Prachtwerk abhandelt, sind Wieland, Schubart, Schiller, Hölderlin, Kerner, Uhland, Mörike. Danach ist S. 5 Mitte zu berichtigen.

Zu Nr. 25. Sauer sagt a. a. O., ich habe nicht allein gegen Straufs, sondern auch gegen jeden anderen, der je eine Zeile über Schubart geschrieben habe, eine wohlfeile und gereizte Polemik geübt. Dies ist einfach nicht wahr. Er vergifst zu bemerken, dafs ich ihm selbst grofse Fehler nachgewiesen habe. Hinc illæ iræ!

Das neueste Schubartswerk ist das von Nägele, eine wesentliche, aber keineswegs irrtums- und fehlerfreie Bereicherung der

Digitized by Google

Schubart-Litteratur. Über Mangel an Ordnung in meinem Werk ist genug geklagt worden. In Nägeles Werk sollte jedenfalls das dritte Kapitel: „Rückblick auf Schubarts Jugend“ vor dem zweiten: „Schubart im Herbst 1763“ stehen; mehrere Wiederholungen wären dadurch vermieden worden. Nach meiner Ansicht sodann gehören die Erinnerungen an die Geislinger Zeit S. 435, Nr. I nicht in den Anhang, sondern in den ersten Teil des Buches; endlich der VIII. Abschnitt des ersten Teils, „Schubarts Persönlichkeit und Charakter“, an den Schluſs dieses Teils. Zu wesentlicher Zierde des Buches dienen mehrere Bilder, und zwar 1) eine Büste Schubarts, 2) Geislingen von der Südseite, 3) das Zollhaus, 4) Schubarts Wohnhaus in Geislingen. Daſs meine Biographie kein einziges Bild hat, ist nicht meine Schuld. Zu einiger Vergeltung will ich für Schubarts Freunde folgende Bemerkungen hersetzen, die ich mündlicher Mitteilung verdanke. In Ludwigsburg wohnte Schubart im Hause des Bäckers Künzle, zwei Häuser vom Hause des Juden Süſs, dessen Besitzer jetzt Weinwirt Huſs ist; in Stuttgart in der Eberhardsstraſse, an der jetzigen Einmündung der Thorstraſse, wo jetzt die Kunstmehlniederlage der Kgl. Kunstmühle zu Berg ist. — In der Zeittafel sollte 15. Febr. 1765 stehen.

Bei 1774 setze: 31. März erscheint die erste Nummer der Chronik; im Sommer stirbt des Dichters Vater.

Dichterische Nachträge.

a) Ferd. Freiligrath in seinem Glaubensbekenntnis S. 209: Eine Seele. Schiller, Hutten und Schubart empfangen im Himmel die Seele einer während der Gefangenschaft ihres Vaters gestorbenen Tochter Jordans. „Sieh, da zuckt es in der Faust dem Seume, Schubarts dunkle, breite Stirne schwoll“ etc.

b) Hans Scherr läſst in seinem Werk: Schiller, Kulturgeschichtlicher Roman in sechs Büchern, 1856, auch Schubart auftreten, freilich mit bedeutenden Abweichungen von der beglaubigten Geschichte. „In seiner ganzen Erscheinung lag etwas Unsicheres, Schwankendes, eine ebenso schrankenlos offenherzige und gutmütige als unzuverlässige Sanguinität, etwas Poetisches, Virtuosenhaftes, eine ruhelose, fahrige Genialität, die mit sich selbst uneins war.“

Digitized by Google

c) Dramatisch bearbeitet wurde Schubart in dem Büchlein: Schubart, dramatische Skizze in fünf Aufzügen von Heinrich v. Zimmermann. Prag 1886. Der Verfasser, den man in Kürschners Litteraturkalender nachschlagen mag, ist nach seinem eigenen Geständnis durch meine zwei Schubartswerke (Biographie und Gedichtausgabe) zu dieser Skizze veranlaſst worden. Leider ist Schubarts Leben für eine dramatische Bearbeitung viel zu bruchstückartig, zerrissen, planlos und unstät; alle die einzelnen hervorspringenden Punkte mit sicherer Hand zusammenzufassen und auf ein Ziel hinzulenken, ist fast unmöglich. Zimmermann hat sich dadurch geholfen, daſs er die Zeitrechnung mit genialisierender Laune behandelt. Thema ist die Gefangennehmung und Abführung des Dichters auf den Asperg. Geschichtlich betrachtet war diese schwach und unklar genug begründet; aber Zimmermann weiſs sich zu helfen. Verse aus dem Kaplied* wurden schon in Ulm gesungen und die Fürstengruft hat schon vor dem Asperg schlimmes Aufsehen gemacht. Barbara Streicher (Bärbchen) wird patriotisch idealisiert. Absonderlich nimmt sich das Zusammentreffen Schubarts mit dem als Kapuziner verkleideten Schiller aus, der sich in dieser Vermummung den Weg zu dem Manne bahnt, der seiner Kindheit Ideal gewesen. Zuletzt Ermahnungen, prophetische Blicke in Deutschlands Zukunft, Aufforderung, sich durch die Flucht vor einem ähnlichen Schicksal zu retten, Schillers Gelübde, seinem Rat zu folgen — wie schön, wie rührend! „Wenn eine neuere Dichtung verdient, das Lampenlicht zu erblicken, so ist es Zimmermanns genialer Schubart“ — heiſst es in einer lobenden Zeitungsbesprechung, die dem Büchlein vorangedruckt ist — auch ein Beitrag zum deutschen Recensierwesen der Gegenwart. Schubarts geniale oder doch originelle Reden finden sich, oft in wörtlicher Wiedergabe, stark benutzt und mögen ein mit Schubarts wirklicher Geschichte weniger vertrautes Publikum elektrisieren; Zuthaten und Zugaben machen sich wie von selbst; nach meinen Begriffen vom Verhältnis der Poesie zur Geschichte und von dem Wesen und den Bedingungen

* Ed. Zeller sagt in der Einleitung zum achten Band von Strauſs' Schriften: „In Ludwigsburg hatte Schubart sein vielgesungenes Kaplied gedichtet.“

Digitized by Google

der theatralischen Mache kann ich diesen Versuch nicht für gelungen halten.

d) Dies gilt auch von „Christian Schubart. Drama in fünf Akten von Paul Hermann. Leipzig, W. Friedrich, 1888.“ Das Drama „spielt in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts“, schildert zuerst Schubart in Geistlingen (statt Geislingen; auch Sauer schreibt beharrlich Geistlingen), wo er als Dorfschulmeister wirkt; der zweite Aufzug enthält eine Marquis Posa-Scene Schubarts mit Karl; Schubart dichtet schon hier das Kaplied und liest dem Herzog die Fürstengruft vor; er wird dafür verbannt, kommt im dritten Akt mit Lenz und Klinger in einer Schenke zusammen, in tollem Wirrwarr folgen sich die Ereignisse, die Abführung des Kapregiments führt empörerische Auftritte herbei, dazwischen ertönt bald die Nachricht von Schillers Flucht; nach dem vierten Akt ist Schubarts Werk „Prometheus“ vom Herzog weggenommen worden, aber Franziska ermuntert ihn, einen zweiten Prometheus (die Deutsche Chronik) zu schreiben; im fünften Akt wird Schubart auf der Flucht nach Berlin von Montmartin festgenommen, von Karl wegen des Prometheus zum Asperg verdammt, erlebt aber alsbald die Früchte der neuen Zeitschrift, sofern, wie gemeldet wird, Schiller bei der Aufführung der Räuber in Mannheim sich vor dem Publikum als Schüler des kühnen, gigantischen Freiheitskämpfers Schubart bekennt, dessen Erzählung „zur Geschichte des menschlichen Herzens“ er den Stoff zu seinen Räubern verdanke. Schiller schickt ihm einen Lorbeerkranz, Helene stirbt vor Rührung, Schubart läfst sich im Gedanken an eine bessere, lichtere Zukunft willig in sein Gefängnis führen. — Herb ist dieser Kelch gewesen. Möchte die Feder der Novellisten und Dramatiker nicht wieder einreifsen, was der Fleifs der Forscher aufgebaut hat! Dramatisch binden, schürzen und lösen läfst sich nach meiner Ansicht nur Schubarts Leben in Geislingen mit seinen Schuldiktaten,* seinem häuslichen Zwist, der Vorladung vor den Kirchenkonvent, Wirtshausscenen u. s. w.

---

* Bei den Schuldiktaten wirft mir Geiger vor, ich begnüge mich mit der Wiedergabe von J. G. Fischers Vortrag (Bes. Beilage zum Staatsanzeiger 1882, 16), nicht einmal den alten Aufsatz Fischers (im Morgenblatt 1859, 3. 4) habe ich benutzt. — Nach 23 Jahren hat Fischer natürlich jenen Aufsatz im Morgenblatt, der dasselbe Thema behandelt, nicht

Digitized by Google

Nägele gedenkt so wenig als Wohlwill, dessen Artikel über Schubart in der Allgemeinen deutschen Biographie noch aussteht, aber schwerlich viel Neues enthalten wird, eine vollständige Lebensbeschreibung des Dichters zu geben. Wenn es wahr sein sollte, was Wohlwill in Schnorrs Archiv XV, 148 sagt, dafs kaum ein Schriftstück von Schubart existiere, das nicht den einen oder anderen charakteristischen Zug enthalte oder doch für die Biographie des Dichters oder die Kulturgeschichte seiner Zeit Verwendung finden könnte, so begreift man leicht, warum Wohlwill seinen früheren Plan, ein umfassendes Werk über Schubart zu veröffentlichen, wieder aufgegeben hat; ein solches Werk müfste ja, namentlich wenn der Verfasser statt eines rasch vordringenden, ohne Umschweife und Gleichnisse auf die Sache selbst eingehenden Stils den modern aufgebauschten Tournürestil mit seiner poetisierenden Prosa vorziehen sollte, aufserordentlich umfangreich werden. Es giebt aber eine gewisse Mitte zwischen allzu knapper und allzu weitläufiger Behandlung des Gegenstandes. Ich glaube, in diesen Nachträgen zu meinen zwei Schubartsbüchern Andeutungen genug gegeben zu haben, wie diese richtige Mitte einzuhalten sei. Vorarbeiten sind genug geliefert; möchte recht bald der Biograph auftreten, der eine wirklich klassische, möglichst abschliefsende Arbeit über das Leben und Streben des Mannes liefert, der eine solche in reichem Mafse verdient!

wiederholt, sondern abgekürzt, aber auch erweitert und verbessert. Es begegne mir, meint Geiger, dafs ich das in dem Vortrage abgedruckte Gedicht „Jesus weinend über Jerusalem“ mit fünf Versen in die Ausgabe der Gedichte aufnehme, während es im Morgenblatt zwölf Verse (Strophen) habe. — Im Vortrag sind eben die überflüssigen und an prosaischen Härten leidenden Strophen gestrichen worden. — Es war mir überhaupt mehr um den Geist als um die Masse und Menge und eine ängstlich genaue Namennennung zu thun. Der Leser hat bei dieser Behandlungsweise weder bei den Gedichten noch bei den Diktaten etwas verloren. — Überflüssig war auch Geigers Erinnerung, dafs von Wagners Geschichte der Hohen Karlsschule ein Ergänzungsband erschienen sei (1885, S. 250). Die S. 252 meines Buches angeführte Grabschrift auf Schubart ist eben diesem Ergänzungsbande entnommen.

Digitized by Google

Die Sitten der Hochschotten im Mittelalter.

Eine kulturhistorische Skizze

von

Dr. Oscar Thiergen.

Wenn man die Westküste Schottlands, besonders die Inseln Jona (Staffa), Bute, Arran u. s. w. bereist, so begegnet man unter den Fischern, welche die Reisenden in ihren Böten vom Seeschiffe ans Ufer holen, einer Anzahl finsterer, bärtiger Gestalten, von deren Sprache man kein Wort versteht, die, auch wenn sie englisch reden, nicht jenen breiten, uns Deutsche anheimelnden Dialekt, das „broad Scotch“ sprechen, sondern ein schwer verständliches englisches Kauderwelsch, kurz Leuten, denen man auf den ersten Blick ansieht, dafs sie nicht zu jenem blonden Stamme gehören, welcher die britischen Inseln bevölkert und der unserer germanischen Völkerfamilie zugehört. Es sind die Überreste der keltischen Bevölkerung, jener Pikten und Skoten, die einst von unseren germanischen Vorfahren, den Angeln und Sachsen, unterworfen wurden und die sich in geringer Anzahl noch auf den Inseln des westlichen Schottlands erhalten. Mit Zähigkeit hängen sie an ihrer Sprache und Sitte; in der Schule zwar mufs das Keltenkind englisch lernen und sprechen, aber zu Hause darf kein englischer Laut aus seinem Munde kommen. Oft, indem ich die einsamen Thäler des schottischen Hochlandes durchwanderte, in denen man meilenweit gehen kann, ohne ein lebendes Wesen, ausgenommen eine mit hellem Geläute versehene Kuhherde, zu finden, stieg in mir die Erinnerung an jene schwarzäugigen Männer und zugleich das Bild jener Zeit empor, da noch ein urkräftiger, lebensfrischer Volksstamm die nun verödeten Gegenden bewohnte und die weiten Thäler von ihrem Jagd- und

Digitized by Google

Kriegsruf wiederhallten. In knappen Zügen ein Bild von den Sitten jener Hochländer zu entwerfen, die bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts die mittleren und nördlichen Teile Schottlands inne hatten, soll der Gegenstand der folgenden Skizze sein.

Bis gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts war Schottland in Clans, d. i. Stämme, wörtlich Familien, eingeteilt. Man verstand unter einem Clan die Anhänger oder Angehörigen eines Oberhauptes, die von diesem ihren Anteil Landes erhielten, sich nach seinem Namen nannten und sein Wappen und Feldzeichen führten. In der Regel bestand ein sehr herzliches, patriarchalisches Verhältnis zwischen dem Clansführer und seinen Untergebenen. Diese letzteren wufsten, dafs ihr Hab und Gut von ihrem Herrn geschützt wurde, dafür folgten sie ihm willig, wenn er sie zu den Waffen rief, und opferten für ihn Blut und Leben. Im Laufe der Zeit kamen die Genossen eines Clans, da sie alle denselben Namen führten, wie die Mac Gregors, Mac Alpines, Mac Leans u. s. f. zu dem Glauben, dafs sie von demselben Ahnherrn abstammten, obwohl sie oft aus vielen Stämmen zusammengewürfelt waren, und dafs jeder von ihnen verpflichtet sei, die einem seiner Stammesgenossen angethane Schmach oder dessen Tod zu rächen. So wurde das Gesetz der Blutrache in den Hochlanden Schottlands in einer Weise durchgeführt, dafs ganze Stämme in der Befolgung dieses Gesetzes sich gegenseitig aufrieben. Da somit der Krieg eine Hauptbeschäftigung des Schotten war, so mufste auch die Erziehung des jungen Hochländers eine vorwiegend kriegerische sein. Von frühester Jugend an wurde er in den Waffen geübt, mufste er doch vom 16. Jahre an bereit sein, für seinen Anführer mit in den Kampf zu ziehen. Sein Körper ward abgehärtet gegen alle Unbilden der Witterung, und Herzhaftigkeit war in jeder Beziehung dem Charakter des Schotten so eigen, dafs der Vorwurf der Verweichlichung der bitterste war, der ihm gemacht werden konnte. Diese Abhärtung reichte in vielen Fällen an das Beispiel der spartanischen heran. Im bitterkalten Winter mufste der Schotte, nur in sein Plaid gehüllt, sich auf den blanken Schnee niederlegen und so übernachten. „Als einst,“ so wird erzählt, „Sir Cameron of Lochiel, ein Greis von über 70 Jahren, auf einer Jagdpartie sich zu weit von seinem Wohnort entfernt hatte und von

Digitized by Google

der Nacht überfallen worden war, hüllte er sich in sein Plaid und legte sich ruhig auf den Schnee nieder. Da bemerkte er, wie sein Enkel, der sich unter dem Gefolge befand, das ebenso gelagert war, einen grofsen Schneeballen zusammengerollt und zur gröfseren Bequemlichkeit unter sein Haupt gelegt hatte. Bei diesem Zeichen von verweichlichendem Luxus, wie er es nannte, erwachte der Zorn des Alten, er sprang auf und mit den Worten: ‚Bist du ein solcher Schwächling, dafs du ein Kopfkissen brauchst?‘ stiefs er den Ballen mit dem Fufse fort.“ In den „Letters from Scotland“, welche ein englischer Ingenieuroffizier im Jahre 1756 veröffentlicht hat, findet sich eine interessante Beschreibung der Art und Weise, wie die Schotten sich vor Kälte schützten: „Wenn sie,“ so heifst es darin, „gezwungen sind, bei kaltem, windigem Wetter im Freien zu übernachten, so tauchen sie oft ihr Plaid in Wasser und drehen sich dann, indem sie eine Ecke des Tuches über ihrem Kopfe hochhalten, immer rund um sich selbst, bis sie ganz eingehüllt sind. Dann legen sie sich auf die Heide nieder, und die Nässe des Plaids wie die Wärme des Körpers erzeugen nach einiger Zeit einen Dampf gleich dem eines kochenden Kessels. Die Nässe hält sie nach ihrer Meinung warm, indem sie den Stoff verdichtet und den Wind nicht hindurchläfst.“

Wie der äufsere Körper, so wurde auch der Magen nicht verwöhnt. Wochenlang mufste der Schotte umherziehen, ohne einen warmen Bissen in den Mund zu bekommen. Seinen Durst löschte er am frischen Bergquell und seinen Hunger stillte er mit dem Fleische des erlegten Wildes, welches roh gegessen wurde, nachdem das Blut zwischen zwei Holzstücken herausgeprefst worden war. Die Vorrichtungen hierzu waren höchst einfach. Nachdem der Hirsch erlegt war, ging einer der Jäger an einen Baum, hieb ein Stück eines Astes ab und spaltete mit dem Hirschfänger oder Schwerte den noch am Baum befindlichen Teil 1 bis 2 Fufs lang, dann wurde das Fleisch dazwischen geklemmt und der Ast mit einem Riemen so fest zusammengeprefst, dafs das Blut aus dem Fleische spritzte und das Fleisch mürbe und weich wurde. Sodann streute man Pfeffer und Salz darauf und afs es als grofsen Leckerbissen. Nur wenn der Hochländer nicht auf der Jagd oder im Felde war, zeigte er auch Neigung

Digitized by Google

zu weichlicheren Speisen und afs wohl sogar mit von dem süfsen Kuchen, den die schottische Frau so meisterhaft zu backen verstand, dafs das Land neben dem Namen „Land der tapferen Männer“ auch noch in der alten Sprache den Namen „land of the cakes“ führt.

Der Einfachheit der Kost entsprach die Kleidung des Hochländers. Seine Füfse waren bis zu den Knöcheln in ungegerbte Hirschhaut gehüllt, deren rauhe behaarte Seite nach aufsen gekehrt war, ein Umstand, der den Schotten den Spitznamen „redshanks (= Rotschenkel), dies war der Name eines Vogels mit hellroten Beinen, eintrug. Der obere Teil dieser um die Knöchel fest mit einem Riemen zusammengeschnürten Schuhe war durchlöchert, um das Wasser herauszulassen, das beim Durchschreiten der Sümpfe und Moräste stets in die Fufsbekleidung eindrang, da man in der Regel bis an die Knie einsank. Die Anfertigung dieses Schuhwerkes war gleichfalls äufserst primitiv. Sie geschah auf der Jagd, und zwar wurde, wenn dem erlegten Hirsche die Haut abgezogen war, der Fufs in das noch warme und geschmeidige Fell gesetzt und so viel ringsum abgeschnitten, als notwendig war. Die Wade des Schotten war bis zur Hälfte bedeckt mit dicken karrierten Wollstrümpfen, das Knie war nackt, statt der Hosen trug er einen kurzen, von der Hüfte bis ans Knie reichenden Frauenrock, eine Kleidung, die, wenn sie auch nicht gerade als männlich oder schön erscheint, doch ungemein praktisch war, denn der Oberschenkel war vollständig frei, so dafs nichts den Schotten hemmte, sei es beim gewaltigen Sprunge oder beim Erklimmen der Berge, oder wenn er im pfeilschnellen Laufe dem Hirsche folgte. Um die Hüfte trug er einen Gürtel, von dem vorn eine aus einem Tierfell gearbeitete Tasche herabhing; den Oberkörper bedeckte eine eng anliegende Jacke, über der von der linken Schulter nach der rechten Hüfte das Plaid getragen wurde, dessen Farben bei jedem Clan verschieden waren und in das er sich bei schlechtem Wetter von den Schultern bis zu den Füfsen einhüllte. Von der rechten Schulter nach der linken Hüfte hing das breite Bandelier, an dem das Schwert befestigt war; die Kopfbedeckung endlich war eine Mütze ohne Schild, die bei den Häuptlingen vorn ein Federbusch schmückte. Diese altschottische Tracht ist übrigens noch vollständig bei der

Digitized by Google

schottischen Garde zu finden, nur dafs diese statt der Mütze einen Helm aus Straufsenfedern trägt; sonst begegnet man ihr nur noch sehr selten in Schottland.

Die Waffen des Schotten waren Bogen und Pfeil und das wuchtige „broadsword“, ein breites, scharfes Schwert. Zur Deckung diente ihm ein runder Schild, der mit starkem Leder überzogen und in der Mitte mit einer Erhöhung aus Metall versehen war. Beim Angriff auf reguläre Truppen fing man den Stofs des Bajonetts mit diesem Schilde auf, warf es beiseite und liefs dann das wuchtige Schwert auf den Feind herabschmettern.

Um die Kräfte des Körpers zu stählen und sie für den Krieg stets bereit zu halten, wurden, wenn der Acker bestellt war und die Jagd genügenden Wildvorrat ergeben hatte, Spiele veranstaltet, unter denen das Bogenschiefsen, das Ringen, der Stein- oder Keulenwurf und vor allem das Wettlaufen die hervorragendsten waren. Das gröfste Lob, welches Scott einem seiner Helden in dem „Fräulein vom See“ zu teil werden läfst, ist, dafs er den Ben Lomond, einen ziemlich hohen Berg Schottlands, in schnurgerader Linie erklimmen konnte, ohne dafs ein keuchender Atemzug seine Anstrengung verraten hätte.

Wie schon oben erwähnt wurde, bestand zwischen den Angehörigen eines Clans und ihrem Führer oder Häuptling ein herzliches, patriarchalisches Verhältnis. Er war ihnen Vater und Fürst zugleich; seine ganze Sorge war auf die Wohlfahrt seiner Untergebenen und die Erhaltung des kriegerischen Rufes seines Stammes gerichtet. In Zeiten der Not, wenn die Ernte mifsraten oder durch einen feindlichen Einfall vernichtet war, blickte man zu ihm als Helfer empor und man konnte sicher sein, dafs er Hilfe gewähren würde, sei es auch durch einen neuen Raub- oder Rachezug. Dafür genofs er eines unbedingten Vertrauens, mit blindem Gehorsam befolgte man seine Befehle, und wie hoch sein Ansehen stand, beweist, dafs der heiligste Schwur, den der Schotte kannte, derjenige war, den er in die Hand seines Führers leistete. Andere Schwüre, ausgenommen den auf seinen Dolch, achtete der Schotte, wie die meisten wilden Nationen, nicht als durchaus bindend oder unverletzlich, weshalb man auch in England für „er hat sein Wort gebrochen“ zu sagen pflegte: „*he has kept a Highland promise*“ = er hat sein Versprechen

Digitized by Google

wie ein Hochländer gehalten. Die Macht des Häuptlings war eine rein königliche und ebenso absolut wie die irgend eines Fürsten. Ihm gehörte die Gewalt über Leben und Eigentum seiner Untergebenen, Krieg und Frieden lag allein in seiner Hand. Dies zeigte der Häuptling auch äufserlich durch ein möglichst prunkhaftes Auftreten. Seine Person war umgeben von einer Leibwache, die aus den schönsten, stärksten und treusten Männern seines Stammes bestand und die auf das glänzendste unterhalten wurde. Aufserdem bildeten neun Personen stets die unmittelbare Umgebung des Anführers. Dies war erstens der henchman, der Knappe oder Page, der bei jeder Gelegenheit bereit sein mufste, sein Leben für dasjenige seines Herrn zu opfern. Der Name henchman = Hüftenmann kommt daher, dafs dieser Diener bei festlichen Gelagen stets hinter seines Herrn Stuhle, an seiner Hüfte oder Seite (at his haunch) stehen mufste, immer bereit, jede Unbill, die seinem Herrn angethan wurde, sofort zu rächen. So wird in den „Letters from Scotland" erzählt, dafs einst ein englischer Offizier bei einem Mahle mit einem schottischen Clanführer zusammensafs. Als der Whisky die Köpfe erhitzt hatte, wurde das Gespräch, welches in englischer Sprache geführt wurde, sehr lebhaft, und der Page, der kein Englisch verstand, feuerte plötzlich, in der Meinung, dafs sein Herr beleidigt worden sei, ein Pistol auf den Engländer ab. Glücklicherweise ging der Schufs fehl und der Bursche konnte von seinem Irrtume überzeugt werden, ehe er ein zweites Mal feuerte. — Der zweite stete Begleiter des Häuptlings war der „bard", der Sänger. Derselbe war bekannt mit der Genealogie sämtlicher Hochlandfamilien, unterrichtete darin den jungen Lord, feierte bei Tafel und bei festlichen Gelegenheiten den Stammhelden des Clans und die kriegerischen Thaten der nachfolgenden Häuptlinge. Der dritte Gefolgsmann des Anführers war der „Sprecher" (spokesman), der vierte der Schwertträger, der fünfte derjenige, der seinen Herrn, falls dieser zu Fufs reiste, durch die Furten trug, der sechste der Pferdführer, der siebente der Gepäckträger, der achte der Dudelsackpfeifer und der neunte der Begleiter des Pfeifers, der den Dudelsack trug. Dies war der Hofstaat eines schottischen Häuptlings. Ein solches Amt in der Umgebung des geliebten Führers galt als grofse Auszeichnung

Digitized by Google

und wurde als Belohnung verliehen für besondere Verdienste, die ein clansman sich um die Person seines Herrn besonders in der Schlacht erworben. Denn im Kampfe gab der Führer ein heldenmütig Beispiel, allen voran stürmte er gegen den Feind, indem er laut den slogan, den Kampfruf ertönen liefs. Es war überhaupt Sitte, dafs, wenn der Sohn dem Vater in der Herrschaft folgte, er zunächst eine Probe seiner persönlichen Tapferkeit ablegen mufste, entweder auf einem Raubzuge gegen die verhafsten Engländer in dem Tieflande oder einem Rachezuge gegen einen feindlichen gälischen Stamm. Wenn nun ein Führer seine sämtlichen Krieger, die ja meilenweit zerstreut voneinander wohnten, schnell um sich versammeln wollte, so bediente er sich, da Pferde in den Sümpfen und Morästen nicht schnell genug vorwärts kommen konnten und die langgestreckten Seen diesen Tieren unüberwindliche Hindernisse entgegenstellten, eines eigentümlichen Mittels. Er fertigte ein Kreuz aus dünnem Holze, brannte die vier Enden desselben an und löschte dann, geheime Sprüche und Zauberformeln vor sich hinmurmelnd, die Flammen, indem er die vier Enden in das Blut einer frisch geschlachteten Ziege tauchte. Dieses „Cross of Fire“ oder „feurige Kreuz“ übergab hierauf der Führer dem schnellsten Läufer aus seinem Gefolge mit dem Befehle, es mit Windeseile zum nächsten Dorfe zu tragen. Hier wurde es der Hauptperson des Ortes mit einem einzigen Worte, dem Namen des Sammelplatzes, überreicht und mufste ohne Verzug mit gleicher Schnelligkeit von einem behenden, zuverlässigen Boten weitergetragen werden. Kein Hügel so steil, kein Flufs so reifsend, kein See so breit, dafs er nicht erklommen oder durchschwommen worden wäre, damit das feurige Kreuz zu rechter Zeit die wehrhaften Männer eines Stammes zu den Waffen riefe. So machte das Alarmzeichen in unglaublich kurzer Zeit die Runde durch den ganzen Distrikt, der einem Führer unterthan war, und jedermann, vom 16. bis zum 60. Jahre, der dies Kreuz sah, mufste augenblicklich in seinen besten Waffen und Kleidern sich zum Sammelplatze verfügen und des Befehles seines Führers harren. Kein Hindernis konnte dieser Aufforderung entgegentreten; die Braut im Hochzeitszuge, die Leiche des teuersten Angehörigen mufste im Stich gelassen werden, sobald das feurige Kreuz zum Kampfe rief. Derjenige, der diesem Rufe

Digitized by Google

zu den Waffen nicht Folge leistete, wurde getötet und sein Besitztum verbrannt, wie dies symbolisch durch das Anbrennen des Kreuzes und das Eintauchen in das Blut der Ziege angedeutet wurde. Daher heifst dieses Kreuz auch noch das „Cross of Shame“, das „Kreuz der Schande“, denn der Name des Ungehorsamen war für ewige Zeiten der Verachtung und dem Schimpfe preisgegeben. Noch in dem Kriege zwischen England und Schottland im Jahre 1745 und 1746 wurde das Kreuz herumgesandt, und zwar legten die Boten des einen Clans einen Weg von 32 englischen (= 6½ deutschen) Meilen in drei Stunden zurück.

Sobald alle Krieger versammelt waren, rückte man dem Feinde entgegen, aber hütete sich wohl, den Kampf sofort zu beginnen, sondern beachtete vielmehr gewisse Zeichen, die für den günstigen oder ungünstigen Ausgang des Kampfes bestimmend sein sollten. Das gewöhnlichste dieser Zeichen war das Hautorakel. Seinen Namen hat es daher, dafs ein Mann in die Haut eines frisch geschlachteten Rindes eingenäht und an irgend einer schauerlichen Stelle, einem Abgrund, einem tosenden Wasserfall u. dgl. niedergelegt wurde. Dort mufste er, in dieser entsetzlichen Hülle, eine ganze Nacht bleiben und am Morgen berichten, was ihm die Flufs- und anderen Geister, die ihm erschienen waren, über den Ausgang des bevorstehenden Kampfes mitgeteilt hatten. Oft jedoch erwiesen sich diese Orakelsprüche, an die man mit Bestimmtheit glaubte, als sehr verhängnisvoll für einen Stamm. Eine häufig wiederkehrende Antwort des Hautorakels war: „Wer zuerst feindliches Blut vergiefst, dessen Partei wird im Kampfe Sieger sein,“ und so durchdrungen war man von der Wahrheit dieser Aussage, dafs z. B. vor der Schlacht bei Tippermoor die Hochländer unter Montrose einen armen unbewaffneten Hirten auf dem Felde erschlugen, nur damit das Hautorakel erfüllt werde.

Nachdem alles zum Kampfe bereit, begann der Ansturm gegen den Feind. Er geschah unter den Klängen des Dudelsacks, und zwar stellte die Kampfmusik, „pibroch“ genannt, ein vollständiges Tongemälde einer Schlacht dar. Der Pibroch beginnt gewöhnlich mit einer ernsten Bewegung, einem Marsche ähnlich, belebt sich nach und nach zum feurigen Angriff, immer dichter und schneller folgen sich die Töne, Handgemenge und

Digitized by Google

Verfolgung ausdrückend, schwellen an zu Ausbrüchen triumphierender Freude und enden gewöhnlich mit den tiefen, wilden Klagetönen eines Leichenmarsches. Neigt sich aber das Kriegsglück auf des Feindes Seite, dann werfen wohl auch die Dudelsackbläser ihre Instrumente weg, ziehen das Schwert und stürzen sich in das Getümmel der Schlacht. Furchtbar sind gewöhnlich die Kämpfe, mit zäher Ausdauer macht man sich den Sieg streitig, ganze Clans finden auf der Walstatt ihren Untergang. Von der Wut des Kampfes, besonders zwischen Engländern und Schotten, giebt uns folgende Beschreibung, die Pennant „Tour of Scotland" entnommen ist, ein lebendiges Bild. Der Führer des Clan Cameron, der schon im Eingange erwähnte Sir Cameron of Lochiel, wegen seiner dunklen Gesichtsfarbe der „schwarze Lochiel" genannt, war ein eifriger Verteidiger der schottischen Sache in dem grofsen Bürgerkriege, und seine fortgesetzten Einfälle in englisches Gebiet machten ihn zu einem höchst unangenehmen Nachbar. Eines Tages wurde eine englische Abteilung von 300 Mann abgesandt, um seine Besitzungen zu verwüsten und ihn der Mittel zu berauben, noch weiter die Engländer zu schädigen. Allein bei einem unerwarteten Angriffe, den Lochiel mit weit geringeren Streitkräften machte, wurde die englische Schar fast gänzlich niedergehauen. Lochiel selbst aber war nahe daran, in diesem Kampfe gefangen zu werden. Als nämlich die Engländer sich zurückzogen, bemerkte ein Offizier derselben, ein hünenstarker Mann, wie Lochiel sich bei der Verfolgung der Feinde zu weit vorgewagt, und glaubte schon, dafs der gefürchtete Häuptling eine sichere Beute für ihn wäre. Er sprang auf ihn zu und ein verzweifelter Kampf begann. Der Engländer war dem Schotten an Kraft weit überlegen, aber der letztere, welcher jenen an Gewandtheit und Schnelligkeit übertraf, schlug endlich seinem Feinde das Schwert aus der Hand. Mit einem Sprunge hatte jedoch der Engländer Lochiel gefafst und beide rangen nun miteinander, bis sie zu Boden fielen. Der englische Offizier brachte Lochiel unter sich und prefste ihn furchtbar, aber als er, um sich loszureifsen, seinen Hals ausstreckte, erfafste ihn Lochiel, der indes seine Hände frei gemacht hatte, mit der Linken am Kragen, und indem er an die ausgestreckte Kehle sprang, bifs er sie so vollständig durch, dafs er einen Mund voll

Digitized by Google

Fleisch mit hinwegnahm. „Dies," sagte er, „war der süſseste Bissen, den ich je gegessen."

War die Schlacht geschlagen, so begann die Klage um die Gefallenen, der „Coronach", der entweder in lauten Klagen und unartikulierten Tönen, oder bei hervorragenden Kriegern, besonders Häuptlingen, in einem bestimmten Trauergesange bestand, welcher das Lob des Toten und den Verlust, den der Clan durch das Hinscheiden des Kriegers erlitten, ausdrückte. Scott giebt im Anhang zu „Lady of the Lake" den Coronach des Häuptlings der Macleans folgendermaſsen aus dem Gälischen übersetzt:

Wer von all den Sängern
Kann dein Geschlecht von Anfang bis zu Ende aufzählen,
(from the root, up to Paradise,)
Auſser Macvuirih, der Sohn des Fergus?
Kaum hatte dein alter, stattlicher Stammbaum
Feste Wurzel in Albion geschlagen,
Als einer deiner Vorfahren bei Harlaw fiel.
Damals verloren wir einen Führer unsterblichen Namens.

Es ist kein gemeines Unkraut — kein gepflanzter Baum,
Noch auch ein Schöſsling vom letzten Herbste,
Oder ein Pflänzlein, das am Maifest gesteckt wurde,
Weit, weit umher breiteten sich seine hohen Äste,
Aber der oberste Zweig ist abgebrochen,
Du hast uns verlassen vor Allerheiligentag.

Deine Wohnung ist das Winterhaus,
Laut, traurig, mächtig ist dein Totengesang;
O ritterlicher Kämpe von Montrose!
O stattlicher Krieger der keltischen Inseln!
Du wirst deinen Harnisch nicht mehr umgürten.

Eine vollständige Beschreibung der Bestattung eines Häuptlings giebt Scott in seinem Roman „The Fair Maid of Perth". Ich will daraus nur folgendes mitteilen. Die Begräbnisstätte war meist eine einsame Insel in einem der Hochlandseen. Dorthin wurde der Leichnam in Begleitung einer ganzen Flotte von Böten und unter den Klängen des Coronach und dem Klaggeschrei der Clansmen gebracht. In der Barke des Häuptlings, welche voran segelte, war ein Katafalk errichtet, auf welchem, in weiſses Linnen gehüllt, mit bloſsem Antlitze der Verstorbene lag; seine nächsten Angehörigen waren in demselben Boote. Nachdem die Kähne ans Land gestoſsen waren, trugen die Verwandten die Leiche auf eine Bank vor der Grabstätte, und dort wurde der sogenannte „Deasil" vorgenommen, eine Ceremonie, welche darin

Digitized by Google

bestand, daſs man dreimal von rechts nach links um die Bahre ging, indem man Segenswünsche murmelte. Wenn Unglück auf eine Leiche herabgewünscht werden sollte, so bewegte man sich von links nach rechts. Dann wurde zum letztenmal der Klaggesang angestimmt und die Leiche in die Begräbnisstätte getragen.*

Wenn sich nun aus dem bisher Gesagten ergiebt, daſs der Kampf des Schotten Lieblingsbeschäftigung war, so erklärt sich das aus folgenden Gründen: Den Überschuſs an Kraft bei einem Volke abzuleiten, giebt es drei Wege, der erste ist die Arbeit, der zweite die Auswanderung, der dritte der Krieg. Der erste Weg war für die Hochländer verschlossen, denn es gab damals noch nicht jene Industriestätten, in denen die Tausende von Händen, die auf dem Acker nicht Arbeit fanden, hätten beschäftigt werden können. An der Auswanderung hinderte den Schotten eine Liebe zur Heimat, wie wir sie stärker bei keinem anderen Volke finden, und die nur durch die Liebe zur Freiheit überwunden werden konnte. So blieb ihnen also nur der Kampf. Zu diesem trieb sie aber nicht immer die bloſse Kampfeslust, sondern sehr oft auch der Hunger. Eingeengt in die Schluchten und Thäler des Hochlandes, die wenig Gelegenheit zum Ackerbau gaben, von fremden Eroberern zurückgedrängt in den unfruchtbarsten Teil des Landes, konnte der Schotte nicht vergessen, daſs er einst Herr des ganzen Bodens gewesen. Von den Höhen sah er zu seinen Füſsen die fruchtbare Ebene mit wogenden Kornfeldern und lieblichen Wiesen gleich einem Garten sich ausdehnen, und der Gedanke: „dies alles war einst dein eigen,“ lieſs ihn mit bewaffneter Hand hervorbrechen aus jenen natürlichen Festungen des Nordens, und den Sachsen, wie er die Engländer nannte, das rauben, was diese auf seinem Boden erbaut.

Man muſs jedoch nicht glauben, daſs der Gäle nicht auch sanfteren Regungen zugänglich gewesen und daſs er nicht auch andere Tugenden als die rein kriegerischen der Tapferkeit und der Lehnstreue gekannt habe, wenn diese auch aus den eben angeführten Gründen bei weitem die hervorragendsten gewesen

* Vgl. Scott, „The Fair Maid of Perth“ Kap. XXVIII.

Digitized by Google

sein müssen. Unter den bürgerlichen Tugenden des Schotten glänzt vor allen die Gastfreundschaft. Die Heiligkeit des Gastrechts war unverletzlich, auch demjenigen gegenüber, den der Zufall hilfesuchend unter das Dach seines Todfeindes geführt hatte. Ein Appell an die Gastfreundschaft auch des wildesten Gälen war nie erfolglos, und der Hochländer, der unter anderen Verhältnissen das Leben eines Menschen um eines silbernen Knopfes willen genommen hätte, beraubte sich des eigenen Mahles, um den Reisenden zu sättigen, der an der Schwelle seiner Hütte seine Gastfreundschaft anflehte. Die Liebe zur Heimat war eine zweite Tugend, durch welche der Hochschotte sich auszeichnete und die sich in zahllosen Liedern kund gab. Eine andere die Freundes- und Verwandtentreue, mochte dieselbe auch oft blutige Früchte treiben (Blutrache!). Die Tugend der Keuschheit ward gleichfalls hochgehalten. Das Mädchen, welches gefallen war, durfte sich nicht mehr mit der „virgin snood“, der seidenen, jungfräulichen Haarschleife schmücken, noch auch die „coif“, die Haube der Frauen, tragen, ungeschmückten Hauptes mufste es bei den Festen erscheinen, von den Burschen verspottet, von den Genossinnen gemieden, da allen erkenntlich ihre Schmach ihr an die Stirn geschrieben stand. Erwähnenswert ist ferner noch die grofse Pietät, welche man den Verstorbenen bewahrte. Der Kirchhof war eine heilige Stätte; eine der gröfsten Verwünschungen, welche man gegen jemand ausstofsen konnte, war: „Mag seine Asche auf dem Wasser zerstreut werden.“ Aufserdem kennzeichnet den Schotten noch ein gewisser kindlicher Sinn, der sich in Hunderten von Märchen und Sagen, wie auch in einem stark entwickelten Aberglauben kundgiebt. Ich will zum Beweise hierfür nur anführen, dafs fast jede adelige Familie in den Hochlanden einen Hausgeist hatte, der, ähnlich der weifsen Frau im königlichen Schlosse zu Berlin, stets sich zeigte oder durch Klagetöne vernehmen liefs, wenn der Familie ein Unglück bevorstand. Das Klingen im Ohre galt als ein Zeichen, dafs irgend ein lieber Freund oder Verwandter gestorben. Die seltsamen Formen, welche der Nebel, wenn er sich um die Berge schlingt, annimmt, hatten zu dem Glauben geführt, dafs allerlei Elfen die Höhen, Schluchten und Gewässer bewohnten. Unter diesen ist bemerkenswert der „river

Digitized by Google

demon“, Flufsdämon, einer von den bösen, menschenfeindlichen Elfen, welche nachts auf den Gewässern ihr Wesen treiben; ferner die „moontide-hag“ = Mittagshexe, ein Gespenst, welches in Gestalt einer abgezehrten, riesenhaften Frau erscheinen sollte. Zu den weniger gefürchteten, den Menschen aber auch nicht ganz wohlgesinnten Geistern gehörten die „Männer des Friedens“, welche in der Nähe des Loch Con, eine Meile entfernt von der Quelle des Forth, wohnen sollten. Dort befinden sich mehrere kegelförmige Erhöhungen; wenn man am Abend vor Allerheiligen, allein, neunmal nach links herum um diese Hügel geht, so öffnet sich eine Thür, durch die man in die unterirdischen Wohnungen eintritt. Viele Menschen, so erzählt die Sage, haben diesen Weg gefunden, sind in glänzende Gemächer geführt und zu den köstlichsten Banketten geladen worden. Aber wehe, wenn sie durch den Liebreiz der Frauen bestrickt, welche die irdischen an Schönheit weit übertreffen, sich verleiten liefsen, von den herrlichen Speisen zu essen oder an dem Tanze der Elfen teilzunehmen! Sie waren dann für immer für die Oberwelt verloren und mufsten in dem Berge bleiben, in allem Luxus doch gepeinigt durch die Sehnsucht nach ihren Mitmenschen. Welchen blinden Glauben man in das Hautorakel setzte, ist schon erwähnt worden, es dürfte noch erwähnt werden, dafs man fest an Visionen glaubte, welche einzelnen begnadeten Personen, Sehern, erschienen. Erblickte z. B. der Seher in seinen Visionen eine Frau an eines Mannes linker Seite stehen, so wurde diese später sicher sein Weib; standen mehrere Frauen einem Manne zur Linken, so wurden sie nacheinander dessen Gemahlinnen in der Reihenfolge von links nach rechts. Sah er eine Person in ein Leichentuch gehüllt, so bedeutete das den nahe bevorstehenden Tod dieser Person, desgleichen wenn der Seher einen Stuhl leer erblickte, in welchem zur selben Zeit ein Mensch safs. Sah er einen Feuerfunken auf jemandes Arm oder Brust fallen, so war dies ein Vorzeichen, dafs dem Betreffenden bald ein Kind sterben würde u. a. m.

Seit 1746, der für Schottland so verhängnisvollen Schlacht bei Culloden, in welcher die letzten Hoffnungen der Stuarts auf die Wiedererlangung der schottischen Krone vernichtet wurden, ist die Macht der Clans gebrochen. Der Pibroch, die alte Kampf-

Digitized by Google

weise, tönt nicht mehr durch die waldigen Schluchten, das cross of fire wird nicht mehr mit Windeseile von Ort zu Ort getragen, weite Distrikte, jetzt Jagdgründe der reichen englischen Lords, liegen still und unbebaut, denn Tausende von Hochschotten, ganze Clans, die ihren alten Freiheiten nicht entsagen wollten, oder durch das barbarische Vorgehen der englischen Regierung dem Elende preisgegeben waren, wanderten aus, um in Amerika, vergebens leider, das alte Glück und die alte Freiheit zu suchen. Industrie und Ackerbau haben sich zwar seitdem in Schottland gehoben, aber das schöne, patriarchalische Verhältnis zwischen Gutsherrn und Bauern ist gelöst und Eigennutz und Gewinnsucht an seine Stelle getreten. Mit der alten Clansverfassung ist wohl ein gut Stück Barbarei, aber auch ein gut Stück Poesie aus der Welt verschwunden.

Shelley als Philosoph.

Von
Dr. Guido Wenzel.

Die äufseren Lebens- und Familienverhältnisse, der Bildungsgang, die Stellung dem Staate und der Kirche gegenüber, das vielfach durch unverschuldetes Leid und unverdiente Bitterkeiten getrübte Leben Byrons und Shelleys, zwei der unstreitig gröfsten lyrischen Dichter der Neuzeit Englands, haben viel Ähnliches miteinander. Aber auch eine unverkennbar geistige Wahlverwandtschaft besteht zwischen den beiden innig befreundeten Männern. Sie sind beide durch und durch subjektiv und infolgedessen echt lyrisch gestimmt. Shelley jedoch ist schwärmerischer, phantastischer als Byron, reiner, ungetrübter Begeisterung für Ideale fähig, ein Idealist in des Wortes bester Bedeutung.*

Wenn man nun aber in den meisten Litteraturgeschichten sowie in den Einleitungen zu den Ausgaben der Werke beider Dichter den philosophischen Standpunkt Byrons als den eines Skeptikers und Shelleys als den eines bis zu den letzten Konsequenzen radikalen Denkens vorgedrungenen Atheisten (vgl. z. B. Körting: Grundrifs der Geschichte der englischen Litteratur von ihren Anfängen bis zur Gegenwart, Münster 1887, S. 371) endgültig festgestellt zu haben glaubt, so wird man Byron wohl gerecht, nicht aber läfst sich dies von Shelley so apodiktisch behaupten. Es bedarf hier vielmehr einer genauen

---

* Vgl. hierzu seine eigenen Worte in der Einleitung zum Prometheus Unbound: „My purpose has hitherto been simply to familiarize the highly refined imagination of the more selected classes of poetical readers with *beautiful idealisms of moral excellence.*“

Digitized by Google

Prüfung seiner philosophischen Weltanschauung, ehe man ihn mit dem immerhin frivol klingenden Namen eines Atheisten belegt. Von einem bis zu den letzten Konsequenzen radikalen Denkens vordringenden Forscher im streng philosophischen Sinne kann von Shelley überhaupt nicht die Rede sein. Sein Philosophieren trägt immer den Stempel des idealen Träumers; ein bestimmtes, ausgeprägtes, logisches System ist nicht vorhanden. Professor Körting, der sonst Byrons und Shelleys Dichten und Denken in wenigen Worten treffend charakterisiert, sagt von Shelley: „Er war Atheist aus voller Überzeugung, ihm war der Atheismus zu einer Religion geworden, in welcher er dieselbe Befriedigung fand wie andere in einem positiven Gottesglauben.“ War nun Shelley wirklich der überzeugungstreue, ausgesprochene Atheist, für den er fast durchweg gilt, oder geht aus seinen Werken hervor, dafs er andere philosophische Ansichten über das Weltall, über seine Entstehung, über die Seele etc. vertritt? Diese Frage rein objektiv durch Citate und Beweisstellen aus den in Frage kommenden Dichtungen Shelleys zu beantworten, möge den Gegenstand nachstehender kritischer Untersuchung bilden.

Johannes Scherr (vgl. seine Gesch. der engl. Litt. S. 213), der nicht nur für Byron, sondern auch für Shelley und seine dichterisch-philosophischen Leistungen die wärmsten Worte der Anerkennung hat und unerschrocken für beide Dichter eine Lanze bricht, hat die Shelleysche Philosophie mit dem Namen Pantheismus bezeichnet, freilich ohne den Beweis für seine Behauptung zu erbringen. Er ist der Ansicht, dafs besonders in „Alastor, or the Spirit of Solitude“ des Dichters pantheistische Naturschwelgerei von hinreifsendem Zauber sei. Alastor ist allerdings ein ganz herrliches elegisch-phantastisches Gemälde, worin Shelley, der grofse Naturfreund, durch ein schwärmerisches Sichversenken in die Wunder und Schönheiten der allgütigen und segensreichen Mutter Natur, seinen eigenen Seelenzustand in ergreifender Weise schildert, wobei aber pantheistische Weltansichten unserer Meinung nach nicht direkt zum Ausdruck gelangen.

Den ersten Vorwurf des Atheismus sowie die damit verbundene Relegierung von der hochorthodoxen Universität Oxford

Digitized by Google

zog sich Shelley durch ein kleines Pamphlet „On the Necessity of Atheism“ zu. Diese kleine, aus dem Jahre 1811 stammende Flugschrift trägt zu deutlich den Stempel der Unreife, Übereilung und des Selbstvertrauens, wie dies dem Menschen in der Jugend leicht eigen zu sein pflegt, in der Zeit des Wachsens der physischen und geistigen Kräfte, in der Zeit, in welcher sich das übermütige Vertrauen auf die Zulänglichkeit der eigenen Kraft, der Stolz des Ichs geltend macht, um für Shelleys philosophisches Denken entscheidend sein zu können. Hätte er nicht einen so unüberwindlichen Widerwillen gegen die orthodox verknöcherten, hochkirchlich gesinnten Professoren der Universität Oxford empfunden, so würde er durch gütige und gerechte Behandlung, sowie namentlich durch rein wissenschaftliche Belehrung, resp. objektiv-kritische Widerlegung, leicht veranlaſst worden sein, diese Flugschrift zurückzunehmen, in welcher so wie so viel Unzuträgliches und Unreifes zu Markte gebracht worden war. Für Shelley als Philosophen ist diese Schrift durchaus unbedeutend, und es dürfen aus ihr absolut keine maſsgebenden Konsequenzen für sein Denken und seine moralische Weltansicht gezogen werden. Die für seine philosophischen, psychologischen und ethischen Anschauungen als von Wichtigkeit in Betracht kommenden Schriften sind: 1) *Queen Mab* (begonnen im Jahre 1810, vollendet nicht vor 1813 und wider des Dichters Willen veröffentlicht im Jahre 1821), ein lyrisch-episches Gedicht in wechselnden Rhythmen. 2) *Adonais* (1821), eine tief empfundene Elegie auf den Tod des zu früh heimgegangenen Dichters Keats. 3) *Prometheus Unbound*, ein lyrisches Drama, ein Hymnus auf die welterlösende und weltbeglückende Humanität. Die übrigen sämtlichen Schriften Shelleys, ausgenommen die *Cenci*, eine der besten Tragödien in England seit Shakespeares Tode, zeigen uns den Dichter als äuſserst liberalen Denker in religiösen und politischen Fragen. Sein Widerwille gegen das fanatische Priestertum, worin nach ihm alle Greuel der Geschichte, alles Unglück der Menschen wurzelt und womit er in jugendlicher Übereilung und Erbitterung das Christentum überhaupt identifizierte, sowie sein Haſs gegen Tyrannentum, Königsherrschaft und die individuelle Freiheit einschränkenden Maſsnahmen der Groſsen, findet beredten Ausdruck in der Queen

Mab und in dem *Revolt of Islam,* welches in der ersten Fassung Laon and Cythna hiefs, 1817 begonnen und 1818 publiziert wurde. In dem Revolt of Islam sowie in Rosalind and Helen (1818), einer novellistisch gefärbten Erzählung, worin das Schicksal von Lionel und Helen, zwei durch fanatische religiöse Eiferer unglücklich gewordene Menschen, in ergreifender Weise dargestellt wird, kämpft Shelley mit voller Überzeugung gegen die staatliche Einrichtung der Ehe sowie gegen die Macht an, welche sich die Priester über die Gewissen der Menschen in wahrhaft empörender Weise angemafst hatten. Shelley ist in religiöser Hinsicht, in allen Glaubenssachen vollkommener Freigeist; er steht nicht auf dem Boden einer positiven, einer Offenbarungsreligion, sondern seine Religion ist die der reinen, freien Vernunft. Sein Standpunkt läfst sich in dieser Hinsicht mit dem Voltaires vergleichen, der ebenso wie Shelley gegen das fanatische Priestertum ankämpfte und dem auch durch sein berüchtigtes „Écrasez l'infâme“ der Vorwurf des Atheismus nicht erspart blieb, obwohl er bekanntlich ausgesprochener Deist war. Shelleys unerbittliche, schneidige Polemik gegen Religion und Christentum wurzelt in der unwürdigen, verkehrten Behandlung, die er schon als Knabe in Eton und später als Student in Oxford erfuhr. Von neuem wurde des Dichters Hafs und Zorn zu lodernder Flamme angefacht, als man sich in ungebührlichster Weise Eingriffe in seine Familienverhältnisse erlaubte. Es ist bekannt, dafs Shelleys erste Frau, Harriet Westbrook, in einem Wahnsinnsanfall sich das Leben nahm. Shelley wollte nun seine beiden Kinder aus erster Ehe zu sich nehmen; allein auf Betreiben des fanatischen Lordkanzlers Eldon wurde er als Verfasser der Queen Mab gerichtlich für unfähig erklärt, die Pflichten eines Vaters zu üben, eine Brutalität, die man, wie Scherr vollkommen richtig bemerkt (vgl. Scherr, Engl. Litteraturgeschichte S. 216), allenfalls in Rufsland, nicht aber in dem f r e i e n England für möglich halten sollte. Wenn Shelley durch solche mafslose Ungerechtigkeiten und Frechheiten erbittert und in innerster Seele verwundet gegen das orthodoxe Kirchenregiment mit all seinen Auswüchsen mit den vernichtenden Waffen des Hohns und der Verachtung zu Felde zieht und Laon im „Revolt of Islam“, sowie Lionel in „Rosalind and Helen“ zu Verteidigern

Digitized by Google

seiner eigenen Rechte macht, mufs man entschieden für den Dichter Partei ergreifen. Wenn er aber in seinem übergrofsen Eifer sich gegen das Christentum selbst wendet und in der Queen Mab seine Berechtigung als Moment in dem weltgeschichtlichen Prozesse wegzuleugnen sucht, so bedeutet ein solches Verfahren doch nichts Geringeres als die Weltgeschichte schulmeistern. Gerade durch seine scharfe Polemik gegen das hohle Phrasentum und die Heuchelei der Hochkirchler und fanatischen Priester lud Shelley den Vorwurf des Atheismus auf sich. Man nahm sich nicht die Mühe, die Queen Mab auf den Kern der philosophischen Denkungsweise des Dichters zu prüfen, sondern verwarf sie einfach als atheistisch, weil der Verfasser, von dem es in Julian and Maddalo (unter Julian ist Shelley selbst, unter Maddalo Byron zu verstehen) heifst: „He is a complete infidel and a scoffer of all things reputed holy," nicht auf dem Boden einer positiven Religion stehend, auch nicht ein geistig persönliches, höchstes Wesen, einen das Weltall im Sinne der Religion und Kirche regierenden Gott anerkannte. Dafs nun der Verfasser auch Anhänger des Pantheismus sein konnte und, wie bald gezeigt werden soll, auch wirklich war, dafs er sich die Natur als in ihrer Gesamterscheinung durchgeistigt und ewig sich gleichbleibend, als das Ursprüngliche dachte, dafs er namentlich auch an der Unsterblichkeit der Seele als Atom der Weltseele festhielt, erwägte man bei Shelley ebensowenig als einst bei Giordano Bruno oder bei Spinoza. Letzteren traf von vielen Seiten ebenso unberechtigterweise der Vorwurf des Atheismus, und sogar Jakobi sah in der spinozistischen, pantheistischen Lehre noch Atheismus, nur weil die Substanz nicht als geistig persönliches Wesen gefafst wird. In den Augen strenger Theologen erscheinen überhaupt die verschiedensten Schattierungen des Pantheismus als Atheismus und werden von ihnen sogar häufig irrtümlicherweise mit dem Materialismus vermengt oder identifiziert. Wie weit ist aber ein Pantheist, der an der Immanenz aller Dinge in Gott festhält, von dem Materialisten entfernt, der nur in der toten, starren, sich ewig gleichbleibenden, fortwährend bewegenden, neue Transformationen erleidenden und neue Formen erzeugenden Materie das Ursprüngliche, die Weltursache erkennt? Auch Shelleys

Digitized by Google

philosophische Weltbetrachtung erschien den Hochkirchlern Englands stark materialistisch gefärbt, nur weil er kein Anhänger des Monotheismus ist und keinen im Sinne des Christentums aufserhalb und über der Welt stehenden persönlichen Gott als Schöpfer der Welt anerkennt. Shelley hatte zwar schon als Student eifrig die englischen Empiriker und Skeptiker sowie auch die französischen Materialisten des 18. Jahrhunderts studiert, konnte aber bei seiner mystisch-schwärmerischen Naturanlage in dem toten, trostlosen Materialismus keine Befriedigung finden. Ihm, dem Naturschwärmer und Lyriker, mufste vielmehr der Pantheismus, als der Ausdruck einer mehr dichtenden als reflektierenden Weltansicht, willkommen sein.

Wir wollen nun des Dichters philosophische Weltanschauungen nach seinen eigenen Worten und Reflexionen in den oben erwähnten Werken prüfen. — Man mufs bei einer kritischen Prüfung von Shelleys Weltanschauung vor allen Dingen von den durch die früher erwähnten Umstände bedingten und getrübten Ansichten und gehässigen Äufserungen über Religion abstrahieren und blofs die objektiven Vorstellungen vom Weltall, von der menschlichen Seele, sowie die ethische Seite seiner Philosophie berücksichtigen. Man darf ferner nicht vergessen, dafs Shelley selber das Wort „Atheismus“ gebraucht, nur um seinen Widerwillen gegen den Aberglauben auszudrücken. Er schreibt in einem Briefe an seinen Freund Trelawny: „I use the word atheism only to express my abhorrence of superstition: I took it up as a knight took up a gauntlet in defiance of injustice.“ Er stempelt sich daher in seiner eigenen Manier zum Atheisten, nur weil ihm aller Aberglaube, jeglicher die Unwissenheit fördernde blinde Gottes- und Götterglaube abgeschmackt erscheint und von Grund aus verhafst ist. Einfach einen persönlichen Gott als letzte Causa (vgl. den berühmten von Kant widerlegten Kausalitätsbeweis vom Dasein Gottes) anzunehmen, einen Gott, der die Welt aus nichts schuf, ihn als Schöpfer, Erhalter und Regierer der Welt zu verehren und anzubeten, mag wohl für fromme Gemüter, denen strenges, rein objektives, selbständiges, abstraktes Denken unbequem oder auch unmöglich ist, Bedürfnis sein, kann und darf aber dem nach Wahrheit forschenden Philosophen nicht genügen. Wie denkt sich nun Shelley im Gegen-

Digitized by Google

satz zur Kirche die Entstehung des Weltalls, sowie dieses selbst vom dichterisch-ästhetischen Standpunkte aus? In klaren und deutlichen Worten läſst Shelley die Königin Mab in dem Dialoge mit Janthes Seele seine eigene philosophische Weltanschauung offenbaren.* Janthe hat als Kind mit seiner Mutter einst zugesehen, wie ein Atheist seine Glaubens- und Denkfreiheit auf dem Scheiterhaufen unter den üblichen Flüchen und Verwünschungen schwarz gekleideter Priester mit dem Tode besiegeln und büſsen muſste. Trauer und Mitleid zogen beim Anblick dieses schreckenerregenden Schauspiels in Janthes Seele. Unverständlich waren und blieben ihr die Worte der Mutter:

Weep not child, for this man has said
There is no God.

Hieran knüpft nun die Königin Mab ihre Weltbetrachtung und Verteidigung jenes unglücklichen Opfers des Fanatismus und blinden, wahnwitzigen Religionseifers:

There is no God.
Nature confirms the faith his death-groan sealed:
Let heaven and earth, let every seed that falls
In silent eloquence unfold its store
Of argument: *infinity within*
Infinity without belie creation;
Th'inexterminable spirit it contains
Is nature's only God; but human pride
Is skilful to invent most serious names
To hide its ignorance.

Nur dem Dichter feindlich gesinnte Strenggläubige konnten aus solchen Worten Atheismus in des Wortes landläufiger Bedeutung herauslesen, nur deshalb, weil unverblümt und offen-

* Die Feenkönigin führt die Seele Janthes, welche auf Erden an dem Glauben an eine allweise und allgütige Gottheit irre geworden ist, auf dem Feenwagen durch den weiten Himmelsraum, um ihr die traurige Vergangenheit, sodann die trostlose Gegenwart zu zeigen und sie einen Blick in die trostreiche, leuchtende, glückverheiſsende Zukunft thun zu lassen. Die Situation ähnelt in mehrfacher Hinsicht dem Fluge Lucifers und Cains durch den unermeſslichen Weltenraum (vgl. Byrons Cain Akt II), und es ist nicht unwahrscheinlich, daſs Byron bei Abfassung seines Cain, der in demselben Jahre wie die Queen Mab (1821) erschien, an die Shelleysche Darstellung gedacht hat.

Digitized by Google

kundig die Existenz eines persönlichen, schöpferischen Gottes geleugnet wird. Es liegt aber für jeden unbefangenen, rein objektiv urteilenden Beobachter obigen Worten direkter Pantheismus zu Grunde. Das Weltall ist ewig, unendlich nach aufsen und innen, und der ihm in seiner Gesamtheit von Ewigkeit her immanierende Weltgeist ist das Göttliche; Gott und Natur sind identisch. Wer sollte in solchen Ansichten nicht Pantheismus erkennen? Shelley hatte mit vielem Fleifs, grofser Lust und richtigem Verständnis die nachkantischen spekulativen deutschen Philosophen gelesen und Hegels Naturphilosophie mit Vorliebe studiert. Diese Schriften sind nicht ohne Bedeutung für seine philosophischen Anschauungen geblieben, wie aus dem obigen Citate erhellt. — An einer anderen Stelle der Queen Mab sagt der Dichter von dem lebensfrisch, thätig und ewig das ganze Weltall durchwehenden Geiste:

Throughout these infinite orbs of mingling light
Of which yon earth is one, is wide diffused
A spirit of activity and life,
That knows no term, cessation or decay.

Dann heifst es wiederum von dem überirdischen, das ganze Weltall unparteiisch beherrschenden Geiste der Natur:

— — — All that the wide world contains
Are but thy passive instruments, and thou
Regardst them all with an impartial eye,
Whose joy or pain thy nature cannot feel,
Because thou hast not human sense,
Because thou art not human mind.

Dieser mit Notwendigkeit existierende, das gesamte Dasein bedingende und harmonisch in ewiger Verkettung von Ursache und Wirkung durchwehende Naturgeist ist kein Gebilde menschlicher Phantasie; er verlangt weder die Gebete noch das Lob armseliger Erdenkinder und weifs nichts von ihren irdischen Wünschen und Leidenschaften. Das Geschehen und Werden in der Welt steht unter dem Gesetze der eisernen Notwendigkeit, und hierin liegt gerade das Pantheistische von Shelleys Weltbetrachtung. In herrlichen Worten bringt er diesen Gedanken in folgenden Versen zum Ausdruck:

Digitized by Google

Spirit of Nature! all-sufficing Power,
Necessity, thou mother of the world!
Unlike the God of human error, thou
Requirest no prayers or praises; the caprice
Of man's weak will belongs no more to thee
Than do the changeful passions of his breast
To thy unvarying harmony.

Der dem gesamten unendlichen Weltall innewohnende und mit Notwendigkeit wirkende Naturgeist ist aber auch eine moralisch wirkende Macht, welche diejenigen gerechterweise straft, welche den Naturgesetzen Hohn sprechen und sie frech verletzen:

And all suffering nature can chastise
Those who transgress her law — she only knows
How justly to proportion to the fault
The punishment it merits.

Das Universum ist vom gütigen Naturgeist schön und harmonisch eingerichtet; alles atmet Freude und Liebe; auch der Mensch ist von Haus aus glücklich. Die Weltseele, welche die Natur so schön und herrlich bildete, segnete auch den Menschen mit allem, was schön, edel und erhaben ist. Nur die fortschreitende Kultur, öfters mehr Verbildung als Bildung, besonders Priestertum und Tyrannenherrschaft brachten dem Menschen Elend, Schmach und Sklavenketten. Das sind Shelleys Lieblingsideen, von denen weiter oben schon die Rede war und worauf der Dichter immer wieder zurückkommt. Es heiſst da z. B.:

— — — — — — The universe
In nature's silent eloquence declares
That all fulfill the works of love and joy
All but the outcast man. –
— — — — — — — — — Hath Nature's soul
That formed this world so beautiful, that spread
Earth's lap with plenty — — — —
— — — — — — — On man alone
Heaped ruin, vice and slavery?
Nature! — No!
Kings, priests and statesmen, blast the human flower
Even in its tender bud.

Man wird sich hierbei gewiſs J. J. Rousseaus Schwärmerei für die Rückkehr des Menschen zum Naturzustand erinnern,

Digitized by Google

wofür der Genfer Philosoph mit Feuereifer in der Lösung der von der Akademie zu Dijon gestellten Preisaufgabe: „Si le rétablissement des Sciences et des Arts a contribué à épurer les mœurs“ eintrat. Auch die Rousseausche Schrift: „Discours sur l'origine et les fondements de l'inégalité parmi les hommes“ enthält zahlreiche Gedanken, welche denen in der Queen Mab ähneln. Shelley las, wie schon erwähnt wurde, nicht nur englische, sondern auch deutsche und französische philosophische Werke mit Eifer und Interesse. Eine ihm geistig verwandte Natur, schwärmerisch-phantastisch angelegt wie er, mufste Rousseau dem Idealisten Shelley, der kein spekulativer Denker, sondern durch und durch Träumer war, höchst sympathisch sein. Rousseau war gläubiger Christ, er hielt als Theist aus innerem Gemütsbedürfnis an der Existenz eines höchsten, das Weltall und die Geschicke der Menschen leitenden persönlichen Wesens fest. Ganz anders Shelley. Er glaubte an die göttliche Schönheit der Natur, an die das Weltall beherrschende Liebe, an die allgegenwärtige Weltseele, deren Atome unsere Seelen sind. Für ihn ist die Gottheit* gleich mit der Substanz, welcher der nach den Gesetzen der ewigen Liebe und Freiheit mit absoluter Notwendigkeit wirkende Weltgeist immaniert. Ein Mann, der solchen Glauben besafs, ist kein Atheist, sondern vielmehr Pantheist in des Wortes bester und edelster Bedeutung. Wenn die in der Queen Mab so edel und klar hervortretenden philosophischen Weltansichten die orthodox Gesinnten der Church of England noch nicht überzeugen konnten, dafs Shelley himmelweit vom materialistischen Atheismus entfernt ist, so hätten sie nur seine Psychologie näher zu prüfen brauchen und sie würden zu ihrer eigenen Beschämung ihr voreiliges, absprechendes Urteil, ihre harte, unmotivierte Verurteilung haben zurücknehmen müssen. Wie Shelley über die Seele, über das Leben und die Unvergänglichkeit desselben denkt, lernt man am besten aus dem

* Er redet zuweilen sogar von Gott im christlich-religiösen Sinne (vgl. Adonais Str. 19):

Through wood and stream and field and hill and ocean
A quickening life from the Earth's heart has burst
As it has ever done, with change and motion
From the great morning of the world, when first
God dawned on Chaos.

Digitized by Google

Adonais.

Adonais ist eine schwärmerische, tief empfundene Elegie, worin wir das zartfühlende Gemüt Shelleys so recht bewundern können. Adonais gehört zu dem Schönsten, was der Dichter geschrieben hat. Er hat selbst, ohne sonst irgendwie von sich und seinem Können eingenommen zu sein, eine hohe Meinung von Adonais. Er schreibt hierüber an seinen Freund Ollier: „The Adonais in spite of its mysticism is the least imperfect of my compositions.“ Der Tod des Adonais, unter welchem, wie bereits erwähnt wurde, Keats zu verstehen ist, wird von seinen Freunden, die in Thränen gebadet, von Schmerz und Trauer überwältigt, an seiner Leiche trostlos stehen, aus tiefinnerster Seele beklagt. Sie verzagen und mit frommer Wehmut denken sie an den nur allzu früh Verschiedenen, dem seine hohe und schöne Lebensaufgabe zu erfüllen nicht vergönnt war. Mitten in ihrer Trostlosigkeit und kleinmütigen Verzagtheit erscheint eine phantastisch gekleidete, mystische Geistergestalt, worunter man sich Shelley selbst zu denken hat, und prophezeit, dafs Adonais nicht auf ewig geschieden, sondern dafs seine Seele in das Reich der Sphären, das bessere Land, das Sternenland, eingegangen ist. Nicht rein spekulativ in der reflektierenden Manier der strengen Psychologen, die nur zu häufig durch phrasenhafte Terminologie die Begriffe verwischen und den Kern ihrer Anschauungen in nebelhaftes Halbdunkel hüllen, sondern in dichterischer, idealschwärmerisch-phantastischer Darstellung zeigt uns Shelley, wie er über das Seelenleben, über die Fortdauer desselben nach dem Tode denkt. Für ihn ist die Fortdauer der Seele nach dem Tode eine Art Postulat, worauf der Mensch, welcher sein Lebensziel in der ihm verhältnismäfsig nur kurz zugemessenen Spanne Zeit auf Erden nicht erreichen kann, Anspruch zu erheben berechtigt ist. Diese zarten, allerdings mehr dichterischen als reflektierenden Betrachtungen Shelleys lassen uns einen Einblick thun in sein kindliches, man darf sagen, frommes Gemüt, welches wahrhaft idealer Gedanken und Empfindungen fähig war. Ein Atheist, ein Materialist wäre nun und nimmer solcher edlen Gedanken, solcher erhabenen Gefühle fähig gewesen. Dies hätten seine lästernden Feinde, die bigotten Frömmler und Heuchler

Digitized by Google

bedenken sollen, ehe sie den Stab über einen so uneigennützigen und edelgesinnten Mann wie Shelley brachen und ihn als greulichen Atheisten aus der englischen Gesellschaft wie einen Aussätzigen hinausstiefsen. Shelley spricht nicht sofort von der Unvergänglichkeit des persönlichen Selbst des Menschen, sondern ergeht sich zunächst in mehreren Strophen in mystischer Form über die Rückkehr der menschlichen Seele zur ewigen Natur, der sie entsprofs, über die Absorption derselben in die ursprünglichen Naturkräfte. Die Seele als der Urgrund alles Denkens wird sich wieder mit der in ewiger Schönheit erblühenden Weltseele verbinden. Da heifst es z. B. Str. 38:

Dust to the dust! But the pure spirit shall flow
Back to the burning fountain whence it came,
A portion of the Eternal, which must glow
Through time and change, unquenchably the same,
Whilst thy cold embers choke the sordid hearth of shame.

Oder Str. 42:

He is made one with Nature: there is heard
His voice in all her music, from the moan
Of thunder to the song of night's sweet bird;
He is a presence to be felt and known
In darkness and in light, from herb and stone,
Spreading itself where'er that Power may move
Which has withdrawn his being to its own;
Which wields the world with never-wearied love
Sustains it from beneath and kindles it above.

Hierauf stellt der Dichter auch einige direkte Betrachtungen an über die Unvergänglichkeit des geistigen Wesens des Menschen, seines Ichs an und für sich im Anschlufs an die Unsterblichkeit der Seele des Adonais, z. B.:

He lives, he wakes — 'tis Death is dead, not he;
Mourn not for Adonais.

Oder: Peace, peace! he is not dead, he doth not sleep —
He has awakened from the dream of life.

Sodann namentlich Str. 43:

He is a portion of the loveliness
Which once he made more lovely — he doth bear
His part, while the one Spirit's plastic stress
Sweeps through the dull dense world etc.

Digitized by Google

Adonais' Seele ist vereinigt mit denen anderer Männer, die ihm im Tode vorangegangen sind:

The inheritors of unfulfilled renown
Rose from their thrones, built beyond mortal thought
Far in the Unapparent. Chatterton
Rose pale, his solemn agony had not
Yet faded from him; Sidney as he fought
And as he fell, and as he lived and loved
Sublimely mild, a spirit without spot
Arose, and Lucan by his death approved:
Oblivion as they rose shrank like a thing reproved.*

Ferner ist zu vergleichen Str. 46:

And many more, whose names on earth are dark,
But *whose transmitted effluence cannot die*
So long as fire outlives the parent spark,
Rose, *robed in dazzling immortality.*
„Thou art become as one of us" they cry:
It was for thee yon kingless sphere has long
Swung blind in unascended majesty,
Silent alone amid an Heaven of Song.
Assume thy winged throne, thou Vesper of our throng!

Am Schlufs des Gedichtes kehrt dann in erhabener Form der Gedanke wieder, dafs der Tod, der Befreier vom irdischen Dasein, die Seele des Menschen mit dem ewigen Weltgeist vereinigt. Es heifst da Str. 52:

* Shelley nennt gerade Thomas Chatterton (1752—1770), weil er ein ihm geistig verwandter Dichter war. Er machte eine sehr traurige und harte Prüfungszeit durch und endete, durch Hungersnot zur Verzweiflung getrieben, in einem Wahnsinnsanfall durch Selbstmord in dem noch so überaus jugendlichen Alter von 18 Jahren. Wordsworth nennt ihn einen „Wunderknaben". In der That war er ungewöhnlich begabt und berechtigte zu den schönsten Hoffnungen.

Philip Sidney (1554—1586) erschien Shelley besonders grofs und edel durch sein heldenmütiges Eintreten für die Sache der niederländischen Protestanten in ihrem Kampfe gegen die Spanier. Er starb an den Folgen einer in der Schlacht bei Zütphen erhaltenen Wunde.

Lucanus, der bedeutendste Epiker nach Virgil, Neffe des Philosophen Seneca, anfangs Günstling des Kaisers Nero, beteiligte sich, nachdem er bei diesem in Ungnade gefallen, an den Aufständen der Pisonen und endete im Jahre 65 n. Chr. durch Selbstmord in dem jugendlichen Alter von 27 Jahren.

Digitized by Google

The One remains, the many change and pass;
Heaven's light for ever shines, Earth's shadows fly;
Life like a dome of many-coloured glass,
Stains the white radiance of Eternity,
Until death tramples it to fragments. — Die
If thou wouldst be with that which thou dost seek!
Follow where all is fled.

Und in der letzten Strophe lesen wir dann:

Whilst burning through the inmost veil of Heaven
The soul of Adonais, like a star,
Beacons from the abode, where the Eternal are.

Vor dem Tode braucht der Mensch sich nicht zu fürchten; er hat für ihn nichts Schreckliches, nichts Grauenhaftes; er öffnet ihm bloſs die Pforte zum Eingang in ein besseres Dasein. In der Queen Mab heiſst es da z. B. unter anderem:

Fear not then, Spirit, death's disrobing hand;
'Tis but the voyage of a darksome hour,
The transient gulf-dream of a startling sleep.

Oder: Death is a gate of dreariness and gloom
That leads to azure isles and beaming skies
And happy regions of eternal hope.

Die vorliegenden Citate aus Shelleys Dichtungen mögen zur Genüge darthun, daſs er kein Materialist war, der zur Überzeugung gelangt ist, daſs mit dem Tode auch das geistige Element des Menschen auf ewig vernichtet werde. Shelley war zu weise, um über ein Thema wie die Unsterblichkeit der Seele, das an und für sich jede Diskussion ausschlieſst, zu dogmatisieren; er begnügte sich damit, an der für sein Gefühl und sein Gemüt zum Bedürfnis gewordenen Hoffnung auf das Fortbestehen der menschlichen Seele nach dem Tode als idealer Dichter festzuhalten. In ähnlichem Sinne wie in seinen Dichterwerken äuſsert er sich auch in einem an seinen Freund Trelawny gerichteten Briefe: „I am content to see no farther into futurity than Plato and Bacon. My mind is tranquil; I have no fears and some hopes. In our present gross material state our faculties are clouded; when Death removes our clay coverings the mystery will be solved.“ Gleichwie nun Shelley an der Hoffnung auf die Unvergänglichkeit der menschlichen Seele als moralischem Postulatum

Digitized by Google

festhält, so glaubt er auch an die Macht des menschlichen Gewissens als Sittenrichterin. Es heifst vom Gewissen in der Queen Mab:

> And conscience, that undying serpent calls
> Her venemous brood to their nocturnal task.

Auf dem Gebiete der Tugend und Moral ist Shelley ganz natürlicherweise auch Freidenker und Freigeist, ebenso sehr Verächter aller Heuchelei, Frömmelei und pharisäischer Tugendhaftigkeit, wie er abgeschworener Feind religiöser Schwärmer und dünkelhafter Fanatiker ist. Seine Moral ist die eines rechtlich denkenden, wahrheitsliebenden, edelgesinnten und selbstlosen Mannes, der die Tugend und das Gute um ihrer selbst willen liebt und hochschätzt, in dessen Brust ein warmfühlendes und mitleidiges Herz schlägt; er ist ein Mann, der, selbst nicht reich, aufopferungsvoll von dem Seinen giebt, um die Not der leidenden Mitmenschen, soviel in seinen Kräften steht, zu lindern. Das schönste Zeugnis hierfür stellt ihm seine zweite Frau (geb. Godwin) in ihren Memoiren über Shelley aus. Sie schreibt: „His charity, though liberal, was not weak. He inquired personally into the circumstances of his petitioners, visited the sick in their beds and kept a regular list of industrious poor, whom he assisted with small sums to make up their accounts.“ — Andere glücklich zu machen soll für den guten, edlen Menschen das höchste Ziel, der schönste Lohn sein, der allein den wahren Seelenfrieden gewährt. *„Learn to make others happy“* ist der Grundsatz, den Shelley an die Spitze seiner Moral stellt. Er enthält die Quintessenz seiner ganzen Ethik und Tugendlehre. Shelley lebte der Überzeugung, dafs nur Tugend, Wahrheit, Weisheit und Freiheit, nur das absolut Gute den Menschen wahrhaft glücklich machen können. Dieser Gedanke kehrt öfters in seinen Dichtungen wieder. So heifst es beispielsweise in der Queen Mab:

> Virtue and wisdom, truth and liberty
> Fled to return not, until man shall know
> That *they alone can give the bliss*
> *Worthy a soul that claims*
> *Its kindred with eternity.*

Ferner vergleiche man zum Beweis für diese Anschauung die folgenden Worte:

Digitized by Google

There is a nobler glory, which survives etc.

Nämlich: The *consciousness of good,* which neither gold
Nor sordid fame, nor hope of heavenly bliss
Can purchase: *but a life of resolute good*
Unalterable will, quenchless desire
Of universal happiness, the heart
That beats with it in unison the brain
Whose ever wakeful wisdom toils to change
Reason's rich stores for its eternal weal etc.

Wahrhaft glücklich kann nur der sein, welcher nach dem Guten strebt und dem das höchste Gut, die Freiheit, die moralische, religiöse und politische zu teil wird. Von sich selbst sagt der Dichter in einem von Pisa aus an den Examiner gerichteten Briefe (18. Juni 1821) bezüglich der Veröffentlichung der Queen Mab: „I am a devoted enemy to religious, political and domestic oppression; and I regret this publication not so much from literary vanity as because I fear it is better fitted to injure than to serve the sacred cause of freedom.“ — Echte Humanität ist ohne das Geschenk der Freiheit nicht denkbar; Verfeinerung und Veredelung der menschlichen Gesinnung beruht auf der freien Entwickelung des Individuums; die Freiheit ist die Basis aller geistigen und moralischen Civilisation. Dies ist die Lieblingsidee, dies die Grundanschauung Shelleys, sie zieht sich wie ein silberner Faden durch seine sämtlichen Dichtungen hindurch und läfst den Dichter in höchst phantastischen Zukunftsträumen von einer allgemeinen grofsen Weltverbesserung schwärmen, von einer Welt, in welcher der ewige Friede, aufgebaut auf der Grundlage der Humanität, herrschen wird. Im Prometheus Unbound heifst es z. B. (Akt II, Sc. 4) von der Herrschaft des Saturn und Jupiter:

He refused
The birthright of their being, knowledge, power,
The skill which wields the elements, the thought
Which pierces his dim universe like light,
Self-empire, and *the majesty of love;*
For thirst of which they fainted. Then Prometheus
Gave wisdom, which is strength, to Jupiter,
And with this law alone, *„Let man be free“*
Clothed him with the dominion of wide Heaven.

In der „Ode to Liberty“ heifst es von der Freiheit (Str. 2):

Digitized by Google

But this divinest universe
Was yet a chaos and a curse
For thou wert not.

Str. 3: This human living multitude
Was savage, cunning, blind and rude
For thou wert not.

Sodann preist er in Str. 11 das endliche Erscheinen der Freiheit mit folgenden Worten:

When like heaven's sun girt by the exhalation
Of its own glorious light, *thou didst arise,*
Chasing thy foes from nation unto nation
Like shadows: as if day had cloven the skies
At dreaming midnight o'er the western wave,
Man started staggering with a glad surprise
Under the lightnings of thy unfamiliar eyes.

In einem anderen Hymnus feiert der Dichter die Macht der politischen und religiösen Freiheit:

But keener thy gaze than the lightnings glare
And swifter thy step than the earthquake's tramp;
Thou deafenest the rage of the ocean, thy stare
Makes blind the volcanoes; the sun's bright lamp
To thine is a fen-fire damp.

Höchstes wonniges Entzücken, wahrhaft empfundene Begeisterung für ewiges Glück und Weltfrieden, Gefühle, deren nur ein Idealist wie Shelley fähig war, spricht deutlich aus folgenden Versen (Queen Mab):

Happiness
And science dawn, though late, upon the earth;
Peace cheers the mind, health renovates the frame;
Disease and pleasure cease to mingle here,
Reason and passion cease to combat there
Whilst every shape and mode of matter lends
Its force to the omnipotence of mind.
Which from its dark mine drags the gem of truth
To decorate its paradise of peace.

Oder: O happy Earth! reality of Heaven!
To which those restless souls that ceaselessly
Throng through the human universe, aspire;
Thou consummation of all mortal hope!
Thou glorious prize of blindly-working will!
Whose rays diffused throughout all space and time,

Digitized by Google

Verge to one point and blend for ever there;
Of purest spirits thou pure dwelling-place!
Where care and sorrow, impotence and crime,
Languor, disease and ignorance dare not come:
O happy Earth! reality of Heaven!

Solche und ähnliche Stellen, deren es in Shelleys Dichtungen noch gar manche giebt, beweisen, dafs er durch und durch lyrisch-idealer Dichter ist. Seine Poesien sind Produkte seiner hochfliegenden Phantasie, aber auch in seinen zahlreichen philosophischen Reflexionen spielt die Phantasie eine weit wichtigere Rolle als das Denken und der Verstand. Kein Wunder, dafs ihn deshalb die mystische Weltanschauung der Pantheisten so anzog, dafs er im allgemeinen ihre Ideen teilte, wie in der vorstehenden kurzen philosophisch-litterarischen Abhandlung zu zeigen versucht wurde. Mögen die wenigen Zeilen mit dazu beitragen, Shelley von dem Vorwurf des Atheismus im gewöhnlichen Sinne des Wortes freizusprechen und ihm in Bezug auf sein philosophisches Denken und Dichten seinen Platz unter den Pantheisten anzuweisen!

Digitized by Google

Sitzungen der Berliner Gesellschaft
für das Studium der neueren Sprachen.

Sitzung am 9. April 1889.

Herr Marelle hält einen französischen Vortrag „Sur la prononciation de l'*e* muet". „Au fond de ce qui constitue essentiellement le génie d'une langue et spécialement sa prononciation, sa modulation, sa prosodie, il y a toujours pour le linguiste, le phonétiste et le métricien une série plus ou moins variée de *je ne sais quoi* insaisissables, indéfinissables. L'*e* muet français est, en nombre de cas, un de ces *je ne sais quoi.* Je suis à peu près d'accord avec Lubarsch sur la prononciation de cette voyelle dans les vers. J'ai traité sommairement la question au premier congrès des néophilologues à Hanovre, en 1886 (s. die Verhandlungen). Aujourd'hui, c'est à propos du livre de M. Paul Passy, *Le Français parlé,* que je reviens sur ce sujet. M. Paul Passy, et avec lui divers phonétistes allemands, spécialistes de mérite, se fondant sur le fait incontestable que la langue actuellement parlée à Paris élide presque tous les *e* dits muets, enseignent qu'il faut aussi les élider pour la plupart dans la déclamation des vers. Cette doctrine me paraît en désaccord avec la prosodie traditionnelle, aussi bien qu'avec le sentiment des meilleurs juges en cette matière au temps présent. Ce n'est pas d'aujourd'hui que la prononciation familière élide fréquemment l'*e* muet; elle l'élidait peut-être tout aussi souvent déjà au 12^e^ et même au 11^e^ siècle. La chûte naturelle de cette voyelle dans les chansons de geste à la césure et à la rime (où elle ne compte pas et résonne à peine) suffit à le prouver. Cependant excepté pour cinq ou six mots, tels que *me, te, se, le, homme, comme,* qu'ils syncopent à l'occasion, les poètes du moyen âge n'ont jamais pris la prononciation familière pour règle de leur prosodie. Ils ont toujours *syllabisé,* c'est à dire compté, marqué à l'intérieur du vers et de chaque hémistiche toutes les voyelles et notamment l'*e* muet. La *syllabisation* est le procédé

Digitized by Google

auquel un Français recourt d'instinct lorsqu'il veut parler avec mesure, dignité, noblesse, donner du poids à ce qu'il dit ou simplement se faire bien entendre d'un nombreux auditoire. Au moment où je parle peut-être, à la porte du Théâtre Français, à Paris, un marchand de programmes et de pièces crie au public qui fait queue: »*D'mandez l' programm', d'mandez l' Tartuff'!*« Le même homme dira ensuite (je l'ai entendu de mes propres oreilles, l'été dernier): »Demandez l'autre motif!« Dans le premier cas, il avale deux syllabes, dans le second il syllabise au contraire aussi distinctement que possible, en ralentissant sa prononciation. Pourquoi cette différence? Parce que »d'mandez l' programm'« est un cri bien connu du public, tandis que »l'autre motif« est le titre d'une comédie nouvelle et que, de plus, ces deux termes bien accentués donnent par avance une idée de la pièce. En amour, l'autre motif ce n'est pas le bon motif. Eh bien, ce crieur de journaux procède comme procédaient déjà au 11ᵉ siècle les trouvères et les jongleurs dans les salles des châteaux et sur les places des villes. Une prolation presque plane, telle que celle du français, passe tout naturellement à la syllabisation lorsqu'elle veut se donner de l'ampleur et de la force. La syllabisation jusqu'à la diérèse pour le poète, l'orateur et le bon acteur, la syllabisation jusqu'à l'épenthèse pour l'homme du peuple dans le colloque sérieux et dans la chanson sentimentale (vous n'vouderiez pas ça, je me penderai), bref, la syllabisation poussée parfois jusqu'à l'excès, voilà ce qui, depuis un temps immémorial, distingue en français la prononciation publique, prosodique, expressive, solennelle, de la prononciation familière, qui avale, au contraire, et a toujours avalé une partie des syllabes.

Ce n'est guère qu'au 17ᵉ siècle que nous voyons la question de l'*e* muet nettement posée par les grammairiens. Oudin et Duez, de 1624 à 1640, constatent que l'*e* muet au milieu des mots et très souvent dans la phrase se mange tout à fait. Ainsi: d'mander, l'çon, d'vant, ach'ter, ç'la, r'nom, t'nez, i' m' fait mal, i' t' faut, i' s' rend, tu l' dis, j' sais bien, d' la bière, d' l'or etc. etc.[1] Chifflet, quelques années plus tard, proteste contre l'enseignement de cette prononciation. »Je dis qu'elle est fausse, affectée, (il a sans doute ici en vue la lecture orale), injurieuse à notre langue et totalement pernicieuse à la poésie française... Elle rendrait notre langue dure, scabreuse et frémissante, à cause du choc des consonnes, contre l'extrême inclination qu'elle a à la douceur. Enfin elle ruinerait toute la poésie, estropiant les vers du nombre des syllabes qui est requis à leur mesure.« v. Thurot, I. 147. Au 18ᵉ siècle Voltaire

[1] On ne prononce pas autrement à cette heure, à Paris, dans la conversation, et l'on prononçait déjà ainsi probablement dès le temps de Philippe-Auguste.

Digitized by Google

est un apologiste de l'*e* muet. »C'est, dit-il, dans ces *e* muets que consiste principalement l'harmonie de notre prose et de nos vers.« »L'*e* muet, ajoute Rivarol, semblable à la dernière vibration des corps sonores, donne à la langue française une harmonie légère qui n'appartient qu'à elle.« Vers 1787, un grammairien peu connu, Viennois, s'exprime ainsi à ce sujet: »L'*e* muet bien prononcé est une des beautés de notre langue, et le contraire s'il l'est mal. La plupart des chanteurs lui donnent à la fin des mots trop de force et d'étendue. La plupart des orateurs et même des acteurs ne le prononcent point; s'inquiétant peu si la mesure et l'harmonie en souffrent, comme dans les vers de Racine:

Trembl', m'a-t-ell' dit, fill' dign' de moi.
Fait's régner l' princ' et l' dieu que j' sers.«

Un demi-siècle plus tard, vers 1845, François Génin, dans ses Variations du langage français, signalera un défaut tout contraire, l'épenthèse, chez les acteurs du Théâtre français. Il cite, avec quelque exagération sans doute, un nombre de vers prononcés par eux comme celui-ci:

Quel(e)que fois pour(e) flatter ses secrètes douleur(e)s.[1]

Depuis une trentaine d'années le naturalisme qui envahit l'art et la littérature s'est aussi implanté au théâtre, et beaucoup d'acteurs affectent de dire les vers tragiques comme de la prose ordinaire, en élidant autant que possible les *e* muets. C'est à leur exemple, et en se fondant sur une observation étroite et presque exclusive du parler familier, que divers orthoépistes et phonétistes enseignent présentement la théorie antimusicale de l'élision à outrance même dans la déclamation de la poésie lyrique. D'autre part beaucoup d'acteurs supérieurs, tous les lecteurs renommés, tous les poètes lyriques et tragiques (v. les brochures de Mende, Lubarsch), à l'exemple de leurs prédécesseurs des siècles passés, défendent la prosodie traditionnelle et soutiennent qu'en disant les vers il faut toujours y faire *sentir*, sinon entendre, plus ou moins l'*e* muet. A mon sens, ce sont eux qui ont raison, et il me paraît certain que leur exemple et leur autorité ne cesseront pas de prévaloir en cette matière.

En résumé, dans l'enseignement, on peut poser ce principe: Il faut dire les vers conformément aux règles prosodiques que les poètes ont observées en les composant. Donc, s'ils ont tenu compte de l'*e*

---

[1] Cet *e* final, qu'on pourrait appeler *expiratoire*, est fréquent même chez les meilleurs acteurs et diseurs lorsqu'ils prononcent très énergiquement certains mots terminés par r, s, l, c, t, etc., p. ex. Venu*s*, mon fil*s*, coup fata*l*, les Grec*s*, un fa*t*, un so*t*, terreu*r*, fureu*r*, mouri*r* etc. L'articulation nette, explosive des consonnes françaises rend souvent cet *e* expiratoire inévitable à ceux même qui le considèrent comme une faute.

Digitized by Google

muet, il faut en tenir compte aussi. C'est la seule manière de faire bien sentir la musique qu'ils ont voulu mettre dans leur poésie.[1]

Lamartine, Hugo, Musset, aussi bien que M. Coppée, bondiraient d'indignation s'ils pouvaient voir ce que devient l'harmonie de leur style dans la prononciation indiquée par M. P. Passy. Qu'on en juge:

Pour moi, quand j' verrais, dans les célest' plaines,
Les astr', s'écartant d' leurs rout' certaines,
Dans les champs d' l'éther l'un par l'autr' heurtés,
Quand j'entendrais gémir et s' briser la terr',
Quand j' verrais son globe errant et solitair'
Flottant loin des soleils, pleurant l'homm' détruit,
Se perdr' dans les cieux de l'éternell' nuit . . .
— — — — — — — — — — — — — — — — Lamartine.

Lorsqu'un homm' n'a pas d'amour
Rien du printemps n' l'intéress';
Il voit mêm' sans allégress',
Hirondell's, votre r'tour. F. Coppée.

Presque toutes ces élisions de l'*e* muet faussent la mesure du vers, en aplatissent la modulation et, de plus, en avilissent aux yeux aussi bien qu'à l'oreille la physionomie; car en français ce n'est guère que dans les poèmes du genre trivial et canaille de Vadé qu'on voit des vers ainsi orthographiés. Cette dernière raison seule devrait suffire à démontrer l'inconvénient qu'il y a pour l'école à figurer d'une telle manière la prononciation de la poésie.[2] On pourrait par plaisanterie comparer des vers du genre noble ainsi imprimés à des messieurs élégamment vêtus, mais qui n'auraient ni faux-col ni manchettes. Oui, c'est en quelque sorte le rôle de ces menus et indispensables accessoires d'une tenue correcte que joue l'*e* muet dans la diction prosodique. Mais, s'il faut du faux-col et de la manchette, »pas trop n'en faut pourtant«, de même s'il faut de l'*e* muet dans la diction relevée, il n'en faut pas à l'excès non plus, cela va sans dire. Entre la simple expiration consonnante, à peine perceptible, et le

[1] Certains phonétistes vont jusqu'à s'imaginer que l'*e* muet tend à disparaître et disparaîtra sans doute un jour de la langue française! On vient de voir que depuis des siècles il n'y a eu, probablement, sur ce point ni progrès ni recul. Tant que la France aura une littérature, elle gardera, comme par le passé, sa prononciation littéraire à côté de sa prononciation familière. Du reste, pour préserver l'*e* muet d'un effacement définitif, il suffirait de l'école primaire, où tous les enfants apprennent d'abord à épeler pleinement cette voyelle, puis à la faire sonner ou à l'effacer plus ou moins selon les cas.

[2] Pour enseigner ainsi la prononciation familière, courante, le mieux serait de ne se servir que de ces phrases usuelles, dites »de tous les jours«, ou (comme exercice de volubilité), de quelque amusette populaire en vers, telle que *Biquett' dans l' jardin* etc. (v. Marelle, Manuel de lecture, 2e édition 1886).

Digitized by Google

son plein *eu,* il y a toute une gamme de nuances à observer dans l'émission de cette singulière et précieuse voyelle, qu'on ne sait encore comment nommer: muette, sourde, féminine, et qu'on pourrait peut-être appeler *facultative,* avec ce corollaire, que ceux-là seuls ont la faculté de la bien comprendre et de s'en servir convenablement qui ont l'oreille musicale, l'accent national — et le gosier mélodieux.“

Son discours terminé, M. Marelle y ajoute ce correctif: »Cette apologie de l'*e* muet ne veut pas dire qu'une prosodie plus libre, plus rapprochée de la poésie populaire et de la parole spontanée avec toutes ses élisions et ses hardiesses de prononciation ne serait pas possible aujourd'hui dans certains genres familiers et même héroïques et dramatiques. L'observation des règles classiques de l'*e* muet, de l'hiatus, de l'alternance des rimes masculines et féminines contribue beaucoup sans doute à l'harmonie de la versification savante; mais elle la contraint aussi trop souvent aux périphrases, aux accouplements insolites d'idées et aux chevilles. Or, l'élément essentiel du vers c'est le rythme, et pour se produire il n'a pas besoin d'observer toutes ces règles. Respectons, admirons à sa place le vers classique, disons-le tel qu'il s'écrit, c'est mon avis; mais pourquoi n'emploierions-nous pas aussi, en certains cas, le vers blanc simplement rythmé, librement relevé, à l'occasion, par la rime ou l'assonance? Ce serait certainement pour nous, Français, la meilleure manière de traduire Homère, Shakspeare et toutes les légendes et les ballades populaires étrangères dont nous n'avons encore que des traductions en prose.« Ici M. Marelle lit, comme exemple, un passage d'une traduction rythmée de l'Iliade, avec assonances, encore manuscrite, et la légende populaire *L'Enfant Jésus et les p'tits garçons de Nazareth,* qu'il a récemment publiée dans *Affenschwanz,* variantes orales de contes populaires etc. Deuxième édition, Berlin, Asher, 1889. — Voici quelques vers de sa traduction de l'Iliade. Au chant XXI, 74—96, Lycaon se jette aux pieds d'Achille et le supplie de l'épargner moyennant rançon. Achille lui répond:

Te rach'ter, insensé! Ne m' parle pas d' rançon.
Oui, avant que Patrocle eût péri, c'était bon,
Il me plaisait alors d'épargner les Troyens;
Et j'en ai pris vivants et vendu quelques uns!
Mais à présent . . . pas un n'en réchapp'ra, pas un
De ceux du moins qu'un dieu me jett'ra sous la main;
Et surtout si comm' toi c'est un fils de Priam.
Meurs donc aussi, mon cher. Et d' quoi t' plains-tu si fort?
Mon Patrocle est bien mort, lui, qui valait mieux qu' toi.
Moi-mêm' que tu vois là si robuste et si beau,
Moi, l'enfant d'un' déesse et l' fils d'un noble roi,
Un jour, matin ou soir, mon heure aussi viendra;
Quelqu'un dans un combat me percera d' sa lance,
Ou m'atteindra d'un' flèche, et m'arrach'ra l'âme . . .

»On pourrait m'objecter ici le manque de faux-col, mais les héros d'Homère n'en portaient pas.«

Herr A. Schulze berichtet darauf über A. Haases Französische Syntax des XVII. Jahrh. (Oppeln u. Leipzig, 1888, 8⁰). Er erkennt an, daſs das Werk gleich den früheren Arbeiten des auf dem Gebiete der französischen Syntax nicht unbekannten Verfassers mit

Digitized by Google

Fleifs und Sorgfalt gearbeitet ist. Die Ausstellungen, die zu machen sind, richten sich vornehmlich gegen die von Haase befolgte Methode. Soll die historische Forschung durch derartige ausführliche Darstellungen der Syntax einzelner Perioden wirklich gefördert werden, so mufs eingehender auf das Altfranzösische Rücksicht genommen werden, als Haase es gethan. Aufstellungen über den Gebrauch der alten Sprache sollten zudem, wenn es sich nicht um das Allerbekannteste handelt, stets durch kontrollierbare Belege gestützt werden. Haase giebt altfranzösische Belege überhaupt nie, die neufranzösischen leider nur mit Angabe des Autors, dem sie entnommen sind, so dafs auch eine Nachprüfung der letzteren nicht möglich ist. Bedauerlich ist ferner, dafs Haase grundsätzlich unterlassen hat, fremde Arbeiten anzuführen. Wenn auch nicht verlangt werden kann, dafs alle Specialarbeiten citiert werden, so hätte doch auf grundlegende Werke, vor allem auf Toblers Vermischte Beiträge, verwiesen werden müssen, zumal dann, wenn Haase dort vorgetragenen Ansichten nicht zustimmt.

Sitzung am 30. April 1889.

Herr Buchholtz sprach über den vor einigen Wochen gestorbenen spanischen Lyriker Antonio de Trueba. Er ist 1819 oder ein bis zwei Jahre später in einem Dorfe Viscayas geboren, verlebt daselbst seine ersten fünfzehn Jahre, geniefst seine Vorbildung, beginnt seine Dichterlaufbahn und erklärt seine Gedichte für wirkliche Volkslieder. Seine Gedichte sind auch den spanischen Volksliedern durch ähnliche Ausdrücke und aus ihnen herübergenommene Stellen verwandt, nur sind sie nie dunkel, haben keinen oder fast keinen Hiat und keine zu viel Silben enthaltenden Zeilen. Mit fünfzehn Jahren kommt er nach Madrid in eine Eisenwarenhandlung, in der er zehn Jahre bleibt, bis er sich ganz der Schriftstellerlaufbahn hingiebt. 1851 veröffentlicht er eine novellenartige Darstellung der Sagen und Lieder vom Cid, 1852 sein Buch der Gesänge, 1853 bis 1862 hat er die Redaktion der Correspondencia autógrafa de España, 1859 heiratet er, 1860 wird ihm seine Tochter, sein einziges Kind geboren, 1862 wird er als Archivar und Geschichtschreiber von Viscaya von Madrid fortberufen. Um diese Zeit etwa schrieb er mehrere Bände Erzählungen und seine Legendas genealógicas. Auf ihrer Reise durch die baskischen Provinzen begleitet er 1865 die Königin Isabel, verliert 1870 seine Stellung durch die Karlistenunruhen, geht 1873 nach Madrid, wird ehrenvoll zurückgerufen, macht 1876 für die baskischen Provinzen eine Eingabe an König Alfons XII., und dafür, wohl auch um ihm den Schmerz zu versüfsen, dafs Brockhaus seine Werke nachdruckte, stiften Basken Navarras in Südamerika (Argentinien, Paraguay, Uruguay) eine Kasse, um ihm in Bilbao ein Haus zu kaufen oder zu bauen; 1883 stirbt seine

Digitized by Google

Frau, 1886 heiratet seine Tochter einen angesehenen Rechtsgelehrten in Bilbao.

In seinen Liedern hat er das Plusquamperfekt als solches in den volkstümlichsten; in den höhere Stände berührenden scheint er es absichtlich zu meiden. Den Artikel vor dem leichten Possessiv hat er gleich den Alten, aber nur in einem an das Epische anstreifenden Gedichte und nur bei Bezeichnung von Personen; zuweilen läfst er ihn weg. In Versmafsen hat er wenig Abwechselung, keine Elfsilbler, keine sechssilbigen Trochäen. Übereinstimmung zwischen Wort- und Verston und Widerstreit zwischen beiden wechseln schön ab, je nach dem Inhalt; zu Ende der Gedichte hat er selten Widerstreit. Seine Gedichte sind im ganzen kurz, doch hat er unter einer Überschrift in der Regel eine Gruppe von Gedichten. Er ist ein Dichter der Wahrheit zu nennen; oft fühlt man, dafs er nach Erlebnissen schreibt, und er selbst sagt es, dafs er das meiste so geschrieben habe. Auch das wenige, wo er der Sage und Geschichte in seiner Erfindung folgt, ist ihm so gelungen, dafs es wie Wahrheit aussieht und ergreift.

Herr Hoppe sprach über die Anwendung des Wortes *dead*. Herr Tanger hatte zur Erklärung des Ausdruckes 'dead against' in Dickens' Christmas Carol (Seite 8 seiner Ausgabe) neben 'dead drunk' auch 'dead blue' „ein entschiedenes, sehr kräftiges Blau“ angeführt, und Hoppes Deutung von 'dead green' in seiner Ausgabe des Dickensschen 'Cricket on the Hearth' (S. 16) „matt, verschossen, vgl. dead gold, matt golden“ für falsch erklärt. Vielmehr bedeute dead green auch hier ein entschiedenes, kräftiges, sehr grelles Grün, was auch im Zusammenhang richtiger passe, da die dort geschilderte Person den niederen Ständen angehöre, die sich durch Liebe für grelle Farben auszeichnen. Hoppe erwidert, 1) dafs dead against sich ohne ein dead blue hätte schützen lassen, da acht Beispiele für diese Verbindung im Supplementlexikon ständen. 2) Herr Tanger habe kein Beispiel für sein dead blue vorgebracht, werde es auch wahrscheinlich nicht können. Dann 3) dead könne nach Analogie von dead lock, sleep, stand still, silence passend nur zu white und black treten, weil diese als Negierung des Lebens, der lebendigen Farbe erscheinen; er belegt dead white durch drei Beispiele und dead pale, dead black werde sich gewifs auch finden, kaum aber dead blue, red u. s. w. Vielmehr habe dead bei diesen die Bedeutung „matt, stumpf“, wie diese eben bei Farben und bei gold die Wörterbücher von Flügel (1856), Lucas (1856), Ogilvie (1882), Hunter (1883) ausdrücklich geben. Schliefslich werde der Beweis ausdrücklich erbracht durch eine Stelle von Ruffinis Doctor Antonio (p. 215 Tauchn.), wo die obere Fläche der Blätter der Olive, des Ölbaums als 'dark dead green' bezeichnet werden. Gewifs könne diese niemand anders als „matt grün“ nennen.

Digitized by Google

Herr Wätzold bespricht Goethes Ballade vom vertriebenen und zurückkehrenden Grafen und ihre Quelle. Dies 1813 begonnene Gedicht wurde zwischen dem 26. Dezember 1816 und Neujahr 1817 beendet und im dritten Bande von Kunst und Altertum 1820 unter der Überschrift Ballade zuerst gedruckt. Es gehört zu den Balladen dritten Stils, in denen Goethe das Nacheinander in ein Nebeneinander eingeschlossen hat. Den Stoff, den Goethe lange mit sich herumgetragen hat, fand er in Percy, the Beggar's daughter of Bednall Green, aber die zwei Worte, auf denen die Ballade ruht, „die niedrige Brut" und „die Fürstin sie zeugte dir fürstliches Blut", stammen aus dem Dekameron des Boccaccio, der auf Dante zurückgeht, welcher seinerseits wieder aus einem provençalischen Roman geschöpft hat. Mancherlei hat Goethe geändert; so hat er den Schwiegersohn selber an die Stelle der kinsmen bei Percy und des Schwiegervaters bei Boccaccio gesetzt. Mit Percy legt er den älteren gegenüber das Hauptgewicht auf den zweiten Teil, indem er die Idee herauslöst, die hier in der *ἀναγνώρισις* besteht. Den Zusammenhang der Begebenheit mit der Vertreibung und Wiederkehr des rechtmäfsigen Königs entnahm er seiner Zeit, der Rückkehr der Bourbonen und Emigranten, und verknüpfte so den alten Stoff mit der Gegenwart.

Der stellvertretende Schriftführer, Herr Tanger, hat wegen Zeitmangels sein Amt niedergelegt. Als sein Nachfolger wird Herr A. Schulze gewählt.

Sitzung am 14. Mai 1889.

Herr A. Schulze geht im Anschlufs an seinen früheren Vortrag (Sitzung vom 9. April) auf einige Einzelheiten in Haases Französischer Syntax des 17. Jahrhunderts näher ein. § 1 Anmerk. behauptet Haase, in dem Satze *le voilà qui vient* weise *le* auf das in Form eines beziehungslosen Relativsatzes folgende Objekt hin. Von einem beziehungslosen Relativsatze kann indessen offenbar in *voilà mon ami qui vient,* also auch in *le voilà qui vient* keine Rede sein; es handelt sich vielmehr, wie Tobler, Beiträge, Seite 206, gelegentlich der Erörterung von Aussagen, die aus einem Nomen (im Nominativ) und einem Relativsatz bestehen (z. B. *Et la baronne qui ne vient pas!),* ausgeführt hat, um appositive, ausführende Relativsätze. — § 21 hätte bei Erörterung des adjektiven Demonstrativpronomens in Fällen, wo heute der bestimmte Artikel genügen würde, erwogen werden sollen, dafs auch altfranzösisch recht oft *cil* ohne jede demonstrative Kraft begegnet, worauf schon Diez III, 79 aufmerksam macht. Freilich scheint die Wirkung der demonstrativen Redeweise in einem altfranz. *cil oisel chantent* (in einer Schilderung des Frühlings) und in dem von Haase aus Malherbe angeführten: *Ne vous laissez pas abuser à ces compteurs*

Digitized by Google

de généalogie nicht die gleiche zu sein. Beispiele wie dieses und das folgende, sich gleichfalls bei Haase findende: *Ces hautes et théologiques comparaisons me font voir que ces mariniers font aujourd'hui la leçon aux habitants de terre ferme* (aus Balzac), wären übrigens noch heute durchaus korrekt. — Das Adverbium *mon* (= sicherlich, gewifs) könnte, vermutet (S. 152) Haase, mit dem Pronomen possess. identisch und dem deutschen *Mein!* (z. B. in *Mein! Sollte wohl der Wein noch fliefsen?* bei Goethe) an die Seite zu stellen sein. Doch läfst die Funktion von *mon,* das als Interjektion nie begegnet, sondern stets dazu dient, eine Aussage zu bekräftigen, solche Auffassung nicht zu; auch wäre wohl, wenn das Pronomen possess. vorläge, die betonte Form *mien* zur Anwendung gekommen. Endlich ist zu bedenken, dafs bei dem deutschen *Mein!* doch ohne Zweifel der Name Gottes, den man sich scheute auszusprechen, zu ergänzen ist; dagegen entsinnt sich der Vortragende nicht, im Altfranz., wo jenes *mon* überaus häufig vorkommt, einem Ausrufe *mon Dieu!* begegnet zu sein. Der Name Gottes findet sich altfranz. wohl stets allein im Ausrufe. Die Meinung Furetières, der *avis* ergänzen will, ist nicht, wie Haase will, deshalb zurückzuweisen, weil damit nur *c'est mon* erklärt würde; *ce fait* (oder *ce a) mon avis* wäre ganz korrektes Altfranzösisch; vgl. Litteraturbl. f. g. u. r. Ph. 1885, 373. Aber sie scheint darum ganz unhaltbar, weil Furetière annimmt, der Redende habe gerade das Wesentlichste dessen, was er zu sagen beabsichtigt, unterdrückt. Auch an *mon* = *multum* ist nicht zu denken; da die Form *mont* für *mon* erst spät und sehr selten begegnet. Diezens Deutung von *mon* = lat. *munde* ist noch immer bei weitem die beste, wenngleich man für das Fehlen des t *(mont* wäre die regelrechte Form) gern etwas anderes vorbrächte als Diez, der erklärt, „das könne in einem so dunklen Worte nicht in Betracht kommen.“ — Haase mag recht haben, wenn er (S. 113) den Konj. in *qu'ainsi soit* (z. B. bei Marot: Ich bin euch wohl gesinnt: *Et qu'ainsi soit en amy vous conseille Que desormais vostre bec teniez coy,* s. Glauning, Marot S. 21) dem Konj. in *Qu'il l'ait fait je le crois* an die Seite stellt. Auch für die Erklärung der Wendung mit der Negation, *qu'ainsi ne soit,* die seltsamerweise die gleiche Bedeutung wie die erstere hat, ist Haases Ansicht ganz annehmbar, dafs der Redende sich selbst gewissermafsen einen Einwurf mache, der dann durch das Folgende widerlegt wird und somit das an erster Stelle Behauptete bekräftigt; aber damit ist — und das ist mifslich — eine ganz andere Auffassung des Konj. als in *qu'ainsi soit* gleichzeitig geboten. Es läge dann wirklich ein Konj. der Annahme vor wie in *Qu'il fasse le moindre excès, il est malade* (Lücking, § 309). Es sind ja Fälle möglich, in denen sowohl die Wendung ohne als die mit *ne* denkbar wäre; so etwa in einem Satze *Il n'est pas votre ami et qu'ainsi (ne) soit il vous a abandonné,* wo also auf eine vorhergehende negative

Digitized by Google

Behauptung zurückgewiesen wird. Vielleicht ist hier der Hebel anzusetzen.

Herr Bouvier giebt eine Fortsetzung seiner Besprechung des Heftes, in dem Aufsätze Wielands aus der Zeit, wo er in der Familie Ott in Zürich Hauslehrer war, aufbewahrt sind. Während er von Richardson stark beeinflufst erscheint, lehnt er sich andererseits in der Kunstkritik an die Franzosen an. Das letzte Stück, les adieux de M. Wieland à ses élèves, fafst die Principien seiner Erziehung zusammen, zeigt die Vorteile der Tugend und belehrt seine Schüler, wie sie die in Paris zuzubringende Zeit nützlich anwenden können. In einem noch ungedruckten Briefe, der sich auf der Berliner Bibliothek befindet, spricht sich Wieland dahin aus, dafs seine Stellung in Zürich äufserst angenehm sei.

Digitized by Google

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Joh. Aug. Eberhards synonymisches Handwörterbuch der deutschen Sprache. 14. Auflage. Nach der von Friedr. Rückert besorgten 12. Ausgabe durchgängig umgearbeitet u. s w. von Otto Lyon. Leipzig, Th. Grieben. XLIII, 815 S. Register S. 816—943.

Die neue Auflage des weitverbreiteten Handwörterbuchs weicht in mehreren Beziehungen von der vorigen, dreizehnten, ab. Sie enthält 125 Artikel mehr als diese (S. 1—815 gegen S. 1—798); das Vorwort zum fremdsprachlichen Teile der 12. Auflage von A. Boltz ist fortgefallen, die von demselben Verfasser herrührende vergleichende Darstellung der deutschen Vor- und Nachsilben (1863) zu ihrem Vorteil umgearbeitet worden. Die an der 13. Auflage gelegentlich gerügten fehlerhaften Etymologien sind vielfach richtig gestellt, so dafs dem gegenwärtigen Herausgeber für seine Mühe alles Lob gebührt. Was aber auch an dem nunmehr achtundachtzig Jahre alten Werke von kundiger und rüstiger Hand gebessert werden mag — das Buch wird uns immer altfränkisch erscheinen und den Wunsch nach einer von Grund auf neu gearbeiteten, dem heutigen Standpunkte der deutschen Philologie angemessenen Synonymik nicht verstummen machen.

B. Maydorn: Hilfsbücher für den deutschen Unterricht. Ratibor, Simmich, 1889. 77 S.

Diese fleifsige Zusammenstellung von Hilfsmitteln für den deutschen Unterricht mufs willkommen geheifsen werden: sie wird vielen Lehrern führend, wenn auch nicht beratend zur Seite stehen. Verfasser verzeichnet nämlich in übersichtlicher Weise die Titel der Werke, ohne irgendwie eine Notiz über Wert oder Unwert des Buches hinzuzufügen. Referent ist sogar der Ansicht, dafs ihm nicht alles zu Gesicht gekommen, was er aufführt: es könnte dann z. B. nicht der Vortrag von Kinzel über das deutsche Volkslied unter den Lesebüchern stehen. Vilmars Handbüchlein wird hier, wie im ganzen Buche, vergeblich gesucht. Der Abschnitt „Lesebücher“ ist entschieden am wenigsten gelungen; hier thut scharfe Sichtung und Vervollständigung not. Unter den Lesebüchern für Mädchenschulen fehlen — ein Zeichen für des Verfassers Unparteilichkeit — Kippenberg und Saure! Wissenschaftliche Arbeiten und populäre Bücher hätten oft strenger geschieden werden müssen: im Abschnitt „Litteraturgeschichte“ ist es geschehen, unterblieben in „Sagengeschichte und Altertümer“.

E. Philippi: Schillers lyrische Gedankendichtung in ihrem ideellen Zusammenhange beleuchtet. Augsburg, Votsch, 1888. 122 S.

Die saubere, Karl v. Köstlin gewidmete Arbeit stellt sich nicht in die Reihe „jener übergründlichen Erklärungen, welche, indem sie ein Gedicht Zeile für Zeile zergliedern und zerpflücken, mit schonungsloser Hand den zarten Blütenstaub der Poesie abstreifen“, sie will vielmehr jedes Gedicht zunächst als ein Ganzes unbefangen erkennen und dann versuchen, die inneren Beziehungen zu Gedichten verwandten Gedankenganges festzustellen. Man erfährt also nicht, was der Markt zu Haymarket bedeutet oder wer Kassandra und die bethränte Hekuba gewesen, es wird vielmehr in knapper Form die Grundidee einer beträchtlichen Reihe von Dichtungen dargelegt und diese Idee in anderen nachgewiesen oder ihrer Weiterentwickelung, ihren Schwankungen und Gegensätzen nachgegangen und so in die Tiefe Schillerscher Gedankenlyrik eingedrungen. Auch an ästhetischer Würdigung — oder Rüge fehlt es nicht; auf die Zeit der Entstehung, auf anderweitige Zeugnisse für die in Frage stehenden Anschauungen Schillers geht der Verfasser oft an passender Stelle ein. Er steift sich nicht darauf, überall Neues zu entdecken und Überraschendes auszusprechen, und doch wird manches, in den rechten Zusammenhang gerückt, in ungewohntem Lichte erscheinen.

Max Schmidt: Carmen Sylva (Königin Elisabeth von Rumänien) und ihre Werke. Mit einem Porträt. Neuwied und Berlin, Heuser, 1889. 65 S.

Eine bis in die neueste Zeit geführte Beschreibung des wechselvollen Lebens der königlichen Dichterin, eine Würdigung ihrer Bemühungen um die Verbreitung rumänischer Litteratur in Deutschland, eine Charakteristik ihrer Thätigkeit als deutsche Dichterin wird allen willkommen sein, die einmal den Versen Carmen Sylvas, den Prosadichtungen der Dito und Idem gelauscht haben. Der Verfasser schreibt mit warmer Begeisterung, ohne in den Panegyrikus zu geraten; auch für die vielen der Schilderung eingeflochtenen Lieder der Königin wird man ihm dankbar sein.

H. L.

G. Tanger: Englisches Namen-Lexikon. Zusammengestellt und mit Aussprachebezeichnung versehen. Berlin, Haude & Spener, 1888. XXVIII, 272 S.

Ohne Zweifel ein nützliches Unternehmen war es, die meist für Ausländer mit so vielen Schwierigkeiten verbundenen englischen Eigennamen mit Bezeichnung der Aussprache zusammenzustellen und so ein Hilfsmittel zu schaffen, das, ein ehrenvolles Zeugnis deutschen Fleifses und deutscher Gründlichkeit, die gelegentlichen Namenverzeichnisse deutscher und englischer Wörterbücher an Reichhaltigkeit und Sicherheit weit überragt. Der Verfasser verfügt augenscheinlich über eine weitschichtige Litteraturkenntnis, hat auch den Rat bedeutender Kenner des Englischen fleifsig benutzt. Die Schwierigkeit der Arbeit wurde wesentlich durch die Unsicherheit erhöht, die in England selbst über die Aussprache manches Namens herrscht. Herr Tanger verzeichnet ca. 18000 Namen, nicht ausschliefslich englische — es finden sich auch deutsche, französische, italienische, orientalische —, kein Wunder, wenn trotz jener hohen Ziffer

Digitized by Google

bald einmal ein Name vermifst wird. Das zur Umschreibung dienende Zeichensystem ist geschickt gewählt: man findet sich leicht und schnell darin zurecht.

Franzensbad. Dr. O. Hänsel.

E. Beckmann: Anleitung zu englischen Arbeiten. Für Schule und Privatstudium. Altona, Schlütersche Buchhdlg., 1888. 88 S.

Wie ihr Gegenstück, die vor einigen Jahren erschienene Anleitung zu französischen Arbeiten, hat diese von Herrn Dr. Beckmann veröffentlichte Schrift den Zweck, den mit den Elementen der Grammatik Vertrauten auf die bei dem praktischen Gebrauch der Sprache hervortretenden Schwierigkeiten aufmerksam zu machen und zur Lösung derselben anzuleiten. Da bekanntermafsen die Schüler (ja selbst die Studenten) nur mit Mühe und Zeitverlust die im einzelnen Falle notwendige Belehrung aus Grammatik und Wörterbuch herauszufinden vermögen und diese Hilfsmittel in mancherlei Fragen überhaupt den Ratsuchenden im Stiche lassen, so kann man ein Buch willkommen heifsen, das in knapper Fassung das Wesentliche hervorhebt, für Phraseologie, Synonymik und Stilistik kurze, aber wertvolle Winke erteilt und an denjenigen Punkten mit zutreffender Warnung und Weisung einsetzt, wo für den Deutschen die Fehler sehr nahe liegen. Wer sich mit dem Inhalt des Buches vertraut gemacht hat, wird einer Legion landläufiger Germanismen aus dem Wege zu gehen befähigt sein. Man kann daher diese aus ernster Arbeit hervorgegangene „Anleitung“ empfehlen, wenn auch im einzelnen manches anders zu wünschen wäre. An dieser Stelle mag nur zweierlei Erwähnung finden, was aufs Geratewohl herausgegriffen ist. Nach S. 54 soll die Umschreibung mit to be und dem Part. Präs. keine Anwendung finden bei „unabänderlichen Verhältnissen“. Mufs nicht beim Schüler die Vorstellung entstehen, dafs diese periphrastische Form bei Beschreibungen, wo sie doch zu finden ist, unstatthaft sei? Bei der Besprechung von „man“ S. 31 heifst es, dafs „man is mortal“ ganz allgemein, „men are mortal“ individualisierend sei. Bei Schülern dürfte eine solche praktisch wertlose Unterscheidung nur Verwirrung anrichten. Die Theorie ist nutzbringend, aber die Praxis sollte ihr die Grenzen ziehen.

Berlin. R. Palm.

L. Morsbach: Über den Ursprung der neuenglischen Schriftsprache. Heilbronn, Henninger, 1888. 187 S.

Die Frage nach dem Ursprung der neuenglischen Schriftsprache ist durch die vorliegende Veröffentlichung ihrer endgültigen und befriedigenden Lösung um ein gutes Stück näher geführt, denn erschöpfend hat diese Arbeit nicht sein wollen. Der Verfasser hofft nur, ein sicheres Fundament für spätere Untersuchungen geschaffen zu haben, und das ist ihm bei seiner überaus sorgfältigen Methode und bei der aufgewandten Mühe unzweifelhaft gelungen. Das erste Kapitel berichtet, wie das durch die normännische Eroberung am Hofe, bei den Behörden und höheren Ständen eingeführte nordfranzösische Idiom nach zweihundertjähriger Herrschaft von der englischen Volkssprache allmählich verdrängt wird, wie im letzten Drittel des 14. Jahrhunderts speciell die französische Schriftsprache zunächst in Privatkreisen durch das Englische ersetzt wird, schliefslich aber auch aus dem amtlichen Schriftverkehr mehr und mehr verschwindet, so dafs um die Mitte des 15. Jahrhunderts ein entschiedener

Digitized by Google

Sieg des Englischen zu verzeichnen ist. Dieser Sieg machte auch, wie das zweite Kapitel ausführt, wieder das Emporkommen einer allgemeinen Schriftsprache (gegenüber den zahlreichen dialektischen) möglich, und als Ausgangspunkt für die Entwickelung einer solchen wird — nach Analogie des Französischen und Spanischen — der geistige und politische Mittelpunkt des Landes, die Hauptstadt London, bezeichnet. Daſs Chaucer die englische Schriftsprache geprägt und ihr die Verbreitung gesichert habe, wird als ein Irrtum hingestellt, wenn auch dieser Dichter bei der Verbreitung mitgewirkt haben mag. Aus Urkunden, meint der Verfasser, läſst sich erweisen, daſs der Londoner Dialekt allmählich die anderen verdrängt hat, so daſs im letzten Drittel des 15. Jahrhunderts von dialektisch geschriebenen Urkunden kaum noch die Rede sein kann. Die Darstellung dieses Dialektes, welche den Hauptinhalt des vorliegenden Buches ausmacht, umfaſst den Zeitraum von 1384 bis 1430 und beruht auf drei Arten von Belegen: 1) die ältesten Londoner Urkunden, 2) Staatsurkunden aus der kgl. Hof- und Staatskanzlei, 3) Parlamentsurkunden. Während das dritte Kapitel über diese Schriftstücke eine vollständige Übersicht liefert, enthält das umfangreiche vierte Kapitel von den Lauten und der Flexion des Londoner Dialektes — insbesondere des germanischen Sprachgutes in demselben — eine übersichtliche und genaue Beschreibung. Aus dieser Darstellung ergiebt sich: 1) daſs der Dialekt der älteren Londoner Urkunden im ganzen mit Chaucers Sprache übereinstimmt, obwohl der Dichter seinen Werken vielfach mittelländische und südliche Elemente einverleibt hat; 2) daſs die Londoner Sprache ursprünglich ein wesentlich südlicher und zwar sächsischer Dialekt gewesen ist, dann aber eine mehr nach Norden gehende Richtung eingeschlagen hat; 3) daſs die Sprache der Staats- und Parlamentsurkunden dem Londoner Dialekt sehr nahe steht, in ihren Abweichungen aber zwischen dem Mittellande und dem Norden zu vermitteln strebt. Schlieſslich wird die Frage nach den für den ferneren Entwickelungsgang der Schriftsprache maſsgebenden Momenten dahin beantwortet, daſs, gleichwie für ihre Entstehung, politische und ethnographische Verhältnisse als bestimmend zu betrachten seien.

Berlin. R. Palm.

R. Dressel: Bilder aus der englischen Geschichte zum Übersetzen ins Englische für die oberen Klassen höherer Schulen eingerichtet. Halle, H. Gesenius, 1888. 235 S.

Die Forderung der Neuphilologen-Versammlung zu Hannover (1886), daſs der französische und englische Unterricht sich auch mit den realen Lebenseinrichtungen der betreffenden Völker zu beschäftigen habe, hat der Herr Verfasser sich angeeignet und in dem vorliegenden Buche eine Anzahl für sich verständlicher Darstellungen aus der englischen Geschichte in chronologischer Folge aneinander gereiht. Diesen Geschichtsbildern, deren Stoff sechzehn bewährte englische Schriftsteller geliefert haben, sind zu besserem Verständnis sachliche Notizen beigefügt und für die Übertragung ins Englische ein Wörterverzeichnis und zahlreiche Anmerkungen, welche dem mit der Formenlehre und den wichtigsten syntaktischen Regeln vertrauten Schüler über Schwierigkeiten hinweghelfen sollen. Daher enthalten die Fuſsnoten Anglicismen, schwierige Wendungen, Hinweise auf die Grammatik (Gesenius, II. Teil). Die Korrektheit dieser Angaben ist, da hinter ihnen der englische Schriftsteller steht, unanfechtbar; wohl aber bleibt das Bedenken bestehen, daſs eine an englischen Text sich eng anschmiegende Darstellung nicht „Musterdeutsch“ sein kann, sondern Übersetzungsdeutsch bleibt, auch wenn sie sich von gröberen Verstöſsen frei hält. Indes dieser Umstand thut der Verwend-

Digitized by Google

barkeit des Buches für seinen Hauptzweck — nämlich passendes Übersetzungsmaterial zu liefern — keinen Abbruch. Wenn übrigens die Zweckbestimmung bis auf Gewinnung einer Übersicht über die ganze englische Geschichte ausgedehnt werden sollte — das Vorwort deutet so etwas an —, so wäre damit ein wegen Zeitmangels unerreichbares Ziel gesteckt.

Berlin. R. Palm.

Charles Lambs Shakespeare-Erzählungen. Deutsch von Karl Heinrich Keck. Mit Titelbild. Leipzig, Teubner, 1888.

Das Buch hält im allgemeinen, was der Verfasser in der Vorrede verspricht, d. h. die Shakespeare-Erzählungen von Lamb, welche uns wie durch ein Kaleidoskop in die Feenwelt Shakespeares blicken lassen, sind in der vorliegenden deutschen Übersetzung zu einem Märchenschatz für die deutsche Jugend geworden, der sich an die Seite der berühmten Andersenschen Märchen stellen kann.

Was die Form anbetrifft, so hat sich der Verfasser dem englischen Text eng angeschlossen, soweit das deutsche Idiom ihm das gestattete, und da er die oft recht verschlungenen Perioden des absichtlich etwas altfränkisch gefärbten Englisch Lambs meist gewandt und geschmackvoll aufzulösen verstanden hat, so läfst sich darüber nur Lobenswertes sagen. Manche Ausdrücke und Sätzchen, die im Original überflüssig schienen, sich aber durch den breiten Erzählerton rechtfertigen lassen, brauchten bei der Treue der Übersetzung nicht ausgelassen zu werden, wie z. B. S. 69, 6: „When young Paris came early in the morning with music to awaken his bride, instead of a living Juliet, her chamber presented the dreary spectacle of a lifeless corse," wo instead of a l. J. unübersetzt geblieben oder aus Versehen übergangen ist u. s. w. — Auch einige kleinere Versehen und Mifsverständnisse sind vorgekommen; ich führe nur an S. 69, 14 v. u.: „Die Hochzeitslust ward nun zu einem ernsten Leichenmahl" (!), was die Worte wiedergeben soll: „The wedding cheer served for a sad burial feast," wo aber cheer nicht Lust, Freude bedeutet, sondern gleich dem franz. chère in faire bonne chère (= chair, lat. carnem) ist, also Hochzeitsschmaus.

Da die Tales from Shakespeare von Lamb nun einmal als Schullektüre an höheren Lehranstalten Verwendung finden, so dürfte Kecks Übersetzung jüngeren Schülern eine wenigstens nicht unwürdige Hilfe sein, die oft verwickelten, an Anakoluthen überreichen und heute nicht durchweg mehr gebräuchlichen Konstruktionen des englischen Originals zu verstehen.

Berlin. J. Lauschke.

Das Bild des Kaisers. Novelle von Wilhelm Hauff. Edited with an Introduction, English Notes etc. by Karl Breul. Cambridge 1889. XXVII, 216 S. (Pitt Press Series.)

Den im Archiv Bd. LXXXII, S. 228 besprochenen German Classics ähnlich, bemüht sich Pitt Press Series das englische Publikum mit hervorragenden Erzeugnissen unserer Litteratur bekannt zu machen. Es erschienen schon Goethes Hermann und Dorothea und ein Teil der Selbstbiographie, Fabeln von Lessing und Gellert, Immermanns Oberhof, einige Erzählungen von Wilhelm Hauff. Ob die Novelle „Das Bild des Kaisers" bei den Engländern gerade Neigung für unsere Erzählungslitteratur hervorrufen wird, ist bei der Weichlichkeit des Inhalts, der Unwahrschein-

Digitized by Google

lichkeit aller Voraussetzungen zu bezweifeln. Was der Herausgeber hinzugefügt hat, kurze englische Skizzen des Lebens des Autors und des in der Erzählung verherrlichten Kaisers Napoleon, sowie die zahlreichen erklärenden Anmerkungen S. 123—206, verdient Lob; aus den letzteren wird auch der Deutsche vieles lernen können. Die Ausstattung ist vortrefflich; doch könnte im deutschen Text die Orthographie neueren Bestrebungen und Vorschriften genauer angepafst sein.

Franzensbad. Dr. O. Hänsel.

Baron G. Locella: Zur deutschen Dante-Litteratur, mit besonderer Berücksichtigung der Übersetzungen von Dantes Göttlicher Komödie. Leipzig, B. G. Teubner, 1889. 108 S.

Auf dem dritten deutschen Neuphilologentage hatte Herr v. Locella, der sich um die Verbreitung der italienischen Sprache und Litteratur in Deutschland schon mannigfache Verdienste erworben hat, einen mit grofsem Beifall aufgenommenen Vortrag über Dante in Deutschland gehalten, auch mit Unterstützung der Bibliotheksverwaltungen Italiens und der Dresdner Büchersammlung der Secundogenitur eine sehr schöne und lehrreiche Dante-Ausstellung veranstaltet, von der manche Schätze in den Besitz der Dresdner Kgl. öffentlichen Bibliothek übergegangen sind. Der Vortrag liegt hier in weiterer Ausführung vor, ein grofses Dante-Album wird im Anschlufs daran im Ehlermannschen Verlage (Dresden) alsbald erscheinen.* Zunächst giebt Herr v. Locella einen sehr geschickten Überblick über die deutsche Dante-Litteratur vor 1556, wo der bekannte lutherische Theologe Flacius den Florentiner als Zeugen der evangelischen Wahrheit und Vorläufer der Reformation pries, bis auf die unmittelbarste Gegenwart, indem er die deutschen Ausgaben wie die Übersetzungen mit treffender Kürze skizziert. Die Säkularfeier des Jahres 1865 hat der Dante-Forschung und -Übersetzung bei uns neuen Aufschwung gegeben, damals erschienen 49, im folgenden Jahre 47 Arbeiten, noch das Jahr 1877 weist 42 auf. 253 Autoren haben sich an der deutschen Dante-Litteratur beteiligt, alle Stände, vom Könige (Johann von Sachsen) bis zum Schuhmacher (Hans Sachs und Jakob Böhme), sind darunter vertreten. Unter den Übersetzern der Divina Commedia ragen Johann von Sachsen und Karl Witte hervor, der Kommentar des ersteren ist von Fräulein Giuseppina Belloti bereits teilweise ins Italienische übertragen worden, eine Probe (Inferno XXVII) teilt der Autor S. 73—88 mit. Die Schwierigkeit der Übertragung Dantes liegt in der Vereinigung philologischer und poetischer Treue, namentlich in der Nachbildung des Reimes. Ein Übersetzer, G. Carus, hat die Bibelsprache Luthers für das geeignete Medium der Verdolmetschung gehalten, doch meint Verfasser mit Recht, dafs nur das moderne Deutsch den Dichter bei uns einbürgern könne. Die deutschen Übertragungen sind sehr ungleichartig, sowohl in ihren Principien wie in der Ausführung derselben, manche schliefsen sich allzu eng an König Johanns Werk an. Getadelt werden besonders die Übersetzungen Kannegiefsers und Streckfufs', gelobt aufser denen des König Johann und Wittes auch J. Brauns und K. Bertrands Verdeutschungen des Inferno, J. Frankes und Notters Übertragungen. Von Gildemeisters Übersetzung könne nur Teil I vollständig befriedigen. Im ganzen erkennt der Verfasser den Anteil, welcher Deutschland an der Dante-Forschung und -Übersetzung gebührt, mit vieler Wärme (S. 38) an und

* Vgl. unseren Bibliogr. Anzeiger. (D. Red.)

Digitized by Google

erwartet, dafs noch eine neue, auf die Vorarbeiten König Johanns und Wittes besonders sich stützende deutsche Ausgabe den italienischen Dichter so bei uns einbürgern werde wie Shakespeare.

S. 39—73 wird nach diesen Vorerläuterungen eine bibliographische Übersicht der deutschen Übersetzungen der Divina Commedia gegeben, mit kurzen Lebensnotizen der Übersetzer, an welche sich dann die schon erwähnte Italianisierung von König Johanns Kommentar des XXVII. Gesanges des Inferno anschliefst. S. 88—106 beschreibt der Verfasser die beiden reichen und glänzenden Dante-Album (das Römische und Florentiner), welche jetzt die Kgl. öffentliche Bibliothek Dresdens zieren. Auf ein sorgfältiges Namensregister (S. 107 u. 108) folgen zwei sehr mühevolle und schön gearbeitete graphische Tabellen, die eine vergleichende Statistik der deutschen Dante-Litteratur und der Übersetzungen der Divina Commedia geben. Wir können das Geschick, den Fleifs und die wohlberechtigte Begeisterung, welche diese Schrift kundgiebt, nicht warm genug anerkennen und müssen auch dem Verfasser zugestehen, dafs er als Fremder die deutsche Sprache mit einer Leichtigkeit und Flüssigkeit schreibt, um die ihn viele deutsche Autoren beneiden könnten. Möge die Schrift in Deutschland sowohl die verdiente Aufnahme finden, wie auch bald in fremde Sprachen übersetzt und besonders den romanischen Völkern zugänglich gemacht werden.

Dresden. R. Mahrenholtz.

Paul Heyse: Italienische Dichter seit der Mitte des 18. Jahrhunderts. Berlin, Wilhelm Hertz, 1889. Band 1: Parini, Alfieri, Monti, Foscolo, Manzoni. Übersetzungen und Studien. XIV, 406 S. 8. Band 2: Giacomo Leopardi. Gedichte und Prosaschriften. VIII, 374 S.

Als junger Romanist hat P. Heyse einst den Plan zu einer Geschichte der neueren italienischen Litteratur gefafst. Was ihm vorschwebte, war nicht eine nur historisch-kritische Arbeit für Gelehrte, sondern ein Werk, das zugleich dem gröfseren, der italienischen Sprache unkundigen Publikum die Bekanntschaft mit den modernen Italienern vermitteln und zu diesem Zweck zahlreiche Übersetzungsproben enthalten sollte. Wissenschaftlich geschult — hat er doch zu den Füfsen des Altmeisters Diez gesessen — und zugleich der feinsinnige, formgewandte Dichter, den man kennt, wäre Heyse zu einem solchen Unternehmen berufen gewesen wie kein anderer: leider hat er nicht die Mufse gefunden, es auszuführen. Mehrfachen Anregungen nachgebend hat er sich entschlossen, seine Fragmente gebliebenen Vorarbeiten zu dem einst geplanten Werke in einer auf vier Bände berechneten Sammlung herauszugeben, von der die beiden ersten vorliegen.

Band 1 beschäftigt sich mit Parini, Alfieri, Monti, Foscolo und Manzoni. Geistvolle Charakteristiken dieser Dichter von Heyse selbst, neben Übersetzungen solcher aus der Feder von hervorragenden italienischen Litterarhistorikern, und reichliche, mit Heyses unnachahmlicher Meisterschaft verdeutschte Proben ihrer Dichtungen bilden seinen Inhalt. Allen Liebhabern feineren geistigen Genusses, mögen sie nun mit den behandelten Autoren schon vertraut sein oder nicht, kann das Buch nicht warm genug empfohlen werden.

Band 2 enthält einen Wiederabdruck der in erster Auflage 1878 erschienen Leopardi-Übersetzung, die bekannt genug ist, um hier nicht noch einer besonderen Empfehlung zu bedürfen.

Berlin. E. Pariselle.

Digitized by Google

Sophie Heim: Aus Italien. Material für den Unterricht in der italienischen Sprache gesammelt und mit Anmerkungen versehen. 1. Heft: Italienisch-Deutsch. Zürich, Schulthess, 1889. VI, 80 S. 8.

Die Verfasserin hat aus anerkannt guten neueren Schriftstellern, wie De Amicis, Mantegazza, Giacosa, Carducci u. a., einige vierzig hübsche Lesestücke zusammengestellt, die ausschliefslich moderne italienische Stoffe behandeln, und auf diese Weise ein recht ansprechendes Büchlein geschaffen.

Wohl nur ein Druckfehler ist es, wenn S. 50, Anm. 1 das Jahr 1848 statt 1748 als dasjenige der Wiederauffindung der Stadt Pompeji angegeben wird. S. 52, Anm. 4 ist der weitverbreitete Irrtum zu berichtigen, dafs *passero solitario* „einsamer Sperling“ bedeuten soll: es ist der italienische Name der Blauamsel (Turdus cyanus, sive solitarius, eremita), worüber das Nähere in Paul Heyses Leopardi-Übersetzung I, 252—253.

Berlin. E. Pariselle.

Gio. Meli: Grundrifs der italienischen Grammatik für Schul- und Privatgebrauch. 2. verbesserte Auflage. Leipzig 1888. VI, 157 S.

Das Büchelchen hat seine angenehmen Seiten. Die Sache wird nicht sehr genau, noch weniger in ihrer Tiefe, aber einfach und fafslich vorgelegt, auch fehlt es nicht an hübschen und belehrenden Geschichtlein. Äufserst oberflächlich wird die Aussprache behandelt, u. a. wird von dem zwiefachen e und o kein Wort gelehrt und im Vorwort bemerkt, dafs dieses eine „durchaus müfsige Frage“ sei. Sicherlich ist ja diese Sache streng durchzuführen, so dafs man immer auch bei selteneren Worten genau unterschiede, ob offen oder geschlossen, für den Lehrer und für den Lernenden beinahe unmöglich, namentlich im Anfange. Deshalb aber die Flinte von vornherein ins Korn zu werfen, dem Lernenden gar nichts von der Sache zu sagen, ihm z. B. nicht einmal zu zeigen, dafs molto in ganz Italien das o der ersten Silbe in uns Deutschen unerwarteter schwieriger Weise dunkel, zum u hingeneigt, hat, dafs tórre, Turm, anders klingt als tòrre, wegnehmen — das ist und bleibt eine Liederlichkeit und ein grofser Mangel.

Friedenau. H. Buchholtz.

Gio. Meli: Lehrgang der französischen Syntax. Zürich, Cäsar Schmidt, 1889.

Auf 118 Seiten hat der Herr Verfasser in französischer Sprache eine Darstellung der französischen Syntax gegeben, „welche für gründliches Studium derselben als Führer dienen soll“. Gründliche syntaktische Studien werden für nötig erachtet, damit die Schüler auf dem eigentlichen Gebiete des Sprachunterrichts in den höheren Klassen „la lecture et l'exercice libre, oral et écrit“ sich freier und sicherer bewegen lernen, ein Gesichtspunkt, dem man ohne Rückhalt beistimmen kann. Die Behandlung der Syntax verzichtet auf die Verwertung sprachhistorischer Forschungen (Gérondif = Part. prés.) und hält sich, ohne neues zu bieten, auf dem Niveau der Plötzschen Lesebücher, womit die praktische Verwendbarkeit des Buches nicht in ein zweifelhaftes Licht gestellt werden soll. Einfachheit und Kürze der Regelbildung sind hervorzuheben, bei schwie-

Digitized by Google

rigen Kapiteln (z. B. Subjonctiflehre) zerfällt der Stoff aus Mangel an leitenden Gesichtspunkten in zu viel Einzelheiten und wird unübersichtlich. Dem syntaktischen Lehrgange ist Übungsmaterial, aus französischen Schriftstellern entlehnt, angefügt. Ein Bedürfnis zur Herausgabe einer derartigen Bearbeitung der Syntax dürfte schwer nachzuweisen sein.

Berlin. R. Palm.

C. W. Th. Schuster und A. Régnier: Neues Wörterbuch der deutschen und französischen Sprache. 15. Auflage, neu bearbeitet von Chr. Wilh. Damour. 2 Bände. Leipzig, Weber, 1888.

Den Forderungen der Neuzeit ist, wie jüngst der bewährte Thibaut, nun auch das französische Wörterbuch von Schuster und Régnier angepafst worden. Es nennt sich „auf Grund der neuesten Sprachforschungen“ neu bearbeitet, und im Vorwort bemerkt der Herausgeber, dafs er aufser der Litterär-, der Konversations-, Lehr- und Rechtssprache, den auf den Handel, die Industrie und die gesamten Naturwissenschaften sich beziehenden Ausdrücken seine besondere Aufmerksamkeit geschenkt hat. So begegnen denn auch die auf diesen Feldern neuerdings geschaffenen Wortformen aufs reichlichste. Wir können nicht verhehlen, dafs hier hätte viel erspart werden sollen. Welche Häufung medizinischer und naturwissenschaftlicher Termini! Sie wird keiner, dem sie in seiner Lektüre entgegentreten — und das geschieht doch nur in Fachlitteratur —, in einem allgemeinen fremdsprachlichen Wörterbuche suchen. Hier aber finden sich *hécatocotyle*, Hundertnapfwurm; *hépaticocystique*, Lebergallenblasen(gang); *notostomates*, rückenmundige Spinnen; *técolithe*, Judenstein; *typha*, Wasserteichkolbe und einige hundert andere dieser Art mehr. Aufgefallen ist uns diesem Reichtum gegenüber hier und da ein Mangel auf technischem Gebiet; es schadet auch im Grunde wenig, wenn *hélioplastie* fehlt und *héliographie* nur mit Sonnenbeschreibung übersetzt ist, während es auch die Bezeichnung eines bestimmten photographischen Verfahrens ist. Vgl. Sachs. Die Ausstattung macht dem Geschmack des Verlegers alle Ehre.

Franzensbad. Dr. O. Hänsel.

H. J. Heller: Realencyklopädie des französischen Staats- und Gesellschaftslebens. Oppeln und Leipzig, G. Maske, 1888. XXIV, 621 S.

„Das Wörterbuch wie die Geschichte können, ersteres in der knappen Verdeutschung, letztere in ihrer ununterbrochenen Erzählung der Begebenheiten, eine Menge von Einzelheiten der Staatseinrichtungen und der Gebräuche nicht in der ausführlichen Weise mitteilen, die zu ihrem genauen Verständnis erforderlich ist. Diese Dinge bleiben besonderen Werken vorbehalten. Aber die Bücher dieser Art stehen nicht jedem zu Gebote, oder sind, wenn in öffentlichen Bibliotheken vorhanden, nicht in jedem Augenblick zur Hand. Ich habe es daher für nützlich, ja für notwendig gehalten, in Auszügen aus denselben eine Zusammenstellung der wichtigsten Thatsachen zu leichterem Gebrauch vorzunehmen und in besonders bedeutsamen Fällen die noch schwerer zugänglichen Originaldokumente zu geben.“

Diesen Eingangsworten der Vorrede wird gewifs jeder beipflichten, welcher entweder Geschichte unterrichtet, oder französische Schriftsteller

Digitized by Google

zu erklären hat und welcher die Lücken in den neusprachlichen Realien zum eigenen Nachteil empfunden hat. Prof. Heller hat daher aus seiner reichen Belesenheit das für die Schule Wissenswürdigste zusammengestellt und nach folgenden Gesichtspunkten geordnet: I. „Recht, Gerichtsverfassung, Regierung und Verwaltung" (mit den Unterabteilungen 1) Zeit der Franken und Feudalsystem, 2) Unbeschränktes Königtum, 3) Revolution, 4) Neuzeit); II. Unterrichtswesen; III. Die Klöster; IV. Die Maitressen; V. Die Salons und die Gesellschaften; VI. Das republikanische Volkslied; VII. Nachträge. Wenn nun diese Gesichtspunkte — die man durch mühsames Blättern im ganzen Buche zusammenfinden mufs, da Heller ein Register, aber kein Inhaltsverzeichnis beigegeben hat —, nichts weniger als logisch und für den Benutzer des Buches zweckmäfsig sind, so läfst sich vom Verteilen des Stoffes innerhalb der einzelnen Abschnitte leider das Gleiche sagen. Den gröfsten Raum nimmt innerhalb des ersten Abschnitts die zweite Unterabteilung „unumschränktes Königtum" ein, welche von S. 48 bis 452 sich ausdehnt und vielfach in die Neuzeit herübergreift, worüber wir mit dem Verfasser nicht rechten wollen. Aber auch die innerhalb dieses grofsen Abschnitts beliebte Einteilung ist sehr anfechtbar. Sie lautet: A. Die Gallikanische Kirche und der Papst, B. Jansenismus und Port-Royal, C. Quietismus, D. Hugenottenverfolgung, E. Königtum und Parlament, F. Die Jesuiten, G. Vereinheitlichung des Staatswesens, H. Die Finanzen (S. 177—196), I. Die Regierung (2 Seiten), K. Das Heer, L. Die Flotte, M. Der Gewerbfleifs (2½ Seiten), N. Wissenschaft und Kunst, O. Hospitäler, P. Märkte, Q. Post und Bank, R. Die Gefängnisse, S. Die Schlösser, T. Attentate und Prozesse. Dieser letztere Unterabschnitt ist besonders breit (S. 313—452); er erörtert z. B. den bekannten Halsbandprozefs nach Abbé Georgel und späteren auf nahezu 30 Seiten und reiht gleich die Attentate unter Napoleon III. an, obwohl erst in den Abteilungen 3 und 4 Revolution und „Neuzeit" (wieder keine glückliche Bezeichnung) behandelt werden sollen.

Abgesehen von diesem in einer Neuauflage leicht zu beseitigenden Grundmangel einer unübersichtlichen Gliederung des grofsartigen historischen, kulturhistorischen und topographischen Stoffes verdient Hellers Realencyklopädie als äufserst reichhaltige, mit grofsem Fleifs und grofser Sachkenntnis zusammengebrachte Materialiensammlung empfohlen zu werden. Wer eine Zeit lang mit dem Buche zu thun gehabt hat, findet sich schliefslich doch zurecht; aber am Anfang mufs man trotz des sehr ausführlichen Sach- und Namenregisters viel und vergeblich nach dem Begehrten suchen, wenn man alles ausnutzen will, was Heller über den und den Gegenstand zusammengetragen hat, ohne die Mühe des Sammelns zu scheuen.

Da bei der völligen Abwesenheit eines ähnlichen Hilfsmittels für die Vorbereitung des Lehrers an raschem Absatz der ersten Auflage nicht zu zweifeln ist, so möchten wir aufser dem bisher Erwähnten dem um den neusprachlichen Unterricht hochverdienten Verfasser den Rat geben, seine Quellen in einem besonderen Verzeichnis alphabetisch zusammenzustellen, damit man erforderlichenfalles weifs, wo man genaueren Bescheid zu holen hat. Denn noch gilt teilweise, was Mme. de Staël in ihrem schönfärberischen Werke über Deutschland einst sagte: *„En Allemagne, on met de la conscience dans tout, et rien en effet ne peut s'en passer"* (I. 18 ed. Marmier), und meist setzt Heller einfach den Namen des Buches (Minier, Lacretelle etc.) mit Seitenzahl.

Der kaum drei Seiten grofse Abschnitt VI über das republikanische Volkslied, womit bei Heller die *„Marseillaise"* allein gemeint ist, sollte selbstverständlich an geeigneterer Stelle stehen und des behandelten Gegenstandes würdiger sein. Denn ein Artikel aus dem *„Petit Journal"* ist für den ehernen Schlachtgesang keine genügende Quelle, wenn die

Digitized by Google

Schriften von Poisle-Desgrange, von Aug. Dietrich, von A. Loth und vielen anderen zu Gebote stehen. Auch hätten sicherlich viele sich für die Frage interessiert, ob die hinreifsende Melodie der Marseillaise einem „Credo“ von Holtzmann aus Meersburg oder einem Oratorium von Grison aus Saint-Omer entnommen, oder ob sie selbständig ist.

Trotz der Ausführlichkeit vermifst man hier und da die gesuchte Belehrung, besonders wenn es sich um Beamte handelt. Was ist die Strafe des *blâme?* Wer ein *avocat-général* oder ein *procureur-général* (letzterer wird S. 481 genannt)? Was war ein *municipal* unter der Revolution und welches waren seine Befugnisse? War er wirklich nur ein Soldat der heute *garde républicaine* genannten Polizeitruppe? Was ist in Frankreich ein *commissaire de police,* der anders als in Deutschland den *„magistrats“* zugezählt wird? Das sind Fragen, über welche Referent vergeblich bei Heller Auskunft gesucht hat. Vielleicht ist die Antwort auf irgend einer der 621 Seiten des Buches enthalten, welche Referent mit geringerer Aufmerksamkeit gelesen hat, da er den gesuchten Bescheid alsbald im *Chéruel* suchte. Jedenfalls kann der Verfasser mit berechtigtem Stolze den Einwänden erwidern: „vestigia posui princeps“, was bereitwilligst anerkannt werden soll. Joseph Sarrazin.

Joh. Bauer und Dr. Th. Link: Französische Konversationsübungen für den Schul- und Privatgebrauch. I. Teil. München und Leipzig, R. Oldenbourg, 1889. 228 S.

Die Herren Verfasser gehen von der Ansicht aus, dafs der neusprachliche Unterricht in drei Teile zerfalle: Lektüre, Grammatik (mit Übersetzung) und Konversation. Der letzte Teil soll den beiden anderen ebenbürtig zur Seite stehen, d. h. doch wohl ein gleiches Mafs von Zeit für sich in Anspruch nehmen und ein gleich erstrebenswertes Unterrichtsziel darstellen. Ohne den Wert der Konversation zu unterschätzen, können wir ihr diesen Grad der Wichtigkeit nicht beimessen, ebensowenig vermögen wir uns von dem den Sprechübungen (im Vorwort) angedichteten wohlthätigen Einflufs auf die Lektüre und Grammatik zu überzeugen. Es erscheint uns daher auch das Vorhandensein eines besonderen Hilfsbuches für die Konversation — und noch dazu eines umfangreichen — als etwas recht Entbehrliches. Es fragt sich indes, ob die gebotenen Französischen Konversationsübungen denjenigen förderlich sein können, die über den Wert des Sprechens anderer Meinung sind. Der vorliegenden Schrift kann nun das Zeugnis eines guten Hilfsbuches für die Konversation nicht ausgestellt werden. Denn die Wendungen und Phrasen, die beim alltäglichen Verkehr in Frankreich auf allen Lippen sind, das, was der Fremde dort so nötig braucht wie das tägliche Brot, sucht man vergebens in dem ersten Teil dieser Sprechübungen (dafs der zweite Teil sie bringt, erscheint nach dem angedeuteten Plan fraglich). Jeder, der beim Sprachunterricht praktische Gesichtspunkte in den Vordergrund stellt, sollte doch seinen Schülern zunächst das bieten, was unbedingt not thut, falls ihnen die Gelegenheit, ihre Sprachfertigkeit zu verwerten, in ihrem Leben überhaupt einmal blüht. Was der erste Teil bietet, ist keine „Konversation“, sondern Frage- und Antwortspiel (resp. Materialien dazu) zwischen Schüler und Lehrer über die Schule und eine gröfsere Anzahl von Unterrichtsfächern (Lesen, Schreiben, Rechnen, Geometrie, Religion, Geographie, Naturgeschichte). So schön es auch klingt, dafs vermöge ihres Inhaltes „die Konversation eine befruchtende Konzentration des Gesamtlehrstoffes anbahnen soll“, sie wird bei der knapp bemessenen Zeit diese mehr ideale Seite ihres Berufes ebensowenig erfüllen, als sie,

Digitized by Google

einzig auf Schulthemata beschränkt, jemand befähigen kann, sich in Paris um eine Strafsenecke herumzufragen. — Die beste Verwendung könnte das vorliegende Buch vielleicht bei solchen Lehrern finden, die in der Lage sind, jüngere Schüler auf französisch unterrichten zu müssen.

Berlin. R. Palm.

Hinderk Groeneveld: Die älteste Bearbeitung der Griseldissage in Frankreich. (Ausgaben und Abhandlungen aus dem Gebiete der romanischen Philologie, veröffentlicht von E. Stengel, Nr. LXXIX.) Marburg, Elwert, 1888. XLIII, 77 S.

Das Hauptverdienst vorliegender Arbeit besteht darin, dafs sie uns den Text des so vielfach erwähnten Dramas nun auch in der Gestalt, in der die einzige bekannte Handschrift (Ms. B. N. fr. 2203) ihn bietet, zugänglich gemacht hat. Die Abweichungen des um die Mitte des 16. Jahrhunderts entstandenen Druckes, der in den Neudrucken von Silvestre 1832 wiederum erschienen ist, hat Verfasser in Fufsnoten dem Texte der Handschrift beigefügt. Dieselben sind derart, wie Verfasser Einleitung S. VI—X darthut, dafs man als Vorlage des Druckes eine andere als die uns erhaltene, also verloren gegangene Handschrift annehmen mufs. Auf das Erscheinen der Groeneveldschen Arbeit hatte übrigens bereits F. v. Westenholz in seiner 1888 in Heidelberg (Groos) gedruckten Schrift „Die Griseldissage in der Litteraturgeschichte“ aufmerksam gemacht, wenn auch nur, um sein Bedauern zu äufsern, dieselbe für seine Zwecke nicht mehr benutzen zu können. In der That erfährt Westenholz' Studie durch die vorliegende Veröffentlichung eine wertvolle Ergänzung; wertvoll, nicht etwa weil uns hier eine künstlerisch besonders hervorragende Gestaltung des beliebten Sagenstoffes entgegenträte, sondern vielmehr wegen der wichtigen Stellung, die der *„estoire de griseldis* etc.“ in der Geschichte der Griseldissage sowohl wie in der Entwickelung des französischen Dramas zukommt. Noch im 14. Jahrhundert entstanden — eine Schlufsbemerkung in der Hs. giebt 1395 als Jahr der Abfassung an —, ist die „estoire“ nicht blofs die erste in der Litteratur begegnende dramatische Bearbeitung der Sage, sondern in ihr ist uns auch die älteste französische *Moralité* — hier wegen des rein weltlichen Stoffes und im Gegensatze zu den allegorischen *Moralités* „histoire“ genannt — erhalten worden. Zu dieser letzteren Begriffsbestimmung gelangt Groeneveld nach einer vergleichenden Charakteristik der *Miracles de Nostre Dame* (S. XVII—XXI), deren Zugehörigkeit zu einer anderen dramatischen Gattung auf der Hand liegt. Da wo der Herausgeber auf die ausgesprochen moralisierende Absicht des Dramas hinweist, liefs sich leicht daran erinnern, dafs derselbe Sagenstoff von dem Verfasser des *Menagier de Paris* ... p. pour la Soc. d. Biblioph. franç., Paris 1846, t. I, direkt zu erziehlichen Zwecken verwendet worden ist. — Als Quelle des Dramas hatten bereits Köhler und Le Petit de Julleville den lateinischen Brief des Petrarca an Boccaccio bezeichnet, eine Behauptung, deren Richtigkeit durch die von Groeneveld S. XXXVII bis XLI angestellte Vergleichung beider Versionen vollauf bestätigt wird.

Anlafs zur Rücksprache ergiebt sich aus der Art, wie der Herausgeber die Frage nach der Persönlichkeit des Dichters zu lösen trachtet (S. XVII—XXI). Da innerhalb der *„estoire“* und sonst jede diesbezügliche Andeutung fehlt, so blieb nur der einzige von Groeneveld auch betretene Weg, aus dem Wesen des Ganzen im Vergleich zu anderen ähnlichen Erzeugnissen derselben Zeit vielleicht einigen Anhalt zu gewinnen. Dafs der Dichter der *Griseldis* nicht unter den Verfassern der hier einzig in Betracht kommenden *Miracles de Nostre Dame* gesucht

Digitized by Google

werden darf, ist auch mir mehr als wahrscheinlich. Aber Groeneveld sucht dies in etwas mechanischer Art zu erweisen — aus dem Fehlen der den *Miracles* so eigentümlichen Rondels und der in den meisten *Miracles* begegnenden „Predigten“ ergiebt sich für ihn eine wahrscheinliche Verschiedenheit der Verfasser. Andererseits räumt er aber selber ein, dafs bei dem weltlichen Charakter der *Griseldis* sich derartige fromme Zuthaten von selber verboten. Die trennenden Elemente weisen also zunächst nur auf eine Verschiedenheit der dichterischen Gattung, nicht aber der Person der Dichter. Dann wird aber die Fragestellung eine wesentlich andere: es bleibt zu erwägen, ob die von vornherein vorhandene Möglichkeit, dafs ein und derselbe Dichter ihrem Wesen nach ganz verschiedene Stoffe unter Anwendung verschiedener poetischer Mittel bearbeiten kann, für unseren vorliegenen Fall bestehen bleibt oder nicht. Bei der Entscheidung dieser Frage spielt natürlich, wenn anderes fehlt, die Rücksicht auf Diktion, mundartliche Eigenheit, formelle und syntaktische Handhabung der Sprache und dergl. eine hervorragende Rolle — Anhaltspunkte, denen Groeneveld nicht gebührende Beachtung geschenkt hat. Für mich ist, wie gesagt, die Verschiedenheit der Verfasser wenig zweifelhaft. Ich halte auch die in manchen Mistères und Moralités anzutreffenden „Entschuldigungen“, die Groeneveld mit einer Ähnliches enthaltenden Stelle des Prologs der Griseldis vergleicht und als Anzeichen für die Möglichkeit gleicher Verfasserschaft betrachtet, für äufserst belanglos bei der Entscheidung der Frage, und zwar deshalb, weil die Gepflogenheit, an irgend einer Stelle eines litterarischen Erzeugnisses die mehr oder weniger dringende Bitte um Nachsicht für etwa vorhandene Mängel einzuflechten, einen viel zu häufig wiederkehrenden Zug mittelalterlicher Schriftstellerei bildet. Hier in kurzem einiges Nähere. Die Scheu vor einer in der That oft bitteren Kritik, welche seitens der Zeitgenossen an der dem Autor eigentümlichen Sprache hinsichtlich der Mundart oder auch der stilistischen Fassung geübt werden konnte, giebt diesem oft Veranlassung zu dem Versuche, solcher schroffen Beurteilung dadurch die Spitze abzubrechen, dafs er, nicht selten unter Beruf auf seine Unwissenheit oder die Eigenheiten seines heimatlichen Idioms, seine Leser bittet, ihm sprachliche Verstöfse, deren Vorhandensein unumwunden zugestanden wird, zu gute zu halten. Aufser älteren von mir in Herrigs Archiv LXXVIII, S. 63—65 erwähnten und sich zum Teil in Gröbers Grundrifs I, S. 430 wiederfindenden Beispielen ist mir Hierhergehöriges vorzugsweise in Schriftwerken des 14., 15. und 16. Jahrhunderts aufgefallen. Man entschuldigt sich wegen der zur Verwendung gekommenen Ausdrucksweise, weil sie *rude* (Jehan d'Orville genannt Cabaret, Chron. du bon duc Loys de Bourbon ed. Chazaud, p. pour la Soc. de l'Hist. de France, Paris 1876, Prolog; der Verfasser ist Pikarde), oder *dur et mal aorne* (Prosacliges ed. Förster 1884, S. 283), oder *peu elegant* (Jean Le maire de Belges, Prolog zur Légende des Venitiens), oder *trop rude ou trop rural* (Les Chroniques admirables du puissant roy Gargantua etc. in Notice sur deux Anciens Romans intitulés Les Chroniques de Gargantua. Par l'Auteur des Nouv. Recherches Bibliographiques [= Brunet] Paris 1834, S. 27), oder *gros* und *peu elegant* (Sebastian Moreau, in Cimber et Danjou Arch. cur. Paris 1835, prem. sér. t. II, S. 254) oder *mal aorne* und *cueilly de ma nativite beaujoloyse* eb. S. 451 sei. Ganz ähnlich bittet der im 15. Jahrhundert lebende Joannes Cananus seine Leser wegen des *χόρος τοῦ λόγου* und der *σολοικοβάρβαρος φράσις*, die seiner Schrift eigen seien, um Verzeihung. Corp. Script. Hist. Byz. 1838, S. 458. Gaston, Comte de Foix (Phœbus) hofft auf die Nachsicht des Herzogs Philipp von Burgund dafür, dafs er nicht das *„francois comme son propre langage“* spricht, vgl. Dorange Catal. des Mss. de la Bibl. de Tours S. 381; ähnlich wie früher schon Jean de Meung, vgl.

Digitized by Google

Jubinal, Œuvres de Rutebeuf, Paris 1839, t. I, S. IX. Auch das Reimbedürfnis dient als Entschuldigungsgrund für ungewöhnliche oder unkorrekte Redeweise: *Et se vous y trouez langage Qui en ce pays n'ait usage, Ou se j'espelle aucunement Ung mot qui doit estre aultrement, Ne le prenez en cas de crime; Tout est pour obeir* (zweisilbig) *à la rime* sagt der Verfasser der Vie de Sainct Mathurin v. 13—18, Montaiglon et Rothschild, Recueil de Poésies franç. . . ., t. XII, S. 358; auch Scarron nennt den Reim allerdings in anderer Beziehung „*une Dame sans raison Qui pour un vers hasarde un crime*". ed. Baumet I, S. 66. — Aber auch hinsichtlich der Behandlung des Stoffes werden an vielen Stellen Befürchtungen einer absprechenden Beurteilung (für eine solche finden sich in der That Beispiele; vgl. Adenes, Enf. Og. 24 ff., Durm. 6075—6, oder sprichwörtliche Wendungen wie: *L'on puet bien mettre mençonge en parchemin,* Gar. Loh. t. II, S. 274; *Li encres n'est mie kiers, et li pappiers est mout debonaires,* Liv. Mest. Journ. d. Sav. Oct. 1876, S. 656) und im Anschlusse daran Gesuche um Nachsicht laut, insofern die sachliche Richtigkeit, Vollständigkeit, Schicklichkeit oder, wie bei Godefroi de Leigni, Rom. de la Char. 7104 ff. und dem Verfasser der Memoires du Maréchal Boucicaut S. 408—9, die Berechtigung, sich mit dem Stoffe zu beschäftigen, von anderer Seite angezweifelt werden konnte. Auch hier ist der Beruf auf die geistige Unfähigkeit, oder wie bei G. Muis. II, 228, 254, 256, auf die Blindheit des Autors in Verbindung mit der Versicherung, daſs derselbe sein Bestes gethan habe, sehr gewöhnlich. Man vgl. Wilhelm von Tyrus bei Michaud Bibl. crois. I, 136; Eberhardus Betuniensis, Labyrinthus tract. I, 9—10, tract. III, v. 689—93. Polyc. Leyseri Hist. Poet. et Poem. med. æv. Halæ Magdeb. 1721, S. 797 u. 854; Adenes in Enf. Og. v. 55—56; Thomas von Kent, bei P. Meyer, Alex. le Grand (1886) I, S. 220; Nicole de Margival, Panthère d'Amors 2600—29; Christine de Pisan, Œuvres poét. ed. Roy, Paris 1886, S. XVI; G. Muis. I, 320, II, 271; Jean d'Arras, in der Vorrede zu seiner Melusine und am Schluſs; Jean Vauquelin Hist. d'Alex. bei P. Meyer a. a. O. II, S. 318 u. 323; Le Livre de Leesse, Romvart S. 368; Olivier de la Marche bei Dorange, Catal. des Mss. de la Bibl. de Tours S. 363; Mem. Mar. Boucicaut a. a. O. und S. 408—9; Jean Le Maire Illust. de Gaule liv. II, ch. 25 am Schluſs. Auch die von Reinsch irrtümlich für unecht erklärten Zeilen 1423—26 der Vie de Tobie des Guill. le Clerc, Herrigs Archiv LXII, S. 378, gehören hierher. Zu all diesen Beispielen gesellen sich nun die in den von Groeneveld gemeinten Mistères und Moralités, sowie im Griseldisdrama begegnenden gleichgearteten Äuſserungen.

In den der Sprache des Denkmales gewidmeten Abschnitten scheint der Herausgeber, abgesehen von dem Glossar, welches dank der Anführung von Wörtern wie *avoir, ainsi, besoing, certain, desir, depuis, cresque* u. s. w. die stattliche Zahl von über 1500 Worterklärungen (bei 2608 Zeilen Text) enthält, Vollständigkeit nicht angestrebt zu haben, was um so wünschenswerter gewesen wäre, als die Griseldis einige Sprachformen enthält, deren erstes Auftreten in die bisher nur spärlich behandelte Sprache des 14. und 15. Jahrhunderts zurückgeht. Ich denke hier zunächst an den Reim *crains (tremo)* : *contrains* (Particip) v. 1628—9, wo das *ie* des alten lautgerechten *criem* durch *ai* verdrängt erscheint. Die Verwandtschaft beider Laute zeigt sich ja in Reimen wie *seint (sancti)* : *raieint (redempti)* André de Coutances, R. d. l. Résurr. de J. Chr. v. 1682—3, Herr. Arch. LXIV, S. 193; wo die éd. 1735 Amsterdam des R. d. l. Rose *faindre* : *craindre* 5725—6 hat, steht in älteren Hss. gewiſs *faindre* : *criendre*; *fains (fingo)* : *kiens (canis)* Montaiglon, Fabl. IV, 37. Ähnlich nun wie bei der Umwandlung von *tiegne, viegne* zu *taigne, vaigne* (sogar *teignist* für *tenist* Mont., Fabl. II, 121) die Nähe von *plaigne* u. s. w. mitgewirkt haben mag, so gaben die Verba auf *-aindre* und *-eindre* auch

Digitized by Google

für den Übergang des *ie* zu *ai* oder *ei* in *tremere, gemere, premere* und *red-emere* den ersten Anstofs. Leicht begreiflich ist, dafs solcher Wandel zunächst da eintrat, wo das alte *m* nasal geworden oder analogisch durch erweichtes *n*, in *criegne*, ersetzt worden war. Man findet demnach *crainsisse* für *criensisse* Rose, Méon 2795, *crainsist* eb. 1213 (doch *crieng* 3980, 10742) neben *cremoie* eb. 1687, 3420; *je craim* im Verse Christine de Pisan, Œuv. poét. ed. Roy S. 66, 5; *je crain* eb. S. 121, 10 neben *cremir* S. 72, 13; *crains* Griseldis 1628 neben *cremu* eb. 606; *craing* : *besoing* Mist. V. Test. 17196—7, *craigne* : *faigne* eb. 3330—1, *viegne* : *craigne* Anc. Théat. III, 156; *craignisse* Greban 9615, und stets da, wo das *d* des Infinitivs analogisch auftritt: *craindent* Prosacliges S. 293, 20, *craindant* 316, 41; *craindible* Godefroy II, S. 354. Die Frage berührt auch Behrens, Unorgan. Lautvertretung S. 74.

Eine textkritische Behandlung des Dramas dürfte das v. 6 stehende Futurum *veuldront* von *vouloir* keineswegs antasten. Die Einführung des ursprünglich nur den stammbetonten Formen zukommenden Diphthongen in das Futur war schon in älterer Zeit und ist teilweise noch heute ein sehr beliebter Vorgang. Die von mir Herr. Arch. LXXIX, S. 361 mitgeteilten Beispiele seien hier um folgende vermehrt: *deuldra* Chr. de Pis., Long. Estude 4726, *deulra* Remed. Amoris 483, *deurrai* Darmst. Hatzf., Le XVI[e] siècle (1887) prem. part. S. 243; *fierrai* = *il ferra* von *férir* in einem Gedichte des Gautier de Coinsy, Herr. Arch. LXVII, S. 265, v. 191, welches auch *tienra* S. 266, v. 295, *viendra* S. 266, v. 296 kennt; *je fierrai* Psaut. Metz S. 432, 57; *fairai* Mort Garin S. 1, 4, 5 u. s. w., Anc. Théat. III, 154, *fairont* Montaiglon et Rothschild, Recueil de Poés. franç. t. VI, S. 29 scheint dagegen nur eine der Schreibung *faisons* für *fesons* angenäherte Neuerung zu sein. Doch gehören hierher die oft begegnenden zweisilbigen *oirai* für altes *o(r)rai* und *hairai* für *ha(r)rai* : *oiroit* Mém. Mar. Boucicaut S. 47, *oiront* eb. S. 268, *oira* Anc. Th. IV, 429, *oiront* eb. IV, 394; *heira* Rose ed. Amsterdam 1735, v. 11277 (ed. Méon 10739 *hara*); sie erklären sich entweder aus *o-y-ons, ha-y-ons* oder bei *oïr* aus einer auch in den stammbetonten Formen des Präs. Ind. sich bemerkbar machenden Verallgemeinerung der Verhältnisse der 1. Pers. Sing. Präs. Ind. und des Präs. Konj., vgl. *oyt* = *audit* : *ordonnoit* Clément Marot, Darmst. Hatzf. (1887) 2[e] part, S. 188, *oient* = *audiunt* : *estoient* Cleom. 11591—2 neben *oent* : *loent (laudant)* eb. 10109—10; vielleicht auch *hait* im Verse Mort Garin S. 202 nach eb. S. 49 zu lesendem, sekundärem *je hai*.

Im Anschlufs hieran sei einer Äufserung des Verfassers gedacht, die der Klärung bedarf. Er fragt S. XXVII, 5, ob in dem mit *subget* gebundenen *scet (sapit)* „bereits“ (sic!) offenes *e* vorliege. Die Gegenwart der Reime *subgez* : *usez, ravisez* läfst kaum einen Zweifel, dafs das *e* von *scet* wie in alter Zeit und noch heute auch in der Sprache unseres Dichters geschlossen war. Dafs allerdings das aus betontem lat. *a* in offener Silbe hervorgegangene *e* in *scet* durch *ę* zu Zeiten ersetzt werden konnte, ist mit Sicherheit anzunehmen, wenn man Reime betrachtet, wie *tu scays* : *jamais* Anc. Th. III, 58, *fait* : *scet* Ysopet II, XVI, Robert II, 30; *scayt* : *soit* Mist. V. Test. 7851—2, 11079—80; auch für das im Versinneren stehende *scayvent* Mist. V. Test. 16149 mag man *ę* annehmen auf Grund des Reimes *scevent* : *apercoivent* eb. 23892—3; *scevent* : *doivent* Jub. Myst. inéd. I, 196. Dieser Vokalwechsel erklärt sich wahrscheinlich durch Einflufs der 1. Pers. Sing. *je sai*, deren Aussprache ursprünglich, auch nachdem *ai* monophthongisch geworden war, sich naturgemäfs von der der 2. und 3. Pers. Sing. und der 3. Plur. unterschied. Diese Verschiedenheit der Lautung mag sich neben früh auftretendem *sé* : *troussé* Barb. Méon IV, 130, 336 noch lange, wenn auch nur spärlich erhalten, vergl. *je scay* : *soif* Anc. Th. I, 254, und die übrigen stammbetonten Formen

Digitized by Google

des Präs. Ind. umgebildet haben. Ob umgekehrt *je sé* einem Einflusse von *ses, set, sevent* zu danken ist, mufs wegen *j'ai, tu as, il a* zweifelhaft bleiben, wenn auch eine derartige Deutung für *je fais, plais, tais, hé. veux, deulx = doles : rigoureux* Ch. d'Orl. ed. Tarbé S. 171, *: deux* Anc. Th. III, 105, *vaux*, älteres *saux = salio, faux, absoubz = absolvo* Mist. V. Test 20460, *absolz* Mir. N. D. II, v. 1157; IX, v. 549, IX, v. 888; *absols* Men. Par. I, S. 73, sowie für das im 16. Jahrh. so häufig bei Hofe und in gelehrtem Munde (vgl. den gelehrten Pedanten M. Josse bei Pierre Larivey, de Fidelle acte II, 14, Darmst. Hatzf. 1887, 2e part., S. 375), aber auch in Volksmundarten (Chans. pop. du Velay et du Forez, Rom. X, S. 203, X 6) erklingende, von Vaugelas éd. Chassang I, 85 so heftig getadelte *je va*, oder *uas* (Palsgr. S. 123 und 571) an Stelle von älteren *faz, plaz, taz, haz, voil vueil, doil duil* Rois S. 123, *vail* Parton. 9485, *fail : travail* Cliges 775—6 : *ail* Greban 16321—2 für *fal : val (vallem)* Ph. Mousk. 14283, *sail, asol* Gautier de Coincy, Ztschr. f. rom. Phil. VI, v. 491, oder *asoil* Mir. N. D. I, v. 897, *vois* später *vais*, im Bereich der Möglichkeit liegt; mit mehr Wahrscheinlichkeit läfst sich das Eindringen des Vokales der 2. und 3. Sing. und der 3. Pl. annehmen in *je meurs* für *muir*, und mit Sicherheit in dem ziemlich jungen, von Vaugelas I, 148 noch verurteilten *je peux*, welches mir begegnet ist Anc. Th. III, 236, 346, 348, IV, 302, 303, 438, Th. de Bèze, Abrah. Sacrif. (um 1550) bei Darmst. Hatzf. 2e part., S. 320; vielsagend ist *je peulx : je suis* Anc. Th. II, 304; auch Palissy kennt einmal *je peux* S. 133 neben gewöhnlichem *puis*; vgl. auch Montaiglon, Rec. de Poés. franç. t. IX, S. 244 (1589); bei Palsgrave wird S. 105 u. 616 *je peulx* neben *puis* erwähnt und S. 541 das englische *I may* geradezu durch *je peulx* übersetzt. Übrigens ist *pouvoir* auch insofern für die Erkenntnis des eigentlichen Wesens des *e* in *il scet* der Griseldis von Wichtigkeit, als das, wenn auch nur äufserst selten sich ereignende Eindringen des *ui* der 1. Pers. Sing. in die übrigen stammbetonten Formen des Sing. Präs. Ind. aufser Zweifel steht; vgl. *puist* für *puet* in den Ordonnances des Rois de France, Metzke, Herr. Arch. LXV, S. 88; *tu puis = potes* in der Florimonthandschrift B. N. 24376, v. 12534 findet sich als *tu puys* wieder bei Palsgrave S. 105.

Hinsichtlich der Mundart der Griseldis soll die S. XXXVI mit allerdings nur schwachen Gründen gestützte Möglichkeit, dafs der Dichter ein in Paris lebender Pikarde gewesen sei, nicht bestritten werden. Doch ist der Widerspruch, der zwischen der S. XXI gethanen Äufserung, dafs die Sprache des Denkmals „fast schon dialektfrei" sei, und der S. XXXVI stehenden Behauptung, dafs dieselbe „überwiegend pikardisches Gepräge" zeige, obwaltet, geeignet, Anstofs zu erregen. Unverständlich bleibt auch, wenn S. XXXVI auf die Thatsache, dafs das Imperf. der 1. Konjug. mit dem der anderen Konjugationen reimt, hingewiesen wird, um zu zeigen, dafs das (an der Scheide des 14/15. Jahrh. entstandene!) Denkmal nicht westfranzösisch sein könne. Auch dafs *prins* für *pris* speciell lothringisch sein soll (S. XXXVI, 6), bedarf der Berichtigung. Diese seit dem 14. Jahrh. so ungemein häufige Form ist hinsichtlich ihrer Entstehung wahrscheinlich ganz anders geartet als die im Lothringischen mit eingeschobenem oder angehängtem *n* auftretenden Gebilde, welche Behrens, Zeitschr. f. nfrz. Spr. u. Litt. Bd. V (1883), S. 78—79, meiner Behauptung (Zeitschr. f. rom. Phil. VII, S. 65), dafs in *prins* Vermischung mit *tenir, venir* vorliege, mit gutem Fug zur Seite gestellt hat. Ohne auf das Für und Wider hier näher einzugehen, seien bei dieser Gelegenheit zunächst einige weitere Belege für die von Förster ursprünglich bestrittene lautliche Geltung des *n* in *prins* beigebracht: *prindrent : vindrent* Couldrette, Melusine 2671—2, Jean Bruyant, Le Chemin de Povreté et de Richesse (a. 1342) im Menagier de Paris t. II, S. 5; *se tu me prinses : lynces* (Luchse) Jean le Maire, Les regretz de la Dame infortunee; *aprins : Meaulin* Anc. Th. II, 361; *print* :

vint eb. II, 391 (gedr. 1542), *prins ce* : *province* eb. III, 91; *que tu prinses* : *Princes* Clement Marot, Darmst. Hatzf. 1887, 2e part., S. 184, *apprinse* (Subj. Imp.) : *Prince* eb. S. 186; *print* : *vint* Jehan Bouchet bei Rabelais Œuvres, éd. Louis Barré S. 608; *survint* : *print* Montaiglon et Rothschild, Rec. de Poés. franç. t. XI, S. 60 (um 1600); *tins* = *tenu* ist mir noch begegnet Anc. Th. III, 261, Rec. de Poés. franç. t. XII, S. 216 (Anfang des 16. Jahrh.), *soustint* (sic!) im Verse eb. t. XI, S. 168 (a. 1577) und im modernen patois percheron: *J'on tins têt ao treint gas* = *j'ai tenu tête à trente gaillards* in den Œuv. poét. de Pierre Genty (1770—1821) éd. Ach. Genty, Paris 1861, S. 47, II. *convint* Part. Pass. zu *convindre* = *convenir* Jaubert, Gloss. du centre d. l. Fr. I, S. 275. Eine Rolle bei der Erklärung des Wesens der Erscheinung dürften übrigens auch folgende Reime spielen: *issirent* : *tinrent* Perc. 30499, *riche* : *prinche* (Fürst) in der Gerbertschen Interpolation Perc. éd. Potvin t. VI, 191; *tolirent* : *sorvinrent* Durm. 793—4; *tinrrent* : *virent* G. Chin. 2983—4, *revinrent* : *disent* Ph. Mousk. 964—5, *revinrent* : *entendirent* eb. 1392—3; *qui(e)rent* : *vinrent* Guill. d'Angl. S. 57; *vinrent* : *virent* (sahen) eb. S. 71; *devinrent* : *prisent (prirent)* eb. S. 123; *issirent* : *vinrent* eb. S. 165, *oïrent* : *tindrent* Barb. Méon III, 399, 33—4, *fissent* : *vinrent* Montaiglon, Fabl. II, 36; *dist* : *souvint* Ms. B. N. fr. 792, f. 40d, *issirent* : *vindrent* Claris 15872—3, *tismes (tînmes)* : *departismes* Chr. de Pisan, Long Est. 714, 1280, *print* : *vint* Mir. N. D. 1759—60. Nach Nisard, Étude sur le lang. pop. ou patois de Paris et de sa banlieue S. 238 kannte die ältere Pariser Mundart *ils vinrent* = *ils virent*, was wiederum an das zuweilen begegnende pikardische Futurum *venrai* = *videbo* erinnert, vgl. Förster zu Ch. II Esp. S. L und zu Aiol 1169.

Potsdam. Alfred Risop.

Adolf Stoerico: Über das Verhältnis der beiden Romane Durmart und Garin de Monglane (Ausgaben und Abhandlungen veröffentl. von E. Stengel, Nr. LXXVII). Marburg, Elwert, 1888. 56 S.

Um die wichtige Frage nach dem Verhältnisse des Durmart zum Garin, auf deren stoffliche Verwandtschaft bereits Stengel in der Zs. VI aufmerksam machte, in ihren einzelnen Richtungen verfolgen und mit einiger Sicherheit entscheiden zu können, war eine genaue Kenntnis des Inhaltes des Garin de Monglane erforderlich. Nach Kennzeichnung der mangelhaften von P. Paris und Gautier gemachten Angaben hat Stoerico auf Grund einer von H. Müller angefertigten Abschrift des Ms. B. N. fr. 24403, der von ihm selber kopierten Handschrift Brit. Mus. Reg. 20 D XI, der in der Romvart S. 338—65 von Keller aus einer vatikanischen Handschrift abgedruckten 900 Zeilen, sowie endlich des von Stengel in Zs. VI mitgeteilten Trierer Bruchstückes den Inhalt des Garin genau und ausführlich beschrieben und so den Leser in den Stand gesetzt, seinen Untersuchungen zu folgen und deren Ergebnisse zu prüfen. Um zunächst die zwischen beiden Gedichten obwaltenden stofflichen Beziehungen, deren Innigkeit in der Episode mit dem Hunde, durch dessen Hilfe die Helden zu der von ihnen gesuchten Dame gelangen, ganz besonders scharf hervortritt, hinreichend erklären zu können, zieht der Verfasser als tertium comparationis eine Stelle aus dem Perceval v. 22400 bis 30500 heran, in der bereits L. Kirchrath, Durmars in seinem Verhältnis zu Merangis und den Werken Chrestiens Ausg. und Abh. XXI so enge Verwandtschaft mit Durmart entdeckt hatte, daſs er sie für die Quelle des letzteren hielt. Gestützt nun auf eine Reihe von Punkten, in denen Garin dem Perceval näher steht als dem Durmart, und unter steter Würdigung der überaus auffälligen Übereinstimmungen zwischen

Digitized by Google

Garin und Durmart kommt Stoerico zu dem vorläufigen Ergebnis, dafs beide Gedichte unabhängig voneinander auf Perceval zurückgehen, doch so, dafs sie auch untereinander in irgend einem Abhängigkeitsverhältnisse sich befinden. Letztere Thatsache erhellt auch aus der technischen Anlage beider Gedichte, die mannigfachen Abweichungen sind zum Teil gewifs der mangelhaften poetischen Gestaltungskraft des Dichters des Garin zuzuschreiben. Wörtliche Anlehnungen, aus denen sich vielleicht Näheres schliefsen liefse, begegnen in beiden Gedichten äufserst selten. Der Verfasser weifs in dieser Hinsicht nur die zwar nicht im Wortlaut übereinstimmenden, aber doch manchen gemeinsamen Zug aufweisenden Personalbeschreibungen der Mabilete und der Fenise, sowie die Schilderung des Mahles der beiden Paare ins Gefecht zu führen. Beiden Punkten, besonders dem ersten, vermögen wir in Anbetracht der Thatsache, dafs gerade in derartigen Schilderungen ein grofser Vorrat an typischen Wendungen den Dichtern zu Gebote stand, keine bedeutende Beweiskraft einzuräumen; übrigens dürften sie ganz aufser Spiel bleiben, nachdem durch des Verfassers frühere Ausführungen die enge Beziehung zwischen Garin und Durmart einmal als unzweifelhaft festgestellt war.

Naturgemäfs gipfelt Stoericos Arbeit in dem Versuche, zu erweisen, welches der beiden Gedichte die Vorlage des anderen gebildet habe. Bei der einmal bestehenden Unsicherheit ihrer chronologischen Entstehung war auf dieses einzig sichere Mittel hier von vornherein zu verzichten. Aus dieser Notlage bietet sich dem Verfasser ein a priori allerdings recht wenig zuverlässig erscheinender Ausweg — er hofft aus der Vergleichung des „poetischen Wertes“ beider Gedichte etwelche Kriterien für die Priorität des einen oder des anderen zu gewinnen. Die allgemein gültige doppelte Möglichkeit, dafs eine vorhandene Vorlage von einem späteren Dichter, der sie benützt, entweder vervollkommnet oder verschlechtert werden kann, gilt auch für unseren Fall. An dichterischen Fähigkeiten überragt der Verfasser des Durmart den des Garin aufserordentlich — entweder haben wir also im Durmart eine Steigerung zum Guten, oder im Garin ein Herabsinken zum weniger Vollkommenen zu erblicken. Mit grofser Wahrscheinlichkeit weifs Stoerico darzuthun, dafs das letztere der Fall ist. In ansprechender Weise erklärt er die zahlreichen, zu allerlei Widersinnigkeiten führenden Verstöfse in der ökonomischen Gestaltung des Garin aus der dem Dichter desselben innewohnenden poetischen und logischen Unfähigkeit, mit der er die in seiner Vorlage (Durmart und Perceval) vorgefundenen Episoden seinem Machwerke einverleibte, ein Mangel, mit dem sich noch die leidige Absicht verbindet, durch Änderungen seines Musters die Abhängigkeit von letzterem zu verhüllen.

Angenehm berührt in Stoericos Arbeit die Anspruchlosigkeit, mit der der Verfasser seine einem so spröden Stoffe geltenden Argumente vorträgt, sowie das gesunde kritische Verhalten, welches er selbst rückhaltlos allen seinen Ausführungen gegenüber bewahrte. In einem Anhange veröffentlicht Stengel eine Anzahl aus einer erneuten Vergleichung der Handschrift gewonnener Besserungen des Durmart-Textes, so wie derselbe in seiner eigenen Ausgabe und in den von Förster, Jahrb. XIII, mitgeteilten 721 Zeilen bisher vorlag.

Potsdam. Alfred Risop.

Richard Mentz: Die Träume in den altfranzösischen Karls- und Artus-Epen. (Ausgaben und Abhandlungen LXXIII.) Marburg, Elwert, 1888. 106 S.

Als die bedeutsamste unter den hier zu besprechenden Arbeiten Stengelscher Schule ist mir Mentz' Studie über die Träume erschienen.

Digitized by Google

Unter Benutzung eines ihm von befreundeter Seite überlassenen, ungedruckt gebliebenen Entwurfes hat der Verfasser aus einer stattlichen Reihe den Sagenkreisen Karls des Grofsen und Königs Artus angehöriger Denkmäler, zu denen sich aber auch der Alexanderroman, Brut und Rou, sowie gelegentlich die gleichzeitigen deutschen Epen gesellen, die ihm begegnenden Träume gesammelt, sie ihrem Inhalte nach kurz wiedergegeben (S. 76—95), sowie ihre Art und ihr eigentliches Wesen von verschiedenen Gesichtspunkten aus beleuchtet. In einem ersten Abschnitte unternimmt der Verfasser, behufs Abgrenzung seines Themas, eine Begriffsbestimmung von Erscheinungen, die zwar psychologisch verwandt, aber doch in ihren äufseren Bedingungen nicht als gleichartig mit den Träumen zu betrachten sind. Vor allem wird das Wesen der Visionen *(avision* — beachte daneben *avison — vision*, sehr selten *songe)* näher bestimmt: in nicht bildlicher Weise übermittelt der Träger der Vision, der gewöhnlich ein Engel Gottes oder eine himmlische Stimme oder Christus selber ist, einen ohne weiteres verständlichen göttlichen Befehl, dem der Schlafende nachzukommen hat. Dem gegenüber deuten die Träume (songe, seltener avision oder vision), abgesehen von den sinnlichen (S. 28 u. 94) in allegorischen Bildern, oder indem Personen unverkleidet symbolische Handlungen thun (S. 29), auf den Verlauf eines Teiles oder zuweilen auch der Gesamtheit der kommenden Ereignisse hin — sind also prophetischer Natur. Eine ähnliche Begriffsbestimmung der Träume hat übrigens bereits Guillaume de Lorris gegeben: ... *en droit moy ai-je fiance, Que songe soit signifiance Des biens aux gens et des ennuyz, Que les plusieurs songent par nuitz, Moult de choses couvertement, Que on voit puis appertement* R. d. l. Rose 17—22 (nach der Ausgabe Amsterdam 1735). Der Verfasser widmet nun diesen Erscheinungen seine besondere Aufmerksamkeit und betrachtet sie unter folgenden Gesichtspunkten: a) Bezeichnung der Träume. b) Die Personen, welche träumen. c) Wann und wie oft treten Träume auf. d) Unmittelbare Einwirkung des Traumes auf den Schlafenden. e) Inhalt der Träume: α) Traumbilder aus dem Tierreich; β) solche, die nicht aus dem Tierreich entnommen sind; γ) Personen in den Träumen. f) Die Form der Träume. g) Auslegung der Träume: I. Traumdeuter; II. Deutung der Träume (nach den unter d. angegebenen Kategorien). h) Inkongruenzen des Traumes und des verbildlichten Ereignisses. i) Die Anwendung der Träume von seiten der Dichter. k) Inhalt und Auslegung der Träume dem Inhalte nach geordnet. Ich verzichte, auf alle Punkte dieses reichhaltigen, mit grofsem Fleifse und nicht ohne Geschick durchgeführten Programms näher einzugehen, kann aber nicht umhin, bei einigen der entwickelten Gedanken, die mir anfechtbar erscheinen, zu verweilen.

Meines Erachtens läfst sich die Frage, ob man (hier speciell die Franzosen) im 12. und 13. Jahrhundert „unbedingt“, wie der Verfasser S. 16 will, an die Träume geglaubt habe, keineswegs lediglich an der Hand der dichterischen Erzeugnisse jener Epoche entscheiden. Denn die Poesie ist ihrem ganzen Wesen nach überhaupt nicht dazu angethan, als Unterlage für den Entwurf eines in allen seinen Teilen mit der Realität der Verhältnisse sich deckenden Zeitgemäldes zu dienen. Man wird sich also hüten müssen, aus der Anwendung von Motiven, die vielleicht nur im Dienste der ökonomischen Gestaltung des Ganzen stehen, also vorzugsweise poetische Mittel sind, deren sich der Dichter zu rein künstlerischen Zwecken bedient, auf das wirkliche Vorhandensein der in ihnen enthaltenen Ideen bei den Zeitgenossen des Dichters in jedem Falle einen Schlufs zu ziehen. Ob ein Dichter die Wirklichkeit kopiert oder durch Tradition und Brauch geheiligte oder vielleicht nur selbstgeschaffene poetische Weisen angeschlagen habe, das kann nur unter gleichzeitiger Heranziehung aller uns zum Vergleiche zu Gebote stehenden Quellen und Kom-

Digitized by Google

binationen, aus denen wir die Erkenntnis des wechselnden Geistes der Zeiten zu schöpfen pflegen, erschlossen werden. Mit solchen Mitteln läfst sich denn erweisen, dafs der Glaube an die Träume und verwandte Erscheinungen in grofsen Schichten der mittelalterlichen Gesellschaft in bedenklicher Weise erschüttert war. Diese Thatsache kann um so weniger auffallen, wenn man bemerkt, dafs die Kenntnis der psychologischen und pathologischen Ursachen der hierher gehörigen Erscheinungen schon damals gewissen Kreisen kein Geheimnis mehr war. Für den Dichter der Flamenca ist der Traum nur eine Erinnerung, ein Abbild der Wirklichkeit; ihm ist der Umstand, dafs Guillem auf eigenen Wunsch von der Geliebten träumt — was oft geschah: *A Guillem esdevenc soven* —, nur ein Beispiel für eine allgemein gültige Erfahrung: ... *e ben sol aisso avenir Qu'om somne segon son desir Quan s'adorm sus el pensamen* Flamenca 3456—9. Gervasius von Tilbury, der allerdings selbst anderer Überzeugung ist, berichtet: *Lamias quas vulgo mascas aut in Gallica lingua strias nominant, physici dicunt, nocturnas esse imaginationes, quæ ex grossitie humorum animas dormientium turbant et pondus faciunt.* Otia Imperialia S. 39. Zu solchen Zweiflern gehörte, wie F. Liebrecht, dessen Auszug aus Gervasius mir vorliegt, S. 145—146 ausführt, auch Wolfram von Eschenbach, der den Glauben an die Nachtfahren als *„alder wibe troume“* verspottet. Auch die Antwort, die ein Priester einer von dem Vorhandensein desselben Spukes überzeugten Frau erteilt: *modo videtis quam fatuæ estis, quæ somniorum creditis vanitatem* (bei Liebrecht a. a. O. aus Grimm, D. Myth. 1012 angeführt), spricht deutlich genug. Wenn es im Eingange des R. de la Rose heifst: *Maintes gens dient que en songes Ne sont que fables et mensonges,* so wird dies in der folgenden, bei Godefroy fasc. 47, S. 495, Spalte 2 mitgeteilten handschriftlichen Stelle bestätigt: *Une gent sont qui dient que trestout est mençonge, Et niceté et fable et faus quanque l'en songe.* Vergl. die äufserst wichtige Stelle im Cheval de fust, Romv. S. 106, v. 18 ff. Von Wert sind in dieser Hinsicht auch solche Stellen, in denen zwar von einem wirklichen Traume gar nicht die Rede ist, jedoch der Bericht von irgend einem unglaublich erscheinenden, thatsächlich aber eingetretenen Ereignisse als Traum und Lüge bezeichnet wird. So erwidert Robert dem Boten, der ihm die Nachricht von der in der That vollzogenen Mifsheirat seines Freundes Joufrois überbringt, folgendes: *Trop grant mençonge t'oi retraire, Et quant sonjas tu icest(e) songe?* Joufrois 3521—2. Ähnlich Claris 11949—50, 14686 ff., 17338—9, 21372—5, 24489—90, 26040—1, 29042—3. Auch vor dem unbedingten Glauben an jede Art von Träumen wird zuweilen gewarnt. Der Dichter der lateinischen Legende von Judas Scariotes knüpft an die Erzählung des Traumes der Cyboräa, der Mutter des Judas, folgende Betrachtung: *Somnia sunt varia, nisi quæ dat vera sophia Cum monitis justis, patribus velut ante vetustis; Cætera qui curant, sub sollicitudine durant* Poésies pop. lat. du moyen âge par M. Edélestand du Meril, Paris 1847, S. 328. Übrigens vermag sich auch Mentz der Wahrheit der soeben entwickelten Thatsachen nicht ganz zu verschliefsen, wie aus seinen Bemerkungen S. 75—76 hervorgeht; in desto bedenklicherem Lichte erscheint dann aber seine S. 16 gethane, hier soeben widerlegte Äufserung.

Die Ausführungen in dem Abschnitte über die Personen, welche träumen, S. 18 ff., scheinen mir dringend der Berichtigung zu bedürfen. Ob es zulässig ist, in den Träumen lediglich eine Auszeichnung, die Gott damit gewissen Personen erweist, zu erblicken — abgesehen höchstens von Karl dem Grofsen, der ja auch sonst, ohne dafs direkt von Träumen die Rede ist, in seinen Entschlüssen von Engeln beraten ist, vgl. Rol. 2319, 2452, oder als unter ihrem Schutze stehend gedacht wird, eb. 2845 ff. —, ob es nicht vielmehr, mit Hinblick auf die nun einmal nicht abzuleugnende Thatsache, dafs auch Heiden wie Brut, Rou und Alexander träu-

Digitized by Google

men, geboten ist, in dem Auftreten der Träume ein rein technisches Hilfsmittel für die Weiterführung des dem Ganzen zu Grunde liegenden Gedankens, also mehr eine dem Dichter bei der Gestaltung seines Stoffes zu gute kommende Handhabe als die Manifestierung einer von Gott inspirierten Seelenbewegung des Träumenden zu sehen, das soll hier nicht näher untersucht werden. Jedenfalls ist die von dem Verfasser gelieferte Erklärung der Thatsache, dafs besonders Frauenrollen mit Träumen bedacht werden, verfehlt. Da sonst immer nur „Helden und Fürsten“ träumen, so soll sich, wie Verfasser S. 22 bemerkt, aus der Häufigkeit der Träume bei Frauen ein Schlufs auf die hohe sociale Stellung der letzteren bei den damaligen Franzosen ergeben. Ganz abgesehen davon, dafs die von Mentz angeführten Frauen meist ebenfalls fürstlichen Kreisen angehören, liegt es doch viel näher, den Grund jener Erscheinung in der zu jener Zeit bereits weit vorgeschrittenen Erkenntnis und Würdigung weiblicher Naturanlage zu suchen. Denn die Entwickelung der hohen socialen Stellung der Frau geht doch gewifs Hand in Hand mit einem allmählich sich steigernden Begreifen der oft geheimnisvoll erscheinenden Kräfte und Regungen der weiblichen Psyche und gipfelt schliefslich in einer Anerkennung, die ihren höchsten Ausdruck in dem Frauenkultus des Mittelalters findet. Die Gepflogenheit der Dichter, nur Fürsten und Frauen Träume zuzuerteilen, ist also kein Beweis für die hohe sociale Stellung der Frau, sondern umgekehrt, aus der in der ahnungsvollen Eigenart weiblichen Wesens begründeten Hinneigung zu Träumen, die eben vielfach dem Einflusse höherer Macht zugeschrieben wurden, kann, unter gleichzeitiger Berücksichtigung anderer Faktoren, ein Verständnis des sittlichen Wertes der Frau und damit ihre höhere Einschätzung innerhalb der menschlichen Gesellschaft geflossen sein. Es scheint mir auch vonnöten, ehe ein endgültiges Urteil über die Wahl der Frau als Trägerin von Träumen abgegeben wird, sich in jedem einzelnen Falle über das Mafs ihrer inneren und äufseren Beteiligung an den durch den Traum dargestellten Ideen oder Ereignissen zu vergewissern, sich zu fragen, ob z. B. nicht der gröfsere Teil von Schuld auf seiten der Isolde liegt und es somit nicht ganz natürlich erscheint, wenn die Vorstellungen ihres sündhaften Verhaltens gerade ihren Schlaf beunruhigen. Auch dafs Bertes Mutter und nicht der Vater durch einen Traum von der an ihrer Tochter verübten Nichtswürdigkeit Kunde erhält, ist mir nach Lage der Dinge nicht auffällig. Wollte der Dichter etwa zeigen, dafs die Anschauung, nach welcher die Mutter als dem Kinde näher stehend gedacht wird als der Vater, auch ihm eigen war? Fast sollte man es glauben, wenn man hinzurechnet, wie oberflächlich im Gedichte Bertes Abschied von Floire abgethan wird (v. 178 und vorher), während der Schmerz der Mutter bei dieser Gelegenheit den vollsten und wärmsten Ausdruck findet. Die ablehnende Haltung, die Floire gegenüber dem nach dem schlimmen Traume durchaus gerechtfertigt erscheinenden Wunsche Blancheflours, mit eigenen Augen sich von dem Geschicke ihres Kindes zu überzeugen, zunächst wenigstens beobachtet (v. 1691), im Verein mit der Wahrnehmung, wie ihn im Augenblick von Blancheflours Abreise eigentlich nur die Sorge um die Etikettenfrage bewegt (v. 1706), mufs, verglichen mit dem Verhalten der ausschliefslich mit der furchtbarsten Seelenangst um das Los des einzigen Kindes erfüllten Mutter, verletzend wirken: alles das läfst aber erkennen, wie innig sich der Dichter gerade das Verhältnis der Mutter zum Kinde gedacht hat; auffallend könnte demnach nur sein, wenn der König den Traum gehabt hätte.

Der Verfasser hat es für angezeigt gehalten, die den Epen gleichzeitige lateinische Litteratur unberücksichtigt zu lassen, da dieselbe fast nur Visionen kennt, mithin wenig streng zum Thema Gehöriges bietet. Ein Blick auf diesen Zweig mittelalterlicher Litteratur hätte immerhin

Digitized by Google

einigen Gewinn abgeworfen; so hätten sich vielleicht für die Erklärung der symbolischen Bedeutung der Tiere mancherlei willkommene Parallelen ergeben. Man vergl. z. B. De Prophetiis Merlini in Galfridi de Monumenta Vita Merlini ed. Fr. Michel et Thomas Wright, Parisiis 1837, S. 64 ff. u. 71 ff. — Tiere spielen auch eine Rolle in den Weissagungen des byzantinischen Kaisers Leo, des Philosophen (886—911), denen Ch. Gidel in den Nouvelles Études sur la Littérature Grecque moderne, Paris 1878, S. 303—312 eine längere Besprechung gewidmet hat. Auch die Geschichtschreibung bietet in derselben Beziehung gewiſs mehr interessante Punkte, als ich augenblicklich anzuführen vermag. Ich denke an die unter höchst eigentümlichen Umständen sich abspielende Vision des Merowingers Childeric, in deren Deutung seine Gattin Basine von dem darin auftretenden Hunde sagt: *en la forme du chien qui est beste lecherresse et de nulle vertu, ne ne peut senz ayde domme, est signifiee la mauuaistie et la paresce de ceulz qui vers la fin du siecle tendront le sceptre et la coronne de ce royaume,* während der Löwe und das Einhorn als *les plus nobles bestes et les plus hardies qui soient* bezeichnet werden; an dem Wolfe und dem Bären wird die Raublust hervorgehoben. Grans Croniques de France . . ., Paris 1837, t. I, S. 27.

Nicht zu unterschätzen ist die Bedeutung des Anhanges, in welchem der Verfasser die in seiner Arbeit gewonnenen Ergebnisse für die Kritik des Textes einiger Chansons de geste zu verwerten trachtet. In besonders eingehender Weise werden die im Rolandsliede stehenden Träume, unter gleichzeitiger Berücksichtigung schon früher von Scholle, Dönges, Graevell und Pakscher gelieferter Beiträge zur Lösung der Frage, auf ihre Echtheit und ihre richtige Stellung innerhalb des Textes hin geprüft. Den im ganzen scharfsinnigen und von fleiſsigem Studium zeugenden Ausführungen des Verfassers, ebenso wie dem über die im Renaut de Montauban, in der Mort Aymeri de Narbonne, im Floovant und im Girbert de Metz stehenden Träume Gesagten wird man indes nur dann zustimmen können, wenn man sich entschlieſst, Mentz' Feststellungen über das Wesen der Träume als für jeden einzelnen Fall bindende, keine Ausnahme zulassende Normen anzuerkennen.

Potsdam. Alfred Risop.

Lady Blennerhassett, geb. Gräfin Leyden: Frau von Staël, ihre Freunde und ihre Bedeutung in Politik und Litteratur. Mit einem Porträt der Frau von Staël. 3 Bände, VIII, 521, 472, 569 S. gr. 8. Berlin, Gebr. Paetel, 1887—89. 32 Mk.

In der Geschichte der groſsen Umwälzungen, die von der Wende des 18. Jahrhunderts anheben, um in dem Wiener Kongreſs ihren Abschluſs zu finden, ist der Name von Neckers hochgebildeter Tochter mehrfach zu nennen, da sie mit den meisten Zeitgröſsen in lebendige Berührung kam. Darum haben die meisten Litterarhistoriker und Essayisten Frankreichs das Bild der Freundin A. W. Schlegels mit Vorliebe gezeichnet und sich mit ihrer litterarischen Bedeutung beschäftigt.

Daſs diese mit der politischen Rolle, welche die schwedische Gesandtin bis etwa 1799 gespielt hat, aufs engste zusammenhängt, ist schon vor Erscheinen des uns vorliegenden wichtigen Werkes erkannt und ausgeführt worden. So hat A. Stevens (Madame de Staël, a Study of her life and times, the first Revolution and the first Empire, London, John Murray, 1881, 2 Bde.) den Vorwurf über sich ergehen lassen müssen, daſs bei dem überaus breit angelegten biographischen Teil die litterarische Seite der Thätigkeit Frau von Staëls viel zu kurz kam und die wichtig-

Digitized by Google

sten Werke nur oberflächlich und schief besprochen wurden; dafs ferner das Quellenmaterial nicht hinreichend gesichtet und die Darstellung stellenweise recht eintönig und unbeholfen war. Somit hatte Lady Blennerhasset eine reiche Nachlese zu halten. Dafs diese im Jubeljahr der gewaltigen Revolution stattfand, giebt ihrem Buche aktuellen Reiz. Die Verfasserin hat nach Stevens nicht allein das für Frau von Staëls Jugendgeschichte ergänzende Buch des Vicomte O. d'Haussonville (Le Salon de M^me^ Necker, Paris 1882, 2 Bde.) zu berücksichtigen nicht unterlassen, sondern alles inzwischen da und dort geförderte Material, namentlich an Briefen von Zeitgenossen sorglich gesammelt und gesichtet, darunter verschiedenes ungedruckte aus den Bibliotheken von Dresden, Upsala, aus dem Privatbesitz des Dr. Reinhart. Bei einzelnen bereits erschienenen Sammlungen, so in Benj. Constants „Journal intime" und in den unter dem Titel „Coppet et Weimar" von dem Verfasser der „Souvenirs de M^me^ Récamier" mitgeteilten Briefen und Erinnerungen, waren aufserdem die unzuverlässigen Datierungen zu prüfen. Dieser Aufgabe hat sich Lady Blennerhasset mit kritischem Scharfblick erfolgreich unterzogen.

Trotz der Überschrift des Buches, welche ja auf ein gewisses räumliches Mifsverhältnis zwischen Politik und Litteratur vorbereitet, dürfte die Verfasserin in den ersten beiden Bänden den allgemeingeschichtlichen und biographischen Ausführungen allzu grofsen Raum zugestanden und demgemäfs die ästhetischen Betrachtungen über Frau von Staëls erste Werke allzu kurz gefafst haben. Im dritten Bande kommt erst die mutige Schriftstellerin, die verfolgte Verfasserin des Buches „De l'Allemagne" zur vollen Geltung.

Der erste Band giebt auf breitester Grundlage die Geschichte der Familie Necker und die Jugendgeschichte Germaine Neckers im Zusammenhang mit der Geistesbewegung des zu Ende gehenden Philosophenjahrhunderts, ohne irgend etwas Unwesentliches, nur nebenbei zum Thema Gehörige aufser acht zu lassen. Der zweite zeigt die schwedische Gesandtin nach Beginn der Emigration als Stern der Pariser Gesellschaft, ihr gastfreies Haus als Sammelpunkt der Führer der Rechten, während im Salon der geistvollen Madame Roland, der Gattin des Notministers, die Männer der Gironde sich aneinander schlossen. Auf die politische Rolle der Frau von Staël legt die Verfasserin gröfseres Gewicht als ihre Vorgänger, und dies mit vollem Recht.

Den entscheidenden Wendepunkt im Leben der Frau von Staël bildet die erzwungene Abreise von Paris und der Aufenthalt in Weimar. Hier setzt der dritte Band des Werkes der Lady Blennerhassett ein. Von den litterarischen Erzeugnissen der Tochter Neckers haben die zwei voraufgehenden Bände nur wenig gesprochen; der letzte hat sich mit den bahnbrechenden Werken der geistigen Vermittlerin zwischen beiden Nachbarvölkern zu beschäftigen, mit dem für ihre schriftstellerische Entwickelung mafsgebenden Aufenthalt in Weimar und Berlin, auf welchen die Zurückgezogenheit auf den Herrschaftssitz von Coppet folgte. Es fehlt mancher Schatten in dem glänzenden Bilde, welches Lady Blennerhassett dem Leser vorführt, ebenso wie in den Bildern, welche Frau von Staël von Deutschland und England bietet (*„De l'Allemagne"* und *„Considérations"*);* aber das Ganze ist voll Leben und Farbe, es sind die kleinsten

* Die bekannte, von der lebhaften Phantasie der Tochter Neckers zeugende Stelle aus *„De l'Allemagne"* über die Verbreitung höherer Bildung im glückseligen Deutschland hat z. B. Lady Blennerhassett sehr rücksichtsvoll gemildert. M^me^ de Staël sagt: „On peut juger par la quantité d'ouvrages qui se vendent à Leipsick combien les livres allemands ont de lecteurs; *les ouvriers de toutes les classes*, les tailleurs de pierre mêmes, se reposent de leurs travaux un livre à la main. On

Digitized by Google

Züge mit gleicher Liebe und Genauigkeit herausgearbeitet wie der breite Hintergrund. Darum wird niemand das gründliche, auf ernsten Studien beruhende Werk der Lady Blennerhassett fruchtlos lesen und wieder lesen. Ein mit gröfster Sorgfalt gefertigtes Register macht dasselbe zudem zu einem stets zur Belehrung bereiten Freund.

Die anmutige und dabei kraftvolle Schreibweise, welche Lady Blennerhassett auszeichnet, ist an einzelnen Stellen durch fremdartige Ausdrücke, namentlich durch Gallicismen beeinträchtigt. Wir erwähnen beispielshalber die durchgehends angewandte falsche Verbindung von „begegnen“ mit dem Accusativ (z. B. II, 205; III, 235, 393 u. ö.; andere unrichtige Verbindung III, 104); ferner Ausdrücke wie: „Im Herbst von 1808“ (III, 252); „durch Geist verstehe ich den Geist der religiösen und politischen Institutionen“ (III, 283), statt unter Geist; ferner: er liefs ihn „aufser acht der Civilisation“ erklären (III, 461); oder die häufige Hervorhebung einzelner Satzglieder durch eine Verdeutschung von *c'est ... que;* die Wiedergabe der bekannten französischen Redensart *nous sommes tous bons enfants* durch „wir sind alle gute Kinder“ (II, 162), — lauter Dinge, die bei der nächsten Auflage sicher verschwinden werden. Die Druckrevision einiger französischer Briefcitate und auch die einzelner Eigennamen (es heifst z. B. regelmäfsig Prosp*ère* de Barante) läfst an einzelnen Stellen zu wünschen übrig. In den bibliographischen Notizen vermifst man eine gleichmäfsige Art des Citierens; häufig fehlt die Angabe von Druckort und Jahr bei Werken, die nicht als allgemein bekannt vorausgesetzt werden können, was bei dem gewaltigen Apparat, über den auf jeder Seite die Verfasserin gewissenhaft Rechenschaft ablegt, den nachforschenden Leser immerhin stören könnte.

Alle diese geringfügigen Äufserlichkeiten thun dem dauernden Werte dieser ersten ausführlichen Biographie der Tochter Neckers nicht den mindesten Eintrag. Dagegen dürfte ein anderer Umstand der Verbreitung des Buches, das in keiner guten Büchersammlung fehlen sollte, sehr hinderlich sein, nämlich der hohe Preis. Dafs die Ausstattung eine vorzügliche ist, vom Bilde der Frau von Staël nach *Gérard* an bis zur letzten Seite des letzten Bandes, dafür steht der Name des Verlegers ein. In Frankreich würde bei mindestens gleicher Ausstattung höchstens 7½ Franken pro Band angesetzt werden, für das ganze Werk also gegen 18 Mark, während im vorliegenden Falle der Preis vom deutschen Verleger auf nahezu das Doppelte festgesetzt wurde. Dadurch wird der Absatz jedenfalls auf ein Minimum herabgemindert: denn wer giebt in Deutschland für ein wissenschaftliches Werk die Summe von 32 Mark aus?

---

ne saurait s'imaginer en France à quel point les lumières sont répandues en Allemagne. *J'ai vu des aubergistes, des commis de barrière, qui connaissaient la littérature française. On trouve jusque dans les villages des professeurs de grec et de latin.* Il n'y a pas de petite ville qui ne renferme une assez bonne bibliothèque etc.“ Den Anfang dieser „Dichtung“ läfst Lady Blennerhassett in ihrer Inhaltsangabe weg; die „Wahrheit“ der Stelle fafst sie in folgende Worte zusammen: „Bei Gastwirten und kleinen Zollbeamten findet man Kenntnis fremder Sprachen und Bücher; die kleinsten Städte besitzen gute Bibliotheken, Dorfschulmeister wissen Griechisch und Latein“ (III, 368). Referent denkt, gerade diese unerhörten Übertreibungen der mit der Regierung Napoleons zerfallenen Frau von Staël hätten hervorgehoben werden sollen, um ihr echt menschliches Bild zu vervollständigen.

Joseph Sarrazin.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

Conrad Rethwisch, Jahresberichte über das höhere Schulwesen. 3. Jahrgang (1888). (Berlin, Gaertner, 1889.) A 100, B 474 S. (Deutsch B 1—55, Französisch 117—146, Englisch 147—160.)

Herm. Paul, Principles of the History of Language. Translated from the Second German Edition by H. A. Strong. (London, Macmillan.) 512 p.

Deutsch.

K. Heinemann, Briefe von Goethes Mutter an die Herzogin Anna Amalia. Neu herausgegeben und erläutert. (Leipzig, Seemann.) XV, 159 S. M. 2,20.

R. Henning, Die deutschen Runendenkmäler. Mit 4 Tafeln u. 20 Holzschnitten. (Strafsburg, Trübner.) VI, 156 S. fol. 25 M.

W. Müller, Briefe der Brüder Jakob und Wilhelm Grimm an Georg Friedrich Benecke aus den Jahren 1808—1829. (Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.) XII, 188 S. 4 M.

F. Sarau, Hartmann von Aue als Lyriker. Hallenser Doktordissertation. 38 S.

Otto Schröder, Vom papiernen Stil. (Berlin.) 93 S.

Englisch.

W. J. Alexander, An Introduction to the Poetry of Robert Browning. (Boston, Ginn.)

Broder Carstens, Shakspere-Primer. Julius Cæsar, The Merchant of Venice, King Richard II, Macbeth, Hamlet in gekürzter Form mit Anmerkungen. (Hamburg, Meifsner.)

Chaucer, The Legend of Good Women ed. by W. Skeat. (Oxford, Clarendon Press.) LIV, 229 S. 6 sh.

Austin Dobson, Fielding. English Men of Letters. (London, Macmillan.) XI, 205 S.

A. Dreyspring, Leichte Aufgaben im Englischen. Naturgemäfser Aufbau der Sprache mit Anschauungsbildern. (Leipzig, Wigand.) 200 S.

G. Dubislav und P. Boek, Elementarbuch der englischen Sprache. (Berlin, Gaertner.) 142 S.

O. Fischer, Zur Charakteristik der Dramen Marlowes. (Leipzig, Fock.) 132 S. M. 1,50.

John Koch, Wissenschaftliche Grammatik der englischen Sprache besonders für die Oberklassen höherer Lehranstalten und zur Einführung

Digitized by Google

in das Universitätsstudium (Foelsing-Koch, Lehrbuch der englischen Sprache III). (Berlin, Goldschmidt.) 468 S.

E. Kölbing, Ipomedon in drei englischen Bearbeitungen. (Breslau, Koebner.) CLXXXI, 484 S. 17 M.

F. Liebermann, Die Heiligen Englands angelsächsisch und lateinisch herausgegeben. (Hannover, Hahn.) XIX, 23 S.

Schmerler, Chips from English Literature. I. Programm d. Realgymn. zu Borna.

Rud. Sonnenburg, Grammatik der englischen Sprache nebst methodischem Übungsbuch. 12. vollständig neu bearbeitete Auflage. (Berlin, Jul. Springer.) 312 S. M. 2,40.

Wilh. Swoboda, Englische Leselehre nach neuer Methode. (Wien, Hölder.) 58 S.

Jul. Zupitza, Alt- und mittelenglisches Übungsbuch u. s. w. Vierte Auflage. (Wien, Braumüller.) 204 S.

Italienisch.

Raff. Cappozoli, Grammatica del dialetto neapolitano. (Napoli, Chiurazzi.) 224 S.

Dante in deutscher Kunst. 27 Tafeln Lichtdruck in Groſs-Folio nach bisher unveröffentlichten Aquarellen und Handzeichnnngen von Begas, Cornelius, Führich etc. aus dem Nachlasse weiland S. M. Königs Johann von Sachsen herausgegeben von Baron G. Locella. (Dresden, Ehlermann.) 30 M.

Französisch.

A. Bourgoin, Les maîtres de la critique au XVII[e] siècle. (Paris, Garnier frères.) 353 p.

Ew. Goerlich, Der burgundische Dialekt im 13. und 14. Jahrhundert. (Heilbronn, Henninger.) 160 S. (Körting-Koschwitz, Franz. Studien VII, 1.)

Ad. Lundehn, Esquisses de l'histoire littéraire de la France au moyen-âge. (Berlin, Friedberg & Mode.) 143 S.

P. J. Möbius, J. J. Rousseaus Krankheitsgeschichte. (Leipzig, Vogel.) VIII, 192 S. 4 M.

Perle, Sammlung geschichtlicher Quellenschriften zur neusprachlichen Lektüre im höheren Unterricht. (Halle, Niemeyer.) (Französische und englische Reden, Memoiren u. ä.)

Digitized by Google

ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITTERATUREN.

BEGRÜNDET VON LUDWIG HERRIG.

HERAUSGEGEBEN

VON

STEPHAN WAETZOLDT UND JULIUS ZUPITZA.

XLIV. JAHRGANG, 84. BAND.

BRAUNSCHWEIG.

DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN.

1890.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis des LXXXIV. Bandes.

Abhandlungen.

Seite

Ein weiteres Bruchstück der Regularis concordia in altenglischer Sprache. Von Julius Zupitza 1

Kritisch-ästhetische Studien über James Thomsons Tragödien. Von Guido Wenzel 25

Entwickelungsgänge in der Sprache Corneilles. Von K. Fahrenberg (Schlufs) 71

Steinhöwel und das Dekameron. Eine syntaktische Untersuchung. (Schlufs.) Von H. Wunderlich 241

Zum Haager Bruchstück. Von G. Gröber 291

Beiträge zur Kenntnis Georg Forsters aus ungedruckten Quellen. Von Albert Leitzmann. I. 369

Chaucer und Innocenz des Dritten Traktat De Contemptu Mundi sive De Miseria Conditionis Humanæ. Von Emil Koeppel 405

Manzonis Graf von Carmagnola und seine Kritiker. Von Otto Speyer 419

Kleine Mitteilungen.

Rede bei Enthüllung des Denkmals Walthers von der Vogelweide zu Bozen am 15. September 1889 gehalten von Karl Weinhold aus Berlin . . 115

Zur Lehre vom englischen Infinitiv. (Julius Zupitza) 117

Zur Geschichte von ne. perhaps. (J. Z.) 122

Zur Geschichte von ne. trade. (J. Z.) 122

Zur Bedeutung von me. schire (= ne. shire). (J. Z.) 123

Zu Beowulf 850. (J. Z.) 124

Ein Unwort. (J. Z.) 125

Zu Anglia XII, 16 ff. (J. Z.) 125

Zu Shakesperes Julius Cæsar I, 1, 24 ff. (J. Z.) 126

Altenglische Miscellen. (A. Napier) 323

Eine weitere Aufzeichnung der Oratio pro peccatis. (Julius Zupitza) . 327

Kardinalzahlen als Multiplicativa im Mittelenglischen. (Julius Zupitza) 329

Eine angebliche Grille. (Julius Zupitza) 329

Digitized by Google

Seite
Sitzungen der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen 127
Jahresbericht der Dresdner Gesellschaft für neuere Philologie. 1889. (Otto Boerner) 331

Mitglieder-Verzeichnis der Berliner Gesellschaft f. d. Studium d. n. Sprachen 139

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Lyttkens-Wulff: Compte-rendu sommaire d'une transcription phonétique offert aux membres du VIII[e] Congrès des Orientalistes. (G. Michaelis) . 145
Otto Jespersen: The Articulations of Speech Sounds represented by means of Analphabetic Symbols. (G. Michaelis) 147
Über die Bildung der Begriffe, ein etymologisch-vergleichendes Wörterbuch aus allen Sprachgebieten von Aug. v. Edlinger. (Karl Weinhold) 149
G. Wagner: Streifzüge in das Gebiet der deutschen Sprache. (M. Roediger) 149
Sparren, Späne und Splitter von Sprache, Sprüchen und Spielen aufgelesen im Ahrthal von Dr. P. Joerres. (K. Wd.) 150
Dr. R. Schachinger: Die Kongruenz in der mhd. Sprache. (M. Roediger) 150
Zur Kritik des Kürenbergers. Von J. Hurch. (Karl Weinhold) . . . 152
Zum Rosengarten. Untersuchung des Gedichtes II von Dr. G. Holz. (K. Wd.) 153
Friedrichs d. Gr. Schrift über die deutsche Litteratur. Von Bernhard Suphan. (Hölscher) 153
Die Erklärung deutscher Schriftwerke in den oberen Klassen höherer Lehranstalten. Von Dr. Paul Goldscheider. (Fr. Bachmann) 154
Entwürfe zu deutschen Aufsätzen und mündlichen Besprechungen für die Sekunda von Dr. R. Paukstadt. (Fr. Bachmann) 158
Grammatik der englischen Sprache für obere Klassen höherer Lehranstalten von Immanuel Schmidt. (G. Völckerling) 161
Engl. Lesebuch für höhere Lehranstalten von Prof. Dr. O. Ritter. (R. Palm) 162
Shakspere Primer, in gekürzter Form mit Anmerkungen herausgegeben von Dr. Broder Carstens. (G. Völckerling) 163
Jacob Thomson, ein vergessener Dichter des achtzehnten Jahrhunderts von Dr. G. Schmeding. (J. Zupitza) 164
Original English as written by our Little Ones at School. By Henry J. Barker. (J. Zupitza) 165
Robert Elsmere. By Mrs. Humphry Ward. — John Ward, Preacher. By Margaret Deland. — We Two. A Novel by Edna Lyall. (J. Zupitza) 187
The County. A Novel. (J. Zupitza) 191
The Master of Ballantrae. A Winter's Tale. By R. L. Stevenson. (J. Zupitza) 192
The Day will come. A Novel by M. E. Braddon. (J. Zupitza) 194
Young Mr. Ainslie's Courtship. By F. C. Philips. (J. Zupitza). . . . 195
French and English. A Comparison by Philip Gilbert Hamerton. (J. Zupitza) 196
For One and the World. A Novel. By M. Betham-Edwards. (J. Zupitza) 196
Praktischer Lehrgang zur schnellen und leichten Erlernung der dänischen Sprache. Von E. Funk. (Chr. Rauch) 197
Henrik Ibsen von Henrik Jäger, deutsch von H. Zschalig. (R. Mahrenholtz) 197

Digitized by Google

Seite

Grundriß der Geschichte der französischen Litteratur von ihren Anfängen bis zur Gegenwart. Von Dr. Heinrich P. Junker. (S. Waetzoldt) 198

Geschichte der französischen Nationallitteratur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit. Von Fr. Kreyßig. (R. Mahrenholtz) 200

Franz. Grammatik für den Schulgebrauch von Dr. G. Lücking. (Fr. Bachmann) 202

Le Français Parlé. Morceaux choisis à l'usage des étrangers avec la prononciation figurée par Paul Passy. (Fr. Speyer) 205

Neue französische Grammatik für den Kaufmann und für Gewerbtreibende. Von M. E. Mey und Prof. Dr. Rud. Thum. (Otto Kabisch) . . . 207

Die Aussprache des französischen unbetonten e im Wortauslaut. Von Dr. Adolf Mende. (Fr. Speyer) 209

Französisches Lesebuch für Real- oder Mittelschulen und ähnliche Anstalten. Herausgegeben von H. Breitinger und J. Fuchs. (Otto Kabisch) . 212

Album poétique, dédié à la première jeunesse par Marie Meyer (M. Senz). (Fr. Bachmann) 214

A. Ehrhard: Molière en Allemagne, le Théâtre et la Critique. (R. Mahrenholtz) 216

Victor Duruy: Histoire de France de 1789 à 1795. (Fr. Bachmann) . 217

Studj di filologia romanza pubblicati da Ernesto Monaci. (C. Appel) . . 218

Francesco Zambaldi: Vocabolario etimologico italiano. (A. Tobler) . . 218

Italienische Bibliothek. Herausgegeben von Prof. Dr. J. Ulrich. (A. Tobler) 220

Eighth Annual Report of the Dante Society. (A. Tobler) 223

La storia di Apollonio di Tiro, versione tosco-veneziana della metà del sec. XIV edita da Carlo Salvioni. (A. Tobler) 224

Die Frau als Schlange. Ein tragikomisches Märchen in drei Aufzügen von Carlo Gozzi. (A. Tobler) 225

Programmschau. (Ludwig Hölscher) 226

Geschichte der deutschen Litteratur von Dr. Ferd. Schultz. (C. Th. Michaelis) 339

Nibelungen und Kudrun in Auswahl und mittelhochdeutsche Grammatik mit kurzem Wörterbuch von Dr. W. Golther. (Otto Wächter) . . . 341

Die deutsche Bibelübersetzung des Mittelalters dargestellt von Wilhelm Walther. Erster Teil. Der erste Übersetzerkreis. (K. Weinhold) . 341

Dr. E. Wilke, Einführung in die englische Sprache. (R. Palm) 343

L. Sevin, Elementarbuch der englischen Sprache (nach der analytischen Methode bearbeitet). Teil II. (R. Palm) 344

The English Pronunciation von Dr. M. Maaſs. (R. Palm) 346

Wilh. Swoboda, Englische Leselehre nach neuer Methode. (R. Palm) . . 346

English Letters. Collected for the Use of Schools by Dr. Günther. (Julius Zupitza) 348

Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Von William James. Vollständig neu bearbeitet von C. Stoffel. (Julius Zupitza) . . . 351

How the wyse man taught hys sone. In drei Texten herausgegeben von Rudolf Fischer. (Julius Zupitza) 353

Trentalle Sancti Gregorii, eine mittelenglische Legende. In zwei Texten herausgegeben von Albert Kaufmann. (Julius Zupitza) 354

Über das Fehlen des Auftaktes in Chaucers heroischem Verse. Von Markus Freudenberger. (Julius Zupitza) 356

Digitized by Google

Seite
Die Historia Septem Sapientum nach der Innsbrucker Handschrift vom Jahre 1342. Nebst einer Untersuchung über die Quelle der Seuin Seages des Johne Rolland von Dalkeith. Von Georg Buchner. (Julius Zupitza) 356
Marlowes Werke. Historisch-kritische Ausgabe von Hermann Breymann und Albrecht Wagner. II. Doctor Faustus herausgegeben von Hermann Breymann. (Julius Zupitza) 357
Marlowes Werke. Historisch-kritische Ausgabe von Hermann Breymann und Albrecht Wagner. III. The Iew of Malta herausgegeben von Albrecht Wagner. (Julius Zupitza) 358
Percy's Reliques of Ancient English Poetry nach der ersten Ausgabe von 1765 mit den Varianten der späteren Originalausgaben herausgegeben und mit Einleitung, Anmerkungen und den erhaltenen Singweisen versehen von M. M. A. Schröer. (J. Z.) 359
Programmschau. (L. Hölscher) 360
Englische Parlamentsreden zur französischen Revolution, herausgegeben und erklärt von Dr. Perle. (G. Völckerling) 439
Campbell, Gertrude of Wyoming. A Pennsylvanian Tale. Edited with Introduction and Notes by H. Macaulay Fitzgibbon. (Julius Zupitza) 440
The Sketchbook von Washington Irving. Erster Band. (G. Völckerling) 441
The Bell of St. Paul's by Walter Besant. (Julius Zupitza) 442
Blind Justice and "Who, being Dead, yet speaketh". By Helen Mathers (Mrs. Henry Reeves). (Julius Zupitza) 444
Mount Eden: A Romance. By Florence Marryat. (Julius Zupitza). . 445
Pio Rajna, Le Corti d'Amore. (A. T.) 446
H. A. Schoetensack, Französisch-etymologisches Wörterbuch. Erste und zweite Abteilung. (A. T.) 447
Dr. O. Ulbrich: 1) Elementarbuch der französischen Sprache für höhere Lehranstalten. 2) Schulgrammatik der französischen Sprache für höhere Lehranstalten. 3) Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Französische für die mittleren und oberen Klassen höherer Lehranstalten. (Fr. Bachmann) 447
Lehr- und Lesebuch der französischen Sprache von Dr. Eugen Wolter (Fr. Bachmann) 449
Französisches Lesebuch. Erster Teil, für Quarta, Unter- und Obertertia der Gymnasien u. s. w. Mit einem Wörterbuch. Von Dr. Karl Meurer. (Fr. Bachmann). 450
Französisches Lesebuch für die unteren und mittleren Klassen der Gymnasien und höheren Bürgerschulen. Mit einem ausführlichen erklärenden Wörterbuche von Dr. L. Süpfle. (Fr. Bachmann) 451
R. Wilcke, Materialien zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Französische. (Ad. Müller) 451
Französische Briefe, zum Rückübersetzen aus dem Deutschen ins Französische bearbeitet von H. Breitinger. (Fr. Bachmann) 453
Dr. Emil Seelmann, Bibliographie des altfranzösischen Rolandsliedes mit Berücksichtigung nahestehender Sprach- und Litteraturdenkmale. (Alfred Schulze) 453

Digitized by Google

Seite

Aucassin und Nicolete. Neu nach der Handschrift mit Paradigmen und Glossar von Hermann Suchier. (Alfred Schulze) 455
A. Tobler, Predigten des h. Bernhard in altfranzös. Übertragung. (Alfred Schulze) 456
Li tornoiemenz Antecrit von Huon de Mery nach den Handschriften zu Paris, London und Oxford neu herausgegeben von Georg Wimmer. (Alfred Schulze) 456
Arnold Krause, Bemerkungen zu den Gedichten des Baudouin und des Jean de Condé. (Adolf Tobler) 458
Les Précieuses ridicules von Molière. Für den Schulgebrauch erklärt von Dr. P. Goldschmidt. (Fr. Bischoff) 461
Lamé-Fleury, Histoire de la découverte de l'Amérique, im Auszug herausgegeben und erklärt von Max Schmidt. (Joseph Sarrazin) . . . 462
Charles Marelle, Affenschwanz etc. Variantes orales de Contes populaires français et étrangers. (Joseph Sarrazin) 463
H. Sabersky, Zur provençalischen Lautlehre (Parasitisches *i* und die damit zusammenhängenden Erscheinungen). (Oscar Schultz) 464
E. Cnyrim, Sprichwörter, sprichwörtliche Redensarten und Sentenzen bei den provençalischen Lyrikern. (Oscar Schultz) 464
H. Schindler, Die Kreuzzüge in der altprovençalischen und mittelhochdeutschen Lyrik. (Oscar Schultz) 465
L'Alighieri Rivista di cose dantesche diretta da F. Pasqualigo. (H. Buchholtz) 466
Pierre de Nolhac, Manuscrits à miniatures de la Bibliothèque de Pétrarque. (C. Appel) 469
Paul Heyse: Italienische Dichter seit der Mitte des 18. Jahrh. (E. Pariselle) 471
Dr. Adolf Keller, Altspanisches Lesebuch mit Grammatik und Glossar. (A. T.) 471
G. C. Kordgien, Logares selectos dos Classicos Portuguezes e Brasileiros. Portugiesisches Lesebuch mit Anmerkungen. (A. T.) 473
H. Klinghardt, Ein Jahr Erfahrungen mit der neuen Methode. Bericht über den Unterricht mit einer englischen Anfängerklasse im Schuljahre 1887/88. Zugleich eine Anleitung für jüngere Fachgenossen. (Ad. Müller) 473
Bemerkungen über das Studium der deutschen Philologie und die Prüfungsordnung für das höhere Lehramt. Aus einem Vortrage des Dr. phil. P. Machule. (S. W.) 475

Verzeichnis der vom 1. Januar bis zum 18. Februar 1890 bei der Redaktion eingelaufenen Bücher und Zeitschriften 238
Verzeichnis der von Mitte Februar bis Ende März d. J. bei der Redaktion eingelaufenen Bücher und Zeitschriften 365
Verzeichnis der von Anfang April bis zum 19. Mai 1890 bei der Redaktion eingelaufenen Bücher und Zeitschriften 476

Digitized by Google

Ein

weiteres Bruchstück der Regularis concordia

in altenglischer Sprache.

In der Handschrift des Corpus Christi College zu Cambridge, welche uns u. a. einen beträchtlichen Teil der altenglischen Bearbeitung der Historia Apollonii Tyrii erhalten hat (Nr. 201 *nach der jetzigen Bezeichnung, S.* 18 *nach der früheren), steht an erster Stelle auf S.* 1—7 *nach der Beschreibung Wanleys p.* 137 Pars libri cuiusdam, ut videtur, *ritualis* de diversis diebus festis in usum cuiusdam monasterii. *Der ursprüngliche Schreiber liefs fast die ganze erste Seite leer, indem er nur unten drei Zeilen daraufsetzte: ebenso ist der für das Bruchstück nicht gebrauchte Raum der S.* 7 *unbeschrieben geblieben.*

Es ist, soviel mir bekannt ist, bisher noch nicht bemerkt worden, dafs wir in diesem hier zum ersten Male gedruckten Denkmal die Übersetzung eines Abschnittes der Regularis concordia haben, die früher allgemein Dunstan, neuerdings von Stubbs (Memorials of St. Dunstan p. CIX f.) dem Abte Ælfric, mit mehr Recht aber von Ebert (Allgemeine Geschichte der Litteratur des Mittelalters im Abendlande III, 506) *und Breck (Fragment of Ælfric's Translation of Æđelwold's De Consuetudine Monachorum p.* 8) *dem Bischof Æđelwold zugeschrieben worden ist. Das Original findet sich handschriftlich mit einer altenglischen Interlinearversion im British Museum (Tib. A III, fol.* 3 *ff.) und gedruckt in Clem. Reyneri Apostolatus Benedictinorum in Anglia (Duaci* 1626) *p.* 77 *ff. und hieraus in den neueren Ausgaben von Dugdales Monasticon anglicanum (in der von* 1846 *edd. Caley, Ellis und Bandinell I, p. XXVII ff.) und in Mignes Patrologia latina*

Digitized by Google

(CXXXVII, p. 475 ff.). Eine Ausgabe mit den Glossen ist von W. S. Logeman zu erwarten (s. H. Logeman, The Rule of S. Benet p. XXI): Proben der Interlinearversion geben J. Selden in den Notæ et Spicilegium ad Eadmerum p. 145 ff., Th. Wright in der Biographia britannica litteraria I, 459 f. und E. Breck a. a. O. p. 17 ff.

Für meinen Abdruck des uns hier allein angehenden Abschnittes des Originals habe ich aufser den Texten in der letzten Ausgabe von Dugdales Werk und bei Migne, auf welche durch D und M hingewiesen wird, noch eine Vergleichung des Manuskriptes benutzen können, welche ich der Liebenswürdigkeit meines Kollegen Schipper verdanke. Bei der Übersetzung habe ich den Gebrauch grofser und kleiner Buchstaben und ebenso die Worttrennung geregelt und Interpunktion nach den jetzt üblichen Grundsätzen eingeführt; aufgelöste Abkürzungen sind durch andere Typen bezeichnet; die mitunter über lateinische Citate gesetzten Neumen habe ich weggelassen: über anderweitige Abweichungen von der Überlieferung geben die Anmerkungen Auskunft. Die senkrechten Striche bezeichnen Schlufs der handschriftlichen Zeilen, die ich fortlaufend gezählt habe.

ON þone palmsunnandæg, for þy þe seo *pro*cessio þæs | dæges længre is, þonn*e* seo, þe mon on claustre ælce | sunnandæge deð. for þi þonn*e*, þa hwile þe mon singð þa[1] | *(p.* 2) morgenmæssan, se mæssepreost, þe þæs altares þenunge | on þære wucan healdan sceal, begange þa mynstres hus *and* mid | haligwætere besprenge. æfter geendunge þære mæssan | sy seo mare *pro*cessio, þ*æt* is þære maran

[1] þa *sehr verblafst.*

(fol. 15*v, p.* XXXVI *D,* 439 *M)* Dominica die palmarum, quia
maior restat processio agenda, illa, quæ solet in claustro agi, interim,
dum matutinalis missa canitur, agatur a sacerdote tantum conper-
6 sionem et benedictionem agente. finita illa missa agatur illa[a] maior

[a] *das zweite* illa *fehlt D.*

4. morgenmæsse *fehlt bei Bosworth-Toller* 697 *b.*

Digitized by Google

halgunge forðgang; | *þæt* is þonne on þas wisan: gan hy ærest þinga swiglunga mid | dihlu*m* sealmsange bysige[2] to þære cyrican, þe þa palmtwiga | on gegaderode synd,[3] *and,* gif beon mæg *and* gewydera *þæt* geþafiað, | syn hi ealle mid alban[4] gescrydde *and* on þa*m* gange, ealswa hit | on ælcu*m* gebyreð, healdan heora endebyrdnesse. þonne | hi þider cumaþ, singan heora gebed þæs halgan fultu*m* bidden de, þe seo cyrice forehalig ís, þe hy to gað. geendedu*m* gebede | ræde[5] se diacon þis godspel,[6] *Turba multa,* oþ hit cume | to þisse endunge, *Ecce, mundus totus post eum abiit.* æfter þissu*m* syn þa palmtwiga gebletsode *and* æft*er* þære bletsunge | mid halgu*m* wætere besprengde[7] *and* mid recelse besmocode. æft*er*

[2] bysigige *Hs.* [3] synd *von derselben Hand über unterpunktiertem* wæron. [4] l *in* alban *aus* b. [5] *vor* ræde *vier Buchstaben* (bede?) *radiert.* [6] godspæl *ursprünglich, aber ein Punkt unter dem ersten Teil von* æ. [7] besprenge *Hs.*

processio, in qua, sicut in priori diximus agendum, ita agatur; id est,
ut ad illam ecclesiam, ubi palmæ sunt, sub silentio ordinatim eant
dediti psalmodiæ omnes, si fieri potest et aura[b] permiserit, albis induti.
quo cum peruenerint, agant orationem ipsius sancti implorantes auxilii 12
intercessionem, cui ecclesia dedicata est. finita oratione a diacono 14
legatur euangelium *Turba multa* usque *Mundus totus post ipsum*
abiit. quod sequatur benedictio palmarum; post benedictionem asper- 16
gantur benedicta aqua et thus crémetur. dehinc pueris inchoantibus 17

[b] hora *M.*

8. *Die vom Übersetzer weggelassene Bemerkung* Sicut in priori diximus agendum *bezieht sich auf eine Stelle bei Dugdale p.* XXXV: In purificatione sanctæ Mariæ sint cerei ordinati in ecclesia, ad quam fratres ire debent, ut inde petant luminaria. euntes autem silenter incedant psalmodiæ dediti et omnes albis induti, si fieri potest uel aeris permiserit temperies *u. s. w.* — swiglunga 'sub silentio', *ebenso* 110 *ohne ein entsprechendes Wort im Lateinischen, ferner* 105 swiglunge *und* 89. 91. 99 swilunge 'silenter': *bei Bosworth* 372*a und Ettmüller* 763 *fehlt dieses ein Verbum* *swiglian *und ein Adjektiv* *swigol *voraussetzende Wort.* — 9. *Ich habe* bysige *statt des überlieferten* bysigige *geschrieben, da es nicht wahrscheinlich ist, daſs man, da schon* bysig *als Adjektiv vorhanden war, von dem Substantiv* bysigu *ein weiteres Adjektiv* bysigig *abgeleitet hat, während eine Dittographie des Schreibers, wie ich sie hier annehme, Z.* 15 *von ihm selbst gebessert ist.* — 11. alban; *vgl. Z.* 172. *Das Wort fehlt bei Bosworth-Toller* 33*b; vgl. aber Ælfrics Glossar* 314, 11 'alba' albe. — 14. *Bosworth* 115*c giebt ohne Beleg* fore-halig 'particularly holy, dedicated' *u. s. w.; Bosworth-Toller* 306*b fehlt das Wort, aber* 305*a wird unter* fôre *(st.* fore) *aus den Gesetzen Th.* I, 178, 3, 12 *angeführt* On þone drihten, þê þes hâligdôm is forehâlig (fôre hâlig *geschrieben).* — 15. Turba multa *Joh.* 12, 12. — 16. Ecce, mundus totus *u. s. w. Joh.* 12, 19. — 18. besmocian *fehlt bei Bosworth-Toller* 92*a oder* 105*a.*

Digitized by Google

þysum þam[8] cildon þisne antifen beginnendum, *Pueri* | *Hebreorum*, syn þa palmtwiga todælede, *and* swa þa lengran | antifenas singende gan to þære heafodcyrican *and* ætforan | þære dura geanbidigen,[9] oþ *þæt* þa cild, þe þider forđ eodan, singan | *Gloria, laus* mid þa*m* fersu*m* eallu*m*, þe þær to gebyriađ[10]: æt ælces | ferses ende eal *þæt* wered þær ute, ealswa hit þeaw ís, *and*swarigen *Gloria, laus*. þa*m* geendedu*m* syn þære cyrican dura geopenade þa*m*[11] | sangere þisne reps beginnende[11], *Ingrediente*[12] domi*no*. in

[8] þa *Hs.* [9] *Das erste* g *zeigt ausnahmsweise fränkische Gestalt.* [10] gebyred *Hs.* [11] *so Hs.* [12] *das* g *hat fränkische Gestalt.*

antiphonas *Pueri Hebreorum* distribuantur ipse palme, et sic maioribus antipho*(fol.* 16 *r)*nis initiatis egrediantur: uenientes ante ææcclesiam subsistant[c], donec pueri, qui præcesserunt, decantent *Gloria, laus* cum uersibus omnibus, sicut mos est, *Gloria, laus*[d] respondentibus. quibus finitis incipiente cantore responsorium *Ingrediente domino*[e]

[c] subsistant *DM*, subsistat *Hs.* [d] Laus et gloria *DM.* [e] ingr. dom. resp. *Hs., verbessert DM.*

---

19. þisne antifen; *vgl.* 21 *und* 127 antifenas *und Pogatscher, Zur Lautlehre der Lehnwörter im Ae. S.* 157, *Anm.* 2. *Auch an den anderen Stellen, an welchen das Wort in unserem Denkmal vorkommt* (43. 103), *zeigt es in der zweiten Silbe* i; *ebenso Z.* 38 antifenere: *aus diesem* i *ist wohl das gewöhnliche* e *erst entstanden und dieses daher schwerlich mit Pogatscher als lang anzusetzen.* — Pueri Hebreorum: *s. Liber agendorum secundum antiquum usum metropolitanæ salisburgensis ecclesiæ, pars secunda (Dilingæ, excudebat Sebaldus Mayer,* 1572) 127 *f.:* Antiph. Pueri Hebræorum uestimenta prosternebant in uia et clamabant dicentes. Chorus. Osanna filio Dauid: benedictus, qui uenit in nomine domini. Antiph. Pueri Hebræorum tollentes ramos oliuarum obuiauerunt domino clamantes et dicentes. Chorus. Osanna in excelsis. *Der Übersetzer hat mit Unrecht* þisne antifen *statt* þas antifenas *gesetzt.* — 20. þâ lengran antifenas = maioribus antiphonis; *vgl. Lib. agend. p. sec.* 110 *ff. Hier steht zunächst eine lange Antiphone:* Cum appropinquaret dominus Ierosolimam, misit duos ex discipulis suis dicens *u. s. w. Am Schlufs heifst es:* Si processio longa esset ita, quod præsens antiphona non sufficeret, imponantur et continuentur sequentes antiphonæ, donec perueniatur usque ad supradictum locum. *Es folgen dann drei Antiphonen mit den Anfängen* Cum audisset populus, quia Iesus uenit Ierosolimam *u. s. w.*, Cœperunt omnes turbæ descendentium laudare deum *u. s. w.*, Turba multa, quæ conuenerat ad diem festum *u. s. w.* — 23. Gloria, laus: *s. Lib. agend. p. sec.* 132 *ff.* Gloria, laus et honor tibi sit, rex Christe redemptor: cui puerile decus prompsit osanna pium. *Es folgen dann noch fünf weitere, als* uersus *bezeichnete Distichen, hinter deren jedem entweder der Pentameter oder der Hexameter des ersten wiederholt wird (sowohl der Pentameter als auch der Hexameter nach dem letzten). Aufserdem heifst es aber* Respondente choro *Gloria, laus,* et ita repetatur a principio per omnes uersus. — 26. Ingrediente domino: *s. Lib. agend. p. sec.* 136 *f.* Ingrediente domino in sanctam ciuitatem Hebræorum pueri resurrectionem uitæ pro-

Digitized by Google

gangende healdan heora palmtwiga on handa, eallswá we widforan | cwædon be þa*m* candelan, oþ þ*æt* man æft*er* þa*m* godspelle þone offerendan | singe *and* æfter þære offrunge þa*m* sacerde þa selfan palmtwiga | offrige. on þa*m* selfan dæge to da*m* passionem, þ*æt* is ures | drihtnes þrowung, sy gecweden *Domin*us *uobiscu*m fra*m* þa*m* diacone, | ac ne sy þeah geandswarod *Gloria*[13] *tibi, domine.* þisu*m* gelice sy þis | gehealden on þa*m* oðru*m* dagu*m*, buton parasceue, þ*æt* is gear|cunge dæge, þe we nemnad þone langan frigedæg: on þa*m* ne sceal | beon gecweden nador ne *Dominus uobiscum* ne *Gloria tibi, domine.* |

ON cena d*omi*ni, þ*æt* is on drihtenes gereorde, þe we hatad | þone þunresdæg[14] ǽr eastran, sy uhtsang gesungen, | be þa*m* þe se antifenere tæce. on sumra æfæstra[15] manna | cyrican gewislice we onfundon hwæthwara, þ*æt* to micelre | sauwla anbryrdnesse *and* to

[13] *das* g *hat fränkische Gestalt.* [14] *das* d *auf Rasur.* [15] sumre æfessrtan *Hs.*

aperiantur portæ. ingressi finito responsorio agant, sicut supra dictum est, et teneant palmas in manibus, usque dum offertorium canetur,
et eas post oblationem offerant sacerdoti. ea die ad passionem dici- 30
tur *Dominus uobiscum,* sed *Gloria tibi, domine* non respondetur. similiter et in reliquis (490 *M)* passionibus excepta parasceuæ passione, ubi neutrum dicatur, nec *Dominus uobiscum* nec *Gloria tibi, domine.*

Quinta[f] feria, quæ et cena domini dicitur, nocturnale officium 36
agatur, secundum quod in antiphonario[g] habetur. comperimus etiam 38
in quorundam religiosorum æcclesiis quiddam fieri, quod ad anima-

[f] Quinta *DM,* :uanta *(ein Buchst. ausradiert) Hs.* [g] antiphonio *M.*

---

nuntiantes cum ramis palmarum 'Osanna' clamabant 'in excelsis'. Versus. Cumque audissent, quia Iesus uenit Ierosolymam, exierunt obuiam ei cum ramis. — 27 *f.* eallswâ wê widforan cwædon be þâm candelan = sicut supra dictum est. *Etwas hinter der zu Z.* 8 *angeführten Stelle wird für die Messe am Tage Mariä Reinigung die Vorschrift gegeben:* Teneant luminaria in manibus, donec post oblationem ea sacerdoti offerant. — 28. offerenda *fehlt bei Bosworth-Toller* 739*b; vgl. aber z. B. auch Thorpe, Ancient Laws and Institutes* II, 358 On þone êasteræfen ne sŷ gesungen æt þære mæssan offerenda. — 38. be þǽm þe se antifenere tǽce = secundum quod in antiphonario habetur; *vgl. z. B. Antiphonarium secundum breuiarium romanum (Gratianopoli,* 1724) *p.* 67 *ff. Übrigens fehlt* antifenere *bei Bosworth-Toller p.* 46*a.* — 39. hwæthwâra *fehlt bei Bosworth-Toller p.* 571, *obwohl im alten Bosworth* 196*a unter* hwæt *(freilich ohne Beleg) und daher auch bei Ettmüller* 509 hwæthwara 'somewhere' *(Ettmüller* 'alicubi') *steht. Unsere Stelle ergiebt ebenso wie die von Schröer aus*

Digitized by Google

getacnunge[16] gastlices þinges | weorđ begunnen; þ*æt* is, þ*æt* æfter þære geendunge ealles | þæs sanges, þe mon to þære nihte singþ, *and* æfter ge endunge þæs antifenes, þe mon on ende be þan halgan godspelle singþ, ácwuncenu*m*[17] eallu*m* leohtu*m* gan twa cild *(p.* 3) welgestemnede *and* to þa*m* foresceawode to þan suđportice mid ge dremu*m* swege singan hludre stefne *Kyrielejson, and* gelice þa ođre twa on þa*m* norđportice singen þus *and*swariende, *Christelejson,* | *and* on þæ*m* westheowage syn twegen on maran ylde, þe þis singen, | *Domine, miserere nobis.* þisu*m* geendedu*m* *ánd*swarige[18] eal chor | *Christus dominus factus est obediens usque ad mortem.* edniwan þa cild on | þa*m* suđportice þ*æt* selfe, þ*æt* we ær cwædon, geedlæstan *and* | þa ođre ealle éac swá, ealswá hit gecweden is. *and* æt þære þriddan | geendunge ealle endemes to cneowgebedu*m* feallan *and* mid | dihlu*m* gebedu*m* gewunelice mid micelre ánbryrdnesse him to Criste geærendian *and* ealle endemes mid tacne þæs | ealdres arisen.

[16] ge eacnunge *Hs.* [17] *das erste* n *von derselben Hand über der Zeile.* [18] *Akut hinter der Abkürzung für* and.

rum compunctionem spiritualis rei indicium[h] exorsum[i] est, uidelicet ut peracto, quicquid ad cantilenam illius noctis pertinet, euangeliique antiphona finita nihilque iam cereorum luminis remanente sint duo ad hoc idem destinati pueri in dextera parte chori, qui sonora psallant uoce *Kyrie eleyson,* duoque in sinistra parte similiter, qui respondeant *Christe eleyson,* nec non et in occidentali parte duo, qui
49 dicant *Domine, miserere nobis.* quibus peractis respondeat simul omnis
50 chorus *Christus dominus factus est obediens usque ad mortem.* demum pueri dexterioris chori repetant, quæ supra, eodem modo, quo supra, usquequo chorus finiat, quæ supra; idemque tertio repetant eodem
52 ordine. quibus tertio finitis agant tacitas genu flexo more solito

[h] indicium *DM,* iudicium *Hs.* [i] exortum *M.*

---

der ae. Übersetzung der Benediktinerregel zusammengestellten Belege die Bedeutung 'etwas'. — 40. *Daſs* getacnunge *zu lesen ist, lehrt besonders Z.* 133. — 45. welgestemned *'mit guter Stimme' fehlt bei Bosworth* 448*b und Ettmüller* 728. — sûđportic *(vgl. auch Z.* 51) *fehlt bei Bosworth* 365*b und Ettmüller* 653, *doch wird es in dem noch ausstehenden Hefte von Bosworth-Toller zu finden sein, da darauf unter* portic *verwiesen wird.* — 48. westheowag 'occidentalis pars' *fehlt in den Wörterbüchern: man denkt an* wâg *'Mauer', aber was ist* heo *oder* hêo? — 50. Christus *u. s. w.: vgl. Philipper* 2, 8. — 51. geedlǽstan *fehlt bei Bosworth-Toller* 388*a.* — 53. cneówgebed *bei Bosworth-Toller* 162*b nachzutragen: zwei Belege giebt Aſsmann im Glossar zu den von ihm herausgegebenen Homilien und Heiligenleben.*

Digitized by Google

þeos[19] endebyrdnes sy on áne wisan | gehealden o[20] þa*m* þrim swiguhtan. þes gewuna[21] þisse cyric lican anbryrdnesse, þæs þe ic wene, fram rihtgelyfedu*m* | mannu*m* for þi wearđ aredod *and* to gewunan geset, þ*æt* se micla | hoga þara þystra, þe þisne þrydæledón middangeard ures drihtnes þrowung*e* mid ungewunelicu*m* ege | þearle swiđe bregde, gewislice getacnod wære *and* eac swylce | se frofer þære apostolican bodunge, þe geond ealne middan geard bodude urne driht*en* for ealles mancynnes hæle | his fæder hyrsu*m*ne ođ deađes þrowung*e*, hluttorlice | þurh þas tacnunge wære ónwrigen. þis we þonne | eornostlice on þissa boca munucþeawe to þy gesetton: | gif hit hwa*m* gelicađ, þ*æt* he mid estfulnesse þisne gewunan | to anbryrdnysse healdan wile, hæbbe gewriten, hu he | hit don scyle *and* ođre gelæran, þe on þam ne synd getogene; | se þe hit þonn*e* don nele, ne sy he to þan geneadod, | þ*æt* he hit do, buton him selfon þe bet licie. |

[19] þeor *Hs.* [20] o *Hs. für älteres* on. [21] þæs gewunan *Hs.*

preces. qui ordo trium noctium uniformiter teneatur ab illis. 56
(fol. 16 *v)* qui, ut reor, ecclesiasticæ compunctionis[l] usus a catholicis 57
ideo repertus est, ut tenebrarum terror, qui tripertitum[m] mundum dominica passione timore perculit[n] insolito, ac apostolicæ prædicationis consolatio, quæ per[o] uniuersum mundum Christum patri[p] usque ad mortem pro generis humani[q] salute obedientem[r] reuelauerat, manifestissime designetur. hæc ergo inserenda censuimus, ut, si quibus 66
deuotionis gratia complacuerint, habeant in his, unde huius rei ignaros instruant; qui autem noluerint, ad hoc agendum minime compellantur.

[l] compunctionibus *Hs., verb. DM.* [m] tripartitum *DM.* [n] percutit *M.* [o] per *fehlt der Hs.; DM* universo mundo. [p] pati *M.* [q] humanæ *M.* [r] obediente *Hs., verb. DM.*

---

57. swîgûhtan: *auch dieses Wort fehlt in den Wörterbüchern (Bosworth* 372*a und Ettmüller* 763). Swîgûhtan *sind die* ûhtan *der* swîgdagas, *d. h. der drei letzten Tage in der Karwoche; vgl. unten Z.* 80 *und Ælfrics Homilies* I, 218 Circlîce dêawas forbêodad tô secgenne ǽnig spel on þâm þrym swîgdagum, II, 262 Ne môt nân man secgan spell on þâm drim swîgdagum. *Von den Wörterbüchern hat nur das Leosche S.* 49 *diesen Ausdruck, aber ohne Beleg.* — 60. hoga *als M. wurde bisher nur auf Grund der Benediktinerregel (ed. Schröer* 84, 3 *und* 85, 3) *angesetzt* Đǽra ricera manna ege and hoga = diuitum terror. — þrŷdǽled *fehlt in den Wörterbüchern (Bosworth* 513*b.* 515*c, Ettmüller* 615). — 67. munucþêaw *ist in den Wörterbüchern (Bosworth-Toller* 701*b) nachzutragen.*

Digitized by Google

()N đa*m* æft*er*fylgendu*m* dagu*m* þissera nyhta æt nanu*m* | tidsange ne sy gecweden *Deus, in adiutorium meum intende,* | ac forđrihte sy gesungen canonica tidsangas todæledum | sealmu*m* æft*er* heora þeawe *and* æft*er* þa*m* fers [22] *and,* þ*æt* þær æft*er* filigeđ. | on þone fiftan dæg þa selfan angin þara todæledan | sealma [23] syn hludor gesungene, þæt hi fra*m* eallu*m* mægen | beon gehyrede: on þa ylcan wisan sy gesungen ægđer ge æfen | ge nihtsáng *and* na swá hlude on đa*m* oþru*m* swigdagu*m* . *and* on fore sædon nihton, gif uhtsang ær dæge biđ gesungen, | þa gebrođra, gif hy swa willan, hweorfan to heora reste; | se þe for gastlicre gymyne þ*æt* don nelle, wacien hi mid godes | bletsunge *and* mid healicre gymyne heora swigenne [24] heal dænde þ*æt* began, þ*æt* heora sawlu*m* fremige. gewordenu*m* *(p.* 4) mergenne in cena d*omi*ni gesamnian hy to heora pri*m*sange *and* æne mid gedremum [25] swege hlude æft*er* canonica [26] þeawe ge-

[22] ferse *Hs.* [23] þas t. sealmas *Hs.* [24] swigende *Hs.* [25] gedremæn *Hs.* [26] canoca *Hs.*

In quarum noctium sequentibus diebus ad nullam dicitur horam *Deus, in adiutorium meum,* sed in directum capitula canonici cursus dicantur, dehinc uersus et sequentia. in quinta [s] uero feria eadem capitula altius dicuntur, ut ab omnibus audiantur, et uesperæ et completorium; cæteris diebus minime. in supradictis noctibus, si matutinæ ante lucem fuerint (XXXVII *D)* finite, fratres, qui uoluerint, ad suam redeant requiem; qui autem spirituali [t] exercitio noluerint, cum summo uigilantes silentio agant, [u] quod eorum animabus expediat. [x] mane facto in cæna domini conueniant ad primam, qua

[s] quarta *M.* [t] spiritualia *Hs.:* spiritualia exercitia maluerint *DM.* [u] agant *fehlt Hs. und DM.* [x] expedit *DM.*

74. *Die Horen werden meistens, die kleinen immer eröffnet mit dem zweiten Verse des* 69. *Psalms:* Deus, in adiutorium meum intende; domine, ad adiuuandum me festina *(s. Bouterweks Cædmon* CLXXXII *f.* CXCVI *ff.).* — 75. sy *Singular des Verbs bei nachfolgendem pluralischem Subjekt (vgl. Dietrich in Haupts Zeitschrift* X, 332 *f. und* XI, 444 *ff.).* — canonica *ist wohl Gen. Pl. des Substantivs: wenigstens bieten die Lexika* canonic *nur als Subst.; vgl. unten* 87 *und* 107. *Bei dieser Annahme erklärt sich auch* heora *Z.* 76 *am einfachsten.* — 80. swîgdagum: *s. zu Z.* 57. — 83. sê þe ..., ... hî: *in* sê þe *liegt ein pluralischer Begriff, daher wird er durch* hî *aufgenommen; vgl. Anzeiger für deutsches Altertum* I, 119 *und unten Z.* 120 *f.* On ǽnigum wêofode, ôđ þæt hý âþwegene sýn. — 84. *Daſs der Schreiber* swigende *schrieb, daran ist wohl das folgende Wort schuld. Das Fem.* swîgen *fehlt in den Wörterbüchern (Bosworth* 371 *c, Ettmüller* 763), *vgl. aber Ælfrics Homilies* II, 532 Đâm lârêowe sylfum derad hwîlon his swîgen, ac hêo derad symle his underdêoddum, gif him bid sêo heofenlice lâr oftogen.

Digitized by Google

singen | *þæt* mid gewisse, *Deus, in nomine tuo and Beati inmaculati* oþ | *Legem pone, and* swa gecwedenu*m* [27] ferse cneowien [28] *and* swilunge þa | gebeda, þe to þa*m* tidsange gebyriađ, geendian. [29] æft*er* þa*m Pater noster* | swilunge cweđen *Viuet anima mea* et *laudabit te* ođ þæs | sealmes ende *and* æft*er* þa*m Credo in deum, and* on þæm precem, þonne | hy cumen to efnes þan, þær hy heora andetnysse don sculon, se ealdor mid beacne on þære formellan *þæt* getácnige, *and* swa | æfter gewunan heora confessione*m* dón, *þæt* is heora andet nesse. on ođru*m* tidsange gelice þa*m* þa lafe [30] þæs foresædon | sealmes æfter þyssu*m* todale singon: to undêrn sange fra*m Legem* [31] *pone* ođ *Defecit* mid hludre stefne | singen, fers *and, þæt* þær ofer is, swilunge, *and þæt* swa æt æghwylces | tidsanges ende healden; to middægsange fra*m Defecit* ođ *Mirabilia;* to nonsange fra*m Mirabilia* to ende þæs | sealmes. þæs æfensanges ælc sealm sy mid gedremedre [32] | stefne *and* mid ántifene gesungen *and þæt* fers éac swá *and þæt* | godspel, *þæt* ís *Magnificat,* [31] *and* elles séo laf, [33] þe þær ofer | ís, swiglunge. nihtsang sy éac mid gedremu*m* swege | gesungen *and* canonica þeawe æft*er* þa*m* forman sealme | *In te, do*(491 *M*)*mine, speraui .i., and* þær hi*m* to gebyređ

[27] gecwedenu*m* *Hs.* [28] *von derselben Hand aus* cweowien. [29] i *von derselben Hand über der Zeile.* [30] lufe *Hs.* [31] g *fränkisch.* [32] *l.* gedremre? [33] leaf *Hs.*

sonore dicta et canonico more, scilicet *Deus, in nomine tuo* et [y] *Beati immaculati* usque *Legem pone,* tunc dicto uersu genu flexo peragant cetera silenter. post *Pater noster* dicitur silenter *Viuet anima mea et* 90
laudabit te usque in finem psalmi, sed priore perueniente ad confessionis locum facto signo agant confessionem. in cæteris horis simi- 96
liter residua capitula: ad tertiam a *Legem pone* usque *(fol. 17r) Defecit* [z] alta uoce et uersus et cætera silenter; ad sextam a *Defecit* [a] usque ad *Mirabilia;* ad nonan a *Mirabilia* usque in finem. uesperæ 102
similiter sonora uoce unusquisque psalmus cum antiphona et uersus et euangelium et cætera silenter. completorium æque sonore et post 105
primum psalmum canonico more *In te, domine, speraui i.* [b] et euan-

[y] et *fehlt Hs. und DM.* [z] Deficit *D.* [a] Defecit *M,* Deficit *Hs. und D.* [b] i. *fehlt M.*

88. Deus, in nomine tuo *Ps.* 53, 3. — Beati inmaculati *Ps.* 118, 1. — 89. Legem pone *Ps.* 118, 33. — 91. Viuet anima mea *u. s. w. Ps.* 118, 175. — 94. *Das schwache Femininum* formelle *(oder sagte man im Nom. noch* formella?) *fehlt in den Wörterbüchern (Bosworth-Toller* 315 *a). Es bedeutet 'Bank': s.* formella *bei Ducange.* — 98. Defecit *Ps.* 118, 81. — 101. Mirabilia *Ps.* 118, 129. — 104. Magnificat *Luc.* 1, 46. — 107. In te, domine *u. s. w. Ps.* 30, 2: *das* i *ist Zahlzeichen und bedeutet, daſs von*

Digitized by Google

þ*æt* godspel, þ*æt* is | *Nunc dimittis;* æfter þa*m* *Pater noster, In pace in id ipsum* | *dormiam et requiescam, Credo in deum and,* þ*æt* þær elles gebyređ, | swiglunga, ealswa we ær cwædon. on þysu*m* þrim dagu*m* | æfter geendunge þæs pri*m*sanges sy saltere gesungen | of anginne oþ þa*m* ende. æft*er* þæs salteres geendunge astrehte | singen heora letanias, ealswa hit gewunelic is, *and* siþ þan heora rædinge georne rædan ođ scocnylle, þa*m* ge hyredu*m* hi gescogen *and* gehwylce [34] ođre þinge æft*er* regules | þeawe gefyllen. æft*er* heora capiteles geendunge hy on scogen *and* to cyrican gán *and* æft*er* þa*m* þeawe [35] heora hyrsu*m* nesse þwean hyora cyrican flor, *and* þa mæssepreostas | on þære hwile mid haligwætere [36] þwean þa weofoda. on þa*m* dæge nah mon to mæssianne on ænigu*m* weofode, ođ þ*æt* | hy aþwegene syn. đa*m* geendedu*m* aþwegenu*m* fotu*m* hy eft | hy gescogen. geendedu*m* middæge sy mæsse gesungen | þearfendu*m* mannu*m*, þe on ær to þa*m* gegaderade syn | æft*er* þa*m* getæle, þe þa*m* abbode ođđe abbodyssan ge þuht biđ. æft*er* þa*m* gegæderedu*m* þearfu*m* ón þæslicere | stowe gan þa gebrođra oþþe þa gewysterna *and* heora | *(p. 5)* mandatu*m* gefre*m*man, þær singende antifenas þa*m*

[34] gehwylcu*m* *Hs.* [35] þweale *Hs.* [36] *das* w *aus* þ.

110 gelium *Nunc dimittis,* post *Pater noster, In pace in id ipsum.* his
tribus diebus prima peracta psallant psalterium ex integro unanimiter
112 in choro. post quod letaniam [c] agant prostrati, deinde lectioni uacent,
usque facto signo eant ad calciandum et reliqua more regulari com-
116 pleant. facto namque capitulo discalcient se fratres et intrantes
ecclesiam more obedientiæ lauent pauimenta ecclesiæ sacerdotibus
interim cum ministris altaris benedicta aqua sacra altaria lauantibus.
119 ea enim die non fit celebratio missæ in aliquo altari, donec lauetur.
122 quibus peractis lotis pedibus recalcient se. sexta peracta celebretur
missa pauperibus ante ad hoc collectis secundum numerum, quem [d]
125 abbas præuiderit. dehinc collectis in locum congruum eant fratres
ad agendum mandatum, ubi canentes antiphonas eidem [e] operi con-

[c] litaniam *DM.* [d] quem *DM,* quæ *Hs.* [e] eidem *DM,* eadem *Hs.*

---

den zwei Psalmen, an deren Anfange In te, domine, speraui *steht,* 30 *und* 70, *der erstere gemeint ist (vgl. unten S.* 23). — 108. Nunc dimittis *Luc.* 2, 29. — In pace *u. s. w. Ps.* 4, 9. — 110. ær *geht doch wohl auf* 99 *f.* — 114. scocnyll *fehlt in den Wörterbüchern (Bosworth* 309 *b.* 313 *b, Ettmüller* 686). — 117. *An dem Schreibfehler* þweale *für* þeawe *ist offenbar das folgende* þwean *schuld.* — 120 *f.* on ǽnigum wêofode, ôd þæt hý âþwegene sýn; *vgl. zu Z.* 83.

Digitized by Google

selfan | weorce gedafene þwean *and* wipian þara þearfena[37] fet *and* éac | cyssen, *and* gesealdum wætere to heora handum sy him bigleofa geseald *and* penega gedal æfter þæs abbodes odde þære | abbodyssan dome *and* dihte. |

Æfter þam on þæslicere tide sy nôn gehringed.[38] þam ge sungenum for digelre getacnunge sumes gerynes, | gif hit swa gelicad, gescryden hy þa[39] gebrodra, gif hit munecas | synd, *and* gan to þære cyrican dura sceaft mid nædran | anlienysse mid him berende, *and* þær niwe fyr of flinte sy | geslægen.[40] on þan fram þam abbode gebletsedum sy seo candel on tend, þe on mude þære nædran gefæstnod is, *and* swa gecyrren | to heora chore þam cyricwearde þone sceaft[41] mid þam leohte berendum, | *and* sy æfter þam an tapor ontend. |

ON þone syxtan dæg, þæt is on þone frigedæg, sy dæt sylfe | gedon on þære ylcan endebyrdnesse,[42] *and* se | diaconus þone sceaft bere.

ON sætersdæg hand swa gelice, *and* se profost þone | sceaft fram[43] chore éft to chore bere. æfter þysum sy | mæsse gesungen: æt þære mæssan nate þæs hwon | ne sy *Dominus uobiscum* gecweden, buton

[37] þearfenda *Hs.* [38] h *aus* n *gebessert.* [39] *das* a *aus* æ *gebessert.* [40] *das* l *aus* w? [41] *das* a *über der Zeile nachgetragen.* [42] *das zweite* e *über der Zeile nachgetragen.* [43] f *auf radiertem* þ.

gruentes lauent et extergant pedes pauperum atque osculentur, et data aqua manibus eorum dentur[f] eis etiam cibaria, fiatque secundum abbatis arbitrium in eis distributio nummorum.

Dehinc hora congrua agatur nona . qua cantata ob archanum 132
cuiusdam mysterii indicium, si ita placuerit, induant se fratres et pergant ad ostium ecclesiæ ferentes hastam cum imagine ser- *(fol. 17 v)* pentis, ibique ignis de silice excutiatur. illo benedicto ab abbate 137
candela, quæ in ore[g] serpentis infixa est, ab illo accendatur, sicque æditu hastam deportante[h] cuncti fratres chorum ingrediantur,[i] unusque dehinc cereus ex illo illuminetur igne. sexta feria eodem ordine 141
agatur, et[l] a decano portetur; sabbato similiter, a præpositoque deferatur. et post hæc celebratio missæ; ad quam *Dominus uobiscum* 145

[f] denter *Hs., verbessert D.M.* [g] in ore] more *Hs. und D.M.* [h] deportantei *Hs., verbessert D.M.* [i] ingrediuntur *D.* [l] et] ac *D.M.*

138. on mude *setzt* in ore *voraus, das schon bei Martène, De antiquis monachorum ritibus libri quinque (Lugduni,* 1690) *p.* 385, *statt des überlieferten* more *vermutet worden ist.* — 144. hand *s. Bosworth-Toller* 508 *b, besonders die dort aus Thorpes Analecta angeführte Stelle* And dyde hand swâ gelice. — 146. nâte þæs hwôn *steht ohne Beleg bei Bosworth*

Digitized by Google

fram þam biscope anum, | þær he his crisman gehalgað. fram þam selfan biscope æfter | þæs halgan husles andfenge [44] sy [45] cos geseald þam mæssepreostum anum þriwa *Agnus* [46] *dei* gesungenum, | *and* þis ne sy gedyrstlæht fram æniges oðres hades mannum. | on þæs dæges mæssan, ealswá hit on oðrum dagum gebyreð, | sy husl geseald ægðer ge þam gebroðrum ge geswysternum | ge þam getrywan [47] folces mannum, *and* of þæm husle sy geheal den to þam toweardan dæge þæs mergenes swa | micel, þæt hi ealle to husle gan mægen. |

Æfter geendunge þære mæssan gan hi ealle endemes | to snædinge, *and* æfter þære snædinge nime se abbod | oððe seo abbodisse þa gebroðra oððe þa geswysterna, | þe hi wyllen, *and* gan to heora syndrian mandatum | þara þearfena, [48] þe hi [49] to þam gecorene habbað. *and* | þonne [50] æfter þam sy æfen gehringed, *and* æfter æfensange gan þa gebroðra oððe ælce geswyster fet þwean *and* | wipian *and*

[44] husl and feng *Hs.* [45] *zwischen* sy *und* cos *ist* fram þam biscope *wiederholt in der Hs.* [46] g *fränkisch.* [47] ry *auf Rasur.* [48] þara þeara þearfena *Hs.* [49] h *aus angefangenem* þ. [50] þone *Hs.*

minime dicatur, nisi ab episcopo tantummodo, ubi chrisma conficitur.
148 a quo etiam in eucharistiæ acceptione [m] pacis osculum præsbyteris ter *Agnus dei* decantato solummodo detur, ab aliis uero minime præ-
152 sumatur. in qua missa, sicut et insequentium [n] dierum, communicatio præbetur tam fratribus, quam cunctis fidelibus, reseruata [o] nichilominus [p] ea [q] die eucharistia, quæ sufficit ad communicandum cunctis
157 altera die. peracta missæ celebratione omnes ad mixtum pergant; post mixtum, quos uoluerit, abbas ex fratribus secum adsumens suum
161 peragat mandatum. quo peracto uesperas celebrent, dehinc refectionem fratrum agant; post quam tempore congruo eorundem agatur mandatum, qui tamen fratres prius pedes suos diligenter emundent,

[m] acceptatione *DM.* [n] insequentium *zu* insequendum *korrigiert.* [o] reseuata *Hs., verbessert DM.* [p] nichil hominis *Hs.,* nihilominus *DM.* [q] ea] a *M.*

p. 249*a s. v.* nate, *fehlt aber in der neuen Ausgabe von Toller p.* 709*b. Vgl. auch Benediktinerregel ed. Schröer* 38, 14 *und* 87, 1. — 150. Agnus dei *Joh.* 1, 29. — 153. *Der Dat. Pl.* geswysternum *kommt aufserdem Z.* 188 *und* 205 *vor, und ich habe ihn Z.* 168 *ergänzt. Der Acc. steht Z.* 159 geswysterna. *Die Lexica (Bosworth-Toller* 450*a s. v.* geswystra) *haben nur den Gen.* geswystrena. — 163. *Ich kenne keinen Beleg für* ælc *im Plural: auch erwartet man hier keinen solchen Zusatz zum Substantivum im Sinne von 'all'; ist etwa* ælce = *dem freilich auch nicht sicheren got.* aljaleikô (1. *Timoth.* VI, 3 *in B), also der Positiv zu* ælcor, elcor? odde ælce *würde dann etwa unserem 'oder aber' entsprechen.* — geswyster: *s. zu Z.* 153.

Digitized by Google

gecyssen,[51] *and* him mid swylce þenas gan, | swylce hy to þære hyrsumnesse geceosað. |

Þam geendedu*m* se abb*od* oþþe seo abbodisse on heora setlu*m* sitten, *and* þa ealdras hi*m* þæt selfe gedon, *and* hi æfter | *(p.* 6) đan arisen *and* eallu*m* gebrođru*m* ođđe geswysternum[52] wæter to heora handu*m* | gesellen, *and* þa ealdras hi*m* eft þ*æt* selfe dón. mid munecu*m* | þon*ne* ongemang þæs abbodes handþweale gange se diacon, þe | þære wucan wicþen is, *and* hine mid dalmatican gescryde | *and* þa ođre wicþenas mid alban, *and* gecnylledu*m* beacne | gan hi ín, *and* se diacon mid dalmatican gescryd bere þa | Cristes bóc, *and* þa þeningmen gescrydde gán wiđforan | mid taperu*m and* mid stórcyllan, *and* se diacon þis godspell ræde, | *Ante diem festum.* mynecena þonn*e*, þeah him swage rad scrud ne gebyrig*e*, gan hi þeah for arwyrđnesse þæs | mæran dæges mid taporu*m and* mid storcillan, *and* swylc þincg | be þære halgan rode ræde, swylce hi*m* þearflic sy to gehyrenne. *and*, swa seo cimbalu*m*[53] sy geslægen, gán hi ealle | to beoderne, þeah hwæđere seo rædestre *and* þa þeningm*en* | gán on foreweardu*m* mid taporu*m and* mid store, *and* swa | in cumen lecge

[51] gecyssan? [52] geswysternum *fehlt in der Hs.* [53] a *aus* l.

uenientesque ad mandatum epdomadarii ministri secundum morem suum abbatem antecedentes mandatum agant, quos subsequitur[r] in concha sua singulorum pedes lauans ministrantibus sibi, quos uoluerit ad hoc obsequium; quos extergat et osculetur. quo peracto resi- 166
deat abbas in sede sua, ueniantque priores et ei eadem exibeant, deinde surgens det aquam in manibus singulorum, rursumque ei eadem seruitus[s] exhibeatur. inde uero, dum manus lauant, *(fol.* 18 *r)* 169
diaconus epdomadarius[t] et reliqui ministri eant et induant se signoque collationis (492 *M)* moto ingrediantur diacono dalmatica induto cum textu euuangelii præcedentibus cereis et turibulo, legaturque euuangelium secundum Iohannem *Ante diem festum,* donec tintinnabulum 180
pulsetur: tunc præcedente processione subsequatur omnis congregatio,

[r] sequitur *DM.* [s] seruetus *Hs., verbessert DM.* [t] epdomadariis *Hs.,* hebdomadarius *DM.*

---

171. mid dalmatican, *ebenso Z.* 173: *wie ist der Nom. dieses in den Wörterbüchern fehlenden Wortes anzusetzen?* — 176. Ante diem festum *Joh.* 13, 1. — 179. ræde, *weil sich dem Übersetzer in Gedanken statt des Plurals* hî *als Subjekt* sêo rǽdestre *(Z.* 181) *unterschiebt; vgl.* 183 lecge, *obgleich* sêo rǽdestre and þâ þêningmen *vorhergeht.*

Digitized by Google

þa boc up on đa*m* rædingscamole, *and* þa | þenas on twa healfa hyre mid taporu*m* standan *and* mid | đære storcyllan wiđforan mid đam halgan recelse | smociende. onmang þan þe heo standende ræde, scence | se abbod oþþe seo abbodysse æne eallu*m* gebrođru*m* oþþe geswysternu*m* heora hand cyssende.[54] đære | þenunge geendedre sitte se abb*od* ođđe seo abbodesse, | *and* seo rædinge mid þysu*m* worde sy geendod, *Tu autem,* | *domine, miserere nostri.* arise þonne, se þe on þam gefere | yldest biđ, *and* scence þa*m* abbode oþþe þære abbodessan | *and* þa*m* ođru*m* þenan, þe þær stodon. geendedre rædinge | *and* geendedu*m* scence stæppe wiđforan se p*r*ocessio, | þ*æt* hy onscryden hy, gif hit munecas synd, þ*æt* hy gearwe | beon ealle endemes heora nihtsang æt gæ dere singan.[55] |

()N þone dæg, þe is parasceue gehaten, þ*æt* is | se langa frigedæg ær eastron, sy uhtsang | gesungen[56] on þa ylcan wisan, þe we widforan cwædon. | æfter đam gan to heora primsange unscodum | fotu*m* *and* swa unscodan wunigean, oþ seo halige | Cristes rod gebeden sy. on þa*m* selfan dæge | to rihtes nones gange seo abbodysse to cyricean | mid hyre geswysternu*m*, *and* ealle endemes þ*æt* gewunelice gebed singen, þe is foreboda[57] ælces tidsan ges. gif hit þonne mune-

[54] cyssen *Hs.* [55] singen *Hs.* [56] gefungen *Hs.* [57] foraboda *Hs.*

cunctisque in refectorio residentibus idem diaconus stans prosequatur
186 euangelii sequentia imposito super ambone euangelio. interim abbas propinando circumeat[u] fratres cum singulis potibus singulorum oscu-
188 lans manus. qua peracta ministratione residente abbate dicatur *Tu autem, domine.* tunc a priore propinetur abbati et reliquis ministris,
193 qui assistebant; euuangelioque finito potibusque haustis procedat processio, ut[x] exuant se fratres sintque cum reliquis ad complendum.
198 In die[y] parasceuæ agatur nocturna laus, sicut supra dictum est.
201 post hæc uenientes ad *(p.* XXXVIII *D)* primam discalciati omnes
203 incedant, quousque crux adoretur. eadem enim die hora nona abbas cum fratribus accedat ad ecclesiam; qui, dum peracta oratione cum

[u] circueat *DM.* [x] ut *Hs.*, et *DM.* [y] In die] Inde *Hs. und DM.*

---

183. rædingscamol *(vgl.* 212 *f.* þone rædingescamel) *fehlt in den Wörterbüchern (Bosworth-Toller* 783*b). —* 200. þê wê widforan cwædon = sicut supra dictum est *geht wohl auf Z.* 73. — 202. unscôdan *wohl* = unscôdum; *auf das Subjekt bezogen, würde das Wort gewifs* unscôde *lauten. —* 206. *Die Lexica (Bosworth-Toller* 303*a) führen nur* forboda *an, aber* foraboda *setzt doch wohl* foreboda *voraus. Im übrigen s. zu Z.* 74.

Digitized by Google

cas[58] syn, æft*er* þan gebede scryde[59] | hine se abbod *and* þa þenas þæs[60] halgan weofodes æft*er* | *(p.* 7) gewunelicu*m* þeawe, *and* of þan sacrario cumende, þ*æt* is, of þam dihlan | *and* halgan scrudelshuse cumende, ætforan þa*m* altare hy ge bidden, *and* þanan se abbod mid swigean to his agenan | setle gecyrre, *and* se subdiacon gestige þone rædingc scamel *and* þas rædinge ræde Oseę prophęte, *In tribulati one sua, and* æfter þære þes reps mid his feower fersum, | *Domine, audiui.* æft*er* þa*m* sy þeos coll*ecta* fra*m* þa*m* abbode mid cneowunge | gecweden, *Deus, a quo et Iudas, and* þær æfter oðer ræding,

[58] c *über der Zeile nachgetragen.* [59] c *über der Zeile nachgetragen.* [60] s *auf Rasur.*

ministris altaris more solito indutus fuerit, ueniens de sacrario ante altaria orationis gratia inde cum silentio ad sedem accedat propriam[z]: tunc subdiaconus ascendat ad legendum lectionem Oseæ prophetæ *In* 212 *tribulatione sua;* sequitur responsorium *Domine, audiui* cum quatuor uersibus. postea dicitur oratio[a] ab abbate cum genuflexione *Deus,* 215

[z] proprium *M.* [a] dicitur oratio *DM,* datur oratione *Hs.*

---

210. scrûdelshûs *fehlt in den Wörterbüchern (Bosworth* 316*a, Ettmüller* 697), *die auch das einfache* *scrûdels *nicht haben, wofür man übrigens* *scrȳdels *erwarten sollte: das* û *ist wohl aus* scrûd *eingedrungen.* — 212. subdîacon *(vgl. Schröers Glossar zur Benediktinerregel) ist in den Wörterbüchern (Bosworth* 361*c) nachzutragen* = underdîacon *(Bosworth* 412*b).* — 213. Oseę prophęte 6, 1 *(die autorisierte engl. Bibelübersetzung zieht aber* In their affliction they will seek me early *zu* 5, 15). — 215. Domine, audiui auditum tuum et timui: consideraui opera tua et expaui. *Versus.* In medio duum animalium innotesces: dum appropinquauerint anni, cognosceris; dum aduenerit tempus, ostenderis. *Versus.* In eo, dum conturbata fuerit anima mea in ira, misericordiæ memor eris. *Versus.* Deus a Lybano ueniet et sanctus de monte umbroso et condenso. *Versus.* Operuit cœlos maiestas eius, et laudis eius plena est terra *Libri agendorum secundum ant. usum metropol. salisbury. eccl. pars sec. p.* 148 *ff.* — *Ich habe die lateinische Form* collecta *ausgeschrieben, da ich einen Beleg für den Nominativ in anglisierter Gestalt nicht kenne. Die Wörterbücher führen das Wort gar nicht auf (Bosworth-Toller* 165*a). Ich kenne* collectan *als Nom. Pl. (Benediktinerregel ed. Schröer* 37, 2; *vgl. das Glossar, wo auch* collecta *als Nom. Sing. angesetzt ist), als Dat. Sing. oder Plur.* collectan *(Breck, Fragment of Ælfric's Translation of Æthelwold's De Consuetudine Monachorum p.* 20, *Z.* 62 *und* 68; *p.* 22, *Z.* 93) *und als Acc. Sing. ein abgekürztes* coll. *(ebenda p.* 26, *Z.* 132). — 216. Deus, a quo et Iudas reatus sui pœnam et confessionis suæ latro premium sumpsit, concede nobis tuæ propitiationis effectum, ut, sicut in passione sua Ihesus Christus, dominus noster, diuersa utrisque intulit stipendia meritorum, ita nobis ablato uetustatis errore resurrectionis suæ gratiam largiatur . qui tecum uiuit *The Leofric Missal ed. Warren, Oxford* 1883, *p.* 93*b; vgl. auch Codex liturgicus ed. Daniel, Lipsiæ* 1847, I, 415.

Dixit dominus ad Moysen, and þær æfter þes traht, *Eripe me,* | *domine.* æfter þam sy geræd ures drihtnes þrowung: æt þære | þrowunge anginne ne secge se diacon *Dominus uobiscum,* | ac forđrihte *Passio domini nostri Iesu Christi secundum Iohannem,* | *and* nan ne andswarige *Gloria tibi, domine.* þonne mon ræde | *Partiti*[61] *sunt uestimenta mea,* þa twegen diaconas, | þe standađ on twa healfe þæs altares, toteon[62] *þæt* getreagode | hrægl, þe úp on þam altare[63] ligđ under þære Cristes bec, | on *þæt* gemet, þe þæs hælendes reaf todæled wæs. se | abbod æfter þysum cweđe þa gewunelican | orationes, þe æfter fyligeađ, *and* cweđe â *þæt* forme ...

[61] partite *Hs.* [62] te teon *Hs.* [63] altare *steht in der Hs. erst hinter* þære.

216 *a quo et Iudas.* deinde legitur alia lectio, *Dixit dominus ad Moysen.*
218 sequitur tractus *Eripe me, domine.* postea legitur passio domini nostri Iesu Christi secundum Ioannem: *(fol. 18 v)* ad illam passionem diaconus non dicat *Dominus uobiscum,* sed *Passio domini* et reliqua nullo
221 respondente *Gloria tibi, domine.* et, quando legitur in euangelio *Partiti sunt uestimenta mea* et reliqua, statim duo diaconi nudent altare sindone, quæ prius fuerat sub euangelio posita, in modum furantis.[b]
225 post hæc[c] celebrentur orationes, et ueniens abbas ante altare incipiat orationes solempnes, quæ sequuntur, et dicat primam sine genuflexione quasi legendo *Oremus, dilectissimi nobis* et reliqua.

[b] furantium *DM.* [c] hoc *DM.*

217. Dixit dominus ad Moysen *Exod.* 12, 1; *s. Daniel a. a. O.* I, 415; *vgl. auch Libri agend. pars sec. p.* 154 *und Leofric's Missal p.* 261 *b.* — þes traht. *Bosworth* 398 *a hat bei diesem Worte kein Geschlecht angegeben, Ettmüller p.* 542 *mit Unrecht weibliches; vgl. außer unserer Stelle z. B. Ælfric's Homilies* I, 104 þone traht, 166 done traht *und Benediktinerregel ed. Schröer* 33, 20 trahtas. — Eripe me, domine, ab homine malo, a uiro iniquo libera me *u. s. w. Libri agend. pars sec. p.* 154 *ff., Daniel* I, 415. — 220. secundum Iohannem: *s. Joh.* 18, 1 *ff.* — 222. Partiti *u. s. w. Joh.* 19, 24. — 223. þæt getreagode hrægl: (ge)trêagian *fehlt in den Wörterbüchern; vgl. aber die Glosse in Haupts Zeitschrift* IX, 412 *a* consuta getreagede *und am Rande* getreagode.

Die Übersetzung kann im allgemeinen als eine treue bezeichnet werden. Doch hat ihr Verfasser gelegentlich selbst an solchen Stellen, an denen er sich nicht aus irgend einem Grunde seiner Vorlage gegenüber freier verhielt, einzelne Ausdrücke, ja Sätze des Originals nicht wiedergegeben. So hat er von Kon-

Digitized by Google

junktionen unberücksichtigt gelassen et *Z.* 87. 145. 221, uero 77. 170, autem 83, namque 116, enim 120. *Unübersetzte Adverbien sind* tantum *Z.* 5, et 32 *(vgl.* 36), simul 49, similiter 102, nichilominus 155, statim 222 *oder* 223. *Unausgedrückt sind auch die Pronomina* idem 45, in eis 130, ab illo 137, secum 160. *Keine Wiedergabe haben ferner gefunden die Adjectiva* sacra 119, omnes 201, et reliqua 222. *Von Verben sind weggelassen* uenientes 22, ueniantque 167, agant 27, fieri 39, censuimus 67, eant 115. *Nichts Entsprechendes haben endlich* benedictionem 5, intercessionem 13, fratres 117, pacis 149, collationis 172; finito responsorio 27, unanimiter in choro 112, cum ministris altaris 119, cuncti fratres 139, ex illo igne 140, ea die 155 *(doch vgl.* 152 on þæs dæges mæssan = in qua missa); sicut in priori diximus agendum 8, idemque tertio repetant eodem ordine 52. *Man sieht, daſs diese Weglassungen nicht sehr zahlreich und für den Sinn meist belanglos sind. Ganz vereinzelt steht Z.* 163 *ff.: las hier vielleicht die Handschrift, welche der Übersetzer vor sich hatte, anders als Tib. A III?*

Weit beträchtlicher sind die Zusätze im altenglischen Text. Vor allem ist hervorzuheben, daſs von 124 *an auch auf Frauenklöster Rücksicht genommen ist: so ist zugesetzt* ođđe abbodyssan 124, ođđe þære abbodyssan 130. 192, ođđe seo abbodisse 159. 166. 187. 189; ge geswysternum 153, ođđe þa geswysterna 159, ođđe ælce geswyster 163, ođđe geswysternum 168. 188. *Mehrere Zeilen sind aus diesem Grunde hinzugefügt* 176—180 *und* 204—207. *Diese Einschaltungen haben dann auch* gif hit munecas synd 134. 195, gif hit þonne munecas syn 207, mid munecum 169 *nach sich gezogen und die erweiternde Wiedergabe der Vorlage Z.* 180—186 *veranlaſst (vgl.* seo rædestre 181 *für* idem diaconus, hyre 184, heo 186). *Von sonstigen Zusätzen, die mehr als bloſse Erläuterungen sind, erwähne ich* micelre 39, welgestemnede 45, on maran ylde 48, æne 87, æfter þam Credo *u. s. w.* 92, and þæt swa æt æghwylces tidsanges ende healden 99 *f. Erweiterungen aus stilistischen Gründen oder Erläuterungen finden sich z. B.* ælce sunnandæge 2 *f.*, þe þæs altares þenunge on þære wucan healdan sceal 2 *f.*, þæt is þære maran halgunge forđgang 7, ærest þinga 8, dihlum 9, gegaderode 10, þe hy to gađ 14, hit cume to þisse endunge 15, þe þær to gebyriađ 23, þære cyrican 25,

Digitized by Google

be þam candelan 28, æfter þam godspelle 28, þa selfan palmtwiga 29, selfan 30, þæt is ures drihtnes þrowung 30 *f.*, þæt is gearcunge dæge 33 *f.*, þeah 32, þe we hatađ þone þunresdæg ær eastran 36 *f.*, mid gedremum swege 45 *f.*, singen þus 47, swig *in* swiguhtan 57 *und* swigdagum 80, micla 59, ealles 64, þrowunge 65, hluttorlice þurh þas tacnunge wære onwrigen 65 *f.* *(vgl.* 62), on þissa boca munucþeawe 67, buton him selfon þe bet licie 72, mægen 78, on þa ylcan wisan sy gesungen 79 *u. s. w.*

Es sei auch auf einige Umschreibungen hingewiesen: ordinatim = and on þam gange, ealswa hit on ælcum gebyred, healdan heora endebyrdnesse 11 *f.*; euangelii antiphona = þæs antifenes, þe mon on ende be þan halgan godspelle singþ 43 *f.*; repertus = aredod and to gewunan geset 59; perculit = þearle swiđe bregde 62; si quibus deuotionis gratia complacuerint = gif hit hwam gelicađ, þæt he mid estfulnesse þisne gewunan to anbryrdrnesse healdan wile 68 *f.*; capitula canonici cursus = canonica tidsangas todæledum sealmum 75; eadem capitula = þa selfan angin þæra todæledan sealma *(?)* 77 *f.*; cetera = þa gebeda, þe to þam tidsange gebyriađ 89 *f.*; cætera = elles seo laf, þe þær ofer is 104; ex integro = of anginne oþ þam ende 112; secundum arbitrium = æfter ... dome and dihte 131.

Oft ist die Übersetzung frei: maior restat processio agenda = seo processio þæs dæges længre is 1 *f.*; agatur a sacerdote tantum conspersionem et benedictionem agente = se mæssepreost ... begange þa mynstres hus and mid haligwætere besprenge 4 *ff.*; in qua ita ... agatur = þæt is þonne on þas wisan 8; quod sequatur benedictio palmarum = æfter þissum syn þa palmtwiga gebletsode 16 *f.*; thus cremetur = (syn þa palmtwiga) mid recelse besmocode 18; egrediantur = gan to þære heafodcyrican *und dann* ætforan þære dura = ante æcclesiam 21 *f.*; omnibus ... respondentibus = æt ælces ferses ende eal þæt wered þær ute ... andswarigen 23 *f.*; quinta feria, quæ et cena domini dicitur = on cena domini, þæt is on drihtenes gereorde 36; peracto, quicquid ad cantilenam illius noctis pertinet = æfter þære geendunge ealles þæs sanges, þe mon to þære nihte singþ 41 *f.*; nihilque iam cereorum luminis remanente = acwuncenum eallum leohtum 44; demum pueri dexterioris chori repetant, quæ supra, eodem modo, quo supra, usquequo chorus finiat

Digitized by Google

quæ supra = edniwan þa cild on þam suđportice þæt selfe, þæt we ær cwædon, geedlæstan and þa ođre ealle eac swa, ealswa hit gecweden is 50 *ff.; agant* tacitas genu flexo more solito preces = ealle endemes to cneowgebedum feallan and mid dihlum gebedum gewunelice mid micelre anbryrdnesse him to Criste geærendian and ealle endemes mid tacne þæs ealdres arisen 53 *ff.;* habeant in his, unde huius rei ignaros instruant = hæbbe gewriten, hu he hit don scyle and ođre gelæran, þe on þam ne synd getogene 69 *f.;* cum summo uigilantes silentio agant = wacien hi mid godes bletsunge and mid healicre gymyne heora swigenne healdænde þæt began 83 *ff.; u. s. w.*

Von Ungenauigkeiten seien erwähnt: Singular statt des Plurals þisne antifen = antiphonas 19; *Plural statt des Singulars* letanias = letaniam 113; *Konjunktiv statt des Indikativs* sy gecweden = dicitur 31. 74, sy geandswarod = respondetur 32, syn gesungene = dicuntur 78, cweđen = dicitur 91, sy geseald = præbetur 153; *Präs. des Pass. statt Perf. des Deponens* weorđ ongunnen = exorsum est 41. *Vgl. ferner* gif hy swa willan = qui uoluerint 82; ne = minime 151; dagum = passionibus 33; urne drihten = Christum 64; rædinge = euangelio 193; ođrum = insequentium 152. *Z.* 30 *ist* offerant *in der Vorlage, das dem vorhergehenden* teneant *parallel steht, statt durch* offrigan *durch* offrige *wiedergegeben worden, so dafs es sich an* oþ þæt man æfter þære offrunge þone offerendan singe (= usque dum offertorium canetur) *anschliefst. Z.* 2 *ist der Nom.* illa *für den vom Komparativ* maior *abhängigen Ablativ genommen und so durch* þonne seo *übersetzt worden. Wenn es* 23 *heifst* mid þam fersum eallum, *so hat der Übersetzer offenbar* cum uersibus omnibus *verbunden, freilich dann* omnibus, *das zu* respondentibus *gehört, auch noch Z.* 24 *durch* eal þæt wered þær ute *ausgedrückt.*

Es fragt sich nun zunächst, ob die Übersetzung vielleicht Benützung der Interlinearglossen in Tib. A III verrät. Chronologisch wäre das möglich, da die Cambridger Hs. nach Wanley p. 137 circa tempus conquisitionis Angliæ *zu setzen ist, dagegen die Londoner nach demselben Gewährsmann p.* 193 ante conquisitionem Angliæ, *nach Breck a. a. O. p.* 8 *sogar noch ins* 10. *Jahrhundert. Schipper hat nun auch die Güte gehabt, mir*

Digitized by Google

den Anfang der Glossen zu dem uns hier beschäftigenden Abschnitt der Regularis concordia (fol. 15 *v. Mitte bis Ende) abzuschreiben, und ich teile ihn hier mit.*

On drihtenlicu*m* dæge palmena forþiþe mare wunaþ embegang
Dominica die palmarum, quia maior restat processio

to donne seo þe gewun ys on claustre beon gedon on gemang þænne
agenda, illa, quæ solet in claustro agi, interim, dum

capitel- mæsse byd gesungen si gedon fram mæssepreoste þ*æt* an
matutinalis missa canitur, agatur a sacerdote tantum

sprencginge *and* bletsunge dondum geenddudre þære messan si gedon
conspersionem et benedictionem agente . finita illa missa agatur

seo mare embegang on þære swa on ærran we cwædon to donne swa
illa maior processio, in qua, sicut in priori diximus agendum, ita

hit si gedon þ*æt* ys þæt to þære cyrcean þar þa palman synd under
agatur; id est, ut ad illam ecclesiam, ubi palmæ sunt, sub

swigean be endebyrdnysse gan underdeodde sealmsange ealle gif hit beon
silentio ordinatim eant dediti psalmodiæ omnes, si fieri

mæg *and* weder geþafaþ mid alban gesrydde[1] þydder þænne in becumaþ
potest et aura permiserit, albis induti . quo cum peruenerint,

don gebedd þæs halgan biddende fultumes þingunge þa*m*
agant orationem ipsius sancti implorantes auxilii intercessionem, cui

seo cyrre[1] gehalgud ys geendedu*m* gebede fram diacone si rædd þ*æt*
ecclesia dedicata est. finita oratione a diacono legatur euan-

godspell þ*æt* fylige
gelium Turba multa *usque* Mundus totus post ipsum abiit. *quod sequatur*

bletsung pealmena æfter bletsunge beon gespringede[1] mid geblesudum[1]
benedictio palmarum; post benedictionem aspergantur benedicta

wætere *and* stor si bærned þar æfter cildum oncynnedum[1] antefnas
aqua et thus cremetur . dehinc pueris inchoantibus antiphonas Pueri

beon gedælede þa palman *and* swa maran antefnu*m*
Hebreorum *distribuantur ipse palme, et sic maioribus antiphonis* u. s. w.

Hätte der Übersetzer die Glossen vor sich gehabt, so hätte er gewifs das lat. processio *Z.* 1 *und* 7 *ebenfalls durch das ganz passende* embegang *wiedergegeben, hätte Z.* 2 illa *nicht für den Ablativ genommen und würde häufig dem Glossator gefolgt sein, wo seine wörtliche Übersetzung nicht dem Geist der englischen Sprache widerstreitet. Nirgends findet sich eine Übereinstimmung, die nicht auch ohne die Annahme eines Zusammenhangs der Übersetzung und der Glossen erklärlich wäre.*

[1] *so die Handschrift.*

Digitized by Google

Eine zweite Frage ist sodann, ob das hier mitgeteilte Bruchstück, das wir C nennen wollen, etwa derselben Übersetzung der Regularis concordia angehört, wie das von Schröer in den Englischen Studien IX, 294 *ff. und von Breck a. a. O. p.* 16 *ff. aus Tib. A* III *fol.* 174 *r ff. veröffentlichte (= L). Die Frage wäre zu verneinen, wenn Breck seine Behauptung (a. a. O. p.* 11 *ff.), dafs L alles enthalte, was der Verfasser von dem lateinischen Original überhaupt übersetzt habe, wirklich bewiesen hätte. Allein der einzige Grund, den er dafür vorbringt, ist der Umstand, dafs, während die ersten fünf Seiten von L vollgeschrieben sind, fast die ganze untere Hälfte der sechsten leer gelassen ist und die Übersetzung mitten in einem Satze aufhört.* 'From this,' *sagt er p.* 12, 'I conclude that the author, who had abundant room on the page to finish at least the sentence begun, intentionally left the Fragment incomplete, as we have it.' *Breck hat, als er diesen Schlufs machte, nicht daran gedacht, was er sonst sehr wohl weifs (vgl. p.* 13), *dafs wir in L keineswegs das Autograph des Verfassers haben. Also die sechste Seite hat nicht der Verfasser, sondern ein späterer Kopist zum Teil unbeschrieben gelassen: der Grund kann sehr wohl der gewesen sein, dafs er im Augenblick nicht Zeit oder Lust hatte, mehr abzuschreiben, und später nicht mehr dazu gekommen ist, seine Arbeit fortzusetzen. C zeigt nicht blofs am Ende, sondern auch am Anfange leeres Pergament (s. oben S.* 1)*: hier hat der Schreiber aus uns freilich unbekannten Gründen nur einen mittleren Abschnitt aufgezeichnet, hatte aber wohl, nach dem unbeschriebenen Raume zu schliefsen, die dann allerdings nicht ausgeführte Absicht, auch den Anfang und Schlufs nachzutragen. Dafs C nicht etwa von Anfang an Bruchstück war, scheint mir namentlich aus dem Verfahren des Übersetzers Z.* 27 *zu folgern. Das Original giebt hier eine unbestimmte Hinweisung auf einen früheren Abschnitt mit den Worten* sicut supra dictum est. *Hätte nun jemand etwa nur die Partie, die den Palmsonntag und einen Teil der Karwoche behandelt, zur Übersetzung herausgegriffen, so hätte er den eben angeführten Satz entweder in ganz mechanischer Weise wörtlich übersetzt oder, wenn er mit einigem Nachdenken verfuhr, als für ihn*

Digitized by Google

bedeutungslos weggelassen: wer aber schreibt eallswa we wiđforan cwædon be þam candelan, *mufs auch den Abschnitt, auf den hier angespielt wird (vgl. oben die Anmerkung zu* 27 *f.), übersetzt haben.*

Also von vornherein ist die Möglichkeit, dafs C und L Bruchstücke derselben Übersetzung seien, nicht ausgeschlossen; aber zur Entscheidung der Frage reicht das Material, scheint mir, nicht aus. Für die Zusammengehörigkeit läfst sich geltend machen, dafs im grofsen Ganzen das Verhältnis des englischen Textes zum lateinischen in beiden Stücken dasselbe ist. Auch in L bleibt manches unübersetzt: gratia 6. 43, cum benedictione 10 *(an dessen Stelle nur* þus), legitime 13, naturæ *und* sic 31, intrans 34, conspectu 36, uti in sequentibus 47, et 70. 130, graduum *oder* singillatim 81, pulsatis 86, uero 91, et conuenit 99, diei 104, deuote 134, more solito 137. *Auch Zusätze erscheinen häufig:* haligan 14. 74, halgan 109, Benedictus 15, for þam þe 17, ælcum 17, ælcere 122, ealra 20, eal 28. 33 *(vgl.* 63), brođru 35, seofan 45. 134, he bidde 49, Miserere — þingiende 58—60, and for eallum urum weldondum 61 *f.*, þære 65, eallum 67, gebrođrum 75 *f.*, þonne 78. 123. 129 *u. s. w. Freiere Wiedergabe zeigen Stellen wie* to þare gewunelican neode = ad necessitudinis usum 101; on heora gebedum = orationibus dediti 102; ænne = antiphonam 109 (þone antemp *geht vorher);* be þæs halgan arwurđnysse, þe byđ gewurđod on þære andweardan cyrcean = de sancto, cuius ueneratio in præsenti colitur ecclesia 110 *f.*; be þære cyrichalgunga = de ipsius loci consecratione 112; æfter *De omnibus sanctis* = post quas laudes 117; þær betwynan = psalmo interposito 135. *Von Ungenauigkeiten seien erwähnt:* singon = intercanitur 140; he begyte = obtineat, *wobei* uox, *wie im vorhergehenden Satze, Subjekt ist*, 42; þam þe = quod 19; ođran = matutinales 114; on dægđerlicum dagum and nihtum = diurnis sine nocturnis horis 3 *f.;* þæs ælmihtigan scyppendes = cuncta *(die Hs.* cuncti) creantis 19 *f.;* ealswa hi standađ 81, *mag es für* graduum *oder* singillatim *stehen.*

Dafür, dafs die Bruchstücke aus verschiedenen Übersetzungen stammen, könnte geltend gemacht werden einmal der Umstand, dafs sich C weniger sklavisch als L an die Worte und Konstruktionen (vgl. Breck p. 13) *des Originals bindet,*

Digitized by Google

sodann aber die Thatsache, dafs L viel mehr Mifsverständnisse des lateinischen Textes zeigt als C. Breck p. 13 *erwähnt allerdings nur ein einziges:* 'A wrong translation will be found in line 141 *þas twegen sealmos,* where the Latin text gives but one psalm to be sung twice.' *Übrigens hat hier Breck selbst das Lateinische mifsverstanden. Das Zeichen* II *hinter* In te, domine, speraui *besagt nicht, dafs der Psalm zweimal, sondern dafs von den beiden Psalmen, die mit* In te, domine, speraui *anfangen,* 30 *und* 70, *der letztere gesungen werden soll. Das hätte Breck aus Z.* 126 *seines Bruchstückes lernen können, wo die Worte des Originals* Domine, ne in furore tuo .II. *wiedergegeben sind durch* þone æftran Domine, ne in furore tuo *(hier ist also* 37, *nicht* 6 *gemeint; vgl. auch Schröer, Engl. Studien* IX, 295, *Anm.* 9 *und oben Anm. zu* 107). *Ferner ist dies, wie schon angedeutet, keineswegs das einzige gröbere Versehen in L. Bald am Anfange ist* omnia, *welches Subjekt zu* inchoentur *ist, zu dem vorhergehenden gezogen worden, das der Übersetzer in der Gestalt* exordia sumenda *vor sich gehabt oder sich gedacht haben mufs: so erklärt sich auch Z.* 5 synd to nimene ealle anginnu. *Bei* hic igitur maximi muniminis mos *ist* hic *Z.* 11 *fälschlich, wie übrigens auch vom Glossator in Tiberius A* III, *durch* her *statt durch* þes *übersetzt worden, dann* maximi muniminis *durch* þæs halgan regoles *(durch* mæstre ware *vom Glossator). Für die Worte* etiam, si singuli quippiam inchoauerint *lesen wir Z.* 15 þeah þe ænlypige ænigne oðerne agynne, *wozu sich der Übersetzer wohl aus dem vorhergehenden* þeaw *gedacht hat. Gleich dahinter ist* intermittatur *unter Verwechselung mit* permittatur *durch* sy geþafod *wiedergegeben. Z.* 80 *kann freilich* fiftynum sealmum *ein durch die vielen Dative auf* -um, *die vorangehen, veranlafster Schreibfehler statt* fiftyne sealmas *sein. Aber unzweifelhaft liegt ein Versehen des Übersetzers vor, wenn es Z.* 115 *f. heifst* to þæs halgan reliquie oððe to þam portice, þe he byþ to gehalgod. *Das Original hat* ad uenerationem sancti, cui porticus, ad quam itur, dedicata est. *Z.* 129 *ist* primum *adverbiell gefafst und daher durch* ærest *statt durch* þone forman *oder* ærran *übersetzt und infolge dessen dann auch das mit* primum *parallel stehende* sequentem *ganz weggelassen worden. Auch der letzte vollständig übersetzte*

Digitized by Google

Satz ist mifsraten. His uero finitis subsequatur lætania, quam uniuerso *(lies, wie bei Dugdale,* universi) more solito prostrati humiliter nullo excepto signo pulsato compleant *heifst es im Original. Die Übersetzung Z.* 136 *ff. lautet* þysum soðlice geendodum licgan hi ealle eadmodlice astrehte ætforan þam weofode buton ælcere cnucunge oððe styrunge, oð hit beo eal gefylled. *Klar ist, dafs der Übersetzer* excepto *übersehen und deshalb* nullo signo pulsato *zusammengenommen hat: aber, was ihn veranlafst hat, das Übrige so wiederzugeben, wie er gethan, ist mir unerfindlich.*

Aber mit Sicherheit ist auf zwei verschiedene Übersetzer trotz der angeführten Gründe deshalb nicht zu schliefsen, weil es denkbar ist, dafs derselbe Mann bei fortschreitender Übung einmal weniger Fehler machte, andererseits auch den Sinn des Originals mit gröfserer stilistischer Freiheit wiedergab.

Dafs Ælfric der Übersetzer des Bruchstückes L sein könnte, wie auch noch Breck p. 9 *f. annimmt, glaube ich entschieden bestreiten zu müssen. Was Breck zur Stütze seiner Annahme vorbringt, beweist gar nichts. Die Ausdrücke* endebyrdness, mid eadmodre þenunge, cornostlice *für eine lat. Konjunktion,* onbryrdnesse, eac swylce, endebyrdlice *sind durchaus nicht Ælfric allein eigen, wie schon ein Blick in die Lexica zeigt. Sie fallen nicht im mindesten ins Gewicht gegenüber den vielen groben Mifsverständnissen des Originals, die sich der Verfasser der lateinischen Grammatik und des Colloquiums gewifs nicht hätte zu schulden kommen lassen.*

Berlin. Julius Zupitza.

Digitized by Google

Kritisch-ästhetische Studien
über
James Thomsons Tragödien.

Es ist bekannt, wie gar traurig und kläglich es um das Drama und die nationale Kunstbühne Englands im 17. Jahrhundert bestellt war. Seitdem im Jahre 1647 auf Befehl der streng orthodoxen Puritaner, die leichter ihren legitimen Souverän töten als einen lustigen Scherz vertragen konnten (vgl. Drydens Abhandlung über die heroische Tragödie), sämtliche Theater Englands geschlossen worden waren, und alles, was an die Bühne und das Bühnenwesen erinnerte, verpönt worden war, kamen nur ganz vereinzelt heimliche Aufführungen vor, und diese wurden meist aufgehoben und mit grofser Strenge bestraft (vgl. Collier, Hist. of Dram. Poetry Bd. 2, p. 104 ff.). Der Oberregisseur der Bühne, Sir William Davenant, durfte, wenn die Puritaner wirklich wieder einmal gnädig genug waren, die Theater nach langen Pausen öffnen zu lassen, nur Stücke moralischer Tendenzen und Muster moralischer Tugendhelden über die Bretter gehen lassen. Mit der Restauration der Stuarts, der Heimkehr Karls II. nach England, schien es, als ob sich die niedergedrückte und verkümmerte Bühne wieder aufrichten wollte, und neue Hoffnungen knüpften sich an die glänzende Wiedereröffnung derselben. Allein diese Hoffnungen sollten sich leider nicht verwirklichen. Karl II. stand infolge seines jahrelangen Aufenthalts in Frankreich am Hofe des kunstliebenden Ludwigs XIV. ganz unter dem Einflusse des französischen Klassicismus oder, besser gesagt, Pseudoklassicismus und wünschte nur solche Stücke in England aufgeführt zu sehen,

Digitized by Google

die im Sinne und Geiste der klassischen Dichter der Franzosen abgefafst waren.

Nun waren aber in den ersten Jahren der Restaurationszeit zum Heil und Segen für England sowohl bei den Dichtern als ganz besonders bei den Gebildeten die Erinnerungen an die klassische Litteraturepoche unter der Regierung der Königin Elisabeth und vor allen anderen Dichtern an den grofsen Nationaldichter Shakspere, dessen Stücke immer noch als Muster der tragischen Dichtung galten, noch nicht erloschen, und es entstanden durch eine seltsame, unnatürliche Verquickung nachwirkender volkstümlich altenglischer Anschauungen und eindringender französischer pseudoklassischer Vorbilder die sogenannten 'Heroic Plays', Stücke tragischen Inhalts, die aber auf den Namen einer kunstmäfsigen Tragödie wenig oder vielmehr gar keinen Anspruch erheben können, deren Blüten und Früchte ebenso schnell wieder abfielen und vergingen, als sie aufgebrochen und gereift waren.

Dryden, der hervorragendste Dramendichter der englischen Restaurationszeit, wie überhaupt des ganzen 17. Jahrhunderts, war mit den Stücken nach französischem Zuschnitt, so namentlich mit der Aufführung des 'Siege of Rhodes' von Davenant durchaus nicht zufrieden; er tadelte an den aus der französischen Richtung hervorgegangenen Dramen die langweilige Einförmigkeit der Handlung und der Charakteristik und schrieb selbst eine Reihe von Heldentragödien, lauter Spektakelstücke, in denen er durch Geisterspuk und Schlachtenlärm an Shakspere erinnern und durch die Wahl heroischer Stoffe und gereimter Verse die Franzosen, namentlich Corneille befriedigen wollte. Wie viel oder wie wenig von all diesen in schneller Reihenfolge verfafsten Heldentragödien (Heroic Plays) zu halten ist, darüber hat sich Hettner in seiner englischen Litteraturgeschichte, Braunschweig 1872 (vgl. den Abschnitt über Dryden S. 84 ff.), in kompetenter und streng kritischer Weise ausführlich geäufsert. Trotzdem erreichte die von Dryden geschaffene Heldentragödie eine Zeit lang die unbedingteste Anerkennung, und es hatte wirklich den Anschein, als ob sie sich dauernd auf der englischen Bühne halten wollte. Als jedoch Drydens Heldentragödien durch 'The Rehearsal' köstlich parodiert wurden, da war es mit diesen

Digitized by Google

Stücken auf immer vorbei, und Dryden selbst schlägt einen ganz neuen Weg ein. Er entfernt sich zwar durch das Aufgeben der gereimten Verse von den französischen Vorbildern, nähert sich ihnen aber desto mehr im Stil und in der Charakteristik, so dafs seine letzten Stücke entschieden französischer zu nennen sind als seine Erstlingswerke. Für die damalige Zeit waren übrigens trotz alledem die Drydenschen Dramen der zweiten Periode nicht ohne Wert, wenn sie auch heutzutage gänzlich von der Bühne verschwunden sind und nur noch für den Litterarhistoriker und Sprachforscher von Fach Bedeutung haben. Während nun die Tragödie so seltsame Blüten trieb und so verkümmerte Früchte zeitigte, war die Komödie in wirklich ganz grauenvoller Weise entsittlicht. Sie war die getreue Abspiegelung des Lebens am Hofe der Stuarts, wo mit Karl II. ein König an der Spitze stand, der zusammen mit seinem glänzenden Hofstaate durch eine entsetzliche Verwilderung der Sitten für Dichter und Volk ein schlechtes Beispiel abgab. Wie sich aber die Extreme stets berühren, so blieb auch hier eine Reaktion nicht aus, und an die Stelle des verwilderten Lustspiels trat das streng moralisierende Drama mit seiner in auffälliger Weise am Schlusse der Stücke ausgesprochenen Tugendmoral. Diese Tugendstücke waren nun freilich, ebenso wie die Romane Richardsons, inhaltlich meist recht wenig moralisch, wollten aber gerade durch die Schlufsmoral dem Zuschauer ein abschreckendes Beispiel geben und ihm warm ans Herz legen, es nicht so zu machen wie die handelnden Personen im Drama. Wie gefährlich solche negativ ausgedrückte Moralregeln werden können und werden, braucht wohl kaum erst betont zu werden. Um die Zeit der Herrschaft des moralisierenden Dramas schrieb Thomson seine Tragödien.

James Thomson (vgl. zu Thomsons Leben 1. Hettner, Geschichte der englischen Litteratur von 1660—1770, Braunschweig 1872; 2. Sam. Johnson, Lives of English Poets in II, 305 der Tauchnitz-Ausgabe), ein Schotte, wurde zu Ednam in der Grafschaft Roxburgh am 11. September 1700 geboren. Sein Vater, der presbyterianischer Geistlicher war, erfreute sich infolge seiner echt religiösen, frommen Gesinnung und der treuen Erfüllung seiner Berufspflichten der allgemeinen Liebe und Achtung der in der Nachbarschaft von Roxburgh wohnenden Geistlichkeit.

Digitized by Google

Der junge Thomson bezog kurze Zeit vor dem Tode seines treu sorgenden Vaters die Universität Edinburgh. Nach dem Tode des Vaters nahm sich Riccaltoun, ein Geistlicher von gediegener Bildung, grofser Gelehrsamkeit und feinem ästhetischem Geschmack, des vaterlosen Thomson an, sorgte für seine weitere Ausbildung und entdeckte die in seinem jungen Zöglinge schlummernden Talente für die Dichtkunst. Thomson widmete sich gleich wie sein Vater, wohl weniger aus Neigung als vielmehr auf Wunsch seiner Mutter und Freunde, dem Studium der Theologie und war ein eifriger Zuhörer des gelehrten Professors Hamilton an der Universität Edinburgh. Hier studierte Thomson nicht blofs die lateinische Sprache, die lateinischen Klassiker und die in lateinischer Sprache verfafsten englischen Geistesprodukte, sondern las auch gründlich die besten englischen Schriftsteller. Die toten lateinischen Schriftsteller befriedigten sein für die Schönheiten der Natur empfängliches Gemüt ganz und gar nicht, und er bildete seinen Geschmack an Milton, Addison und Pope. Im Jahre 1725 siedelte er nach London über, nachdem er vorher eine treffliche poetische Exegese über einen die Allmacht Gottes und die Gröfse seiner Werke verherrlichenden Psalm gegeben hatte. Diese Exegese fand den vollen Beifall seines Edinburgher Professors, war aber nach dessen Aussage viel zu poetisch und schwungvoll für ein grofses Publikum und eine gewöhnliche Zuhörerschaft. Dieses Urteil besonders veranlafste Thomson, der theologischen Laufbahn Lebewohl zu sagen und in London, wo er bald in Forbes, dem Präsidenten of the 'Court of Sessions', einen hohen Gönner und Beschützer fand, seine ganze Thätigkeit auf litterarische Studien zu verwenden. Er hatte das Manuskript der ersten seiner 'Seasons', des 'Winter', mit nach London gebracht und auf den Rat seiner Freunde, besonders Mallets, und nach nochmaliger Überarbeitung sein Erstlingswerk der Öffentlichkeit übergeben, im März des Jahres 1726. Der 'Winter' wurde vom Publikum mit grofsem Beifall aufgenommen. Nur die Kritiker von Profession hatten allerhand daran auszusetzen; sie tadelten die kühnen Metaphern, die vielen Neubildungen zusammengesetzter Wörter, Unebenheiten des Stils etc. Es folgten sodann in ziemlich kurzer Zeit die übrigen Jahreszeiten: der Sommer im Jahre 1727, der Frühling 1728 und

Digitized by Google

der Herbst in der Gesamt-Quartausgabe im Jahre 1730. In der Zwischenzeit hatte der Dichter auch die Tragödie 'Sophonisba' geschrieben, welche im Jahre 1729 mit Beifall über die Bretter ging. Scherr (vgl. Joh. Scherr, Gesch. d. engl. Litteratur, Leipzig 1874, S. 150, Anm.) erzählt allerdings eine Anekdote, wonach durch den Ausruf eines Spaſsvogels im Parterre: 'Oh, Jemmy Thomson! Jemmy Thomson, oh!' das Stück so gut wie durchfiel. — 1727 veröffentlichte Thomson sein Gedicht über 'Isaac Newton' und pries in erhabener Sprache die groſsartigen Entdeckungen dieses genialen Mannes. Um dieselbe Zeit erschien auch das in whiggistischer Gesinnung verfaſste Gedicht 'Britannia', worin der Dichter die Engländer auffordert, den widerrechtlichen Übergriffen und Anmaſsungen der Spanier in Amerika rächend ein Ziel zu setzen. Der Erfolg der Jahreszeiten war so durchgreifend und glänzend, daſs sich hochgestellte Persönlichkeiten, darunter auch vornehme Damen, um des Dichters Freundschaft bewarben. So lernte Thomson den Dr. Rundle, Bischof von Derry, kennen, der ihn so warm an den Lordkanzler Talbot empfahl, daſs dieser ihn dazu ausersah, seinen Sohn Charles auf seinen Reisen auf dem europäischen Kontinente, besonders in Frankreich und Italien, zu begleiten. Diese Reise war von hoher Bedeutung für den jungen Dichter. Es eröffnete sich ihm eine vollkommen neue Welt. Er lernte neue Länder, neue Völker, deren Sitten und Gebräuche, Künste und Wissenschaften, das gewerbliche und merkantile Leben, fremde Regierungssysteme und staatliche Institutionen kennen. Nichts von Interesse und Wichtigkeit entzog sich dem scharf beobachtenden Auge Thomsons. Die Frucht dieser auf seinen Reisen gemachten Beobachtungen war das bald nach seiner Rückkehr nach England verfaſste Gedicht 'Upon Liberty'. Mitten in seinem sorglosen Schaffen und Dichten traf ihn ein harter Schlag, den er lange nicht verwinden konnte. Es wurde ihm sein treuer Reisegenosse, der junge Talbot, und kurz darauf der Lordkanzler Talbot selbst durch den Tod entrissen. Mit dem Tode Talbots verlor er auch seinen Posten als 'Secretary of Briefs'. Der Nachfolger Talbots lieſs die Stelle zunächst frei, um Thomson Gelegenheit zu geben, sich darum zu bewerben; allein der Dichter war so niedergeschlagen und so gleichgültig geworden, daſs es ihm nicht in den Sinn

Digitized by Google

kam, auch nur den geringsten Schritt in dieser Sache zu thun. Mit der Zeit jedoch trat an die Stelle seiner niedergedrückten Gemütsstimmung wieder die alte heitere Ungezwungenheit, und er wurde wieder schaffensfroh. Im Jahre 1738 wurde seine Tragödie 'Agamemnon' mit Erfolg auf der Bühne aufgeführt, und die wiederholte Aufführung brachte dem Dichter eine beträchtliche Summe Geldes ein. Kurz darauf beginnt für den Dichter eine ungetrübte, sorgenfreie und ehrenvolle Lebenszeit. Lord Lyttleton, dem Thomson weder persönlich noch durch Empfehlungen guter Freunde, sondern lediglich durch seine Werke bekannt war, führte den Dichter am Hofe seiner königlichen Hoheit des Prinzen Friedrich von Wales ein. Dieser setzte Thomson ein beträchtliches Jahresgehalt aus und würdigte ihn seiner besonderen Liebe und Freundschaft. Im Jahre 1739 erschien die Tragödie 'Eduard und Eleonora'. Die Aufführung dieses an und für sich durchaus harmlosen Stückes wurde untersagt. Die Ursache dieses Verbots war höchst kleinlich und lächerlich. Das Ministerium war, so erzählt man sich, sehr ärgerlich über einige theatralische Aufführungen. Es fühlte sich verletzt durch die Tendenz jener Stücke und bewirkte, dafs durch Bühnenbeschlufs ihm die Revision eines jeden neuen Stückes zuerkannt wurde. Der Prinz von Wales, aufgebracht über solche widerrechtliche Anmafsungen und seiner Ansicht nach völlig unbegründete Forderungen seitens des Ministeriums, erklärte sich gegen dasselbe. Als nun Thomson, der im Dienste des Prinzen stand, seine Tragödie 'Eduard und Eleonora' zur Aufführung gelangen lassen wollte, wies das Ministerium das Stück ab, ohne es überhaupt zu prüfen, auf den blofsen Umstand hin, dafs ein vom Prinzen Abhängiger es geschrieben habe. Zu bedauern war es übrigens nicht, dafs die Aufführung unterblieb, denn Eduard und Eleonora zählt, wie später gezeigt werden soll, zu den schwächsten und unbedeutendsten Leistungen Thomsons. Im Jahre 1740 gab der Dichter das in Gemeinschaft mit seinem Freunde Mallet verfafste Maskenspiel 'Alfred' (Masque of Alfred) heraus. Das Stück war im Auftrage des Prinzen von Wales für den Hof geschrieben worden und wurde am Geburtstage der Prinzessin Augusta von Wales in Clifden-House gespielt. 1745 erschien 'Tancred und Sigismunda'. Diese Tragödie wurde unter rau-

Digitized by Google

schendem Beifall gespielt und hielt sich eine geraume Zeit als Zugstück auf der Bühne. Im Jahre 1748 publizierte der Dichter 'The Castle of Indolence'. Die letzte Tragödie, 'Coriolanus', wurde erst nach dem Tode des Dichters auf Veranlassung Lord Lyttletons mit Erfolg wiederholentlich aufgeführt. Die Aufführung sowie der Verkauf der Manuskripte und Effekten des Dichters brachte eine Summe ein, welche hinreichte, seine Schulden zu bezahlen und seinen Schwestern noch eine Unterstützung zu gewähren.

Thomsons gewöhnlicher Sommeraufenthalt war in Richmond. Erlaubte es das Wetter, so fuhr er auf der Themse von Richmond nach London. Eines Abends kam er erhitzt in Hammersmith an, nahm ein Boot und fuhr nach Kew. Er erkältete sich auf dieser Wasserfahrt und verfiel in heftiges Fieber. Dank seiner kräftigen Konstitution und der schnellen Hilfe der Ärzte erholte er sich bald wieder und betrachtete die Gefahr als vorüber. Er setzte sich jedoch zu früh der kühlen Abendluft aus, bekam einen Fieberrückfall, starb am 27. August 1748 und wurde in der Kirche zu Richmond begraben. Seine sterblichen Überreste deckte ein einfacher Stein ohne Grabschrift. Erst im Jahre 1762 wurde ihm in der Westminsterabtei ein Denkmal gesetzt, welches weder der Abtei zur Zierde gereichen, noch des Dichters würdig genannt werden kann.

I. Allgemeine Betrachtungen über Thomsons Tragödien.

So unbedingt lobend und günstig sich Hettner über Thomson als Meister der beschreibenden Dichtung oder, wenn man will, dichterischen Beschreibung ausspricht, so absolut tadelnd, und wir müssen sagen, hart und unbegründet lautet sein sonst so gerechtes, ästhetisch scharfes und möglichst objektiv gehaltenes Urteil über Thomson als dramatischen Dichter. Es heifst bei Hettner: 'Wo Thomson über das Mafs seines Talentes hinausgeht und Menschen und menschliche Handlungen ausmalt, da wird er völlig unbedeutend und bis zum Unerträglichen frostig. Es ist daher leicht zu erraten, wie viel oder wie wenig von Thomson als Dramatiker zu halten ist.' An einer anderen Stelle lesen wir: 'Thomson schrieb in dieser Zeit auch einige Trauer-

Digitized by Google

spiele, die aber ohne alle Bedeutung sind.' Vgl. Hettner, Engl. Litteraturgeschichte S. 540 und 535. In anderen Litteraturgeschichten, deutschen und englischen, werden Thomsons Tragödien auch kaum dem Namen nach erwähnt oder höchstens mit einigen absprechenden Worten abgespeist und einfach zum alten Eisen geworfen, weil sie heutzutage von der Bühne verschwunden sind. Der jugendliche Lessing dagegen fällt über Thomson ein ungemein günstiges Urteil; er wiederum erteilt dem dramatischen Dichter ein unbedingtes Lob, worauf er keinen Anspruch erheben kann. Lessing äufsert sich folgendermafsen: 'Denn wodurch sind die gröfsten Geister, was sie sind, als durch die Kenntnis des menschlichen Herzens und durch die magische Kunst, jede Leidenschaft vor unseren Augen entstehen, wachsen und ausbrechen zu lassen? Dies ist die Kunst, dieses die Kenntnis, die Thomson in möglichster Vollkommenheit besitzt, und die kein Aristoteles, kein Corneille kennt, ob sie gleich dem Corneille selbst nicht fehlte. Die Handlung ist heroisch, sie ist einfach, sie ist ganz, sie streitet weder mit der Einheit der Zeit, noch mit der Einheit des Ortes; jede der Personen hat ihren besonderen Charakter, jede spricht ihrem besonderen Charakter gemäfs; es mangelt weder an der Nützlichkeit der Moral, noch an dem Wohlklange des Ausdrucks.' Sodann fügt Lessing noch einige lobende Bemerkungen, und merkwürdigerweise gerade zu den beiden nach unserer Ansicht unbedeutendsten Stücken 'Sophonisba' und 'Eduard und Eleonora' hinzu. Wir werden im zweiten Kapitel noch auf diese Lessingschen Notizen zurückkommen (vgl. Lessings Vorrede zu der im Jahre 1756 zu Leipzig erschienenen Übersetzung der Trauerspiele Thomsons. Auch Lessings Werke in der Ausgabe von Dr. Boxberger, Berlin und Stuttgart, W. Spemann, Bd. 64, Teil 7, p. 75). — Das Lessingsche Lob ist ebenso überschwenglich, als Hettners Kritik ungerecht ist, wie an den einzelnen Stücken später gezeigt werden soll. Die Wahrheit liegt auch hier, wie so oft in der Welt und namentlich bei der ästhetischen Beurteilung eines Dichters, in der Mitte. Thomsons Tragödien sind vom rein ästhetischen, vom streng dramatischen Standpunkte aus betrachtet sämtlich nur mittelmäfsige dichterische Leistungen; sie sind an künstlerischem Werte durchaus ungleich, und keine einzige genügt in jeder Hinsicht den Anforderungen,

Digitized by Google

welche man an ein gutes Drama stellen mufs. Lichtseiten in dem einen erscheinen als Schattenseiten in dem anderen und umgekehrt; von einem absolut besten kann ebenso wenig wie von einem absolut schlechtesten die Rede sein. Es lassen sich die Stücke nur als relativ, als verhältnismäfsig beste und schlechteste bezeichnen. Thomson bildete seinen ästhetischen Geschmack und seinen dramatischen Kunstsinn an den Alten, die er bewunderte und hochschätzte. Daneben übten auch die französischen Klassiker, sowie Shakspere und die den französischen Klassicismus nachahmenden englischen Dichter des 17. Jahrhunderts einen unverkennbaren Einflufs auf ihn aus. Er entlehnte den Stoff zu seinen Tragödien entweder der griechischen Sagenwelt oder auch der römischen und zum Teil mittelalterlichen Geschichte. Gleich wie die Stücke der Alten und der Franzosen im 16. und 17. Jahrhundert sind Thomsons Tragödien im allgemeinen höchst einfach, nicht nur in Bezug auf die Handlung, sondern auch rücksichtlich der Verwickelungen, der Intriguen, der Zwischenfälle und der Charaktere. Die einfache, wenig verwickelte Handlung, der Mangel an Mannigfaltigkeit in den Charakteren, an lebendigem, frischem dramatischem Leben liefs sich aber in den Tragödien der Alten eher ertragen, einmal weil die Stücke kürzer waren und weil ferner die Zwischenakte durch die Chöre, die einen wesentlichen organischen Bestandteil des Ganzen bildeten, ausgefüllt wurden. Diese Chöre behielten die Dichter der vorklassischen Epoche in Frankreich noch bei, Thomson hingegen läfst sie als nicht mehr zeitgemäfs aus seinen Stücken weg. Um nun aber doch volle fünf Akte auszufüllen, zieht er die gegebene Handlung sehr, oft allzusehr in die Länge und Breite, flicht lange, mitunter monotone und etwas langweilige Dialoge ein und wiederholt sich in der Intrigue und der Verwickelung. Die dramatischen Einheiten hat Thomson, wie Lessing richtig betont, ziemlich streng beobachtet, obwohl sie in England nie zu so unanfechtbarer Geltung und so unerschüttertem Ansehen wie in Frankreich gelangt sind. Ausnehmen müfste man höchstens die moralisierenden Dramen von Southerne, Congreve, Rowe und Addison aus der zweiten Hälfte des 17. und aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts, die sich an das von Otway geschaffene regelmäfsige Drama nach dem Muster Cor-

Digitized by Google

neilles und Racines anschliefsen. Thomson wahrt besonders die Einheit der Handlung, sie gilt ihm als Hauptsache, als unerläfslich notwendig für eine Tragödie. Die Handlung ist zwar meist recht dürftig, aber der Held steht stets im Mittelpunkte derselben, alle Dialoge, auch die Monologe drehen sich mehr oder minder immer um seine Person, und alle Intriguen sind gegen ihn gerichtet, wenn er auch in einigen Stücken zeitweise uns weniger interessiert als der Gegner. Der Held oder die Heldin fällt in drei von Thomsons Tragödien (von Eduard und Eleonore kann keine Rede sein) vor den Augen der Zuschauer auf der Bühne, und der Tod wird nicht weitläufig von einem Boten berichtet, wie dies in den Stücken der alten Griechen und auch denen der Tragödiendichter des 16. Jahrhunderts in Frankreich der Fall war. Nur im Agamemnon sinkt der Held hinter der Bühne unter den Streichen des Ägisthos zusammen, und man vernimmt blofs den Lärm und die letzten Schmerzenslaute des seinen Mörder verfluchenden sterbenden Opfers. Thomson erkannte mit richtigem dramatischem Verständnis, dafs der auf der Bühne eintretende Tod des Helden weit wirkungsvoller sein mufste als ein blofser Bericht desselben. Die Einheit des Ortes war durch die Einfachheit des vorliegenden Gegenstandes erleichtert und bedingt, ebenso die der Zeit, welche allerdings meist einen weiteren Spielraum als 24 Stunden umfafst. Neben der Einheit der Handlung mufs man als besonders gelungen betonen die Darstellung vieler effektvoller Situationen und lebhafter Dialoge, die durch den Gegensatz in den Charakteren und die teilweise wirkungsvolle Schilderung von Leidenschaften gehoben werden. Wenn nun Lessing aber besonders hervorhebt, mit welcher Kunst Thomson die Leidenschaften entstehen, wachsen und ausbrechen lasse, so kann dieses Urteil höchstens von dem letzten Stücke Thomsons, vom Coriolan, gelten. Dort findet sich in der That, wie wir bald sehen werden, eine sich allmählich bemerkbar machende Steigerung des Neides, des Ehrgeizes, des Zornes und des beleidigten Stolzes der Hauptpersonen, die sich als grimme Feinde gegenübertreten. Auch im Tancred und Sigismunda sind die Leidenschaften zwar nicht im Entstehen, wohl aber in ihrem Hervorbrechen vorzüglich geschildert worden. Die Handlungen entsprechen genau den betreffenden Cha-

Digitized by Google

rakteren, und die Situationen sind jedesmalige Folge derselben. Die Charaktere sind im allgemeinen scharf und gut gezeichnet, wenn auch weniger auf regelmäfsige und folgerichtige Entwickelung Rücksicht genommen wurde. — Der Einflufs des in England in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts beliebten, die Bühne eine Zeit lang beherrschenden, moralisierenden, bürgerlichen Dramas, wie es im 17. und am Anfang des 18. Jahrhunderts bereits von den oben erwähnten Tragöden Southerne, Rowe und Addison und dann von George Lillo vertreten wurde, macht sich auch in den Thomsonschen Theaterstücken bemerklich und tritt vorzüglich stark in den beiden letzten, in 'Tancred und Sigismunda' und 'Coriolanus', hervor. So ist ganz besonders Lillos moralisierende Tendenztragödie, der seinerzeit berühmte und oft gespielte 'George Barnwell oder der Londoner Kaufmann' aus dem Jahre 1731 (gespielt zum erstenmal im Sommer 1731 im Drurylanetheater), ein Stück, das vom künstlerischen Gesichtspunkte aus betrachtet recht unbedeutend genannt werden mufs, da absichtliches Moralisieren mit echter Dichtung durchaus unverträglich ist, nicht ohne Bedeutung für Thomson geblieben. Es haben aber die Tragödien unseres Dichters mit jenen absichtlich moralisierenden tendenziösen Stücken nichts gemein, sondern es macht sich in ihnen nur ein gewisser moralisierender Zug (Sophonisba ausgenommen) in zwar nicht geradezu störender, aber doch undramatischer und etwas trockener Schlufsmoral geltend.

Sämtlichen Tragödien Thomsons sind Prologe und Epiloge beigegeben. Sie sind zum gröfseren Teile von ungenannten Freunden des Dichters verfafst. Nach Lessing rühren die Epiloge vom Dichter selbst her. Dies mag bei denjenigen, die keinen Namen an der Spitze haben, der Fall sein; zwei jedoch, der Epilog zu 'Sophonisba' und 'Eduard und Eleonora' sind von unbekannt gebliebenen Freunden geschrieben worden, denn sie tragen die Bezeichnung 'by a friend'. Dasselbe, was von den Epilogen gesagt, gilt im allgemeinen auch von den Prologen. Der zu 'Coriolanus' hat den Lord Lyttleton zum Verfasser, und derjenige zu 'Tancred und Sigismunda' ist unbezeichnet und rührt vielleicht vom Dichter selbst her, der aus Bescheidenheit seinen Namen nicht nennen wollte. Lessing (vgl. seine Vorrede)

Digitized by Google

bedauert es, dafs die Übersetzer der Thomsonschen Tragödien die Prologe und Epiloge unbeachtet liefsen. Wir vermögen in der Weglassung keinen grofsen Verlust zu erblicken, da die Epiloge und Prologe fast alle höchst unbedeutend, einförmig und trocken zu nennen sind. Die Epiloge eifern gegen den gewöhnlichen burlesken Ton der englischen Epiloge bei Trauerspielen, und die Prologe deuten in etwas unbestimmter und verschwommener Weise auf den Inhalt und die Tendenz der Stücke hin. Nur der von Lord Lyttleton zu Coriolan verfafste Prolog verdient Beachtung. Er enthält einen wirklich schönen und schwungvollen Nekrolog des Dichters, schildert ihn uns als Menschen und entwirft in kurzen Zügen ein Bild von seinem Charakter, seinem Denken und Handeln. Lessing hat diesen Prolog trefflich und fast wortgetreu übersetzt. Die Hauptrollen in den Stücken wurden von bekannten Dichtern damaliger Zeit gespielt. So werden unter anderen Garrick und Cibber genannt. Der berühmte Mime Quin übernahm Hauptrollen und spielte z. B. den Agamemnon, den Coriolan und den Eremiten im Maskenfestspiele Alfred. Er sprach auch die Prologe zum Agamemnon und zum Coriolan. Auch Cibber, der bekannte Umformer und Modernisierer Shaksperescher Stücke, sprach die Prologe zu einigen der Thomsonschen Tragödien. Thomsons Theaterstücke sind alle in Blankversen geschrieben, und am Schlusse der Akte finden sich mit Ausnahme von Agamemnon, gleich wie bei Shakspere, ein oder mehrere Reimpaare. In der Sophonisba finden sich die meisten Reimpaare: am Ende des ersten Aktes vier, des zweiten zwei, des dritten vier, des vierten vier und des fünften drei Reimpaare. Diese Reimpaare sollen dazu beitragen, die dramatische Wirkung zu erhöhen und namentlich die Schlufsmoral im Tancred und Sigismunda (sechs Reimpaare am Ende des fünften Aktes) und im Coriolan dem Gedächtnis des Hörers möglichst einzuprägen. — Sämtliche Tragödien sind fürstlichen Personen, meist dem Prinzen Friedrich und der Prinzessin Augusta von Wales, zugeeignet. — Wir wollen nun im nachfolgenden versuchen, die Tragödien des Dichters einzeln kritisch rein sachlich zu beurteilen. Wir führen sie nach den Jahren der Abfassung resp. Aufführung an, da eine Aufzählung dem dramatischen Werte nach bei ihrer grofsen Ungleichheit, bei ihren nur rela-

Digitized by Google

tiven Vorzügen von vornherein ausgeschlossen werden mufs, wenn auch gesagt werden darf, dafs die Dichtungen der späteren Jahre weit besser sind als die Erstlingswerke und dafs die beiden letzten entschieden die vollendetsten und abgerundetsten sind.

II. Thomsons Tragödien im Besonderen.

1. Sophonisba.

Der Schauplatz der Handlung ist Cirta. Das Schicksal der karthagischen Königin Sophonisbe hat seit der ersten dramatischen Behandlung durch den Italiener Giorgio Trissino im Jahre 1514 die tragischen Dichter der verschiedensten Nationen zur Darstellung angeregt, und sie alle sind nicht im stande gewesen, den spröden, von Haus aus wenig dramatischen Stoff, wie ihn Livius überliefert hat (vgl. Liv. XXX, 12—15 und XXIX, 23), so zu gestalten und zu verwerten, dafs wir eine Tragödie im wahren Sinne des Wortes vor uns haben, dafs wir durch das Schicksal der Heldin gerührt, tragisch gestimmt und schliefslich mit ihr und ihrer Schuld ausgesöhnt werden. Die Franzosen und unter ihnen besonders Antoine de Montchrétien (vgl. meine Dissertation: Ästh. u. sprachl. Stud. über A. de Montchrétien, Weimar 1885), Mairet und Corneille haben zuerst dem Italiener nachgeahmt. Mairet hat den Stoff verhältnismäfsig noch am geschicktesten behandelt und die Schuld der Sophonisbe insofern gemildert, als er Syphax im Kampfe fallen läfst, wodurch sie frei wird und so den Ehebund mit Masinissa, ihrem ehemaligen Verlobten, ohne die Moral frech zu verletzen, schliefsen kann. Unter den Engländern, die bei unserer Kritik hauptsächlich in Betracht kommen, sind Nathaniel Lee und James Thomson zu nennen. Nathaniel Lee schrieb eine ‘Sophonisba or Hannibal's Overthrow’ im letzten Viertel des 17. Jahrhunderts (1676), zur Zeit des tiefsten Verfalls der englischen nationalen Kunstbühne. Es darf uns daher nicht wunder nehmen, dafs er den an und für sich schon widerlichen Stoff durch allerlei Liebesepisoden noch widerlicher gemacht hat und ein Stück geschrieben, das nur dem Namen nach eine Tragödie genannt zu werden verdient. Bei Lee erscheinen z. B. neben dem verliebten und

Digitized by Google

schwachen Syphax noch ein liebeglühender Hannibal, seine Geliebte Rosalinde und ein thörichter, von ihren Reizen bezauberter Prinz. Es laufen im Stücke zwei Handlungen nebeneinander her, die nur ganz lose durch sich kreuzende Liebschaften in Verbindung stehen (vgl. hierzu Dr. Feit: Sophonisbe, Trag. von G. G. Trissino, eingeleitet und übersetzt. Progr., Lübeck 1888). James Thomsons Sophonisbe teilt im allgemeinen die Schwächen der früheren Sophonisben, ist äufserst arm an dramatischer Handlung, schwach in der Charakteristik und Motivierung der Schuld der Heldin. Die Sophonisbe der Geschichte ist durchaus keine dramatische Figur, und der Gegenstand ist nicht tragisch, denn nur diejenige Begebenheit, die für ihren Träger neben materiellem Leid das gröfste Seelenleid herbeiführt, ist wirklich tragisch. Das kann man nun und nimmer von der Sophonisbe behaupten, und kein Dichter der älteren und neueren Zeit hat sie so idealisiert, dafs man durch ihr Schicksal erschüttert und von tragischer Furcht und tragischem Mitleid ergriffen würde. Thomson hält sich ziemlich genau an die Trissinosche Darstellung und läfst Masinissa den Syphax gefangen nach Cirta bringen. Er hätte Mairet folgen und Syphax in der Schlacht fallen lassen sollen. So ist und bleibt auch bei Thomson die Doppelehe Sophonisbens, welche Beschönigungsgründe man auch immerhin anführen möchte, ein störendes Moment, und man mufs die Handlung der Heldin vom moralischen Standpunkte aus entschieden verwerfen. Was that nun Thomson, um die Schuld der Sophonisbe zu motivieren, um ihre That zu rechtfertigen? Er lehnte sich einmal an seine Vorgänger an und betonte ihre Vaterlandsliebe, stellte ihren Patriotismus als leitendes Motiv hin, den Ehebund mit Masinissa zu schliefsen, um Karthago vor der Rache der Römer zu schützen. Stünde dieser Patriotismus als alleinige Triebfeder zu Sophonisbens Handlung im Vordergrunde, so würde ihre Schuld zwar nicht verzeihlich, aber doch gemildert erscheinen. Allein man mufs diese wiederholentlich betonte Beteuerung ihrer Liebe zum Vaterlande, ihrer angeblichen Aufopferung für dasselbe für nichtige Tugendschwätzerei halten und kann sich unmöglich verhehlen, dafs nur ihr Stolz sie veranlafst, in den Ehebund zu willigen, um so der Schmach zu entgehen, in Rom im Triumphe als Gefangene aufgeführt zu werden. Thom-

Digitized by Google

son versuchte es aber auch noch auf andere Weise, die Handlung Sophonisbens zu rechtfertigen, und flocht eine Scene ein (IV, 2. Dialog zwischen Syphax und Sophonisbe), die freilich nur dazu beiträgt, Sophonisbe noch weit niedriger und erbärmlicher in den Augen des Zuschauers erscheinen zu lassen. Sie betont, sie sei jetzt nicht verpflichtet, um Syphax, ihres gefangenen Gemahles willen, die Schmach der Knechtschaft ihres Vaterlandes und ihrer selbst zu ertragen, sie habe Syphax einst nur geheiratet, weil sie ihn für einen unversöhnlichen Feind der Römer gehalten, sei aber jetzt, nachdem er gefangen genommen, nach karthagischem und römischem Rechte nicht mehr an ihn gebunden. So sucht die Treulose in erbärmlicher Weise ihre mit Masinissa geschlossene Ehe zu entschuldigen und zu rechtfertigen. Man höre sie selbst reden. An einer Stelle (IV, 2) heifst es:

For thee; the Romans may be mild to thee;
But I, a Carthaginian, I whose blood
Holds unrelenting enmity to theirs,
. . . . What, what can I
Hope from their vengeance but the very dregs
Of the worst fate, the bitterness of bondage?
Yet thou, kind man, thou in thy generous love
Wouldst have me suffer that; be bound to thee
For that dire end alone, beyond the stretch
Of nature and of law.

Dann weiter unten spricht sie von ihrer Ehe mit Syphax:

I pray thee think, when unpropitious Hymen
Our hands united, how I stood engag'd,
Was I not blooming in the pride of youth
And youthful hopes, sunk in a passion too
Which few resign? Yet then I married thee
Because to Carthage deem'd a stronger friend;
For that alone. On these conditions, say
Didst thou not take me, court me to thy throne?
Have I deceiv'd thee since? Have I dissembled?
To gain one purpose, e'er pretended what
I never felt? Thou canst not say I have.
And if that principle which then inspir'd
My marrying thee was right, it cannot now
Be wrong: nay, since my native city wants
Assistance more, and sinking calls for aid,
'Tis still more right. — —

Digitized by Google

Auf solches erbärmliches Argumentieren hin kann der bedauernswerte Syphax nur mit Recht erwidern: *'This reasoning is insult.'* Diese Scene findet sich auch bei Corneille, und Lotheifsen (Gesch. der franz. Litt. des 17. Jahrh. II, 310, Wien 1879) nennt sie mit Recht widerlich. Auch bei Corneille überhäuft Sophonisbe ihren Gemahl mit den gröbsten Vorwürfen, die sich gar nicht mit den galanten Lehren vertragen, die sie an anderen Stellen vorträgt. — Eine andere Scene, welche freilich nicht minder peinlich berührt, als die eben angeführte, und nur dazu beiträgt, den Masinissa in den Augen des Zuschauers noch mehr herabzuwürdigen, als dies an und für sich schon der Fall ist, hat Thomson eigens erfunden. Wir meinen das Gespräch zwischen Masinissa und dem gefangenen Syphax, den er ängstlich zu meiden doch mehr als hinreichenden Grund haben mufste (vgl. I, 4). Masinissa verspricht dem gefangenen Syphax Schonung, die er jedoch mit Würde und Entrüstung zurückweist, weil er seines Gegners schändliche Absichten nur zu gut kennt und durchschaut. Man höre nur z. B. folgenden Dialog:

Syph. *Hear me, vain youth! take notice — I abhor*
Thy mercy, loath it — Use me like a slave;
As I would thee (delicious thought!) wert thou
Here crouching in my power.

Mas. *Outrageous man!*
Thou canst not drive me by the bitterest rage
To an unmanly deed: not all thy wrongs
Can force my patient soul to stain its virtue.

Oder auch:

Syph. *But why this talk? In mercy send me hence,*
Yet — ere I go — Oh save me from distraction!
I know, hot youth, thou burnest for my queen;
But by the majesty of ruin'd kings,
And that commanding glory which surrounds her,
I charge thee touch her not!

Mas. *No, Syphax, no.*
Thou need'st not charge me. That were mean indeed,
A triumph that to thee. Thou, what right hast thou,
A captive to her bed? Thy bonds divorce
And free her from thy power. All laws in this,
Roman and Carthaginian, all agree etc.

Digitized by Google

Solche Dialoge hätte Thomson lieber nicht einschieben sollen, denn sie tragen wahrhaftig eher dazu bei, die tragische Wirkung des Ganzen völlig aufzuheben als zu erhöhen. Dramatisch schön ist eigentlich nur der Tod Sophonisbens. Tragisch und erschütternd wirkt er auch nicht, weil sie ihn nicht freiwillig aus reinem, edlem Patriotismus sucht, sondern von Egoismus und Stolz geleitet, ihn der Erniedrigung und Knechtschaft vorzieht. So ist Sophonisbe durchaus keine Heldenfigur, die unser Interesse zu wecken und zu fesseln im stande wäre. Noch viel weniger läſst sich das von Masinissa behaupten. Er ist eine entschieden unsympathische Figur und sinkt von seiner anfänglichen Gröſse als tugendhafter Sieger und Triumphator zum weichlichen durch Sophonisbens Reize verführten Liebhaber herab, der uneingedenk seines Ruhmes und seiner Pflicht übereilt und unbesonnen Sophonisbe den Giftbecher sendet, obwohl Scipio Gnade für Recht ergehen zu lassen verspricht, und schlieſslich nach Sophonisbes Tode doch nicht den Mut besitzt zu sterben, wie dies in der Mairetschen Tragödie der Fall ist. Masinissas unmännlicher, wankelmütiger Charakter zeigt sich so recht in der Unterredung mit Scipio (V, 2). Scipio allein ist eine dramatische Figur, die unsere Sympathie zu erwecken versteht. Er denkt und fühlt als Ehrenmann; er ist streng gerecht, energisch und doch nicht hart und grausam. Diese Eigenschaften treten in der citierten Scene (V, 2), da sein Widerredner so ganz willenlos und von sinnlicher Liebe berückt dargestellt wird, nur um so deutlicher hervor. — Ist nun auch Thomsons Tragödie als Ganzes betrachtet äuſserst wenig dramatisch, weil die frische lebendige Handlung, sowie auch die genügende, stichhaltige Motivierung der Schuld fehlen und die Charaktere bis auf den Scipios nur schwach gezeichnet, eigentlich nur angedeutet sind, so finden sich doch auch einzelne Scenen vor, die infolge des lebendigen und dabei doch klaren und einfachen Dialoges dramatisch wirken (vgl. besonders V, 2; IV, 4 und den Schluſs). Lange ermüdende Reden und Berichte, Monologe und Dialoge sind vom Dichter vermieden worden; Für- und Gegenrede wechseln in ziemlich raschem Tempo ab. Trotz dieser zuletzt erwähnten kleinen Vorzüge kann man Lessings Ansicht nicht teilen, welcher sich (vgl. seine citierte Vorrede) folgendermaſsen über

Digitized by Google

die Sophonisbe ausspricht: 'Seine Sophonisbe ist von einer Simplicität, mit der sich selten oder nie ein französischer Dichter begnügt hat. Man sehe die Sophonisbe des Mairet, des grofsen Corneille! Mit welcher Menge von Episoden, deren keine in der Geschichte einigen Grund hat, haben sie ihre Handlung überladen.' Dieses Lessingsche Urteil enthält genau genommen ein nur mäfsiges Lob für Thomson, denn es wird nur die Simplicität der Handlung betont. Einfach ist die Handlung allerdings, leider nur zu einfach, einförmig und, wie wir hervorgehoben haben, undramatisch. Lessing versetzt den Franzosen einen Seitenhieb und macht ihnen Überladung der Handlung zum Vorwurf, was schlechterdings bei Mairet nicht berechtigt ist. Mairets Sophonisbe steht, vom künstlerischen Gesichtspunkte aus betrachtet, ganz entschieden höher als das monotone, streng im Rahmen der Geschichte gehaltene Thomsonsche Stück. Mairet weicht verschiedentlich, aber nur zu seinem Vorteil, im Interesse der dramatischen Handlung und Wirkung von der geschichtlichen Überlieferung ab, und Thomson hätte, wie schon gesagt wurde, ihm folgen sollen, zumal er es sonst (vgl. Tancred und Sigismunda) ja doch mit der Geschichte so genau nicht nimmt, wenn ihm eine Abweichung im Interesse des dramatischen Helden geboten erscheint.

2. Agamemnon.

Der Ort der Handlung ist Agamemnons Palast in Mykene. Es liegt dieser Tragödie der bekannte Sagenstoff von der Heimkehr und dem jähen Tode Agamemnons zu Grunde. Der Gegenstand ist echt dramatisch und tragisch, und der Dichter hat sich hier seiner Aufgabe weit besser, mit viel mehr Geschick und Verständnis für die tragische Kunst entledigt als in der Sophonisbe. Im Agamemnon hat der Dichter eine Begebenheit gewählt, die für ihren Träger neben materiellem Leid auch noch das gröfste Seelenleid herbeiführt. Wir nehmen an dem Schmerze des unschuldig leidenden Agamemnon innigen Anteil, und wir werden durch seinen jähen, unverdienten Tod mit Furcht und Mitleid erfüllt. Erschütternd wirkt der Tod des Helden allerdings nicht, weil er keine tragische Schuld, weder eine subjektiv moralische, noch eine aus einem Irrtum entspringende moralische

Digitized by Google

Verschuldung auf sich lädt. Er fällt den tückischen, teuflischen Anschlägen des Ägisthos zum Opfer. Agamemnons gerechte Drohung, Strafe ergehen zu lassen, wenn des Ägisthos Beschuldigungen sich als lügenhaft herausstellen, wird für diesen zum leitenden Motiv, den Helden zu ermorden und sich selbst sicherzustellen. — Die beiden ersten Akte sind entschieden die weitaus besten und gelungensten zu nennen. Die Exposition zunächst ist kurz und trefflich gegeben. Klytämnestra, von bangen Ahnungen erfüllt, fürchtet, daſs einst Unheil aus dem unmoralischen Verhältnis, welches zwischen ihr und Ägisthos besteht, entspringen wird. Bald wird Agamemnons Heimkehr gemeldet und mit ihr die Katastrophe vorbereitet. Schon jetzt faſst Ägisthos den Entschluſs, Agamemnon aus dem Wege zu räumen, um selbst das Scepter zu ergreifen, um so Klytämnestra nicht zu verlieren und seine Schandthaten von früherher nicht ans Tageslicht kommen zu lassen.

Besonders schön und dramatisch ist der zweite Akt. Ist auch die Handlung nicht lebendig und spannend, so ist doch der Dialog interessant, so kommen doch die Seelenstimmungen Agamemnons und Klytämnestrens gar herrlich zum Ausdruck. Wie tragisch wirkt der Gegensatz der Freude des heimkehrenden Agamemnon, der vor Sehnsucht brennt, sein liebes, treues Weib nach langer Trennung wieder in die Arme zu schlieſsen, und auf der anderen Seite die bange Furcht der schuldbewuſsten Klytämnestra, die nicht wagt, ihrem Gatten unter die Augen zu treten! Wie schwer fällt es ihr, den heimkehrenden glücklichen Gemahl, der sie mit zärtlicher Liebe überschüttet, zu hintergehen, ihm mit kühler Zurückhaltung und mit traurigem Antlitz entgegenzutreten, ja ihn mit Vorwürfen und Tadel zu empfangen! Nicht traurig infolge der langen Abwesenheit des Gatten und der langen Trennung von ihm, wie Agamemnon irrtümlicherweise anfangs glaubt, sondern vom bösen Gewissen beunruhigt und gequält, steht Klytämnestra, das Urbild der Verstellungskunst und Heuchelei, schuldbeladen vor ihrem Ehegemahl. Agamemnon kann sich diese gänzliche Umwandelung seines einst so teuren und treu ergebenen Weibes nicht erklären, und doch steigen schon jetzt dunkele, böse Ahnungen gleich unheilverkündenden Schatten in seiner Seele auf. — Wie wohl-

Digitized by Google

thuend und rührend im Gegensatz zu dieser kühlen und peinlichen Empfangsscene der Klytämnestra wirkt die gleich darauf folgende erste Begegnung Agamemnons mit seinen beiden geliebten Kindern Orestes und Elektra! Wie jubelt ihm das Vaterherz vor Wonne und Glück, sie froh und gesund wiederzusehen! Wie rührend sind die Liebesbeteuerungen der Elektra, die oft das Bild ihres heldenmütigen Vaters im Traume gesehen und sich des unsterblichen Ruhmes ihrer fürs Vaterland geopferten Schwester Iphigenie erinnert! Wie brennt der jugendliche Orestes vor Lust und stürmischem Verlangen, auch einst solche Thaten zu vollbringen wie sein herrlicher Vater! Kein Wort des Vorwurfs wird hier laut; die Kinder, frei von drückender Schuld, grollen dem Vater nicht, weil er so lange von ihnen fern blieb.

Einige Bruchstücke der betreffenden höchst dramatischen Scenen mögen hier Platz finden, um das Gesagte näher zu erläutern und zu bestätigen (Akt II, Scene 2).

Clyt. *Had Agamemnon lov'd me, would he, nay*
Could he have left me in the rage of grief,
My daughter yet fresh bleeding in my sight?
Left me so long? Love surely must have found,
In the wide round of ten revolving years,
Some way to see me, to prevent these sorrows. —
Why was I thus abandon'd, Agamemnon?

Agam. *Let me kiss off these tears! O beauteous tears!*
If shed by doubting love, if shed for absence.
Instead of these reproaches, ask me rather,
How I that absence bore: and here all words,
All eloquence is dumb, to speak the pangs
That lurk'd beneath the rugged brow of war.
When glaring day was clos'd and hush'd the camp,
Oh, then, amid ten thousand other cares,
Those stung the keenest that remember'd thee,
That on my long-left Clytemnestra thought,
On what wild seas and mountains lay between us.

Clyt. *Unhappy man!*

Dann heifst es weiter unten:

Agam. *Oh, make not conquest hateful!*
I shall abhor it, if it cost me thee,

Digitized by Google

Cost me thy love. A daughter was too much
And ten years absence from my Clytemnestra.
Add not to these a loss I cannot bear!
The loss of thee, thou loveliest of the sex!
And once the kindest!

Clyt. *Alas! untimely fondness — Agamemnon!*
Too generous Agamemnon! you distress me,
Would you were not so kind, so tender, now!
Or ne'er had been so cruel!

Man vergleiche ferner Akt II, Scene 3, das Gespräch zwischen Agamemnon und den Kindern. Hier ist die Situation so lebendig, so schön, die Sprache so innig und warm, daſs jene Scene dem modernsten Theaterdichter durchaus nicht zur Unehre gereichen würde, sondern seinen Ruhm zu erhöhen im stande wäre. Es mögen hier der Kürze halber nur die Begrüſsungsworte Agamemnons folgen:

Agam. *Come to my arms, my boy, my dear Orestes!*
In whom I live anew, my younger self!
And thou Electra; in thy opening cheek
I mark thy mother's bloom; even so she look'd,
Such the mild light with which her beauty dawn'd.
Oh, thou soft image of my Clytemnestra!
My other Iphigenia!

Doch wie bald soll diese Freude, dieser Jubel Agamemnons durch traurige Nachrichten getrübt werden! Aus Ägisthos' Munde muſs er hören, wie der treue Melisander, der als Ratgeber und Beschützer Klytämnestras zurückgelassen worden war, verbannt worden ist, verbannt durch Ägisthos selbst, der jenen treuen Mann beschuldigt, aufrührerische Ideen im Kopfe getragen und revolutionäre Pläne geschmiedet zu haben. Vom Zorne hingerissen, fordert Agamemnon Beweise von Ägisthos, um dann Gerechtigkeit walten zu lassen. Diese geforderten Beweise kann der erbärmliche Feigling und Intrigant nicht bringen, und aus Furcht vor Agamemnons grausiger Rache beschlieſst er dessen Tod. — Der dritte und vierte Akt sind weit geringer an dramatischem Werte als die beiden ersten. Die Katastrophe muſs bald eintreten, da der Zuschauer weiſs, daſs des Ägisthos Worte nicht eitele Drohungen sind. Nur eine schwache Hoff-

Digitized by Google

nung, dafs der Held dem Tode durch Meuchelmörders Hand entrinnen kann, knüpft sich noch an das gemeinsame Vorgehen des treuen Arkas und des aus der Verbannung heimgekehrten Melisander, die beide Agamemnon warnen und mit Hilfe ihrer Getreuen den ränkespinnenden Ägisthos beim Gastmahle überfallen und gefangen nehmen wollen. Dieser jedoch hört rechtzeitig von dem Plane und ermordet, nachdem er vergeblich versucht, die vor seinem grauenhaften Vorhaben zurückschaudernde Klytämnestra für sich zu gewinnen, den unschuldigen, gänzlich wehrlosen Agamemnon im Bade. Im fünften Akte tritt wiederum eine Steigerung des dramatischen Interesses ein, gewinnt die Sprache wieder ihre zündende und hinreifsende Kraft. Wir meinen besonders die Verfluchung des Ägisthos durch die unglückliche und schwergeprüfte Königin. Der tragische Gegensatz kommt hier höchst glücklich zur Geltung. Der wahnwitzige schuftige Ägisthos, der soeben seine Hände mit dem Blute des unschuldigen Opfers befleckt, wagt es, von der Leiche ihres Gemahls zur Klytämnestra zu eilen und sie frevelhaft in diesem furchtbaren Augenblicke mit seiner unreinen Liebe zu bestürmen. Voll tiefsten Abscheues und mit furchtbar lastendem Fluche wendet sie das Auge von dem Elenden, dem nichts mehr heilig ist (vgl. V, 8):

Clyt. *Off, give me way! to deserts let me fly!*
The wildest savage there! —
Why pierce me thus with looks? In every eye
There is a dagger; chief in thine — Ha, villain!
I know thee; know these eyes, where smiling love
To the red glaring of a fury's torch
Is now transform'd. — Yes, traitor, turn away;
But ere you go, give me my peace again;
Give me my happy family around;
Give me my virtue, honour, nay my glory
Or give me death, tho' death cannot relieve me.

Diese und noch einige andere Situationen aufser den erwähnten (vgl. besonders noch V, 1) sind äufserst spannend und dramatisch. Sie fesseln dauernd das Interesse des Zuschauers und zeichnen sich durch einen lebhaften Dialog aus, der durch schwungvolle, markige, aber nicht bombastische Diktion noch an dramatischem Leben gewinnt.

Die Charakterzeichnung der Hauptpersonen ist im ganzen gut und deutlich. Agamemnon erscheint als tapferer, unerschrockener Kriegsheld, als treuer Gatte, als liebender Vater und als eifrig für das Wohl seiner ihm ergebenen Unterthanen sorgender Fürst. Schmerz durchwühlt daher seine Brust, Ingrimm und Zorn lodern hoch empor, als er die erbärmlichen Intriguen und niederträchtigen Verleumdungen des Ägisthos vernimmt. Sein gerader, offener Sinn, seine Gerechtigkeitsliebe empören sich wider allen Lug und Trug, und so schwört er seinem Feinde, dem Zerstörer seines Glücks und häuslichen Friedens, Rache und Verderben. Den schreiendsten Gegensatz zu Agamemnon bildet Ägisthos. Er ist ein jämmerliches, feiges und ehrloses Subjekt, dem Recht, Zucht und menschliches Glück nichts gelten, der nur seiner Habsucht und Wollust frönt. Er ist trefflich gezeichnet, und der Zuschauer wendet das Auge mit Entsetzen ab von dem egoistischen Schmarotzer, dem feigen, tückischen Mörder. Klytämnestra ist kein Charakter; sie ist das blinde und willenlose Werkzeug des Ägisthos, der ihre moralischen Bedenken, ihre schmerzlichen Reuegefühle immer wieder sofort durch falsche Vorspiegelungen, durch die erbärmlichsten Verdächtigungen ihres Gatten niederzuhalten bestrebt ist. Klytämnestra besitzt nicht Kraft und Energie genug, sich aufzuraffen, den besseren Regungen ihres Herzens, den Warnungen ihres Gewissens Gehör zu schenken, dem Verführer standhaft entgegenzutreten. Sie fällt immer wieder in dessen gefährliche Schlingen zurück, bis sie moralisch ganz sinkt und, dem Wahnsinn nahe, ihren gleisnerischen Betrüger und den Räuber ihrer Ehre mit Abscheu von sich stöſst. — Man kann die Klytämnestra wohl bedauern, aber nicht deshalb, weil sie unglücklich ist, sondern weil sie zu wenig moralische Kraft besitzt, das Unglück frühzeitig genug abzuwenden und eine tugendhafte, sittsame Frau zu bleiben. Arkas und Melisander zeigen sich als wahre und treue, gehorsame und aufopferungswillige Unterthanen und Freunde ihres Königs. Sie haben die reinsten und besten Absichten, Agamemnon vor seinem Feinde zu schützen, vermögen aber nichts gegen diesen im Verborgenen lauernden, tückischen Todfeind Agamemnons auszurichten.

Digitized by Google

3. Edward and Eleonora.

Dieses Stück hat einen zum Teil sagenhaften, zum Teil historischen Hintergrund, baut sich aber der Hauptsache nach auf dem Mythus auf. Der Sage nach wurde Eduard von einem türkischen Fanatiker mit einem vergifteten Dolche verwundet. Er muſs unrettbar sterben, wenn sich niemand bereit findet, das Gift aus der Wunde auszusaugen. Seine Gemahlin Eleonora in ihrer aufopfernden Liebe vollbringt diese Groſsthat, während ihr Gemahl schlummert, und wird selbst dem Tode nahe durch Anwendung eines Gegengiftes von Selim gerettet. Eine ähnliche Fabel existiert von Robert, dem Sohne Wilhelms des Eroberers. Hier geht Sibylle, Roberts Gemahlin, freiwillig in den Tod für ihren Gatten. Diesen mittelalterlichen Sagen liegt vielleicht der altgriechische Mythus von Admetus und Alkeste zu Grunde. Alkeste opfert sich selbst für ihren dem Tode verfallenen jungen Gemahl und wird später von Herkules dem Hades wieder abgerungen und mit Admetus von neuem vereinigt. — Eduard und Eleonora ist die zweite Tragödie, die Lessing für wichtig genug hält, um sie einer kurzen Besprechung zu würdigen. Wir haben an anderer Stelle schon unser Befremden ausgedrückt, daſs gerade zwei der verhältnismäſsig schwächsten Stücke Thomsons von Lessing besprochen und günstig beurteilt wurden. Es ist schade, daſs sich der groſse Kritiker und Dramaturg nicht auch über die besseren Tragödien Thomsons geäuſsert hat; es wäre jedenfalls sehr interessant gewesen, über diese sein ästhetisch scharfsinniges Urteil zu besitzen. Es heiſst bei Lessing (vgl. seine Vorrede): 'Was soll ich von seinem Eduard and Eleonora sagen? Dieses ganze Stück ist nichts als eine Nachahmung der "Alkeste" des Euripides, aber eine Nachahmung, die mehr als das schönste ursprüngliche Stück irgend eines Verfassers bewundert zu werden verdient. Ich kann es noch nicht begreifen, durch welchen glücklichen Zufall Thomson in der neueren Geschichte die einzige Begebenheit finden muſste, die mit jener griechischen Fabel einer ähnlichen Bearbeitung fähig war, ohne das Geringste von ihrer Unglaublichkeit zu haben.' Wir unsererseits vermögen es nicht, der Lessingschen Ansicht beizustimmen. Der griechische Sagenstoff, das ist richtig, leidet

Digitized by Google

an Unnatürlichkeit und Unwahrscheinlichkeit und würde deshalb heutzutage nie der Gegenstand einer guten Tragödie sein können. Der mittelalterliche Mythus, der aus dem griechischen hervorgegangen (vgl. hierzu Ellinger: Alkeste in der modernen Litteratur, S. 24 ff.), leidet zwar nicht so sehr an Unglaublichkeit und bewegt sich in den Grenzen der Möglichkeit, wurde aber von Thomson durchaus ungeschickt behandelt, so daſs wir wohl der Anlage, nicht aber der Ausführung und dem Ausgange nach eine echte Tragödie vor uns haben. Wir möchten hier im Vergleich zu Agamemnon eher einen dramatischen Rückschritt des Dichters erkennen. Das Stück enthält zahlreiche Rührscenen, welche durch die Fabel selbst bedingt sind, und erinnert in mannigfacher Beziehung an die 'tragédie bourgeoise' der Franzosen um die Mitte des 18. Jahrhunderts. — Den Schauplatz der Handlung verlegt der Dichter nach Jafa (Joppe) an der Küste von Palästina, etwa sieben Meilen von Jerusalem entfernt. Für die historische Grundlage, worauf das Stück teilweise aufgebaut ist, für die Zeit der Handlung haben wir an des Dichters eigenen Worten, die er Eduard in den Mund legt, einigen Anhalt (cf. I, 1):

Edw. *Worthy of England's heir and of the name*
Of Lion-hearted Richard, whose renown
After almost a century elaps'd etc.

Erwägt man, daſs der dritte Kreuzzug unter Friedrich Barbarossa, Philipp August von Frankreich und Richard Löwenherz von England in den Jahren von 1189—1192 stattfand und rechnet nach Thomsons Angabe etwa hundert Jahre weiter, so kommt man auf den Kreuzzug, an welchem Eduard I., mit dem Spitznamen 'Longshanks', teilnahm. Diesen Eduard I. (1272 bis 1307), den Sohn Heinrichs III., meint der Dichter, und die Handlung spielt nach seiner Darstellung vor 1272, weil Eduard als Prinz nach Palästina gezogen war und ihm während der Belagerung von Joppe die Nachricht vom Ableben seines königlichen Vaters überbracht wird. — Von der Belagerung von Jafa oder Joppe wird historisch nicht weiter berichtet. Wohl machte Eduard von England als Prinz einen Kreuzzug nach Palästina, die Todesnachricht seines Vaters gelangte aber nicht zu ihm, während er noch in Joppe war, sondern erreichte ihn

Digitized by Google

auf seiner Rückkehr während seines Aufenthaltes in Sicilien (1272). Er wurde zum König ernannt, es wurde eine Regentschaft in England eingesetzt, das Land war ruhig, und der Graf von Gloucester leistete bereitwillig den Lehnseid. Es ist demnach die Zeit der Handlung kurz vor das Jahr 1272 zu setzen. Der historische Stoff bot dem Dichter wenig oder vielmehr gar nichts, um eine Tragödie aufbauen zu können, deshalb hielt er sich an die Sage, welche aber, wie oben erwähnt, ebenfalls durchaus keinen rechten Stoff zu einer Tragödie liefern kann und konnte. Man bewundert wohl die bereitwillige, mutige, selbstlose Aufopferung Eleonorens, es rührt uns die treue, innige Liebe zu ihrem unglücklichen, dem Tode unrettbar verfallenen Gatten, die reine, ideale Liebe, welche ihr teurer ist als ihr eigenes Leben, aber eine tragische Heldin ist sie deshalb doch nicht. Hierzu müfste sie infolge einer entweder durch eigenen Fehltritt oder durch die Schlechtigkeit anderer herbeigeführten Schuld leiden und dann kämpfend für eine höhere Idee, welche sie aber auf Irrwege geführt, im Kampfe unterliegen. Sie stirbt ja aber nach des Dichters Darstellung nicht, sondern wird gerettet, so dafs sie nun ebensowenig wie Eduard tragische Heldenfigur wird. Selbst wenn sie den Tod erlitten, würde sie noch keine tragische Heldin, sondern blofs eine aufopferungsvolle, treue, heldenmütige Frau sein. — Im ersten Akte wird die Katastrophe bereits vorbereitet, im zweiten nur noch hinausgeschoben; jeder weifs, dafs sie mit Bestimmtheit eintreten mufs, und doch wird der ganze dritte Akt, in welchem die That geschehen, noch mit langen, rührenden Abschiedsscenen zwischen Eduard und Eleonore hingezogen. Die Katastrophe tritt schliefslich gar nicht ein, und man ist in der That gespannt zu erfahren, welchen Fortgang die Handlung in den beiden letzten Akten noch nehmen wird. Da tritt mit einem Mal eine unvorhergesehene Peripetie und damit zugleich eine Nebenhandlung ein, die allerdings mit der Haupthandlung in direkter Verbindung steht. Der Sultan Selim, als Derwisch verkleidet, erscheint im Lager Eduards, um, wenn es noch Zeit ist, die unglückliche Eleonore durch Anwendung eines Gegengiftes zu retten. Er vollführt sein edles Werk der Humanität und tritt, ohne dafs Eduard ihn kennt und ohne dafs er um die Errettung seiner geliebten Gattin

Digitized by Google

weiſs, vor ihn hin, um den Sultan von dem schmählichen Verdachte hinterlistiger planmäſsiger Mordgedanken freizusprechen. Es entspinnt sich (V, 3) zwischen Eduard und dem Derwisch ein äuſserst lebhaftes und interessantes Zwiegespräch, welches schlieſslich mehr einem heftigen Wortwechsel gleicht, indem Eduard sich oft von Leidenschaft, Zorn und Schmerz über den Verlust seiner treuen Eleonora zu den gröblichsten Beschuldigungen und Schmähungen des Sultans und seiner Religion hinreiſsen läſst. Es empört ihn, daſs der Derwisch so frei und unumwunden den Sultan verteidigt, und als erst gar der angebliche Mordversuch als die Handlung eines Fanatikers, der einer besonderen religiösen Sekte angehört, der ohne des Sultans Wissen sich in des Königs Zelt Unheil planend eingeschlichen, dargestellt wird, da bricht der ganze Sturm der entfesselten Leidenschaft Eduards los, und er scheut sich nicht, den Sultan und seine Religion als die Ursache des Unglücks und der Schmach der Christen hinzustellen. Jetzt entdeckt sich der Derwisch als Selim selbst. Aber auch nun glaubt Eduard noch nicht an dessen Worte und wird erst dann versöhnt, als Eleonora, durch Selim errettet, auf der Bühne erscheint. Im zweiten Teile der Tragödie, von welchem man mit vollem Rechte reden darf, erscheint Selim als der Retter, als ein Held, der sich unsere volle Sympathie erwirbt. Die Einheit der Handlung wird dadurch zwar nicht völlig aufgehoben, aber doch zum mindesten beeinträchtigt. Eduard und Eleonora stehen noch im Mittelpunkte derselben, aber man interessiert sich jetzt fast weniger für sie als für den Sultan Selim. Die oben erwähnte Scene zwischen Eduard und dem Sultan gehört zu den besten und lebendigsten im ganzen Stücke. Es finden sich in diesem Dialoge Ideen und Tendenzen, die in Lessings Nathan in ganz ähnlicher Weise wiederkehren, und es ist deshalb nicht unmöglich, daſs sich aus diesem Umstande Lessings günstiges Urteil über Eduard und Eleonora zum Teil erklärt. Anderenteils rührt Lessings günstige Kritik wohl auch davon her, daſs er im Jahre 1756 sich selbst in der tragischen Kunst noch nicht versucht hatte und noch nicht so hohe Anforderungen an dieselbe stellte wie später. Selim erscheint als Träger der Humanität, als Vertreter einer in der Liebe und Toleranz thätigen Vernunftreligion.

Digitized by Google

In der Liebe und Toleranz können alle Religionen ohne Unterschied gleich und wahr sein. Man vergleiche in dieser Hinsicht nur folgende Verse (V, 3):

Edw. *You all are bigots, robbers, ruffians all!*
It is the very genius of your nation.
You live by rapine, thence your empire rose;
And your religion is a mere pretence
To rob and murder in the name of Heaven.

Selim. *Be patient, Prince, be more humane and just!*
You have your virtues and your vices too;
And we have ours. The liberal hand of nature
Has not created us, nor any nation
Beneath the blessed canopy of Heaven,
Of such malignant clay, but each may boast
Their native virtues and their Maker's bounty.

Und weiter unten heifst es:

Yet I am greater than the highest monarch,
Who, from blind fury, grows the slave of passion.
Besides, I come to justify a prince
Howe'er in other qualities below thee,
In love of goodness, truth, humanity
And honour, Sir, thy equal; — yes, thy equal.

Selim ist fast der einzige scharf und konsequent durchgeführte Charakter. Er ist edel, human, tolerant und bescheiden. Er erregt als Vermittler und Ritter, getragen von hohen und rein menschlichen Ideen, das ungeteilte Interesse des Zuschauers. — Abgesehen von dem dramatischen Dialog zwischen Eduard und Selim, sowie einigen, wenn auch nicht tragischen, so doch rührenden Situationen und innigen Scenen zwischen dem Prinzen und seiner ihn zärtlich und unvergleichlich liebenden Gattin, ist das ganze Stück dürftig und wenig dramatisch, die Handlung steril, schleppend, unnatürlich und unnötig lang hinausgedehnt. Nimmt man nun noch hinzu, dafs auch die Diktion im ganzen weniger markig und präcise ist, so mufs man die ganze Tragödie zu des Dichters unbedeutendsten Leistungen zählen.

4. Tancred and Sigismunda.

'Tancred und Sigismunda' nebst dem letzten Stücke 'Coriolanus' gehören unzweifelhaft zu des Dichters besten Tra-

Digitized by Google

gödien. 'Tancred und Sigismunda' ist allerdings in der Komposition auch nur schwach, namentlich leidet die Verwickelung und die Katastrophe an zu grofser Unwahrscheinlichkeit, die Handlung dagegen zeichnet sich durch Frische und Lebendigkeit aus. Im bunten Scenenwechsel führt der Dichter eine Reihe dramatischer Gemälde, die unser Interesse fesseln und uns mit den handelnden Personen fühlen lassen, an unserer Seele vorüber. — Der Dichter sagt selbst in seiner Vorrede, dafs das Stück bei der Bühnenaufführung beträchtlich gekürzt worden sei, dafs er es aber dem Leser in seiner ursprünglichen Form zeigen wolle. Der Ort der Handlung ist Palermo. Der Stoff ist der mittelalterlichen sicilianischen Geschichte entnommen; der Dichter versetzt uns in die Zeit Tancreds, des letzten Sprösslings der Normannen, zurück. Es mufs von vornherein bemerkt werden, dafs sich Thomson mehrfach auffällige Abweichungen von der geschichtlichen Überlieferung erlaubt hat. Die mutmafslichen Gründe, welche er dabei hatte, sollen bei der Kritik näher erörtert werden. Es möge nun zunächst eine etwas ausführlichere Analyse des Stückes mit Beibehaltung der historischen Unrichtigkeiten folgen.

Wilhelm II. mit dem Beinamen 'der Gütige' liegt auf dem Sterbebette. In seiner letzten Willenserklärung, die ihm Siffredi, der Lordkanzler Siciliens, angeblich im Interesse des Staates, der Ruhe und Wohlfahrt des Volkes, so zu sagen abgerungen hat, hat er Tancred, den Enkel Rogers I., des ersten Normannenherzogs, verpflichtet, seine Tante Constantia zu heiraten, widrigenfalls er auf die Krone Verzicht leisten und Constantia mit Heinrich VI. vermählt werden soll. Tancred, welcher bisher als Pflegebefohlener und Adoptivsohn im Hause Siffredis gelebt hat, erfährt von diesem seine Abstammung und dafs er nach des Königs Wunsch und Willen Herrscher über Sicilien werden soll. Die Bedingungen verschweigt ihm Siffredi. Letzterer weifs um seiner Tochter Sigismunda Liebe zum Prinzen Tancred und will auf alle Fälle eine eheliche Verbindung der sich innig Liebenden hintertreiben. Sigismunda ist oft von bösen Ahnungen erfüllt und kann sich das übergrofse Glück kaum denken, Tancred, der soeben von den sicilianischen Grofsen und vom Volke feierlich zum König von Sicilien ausgerufen worden ist, als Ehegemahl zu besitzen.

Digitized by Google

Tancred überreicht ihr deshalb beim Abschied eine mit seiner Namensunterschrift versehene Urkunde, die sie ihrem Vater überreichen soll, damit er sein väterliches Jawort darauf schreibe und die Vermählung sofort vor den versammelten Pairs verkündige. Siffredi jedoch aus staatsmännischen Klugheitsrücksichten verkündet vor der Versammlung des Königs letzten Willen und in Gegenwart Tancreds und Sigismundens die Eheschliefsung Tancreds mit der Prinzessin Constantia. Tancred in seiner übergrofsen Bestürzung und Entrüstung, zugleich aber auch aus zarter Rücksicht auf seine Geliebte Sigismunda, vermeidet den öffentlichen Skandal. Er fordert Siffredi auf, am folgenden Tage diese Bekanntmachung als gemeine Fälschung zurückzunehmen, wogegen sich aber Siffredi mit Entschiedenheit sträubt. Im Gegenteil er verspricht die Hand seiner Tochter dem Grafen Osmond, der um dieselbe angehalten hat. Sigismunda, anfangs vor Scham, Schmerz und Trauer um den Verlust Tancreds dem Wahnsinn nahe, läfst sich von ihrem Vater und ihrer Vertrauten Laura, welche Tancred als einen Feigling und Treulosen hinstellt, überreden und reicht, innerlich empört über Tancreds Benehmen, über seinen Betrug, dem ungeliebten Osmond die Hand, nur um sich so an Tancred zu rächen, den sie wirklich für treulos und unmännlich hält. Tancred schreibt an Sigismunda einen Brief, worin er ihr den unseligen Betrug mitteilt. Dieser Brief gelangt zu spät in ihre Hände. Tancred begiebt sich selbst zu Sigismunda und beschwört sie, die Seine zu werden. Er will durch fürstlichen Machtspruch ihren auf betrügerische Weise mit Osmond geschlossenen Ehebund für null und nichtig erklären. Bei dieser Zusammenkunft mit Sigismunda wird er von Osmond überrascht. Es kommt zu heftigen Auseinandersetzungen zwischen beiden Rivalen, und Tancred verbietet Osmond unter Androhung der Todesstrafe, sich Sigismunda je wieder zu nähern. Dieser, pochend auf seine gerechten Ansprüche auf seine Ehegemahlin und unterstützt von seinem Schwiegervater Siffredi, bietet dem Könige trotzig die Stirn. Es folgt die Gefangennahme Osmonds durch Rodolpho, der einen schriftlichen Haftbefehl seines Freundes, des Königs, vorzeigt. Osmond wird auf ein festes Schlofs in Palermo gebracht. Goffredo, der Befehlshaber dieses Schlosses, sein Freund, erlaubt ihm, auf eine Nacht

Digitized by Google

sich zu entfernen. Am folgenden Tage sollte er überhaupt nach des Königs Befehl auf freien Fuſs gesetzt werden. Er eilt zu seinem Weibe und trifft dort den König, der Sigismunda wiederholentlich vergeblich bestürmt hat, ihm die Hand zu reichen und ihm als Ehegemahlin in sein Schloſs zu folgen. Es entsteht ein äuſserst erregter, leidenschaftlicher Wortwechsel zwischen Tancred und Osmond, es kommt zum Kampfe, und Osmond fällt durch Tancreds Schwert. Sterbend ergreift der unglückliche Osmond den Dolch und durchbohrt unter Flüchen und Verwünschungen sein neben ihm knieendes unschuldiges Weib. Der Verzweiflung nahe, entreiſst Tancred dem in der Nähe stehenden Rodolpho das Schwert, um sich zu töten, wird aber von diesem, der ihn an Sigismundens letzte Bitte, sein eigenes Leben zu schonen, erinnert, vom Selbstmord abgehalten. Von Schmerz überwältigt, an der Leiche Sigismundens niederknieend und sie mit Küssen bedeckend, findet ihn Siffredi, der jetzt zu spät sein Unrecht erkennt und am Schlusse eine kurze Moral ausspricht des Inhalts, daſs Eltern ihre Kinder nicht tyrannisch zu einer Heirat zwingen, sondern ihnen nach ihres Herzens Drange freie Wahl lassen sollen.

Im Interesse des Stückes und des Helden selbst hat sich der Dichter, wie im Eingange bereits bemerkt wurde, mehrfach Abweichungen von der historischen Überlieferung gestattet. Nach der Geschichte ist Tancred Enkel Rogers I., unehelicher Sohn Rogers II. und Halbbruder Wilhelms I., des Bösen. Thomson dagegen, dem eine solche Abkunft für seinen Helden als unpassend und undramatisch erscheinen muſste, stellt ihn als den rechten Sohn Manfreds dar. An Manfred, der erst später im 13. Jahrhundert als Halbbruder Kaiser Konrads IV. eine historische Rolle gespielt hat, kann natürlich hier nicht gedacht werden. Manfred ist einfach bei Thomson eine erfundene Persönlichkeit. Nach Thomson wird Manfred durch Wilhelm den Bösen ermordet, und Wilhelm II., der Gütige, welcher kinderlos stirbt, bestimmt testamentarisch seine Schwester Constantia zur Gemahlin Tancreds. Nun ist aber nach der geschichtlichen Tradition Constantia die Schwester Wilhelms I., mithin Halbschwester Tancreds und Tante Wilhelms II. Dieser hatte sie mit dem Sohne Friedrichs I. (Barbarossa), mit Heinrich VI., vermählt und ihm, da er

Digitized by Google

selbst kinderlos war, die Herrschaft über Sicilien zugesichert. Thomson konnte aus dramatischen Rücksichten und Gründen zur Herbeiführung des Konfliktes und der Katastrophe der geschichtlich feststehenden Überlieferung nicht folgen und Constantia als Schwester Wilhelms I. hinstellen, weil dadurch die geplante Heirat zwischen ihr und Tancred gar nicht möglich gewesen wäre und die Verwickelung und Katastrophe gar nicht hätte herbeigeführt werden können. So aber ist das Verlangen, welches man an Tancred stellt, die Tochter des Mörders seines Vaters zu ehelichen, um so viel schrecklicher und dient nur dazu, ihn in seiner treuen Liebe zu Sigismunda zu bestärken. Sigismunda gleichwie die übrigen Personen im Stücke sind erdichtet, und es fehlt ihnen jeglicher geschichtliche Hintergrund. Solche Erfindungen, solche Abweichungen erlauben und erlaubten sich auch andere Dichter, wenn die Regeln der dramatischen Kunst es erheischen. Der Wert der Thomsonschen Tragödie wird übrigens durch jene historischen Unrichtigkeiten keineswegs beeinträchtigt, sondern vielmehr erhöht. Nicht so verhält es sich mit den mannigfachen auffälligen Unwahrscheinlichkeiten, woran die Darstellung leidet. Zunächst ist die Herbeiführung der Verwickelung höchst unnatürlich. Kann man sich wohl vorstellen, daſs Tancred, nur um Aufsehen zu vermeiden und aus zarter Rücksicht auf seine Braut, stillschweigend seine von Siffredi verkündigte Vermählung mit Constantia als wahrheitsgemäſs hinnimmt? Hatte er nicht vielmehr allen Grund dazu, offen und energisch vor dem versammelten Volke gegen solch eine erbärmliche und unverschämt freche Entstellung der Wahrheit zu protestieren und seine Liebe zu Sigismunda, seiner Braut, laut zu bekennen? So würde er doch ganz entschieden viel richtiger gehandelt und Sigismunda Demütigung und Herzeleid erspart haben. Mit Worten, wie sie sich V, 6 finden, wird die Handlung Tancreds nur sehr schlecht und wenig stichhaltig motiviert. Er sagt dort in dem Dialoge mit Sigismunda:

I told thee how thy father's artifice
Forc'd me to seem perfidious in thine eyes.
Ah, fatal blindness! not to have observ'd
The mingled pangs of rage and love that shook me;
When, by my cruel public situation

Compell'd, I only feign'd consent, to gain
A little time, and more secure thee mine.

Sollte die Verwickelung entstehen, sollte die Katastrophe eingeleitet und herbeigeführt werden, und das mufste ja doch geschehen, so durfte die glückliche Verbindung Tancreds und Sigismundens auf keinen Fall stattfinden. Der Dichter hätte aber eine nicht so plumpe, auf Unwahrscheinlichkeit, man möchte fast sagen Unmöglichkeit, beruhende, sondern planmäfsig angelegte und wohl ausgedachte Intrigue erfinden sollen, welcher das ahnungslose Liebespaar unrettbar zum Opfer gefallen wäre. — Unnatürlich ist es ferner, dafs Tancred so lange säumt, wenigstens den Brief an Sigismunda abzusenden, worin er ihr den Betrug ihres Vaters mitteilt und sich gegen den Verdacht der Treulosigkeit verwahrt. Gar nicht genügend motiviert wird sodann der schnelle Entschlufs Sigismundens, wider Willen und ohne jegliche Herzensneigung ihre Hand dem Grafen Osmond zu reichen. Sie darf doch eigentlich nach den kurz zuvor erfolgten aufrichtigen Beteuerungen der Liebe und Treue ihres Verlobten unmöglich so rasch an dessen Sinnesänderung glauben und, ohne mit ihm gesprochen oder auch nur von ihm gehört zu haben, blofs weil er vor der versammelten Menge geschwiegen, sie somit betrogen, ihr Herz verleugnen und es an Osmond verschenken. Infolge solcher Unwahrscheinlichkeiten erregt auch das Schicksal Tancreds und Sigismundens weder die Furcht noch das Mitleid des Zuschauers. Er empfindet, dafs beide zu unbesonnen handeln und dafs ihre Handlungen gar nicht motiviert sind. Dadurch dafs Osmond mit Siffredis Einwilligung Sigismunda zur Frau bekommt, rückt er zu sehr in den Vordergrund der dramatischen Handlung. Man interessiert sich wohl noch für Tancred und Sigismunda, sowie deren Schicksal, erkennt aber in Tancred nicht mehr recht den Helden, denn dazu ist er zu wenig entschlossen und thatkräftig. Osmond hingegen erscheint als Mann starren, unbeugsamen Sinnes, kühn trotzend den Drohungen des Königs, der in seinen Augen kein Recht besitzt, ebenso wenig wie der geringste Unterthan des Staates, Gewaltthätigkeiten zu üben. — Die Gründe endlich, welche den Lordkanzler Siffredi bestimmen, das Glück zweier sich Liebenden kalt und unbarmherzig zu zerstören, nämlich des Staates und des Königs eigenes Wohl, sind

Digitized by Google

sehr wenig stichhaltig, so daſs weder der Zuschauer noch der Intrigant selbst von der Wahrheit derselben überzeugt sein kann. Man vergleiche hierzu die Worte Siffredis (II, 1):

He must submit, his dream of love must vanish —
It shall be done! — To me, I know, 'tis ruin;
But safety to the public — to the King.
I will not reason more, I will not listen
Even to the voice of honour — No — 'tis fix'd!
I here devote me for my prince and country;
Let them be safe, and let me nobly perish!

Neben diesen hervorgehobenen, nicht unbedeutenden Schwächen hat das Stück aber auch viele Lichtseiten und Vorzüge vor allen anderen Tragödien Thomsons. Hierzu gehört vor allen Dingen das frische dramatische Leben, bedingt durch einen im raschen Tempo von Für- und Widerrede wechselnden Dialog. Das Interesse des Zuschauers wird beständig angeregt, und, trotzdem daſs die Verwickelung eingetreten und man einen schlimmen Ausgang befürchten muſs, wird die Hoffnung auf glückliche Lösung des Konfliktes durch neue Kombination von Plänen und Entschlüssen wieder aufgefrischt und genährt. Man vergleiche in dieser Hinsicht namentlich Siffredis Versuch (V, 2), seinen Schwiegersohn zu überreden, Sigismunda ins Kloster zu schicken, damit sie unter Gottes heiligem Schutze keine Gefahr mehr zu befürchten habe. Osmond freilich, der jetzt selbst gegen Siffredi miſstrauisch geworden ist, ihn für einen geheimen Verbündeten und Freund des Königs hält, lehnt solch ein Ansinnen mit Entrüstung ab. So drängen denn die Umstände, nachdem alle Versöhnungspläne fehlgeschlagen, zur blutigen Katastrophe hin. Die letzte Scene ist, abgesehen von der etwas aufdringlichen Schluſsmoral, hoch dramatisch. Wild stürmen die zügellosen Leidenschaften aufeinander. Der um seine Liebe schändlich betrogene, in Verzweiflung maſslos aufgebrachte, in seinen Rachegelüsten seiner selbst kaum mächtige Tancred erhebt die Hand gegen den gereizten, bis zum Wahnsinn eifersüchtigen, in seiner Ehre und in seinen Rechten gekränkten Osmond. Osmond fällt und mit ihm Sigismunda. Sie büſst ihre Leichtgläubigkeit und ihren daraus hervorgehenden beleidigten Stolz und ihren Trotz mit dem Tode. Erschütternd wirkt er nicht, wohl aber versöhnend. Ihre

Digitized by Google

letzten Worte legen beredtes Zeugnis ab von ihrer reinen Seele, ihrer Liebe zu Tancred und der kindlichen Verehrung ihres Vaters, den sie dem Schutze und der Schonung Tancreds anempfiehlt. Aber nicht nur der Schlufs, sondern auch viele andere Scenen und Situationen im Stücke sind echt dramatisch und interessant. Die Charaktere sind trefflich gezeichnet, und die Leidenschaften der handelnden Personen kommen wirkungsvoll zur Geltung. — Für kein Stück pafst das oben angeführte Urteil Hettners, dafs Thomson unerträglich frostig und unbedeutend wird, sobald er Menschen und menschliche Handlungen ausmalt, so wenig als gerade für Tancred und Sigismunda. Jeder unbefangene Leser und Beurteiler Thomsons wird sich von der Wahrheit unserer letzten Behauptung überzeugen, wenn er sich die Mühe nimmt, folgende Scenen aus Tancred und Sigismunda zu vergleichen:

1) Die reizende Liebesscene zwischen Tancred und Sigismunda (I, 6). Wie liebreizend und treu und doch wie bange besorgt um die Zukunft erscheint da Sigismunda, und wie verrät ein jedes Wort Tancreds, wie unaussprechlich glücklich er sich fühlt durch Sigismundens Besitz, wie er sie treu schützen und wie stolz er auf sie als seine Königin schauen will!

2) Die für Tancred so furchtbare Enthüllungsscene der Verheiratung Sigismundas und Osmonds (IV, 2).

3) Die leidenschaftliche Auseinandersetzung zwischen Tancred und Osmond, der sich durch kein königliches Machtwort noch Drohung schrecken läfst (IV, 3).

4) Die Scene zwischen Tancred, Siffredi und Osmond, zwischen einem leidenschaftlich liebenden König, einem gütlich vermittelnden Staatsmann und einem tief gekränkten, zornig aufbrausenden Eheherrn (IV, 4 u. 5).

Nimmt man nun noch die in glatten Versen dahinfliefsende warme, innige und gefühlvolle, bald leidenschaftliche, schwungvolle und doch nicht bombastische und überladene Sprache hinzu, welche in den meisten Scenen der Tragödie vorherrscht, so wird man dieselbe trotz der nicht unerheblichen Mängel und Schwächen als ganz schätzenswerte dramatische Leistung des Dichters hinstellen dürfen und anerkennen müssen.

Digitized by Google

5. Coriolanus.

Die zum Teil historisch feststehenden, zum Teil von der Sage ausgeschmückten Groſsthaten Coriolans, seine Verbannung aus seinem Vaterlande, seine Flucht ins Lager der Volsker, sein Verrat am Vaterlande aus Rache, sein Zug gegen Rom und sein Tod können sehr wohl den Gegenstand zu einer Tragödie bilden. Shakspere hat den eklatantesten Beweis hierfür geliefert und der Nachwelt ein Werk hinterlassen, das immer und ewig seinen Wert behalten und uns durch seine dichterischen Schönheiten erfreuen und begeistern wird. Die Todesart Coriolans, welche für die tragischen Dichter von besonderer Bedeutsamkeit sein muſste, ist historisch nicht festgestellt worden; die Sage aber läſst ihn bald sich selbst töten, bald von den Volskern erschlagen werden oder endlich in hohem Alter im Lande der Feinde sterben. Der Tod durch der Volsker Hände muſste für die Tragiker, und so auch für Thomson, der sich an Shakspere anlehnte, die am besten zu verwendende Überlieferung sein. Durch David Garricks Darstellung Shaksperescher Figuren und Helden erfolgte die sogenannte Wiedererweckung des groſsen Meisters der dramatischen Kunst in England. Man hatte Shakspere zwar immer als einen Stolz der englischen Litteratur betrachtet, aber doch bis tief in die Mitte des 18. Jahrhunderts hinein aus dünkelhafter Eitelkeit gemeint, ihm überlegen zu sein. Es war in den vierziger Jahren, kurz vor dem Erscheinen von Thomsons Coriolan, daſs Garrick die Heldenrollen aus einigen der gröſsten Tragödien Shaksperes spielte. So King Lear und King John kurz nach 1741, Macbeth 1744, Romeo 1748. Die Shaksperesehen Stücke wurden ja allerdings von den Dichtern damaliger Zeit oft gar sehr entstellt, es wurde an ihnen in unverantwortlicher Weise herumgeflickt und herumgeschneidert, der Geist derselben blieb jedoch, die groſsen Gedanken und tiefen philosophischen Betrachtungen, an denen die Shaksperesehen Tragödien so reich sind, wurden meist unverändert als heiliges, unantastbares Gut hingenommen. — Thomson nahm sich, wie ein Vergleich der beiden Coriolane lehrt, Shaksperes Stück zum Vorbilde, besaſs aber bei weitem nicht das feine dramatische Verständnis, noch die geniale Schöpfungs- und Dichtergabe, welche wir mit Recht

Digitized by Google

an Shakspere, dem grofsen Meister, so sehr rühmen und bewundernd schätzen. Nur der vierte und fünfte Akt diente Thomson als Vorlage. Aus diesen beiden Akten machte er fünf und verfiel hier bei seinem Bestreben, seinen Gegenstand so einfach wie möglich zu wählen, in den Fehler, ihn bei der dramatischen Darstellung desto mehr in die Länge und Breite zu ziehen, wodurch Monotonie und Wiederholungen notwendigerweise oft gar nicht ausbleiben können. Es ist geradezu unverständlich, wie Thomson dazu kam, den so herrlichen dramatischen Stoff so sehr zu kürzen und sich nicht enger an Shakspere anzuschliefsen. Welche herrlichen dramatischen Gemälde, welche Reihe von effektvollen, lebendigen und äufserst interessanten Scenen bietet uns Shakspere in seinen drei ersten Akten! Wir sehen den stolzen, unbeugsamen, die Tribunen mit Verachtung behandelnden Patricier Coriolan, sehen ihn als kühnen Helden im Kampfe gegen die Volsker vor und in Corioli, dann wieder als triumphierend heimkehrenden, mit dem Eichenlaubkranz geschmückten edlen Sieger. Es spielen sich in bunter Reihe die stürmischsten Volksscenen vor unseren Augen ab und schliefslich wird in drastischer Weise Coriolans Bruch mit seinem Volke und Vaterlande unübertrefflich schön in lebhafter Handlung packend und hinreifsend zur Darstellung gebracht. Wir erhalten ein ganz genaues und treues, bis ins Detail ausgeführtes Bild vom Helden, von seinem Charakter und seiner Schuld, die mit dem Übergange zu den Feinden beginnt. Von all dem findet sich bei Thomson nichts, und sein Stück beginnt gleich mit der Schuld des Helden; seine Vorgeschichte wird blofs etwas schwerfällig und trocken von Titus erzählt (II, 1). Von dem Moment an, als die Geschichte und die Geschicke Coriolans im Lager der Volsker dargestellt werden, ähneln sich Thomsons und Shaksperes Stück. Hätte sich Thomson etwas genauer an die Shakspere'sche Auffassung des Gegenstandes gehalten, indem er auch die drei ersten Akte berücksichtigt hätte, so würde seine Tragödie an Wert nur haben gewinnen können. Und doch enthält sie auch so noch manche dramatische Vorzüge, die ihr einen würdigen Platz neben Tancred und Sigismunda einräumen. Namentlich ist das Eintreten der Katastrophe durch die Intriguen der unermüdlichen Gegner des Helden geschickt und echt dramatisch motiviert worden. Die Intriganten

Digitized by Google

bedienen sich zwar immer wieder von neuem derselben Mittel, spitzen aber ihre Waffen immer mehr zu, reizen und beleidigen den Helden von Scene zu Scene, so daſs er ihren Anschlägen schlieſslich zum Opfer fallen muſs. — Die Exposition zunächst ist allerdings mangelhaft. Die ganze Vorgeschichte des Coriolan wird, wie bereits erwähnt wurde, von Titus nur erzählt (II, 1), nachdem Coriolan bereits vor Attius Tullus, dem Anführer der Volsker, die Römer der Treulosigkeit und Undankbarkeit mit harten Worten beschuldigt hat (I, 4). Der Volskeranführer führt bei Thomson seinen historischen Namen, während Shakspere ihn im Widerspruch mit der Geschichte Tullus Aufidius nennt. — Die Anklage seitens Coriolans macht einen ungünstigen Eindruck, indem er ziemlich kleinmütig und kriechend um die Gunst des Tullus bettelt und von ihm, wenn es ihm nicht vergönnt sein sollte, in den Reihen der tapferen Volsker gegen Rom zu kämpfen, den wohlverdienten Todesstreich empfangen will (vgl. hierzu Shaksperes Cor. IV, 4). Sofort ist Tullus bereit, ihm den halben Oberbefehl über das Heer zu übertragen und ihn als besten Freund zu betrachten. Der Wechsel in der Gesinnung des Tullus sowie sein unbedingtes Vertrauen zu seinem ehemaligen Todfeinde treten zu rasch ein und sind durch Coriolans Bitten und Demütigung nicht hinreichend motiviert. Ebenso unterbleibt die dramatische Motivierung der Schuld des Helden. — Der Zuschauer ist nur noch gespannt zu erfahren, ob und wie lange Coriolan in seiner Schuld triumphieren, oder ob er durch dieselbe zu Grunde gehen wird. Der Grund zu Coriolans Treulosigkeit und Verrat ist, wie man freilich erst später von ihm selbst erfährt, sein tief beleidigter Patricierstolz und sein verletztes Ehrgefühl. Hitzig und wütend weist er mit Entrüstung das Ansinnen der Volkstribunen zurück, vor einem Plebejergerichtshof zu erscheinen, um sich zu verantworten und zu rechtfertigen. Die Worte hingegen, die er zu Tullus sagt, klingen eines unbeugsamen, stolzen Patriciers, eines unüberwindlichen, siegreichen Coriolans nicht würdig.

Death from thy hand
I sure have well deserv'd — Nor shall I blush
To take or life or death from Attius Tullus (I, 4).

Gekränkter Ehrgeiz, Egoismus und Rachegedanken lassen Co-

Digitized by Google

riolan nicht ruhig in die Verbannung ziehen, sondern führen ihn ins feindliche Lager, um dort seinen brennenden Rachedurst zu stillen.

Coriol. *I would at once cut short my useless days,*
Rather than be that despicable wretch,
Who neither can take vengeance on his foes
Nor serve his friends (II, 6).

Es scheint, als solle Coriolan triumphieren; er besiegt die Römer und zieht vor Rom, um die Stadt zu zerstören. Durch solche herrliche Kampfes- und Siegesthaten erwirbt er sich die Sympathien und die Herzen sämtlicher Volsker, sowie auch die Bewunderung und Freundschaft des Attius Tullus. Jedoch im Verborgenen lauert bereits der böse Feind, General Volusius, von dessen tückischen, hinterlistigen Gedanken und Plänen Coriolan keine Ahnung hat. Es ziehen sich über seinem Haupte schwarze, unheilverkündende Wetterwolken zusammen, und es bedarf nur eines günstigen Anlasses, um ihnen den Blitzstrahl zu entlocken und ihn zerschmetternd auf das Haupt des sorglosen Helden herabfahren zu lassen. Die Katastrophe wird vorbereitet, und zwar geht der Intrigant Volusius mit so gut gewählten, das Ziel sicher treffenden Waffen vor, bedient sich so spitzfindiger, höhnischer Verdächtigungen und Verleumdungen des Helden, daſs der Zuschauer einen raschen Umschwung, einen schlimmen Ausgang befürchten muſs. Volusius haſst Coriolan, und es ist ihm schon lange ein Greuel, zu sehen, wie dieser noch in freundschaftlichen Beziehungen zu Tullus steht.

Diese Beziehungen aufzuheben, dem Coriolan allen Kredit zu rauben, ihn als verkappten Feind und frechen Eindringling hinzustellen, ist sein alleiniges Bestreben. Volusius ist der Mephisto im Stücke, er scheut keine Mittel und wendet immer die erfolgreichsten an, um Tullus auf seine Seite zu ziehen und ihn gegen Coriolan aufzureizen. Wie geschickt versteht es der unermüdliche Intrigant, den Stolz und namentlich die Eifersucht des Tullus wachzurufen dadurch, daſs er Coriolan als eitlen, hochmütigen Streber hinstellt, der in der That allein das Kommando im Volskerlager führt, dem es nach Überwindung der Römer über kurz oder lang gelingen wird, sich als Herren über beide Völker aufzuspielen. Tullus, dem früher wohl gelegentlich auch ähnliche Gedanken flüchtig das Hirn durchkreuzt haben,

Digitized by Google

freut sich innerlich, dieselben Ideen in viel präciserer und schneidigerer Form einen anderen entwickeln zu hören, und ist gar bald von der Richtigkeit der Argumentationen des Volusius überzeugt. Es reift in Tullus der Entschlufs, dafs einer weichen mufs, und Coriolan mufs fallen, sobald er sich eine Blöfse giebt. Diese ganze Scene (III, 2), der Dialog zwischen Volusius und Tullus, gehört zu den besten im ganzen Stücke. Die Thomsonsche Darstellung ist echt dramatisch und spannend, die Shaksperesche (Cor. IV, 7) ist weit einfacher, aber auch weniger wirkungsvoll. Der Dialog bei Thomson ist höchst interessant, und mit Bangen erwartet der Zuschauer den Fortgang und die Entwickelung der Handlung. Schon jetzt ergreift ihn Furcht, und seine Brust wird mit Besorgnis um den Helden erfüllt. Da tritt plötzlich eine anscheinende Peripetie ein. Stolz und unbeugsam zeigt sich Coriolan der Friedensdeputation der Römer gegenüber. Er will nicht vom Sturme auf Rom Abstand nehmen; mit Energie vertritt und verficht er die Sache der Volsker, und seine im Interesse der Volsker gestellten Friedensbedingungen sind hart:

Restore the conquer'd lands your former wars
Have ravish'd from them: from their towns and cities
Won by your arms withdraw your colonies,
And to the full immunities of Rome
Frankly admit them, as you have the Latines (vgl. III, 3).

So ruft er ihnen zu.

Solche unumwunden deutlich ausgesprochene Berücksichtigung und Wahrnehmung der Interessen der Volsker entwaffnet plötzlich den die Friedensbedingungen mit anhörenden Tullus. Wie kann er einem solchen tapferen Verfechter der Rechte der Volsker, einem solchen treuen Führer derselben noch nach dem Leben trachten? Des Zuschauers Hoffnung, dafs der Held gerettet wird, steigt; diese schnell eintretende Peripetie zum Guten kommt trefflich zur Geltung. Doch ebenso schnell, wie die Hoffnung gestiegen, sinkt sie auch wieder. Des Volusius böse Einflüsterungen, seine höhnischen Worte, die den Ehrgeiz und die Eifersucht des Tullus zu einer vorher nie gekannten Höhe hinaufgeschraubt haben, verfehlen ihre Wirkung nicht. Eine geringe Veranlassung rückt die Katastrophe um ein gutes Stück näher, ja läfst sie als sicher eintretend erscheinen.

Digitized by Google

Tullus soll das Kommando über eine Abteilung des Volskerheeres übernehmen und es gegen die heranrückenden Latiner, welche Rom entsetzen wollen, führen. Dieser an und für sich ganz harmlose Auftrag wird zum Gegenstande des Streites und Hasses der beiden gleichstehenden Führer Tullus und Coriolan. Tullus, von Zorn und quälender Eifersucht hingerissen, macht Coriolan die bittersten, ungerechtesten Vorwürfe, nennt ihn einen frechen Eindringling und Usurpator and verlangt schliefslich den Oberbefehl über die gegen Rom marschierenden Truppen. Mit voller Selbstüberwindung und Niederkämpfung seines bis aufs tiefste verletzten Stolzes gewährt Coriolan aus staatsmännischer Klugheit, um einen offenen Bruch zu vermeiden, selbst diese Forderung, kann aber nicht umhin, seine Verdienste und die Bedeutung seines persönlichen Einflusses mit folgenden Worten zu betonen:

Oh, it imports not which of us command!
Give me the lowest rank among your troops;
All Italy will know the voice of fame,
Will tell all future times, that I was present;
That Coriolanus in the Volscian army
Assisted when imperial Rome was sack'd;
That city which, while he maintain'd her cause,
Invincible herself, made Antium tremble.

Da schleudert ihm Tullus die Worte: *'What insolent presumption'* ins Gesicht, und der offene Bruch zwischen beiden Führern ist besiegelt (IV, 3). Tullus, von neuem von Volusius aufgereizt, beschliefst Coriolans Tod. Und doch ein letzter Hoffnungsstrahl für seine Rettung taucht noch auf. Er hat den Bitten und Vorstellungen seiner Mutter und seiner Gemahlin, die Belagerung Roms aufzugeben, nicht widerstehen können, hat aber den Römern einen für die Volsker ehrenhaften Waffenstillstand von einem Jahre unter den Bedingungen gewährt:

That Rome, meantime, shall to a peace agree
Fair, equal, just and such as may secure
The safety, rights, and honour of the Volsci.

Diese edle, rein menschliche und doch auch wiederum gerechte That läfst Tullus in seinem Vorhaben noch einmal schwanken und stutzig werden. Zufrieden ist er nicht, dafs Coriolan sich erweichen liefs und seine ehemaligen, strengeren Friedens-

Digitized by Google

bedingungen gemildert hat; es erscheint ihm andererseits aber auch grausam und erbärmlich, den stolzen Sieger über die Römer jetzt durch den Mordstahl fallen zu lassen. Er schlägt Coriolan deshalb vor, seiner eigenen Sicherheit halber Antium zu verlassen und zu den Römern, die seine Hilfe wohl noch brauchen können, zurückzukehren. Er weifs freilich von vornherein, wie wenig wahrscheinlich es ist, dafs Coriolan auf solche mit Hohn und beifsendem Spott vorgetragenen Vorschläge eingehen wird, glaubt aber, seine Seele durch den letzten Versuch, die Katastrophe zu verhüten, von Schuld befreit zu haben.

Darf man sich aber wundern, wenn auf solche Worte (V, 2) wie:

Return, return: thy duty calls upon thee
Still to protect the city thou hast saved.
It still may be in danger of our arms;

und weiter unten:

. . . . Whilst thou from me
Hast nothing to expect but sure destruction.
Quit then this hostile camp. Once more I tell thee,
Thou art not here one single hour in safety

Coriolans männlicher Stolz aufs allerempfindlichste verletzt wird und sein wirklich mit bewunderungswürdiger Selbstbeherrschung niedergekämpfter Zorn hervorbricht und in heller Lohe aufflammt? Das haben die Intriganten durch ihr tückisches teuflisches Spiel blofs zu erreichen gesucht. Coriolan fällt auf ein gegebenes, vorher verabredetes Zeichen durch die mörderische Hand des im Hintergrunde lauernden Volusius. — Die am Schlusse von Galesus ausgesprochene, etwas aufdringliche Moral:

Then be this truth the star by which we steer,
Above ourselves our country should be dear

ist zwar überflüssig und undramatisch, vermag aber doch nicht, die Wirkung des tragischen Ausgangs aufzuheben oder auch nur abzuschwächen.

In den drei letzten Akten wird der Dichter fast in jeder Hinsicht den Anforderungen an ein gutes, selbst modernes Drama gerecht. Die Katastrophe ist hinreichend vorbereitet; sie wird immer wieder durch wirkungsvoll eintretende Peripetien aufgeschoben, mufs aber schliefslich, durch die Charaktere der intri-

Digitized by Google

guierenden Personen, sowie des Helden selbst bedingt, mit Notwendigkeit eintreten. Coriolan ist ein Held, der zwar eine Schuld, aber eine wohl motivierte, vielleicht verzeihliche auf sich lädt. Beleidigter Stolz ist die Triebfeder seiner Handlungen. Aus Ehrgeiz und Eitelkeit wird er schuldig; infolge seines beleidigten Ehrgefühls, seiner gekränkten Feldherrnehre und seines verletzten Anführerstolzes fällt er den Eifersüchteleien eines ränkespinnenden Volusius und eines gereizten neidischen Tullus zum Opfer. Sein Tod erregt Mitleid und Furcht: Mitleid insofern, als er tapfer, wenn auch nicht selbstlos, für die gute Sache der Volsker mit Leib und Seele kämpfend, den hinterlistigen Anschlägen der Feinde unverschuldeterweise erliegen mufs; Furcht insofern, als er zum äufsersten getrieben, eine allgemeine menschliche Schwäche, persönlichen Stolz, der aber frech beleidigt wird, auf die Dauer nicht mehr verleugnen kann. Der Zuschauer fühlt es und sagt sich mit Besorgnis, dafs ein jeder Ehrenmann, aber ganz besonders ein Soldat, im gegebenen Falle gerade so wie der Held gehandelt haben würde.

Die Charaktere der Hauptpersonen, vornehmlich der Coriolans, sind, wie aus den angestellten Beobachtungen zu ersehen ist, trefflich skizziert. Von den Frauen ist Veturia, Coriolans Mutter, am besten gezeichnet. In ihren Adern rollt echtes Römerblut; stolz schaut sie auf ihren herrlichen Sohn, den sie innig liebt und verehrt. Über alles jedoch geht ihr das Vaterland, dessen Ehre und Freiheit. Lieber will sie sich selbst den Tod geben, als sehen, wie das Vaterland von ihrem eigenen Sohne Schmach erfährt und in Sklavenketten schmachtet. Die Handlungen sind immer die Folgen des Charakters. Ein schlagender Beweis hierfür ist die Situation (V, 1), als Veturia den Dolch vorzeigt, um ihrem Leben im Notfalle ein Ziel zu setzen. Patriotisch gesinnt, als stolze edle Römerin, ruft sie aus:

. . . . I came not hither
To be sent back, rejected, baffled, shamed,
Hateful to Rome, because I am thy mother:
A Roman matron knows in such extremes,
What part to take — And thus I came provided.
(Drawing from under her robe a dagger.)
Go! barbarous son! go! double parricide!
Rush o'er my corse to thy belov'd revenge!

Digitized by Google

Tread on the bleeding breast of her to whom
Thou ow'st thy life — Lo! thy first victim!

Solche Situationen und ähnliche lebhafte Darstellungen, gehoben durch einen interessanten, spannenden Dialog und eine echt dramatische Sprache, finden sich mehrfach im Coriolan, und sie alle liefern uns den Beweis, daſs Thomson doch nicht so wenig dramatisches Talent besaſs, als man gemeinhin annimmt und glaubt.

6. Alfred (A Masque).

Unmittelbar an die Tragödien möge sich noch das Maskenspiel „Alfred“ anreihen (vgl. Biographie des Dichters, S. 30).

Dieses in zwei Akte und Scenen eingeteilte dramatische Gedicht hat die sagenhafte Erzählung von dem als Bauern verkleideten und bei einem Schäfer Corin und dessen Frau sich aufhaltenden König Alfred (871—901) zum Gegenstande. Alfred, mutig und entschlossen, war im Kampfe gegen die Normannen, die von den Engländern Dänen genannt werden, erlegen; sein Heer war zerstreut worden, und er selbst hatte sich nach Athelney (Somersetshire) geflüchtet. Dort trifft ihn der Graf Devon, und beide beraten miteinander, was zu thun sei, um England vom Drucke der grausam und gewaltthätig herrschenden Dänen zu befreien. Auch Eltruda, Alfreds Gemahlin, die nebst ihren Kindern vom sorgenden Gatten in einem Kloster verborgen gehalten wird, verläſst in ihrer Angst ihre Zufluchtsstätte und trifft mit ihrem Gemahl in der Schäferhütte zusammen. Beide sind in ihrem Kummer und Schmerz über ihres Vaterlandes Not und Elend der Verzweiflung nahe, als ein in der Nähe wohnender Eremit sie in ihrem Glauben und ihrer Hoffnung wieder bestärkt. Plötzlich erklingen himmlische Stimmen in der Luft, und, durch ihren Zaubergesang herbeigelockt, erscheinen verkleidet zukünftige Heldengestalten und Stützen des englischen Königreichs, unter ihnen Eduard III., der Sieger in der Schlacht bei Crecy, sein Sohn, der Prinz von Wales, der 'Schwarze Prinz', sodann die Königin Elisabeth und Wilhelm III. Der Eremit zeigt Alfred, wie groſs durch sie England einst werden wird, und giebt ihm den Rat, jene sich zum Muster zu nehmen. An ihnen richtet sich Alfred auf und gewinnt wieder Mut, und durch sie, ge-

Digitized by Google

wissermaſsen wie durch überirdische Kraft, hat Devon über die Feinde gesiegt und kommt mit der freudigen Siegesbotschaft zu Alfred zurück. — Das Ganze hat eigentlich nur insofern Ähnlichkeit mit einem Drama, als es in Akte und Scenen eingeteilt ist. Es ist eine schlichte, etwas mysteriöse, mit Liedern überirdischer Gestalten durchflochtene Darstellung der sagenhaften Erlebnisse Alfreds. Von Charakteristik, von dramatischem Leben und dramatischer Handlung kann keine Rede sein. Eine gewisse dramatische Wirkung bringt eigentlich nur das zarte, liebevolle Verhältnis zwischen Alfred und Eltrude hervor. Das Maskenspiel ist vielleicht noch insofern bedeutsam, als es das hübsche berühmte Lied mit dem Kehrreim:

Rule, Britannia, rule the waves,
Britons ne'er shall be slaves

enthält, welches die Machtstellung, den Stolz und die Freiheit des unbeugsamen Englands verherrlicht. Die langen Reden und Auseinandersetzungen, Ermahnungen und frommen Lehren des Eremiten sind sehr frostig und wirken auf den Leser mehr als ermüdend.

Fassen wir zum Schluſs nun unser Urteil über Thomson als Tragödiendichter noch einmal kurz zusammen, so läſst sich etwa folgendes sagen: Thomson ist als Tragöde bei weitem nicht so unbedeutend und talentlos, als er von den Litterarhistorikern hingestellt zu werden pflegt. Oberflächliche und nur teilweise Lektüre der Thomsonschen Tragödien, vielleicht auch Vorurteil, mögen die absprechende, ungerechte und unbegründete Kritik der meisten Litteraturforscher veranlaſst haben.

Thomson war in der Stoffwahl zu seinen Stücken meist glücklich und auch die Ausführung darf im groſsen und ganzen als gelungen bezeichnet werden. Einen Helden, welcher für eine höhere sittliche Idee kämpft, durch das frevelhafte Beginnen und die Niederträchtigkeit anderer eine Schuld auf sich lädt und im Kampfe unterliegt, einen Helden, durch dessen Schicksal und Tod wir erhoben und erschüttert werden, hat Thomson allerdings in keiner seiner Tragödien zur Darstellung gebracht. Wohl aber hat er unter Beobachtung der dramatischen Einheiten, vorzüglich der Handlung, es ganz trefflich verstanden, in seinen besseren

Digitized by Google

Tragödien wenigstens, wie wir gesehen haben, das Interesse des Zuschauers vom Anfang bis zum Ende für den Helden wachzuhalten, uns mit ihm denken, fühlen und leiden zu lassen. Die Handlung ist nur sehr einfach, aber auch sehr steril und zu lang gezogen. Eine notwendige Folge der in die Länge gezogenen einfachen Handlung sind Monotonie und Wiederholungen in den Motiven und der Intrigue. Diese Mängel werden aber in fast jedem Stück Thomsons zum Teil durch einige lebhafte, echt dramatische Scenen und Situationen abgeschwächt und verdeckt. — Auch entstehende und sich im Verlaufe steigernde Leidenschaften versteht der Dichter zu schildern. Den besten Beweis hierfür liefern 'Tancred und Sigismunda' und 'Coriolanus'. Die Schilderung von Leidenschaften wird durch eine bald warme und gefühlvolle, bald mächtig ertönende, kräftige und schwungvolle, jedoch nicht überladene Diktion in glatten und meist wohlklingenden Versen erhöht. An rührenden Scenen und stimmungsvollen Gemälden fehlt es bei Thomson nicht. Es muſs jedoch zu seinem Lobe bemerkt werden, daſs er solche Rührscenen nicht absichtlich herbeiführt, nur um den Gefühlvolleren und Weichherzigeren im Publikum Thränen zu entlocken (vgl. bes. Agam., Tancr. u. Sigism., Eduard u. Eleonore). Derartige Scenen legen Zeugnis ab von des Dichters tieferem Gemüt, und, wenn man ihm Kälte und frostige Darstellungsweise zum Vorwurf macht, so beurteilt man ihn einfach falsch und thut ihm unrecht. Manche Charaktere, namentlich in den beiden letzten Tragödien, sind vortrefflich gezeichnet und zeigen, daſs der Dichter Welt und Menschen kannte und beide wohl studiert hatte. Er entwirft und entrollt vor unseren Augen ab und zu dramatische Gemälde, die an Würde und Wahrheit denen eines modernen Dichters nicht eben um vieles nachstehen dürften. So läſst sich denn mit Fug und Recht behaupten, daſs Thomsons Tragödien, obwohl nur mittelmäſsige Leistungen, vom künstlerisch-ästhetischen Gesichtspunkte aus betrachtet, doch im ganzen besser sind als viele der sehr schwachen Stücke aus dem 17. Jahrhundert und in mehr als einer Hinsicht den Anforderungen genügen, die man an ein gutes, modernes Drama zu stellen berechtigt ist.

Vegesack bei Bremen. Guido Wenzel.

Entwickelungsgänge in der Sprache Corneilles.

Zweiter Teil.[1]

A. Wortschatz.

I. Substantiv.

accident = „accidens" als Terminus technicus der Philosophie tilgte Corneille sicher seines lehrhaften, pedantischen Gepräges wegen: III, 526 var. 4: Substance qui jamais ne reçoit d'accident.

affronteur = „trompeur", heute selten (Sachs), war damals in der familiären Rede sehr beliebt (vgl. M-L. unter affronteur). Corneille hat es nur zweimal, I, 276 vers 20 und I, 168 var. 2, wo er es später strich.

aise = Freude, Zufriedenheit, fällt an einer Reihe von Stellen, und zwar fast immer die Verbindungen *mon aise, l'aise* (Nom. oder Accus.). Meistens treten *joie, repos* an die Stelle. Vgl.: I, 455 var. 1, 462 var. 6, 485 var. 2, 493 var. 3, 494 var. 4; II, 111 var. 3, 129 var. 7, 157 var. 5, 166 var. 1, 234 var. 2, 260 var. 3; III, 187 var. 3. Dagegen der Genitiv *d'aise* bleibt meistens stehen, vgl. z. B. II, 173 vers 885. Wahrscheinlich schränkte der Gebrauch des Wortes sich im 17. Jahrh. ein, heute gebrauchen wir ja meist nur noch einige stehende Verbindungen wie *à son aise, à l'aise* u. ä.

alfange tritt III, 173 var. 4 im Cid statt *épées* (der Mauren) ein. Corneille liebt es, das Technische in seinen Stücken korrekt zu geben, daher wählt er diesen spanischen Ausdruck (span. „*alfanje* = espécie de espada ancha y corva" etc., vgl. Beschreibung im Dikt. d. span. Akademie, 1726, Bd. I, S. 196, die ganz auf die maurischen Säbel paſst). — Nicot, Cotgrave, Furetière und Richelet kennen *alfange* nicht. Vgl. noch Aretz 10—11.

---

[1] Erster Teil s. Archiv Bd. LXXXIII, S. 129 ff. und 273 ff.

Digitized by Google

âme. *Chère âme* als Zärtlichkeitsausdruck finden wir ein paar Mal in den ältesten Werken Corneilles (I, 407 vers 153, 235 vers 1567); doch III, 305 var. 1, 306 var. 6, wo das Weib dem Manne gegenüber so spricht, fiel es als zu familiär und süfslich. Voltaire I, 159: „*Chère âme* ne révoltait point en 1639."

bénéfice = „bienfait" stand bis 1660 III, 333 var. 1:

Et (le Roi) remet à demain le pompeux sacrifice
Que nous devons aux Dieux pour un tel bénéfice.

Das 16. Jahrh. kennt es in dieser Bedeutung (vgl. Littré), ebenso noch Cotgrave 1611; jedoch nicht mehr Ac. 1694, Furetière und Richelet. Heute nur noch *attendre tout du bénéfice du temps* in dieser Bedeutung (Sachs).

boulevard nennt der Menteur IV, 176 var. 2 die Barrikade, die er vor der Thür aufgebaut haben will, in der bekannten erlogenen Erzählung von seiner Heirat. Später setzt Corneille *rempart* dafür ein, weil *boulevard* im ursprünglichen Sinne von „Bollwerk" während des 17. Jahrh. veraltete, wie Furetière und Richelet ausdrücklich bezeugen. Wäre Voltaire die alte Bedeutung noch geläufig gewesen, so würde er kaum die Etymologie „boulevert, vert à jouer à la boule, qu'on prononce aujourd'hui boulevart" aufgestellt haben. (Vgl. Voltaire I, 461.)

braise = „feux, flamme, amour", das sich z. B. auch bei Rotrou findet (vgl. Sölter 16), wurde getilgt I, 368 var., 468 var. 3, 497 var. 2; II, 153 var. 3, 159 var. 4, 193 var. 1, und zwar meist schon um 1640. Es ist stehen geblieben nur X, 56 vers 25 in einem Gedicht von 1632, das nur einmal gedruckt ist. Obgleich *braise* in dieser übertragenen Bedeutung bei den älteren Dichtern mehrfach vorkommt, galt es doch zu Corneilles Zeit schon als trivial, „braise se dit trop souvent à la cuisine pour qu'il soit supporté au salon" (M-L. XI, 134). Ac. 1694 hat es nur als: „charbons allumez", ebenso Furetière und Richelet.

brasier = „amour" war nach Furetière und Richelet und ist noch heute nach Sachs und M-L. vollkommen zulässig. Dennoch hat Corneille es zweimal von vier Stellen geändert. In der Tragödie gebraucht er es nie. Vgl. I, 159 var. 4:

Nos brasiers tous pareils ont mêmes étincelles.

I, 179 var. 3: Tout ce que je puis faire à son brasier naissant.

Es blieb I, 433 vers 669; II, 34 vers 307.

Digitized by Google

bravache I, 252 var. Es kommt nur hier vor und ist mit der ganzen Stelle gefallen. Furetière: „Ce mot est un peu vieux et ne peut entrer que dans le discours comique et burlesque.“ Richelet: „mot vieux.“ Heute ist es familiär (Sachs).

camp statt „champ = lice“ stand III, 180 var. 1 u. 2 in der Beschreibung von Rodrigos Zweikampf:

Laissez un c a m p ouvert, où n'entrera personne,

und: Faites ouvrir le c a m p, vous voyez l'assaillant.

1660 wurde *champ* eingesetzt. Es ist das wohl ein Rest der italianisierenden Richtung des Französischen im 16. Jahrh. Cotgrave 1611 läfst noch die Wahl zwischen *camp ouvert* und *champ ouvert*, Richelet 1709 dagegen kennt nur *champ* in dieser Bedeutung. Vgl. noch M-L. unter *champ*.

cavalier erscheint nach M-L. zuerst 1611 bei Cotgrave, doch wird es sicher schon längere Zeit vorher in Gebrauch gewesen und wie die meisten italienischen Lehnwörter während des 16. Jahrh. aufgenommen sein. Wie sehr aber *cavalier* als Modewort auf Kosten des franz. *chevalier* an Ausbreitung gewann, beweist uns Corneille. 1637 in der Oktavausgabe des Cid setzte er überall *cavalier* statt des früheren *chevalier* ein, neben dem er das erstere schon von Anfang an vielfach verwendet hatte. Vgl. III, 110 var. 6, 130 var. 1, 149 var. 3, 178 var. 2, 179 var. 4; ja, III, 476 finden wir sogar folgende Stelle: „*Polyeucte et Néarque étaient deux c a v a l i e r s étroitement liés ensemble d'amitié.*“ Vgl. auch Aretz 12. — Dafs aber in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. der Gebrauch von *cavalier* wieder zurückgeht, zeigt uns die Ausgabe von 1692, wo Thomas Corneille im Personenverzeichnis des Don Sanche: „Carlos, c h e v a l i e r inconnu“ für „Carlos, c a v a l i e r inconnu“ einsetzt. Corneille selbst scheint in seinen späteren Werken den heutigen Unterschied zwischen *cavalier* und *chevalier* zu machen, vgl. VII, 132 vers 582, XI, 156. Vgl. Ménage 343.

charogne, ein vulgärer Ausdruck, findet sich nur in einer Variante: I, 337 var. 1 (bis 1644).

chef = „tête d'une personne“, das jetzt ganz ungebräuchlich geworden, veraltete damals schon. Scudéry tadelt es schon direkt, während die Akademie es noch nicht ganz aufser Cours setzen will. Corneille ändert an etwa der Hälfte der betreffenden Stellen, nämlich: I, 231 var. 1, 297 var. 2, 337 var. 1; III, 119 var. 1, 386

Digitized by Google

var. 5; IV, 454 var. 3; vgl. M-L. unter *chef*. Nicot 1606 und Cotgrave 1611 geben diese Bedeutung noch als eine gewöhnliche, doch Furetière 1701 sagt: „Vieux mot qui signifioit autrefois la tête de l'homme.“ Ähnlich Richelet 1709. Nach Aretz 13 kommt es bei Racine nicht vor, doch belegt Littré es noch bis Voltaire (vgl. Dammholz, Nfrz. Zs. IX, 267). Jetzt noch scherzhaft *couvre-chef* = chapeau.

closage = „enclos“. Einzige Stelle I, 309 var. 3. Es findet sich in den Wörterbüchern des 17. Jahrh. nicht. Lacurne belegt es altfranz. als *closage, clausatge*. Nach Littré im Supplément ist es in der Normandie gebräuchlich, es wird also wohl ein Provinzialismus bei Corneille gewesen sein. Vgl. auch Godefroy I, 122.

cœur. Die Verbindung *„cœur de femme“* nur einmal belegt VI, 79 var. 1 (bis 1660). Nach M-L. haben die Romantiker den Ausdruck wieder häufig verwendet.

Mon cœur als Zärtlichkeitsausdruck fiel I, 319 var. 1. Seit dem Auftreten Corneilles begannen derartige Ausdrücke (vgl. oben *mon âme)* auch in der Komödie als unzulässig zu gelten.

contre-échange, ein Kompositum, welches eigentlich einen Pleonasmus enthält, wurde I, 432 var. 1 zuerst in *contre-change* und 1660 in einfaches *change* geändert in der Verbindung *par un contre-échange* — „indem man Gleiches mit Gleichem vergilt“. Ac. 1694: „Signifie la même chose qu'Eschange.“ Littré belegt es zweimal aus dem 16. Jahrh. bei Lanoue und einmal aus Lafontaine. Es scheint zu allen Zeiten selten gewesen zu sein, jedenfalls ist es heute ganz ungebräuchlich (Sachs).

crève-cœur I, 296 var. 2, 497 var. 2 = „déplaisir“ war ein Italianismus = crepacuore (vgl. M-L. unter d. W.). Bekannt sind die Versuche im 16. Jahrh., derartige Komposita in gröfserer Zahl in die französische Sprache einzuführen, Versuche, die jedoch nicht durchdrangen. (Vgl. D-H. 189.) Richelet 1709 glossiert es als „cordolium, dolor“, heute ist es nur noch familiär (Sachs).

dam. I, 230 var. 2:

Adieu, soûle à ton dam ton curieux desir.

Obgleich die Ac. 1694 es noch als gebräuchlich angiebt in Wendungen wie *à ton dam, à vostre dam,* war es damals schon veraltet oder veraltend. Zeugnisse dafür sind diese Änderung bei Corneille und eine Anmerkung Ménages, welcher es bei Malherbe tadelt (vgl. M-L. XI, 250 und Holfeld 21). Richelet 1709 erlaubt es nur noch

Digitized by Google

im burlesken oder satirischen Stil. Littré belegt es noch einmal aus P. L. Courier. Heute ist es selten (Sachs).

détraction = „médisance“ I, 202 var. 1. Littré belegt es seit dem 13. Jahrh. und seit dem 16. Jahrh. nur aus der kirchlichen Sprache (mit Ausnahme obiger Stelle aus Corneille, die er auch anführt, wo Corneille selbst ja geändert hat). Ebenso sind die Beispiele der Ac. 1694 aus der kirchlichen Sprache entnommen.

devis = „discours“ I, 324 var. 1, veraltete während des 17. Jahrh.; es scheint erst seit dem 15. Jahrh. in dieser Bedeutung gebraucht worden zu sein (vgl. Littré). Cotgrave führt es 1611 noch als gebräuchlich auf, Ac. 1694 aber bezeichnet es schon als veraltend, und Furetière 1701 und Richelet 1709 geben es als „bas et vieux“. Heute ist es ganz aufser Gebrauch (Sachs, Akademie 1878).

dévotions auf heidnische Religionsübungen angewendet II, 349 var. 1 wurde 1660 geändert.

dextre = „la main droite“ II, 384 var. 2:

Fuis-les, je n'arme pas ta dextre sanguinaire.

Nach den Beispielen der Ac. 1694 zu urteilen, gehörte das Wort wie heute (vgl. Ac. 1878) schon damals nur der Bibelsprache an. Furetière 1701: „dextre, terme de Theologie“, Richelet 1709: „ce mot ne se dit qu'en termes de pieté.“ Doch findet es sich aufserhalb dieser Sphäre in Corneilles Dramen noch einmal I, 441 vers 835 und einmal in den kleineren Dichtungen X, 211 vers 265 (diese Stelle ist später nicht revidiert worden), während es in der gewöhnlichen Verwendung in den religiösen Dichtungen sich öfter findet.

discours = „Gedankengang, Schlufsfolge“ stand bis 1660 III, 350 var. 2:

Et s'ose imaginer, par un mauvais discours,
Que qui fait un miracle en doit faire toujours.

Jedenfalls war diese Bedeutung ungewöhnlich.

écolier war V, 538 var. 1 als „Anhänger, Jünger“ gebraucht, wurde aber später durch *disciple* ersetzt. Wo Corneille sonst *écolier* gebraucht, handelt es sich immer um ein In-die-Schule-gehen oder wenigstens Unterrichtet-werden. Auch Richelet bezeugt, dafs *écolier* damals wie heute schon „Schulkind“ bedeutet habe (vgl. M-L. unter *écolier)*. Ganz so eng fafst Corneille den Begriff nicht.

entregent I, 149 var. 3 war im Anfang des 17. Jahrh. noch gebräuchlich (vgl. Nicot, Cotgrave), veraltete dann aber schnell, wes-

Digitized by Google

halb Corneille es später strich. Richelet 1709: „Mot qui a vieilli.“ Näheres siehe M-L. XI, 376.

équipage soll nach Scudéry (M-L. XII, 460) und der Akademie (M-L. XII, 496) nur in Verbindung mit Reisen gebraucht werden können. Diesem Ausspruche gehorsam tilgte Corneille es III, 172 var. 2 im Cid, wo es sich auf eine Kriegsfahrt bezog. Vgl. auch Aretz 14.

fait = „conduite“ tilgt Corneille III, 548 var. 1:

Sévère? est-ce le fait d'un homme généreux;

ferner III, 555 var. 1; dagegen in der Bedeutung „affaire“ kommt es öfter vor (z. B. II, 24 vers 118; IV, 216 vers 1402; X, 40 vers 64). M-L. hätte diese beiden Bedeutungen im Lexikon trennen sollen; beide sind allerdings heute noch gebräuchlich (Sachs).

femme im Vokativ = „épouse“ findet sich nur III, 310 var. 1 u. 2. Voltaire I, 163 bemerkt zu dieser Stelle: „La naïveté, qui régnait encore en ce temps-là dans les écrits, permettait ce mot. La rudesse romaine y paraît même tout entière.“

funérailles hatte Corneille in kühner Übertragung = „des morts“ verwendet III, 120 var. 1:

Je l'ai vu tout sanglant, au milieu des batailles
Se faire un beau rempart de mille funérailles.

Die Akademie tadelte diesen Ausdruck, daher Corneille ändert. Derselbe findet sich auch einmal bei Rotrou, vgl. Sölter 21. Vgl. auch Aretz 15.

gausseur I, 162 var. 1 war zu vulgär, darum merzt Corneille es aus. Ac. 1694: „Il est bas.“

hantise = „commerce familier“ findet sich nur in den vor 1642 verfaſsten Stücken, und I, 145 var. 3 wurde es sogar getilgt. Es veraltete und verschlechterte seine Bedeutung zugleich im Laufe des 17. Jahrh. Furetière 1701: „Ce mot est un peu vieux.“ Richelet 1709: „Ce mot est un peu vieux, et d'ordinaire il se prend en mauvais sens.“

heur. In der Verbindung *mon heur!* als Ausdruck der Zärtlichkeit tilgte Corneille es dreimal von fünf Stellen (vgl. *âme, cœur* und unten *souci*): I, 235 var. 2; II, 210 var. 3, 505 var. 1; in anderer Verbindung findet es sich öfter. Nach Holfeld 22 ist Molière der letzte, welcher dieses Wort verwendet; Racine hat es nicht (Aretz 16). Richelet 1709: „Il est bas et peu usité.“ Auch Vol-

Digitized by Google

taire bezeichnet es einmal als ungebräuchlich. Heute wird es nur noch in einzelnen stehenden Redensarten verwendet (Sachs).

infélicité ist bei Littré im Supplément zuerst bei A. Chartier belegt, es findet sich auch bei Garnier und Jodelle und kommt im 17. Jahrh. wieder aufser Gebrauch (vgl. M-L. unter d. W.). Gewifs darum hat es Corneille an der einzigen Stelle in seinen Dramen gestrichen, III, 551 var. 1. Die Wörterbücher des 17. Jahrh. kennen es nicht, auch weder die erste noch die letzte Ausgabe des Dict. de l'Académie.

lourdaud erschien wohl damals schon als zu familiär für die Würde des Dramas, daher fiel es I, 477 var. 2, 446 var. 3. Vgl. Sachs.

loyer im übertragenen Sinne = „prix, récompense" wird von Corneille überall schon lange vor der Revision von 1660 gestrichen, vgl. I, 333 var., 429 var. 3; II, 403 var. 1. Es veraltete im 17. Jahrh. Cotgrave 1611 ist es noch geläufig, aber Furetière bezeichnet es als „un peu vieux". Littré belegt es noch einmal aus Voltaire. Heute ist es nicht mehr gebräuchlich (Sachs).

magistrat statt „magistrature" fiel III, 407 var. 3:

Les magistrats donnés aux plus séditieux.
1660: L'autorité livrée aux plus séditieux.

Diese an lat. *magistratus* erinnernde Bedeutung finde ich sonst nur noch bei Nicot 1606 in „exercer un magistrat = gerere potestatem".

mouvements = „sentiments" ward an zwei von drei Stellen durch letzteres ersetzt. III, 510 var. 2:

Ma raison, il est vrai, dompte mes mouvements.

Ebenso III, 426 var. 2. Es blieb II, 49 vers 576.

œil = „des regards, des coups d'œil" III, 433 var. 6:

Que de tous les côtés lançant un œil farouche

mochte dem Dichter bei der Revision als eine etwas zu kühne Wendung erscheinen.

penser = „pensée" wird von Corneille anfangs ohne Einschränkung gebraucht, 1660 jedoch tilgt er fast alle Fälle, wo es im Sing. stand; vgl. I, 155 var. 2, 218 var. 2, 336 var. 5, 367 var., 497 var. 3; II, 180 var. 2, 201 var. 4, 502 var. 3; III, 284 var. 3, 420 var. 1; nur III, 521 var. 1 fiel der Plural, jedoch wird auch dieser in den späteren Werken seltener. Nur selten bleibt der Singular stehen, so noch einmal VII, 256 vers 1539. — Der Gebrauch von *penser* schränkte sich im 17. Jahrh. ein. Furetière 1701 citiert aus

Digitized by Google

La Bruyère: „L'usage a préféré pensée à penser." Richelet 1778 im Dict. des rimes S. LVII sagt: „penser. subst. Ce terme commence à vieillir, surtout au pluriel;" Ac. 1694 und 1878 erlauben es noch in der Poesie, keins ihrer Beispiele ist aber im Singular. Vgl. noch M-L. unter penser.

piperie = „tromperie" fiel I, 197 var. Es ist heute außer Gebrauch (Sachs) und verschwand schon im 17. Jahrh., denn Richelet 1709 erlaubt es nur noch im niedrigsten Stil. Malherbe kennt es noch, vgl. Holfeld 23. Vgl. unten *piper* beim Verbum.

plége (und **pléger**) = „gage (und gager)" kommen nur in den ältesten Stücken Corneilles noch einigemal vor. Nach Furetière 1701 gehören sie der Gerichtssprache an. Heute sind beide außer Gebrauch (Sachs).

poil = „cheveux" fiel I, 334 var. 3. Hierzu bemerkt Godefroy II, 151: „Poil comme perruque a été longtemps un terme noble en parlant de la chevelure; mais à l'époque de Clitandre, il devenait déjà trivial dans cette signification." Einmal jedoch hat Corneille es stehen lassen, in der Mélite M-L. I, 233 vers 1516.

rais = „rayons" soll nach Vaugelas I, 324 nur von den Strahlen des Mondes gebraucht werden. Trotzdem hat Corneille I, 277 vers 39 (vor Vaugelas geschrieben), wo es sich um die Sonne handelt, nicht geändert. Dagegen IX, 183 vers 24 (nach Vaugelas geschrieben) trifft die Regel zu. Rotrou kennt diese Beschränkung nicht, wohl aber Scarron uud Lafontaine (vgl. Sölter 25). Die Wörterbücher widersprechen einander. Cotgrave 1611: „rais, the sunne-beames"; Furetière 1701 erklärt es für veraltet, es sei nur vom Monde gebräuchlich, nur im Verse und auch da nur, wenn unvermeidlich. Heute ist es veraltet (Sachs).

seing hatte Corneille zweimal in etwas weiterem als dem gewöhnlichen Sinne gebraucht, nämlich I, 283 var. 3, IV, 238 var. 1, wo es dem Zusammenhange nach nur „Handschrift, das Geschriebene" bedeuten konnte. Ac. 1694 hat es nur = „Unterschrift", wie heute (Sachs).

souci. In *mon souci!* als Ausdruck der Zärtlichkeit hat Corneille es immer getilgt, wenn es sich auf einen Mann bezog, vgl. I, 319 var. 4, 320 var. 1, 433 var. 4; II, 100 var. 2, 267 var. 3, 524 var.; zweimal auch, wo es sich auf Frauen bezog, II, 295 var. 1, 481 var. 3, sonst kommt es auf diese letztere Weise öfter vor, aller-

Digitized by Google

dings nur in der Komödie. Bis kurz vor Corneille hatte man es unbeanstandet auch in der Tragödie verwendet, so z. B. Garnier. Später duldete man solche Ausdrücke als trivial nicht mehr. Vgl. oben.

soulas ersetzt Corneille überall durch *soulagement* oder *consolation* (1660). Vgl. I, 198 var. 9, 461 var. 1; II, 410 var. 2. Nicot 1606 und Cotgrave 1611 kennen es noch als gebräuchlich, dagegen Ac. 1694, Furetière 1701 und Richelet 1709 bezeichnen es als veraltet. Heute ist es, aufser im Volksliede (soulas et plaisir), gänzlich aufser Gebrauch (Sachs).

suasion stand I, 194 var. 2 und I, 136 im Argument de Mélite, welches nur in den Ausgaben vor 1660 enthalten ist. Nicot und Cotgrave kennen das Wort noch; Ac. 1694: „terme de pratique"; dann verschwindet es aus den Wörterbüchern fast ganz. Sachs notiert es als veraltet.

trame = „vie" kommt bei Corneille allerdings öfter vor, aber dann in der Verbindung mit *couper,* wodurch eine geschlossene Metapher entsteht; ausgenommen IV, 83 var. 1:

> Quoi que la perfidie ait osé sur sa trame
> Il vit encore en vous, il agit dans votre âme,

wo *trame* 1660 gefallen ist, und VI, 163 vers 688:

> Les exemples abjets de ces petites âmes
> Règlent-ils de leurs rois les glorieuses trames?

Vgl. Aretz 21.

II. Adjektiv.

aposté = „untergeschoben" auf Sachen bezogen findet sich nur I, 235 var. 1 in der ersten Ausgabe von 1633:

> Je ne veux point d'un cœur qu'un billet aposté
> Peut résoudre aussitôt à la déloyauté.

Ac. 1694, Furetière 1701 und Richelet 1709 beziehen es nur auf Personen, und Littré im Supplément merkt obigen Vers als vom gewöhnlichen Sprachgebrauche abweichend an.

bastant de = „suffisant pour" tilgte Corneille überall wieder, teilweise schon vor 1660; vgl.: I, 181 var. 1; II, 82 var. 1, 367 var. 5, 462 var. 1. Es ist ein italienisches Lehnwort und wird als solches von H. Estienne in den Deux dialogues du nouveau langage françois italianizé (Paris 1885, Bd. I, S. 4) charakterisiert. Es drang, wie die meisten italienischen Lehnwörter, im 16. Jahrhundert in die französische Sprache ein (vgl. Littré). Es blieb nicht lange schriftgültig. Ac. 1694 führt es zwar ohne Anmerkung auf, aber Furetière

Digitized by Google

1701 bemerkt: „Cela ne se dit gueres que dans le stile comique et familier."

Anm. M-L. meint, *bastant* komme bei Corneille nur dreimal vor, eine Stelle ist ihm entgangen. Unser erstes Beispiel wird von Godefroy I, S. XV fälschlich als Mélite I, 6 citiert, es mufs heifsen Mélite II, 6.

bénit statt *béni* stand in der ersten Ausgabe der Imitation von 1654 viermal: VIII, 348 var. 2 (zweimal), 349 var. 1 u. 2. „*Sois bénit* . . ." heifst es an allen vier Stellen. Schon Vaugelas I, 387 stellt den heutigen Unterschied auf, und auch Ac. 1694, Furetière 1701 und Richelet 1709 erklären *bénit* als „kirchlich geweiht". Corneille setzt *béni* an die Stelle.

impiteux II, 410 var. 1 (bis 1660). Wenn Littré unter *impitoyable* bemerkt, dafs man bis ins 16. Jahrh. *impiteux* im gleichen Sinne gebraucht habe, so können wir ihm gegenüber ein Vorkommen bis 1660 feststellen. Nicot 1606 und Cotgrave 1611 kennen es, und erst Furetière 1701 und Richelet 1709 verbannen es in den niederen, burlesken Stil.

impourvu statt *imprévu* findet sich nur in den bis 1644 verfafsten Stücken, und zwar fünfmal (M-L. belegt es nur zweimal). An vier Stellen hat Corneille schon vor 1640 geändert in *imprévu*: I, 183 var. 3, 318 var. 2, 460 var. 2; II, 521 var. 1. Dagegen II, 314 vers 105 ist es ihm entgangen. Es fing wohl schon vor der Mitte des Jahrhunderts an zu veralten. Vaugelas I, 323 hält die adverbiale Redensart *à l'impourvu* zwar noch für korrekt, *à l'improviste* aber für eleganter; die Akademie (ebenda) fügt jedoch hinzu: „On a condamné à l'impourveu tout d'une voix," und nimmt *impourvu* 1694 auch nicht in ihr Dict. auf. Die Wörterbücher haben es allerdings sonst meistens. Littré: vieilli.

intégral statt *intégrant* in Verbindung mit *partie* I, 22 var. 4 (bis 1664):

„Les autres se peuvent nommer les parties intégrales," später: „intégrantes".

Im 16. Jahrh. war *intégral* als Lehnwort = ital. integrale aufgekommen und wurde auch in der Bedeutung „integrierend" gebraucht, während es jetzt nur „total" (in gewissen Redensarten) oder „integral" als Ausdruck der Mathematik bedeutet und in Verbindung mit *partie intégrant* gebraucht wird (vgl. Ac. 1878). Keins der Wörterbücher kennt *intégral,* bis Richelet 1709, wo schon der heutige Unterschied gemacht wird. *Parties intégrales* kommt noch einmal bei Corneille

Digitized by Google

vor, in einem Briefe von 1660 (M-L. X, 486). Littré im Supplément merkt diesen Gebrauch als eine Eigentümlichkeit Corneilles an.

être **libre** *à qn.*, = „licet alicui", finde ich bei Corneille nur in zwei Varianten, sonst nicht. I, 367 var.:

Hors ce point, tout est libre à l'ardeur qui nous presse.

I, 335 var. 1:

Il t'était libre encore de m'être plus funeste.

Trotzdem Corneille diese Wendung augenscheinlich später vermeiden will, ist sie Ac. 1694 aufgeführt und noch heute gebräuchlich.

marri = „faché" kommt bei Corneille nur etwa fünfmal vor und nur in seinen ersten Stücken, doch in der Tragödie sowohl wie in der Komödie, z. B. in der Médée M-L. II, 348 vers 159, 350 vers 199. Nur einmal (II, 204 var. 1) tilgt er es. Der Umstand, daſs Corneille es später vermeidet, läſst uns vermuten, daſs es nach den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts zu veralten anfing, obgleich die Wörterbücher es noch aufnehmen und Voltaire noch einen Beleg liefert (vgl. Littré). Heute ist es, auſser im Volksliede (triste et marri), gänzlich veraltet (Aretz 23, Sachs).

mensonger auf Personen bezogen stand II, 110 var. 1. Altfranzösisch kam es so häufiger vor. Nach Littré ist es selten, er belegt es aus J. B. Rousseau und fährt dann fort: „La Bruyère met mensonger au nombre des mots qu'il regrette, c'est une preuve que de son temps il était vieux. Il a repris faveur."

nompareil ersetzte Corneille durch *sans pareil* I, 456 var. 1 (1644); II, 159 var. 2 (1663); er lieſs es stehen I, 249 vers 1814 und X, 82 in einem Gedichte von 1641, das ja späteren Revisionen nicht unterworfen wurde. Es ist erst seit dem 15. Jahrh. bei Littré belegt. Auch hier liegt die Vermutung nahe, daſs es im 17. Jahrh. anfing zu veralten, obgleich Cotgrave, Ac. 1694 und Richelet es noch aufführen. Heute ist die Form *nompareil* veraltet, und auch *nonpareil* ist selten (Sachs). Vgl. noch Dammholz, Nfrz. Zs. IX, 271.

plausible führt Corneille I, 179 var. 7 ein:

Avise toutefois, le prétexte est honnête.

1660: Avise toutefois, le prétexte est plausible.

Es kommt auſserdem vor VI, 34 vers 363 im Pertharite (1653 verfaſst). M-L. findet es zuerst bei Furetière 1690, und er scheint anzunehmen, es sei erst kurze Zeit vorher in Gebrauch gekommen. Das wäre ein Irrtum, es tritt schon im 16. Jahrh. auf, ist aber im

Digitized by Google

ganzen 17. Jahrh. noch selten. Zuerst belegt es Littré zweimal aus Montaigne. Bei Malherbe scheint es nicht vorzukommen, wenigstens findet es sich nicht im Dict. de Malherbe (Grands Écriv. de la Fr., Malherbe Bd. V). Bei Rochefoucauld finde ich es einmal in den zwischen 1654 und 1659 verfaßten Memoiren zum Jahre 1649. (Vgl. Grands Écriv. de la Fr., La Rochefoucauld II, S. VIII und 161.) Das Dict. de Labruyère (ebenda) belegt es auch einmal. Ac. 1694 nahm es in ihr Dict. auf.

réfractaire II, 207 var. 2 (nur 1637):

> Vous vous autorisez de m'être réfractaire.

Ac. 1694 kennt es nur in der Phrase *réfractaire aux ordres de qn.* Doch zeigen Littrés Belege (seit 16. Jahrh.) eine ausgedehntere Verwendung. Warum Corneille es also tilgte, weiß ich nicht anzugeben.

sortable à = „convenable à" findet sich nur in Corneilles Jugenddramen, vgl. M-L. unter sortable.

tramblotant im figürlichen Sinne = „en balance". Das einzige Beispiel fiel 1660 III, 287 var. 1:

> Lorsque vous conserviez un esprit tout romain,
> Le sien irrésolu, tremblotant, incertain
> De la moindre mêlée appréhendoit l'orage.

Voltaire I, 142 bemerkt hierzu: „Ce tremblotant n'est pas du style noble"; natürlich meint er, im figürlichen Sinne, denn im eigentlichen ist es bei den Dichtern ja häufig genug (vgl. Godefroy II, 377).

III. Verbum.

affoler = „devenir fou" wurde im 17. Jahrh. in seiner Verwendung eingeschränkt. Daher ändert Corneille II, 203 var. 2:

> Eux ou moi, nous avons la cervelle troublée
> Si ce n'est qu'à dessein ils veulent tout mêler,
> Et soient d'intelligence à me faire affoler.

Während Cotgrave 1611 *affoler* noch als vollständiges Verbum kennt, erlauben die Ac. 1694 und Furetière 1701 es nur noch im Participe passé und nur im familiären Stil. Auch Richelet 1709 weist es dem niederen Stil zu.

bailler = „donner". Malherbe gebraucht es noch mehrfach (vgl. Holfeld 20), und ebenso Corneille in seinen ersten Werken. Doch nachdem Vaugelas II, 29 es für veraltet erklärt hatte, tilgt er es überall wieder. Vgl. I, 173 var. 2, 175 var. 4, 285 var. 4, 286 var. 3, 247 var. 4, 360 var. 1, 408 var. 1. — Cotgrave 1611 kennt

es noch. Ac. 1694: „bailler vieillit“ (Dammholz' Angabe, Nfrz. Zs. IX, 287, ist zu berichtigen); Furetière 1701: „on ne le dit gueres hors de la conversation“; Richelet 1709 gestattet es auch hier nicht mehr.

brasser *qch.* = „pratiquer, tramer qch.“ (figürlich). Ebenso wie wir es schon beim Substantivum sahen, verbannt der neu aufkommende Kanon der Reinheit des Stiles auch hier beim Verbum nach und nach eine Reihe von Ausdrücken des älteren Dramas, weil sie als zu familiär oder zu trivial erschienen für die Würde der Dichtung. Die übrigen nach meinem Dafürhalten von Corneille aus diesem Grunde beseitigten Wörter werde ich im Folgenden einfach mit dem Vermerk „familiär“ bezeichnen. *Brasser* findet sich nur I, 406 var. 2 (nur 1634):

Que son frère, ébloui par cette accorte feinte,
De ce que nous brassons n'ait ni soupçon ni crainte;

I, 431 var. 4:

Alcidon, averti de ce que vous brassez,
Va rendre en un moment vos desseins renversés.

Furetière 1701: „Cette expression est un peu basse.“

se colérer *contre* = „se mettre en colère contre“ ist heute veraltet (Sachs). Schon bei Corneille ist es nur in einer Variante belegt, I, 222 var. 1:

Ne te colère point contre mon insolence,
1660: N'entre point en courroux contre mon insolence.

Die Wörterbücher kennen es überhaupt nicht.

consommer ist im 16. Jahrh. die gewöhnliche Form für heutiges *consumer* und *consommer* zusammen. Ebenso bei Corneille in den bis 1641 verfafsten Stücken. — 1647 aber stellt Vaugelas I, 408 folgenden Unterschied zwischen *consumer* und *consommer* auf: das erstere, sagt er, sei gleich consumere, das zweite gleich consummare, in beiden liege der Begriff „achever“, aber „*consumer* acheue en destruisant et aneantissant le sujet, et *consommer*, acheue en le mettant dans sa derniere perfection, et son accomplissement entier“. Schon vor ihm tadelt Malherbe (S. 252, 267 u. ö.) *consommer* statt *consumer* bei Desportes. Ähnlich wie Vaugelas sprechen sich später auch Ménage 277 und Furetière aus. — Vaugelas' Regel befolgt nun Corneille in seinen späteren Werken und ändert in seinen früheren derselben gemäfs. Vgl. I, 176 var. 1:

Un feu qui la consomme et qu'elle tient si cher;

Digitized by Google

I, 337 var. 1, 341 var. 5, 358 var. 4, 400 var. 2, 432 var. 4; II, 49 var. 2, 353 var. 2, 385 var. 3, 409 var. 1; III, 133 var. 1, 160 var. 3, 189 var. 3, 292 var. 2, 302 var. 2, 304 var. 1.

contrefaire. Scudéry (M-L. XII, 460) und die Akademie (M-L. XII, 497) hatten III, 157 var. 3:

Contrefaites le triste = „stellt Euch traurig"

als „expression trop basse" getadelt. Corneille, gehorsam dem Tadel, tilgte es. Ähnlich stand III, 322 var. 4 anfangs:

Mais quand on peut sans honte être sans fermeté,
La vouloir contrefaire est une lâcheté.

Contrefaire hatte nämlich seit dem 14. Jahrh. allmählich vorwiegend die Bedeutung von „nachmachen" im schlimmen Sinne angenommen, während es altfranz. auch „nachahmen" ohne schlechten, tadelnden Nebensinn bedeutete.

courre. Schon Vaugelas bemerkt I, 400, daſs *courre* statt *courir*, ähnlich wie heute (vgl. Ac. 1878), auſser in gewissen Redensarten ungebräuchlich sei. Aus diesem Grunde änderte Corneille wohl seinen einzigen Beleg für *courre* II, 469 var. 2:

Et les droits les plus saints deviennent impuissants
À l'empêcher de courre après son propre sens.

Ménage 286 schlieſst sich Vaugelas an. Furetière 1701: „Il y a pourtant cette difference entre, *courir* et *courre*, que ce dernier n'est que pour de certaines façons de parler que l'usage a autorisées."

crever (familiär) = „mourir" I, 198 var. 7 (nur 1633):

Qui, j'enrage, je crève et tous mes sens troublés
D'un excès de douleur succombent accablés.

Se crever = platzen I, 297 var. I, 327 var. 6. Richelet 1709 weist es dem niedrigsten Stile zu.

s'écouler = „s'en aller tout doucement" hatte Corneille von zwei Personen gesagt, während man es sonst, seiner ursprünglichen Bedeutung gemäſs, nur von einer gröſseren Anzahl gebrauchte, IV, 346 var. 1: Mélisse, Lyse, qui s'écoulent incontinent

in einer Bühnenweisung.

endosser. Zu III, 188 var. 3:

Que ce jeune seigneur endosse le harnois,

bemerkt Scudéry (M-L. XII, 460): „Ce jeune seigneur qui endosse le harnois est du temps de moult, de pieça et d'ainçois." Dieses Tadels wegen wird Corneille geändert haben. Die Akademie sucht (M-L. XII, 498) *endosser* zu verteidigen und nimmt es 1694 in ihr Dict. auf, hinzufügend, nur *„endosser le harnois"* sei gebräuchlich

Cotgrave 1611 verzeichnet dieselbe Wendung. Furetière 1701: „il ne se dit que dans le stile burlesque ou dans la conversation." Richelet 1709: „ce mot pour dire, mettre sur son dos, et burlesque."

ennoblir ist Corneilles regelmäfsige Form sowohl für das heutige *anoblir* „in den Adelsstand erheben" als auch für *ennoblir* „veredeln, adeln" im figürlichen Sinne; und die einzige Stelle, wo zuerst *annoblir* = „veredeln" stand, ist sogar getilgt worden, vgl. V, 317 var. 1:

Non; mais je le réserve à ces bienheureux jours
Qu'annoblira sa première victoire.

Der heutige Unterschied von *anoblir* und *ennoblir* erscheint nach M-L. zum erstenmal bei Furetière 1690, und dann ebenfalls in Ac. 1694. Vgl. M-L. unter *ennoblir*. Richelet giebt *anoblir* und *ennoblir* 1709 noch als gleichbedeutend.

éplucher = „examiner" (familiär) I, 321 var. 2:

... Bien que ma pensée
Épluche à la rigueur ma conduite passée.

Heute ist es familiär (Sachs).

feindre = „craindre" ersetzte Corneille durch das letztere: II, 98 var. 2:

Ne feignez point pour moi d'entrer chez Hippolyte.

Dieselbe Verwendung von *feindre* finden wir z. B. bei Vaugelas I, 436, ebenso öfter bei Molière (vgl. Génin: Lex. de Molière 182).

faillir. I, 298 var. 2 (nur 1632):

Et ce fer, qui tantôt, inutile en mon poing,
Ainsi que ma valeur me faillant au besoin,
Sut si mal attaquer etc.

Nach M-L. war das Partic. présent *faillant* schon damals nur noch wenig gebräuchlich.

il fut = „il alla", IV, 39 var. 1:

Il fut jusques à Rome implorer le sénat.

Voltaire I, 362 tadelt diese Wendung als falsch, während Godefroy I, 329 dieselbe in einem längeren Artikel zu verteidigen sucht; jedoch fügt er hinzu: „il n'est guère admis dans le style relevé." — *Ils furent* = „ils allèrent" blieb unangetastet VI, 577 vers 51:

Les mêmes assassins furent encor percer
Varron, Turpilian, Capiton et Macer.

Nach Tallemant 120 fand die Akademie das Passé défini von *être* in dieser Verwendung „unnötig". — In ähnlicher Weise sind noch heute Verbindungen wie *j'ai été le voir* gebräuchlich. (Vgl. *il s'en fut.)*

Digitized by Google

galantiser = „courtiser" war im ersten Drittel des Jahrhunderts ein sehr gebräuchliches Wort. Seine Bedeutung verschlechtert sich dann aber sehr schnell (vgl. M-L. XII, 457). Daher wird es Corneille beseitigt haben I, 148 var. 1:

S'il advient qu'à ses yeux quelqu'un la galantise;

II, 36 var. 1:

Pour me galantiser, il ne faut qu'un miroir.

Furetière 1701: „il est un peu vieux"; Richelet 1709: „ne peut entrer que dans le stile le plus bas." Heute ist es familiär (Sachs).

gourmander = „zügeln, ausschelten". Von vier Beispielen tilgt Corneille drei; I, 190 var. 2:

J'en ai vu qui sembloient n'être que des glaçons
Dont le feu, gourmandé par une adroite feinte, ...;

ebenso I, 401 var. 3; V, 570 var. 1. Es steht im definitiven Text I, 427 vers 548. Jedenfalls hatte Corneille späterhin eine Abneigung gegen dieses Wort, wenn auch die übrigen Schriftsteller des 17. Jahrhunderts es vielfach gebrauchen (vgl. Littré). Auch die Wörterbücher haben es ohne Anmerkung. Heute ist *gourmander* in den meisten Bedeutungen selten und familiär (Sachs).

piper = „tromper, duper" (familiär). Es fiel I, 191 var. 3:

... Ces choses ridicules
Ne servent qu'à piper des âmes trop crédules.
1660: Ne servent qu'à duper des âmes trop crédules.

Ebenso I, 144 var. 1. Es blieb I, 406 vers 133; IV, 190 vers 931. Richelet 1709 weist es dem niederen Stil zu. Es ist heute noch gebräuchlich in dés pipés. Ursprünglich ist es ein Vogelfängerausdruck.

se ressouvenir hatte sich zur Zeit Vaugelas' in seiner Bedeutung nicht nur zu einfachem „sich erinnern" abgeschwächt, sondern man gebrauchte es sogar = „songer, considérer". Es erhob sich nun ein Streit über die Zulässigkeit von *se ressouvenir* in letzterer Bedeutung. Vaugelas bejaht die Frage I, 201, Corneille scheint anderer Meinung gewesen zu sein, vgl. III, 303 var. 2:

Je vais revoir la vôtre, et résoudre son âme
À se ressouvenir qu'elle est toujours ma femme;
nach 1660: À se bien souvenir qu'elle est toujours ma femme.

III, 189 var. 2:

À quoi me résoudrai-je, amante infortunée? —
À vous ressouvenir de qui vous êtes née.
1660: À vous mieux souvenir de qui vous êtes née.

Digitized by Google

songer = „penser" geriet im 17. Jahrh., obgleich es in allgemeinem Gebrauch war, bei einer Reihe von Leuten in Mifskredit, so dafs Vaugelas I, 165 sich veranlafst sah, es in Schutz zu nehmen. Ihm stimmte die Akademie bei (ebenda). Wenn nun Corneille zwar nicht überall, so doch vielfach dieses *songer* tilgt, so geht daraus hervor, dafs er wenigstens einen häufigen Gebrauch desselben vermeiden wollte. Er änderte in *penser* II, 64 var. 2:

Et dans leur souvenir rien ne me semble doux
Puisque, le conservant, je songerois à vous;

ebenso II, 482 var. 3; III, 170 var. 1; IV, 442 var. 1; VIII, 169 var. 1; und ersetzte es sonstwie III, 196 var. 2, 319 var. 2. — Voltaire I, 321 will es aus dem Tragödienstil verbannen, er scheint es für familiär zu halten (vgl. Voltaire I, 277).

soûler (bei Corneille *saouler*) = „contenter". Es war, in dieser Bedeutung wenigstens, veraltet (vgl. Vaugelas, Ausgabe von 1647, S. 241). Corneille tilgt es fast überall (vgl. M-L. unter d. W.); I, 497 var. 2: Perfide, à mes dépens tu soûles donc ta braise?
1660: Perfide! à mes dépens tu veux donc des maîtresses?

Ferner I, 230 var. 2; II, 375 var. 2; III, 153 var. 1, 413 var. 3; VIII, 161 var. 1. Richelet 1709 kennt es in dieser Bedeutung nicht mehr.

trancher stand ganz vereinzelt = „combattre" I, 147 var. 2 (vgl. M-L. XII, 398):

Toujours pour les duels on m'a vu sans effroi,
Mais je n'ai point de lame à trancher contre toi

(nur 1634). *Trancher* scheint sonst nicht so vorzukommen.

Wie schon im 16. Jahrh. (vgl. Godefroy I, 31; II, 408) und auch bei Molière (vgl. Berg 15), können wir auch bei Corneille mehrfach ein Schwanken zwischen dem einfachen Verbum und dem Kompositum mit re- nachweisen, dessen Präfix seine Kraft fast ganz eingebüfst hatte. — So ersetzt Corneille

connaitre durch **reconnaitre** IV, 308 var. 1:

Je vous tiens pour brave homme, et vous connais fort bien.
1660: Je vous tiens pour brave homme et vous reconnais bien;

das Umgekehrte fand statt I, 153 var. 3, 396 var. 1.

épandre durch **répandre** II, 236 var. 4:

Et lors, que de soupirs et de pleurs épandus;
später: Et lors, que de soupirs et de pleurs répandus;

ebenso III, 178 var. 1; VIII, 514 var. 1. Sonst kommt *épandre* aber

Digitized by Google

noch oft bei Corneille vor (vgl. M-L. XI, 381), z. B. IV, 502 vers 1715. Voltaire I, 599 bemerkt: „*Épandre* était un terme heureux, qu'on employait au besoin au lieu de *répandre;* ce mot a vieilli."

rabaisser durch **abaisser** IV, 345 var. 2:

Elles rabaissent toutes deux leur coiffe.

fuir durch **refuir** I, 148 var. 6:

C'est en vain que l'on fuit, tôt ou tard on s'y brûle;
1660: C'est en vain qu'on refuit, tôt ou tard on s'y brûle.

B. Orthographie und Aussprache.

advenir, welches Corneille in seinen älteren Werken der Form *avenir* vorzieht, ändert er 1663 in *avenir,* vielleicht durch Einfluſs der Precieusen, welche z. B. *avocat* statt *advocat, avis* statt *advis* eingeführt haben (vgl. Didot 229). Die Stellen sind I, 231 var. 3:

Le déplorable coup du malheur advenu;
später: Le déplorable coup du malheur avenu.

Ebenso I, 312 var. 1, 472 var. 1; II, 239 var. 2; V, 61 var. 1, 586 var. 2. Vgl. M-L. XI, S. LXXXV. Ganz auſser Gebrauch kam *advenir* erst gegen das Ende des Jahrhunderts (vgl. M-L. XI, 103). Ac. 1694 kennt es nicht mehr. Doch steht es bei Sachs neben *avenir* aufgeführt.

ambrosie ist die Schreibweise des 16. Jahrh. Doch schon in der ersten Hälfte des 17. Jahrh. kam das heute gewöhnlichere *ambroisie* auf. Corneille hatte II, 497 var. 1, II, 498 vers 1177 in der Ausgabe von 1639 zuerst *ambroisie* geschrieben, entscheidet sich später aber für die ältere Schreibung; und M-L. vermutet wohl mit Recht, aus dem Grunde, daſs die Schreibung *ambroisie* noch zu neu war. Nicot 1606: *ambrosie;* Cotgrave 1611: *ambroisie* und *ambrosie,* Ac. 1694 *ambroisie,* Furetière 1701 und Richelet 1709: *ambrosie.*

arrouser statt *arroser,* welches z. B. noch bei Malherbe das gewöhnliche ist (vgl. Holfeld 20), ersetzt Corneille durch das letztere III, 294 var. 2, IV, 493 var. 2; nur II, 410 vers 1415 haben die meisten Ausgaben *arrouser.* Abgesehen von diesen Fällen schreibt Corneille immer *arroser* (vgl. M-L. XI, 75). Der Grund zu der Schreibung mit *ou* liegt in der noch im 17. Jahrh. vorhandenen Neigung, das *o* in offener Silbe einem *ou* sehr nahe auszusprechen, z. B. *chouse* statt *chose* u. ä.; und man pflegte dann auch *ou* zu schreiben,

Digitized by Google

wie die Wörterbücher zeigen. Noch Richelet 1709 kennt beide Schreibungen von *arroser.* — Vgl. Holfeld 20, Ménage 132 ff.

bigearre veraltete früh im 17. Jahrh. Vaugelas II, 5 zieht *bizarre* vor, und Thomas Corneille und die Akademie (ebenda) verurteilen *bigearre* schon fast ganz. 1660 ändert Corneille *bigearre* in *bizarre* II, 62 var. 2, 90 var. 2, 512 var. 2. *Bigearre* blieb nur X, 75 vers 8 in einem später nicht wieder überarbeiteten Jugendgedicht. Vgl. Estienne: Deux dialogues du nouveau langage françois italianizé I, 173, Bouvier 124. Furetière 1701: „il y a encore quelques gens qui disent *bigearre,* mais mal.“ Richelet 1709: „Il y en a qui écrivent et prononcent *bijarre,* mais ce ne sont que des barbouilleurs.“

exclurroit statt *excluroit* V, 519 var. 1:

Mais dont vous exclurroit enfin votre origine,

in den Ausgaben von 1651—56 erklärt sich aus der z. B. noch bei Richelet verzeichneten Schreibung des Infinitivs mit *rr.*

fantasie statt *fantaisie* ist heute veraltet. Es kommt bei Corneille in frühen Varianten einigemal vor. So II, 493 var. 3:

Que j'ai bien reconnu qu'un peu de jalousie
Touchant votre Clindor brouilloit sa fantasie;

nach 1639: Touchant votre Clindor brouilloit sa fantaisie.

Ebenso II, 220 var. 2, 508 var. 4. Es ist wohl ein Rest der italianisierenden Richtung des 16. Jahrh., vgl. ital. fantasia. Später schreibt Corneille durchgängig *fantaisie* (vgl. M-L. XI, 423). Nicot und Cotgrave: *fantasie;* Furetière und Richelet: *fantaisie.*

gaigner = *gagner* erscheint bei Malherbe noch öfter auch außerhalb des Reimes (vgl. Holfeld 22). Bei Corneille nur einigemal in Varianten der ältesten Ausgaben, so II, 41 var. 4:

Par où tout de nouveau je me laisse gaigner,
Et consens, peu s'en faut, à m'en voir dédaigner;

nach 1637: Par où tout de nouveau je me laisse gagner.

Ferner II, 190 var. 1, 465 var. 1; V, 358 var. 1. Cotgrave 1611: *gaigner;* Furetière und Richelet: *gagner.*

intrique. Im 17. Jahrh. schwankte man zwischen *intrique* und *intrigue.* Vaugelas (Ausgabe von 1647, S. 126) verteidigt *intrigue* mit Recht, denn es wurde erst im 16. Jahrh. dem ital. intrigo nachgebildet. Corneille jedoch entscheidet sich für *intrique* (vgl. M-L. XII, 28), ohne jedoch *intrigue* ganz auszuschließen, vgl. II, 220 var. 1:

Cette possession de vous-même que vous conservez si parfaitement parmi tant d'intriques (1660: intrigues).

Digitized by Google

Vgl. Godefroy I, S. XIX, II, 439; M-L. XI, S. LXXXVIII. Cotgrave 1611: *intrique*, Furetière 1701: *intrigue*, Richelet 1709: „on dit *intrigue* et non *intrique*." *Intrique* ist heute veraltet (Sachs).

monoloque ändert Corneille in *monologue* I, 273 var. 2:

Les monoloques sont trop longs et trop fréquents en cette pièce (bis 1664).

Die Wörterbücher kennen *monoloque* nicht. Es war wohl Analogie zu *soliloque*, wo *qu* berechtigt ist.

punctuellement war im 17. Jahrh. neben *ponctuellement* im Gebrauch (vgl. M-L. XII, 198). Bei Corneille I, 12 haben alle Ausgaben bis 1682 *punctuellement*, die von 1682 *ponctuellement*. Vgl. M-L. XI, S. LXXXIV. Die Wörterbücher haben alle das letztere, Nicot und Cotgrave schreiben aber *punctuation* etc.

soubmettre finde ich nur V, 47 var. 1 in der ersten Ausgabe:

Au lieu d'y résister, vous vous y soubmettez;
später: Au lieu d'y résister, vous vous y soumettez.

Das etymologisierende b der Vorsilbe *subtus*- erhielt sich bei manchen Wörtern bis in das 17. Jahrh. (vgl. Didot 112 b), so noch bei Cotgrave.

treuver statt *trouver* ist ein Archaismus, der bei Malherbe noch ganz gewöhnlich ist (vgl. Holfeld 24) und auch bei Balzac vorkommt (vgl. Bouvier 129). Corneille hat ihn nur in seinen älteren Dramen, beseitigt ihn aber meistens schon lange vor 1660; I, 276 var. 1:

Mais qu'elle est paresseuse à me venir treuver!
nach 1632: Mais qu'elle est paresseuse à me venir trouver!

Ebenso I, 280 var. 3, 285 var. 2, 293 var. 4, 299 var. 4; II, 127 var. 1, 133 var. 1, 134 var. 9, 139 var. 3, 153 var. 2, 156 var. 4, 186 var. 1, 199 var. 1; und ganz vereinzelt noch einmal IV, 440 var. 2. — Littré unter *trouver* Rem. 2 belegt nur das stammbetonte *il treuve*, es finden sich aber auch endungsbetonte Formen, bei Corneille z. B. *treuver, treuvois, treuvera* u. s. w. Vaugelas und ebenso Ménage 249 ziehen *trouver* bei weitem vor, ohne *treuver* den Dichtern ganz zu verbieten; Richelet 1709: „il n'y a guère que les Poëtes qui disent *treuver*."

C. Anhang.

Hier am Schlusse dieses Teils unserer Untersuchung möge noch eine Auswahl von Einzelheiten folgen, die, ohne eine besondere grammatische Erscheinung zu illustrieren, uns wieder zeigen, wie Corneille

Digitized by Google

teils von anderer Seite angeregt, teils aus eigenem Antriebe seinen Stil mehr und mehr ausfeilt, mehr und mehr familiäre, nicht ganz korrekte oder reichlich kühne Wendungen auszumerzen bestrebt ist.

III, 174 var. 3 stand bis 1656 in der Beschreibung der Flucht der Mauren vor dem Cid:

(Les Mores) Nous laissent pour adieux des cris épouvantables;
wozu die Akademie (M-L. XII, 496) bemerkte: „on ne dit point ‚laisser des adieux‘, ni ‚laisser des cris‘, mais bien ‚dire adieu‘ et ‚jeter des cris‘, outre que les vaincus ne disent jamais adieu aux vainqueurs.“ Corneille änderte daher:

Poussent jusques aux cieux des cris épouvantables.

III, 132 var. 3 (bis 1656):

Les affronts à l'honneur ne se réparent point;
später: De si mortels affronts ne se réparent point.

Die Akademie (M-L. XII, 489) hatte den Vers getadelt: „On dit bien ‚faire affront à quelqu'un‘, mais non pas ‚faire affront à l'honneur de quelqu'un‘.“

I, 174 var. 2:

On prend au premier bond les hommes de la sorte.

Die Redensart ist dem Ballspiel entnommen, vgl. ähnliche bei Sachs. Es erschien wahrscheinlich als familiär.

I, 228 var. 5:

Autrement je saurois te rendre ton paquet. —
— Et moi pareillement rabattre ton caquet.

Diese Wendungen klangen sicher zu familiär im Munde der Lisis und der Chloris in der Mélite; vgl. M-L. XI, 151.

IV, 191 var. 1:

Il continue encore à te conter sa chance.

Conter sa chance wird von Oudin als „vulgaire“ bezeichnet (vgl. M-L. XI, 166).

II, 270 var. 3:

Attends là de pied coi que je t'en avertisse,
1660: Attends, sans faire bruit, que je t'en avertisse.

De pied coi ist heute selten (Sachs); bei Corneille finde ich nur dieses Beispiel.

IV, 48 var. 2:

Il se lève; et soudain, par derrière, Achillas
Comme pour commencer tirant son coutelas,
Septime et trois des siens, lâches enfants de Rome,
Percent à coups pressés les flancs de ce grand homme.

Voltaire I, 374: „Par-derrière était d'une prose trop basse.“

III, 541 var. 2:

Qu'un rival plus puissant lui donne dans les yeux;
1660: Qu'un rival plus puissant éblouisse ses yeux.

Donner dans les yeux, donner dans la vue findet sich, abgesehen von dieser Stelle im Polyeucte, fast nur in der Komödie Corneilles. M-L. XI, 319: „Cette locution commençait sans doute à ne plus s'employer dans le haut style.“ Heute sagt man sehr familiär noch *donner dans l'œil.*

VIII, 83 var. 5:

On en sort aisément vainqueur,
Quand dès l'entrée on lui fait tête;
nach 1656: Quand dès l'abord on lui fait tête.

Dès l'entrée = „dès le commencement“ fiel ebenso VIII, 84 var. 2, es blieb VIII, 74 vers 744. Heute ist es veraltet (Sachs).

IV, 204 var. 2:

Qu'en moins de fermer l'œil on ne s'en souvient pas;
1664: Qu'en moins d'un tournemain on ne s'en souvient pas.

Th. Corneille 1692:

Qu'en moins d'une heure ou deux on ne s'en souvient pas.

Voltaire I, 457: „En moins de fermer l'œil, pour en moins d'un clin d'œil, n'est pas français.“

II, 170 var. 1:

Il ne veut cependant que surprendre une fleur,

d. h. „ravir la virginité à qne.“ Die Stelle steht nur 1637 in der ersten Ausgabe der Suivante. Corneille beseitigte sie aus Rücksichten der Decenz (vgl. Einleitung). Vgl. analog Trist. p. 318, 4: „Und ir den bluomen abe genam“ (cit. von Schulz: Höfisches Leben I, 496, Anm. 3).

I; 470 var. 4:

Cela se juge à l'œil, rien ne le satisfait.

A l'œil = „à vue d'œil, à l'œil nu“ fiel ebenso I, 207 var. 1. Wahrscheinlich war es veraltet (vgl. M-L. XII, 125).

I, 146 var. 4:

C'est là qu'un jeune oiseau doit s'apprendre à parler;
später: C'est là qu'un apprentif doit s'apprendre à parler.

Heute ist *oiseau* auf Personen angewendet sehr familiär, und war es wohl schon damals. Vgl. „loser Vogel“.

I, 219 var. 2:

Ce pair d'amants sans pair est sous la sépulture;
1660: Ces malheureux amants trouvent la sépulture.

Sans pair = „ohne gleichen“ kam damals aufser Gebrauch (vgl. Godefroy II, 446).

Digitized by Google

IV, 76 var. 4 hatte Corneille prendre débat nach Analogie von „prendre querelle“ gebildet:

Il a voulu lui-même apaiser les débats
Qu'avec nos citoyens ont pris quelques soldats;
1660: Qu'avec nos citoyens ont eus quelques soldats.

Voltaire I, 402: „Cela n'est pas français, on dit prendre querelle, et non prendre débat.“

IV, 368 var. 2:

Comme à Lyon le peuple aime fort les laquais
Et leur donne souvent de dangereux paquets,
Deux coquins, me trouvant tantôt en sentinelle
Ont laissé choir sur moi leur haine naturelle;
Et me prenant pour l'être à l'habit rouge et vert ...
1660: Et sitôt qu'ils ont vu mon habit rouge et vert ...

Die erste Fassung dürfte zum wenigsten eine ungewöhnliche Konstruktion sein.

II, 513 var. 5:

Mais en vain contre lui on tâche à résister;
1660: Mais en vain mon devoir tâche à lui résister.

Ebenso trat *résister à* für *résister contre* ein III, 138 var. 7.

III, 173 var. 2:

La honte de mourir sans avoir combattu
Rétablit leur désordre et leur rend leur vertu;
1660: Arrête leur désordre et leur rend leur vertu.

Akademie (M-L. XII, 496) hatte bemerkt, es gebe nur *rétablir l'ordre.* M-L. XII, 302 citiert *rétablir le désordre* aus Voltaire.

III, 158 var. 2:

Malgré des feux si beaux, qui rompent ma colère;
1660: Malgré des feux si beaux, qui troublent ma colère.

Die Akademie hatte den rhetorischen Fehler des Übergangs aus einer Metapher in die andere an dieser Stelle getadelt (vgl. M-L. XII, 494).

Dritter Teil.

Versbau.

A. Silbenzählung.

Was Silbenzählung und Hiatus anlangt, so geht Ricken: „Über die metrische Technik Corneilles“, auch auf die Varianten ein; wir schliefsen uns ihm also gröfstenteils an, soweit seine Abhandlung reicht, und werden seine Ausführungen auf Grund unserer eigenen Untersuchungen nachprüfen können. Vgl. Ricken 9 ff.

Digitized by Google

1. e féminin hinter betontem einfachem Vokal.

Während das e féminin nach unbetontem lautem Vokal bei Corneille wie heute (vgl. Tobler: Versbau 38) nie mehr eine Silbe bildet, erhält es nach betontem einfachem Vokal seinen Silbenwert etwas länger. Zur Zeit Corneilles war es in der Konversation entschieden schon stumm, wenn es auch in der Deklamation und im Gesang, besonders am Versende noch hörbar blieb. Während nun bis in den Anfang des 17. Jahrh. dieses e noch oft als Silbe zählt (vgl. Tobler: Versbau 40—41), finden wir bei Corneille nur noch fünf solcher Fälle, die wir als eine poetische Licenz betrachten müssen. Dafs aber um 1660 das Gefühl durchgedrungen war, ein solches e sei im Versinneren nicht mehr statthaft, beweist der Umstand, dafs Corneille alle Fälle mit Ausnahme nur eines gebessert hat. Vgl. II, 346 var. 1:

L'épouvante les prend, et Médé|e s'enfuit;
1660: L'épouvante les prend, Médée‿en raille, et fuit.

II, 266 var. 2:

Accorde à ma pudeur, que deux mots de ta main
Justifi|ent aux miens ma fuite et don dessein.
1660: Puissent justifier ma fuite et ton dessein.

IV, 28 var. 2:

Justifi|e César et condamne Pompée:
1660: Justifiant César a condamné Pompée.

Vgl. Voltaire I, 347. Derselbe bemerkt, dieses sei der einzige (?) Fehler Corneilles gegen die Metrik (vgl. etwas weiter unten).

V, 347 var. 1:

Si vous êtes amant, Phiné|e, je suis père.
1660: Vous n'êtes qu'amoureux, Phinée‿et je suis père.

Ungeändert blieb nur II, 344 vers 73:

Les sœurs cri|ent miracle, et chacune ravie
Conçoit pour son vieux père une pareille envie.

Vgl. Voltaire I, 71; er behauptet, Corneille habe diesen Fehler oft begangen, und durch ihn veranlafst, komme derselbe zu seiner (Voltaires) Zeit immer wieder vor.

2. e féminin hinter betontem Diphthong.

Dasselbe behält etwas länger als e féminin hinter betontem einfachem Vokal seinen Silbenwert. Heute gilt in beiden Fällen die Regel, dafs es im Versinneren nur dann vorkommen kann, wenn Elision vor einem folgenden vokalisch anlautenden Worte möglich

Digitized by Google

ist. Bei Corneille finden sich noch neun Fälle, wo e féminin hinter betontem Diphthong im Inneren des Verses als Silbe zählt; 1660 aber sind fünf derselben dem heutigen Gebrauche gemäfs gebessert. Vgl. II, 278 vers 1053:

Que tes gens cette nuit m'ai|ent vue ou saisie.

V, 460 vers 1022:

Les comtes à ce prix fuy|ent le diadème.

IV, 159 vers 342:

On leur fait admirer les bay|es qu'on leur donne.

IV, 342 vers 1014:

Comme toutes les deux jou|ent leurs personnages.

I, 494 var. 1:

Pourvu qu'en mes défauts j'ay|e tant de bonheur.

1660: Heureuse mille fois si le peu que je vaux.

II, 138 var. 1:

Voyez comme tous deux fuy|ent notre rencontre.

1660: Voyez comme tous deux ont fui notre rencontre.

IV, 181 var. 3:

Vous le savez assez. — Quoi que j'ay|e pu faire.

1660: Vous le savez assez. — Plus je me considère.

V, 87 var. 2:

Qu'elle en pay|e Placide et tâche à conserver.

1660: Qu'elle paye_à Placide et tâche à conserver.

V, 544 var. 2:

Quoi que j'ay|e sur elle une puissance entière.

1660: J'ai sur elle après tout une puissance entière.

Wir sehen also *paye* einmal zweisilbig gebraucht, es wird aber 1660 vor Vokal gebracht. Von den zwei Fällen von zweisilbigem *fuyent* wird der eine gebessert. *Aye* zweisilbig blieb in keinem Falle. *Jou|ent* und *bay|es* blieben. Ueber *ai|ent* vgl. unten. (Nebenbei sei hier bemerkt, dafs auch die dritte Pers. Sing. Präs. Konj. bei Corneille meistens *aye* lautet, selten *ait*. Vgl. M-L. XI, 107.)

Aus obigen Versen entnehmen wir nun, dafs Corneille eine Zeit lang noch solche Formen zweisilbig im Versinneren für statthaft hielt, später sie aber nicht mehr dulden wollte; dafs er aber nur an etwas mehr als der Hälfte der Beispiele besserte, beweist zugleich, dafs e féminin hinter betontem Diphthong etwas länger Silbenwert behalten habe als hinter betontem einfachem Vokal. Gestützt wird diese Behauptung durch Folgendes. Bei Desportes erscheinen Formen wie *aye*, *paye* vor Konsonanten, *s'égayent* und *voyent* sind ihm im

Digitized by Google

Versinneren erlaubt; auch Maynard (Corneilles Vorgänger in der Akademie) gebraucht *fuyent, croyent, bruyent, voyent, essayent* im Versinneren. Endlich hat auch Molière noch sieben Beispiele von zweisilbigem *(-)aye* und *-oyent* (s. Ricken).

Wie wir sehen, handelt es sich um Diphthonge, deren zweites Element *y* ist: *ay, oy, uy.* Auf den Grund der Erhaltung des e féminin nach diesen Diphthongen in der Aussprache leitet uns hin Thurot: Prononciation française depuis le XVI° siècle, Paris 1881, cap. 1, 3, 4, Buch III (nach Ricken). Nach ihm wurde im 16. Jahrh. gemäſs Aussprüchen der Grammatiker ein „i consonne“ (d. h. ę + j) gesprochen in den Verbindungen *-aye-, -oye-, -uye-,* welches in seiner Eigenschaft als Konsonant das *e* natürlich zum Tragen einer Silbe fähig machte. Seit Ende des 16. Jahrh. sei die Aussprache *ẹ (ę)*. bezw. *oę* oder *oá* und *ui* aufgekommen, infolge wovon das *e* in der Aussprache fällt. Thurot gegenüber dürfen wir nun nach Maynards und Corneilles Praxis annehmen, daſs auch in der ersten Hälfte des 17. Jahrh. die konsonantische Kraft des *y* in den genannten Diphthongen noch fühlbar war, wenn auch Corneille sich später dem theoretischen Urteil der Grammatiker anschloſs.

Im Anschluſs hieran wäre ich geneigt, eine ähnliche Erklärung für die unter 1. behandelten *justifi¦e, justifi¦ent, cri¦ent* anzunehmen, um so mehr als gerade *cri¦ent* ungeändert geblieben ist. Nämlich so. Auch zwischen einfachem *i* und folgendem Vokal stellt sich bei fehlendem Kehlkopfverschluſs leicht ein leises *j* (oder „i consonne“) ein, welches in obigen Fällen, wenn auch dem Dichter unbewuſst, schützend auf den Silbenwert des *e* eingewirkt haben könnte. Vgl. z. B. im Englischen *the other* = *đij ađə* in Sweets Umschrift; ferner den Umstand, daſs manche Engländer nicht „*the ear*“ von „*the year*“ in der Aussprache unterscheiden können, sie sprechen dann beides = „*đi jiə*“ etwa.

Eine Sonderstellung nehmen neufranzösisch die Endungen der Imperfekta und Conditionnels auf *-aient,* ferner *soient* und *aient* ein. Bei denselben gilt schon lange vor Corneille das *e* als nicht vorhanden (vgl. Tobler: Versbau 37, 40), und sie konnten unbeanstandet an allen Stellen des Verses gebraucht werden. Bei Malherbe kommt *soient* noch einmal zweisilbig vor, der Dichter ändert aber später (vgl. Tobler a. a. O.). — Bei Corneille sind *-aient* und

Digitized by Google

soient immer einsilbig, doch sahen wir oben II, 278 vers 1053 noch ein Beispiel von zweisilbigem *aient.* — Dieses ist überhaupt das einzige Mal, wo *aient* im Versinneren bei unserem Dichter vorkommt.

Während er nämlich aient anfangs wie schon Dichter lange vor ihm, wie Molière, und wie es heute noch Gebrauch ist, einsilbig und dann natürlich auch im Versinneren verwendete, duldete er es dort später nicht mehr. Er folgte darin der Praxis Malherbes und dessen Schüler, wie Maynards. Demnach änderte er 1660: II, 391 var. 3:

Ce généreux vieillard, indigné que ses feux
Près de votre rivale aient perdu tant de veux;
1660: Ce généreux vieillard, ne pouvant supporter
Qu'on lui vole à ses yeux ce qu'il croit mériter.

II, 453 var. 4:

Et les premiers regards dont m'aient frappé vos yeux.
1660: Et quand je me rendis à des regards si doux.

II, 456 var. 3:

Qu'elles n'aient pu blesser un cœur dont je dispose!
1660: Que vous leur refusiez un cœur dont je dispose!

III, 347 var. 3:

Peu de nous ont joui d'un succès si prospère,
Qu'ils n'aient perdu dans Albe un cousin, un beau-frère.
1660: Il est peu de Romains que le parti contraire
N'intéresse en la mort d'un gendre ou d'un beau-frère.

III, 532 var. 1:

Et j'ai pour l'accepter éteint les plus beaux feux
Qui d'une âme bien née aient mérité les vœux.
1660: Et j'ai pour l'accepter éteint le plus beau feu
Qui d'une âme bien née ait mérité l'aveu.

IV, 96 var. 1:

Il vous proclame reine, et quoique ses Romains
Au sang que vous pleurez, n'aient point trempé leurs mains.
1660: Il vous proclame reine; et bien qu'aucun Romain
Du sang que vous pleurez, n'ait vu rougir sa main.

IV, 162 var. 3:

Quoique en ce choix les yeux aient la première part.
1660: Les yeux en ce grand choix ont la première part.

V, 587 var. 3:

Et ne craignez-vous point que mes sourdes pratiques
Ne vous aient enlevé jusqu'à vos domestiques?
1660: N'appréhendez-vous point que tous vos domestiques
Ne soient déjà gagnés par mes sourdes pratiques?*

---

* Ferner II, 367 var. 6, vgl. S. 110.

Digitized by Google

Diese letzte Stelle ist aus dem Nicomède, 1651 verfaſst, später findet sich *aient* überhaupt nicht mehr im Versinneren. — Es läſst sich nun nicht leugnen, daſs die Regel, e féminin nach betontem Diphthong auſser im Falle der Elision im Versinneren zu meiden, den Dichtern eine unbequeme Beschränkung auferlegt; und so erscheint es erklärlich, wenn in neuerer Zeit Dichter in Miſsachtung der Regel Formen wie *croient, voient, fuient, (tu) aies* gerade wie *soient* behandelt haben (vgl. Tobler: Versbau 37).

3. h aspirée.

Erst allmählich hat sich die Sprache bei einer Reihe von Wörtern für h aspirée bezw. h muette entschieden. So wurden *harangue. Hollande, hors, hideux, haïr, hardi* (vgl. mittelalterliches *ardi)* im 17. Jahrh. noch oft mit h muette gebraucht; Ludwig XIV. hat sogar selbst einmal „n'asardés plus" geschrieben (vgl. Génin Récréations I, 127 ff.). Nur Caprice des Gebrauchs, auch Gründe des Wohlklangs haben bei diesen Wörtern für das eine oder das andere entschieden. — Bei Corneille haben wir Beispiele für diese Entwickelung. Vgl.:

héroïque ist bei ihm vor 1660 mit aspiriertem, nach 1660 mit stummem h gebraucht. IV, 130:

Quand je me suis résolu de repasser du | héroique au naïf (1642).

V, 410: J'ajoute à celle-ci l'épithète de | héroïque (1650).

Beide Stellen finden sich in Prosastücken, die nach 1660 nicht mehr abgedruckt wurden. In der Dichtung kommt *héroïque* nur nach 1660 vor, und da immer mit stummem h (vgl. Ricken 17). Vgl. VII, 131 vers 561:

J'ai vu tous les plaisirs de son âme‿héroïque;

ferner VII, 426 vers 1110, 509 vers 1097 u. ö. Corneille folgt Vaugelas, welcher I, 51 *héroïque* mit h muette gebraucht wissen will nach der Regel: Alle aus dem Lateinischen kommenden und dort schon mit h anlautenden Wörter haben ein stummes h; ausgenommen nur *héros,* welches im Anfange des 17. Jahrh. in Analogie zu *héraut* ein aspiriertes h erhalten habe. Corneille dehnte dieses also anfangs auf das davon abgeleitete *héroïque* aus.

hésiter. Vgl. IV, 190 var. 1:

Ne | hésiter jamais, et rougir encor moins;

1660: Ne se brouiller jamais, et rougir encor moins.

Digitized by Google

II, 272 var. 1:
1660: Quoi! je | hésite encor, je balance, je doute!
1663: Quoi! je balance encor, je m'arrête, je doute!
I, 354 var. 1:
Espère mais hésite; hésite, mais aspire (1660—63).
1664: Doute dans ton espoir; hésite, mais aspire.
später: Tremble sans craindre trop; hésite mais aspire.
VII, 127 vers 459:
Et bien que sur le choix il semble | hésiter;
Voltaire 1764:
Et bien que sur le choix il me semble hésiter.

Vgl. M-L. XI, 480; Ricken 18. Ménage bezeugt uns (vgl. M-L. a. a. O.), daſs Corneille „*san hésiter*“ gesprochen habe. Fast will es scheinen, als ob er später *hésiter* mit h aspirée habe vermeiden wollen, wenn auch nicht durchaus; jedenfalls schwankt er in Bezug auf den Anlaut. Furetière 1701 läſst noch die Wahl zwischen h muette und h aspirée; Richelet 1709 zieht das erstere vor. Voltaire I, 453: „*Ne hé(siter)* est dur à l'oreille. On ne fait plus de difficulté de dire aujourd'hui *j'hésite, je n'hésite pas.*“

4. oui.

Ebenso wie *onze, onzième* gebraucht Corneille dem älteren Französisch gemäſs auch *oui* als vokalisch anlautend, entgegen den Vorschriften Vaugelas' (I, 382), welche von Th. Corneille und der Akademie bestätigt werden. Daſs darum die Verdoppelung von *oui* im Verse nicht vorkomme, wie Ricken meint, ist unrichtig, wenigstens insofern als Corneille dieselbe zweimal anwendet, folgerichtig dann aber wieder beseitigt hat. Vgl. III, 110 var. 7:
Oui, oui, je m'en souviens, et j'épandrai le sang;
1660: Il m'en souvient si bien que j'épandrai mon sang.
IV, 73 var. 2:
Oui, oui, ton sentiment enfin est véritable;
1660: Oui, par là seulement ma perte est évitable.

Verdoppelung des *oui* citiert Mesnard zweimal aus Racine, sie findet sich bei Molière und auch sonst (vgl. Tobler: Versbau 107). Nach Littré hat *oui* jetzt „une demi-aspiration, ce oui, des oui = dé oui etc.“

5. Apokope in Adverbien und Präpositionen.

Ricken S. 20 ff. sagt darüber etwa folgendes, und wir werden seine Angaben prüfen: „Es sind sieben Adverbien und Präpositionen,

Digitized by Google

die bei Corneille in einer längeren und einer kürzeren Form im Verse gebraucht werden, nämlich

avec — avecque (nicht avecques)
donc — doncques (doncque)
jusque — jusques
presque — presques
même — mêmes
guère — guères
encor — encore.

Diese Formen gehören, soweit sie ein *s* am Ende haben, zu einer zahlreichen Gruppe von Partikeln, die zum Teil schon seit dem 10. Jahrh. ein paragogisches *s* zeigen. Nicht bloſs im Französischen, sondern auch auf dem gesamten romanischen Gebiet des Westens, im Provençalischen, Spanischen, Catalanischen, Portugiesischen, läſst sich die Neigung wahrnehmen, den Partikeln, überlieferten sowohl wie neugeschaffenen, dieses formelle Kennzeichen beizufügen" (Diez III[4], 456). Neben diesen Formen bestanden meistens die gleichlautenden ohne *s*. — Im 16. Jahrh. veralten mehrere dieser volleren Formen, was seinen Grund in dem Verstummen des Schluſs-*s* haben wird. Malherbe wendet die Formen *avecques, oncques, ores, encores*, deren sich Desportes unbedenklich bedient, nicht mehr an. Selbst *doncques* kommt bei ihm nicht vor. — Corneille kennt *doncques, jusques, mêmes, presques, guères*, nicht aber *avecques* und *encores*. *Or', ores, onc, onq', oncques* finden sich auch bei Corneille nicht.

Neben den Formen mit weiblicher Endung finden sich bei Corneille noch einige mit männlichem Ausgang, nämlich *avec, donc, encor*. Da neben *avec* nur *avecque*, neben *donc* nur *doncques*, neben *encor* nur *encore* bei ihm gebräuchlich sind, so haben wir in jedem Falle nur mit zwei Formen derselben Partikel zu thun, während früher vielfach drei derselben nebeneinander auftreten. Diese Behauptung leidet nur durch ein einziges Beispiel des Vorkommens von *doncque* eine Beschränkung, eine Form, welche sich in ein Madrigal, das sich als Jugendgedicht kennzeichnet, eingeschlichen hat (vgl. M-L. X, 35).

Es läſst sich bei Vergleichung der verschiedenen Ausgaben seiner Werke, welche Corneille selbst veranstaltet hat, das interessante Faktum beobachten, daſs er im Laufe der Zeit gegen alle Formen mit paragogischem *s* und gegen *avecque* eine Abneigung gewann.

Digitized by Google

Besonders bezeichnete die Ausgabe von 1660 auch hier einen Wendepunkt, der in ganz eminentem Maſse bei der Verfolgung der Form *avecque* auffällt, aber auch für *doncques, mêmes, jusques* — *presques* kommt wenig vor — klar zu erkennen ist. — *Avecque* also, das bis Mitte des 17. Jahrh. sehr häufig auftritt, in den späteren Stücken aber nur selten sich findet, ist in der Ausgabe von 1660 mit groſser Sorgfalt aus den meisten Versen, in denen es ursprünglich stand, herausgebessert, so daſs hier (wie in den Beispielen *doncques* etc.) über den Grund der Umgestaltung kein Zweifel möglich sein kann.“ — Was zunächst die Formen mit paragogischem s anbetrifft, so kommt

doncques überhaupt nur in den Jugendwerken Corneilles vor, und auch da ist es an allen Stellen beseitigt worden. Vgl. I, 190

var. 6: D o n c q u e s si ta raison ne se trouve déçue;
1660: Donc si ton espérance à la fin n'est déçue.

Ferner I, 214 var. 2, 214 var. 3, 220 var. 1, 320 var. 4; II, 43 var. 3, 152 var. 2. — Schärfer noch als Ricken es thut, müssen wir also Corneilles spätere Abneigung gegen die längere Form *doncques* betonen. — Wie erwähnt, findet sich noch einmal **doncque** bei Corneille. Vaugelas (Ausgabe 1647, S. 392) verbietet dasselbe durchaus; dagegen *doncques* ist ihm vollständig erlaubt, und auch Ac. 1694 bietet es noch neben *donc;* ebenso Furetière 1701. Vgl. M-L. XI, 315. Ménage 61 erlaubt 1672 noch *donc* und *doncque,* nicht aber *doncques.* Molière hat *doncques* nur einmal nach Ricken.

jusques. Hier verhält sich die Sache speciell so. Es ist richtig, daſs es in Corneilles Jugendwerken häufiger vorkommt als in den späteren, aber es ist hier auch häufig genug, und, soviel ich sehen kann, an keiner Stelle in den dichterischen Werken beseitigt worden. Durchaus aber verbannt der Dichter später *jusques* aus seiner Prosa, während er es anfangs öfter verwendet hatte. Er besserte so I, 16 var. 2:

Il faut ... les amener j u s q u e s à nous,
nach 1664: Il faut ... les amener j u s q u 'à nous.

Ebenso I, 24 var. 3, 53 var. 1, 53 var. 4, 97 var. 1, 97 var. 3, 138 var. 2; V, 361 var. 1, 409 var. 3. Es blieb nur V, 412 Z. 3 v. u.; denn I, 378, eine Stelle, die M-L. anzieht, kann nicht in Betracht kommen, da das betreffende Prosastück in den späteren Ausgaben sich nicht mehr findet.

Vaugelas I, 77 will *jusque* vor vokalischem Anlaut mit oder

Digitized by Google

ohne *s*, vor konsonantischem Anlaut aber immer mit *s* schreiben, also *jusques à* und *jusqu'à*, aber immer *jusques là*, und zwar macht er die Wahl zwischen *jusqu'à* und *jusques à* u. ä. vom Wohlklange abhängig. — Thomas Corneille, welcher sich auf Ménage (vgl. Ménage 58) stützt, und die Akademie (zu Vaug. I, 77) erlauben *jusques* und *jusque* überall, wie es gerade der Wohlklang der Periode (also erlauben sie *jusques* auch in der Prosa!) oder im Verse die Silbenzahl erfordere. — Patru (zu Vaug. I, 78) will *jusques* so oft wie möglich gebrauchen, es sei „plus doux". Corneille scheint *jusques* für eine poetische Form gehalten zu haben.

mêmes. Auch im Pronomen erscheint es im Singular öfter mit *s* versehen. Litt. s. Haase: Nfrz. Zs. IV, 180, Anm. 8. Ich finde neun Fälle, wo Corneille *mêmes* gebraucht hatte; davon sind sechs gebessert worden. Vgl. III, 545 var. 1:

Tu me quittes, ingrat, et mêmes avec joie.
1660: Tu me quittes, ingrat, et le fais avec joie.

Ferner III, 518 var. 2, 565 var. 3, 512 var. 2; IV, 220 var. 1, 235 var. 3. Es blieb I, 312 vers 639; III, 526 vers 838, 437 vers 1185 (an dieser Stelle hätte der Herausgeber *mêmes* sollen stehen lassen, da alle Ausgaben zu Lebzeiten Corneilles es haben). — Vaugelas I, 80 bemerkt über „mesme et mesmes adverbe": „tous les deux sont bons"; Thomas Corneille und die Akademie dagegen (ebenda) verwerfen *mesmes*, während Patru (zu Vaug. I, 84) und Ménage 61 wieder beides zulassen. Furetière 1701 zieht *même* vor. Voiture hatte *mêmes* noch oft gebraucht (vgl. Frz. Stud. I, 28).

presques findet sich zweimal in älteren Werken. I, 165 var. 1:

Une réflexion vers le traître qu'elle aime
Presques à tous moments le ramène en lui-même.
1682: Presque | à tous moments le ramène en lui-même.

II, 369 vers 588:

J'en eus presques envie aussitôt que de vous.

In dem ersteren Falle hätte der Herausgeber nicht ändern sollen, denn *presques* steht in allen von Corneille besorgten Ausgaben. (*Presque* in der Ausgabe 1682 ist Druckfehler, da es den Vers unrichtig macht, und erst 1692 wird von Th. Corneille deshalb *les* nach *tous* eingefügt. Vgl. M-L. XII, 219.) Nach Quicherat hatte *presque* schon im 16. Jahrh. nur selten ein *s*; es scheint *presques* z. B. bei Jodelle nicht vorzukommen (vgl. Herting 9). Ménage 1672, S. 62: „On ne dit plus que presque."

Digitized by Google

avecque. Corneilles Praxis in Bezug auf die Doppelformen mit und ohne *e* entspricht keineswegs der Vorschrift Vaugelas' (vgl. Vaugelas I, 424—429); ebensowenig der Regel des Ménage (vgl. Thurot 184—185 [von Ricken citiert]). — Während Malherbe *avecque* fast durchweg vor folgendem Konsonanten oder aspiriertem h, *avec* dagegen fast nur vor Vokalen oder stummem h gebraucht, bedient sich Corneille, wie die meisten seiner Zeitgenossen, der Form *avec* sowohl vor Konsonanten wie vor Vokalen, während *avecque* nur vor konsonantischem Anlaute steht; d. h. *avec* ist das gewöhnliche Wort, und nur wenn die Silbenzahl des Verses es verlangte, gebrauchte man *avecque;* vor vokalischem Anlaut aber hätte *avecque* auch nur zwei Silben ergeben.

Auf diesem Standpunkte blieb Corneille nicht stehen. Er suchte *avecque* später möglichst zu beseitigen. Vgl. I, 190 var. 4.

Mais j'en ai vu fort peu de qui les passions
Fussent d'intelligence a v e c q u e le visage.

Nach 1660: Fussent d'intelligence a v e c tout le visage.

Ebenso I, 202 var. 1, 211 var. 3, 223 var. 5, 234 var. 1, 277 var. 4, 287 var. 5, 324 var. 5, 357 var. 3, 404 var. 2, 427 var. 3; II, 43 var. 4, 44 var. 1, 84 var. 2, 85 var. 4, 101 var. 3, 172 var. 1, 175 var. 2, 178 var. 1, 187 var. 4, 253 var. 2, 360 var. 2, 364 var. 1, 440 var. 2, 441 var. 2, 451 var. 2, 453 var. 3, 463 var. 3, 467 var. 1; III, 111 var. 3, 135 var. 1, 145 var. 1, 169 var. 1, 307 var. 2, 386 var. 1, 393 var. 3, 396 var. 2, 407 var. 1, 407 var. 2, 420 var. 2, 530 var. 3; IV, 151 var. 1, 152 var. 1, 153 var. 1, 165 var. 1, 167 var. 1, 177 var. 2, 186 var. 2, 234 var. 2, 321 var. 2, 330 var. 1, 340 var. 3, 358 var. 3, 361 var. 1, 378 var. 5, 380 var. 2 (zweimal), 438 var. 2, 447 var. 1, 503 var. 3; V, 68 var. 3, 73 var. 2, 93 var. 1, 195 var. 2, 387 var. 3 (zweimal), 548 var. 2.

Avecque ist im zweiten Bande etwa neunmal von etwa 27 Fällen, im fünften etwa zehnmal von nur noch etwa 17 Fällen stehen geblieben, und vom sechsten ab (d. h. in den nach 1652 verfaßten Stücken) wird es überhaupt selten, ohne daß es jedoch später beseitigt wird, es war eben zu bequem, bei einer fehlenden Silbe den Vers zu füllen. — Selbst in den spätesten Werken Corneilles kommt es vereinzelt noch vor; denn mit Recht macht Ricken darauf aufmerksam, daß das nach Marty-Laveaux' Meinung (vgl. XI, 101) späteste Beispiel V, 356 vers 868 (von 1650) nicht das letzte ist. *Avecque* findet sich z. B. noch VIII, 157 vers 2337 (von 1652) und IX, 28 vers 379 (von 1665).

Racine hat in der definitiven Ausgabe seiner Werke *avecque* nur einmal (im Alexandre, vgl. Mesnard im Lex. unter *avec),* während es in früheren Ausgaben im ganzen fünfmal vorkam. Richelet:

Digitized by Google

Dict. des rimes S. LVI, giebt an, es komme bei Boileau einmal vor. Furetière 1701 und Richelet 1709 erlauben *avecque* den Dichtern.

Anm. *Avecques,* im 16. Jahrh. noch gebräuchlich (vgl. Herting 9), findet sich bei Corneille nicht mehr, wohl aber noch bei seinem Zeitgenossen Villiers, z. B. im Festin de Pierre, herausgegeben von Knörich, Vers 8, 94 u. ö.

B. Hiatus und Elision.

1. Auch in der Schrift auslautender Vokal, welcher den Ton trägt, vor vokalischem Anlaut, eine seit Malherbe verbotene Art des Hiatus (vgl. Tobler: Versbau 105), kommt bei Corneille sechsmal vor, davon drei Stellen gebessert und die übrigen leicht zu erklären sind (vgl. Ricken 32); vgl. II, 480 var. 3: Mais pour vous je me plais à | être mal traitée.

Nach 1639: Mais pour vous je me plais à me voir maltraitée.

IV, 316 var. 1 (nur 1645):

C'est le plus généreux qui | ait jamais vécu.

Später: C'est le plus généreux qui jamais ait vécu.

II, 188 var. 2:

Ton sang, ou répandu, | ou hasardé pour elle.

1660: Ton sang mis au hasard ou répandu pour elle.

Hier stand der Hiatus in der Cäsur, das mag der Grund gewesen sein, warum er so lange unbemerkt blieb.

IV, 171 var. 4:

Dedans le Pré-aux-Clercs tu verras mêmes choses.

1660: Dans tout le Pré-aux-Clercs tu verras mêmes choses.

Fassen wir Pré-aux-Clercs als ein Wort, so fällt jeder Einwand gegen diesen Vers weg.

X, 81 vers 8:

Mais c'en est un beau | aujourd'hui.

Dieser Hiatus findet sich in einem improvisierten Gedicht, dessen Herausgabe Corneille nicht überwacht hat. Vielleicht war auch die Niederschrift nicht korrekt.

X, 131 vers 9:

Où | il étoit gravé d'un burin tout de flamme.

Auch das Gedicht, in welchem dieser Hiatus vorkommt, ist im Druck nicht von Corneille überwacht worden.

2. Elision. — Nur in Bezug auf die Graphie sei eine kleine Einzelheit erwähnt. V, 162 var. 1:

Et puisque avecque moi tu le veux couronner;

Digitized by Google

also mit faktisch ausgeführter Elision, 1660 wird dieselbe auch in der Schrift ausgedrückt:

Et puisqu'avecque moi tu veux le couronner.

C. Cäsur.

1. Die Sinnespause beim Einschnitte der Cäsur soll nicht stärker sein als am Versende. Eine Illustration dieser Regel liefert Corneille II, 511 var. 6 (bis 1657):

Retourne en ton pays || avecque tous tes biens
Chercher un rang pareil à celui que tu tiens,

= kehre zurück in dein Land, um dort vermittelst deines Gutes (das du nämlich dort vorfindest) einen Rang zu suchen, welcher deinem gegenwärtigen entspricht." Dafs *avecque tous tes biens* von *chercher* abhängig ist, beweist kurz vorher Vers 1416: „... tes biens qui ne te suivoient pas"; Isabelle, um die es sich handelt, hat also ihr Gut in ihrem Lande zurückgelassen, als sie entfloh. Somit ist die Sinnespause in der Cäsur des ersten Verses bedeutend stärker als am Ende desselben. Daher ändert Corneille 1660:

Retourne en ton pays chercher avec tes biens
L'honneur d'un rang pareil à celui que tu tiens.

2. Cäsur zwischen Substantiv und seinem nachfolgenden Adjektiv fand sich einigemal in kaum zulässiger Weise in Corneilles älteren Werken. Er besserte jedoch später.

I, 278 var. 4:
Cette inclination || secrète qui vous mène;
1660: Cette inclination, qui jusqu'ici vous mène.

I, 408 var. 3:
Soit que quelque raison || secrète le retînt;
1660: Soit que quelque raison en secret le retînt.

I, 422 var. 2:
Je ne sais quelle humeur || curieuse m'emporte;
1682: Une humeur curieuse avec chaleur m'emporte.

I, 456 var. 2:
Depuis que mon amour || déclaré m'en assure;
1660: Depuis qu'en liberté mon amour m'en assure.

II, 44 var. 2:
Par des commandements || supposés d'une mère?
1660: Me supposer ainsi des ordres d'une mère?

Digitized by Google

3. Die Cäsur soll nicht zwischen das regierende Verbum und sein Objekt fallen, aufser wenn das letztere die ganze zweite Vershälfte füllt und an keiner Stelle desselben eine Unterbrechung der Rede stattfinden kann (vgl. Tobler: Versbau 97). Verstöfse gegen diese Regel tilgte Corneille II, 421 var. 2:

La cause? — En demander || la cause! | lis, parjure!
1660: Quel en est le sujet? || — Le sujet? lis parjure!

VIII, 34 var. 3 (nur 1651):

Mais quelque doux qu'il soit || à tous | tant que nous sommes;
später: Mais, ô Dieu, dont la main nous fait ce que nous sommes.

I, 198 var. 5:

Et ces traits de sa plume ici me sont restés
Qui dépeignant au vif son perfide courage
Remplissent de bonheur || Philandre | et moi de rage.
1660: Et ces traits de sa plume, osant encor parler,
Laissent entre mes mains une honteuse image,
Où son cœur peint au vif remplit le mien de rage.

Über Malherbes Vorschriften in Bezug auf diesen Punkt vgl. Holfeld 75.

4. Eine in die Mitte zusammengesetzter Präpositionen bezw. Adverbien fallende Cäsur wurde später getilgt III, 185 var. 1:

Préférant, en dépit || de son âme ravie.
1639: Préférant, quelque espoir qu'eût son âme asservie.

III, 321 var. 1:

Une mauvaise humeur, un peu de jalousie
Le peuvent mettre hors || de votre fantaisie.
1660: En fait assez souvent passer la fantaisie.

IV, 540 var. 3:

Vous m'offensez. — Autant || que Rome vous honore.
1660: Vous m'offensez moi-même en parlant de la sorte.

5. Ein auf den zweiten Halbvers bezügliches Adverb oder eine Präposition am Ende des ersten Halbverses ist nur selten zulässig. Daher folgende Änderungen: IV, 183 var. 1:

Sans commencer par où || vous devez achever.
1660: Et ne commencez plus par où l'on doit finir.

Voltaire I, 450 bemerkt hierzu, nur im komischen Stile sei eine solche Cäsur sehr selten erlaubt, wo eine Konjunktion oder ein einsilbiges Adverb am Ende des ersten Halbverses steht. II, 139 var. 5:

Mais j'en juge suivant || ce que j'en vois paroître.
Nach 1664: Je juge et parle ainsi sur ce qu'on voit paroître.

Digitized by Google

D. Reim.

1. Reicher Reim.

a) *é(e), er(s), ier(s)* müssen seit der klassischen Zeit reich reimen, da bei dem grofsen Reichtum der französischen Sprache an solchen Endungen sich diese Reime allzu leicht ergeben würden. Vgl. Tobler: Versbau 121. Dieselbe Regel befolgt Corneille, und etwaige Abweichungen tilgt er bei späteren Revisionen, so III, 310 var. 3:

Du moins contente-toi de l'avoir offensée
Et me laisse achever cette grande journée.

Nach 1641: Du moins contente-toi de l'avoir étonnée.

III, 450 var. 3:

(La porte) Assurée au besoin du secours des premiers,
Te dirai-je les noms de tous ces meurtriers?

1660 wird der Passus gänzlich geändert.

Was den Reim von *-gner* zu *-ner* anbetrifft, so mufs ich für unseren Dichter durchaus Tobler beistimmen, wenn derselbe (Versbau 121, Anm. 3) die Unzulässigkeit desselben gegenüber Quicherat S. 28 behauptet; es ist bei Corneille Regel, nur *-gner* zu *-gner* zu reimen, wie *épargner* : *gagner, indigné* : *épargné* u. s. w. — III, 114 var. 7:

Instruisez-le d'exemple, et vous ressouvenez
Qu'il faut faire à ses yeux ce que vous enseignez

war von der Akademie (M-L. XII, 485) als schlechter Reim getadelt worden, daher Corneille 1660 an die Stelle setzt:

Instruisez-le d'exemple, et rendez-le parfait
Expliquant à ses yeux vos leçons par l'effet.

Anm. Richelets Dict. des rimes scheidet allerdings *-gner* und *-ner* nicht.

b) *-ir* reimt heute meist reich (vgl. Tobler: Versbau 122), bei Corneille immer, wenigstens finde ich in den 1645—51 verfafsten fünf Stücken nur eine Ausnahme, nämlich V, 84 vers 1529—30:

Marcelle n'attend plus que son dernier soupir:
Jugez à quelle rage ira son déplaisir.

Daher wird Corneille des Reimes wegen geändert haben V, 531 var. 1:

Si je ne le dois craindre au moins j'en dois rougir;
Et la confusion dont je me sens couvrir
Me ramène aussitôt cette vue importune.

1660: Je rougis dans mon âme; et ma confusion
Qui renouvelle et croît à chaque occasion
Sans cesse offre à mes yeux cette vue importune.

Digitized by Google

Ausgenommen von der Forderung des reichen Reimes ist der Fall, wo eins der Reimwörter einsilbig ist, oder wo der Endung *-ir* ein Vokal vorhergeht.

2. Reime von Wörtern gleichen Stammes.

Wörter, von denen eins als Kompositum einen Stamm enthält, welcher auch in dem anderen, sei es mit oder ohne Präfix, erscheint, im Reime miteinander zu paaren, ist nur dann gestattet, wenn die Bedeutungen beider Wörter sich so zueinander verhalten, daſs ihre Verschiedenheit sich nicht allein aus der Verschiedenheit noch lebender Suffixe erklärt (vgl. Tobler: Versbau 132).

a) Reim von Simplex und Kompositum.

Malherbe verurteilt den Reim „des simples et des composés" durchaus, s. die groſse Anzahl von Anmerkungen im Commentaire zu Des Portes (z. B. S. 265, 266, 321, 332, 347 u. s. w.). Nach Corneilles Varianten zu urteilen, scheint derselbe in seiner späteren Zeit diese Beschränkung sehr weit ausgedehnt zu haben, weiter, als er anfangs gethan hatte. Vgl.

(1) II, 75 var. 1:

Si donc il ne les faut qu'empêcher de se voir
Je te laisse à juger si j'y saurai pourvoir.

1660: Ainsi tout est à nous, s'il ne faut qu'empêcher
Qu'un si fidèle amant n'en puisse rapprocher.

(2) II, 145 var. 1:

Sans vos instructions, je sais trop comme il faut
Couler tout doucement sur ce qui vous défaut.

Nach 1660: Sans vos instructions je sais bien mon métier
Et je n'en laisserai pas un trait à quartier.

(3) II, 197 var. 1:

Si ce change d'humeur un peu plus tôt l'eût pris
Nous aurions vu l'effet du dessein entrepris.

1660: Que ton humeur n'a-t-elle un peu plus tôt changé?
Nous aurions vu l'effet où tu m'as engagé.

(4) II, 231 var. 2:

Non pas tous: j'en retiens pour moi quelque partie.
— Il étoit grand besoin de cette repartie.

Nach 1637 wurden diese Verse ausgelassen.

(5) II, 280 var. 2:

Doraste, ou par malheur quelque pire surprise
De ces coureurs de nuit me feroit lâcher prise.

1660: Doraste, ou par malheur quelque rencontre pire,
Me pourroit arracher ce trésor où j'aspire.

Digitized by Google

(6) II, 453 var. 6:

Puisque ainsi vous jugez que ma peine est si dure,
Prenez quelque pitié des tourments que j'endure.
1660: La grandeur de mes maux vous étant si connue,
Me refuserez-vous la pitié qui m'est due?

(7) III, 119 var. 1:

Si Rodrigue est mon fils, il faut que l'amour cède,
Et qu'une ardeur plus haute à ses flammes succède.

1660 wurden diese Verse gestrichen.

(8) III, 119 var. 1:

Mon honneur est le sien, et le mortel affront
Qui tombe sur mon chef rejaillit sur son front.

1660 wurden diese Verse gestrichen.

(9) III, 156 var. 1:

Mais il me faut te perdre après l'avoir perdu,
Et pour mieux tourmenter mon esprit éperdu.
1660: Cet effort sur ma flamme à mon honneur est dû.

Vgl. hierzu M-L. XII, 494 und Tobler: Versbau 133.

(10) IV, 443 var. 2:

Il falloit un prétexte à s'en pouvoir dédire,
La paix le vient de faire, et s'il vous faut tout dire.
1660: Il falloit un prétexte à vaincre sa colère,
Il y falloit du temps; et pour ne vous rien taire.

(11) IV, 483 var. 1:

Le sceptre, dont ma main vous doit récompenser,
Ne vaut pas à vos yeux la peine d'y penser.
1660: N'a point de quoi vous faire un moment balancer.

Auch Reime gleichklingender Wörter verschiedenen Stammes fielen. Vgl.: (12) II, 468 var. 1:

De certains mouvements que le ciel nous inspire
Nous font aux yeux d'autrui souvent choisir le pire.
1660: Souvent je ne sais quoi que le ciel nous inspire
Soulève tout le cœur contre ce qu'on désire.

(13) II, 493 var. 2:

Perles, bagues, habits. — J'ai bien fait encor pire:
J'ai dit que c'est pour vous que ce captif soupire.
1660: Perles, bagues, habits. — J'ai bien fait davantage
J'ai dit qu'à vos beautés ce captif rend hommage.

Von diesen 13 Fällen würden nach der oben gegebenen Regel wohl erlaubt sein 4, 6, 8, 11, 12, 13.

b) Auch Reime von Kompositis desselben Stammes tilgt Corneille öfter. So I, 156 var. 3:

Qu'ainsi tes sens trompés te forcent désormais
À chérir ta Cloris et ne changer jamais.
1660: Qu'ainsi tes sens trompés te puissent obliger
À chérir ta Cloris et jamais ne changer.

Digitized by Google

II, 198 var. 3:

Florame est mon ami, d'où tu peux inférer
Qu'à tout autre qu'à moi je le dois préférer.

1660: Mon amitié pour lui, qui ne peut expirer
À tout autre qu'à moi me le fait préférer.

II, 367 var. 6:

Mais on ne traite point les rois avec mépris;
On leur doit du respect, quoi qu'ils aient entrepris:
Remets, si tu le veux, sur moi toute l'affaire;
Quelques raisons d'État le pourront satisfaire.

1660: Mais le trône soutient la majesté des rois
Au-dessus du mépris, comme au-dessus des lois.
On doit toujours respect au sceptre, à la couronne.
Remets tout, si tu veux, aux ordres que je donne.

III, 114 var. 4:

Rodrigue aime Chimène, et ce digne sujet
De ses affections est le plus cher objet.

1660: Vous n'avez qu'une fille, et moi je n'ai qu'un fils;
Leur hymen nous peut rendre à jamais plus qu'amis.

Hier bedeutete sujet genau dasselbe wie objet. Wenn die Bedeutungen verschieden sind, stehen sie oft im Reime zueinander, z. B. III, 287 vers 117—118, V, 463 vers 1087—88 u. o.

III, 139 var. 4:

Sur un avis reçu je crains une surprise.
— Les Mores contre nous font-ils quelque entreprise?

1660 fielen diese Verse.

IV, 478 var. 1:

Elle s'explique assez à ce cœur qui l'entend,
Et vous lui rendrez plus que son ombre n'attend.

1660 wurde der Passus ganz verändert.

Anzuschließen sind noch zwei Stellen, wo Corneille die absoluten Possessivpronomina im Reime zueinander gebraucht hatte, während sonst solche Reime bei ihm nicht vorkommen. (Vgl. Malherbes Vorschrift bei Holfeld 74.) III, 297 var. 1:

Et ne nous opposant d'autres bras que les vôtres,
D'une seule maison brave toutes les nôtres.

1660: Et son illustre ardeur d'oser plus que les autres,
D'une seule maison brave toutes les nôtres.

IV, 504 var. 2:

Cette coupe est suspecte, elle vient de la sienne;
Ne prenez rien, Seigneur, d'elle, ni de la mienne.

1660: Cette coupe est suspecte, elle vient de la Reine;
Craignez de toutes deux quelque secrète haine.

Anm. Körting, Encyklop. III, 294c: „Ebenso dürfen u. s. w." will wohl das Gegenteil von dem sagen, was er wirklich sagt; es ist „nicht" vor „miteinander reimen" ausgefallen.

Digitized by Google

3. *Rimes équivoques*

(vgl. Tobler: Versbau 133). Sie sind bei Corneille selten, und wo ihm ein solcher Reim entschlüpft war, tilgt er ihn in späteren Ausgaben. Vgl. I, 246 var. 1:

Et de ce que l'excès de ma douleur amère
A mis tant de douleur dans le cœur de ma mère.

1660: Et de ce que l'excès de ma douleur sincère.

VIII, 120 var. 2, 3:

Le vrai religieux ...
N'aime point qu'on le voie et moins encore à voir,
Et croit que celui-là se tue
Qui cherche à se blesser la vue
De ce que, sans se perdre, il ne sauroit avoir.

Nach 1651: Ne veut point être vu, ne veut point regarder,
Et croit que celui-là se tue
Qui cherche à se blesser la vue
De ce que, sans se perdre, il ne peut posséder.

III, 331 var. 1:

Trop faible pour eux tous, trop fort pour chacun d'eux
Il sait bien se tirer d'un pas si hasardeux.

1664: Il sait bien se tirer d'un pas si dangereux.

Derselbe Reim wurde getilgt III, 556 var. 2, blieb aber stehen IV, 34 vers 187—188.

4. *Doppelreim*

(vgl. Tobler: Versbau 135). Corneille meidet ihn und bessert daher

III, 305 var. 3:

Autre n'a mieux que toi soutenu cette guerre,
Autre de plus de morts n'a couvert cette terre.

1660: Autre de plus de morts n'a couvert notre terre.

IV, 437 var. 2:

Nous avons même droit sur un trône douteux;
Pour la même beauté nous soupirons tous deux.

1660: Un même espoir du sceptre est permis à tous deux;
Pour la même beauté nous faisons même vœux.

VIII, 134 var. 1:

Cependant cette vie, en soi si misérable,
Conserve un tel charme secret
Que le plus malheureux et le plus méprisable
Ne l'abandonne qu'à regret?

Nach 1652: Faut-il que cette vie, en soi si misérable
Ait toutefois un tel attrait etc.

Derselbe Reim fiel auch II, 271 var. 2.

VIII, 147 var. 1:

Et si toi-même en ton besoin
Négliges d'agir pour toi-même
Peu d'autres en prendront le soin.

Digitized by Google

Nach 1662: Et si tu veux bien négliger
Toi-même le soin de toi-même
Peu d'autres s'en voudront charger.

Malherbe 287 tadelt den Reim *mon lien* : *mon bien* bei Des Portes.

5. *Binnenreim*

(vgl. Tobler: Versbau 138). Heute ist diese im alten Französisch beliebte Spielerei, das in der Cäsur stehende Wort mit dem Versende oder je zwei in der Cäsur stehende Wörter miteinander zu binden, nicht mehr üblich, sondern man läfst jeden Reim auch Versschlufs sein. Schon Malherbe macht wieder und wieder bei Des Portes auf den Binnenreim als einen Fehler aufmerksam (z. B. S. 258, 263, 275, 280, 293, 309 u. o.). Corneille nun beseitigte sogar die Fälle, die einem Binnenreime auch nur nahe kamen. I, 496 var. 2:

Le désordre qu'on lit dans mon âme étourdie
Vient moins de votre aspect que de sa perfidie.

1660: Le désordre éclatant qu'on voit sur mon visage
N'est que l'effet trop prompt d'une soudaine rage.

II, 483 var. 3:

Demande-moi pardon et quitte cet objet
Dont les perfections m'ont rendu son sujet.

1660: Demande-moi pardon, et cesse par tes feux
De profaner l'objet digne seul de mes vœux.

IV, 84 var. 3:

Et (la haine) me laisse encor voir qu'il y va de ma gloire
De punir son audace avant que ta victoire.

1660: Et ne croit avoir droit de punir ta victoire
Qu'après le châtiment d'une action si noire.

IV, 474 var. 1:

Je leur ôte le droit de vous faire la loi.

1660 wurde der Passus ganz verändert.

6. *Wiederholung ähnlich klingender Reime.*

Dieselbe hat Corneille mehrfach gebessert, besonders wenn auf einen männlichen Reim der entsprechende weibliche folgte oder umgekehrt. Vgl. Herting 25—26. I, 430 var. 3:

Tu veux qu'encore un coup je devienne effrontée,
Pour te dire à quel point mon ardeur est montée:
Tu la vois cependant en son extrémité
Et tu doutes encor de cette vérité?

1660: Tu veux qu'encore un coup je me donne la honte
De te dire à quel point l'amour pour toi me dompte:
Tu le vois cependant avec pleine clarté,
Et veux douter encor de cette vérité?

Digitized by Google

Ähnlich IV, 443 var. 2: *dédire* : *dire, obéir* : *trahir*. IV, 485 var. 1: *misère* : *mère*, der nächste weibliche Reim ist *mère* : *taire*. Eine solche Wiederholung ist nicht erlaubt, vgl. Herting a. a. O. IV, 499 var. 2; Vers 1631—45 waren die drei weiblichen Reime *mère* : *colère, lumière* : *frère, chère* : *frère*. Der mittlere fiel.

Malherbe 280 u. ö. tadelt ähnliche Verstöſse bei Des Portes.

7. Rimes de Chartres

(vgl. Bellanger 286 ff.; Tobler: Versbau 145). Ich finde dieselben nur in den älteren Werken Corneilles einigemal.

I, 190 vers 797: seur (= sûr) : sœur.
II, 102 „ 1587: meur (= mûr) : humeur.
II, 261 „ 703: seur (= sûr) : possesseur.

Vielleicht dürfen wir annehmen, daſs zur Zeit der Aufführung von Corneilles älteren Dramen die Aussprache von *eu* = *ü*, welche von Grammatikern des 16. Jahrh. bezeugt wird, in der Dichtersprache noch nicht ganz ausgestorben war. Allerdings tadelte schon Malherbe 419 u. ö. solche Reime bei Des Portes, aber noch zur Zeit des Ménage sprach man in der Provinz z. B. *hur* statt *heur, malhur* statt *malheur* u. s. w. (vgl. Ménage 1672, S. 247 u. 279).

E. Kakophonie.

Recht häufig sind Fälle, wo Corneille Verse wegen wiederholter Wiederkehr desselben Konsonanten oder derselben Lautkomplexe innerhalb des Verses getilgt zu haben scheint. Besonders in Betracht kommt also die Allitteration, ein Fehler, auf welchen Malherbe besonders aufmerksam macht (vgl. Holfeld 76, ferner Malherbe 251 253, 255, 414 u. o.). Als solche Verse möchte ich ansehen:

III, 108 var. 2: **Vous verrez votre** crainte heureusement déçue.
1660: Vous verrez cette crainte heureusement déçue.

III, 155 var. 2: **Si je n'eusse opposé contre tous tes appas.**
1660: À moins que d'opposer à tes plus forts appas.

III, 186 var. 3: **Mais ma** honte **m'**abuse, et **ma** raison s'étonne.
1663: **Mais c'est trop de scrupule, et ma raison s'étonne.**

III, 305 var. 2: **Elle** se prend aux Dieux, **qu'elle** ose **quereller.**
1660: Elle se prend au ciel, et l'ose quereller.

III, 399 var. 1: Vos desseins ne sont sus d'aucun des conjurés.
1660: ... aucun de nos amis
Ne sait ni vos desseins, ni ce que m'est promis.

Malherbe 414 bemerkt zu dem Verse Des Portes':

Médor qui tenoit **seul sa** pen**sée ass**ervie,

„Sigmatismus".

III, 458 var. 1: **Mais** enfin le ciel **m'aime**, et **parmi** tant de **maux**
Il **m'**a rendu **Maxime**, et l'a sauvé des eaux.

1660: Mais enfin le ciel m'aime, et ses bienfaits nouveaux
Ont enlevé Maxime à la fureur des eaux.

III, 386 var. 4: Te demander **son sang**, c'est **expos**er le tien.

1660: Te demander du sang, c'est exposer le tien.

III, 442 var. 1: Une vaine frayeur m'a pu **tantôt** troubler.

1660: Une vaine frayeur tantôt m'a pu troubler.

IV, 96 var. 3: Je n'y **puis plus rien voir** qu'un funeste rivage.

1660: Je n'y saurois plus voir qu'un funeste rivage.

Im ersten Halbverse folgten hier vier schwere Silben aufeinander, von denen drei einen Diphthongen enthielten.

IV, 311 var. 4: Et je pense, s'il faut ne vous déguiser **rien**,
Que si j'étois son fait, il seroit **bien** le **mien**.

1660: Je vous le dis encor, je m'y passerois bien;
Et si j'étois son fait, il seroit fort le mien.

IV, 500 var. 3: (Ton récit) Contient, **Seigneur**, **sans** plus, **ce** que le Prince [a dit.

1660: Contient, sans rien de plus, ce que le Prince a dit.

I, 336 var. 5: Quelque **part** où la **peur porte** ses **pas** errants.

1660: Quelques lieux où l'effroi porte ses pas errants.

VIII, 112 var. 3: L'un est bon à la fête, et l'**autre aux autres** jours.

1660: L'un est bon à la fête, et l'autre aux simples jours.

VIII, 148 var. 2: Réglant sous toi tous tes desirs.

Nach 1662: Servant de règle à tes desirs.

VIII, 360 var. 1: **Tiens** donc la **tienne** toujours prête.

1665: Tiens donc ton âme toujours prête.

Über zwei von Corneille nicht getilgte Kakophonien vgl. Voltaire I, 536 (zu M-L. IV, 448 vers 433) und I, 594 (zu M-L. IV, 494 vers 1546).

Anm. Reim in der Prosa hat Corneille an einer Stelle getilgt:
VIII, 12 var. 4: Ce qu'on a publié des deux côtés sur ce sujet;
nach 1662: Ce qu'on a publié de part et d'autre sur ce sujet.
Vaugelas I, 374 warnt ausdrücklich vor solchen Reimen in der Prosa, ebenso Ménage 137.

Zum Schlusse bemerke ich, dafs bei M-L.

II, 192 var. 2: *"Ç'ai-je dit:"* zu lesen ist statt *"Ç'ai-je, dit;"*,
III, 453 vers 1545 *"occupée"* „ „ „ „ *"occupé"*,
XI, 135 Z. 3 v. u. "II 384 Méd. 888" „ „ „ „ "V 384 Méd. 888".

Göttingen. K. Fahrenberg.

Digitized by Google

Kleine Mitteilungen.

Rede bei Enthüllung des Denkmals Walthers von der Vogelweide zu Bozen am 15. September 1889 gehalten von Karl Weinhold aus Berlin.

Festgenossen!

Ein wunderbares einziges Fest begehen wir am heutigen Tage. Einem Dichter deutscher Lieder wird mehr als siebenhundert Jahre nach seiner Geburt in dieser Südtiroler Stadt Bozen ein Standbild errichtet durch ein ganzes Land. Keinem anderen Dichter unseres Mittelalters ist solche Ehre geschehen. Denn das Bild Wolframs von Eschenbach im fränkischen Markte gleichen Namens widmete dem Dichter des Parzival ein einzelner königlicher Verehrer. Hier aber ist heute ganz Tirol zusammengeströmt, und von weit her sind sie gekommen aus den anderen österreichischen Landen, aus dem deutschen Reich und selbst aus der Schweiz, um Herrn Walther von der Vogelweide in dem Marmor, den sie gespendet, zu grüſsen und ihm jubelnd zuzurufen: 'Du bist unser!'

Worin ist das gegründet?

Darin ist der heutige Tag gegründet, daſs in Walther von der Vogelweide das ewig Menschliche und das eigentlich Deutsche unserer Poesie leiblich vor uns tritt; der Poesie aus der Zeit unserer alten Kaiser von dem staufischen Geschlecht, die wir uns vorstellen als herrliche königliche Helden mit groſsem Geiste und mächtigem Schwerte, als Kaiser des Abendlandes, über das sie von Dänemark bis Sicilien, von Ungerland bis nach Frankreich hinein geboten haben.

Dieser staufische Glanz umleuchtet auch die Stirn Walthers, der im Dienste jener groſsen Kaiser stund mit dem Pfunde, das Gott ihm verliehen hatte durch Gedanken und Worte in Lied und Spruch. Er steht vor uns als der streitbare Geistesritter jener alten Kaiserzeit, der für die Krone und das Volk in Treue wachte und wirkte, stritt und litt.

Herr Walther war ein frommer Mann, der seinen Morgensegen nicht vergaſs, der einen Kranz duftiger Blüten zu den Füſsen

Digitized by Google

der heiligen Jungfrau niederlegte, der die Gottesfahrt in das heilige Land und den Kampf um das heilige Grab als höchstes Glück des sündigen Menschen pries und die Kreuzfahrt wohl auch selbst gethan hat.

Herr Walther war ein deutscher Mann, der am Vaterlande mit glühender Liebe hing, der die deutschen Männer als die besten, die deutschen Frauen als die sittigsten und schönsten der Erde pries, — ein deutscher Mann, der sich nicht im Winkel barg, wenn der Ruf erschallte: 'Hie Welf, hie Waibling!' — ein Mann, der im Kampfe des Tages eine grofse geistige Macht geworden war, denn seine Lieder griffen an Herz und Nieren und teilten mit scharfem Lichte den politischen Nebel.

Herr Walther war ein Dichter auch und Sänger der schönsten Lieder. Das Mädchen, das er mit dem Feldrosenkranz schmückte, die hohe Frau, der er die Kleinode seiner Kunst darbrachte, sind unsterblich geworden. Seine Liebeslieder sind süfs und sanft. Aber er war auch ein Dichter der Männer: ein strafender und zürnender, ein rügender und lehrender Dichter, der hoch und niedrig ohne Furcht und Tadel das Gute und Rechte wies, und Zucht und Sitte, Ehre und Tugend vom Könige forderte wie vom schlichten Manne.

Nachdem Walther von der Vogelweide aus der heiteren österreichischen Jugendzeit in das bewegte ernste Leben hinausgetreten war, ist er ein Kämpfer und Ringer gewesen um Gut und Ehre. Dieser Kampf hat ihn durch die Lande getrieben mit seltener Rast, mit geringem Gut, gefeiert und geliebt, aber auch gehafst und getäuscht, wie das Menschenlos fällt. Er safs in den Höfen der Könige und auf den Burgen der Reichsfürsten, aber er blieb ein Gast, und wäre so gern ein Wirt gewesen am eigenen kleinen, aber freien Herde.

Heimatlos zog er lange, lange Jahre zwischen Mur und Seine, Po und Trave hin und her, bis sein Verlangen nach dem eigenen Hause, als er ein grauer Mann geworden, von Kaiser Friedrich II. erfüllt ward.

In Würzburg am Main im Kreuzgange des Neumünsters sind nach der Chronik seine Gebeine zu Staub und Erde geworden. Aber sein Geist ist unsterblich, und er ruht auf dem Volke, das er liebte, und auf dem Reiche, für das er gestritten hat.

Seine Heimat aber hat er vom heutigen Tage in dieser schönen Stadt Bozen.

Kein Pergament bezeugt urkundlich, dafs Walther von der Vogelweide als Kind dieses herrlichen Landes geboren ist. Nur die Sage hat sich um den Vogelweidhof am Layener Ried als seine Geburtsstätte gewoben.

Aber die Männer vom Eisak und von der Etsch haben ihn seit

Digitized by Google

Jahren als ihren Landsmann gefordert und ihm das Heimatrecht aus freiem Willen erteilt. Das schöne Marmorbild, das über uns leuchtet, das ein reichbegnadeter Tiroler Künstler, Heinrich Natter, erdacht und geformt hat, ist der Heimatschein für Walther von der Vogelweide als Sohn von Tirol, als Landsmann der tapferen Männer, der warmherzigen Frauen und der holden Mägdlein dieser Grafschaft.

Ihr Männer von Tirol habt Walthers Bild hier in Bozen aufgestellt, wo deutsches und welsches Wesen nahe aneinander grenzen.

Ihr habt gewufst, was ihr gethan.

Der deutsche Mann, der Ritter vom Geist und vom Schwert, Walther von der Vogelweide, soll ein Markwart sein deutscher Sprache, deutscher Sitte, deutscher Ehre!

Wir begehren nicht des fremden Hauses und Gutes, aber wir wollen den eigenen Herd, auf dem die Flamme deutschen Geistes lodert, hüten, dafs er nicht verrückt und zerschlagen werde.

Wir sinnen nicht auf Raub und Einbruch. Aber, was unser ist von den Vätern her, wollen wir verteidigen bis auf den letzten Blutstropfen.

Ihr Männer von Tirol gelobet heute am Standbild Walthers von der Vogelweide, dafs diese Berge und diese Thäler deutsch bleiben sollen, und ihr Frauen stimmt mit ein, denn ihr seid die Hüterinnen des deutschen Hauses.

So empfang, Herr Walther von der Vogelweide, dieses Gelöbnis!

Empfang auch, du Bild von Marmelstein, die geistige Weihe!

Sei ein Wahrzeichen dieser Stadt!

Der reichste Segen strahle von dir in diese Lande!

Wasser des Lebens rausche aus diesem Brunnen!

Friede und Reichtum, Tugend und Ehre, Sitte und Glaube blühen allezeit in Tirol!

Des walte Gott!

Zur Lehre vom englischen Infinitiv. In der 'Deutschen Rundschau' für Oktober 1885 (Bd. XLV, S. 103) liest man in einem Aufsatz des Sir Roland Blennerhassett über 'die politischen Parteien in England' den folgenden Satz: 'So befremdend es daher auch klingen mag, ist es doch wahr, *zu sagen*, dafs diese umherziehenden Scharen ... bereits Vorboten einer besseren Zukunft waren.' Der von mir durch den Druck hervorgehobene Infinitiv ist für das deutsche Sprachgefühl vollständig überflüssig, er ist ein Anglicismus. Dieser epexegetische Gebrauch des englischen Infinitivs, dem, soviel ich weifs, von den Grammatikern noch keine Beachtung zu teil geworden ist, soll im folgenden aus Schriftwerken der Gegenwart belegt werden. Ich fange mit Fällen an, die dem angeführten deutschen (oder vielmehr undeutschen) ähnlich sind, und schliefse daran andere, bei

Digitized by Google

denen ebenfalls der Infinitiv eines transitiven Verbums mit einer Ergänzung steht. Dann kommen Belege für den epexegetischen Gebrauch eines transitiven Infinitivs ohne Zusatz; endlich solche, wo wir es mit dem Infinitiv des Verbi substantivi zu thun haben.

I.

A. Der Infinitiv ist Subjekt. *It is only the truth* to say *that I am interested in Miss Carmina's welfare* W. Collins, Heart and Science (Tauchn.) II, 69. *It is a truism* to say *that there are worse rogues at large than any shut up in prison* Holme Lee (Miss Parr), Mrs. Denys of Cote (Tauchn.) II, 266. *After Byron's fall, it was the cant of 'good society'* to say *that he had trifled cruelly with poor Lady Caroline's feelings* J. C. Jeaffreson, The Real Lord Byron (Tauchn.) II, 89. *It sounds a hard thing* to say; *but I can't help agreeing with him that it would be best if you could look upon him as dead* (W. E. Norris) Cornhill Magazine 1883, Juni 739 (das Beispiel gehört hierher, da *that it would be* u. s. w. auch von *to say* abhängt). *It is an odd and not a very gratifying sign of the weakness of the human heart* to think *that Marian had frequently taken credit to herself for the sense of wifely duty* ... E. Yates, Wrecked in Port (Tauchn.) II, 234. *This was a bitter blow; but it was even worse* to think *that this introduction had been obtained for the girls through the medium of Walter Joyce* ebenda II, 210. *It was not pleasant to him* to know *that the attendance* (ärztliche Behandlung) *which brought much that was agreeable with it, in addition to liberal and regularly-paid fees, was at an end* E. Yates, The Rock Ahead (Tauchn.) I, 97. *For a long while it puzzled me* to know (zerbrach ich mir den Kopf darüber) *what could have been done with the enormous quantities of rock that must have been dug out of these vast caves* H. Rider Haggard, She (Tauchn.) II, 82. *It puzzled many* to guess *what could make Mr. Pottinger so bitter about the races* E. C. Grenville: Murray, That Artful Vicar (Tauchn.) I, 126. *It puzzled him* to reflect *that he now stood on a footing of equality with persons at whom he had always been wont to look up* ebenda I, 45. *It did not even occur to them* to think *that anybody on earth could have a doubt on the subject* J. McCarthy, A History of our own Times (Tauchn.) III, 58. Für alle angeführten Beispiele scheint es mir bei der Übertragung ins Deutsche das Natürlichste, den englischen Infinitiv unübersetzt zu lassen; aber freilich kann man z. B. in den ersten beiden Sätzen *to say* durch 'wenn ich sage' und 'wenn man sagt' wiedergeben, den Anfang des letzten durch 'sie kamen nicht einmal auf den Gedanken' u. s. w.

B. Der Infinitiv steht prädikativ oder attributiv. *The result of their inquiry was* to show *that the supplementary patent, rightly construed, was a mere indication of the pleasure of the Crown that the*

Digitized by Google

ordinary exercise of the particular powers thereby reserved should appertain to the Commander-in-Chief, subject to the supervision of a responsible minister H. D. Traill, Central Government (London 1881) 100. *This great and manifest interest was the only sign* to show *that Phillis was not accustomed to dinners in society* W. Besant and J. Rice, The Golden Butterfly (Tauchn.) I, 107. *Startling evidence was on its way* to show *that the irrepressible Foreign Secretary had been making a stroke off his own bat again* McCarthy a. a. O. II, 116. *She got a telegram this morning* to say *that her only sister, who lives near Leicester, has not many days to live* J. Fothergill, Peril (Tauchn.) I, 193. *She received a message* to say *that an unfortunate child whom she has been doctoring out of that dreadful medicine chest of hers, is much worse* F. E. Smedley, Lewis Arundel 404. *Just when their deliberations had reached this point, Laura received a summons from her husband* to say *that he desired to speak with her* ebenda 608.

C. Der Infinitiv steht als Ergänzung des Prädikats. *I rejoiced* to think *that his nerves ... had been spared the closing scenes of this dreadful day* Haggard, She II, 122. *I am delighted* to say *that I never had a daughter* Yates, Nobody's Fortune (Tauchn.) II, 64 (man kann hier freilich auch übersetzen 'sagen zu können'; ebenso bei dem nächsten Beispiel). *I am glad* to say *that she had the good taste not to refer to the subject* Cornhill Magazine 1882, April S. 406. *I am glad* to hear *you say so* Thomasina (Asher) 149. *The world was quite concerned and edified* to see *how much he had taken Lady Lucy's defection to heart* Yates, Rock I, 153. *Drummond, who had been content* to think *that there was a portion saving up for Norah ...* Mrs. Oliphant, At his Gates (Asher) I, 9. *She was very much relieved* to hear *that it was all over* Guy Livingstone (Tauchn.) 234. *'I am sorry* to say (kann auch durch 'sagen zu müssen' übersetzt werden; vgl. das nächste Beispiel) *that I have an attachment for you.' 'I am happy* to say, *sir, that it isn't mutual'* London Jest Book ed. Hazlitt 463. *I am sorry* to say *you will not get to-day such a dinner as our friend Tom Moore gave us* ebenda 68. *I am sorry* to find *that one of the plates is missing from my copy* G. Mac Donald, Annals of a Quiet Neighbourhood (Tauchn.) I, 154. *We drove away from the door, grieving* to think (auch 'denken zu müssen', ähnlich im folgenden) *that ill-health, or any other misfortune, had befallen good old James* W. M. Thackeray, The Newcomes (Tauchn.) III, 224. *I grieve* to say *that a suspicion arises that one of the dear missionaries has been eaten* Shirley Brooks, Sooner or Later (Tauchn.) I, 131. *Your son has great natural capacity, and excellent abilities; but I regret* to say *that, instead of applying himself as he might do, he misuses his advantages, and succeeds in setting a mischievous example to — if not actually misleading — his companions* F. Anstey, Vice Versâ (Asher) 11. *We regret* to say *that we lack the space to discuss these newest critical*

Digitized by Google

canons Academy 1885, I, 60 a. *On the whole, however, I regret* to say *that the execution of the work is very far from being in accordance with its professed design* ebenda 1886, I, 70 a. *I blush, Sir,* to think *that my brother's child should have brought such a stain upon our name* Thack., Newcomes IV, 123. *So I walked home, hoping in my Saviour, and wondering* to think *how pleasant I had found it to be His poor servant to this people* Mac Donald, Annals I, 219. *Feeling that these volumes on Australia were dull and long, I was surprised* to find *that they had an extensive sale* Anthony Trollope, An Autobiography (Tauchn.) 317. *Mr. Larkspur was surprised* to find *that a lady who could afford to offer him more than a thousand a year, was nevertheless contented to live in such a middle-class situation as Percy Street* M. E. Braddon, Run to Earth (Tauchn.) I, 311. *She stooped to pick it up for him; and was surprised, as she did so,* to see *that it exactly resembled in colour the lock of Zack's hair which she had taken from the old newspaper* W. Collins, Hide and Seek (London, Chatto & Windus) 327. *I was puzzled* to make out *why you were so eager at first and then so suddenly stopped* Ch. Gibbon, The Golden Shaft (Asher) II, 92. *When I hear you talking in this fashion I am puzzled* to make out *whether you are deceiving yourself or only trying to deceive me* ebenda I, 72. *Mr. Toshington was as much perplexed* to know *which colour to sport as a London cabman on the morning of the University boat-race* Yates, Rock II, 233. *Plater Dobbs regarded this new phase in his pupil's character with unspeakable horror, and was at his wits' end* to know *how to put a stop to it* ebenda I, 171. *For some time Mrs. Proudie was much at a loss* to know *by what sort of party or entertainment she would make herself famous* Anth. Trollope, Framley Parsonage (Tauchn.) I, 250. *Her ladyship also was a little at a loss* to know *how she was to carry through her present plan of operations* ebenda II, 321. *We're quite at a loss* to know *how to amuse the children* Cornhill Mag. 1884, Febr. 179. *I am at a loss* to imagine *what he can want with me* Fothergill, Peril I, 194. *I have written to Sheila* to say *I should start to-morrow* Black, A Princess of Thule 138. *He wrote to Caroline* to say *that he would go down to Hadley on Saturday afternoon* Anth. Trollope, The Bertrams (Tauchn.) II, 83. *He had written* to say *that he should be there* ebenda 336. *Many days before he had a chance of doing it he wrote to a friend* to say *that if he got into the palace of Delhi, 'the House of Timour will not be worth five minutes' purchase, I ween'* McCarthy, History III, 92. *That lady had written* to say *that she should do herself the pleasure of waiting personally on Miss Carew to arrange for a settlement of her account* Grenville: Murray, Artful Vicar I, 186. *Telegraph back, I entreat you,* to say *that you are safe* W. Collins, Miss or Mrs.? 222 f. *The duke had sent a special message* to say *how peculiarly glad he, the duke,*

Digitized by Google

would be to make acquaintance with him, the parson Trollope, Framl. Pars. I, 47. *He nodded* to say *yes* Oliphant, At his Gates II, 96. *He roared out to Mr. Hobnell's gaping companions,* to know *if any of the blackguards would come on* W. M. Thackeray, The History of Pendennis (London 1877) 136. *A Curé had a dispute with his parishioners,* to know *at whose expense the church was to be paved* Lond. Jest Book 928. *There was much speculation in the kitchen for the rest of the evening,* to know *'what could have happened between missus and her lawyer'* M. Lemon, Golden Fetters (Tauchn.) II, 20. *He looked round* to see *if any were rash enough to disagree with him* Besant and Rice, The Seamy Side 134. *How many a time had he looked into the dictionary at White's,* to see *whether eternal was spelt with an e, and adore with one a or two* Thackeray, Newc. II, 199. *I was looking* to see *if the carriage had come for me* ebenda III, 210. *Miles looked hard at his friend* to see *whether there were any latent meaning in the question* Yates, Rock II, 61. *He looked* to see *whether there was any trace of disturbance* Yates, Nobody's Fort. I, 218. *I look* to see (= erwarte, daſs) *Sir Barnes Newcome prosper more and more* Thack., Newc. III, 321. *Lloyd looked* to see *a responsive twinkle in his pupil's eye* Yates, Rock II, 212. *She watched with beating heart at first* to see *whether Carew's addresses were sincere* Grenv.: Murray, Artf. Vic. I, 218. *He would discharge at her a compliment, and incontinently take to flight, without waiting* to see *the effect of the shot* Guy Livingstone 44. *She took very little notice of his suggestion, and waited* to see *whether it would be repeated* Brooks, Sooner or Later II, 301. *He got to a white heat, which may cool, but which, if it doesn't, may be dangerous. However, we wait* to hear (dieses Beispiel gehört hierher, weil zu *to hear* aus dem Vorhergehenden zu ergänzen ist *whether it does)* ebenda II, 329. *She stayed yet a little while longer, waiting* to hear *whether or no he would answer her* Trollope, Bertr. II, 213.

II.

That document is not mine to sell ('daſs ich es verkaufen könnte', wenn man *to sell* nicht unübersetzt lassen will) Lemon, Gold. Fetters II, 156. *This was not my secret* to tell Grenv.: Murray, Six Months in the Ranks (Tauchn.) 282. *There was no bell* to ring Collins, Hide and Seek 168. *It vaguely dawned upon her that her father might be right after all, and that Walter Dene might not be the right man for her* to marry, *in spite of her cherished little delusion* Cornh. Magaz. 1884, September 254. *When one of us stayed at home indisposed, we found that by 9. 30 A. M. she was what we called in our slang 'dish-shovelled': not a curl in place, a smirch across her cheek, and her neat merino gown replaced by a ragged dress not fit for a lady* to wear ebenda 1884, Nov. 450. *It was rather a silly speech* to make Norris, My Friend Jim (Tauchn.) 55.

Digitized by Google

III.

Faulty or faultless, he grew to be *the one thought of Beatrice's heart* Mrs. Norton, Lost and Saved (Tauchn.) II, 238. *You're growing* to be *an uncommonly handsome woman* D. C. Murray, Rainbow Gold (Tauchn.) I, 156. *She grew* to be *quite altered* Collins, Hide and Seek 224. *In words, at least, the age has grown* to be *wonderfully moral, and refuses to hear discourses upon such subjects* Thackeray, A Shabby Genteel Story (London 1877) 40. *If she lived* to be *a hundred she could never outlive this day* Fothergill, Peril II, 223. *'You have been flirting with her —' — 'I hate that word; it always sounds to me* to be *vulgar'* Trollope, Fr. Pars. II, 142. *Though he looked* to be *old, much older than he was, still there was a gleam of fire in his eyes* derselbe, John Caldigate III, 253. *He looked now* to be *more than his age* Thackeray, Newc. IV, 251.

Berlin. Julius Zupitza.

Zur Geschichte von ne. perhaps. Nach den etymologischen Wörterbüchern zu schliefsen, wäre *perhaps* erst ne.; denn Skeat weist blofs auf Shakspere hin, und E. Müller bemerkt nur, dafs 'Levins [1570] noch *perhappe*' habe. Auch die me. Wörterbücher von Stratmann und Mätzner enthalten das Wort nicht: das letztere Werk ist zwar noch nicht bei *p* angelangt, aber der Verfasser hätte doch wohl ihm etwa bekannte me. Belege unter *hap* angeführt. Es ist aber schon längst ein me. *perhappous* verzeichnet in Halliwells Dictionary of Archaic and Provincial English unter Berufung auf '*Lydgate p.* 35'. Gemeint ist Halliwells eigene Ausgabe von Lydgates Minor Poems, wo S. 35 der Vers vorkommt: *Perhappous one is loved, that wol not fade.* In demselben Werke finden wir aber einen zweiten Beleg auf der unmittelbar vorhergehenden Seite: *She wol perhappous maken hir avowe.* J. Z.

Zur Geschichte von ne. trade. Soviel mir bekannt ist, sind bisher für ne. *trade* vier verschiedene Etymologien aufgestellt worden. F. Junius hat es von ae. *tredan,* ne. *tread* hergeleitet; Minsheu, wie Skinner erwähnt, von lat. *tradere;* Skinner selbst von it. *tratta,* lat. *tractare* oder dem deutschen *getreide.* Später ist dann auch an das mit *tratta* zusammenhängende span. *trato* und besonders an frz. *traite* gedacht worden. E. Müller, der in der ersten Auflage seines Etymologischen Wörterbuches die Ableitung von *traite* für wahrscheinlich, in der zweiten wenigstens noch für möglich erklärt, weist auf Mätzners Grammatik I,² 142 (¹ 130) hin, wo Belege für den Übergang eines frz. *t* in englisches *d* gegeben werden. Aber er hat übersehen, dafs der Vokal von *trade* die Herleitung von frz. *traite* unmöglich macht. Ähnliche Schwierigkeiten stehen der Annahme, dafs das Wort von *tratto* oder *trato* komme, entgegen. Minsheus Etymologie und noch mehr die zweite von Skinner sind Einfälle, für welche nichts spricht, und die geradezu durch die ältere Bedeutung des eng-

Digitized by Google

lischen Wortes widerlegt werden, während diese zu der Juniusschen Ableitung vortrefflich paſst. Die älteste Stelle, aus der es Skeat in seinem Etymological Dictionary und sein Gewährsmann Trench in seinem Select Glossary kennen, findet sich in Lord Surreys Übersetzung des zweiten Buches von Virgils Æneis: *A postern with a blinde wicket there was, A common* trade *to passe through Priam's house.* Und an diese Stelle, wo *trade* mit 'Weg', 'Gang' übersetzt werden muſs, klingt Shaksperes Richard II. III, 3, 155 ff. an: *Or Ile be buried in the Kings hie way, Some way of common* trade, *where subiects feete May hourely trample on their soueraignes head.* Es sei auch noch auf eine von Trench nicht angeführte Stelle in Spensers Faery Queen aufmerksam gemacht, II, 6, 39 *As shepheards curre, that in darke euenings shade Hath tracted forth some saluage beastes* trade. Hier ist der Sinn des Wortes offenbar 'Spur', und in dieser Bedeutung kann ich das Wort auch zweimal schon aus dem fünfzehnten Jahrhundert belegen. In der Fassung des Romans von Guy of Warwick, die uns eine Handschrift von Caius College in Cambridge erhalten hat, lesen wir p. 121 = V. 4731 meiner Ausgabe: *The* trade *of horse he there sighe.* Die ältere Auchinleck-Hs. hat dafür *Of hors* traces *he þer seye.* Einen zweiten Beleg bietet die Londoner Hs. des Sir Gowther (ed. Breul V. 570): *He folowed euer the* tradde. Die zweite Handschrift hat: *And foloud on hor* trowd. Die ursprüngliche Lesart ist wohl *trod* gewesen. Me. *trod* ist = ae. *trod,* woneben auch *trodu* vorkam. Ähnlich setzt me. *tradde* ein ae. **træd* voraus, von dem auch me. ne. *trade* hergeleitet werden kann, ohne daſs aber die Möglichkeit ausgeschlossen wäre, daſs dieses ein ae. **tradu* zur Grundlage hat. **træd,* **tradu* standen natürlich im Ablaut zu *trod, trodu* und können nur von ae. *tredan,* ne. *tread* abgeleitet werden. J. Z.

Zur Bedeutung von me. schire (= ne. shire). Im Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft XXI, 145 f. habe ich geltend gemacht, daſs in der Erzählung von Gamelyn 714 f. (*'I wol ben atte nexte* schire, *haue god my lyf.' Gamelyn came wel redy to the nexte* schire) das Wort *schire* nicht, wie Skeat in seiner Ausgabe (Oxford 1884) angenommen, die gewöhnliche Bedeutung 'Grafschaft' haben könne (*'I will soon come to the adjoining county'* umschreibt er den ersten Halbvers), sondern = ae. *scirgemōt,* me. *schire moot* 'Grafschaftsversammlung' sein müsse. Ich konnte mich damals auſser auf den Zusammenhang, der mir keine andere Auffassung zu gestatten schien, nur noch darauf berufen, daſs das lat. *comitatus* auf englischem Boden ebenfalls die von mir für *schire* behauptete Bedeutungsentwickelung zeigt. Inzwischen habe ich aber bei Lydgate vier Stellen gefunden, an welchen das englische Wort in demselben Sinne gebraucht wird, wie in den beiden angeführten Versen des Gamelyn. In Lydgates Isopus Anglia IX, 14, V. 218 f. lesen wir:

Digitized by Google

Late al false iurrours have this in mynde, Remembre at shyres *and at cessions.* Dasselbe Werk bietet noch einen zweiten Beleg, freilich ist dieser in Sauersteins eben angezogener Ausgabe nicht zu finden, da die von ihm allein benützte Londoner Handschrift hier eine Lücke hat (Anglia IX, 8). In der Cambridger Handschrift (vgl. Deutsche Litteraturzeitung 1886, Sp. 849) lautet die in Betracht kommende Stelle: *For þer be wolfes many mo, þen oon, That clyp lamborn at sessions and at* shyres *Bare to þe bone, and yet þey haue no sheres.* Ferner Albon und Amphabel (ed. Horstmann in der Festschrift zu dem fünfzigjährigen Jubiläum der Königstädtischen Realschule zu Berlin, 1882, S. 101 ff.) Buch I, V. 540 ff.: *A thyng ferre of fro knightly desires, Straunge and forein to theyr professions For to appere at cessions or at* shires *By maintenaunce of fals extorcions.* Endlich Daunce of Machabree (von R. Tottel 1554 gedruckt als Anhang zu The Falles of sondry most Notable Princes and Princesses) fol. 224 r. a. unten: *Maister Iurrour, which þat at assises And at* sheres *questes dydst embrace.* In dem letzten Beispiel ist die Schreibung *sheres* interessant: sie beweist, daſs das ae. und me. lange *i* in dem Worte die Diphthongisierung nicht mitgemacht hat, wie ja denn nach Ellis On Early English Pronunciation 1080 sich die diphthongische Aussprache des *i* in *shire* erst bei Sheridan (1780) angegeben findet.

J. Z.

Zu Beowulf 850. Um die Erklärung oder Verbesserung der überlieferten Worte *deađ fæge deog* haben sich schon viele Gelehrte bemüht, ohne daſs bisher, wie mir scheint, etwas völlig Befriedigendes gefunden worden ist. Wer die Stelle für unverderbt hält, muſs ein ἅπαξ λεγόμενον annehmen, *dêog* als Präteritum eines sonst nicht vorkommenden starken Verbums *dêagan,* für welches Thorpe die Bedeutung 'färben', Leo aber die 'sich verbergen' geraten hat. Allein 'färben' heiſst sonst *dêagian dêagode,* und auch **dêagan dêog* 'sich verbergen' wird durch das ahd. Adj. *tougan,* dem nicht einmal ein ae. **dêagen* gegenübersteht, nicht wahrscheinlich gemacht. Kemble vermutete in der Anmerkung unter dem Text *dêag* für *deog* und übersetzte demgemäſs im zweiten Bande *the dye discoloured with death:* im Glossar aber verzeichnete er ohne weiteres *dêog. f. tinctura.* Gegen seine Auffassung, bei der man jedenfalls für das Westsächsische *dêag* zu schreiben hätte, spricht einmal der Umstand, daſs in dem Zusammenhange 'Farbe' kein passender Ausdruck wäre, kein Synonym von *brim* und *ȳđa geswing.* Auſserdem aber müſste *discoloured with death* im Ae. *dêađfâh,* nicht aber *dêađfæge* lauten. Das mag Kemble später selbst gesehen haben; denn II, Anm. zu 1693 schlägt er, was Wülker in seiner Neuausgabe von Greins Bibliothek I, 179 nicht verzeichnet, vor *dêađdêoge fâh 'stained with deadly dye'.* Aber 'Todesfarbe' könnte doch wohl nur 'Blässe', nicht 'Blut' bedeuten, was nach Kemble *dêađdêog* (auch hier wäre wests. *dêađdêag* zu schreiben)

Digitized by Google

bedeuten soll. Ettmüller übersetzt 'die todfarbne Tiefe' mit der Anmerkung 'todfarb, weil blutig'. Er hat so Sievers' Konjektur vorweggenommen, der Beiträge von Paul und Braune IX, 138 *dêadfæge dèop* zu lesen vorgeschlagen hat. Gegen eine solche Änderung ist, wie gegen die erste Auffassung Kembles, einzuwenden, dafs das Adj. *dêadfâh* lauten müfste: *dèadfæge* kann nur ein verdeutlichtes *fæge* sein *(death-doom'd* Thorpe). Vgl. Bugge, Beiträge XII, 89, der seinerseits vermutet *dêadfæges dêop*, wobei *dêadfæges* von *heorodrêore* in der vorhergehenden Zeile abhängen soll. Aber der Dichter wäre dann recht ungeschickt gewesen, indem er den Genitiv nachhinken liefs und so dazu verführte, ihn von *dêop* abhängig zu denken. Nach meiner Ansicht fehlt an der Stelle die Erwähnung, dafs Grendel in das Wasser untergetaucht ist, wobei er es eben, blutüberströmt, wie er war, blutig färbte. Ich setze daher nach V. 849, wie diejenigen, die *dêog* als Prät. von *dêagan* nehmen, eine stärkere Interpunktion, am besten wohl einen Doppelpunkt, und schreibe dann *dêadfæge dêaf*, also mit Änderung von *og* zu *af*: *dêaf* ist natürlich Präteritum im Sinne des Plusquamperfekts von *dûfan* 'untertauchen'. Also 'der dem Tode Verfallene war untergetaucht'. Hinter *dêaf* setze ich dann ein Komma, *siddan* ist demonstrativ. J. Z.

Ein Unwort. Beim Durchsehen des Glossars zu Afsmanns Homilien und Heiligenleben (Bibliothek der ags. Prosa III) fiel mir besonders der Ansatz auf '*ricen* Adj. Künstler? XV, 5'. Die angeführte Stelle lautet in seinem Text S. 170: *And þa ricene, þe on þan dagum wæron, hæfdon heom geworht godes of golde and of seolfre.* Aber die Handschrift hat gar nicht *ricene*, sondern *ricem*. Dies ist wohl ein Schreib- oder Lesefehler für *ricem*, d. h. *ricemen*, wie im Me. häufig zusammengeschrieben wird statt *rice men* (vgl. Übungsbuch [4] XVIII, 13 *riceman*, 42 *ricemen*, 34. 37. 41 *wreccemen*, 44 *hethenmen)*. Die ae. Grundlage wird natürlich *rican men* gehabt haben. J. Z.

Zu Anglia XII, 16 ff. An der bezeichneten Stelle hat E. Flügel aus der Hs. Nr. 354 von Balliol College in Oxford 'eine metrische Fassung' der Geschichte von Pyramus und Thisbe veröffentlicht, welcher er 'als Dichtung ... freilich keinen Wert' zuzuerkennen vermag. Er erinnert dabei an Chaucers Behandlung des Stoffes: dafs aber auch Gower die Sage in seine Confessio amantis aufgenommen hat (vgl. Anglia V, 319), scheint ihm unbekannt geblieben zu sein. Was er nämlich als eine selbständige bisher nach seiner Ansicht unveröffentlichte Bearbeitung hat drucken lassen, ist aus Gowers Werk ausgezogen. Der Anfang des entsprechenden Abschnittes in Paulis Ausgabe I, 324 unterscheidet sich nur graphisch: *I rede a tale, and telleth this: The citee, which Semiramis Enclosed hath with walle about Of worthy folk with many a rout Was inhabited here and there.* Es entsprechen sich dann auch weiter Vers für Vers, wenn auch

Digitized by Google

mit mancherlei Varianten (z. B. für das von Flügel mit einem Fragezeichen versehene *the creage* S. 17 unten steht bei Pauli S. 326 *therbage),* bis zur dritten Zeile von oben auf S. 20, die von dem vorletzten Verse auf Paulis S. 329 nur graphisch abweicht. Während aber bei Pauli der nächste Vers heifst *Er this, tell on and hide it nought,* finden wir bei Flügel *Amend it, or elles doste thou nought.* Offenbar ist dies eine absichtliche Änderung. Es sind dann über fünf Seiten der Paulischen Ausgabe übersprungen worden, und auch nach dieser Lücke ist geändert worden. Während es bei Pauli S. 334 letzte Zeile v. u. ff. heifst: *To hasten is nought worth a kerse Thinge, that a man may noght acheve: That may nought wel be done at eve. It mot abide till the morwe. Ne haste nought thine owne sorwe, My sone, and take this in thy witte: He hath nought lost, that wel abitte,* lesen wir bei Flügel nach der Lücke: *Nor hast not thyn own sorowe: Rather abide tyll to morowe. My son* [bei dieser Anrede hätte doch Flügel eigentlich Gower einfallen sollen!], *take this in thy reason: He hath not leste, þat bydeth a good season.* Dann folgen bei Pauli und Flügel 14 in allem Wesentlichen übereinstimmende Verse (im 13. steht z. B. *folishenesse* bei Flügel für *a rees),* darauf fehlen bei Flügel sieben Verse. An den beiden Texten gemeinsamen Vers *Fool haste doth none avauntage* schliefst sich bei Flügel dann nur noch ein einziger: *But cawsith a man to fall in rage,* während Gower mit den Versen *But ofte it set a man behinde In cause of love, and I finde By olde ensample, as thou shalt here Touchend of love in this matere* zur Sage von Phöbus und Daphne übergeht. J. Z.

Zu Shaksperes Julius Cæsar I, 1, 24 ff. Zu dieser Stelle, die in der mafsgebenden ersten Folioausgabe lautet: *Truly, sir, all that I liue by, is with the aule: I meddle with no tradesmans matters, nor womens matters, but with al,* hat Steevens längst angemerkt, dafs ein Wortspiel zwischen *all* und *awl,* die damals, wie jetzt, in der Aussprache zusammenfielen, auch in der Ballade *The Three Merry Cobblers* vorkommt, wo es heifst: *We have awle at our command, And still we are on the mending hand.* Es ist aber auch auf die vorletzte Frage und Antwort in den *Demaundes Joyous* hinzuweisen, die 1511 von Wynkyn de Worde gedruckt und u. a. (vgl. Lowndes-Bohn, The Bibliographer's Manual, 1871, S. 625) in den Reliquiæ antiquæ edd. Wright und Halliwell II, 72 ff. und in Kembles Sal. u. Sat. 285 ff. veröffentlicht sind. Es heifst hier: *Demaunde. What is he that made all and sold all, and he that bought all and loste all? R. A smyth made an all and solde it, and the shomaker that bought it lost it.*

J. Z.

Digitized by Google

Sitzungen der Berliner Gesellschaft
für das Studium der neueren Sprachen.

Sitzung am 24. September 1889.

Herr Hahn verliest Burns' *Tam o' Shanter* in schottischer Aussprache, wie er dieselbe während seines jüngsten Aufenthaltes im 'Land of Burns' festgestellt hat, und bespricht im Anschlufs daran die wichtigsten lautlichen Abweichungen vom Neuenglischen. Besonders charakteristisch sind die Vokale der Tonsilben. Langes $\overset{1}{e}$ erscheint in offener Silbe besonders bei einsilbigen Wörtern, z. B. *he, key* u. s. w. und vor *-r(e), -ve, -ze,* z. B. *ere (before), ne'er (never), mare (horse), leave, bleezin;* verkürzt in geschlossener Silbe, z. B. *keep, greet (weep).* $\overset{1}{a}$ ist nicht diphthongisch wie im Englischen, sondern entspricht dem deutschen *eh, ee,* französ. *é,* z. B, *day, hae (have), rain, drave (drove),* auch vor *-r(e),* z. B. *Ayr, care;* verkürzt in *gate, late* u. s. w. Dem englischen $\overset{2}{e}$ kommt nahe der durch *i* dargestellte Laut in *think, begin, it is* etc. Den kurzen Laut des französischen *è* hat z. B. *kirk (church), kent (known)* und die Tonsilben in *gentle, better, after* u. s. w. Ein zwischen $\overset{2}{a}$ und $\overset{3}{a}$ liegender Laut erscheint lang in offenen Silben, auch vor flexivischem *-s, -d,* wie in *a' (all), wa' (wall), ca's (calls), ca'd (called),* vor *-ld* in *auld (old), cauld (cold),* vor *-nd* in *hand, land;* kurz in *gat, slaps, Tam* und im Präteritum starker Verba, wie *fand, grand, wand.* $\overset{2}{u}$ kommt vor in *sullen, but, drucken,* aber auch in *wind* (Subst.), *witch* etc. Das geschlossene $\overset{1}{o}$ ist lang, jedoch nicht diphthongisch, in *roarin, sober, rose* (Prät.); kurz in *Scots, honest, on, storm* etc. Der Laut des $\overset{2}{o}$ findet sich in *bowsin, hour, power, showers, brows, thou;* kurz (also = $\overset{2}{u}$) in *house, took, drowned* (Prät.), *without.* Der dem deutschen *ü,* franz. *u* öfters gleichgesetzte Laut in *poor, lo'ed (loved)* und in den Tonsilben von *music, furious* u. s. w. wird in offenen Silben und vor *-r(e), -ve* wie langes *é,* in geschlossenen Silben wie kurzes $\overset{1}{e}$ ausgesprochen, z. B. *stood, Doon, aboon (above).* Der Diphthong *ei* (= *é* + kurzes $\overset{1}{e}$) erscheint in *life, mile, pipe,* sowie in *point* etc., *ai* ($\overset{2}{a}$ + kurzes $\overset{1}{e}$) in *by, nigh, mire, fire.*

Digitized by Google

Beim Konsonantismus ist besonders die gutturale Aussprache des *gh (ch)* hervorzuheben, *I brought, light, right.* Die palatale Aussprache ist nicht eingetreten bei *brig (bridge), rig (ridge)* etc., auch nicht bei *ilka (each, every), muckle (meikle, mickle). -ng-* hat die deutsche Aussprache, *finger, ingle.* Das *g* der Endung *-ing* ist stumm. *-d* verstummt nach *l* und *n, auld (old), hauld (hold); and, wind, find, hundred, wonder;* es lautet wie *t* in *behind, beyond, fiend* und in den Suffixen *-et (-it)* der schwachen Präterita und Participia, wenn sie eine Silbe bilden, wie *keepet, howket, reestet, bobbet, bragget, weel-hoordet. t* ist stumm in *ghaists, beasts. th* fällt ab in *mouth, uncouth. v* schwindet oft zwischen Vokalen, z. B. *een* (*evening*), *hae* (*have*), *lea'e* (*leave*), *gi'e* (*give*), *lo'e* (*love*). *wh* ist stark guttural. *r* ist stets das Zungen-*r*. Die Verbindungen *-rl, -rm, -rn* und auch *-lm* werden oft mit einem aus dem zweiten Konsonanten entwickelten Vokal gesprochen, so *warl* (*world*), *dirl, girl; warm; corn; helm* (ae. *helma*), auch *hellim* geschrieben. Metathese des *r* ist nicht selten, *girn* und *grin. s* entspricht dem neuenglischen Laute, nur *wise* wird mit stimmlosem, *once, twice, thrice* mit stimmhaftem *s* gesprochen. Für *shr-* tritt behufs Vermeidung eines schwa-ähnlichen Lautes zwischen *sh* und *r* öfters *sk* ein, z. B. *skriech = shriek.*

Herr Zupitza bespricht den epexegetischen Gebrauch des englischen Infinitivs, der dem Sprachgefühl des Deutschen pleonastisch erscheint. Er tritt als transitives Verb mit Zusatz, dann ohne einen solchen und endlich als Infinitiv des Verbum Subst. auf.

Derselbe bringt für ne. *perhaps* aus Lydgate ältere Beispiele bei, als sie sich bei Skeat finden. Auch für *trade* sind ältere Belege vorhanden, als Skeat anführt. Redner giebt zwei Beispiele aus dem 15. Jahrhundert mit der Bedeutung 'Spur', so daſs die Etymologie des Junius, der das Wort von *tredan* ableitet, unzweifelhaft erscheint. Herr Hahn bemerkt dazu, daſs das Wort neuschottisch kurzen Vokal hat, was auf ältere Kürze deutet.

Herr Mangold ist wieder in die Gesellschaft eingetreten.

Zur Aufnahme in dieselbe hat sich Herr Kremer gemeldet.

Der Vorsitzende giebt kund, daſs er mit Herrn Waetzoldt die Redaktion des Archivs zu Neujahr übernehmen werde, und hofft auf fleiſsige Unterstützung seitens der Mitglieder der Gesellschaft, besonders durch Recensionen.

Die nächste Sitzung wird auf den 15. Oktober festgesetzt.

Sitzung am 15. Oktober 1889.

Herr Waetzoldt spricht über Jean Richepins *La Mer.* Der 1849 geborene Dichter hat sich zuerst durch seine *Chansons des Gueux* bekannt gemacht. Schon in seinem Roman *La Glu* giebt er

Digitized by Google

meisterhafte Schilderungen von Küstenlandschaften. Nach Verstechnik, Sprache und Inhalt ist das 1887 erschienene *La Mer* bemerkenswert. In einer Fülle von Formen und Farben schildert Richepin die See, ihr Leben und das Leben der Schiffer. Schauplatz ist das Mündungsgebiet der Loire. Dadurch, dafs der Dichter mit und unter den Matrosen zur See gelebt hat, ist er in deren Anschauungen, Überlieferungen, Sagen und Lieder eingedrungen. Redner analysiert die Abschnitte des Buches im einzelnen nach Inhalt und Form; er weist namentlich auf die zahlreichen Beziehungen zu Victor Hugos Sprache, zum Volksliede und zur modernen Naturwissenschaft hin und schliefst mit einer Sammlung sprachlich bemerkenswerter dialektischer Worte und Wendungen.

Herr Tobler berichtet über eine durch Salvioni 1889 nach einer Turiner Handschrift veranstaltete Ausgabe der altvenezianischen Übersetzung der Geschichte des Apollonius von Tyrus. Der Text der einzigen bekannten Handschrift aus dem 14. Jahrhundert hat die mundartliche Besonderheit seines Ursprungslandes schon von Anfang an nicht ungetrübt zur Erscheinung gebracht, sondern mehrfach durch Annäherung an toscanische Sprachform beeinträchtigt; und eine Überarbeitung der Handschrift, die kurz nach der Niederschrift stattgefunden hat, ist hinzugekommen, um in gleicher Richtung weiter zu wirken. Zum Glück ist die Arbeit dieser zweiten Hand leicht erkennbar: man sieht, wo die ursprünglichen Buchstaben umgeformt worden sind, wo über Ausgekratztes und Verwischtes anderes gesetzt worden ist, und der Herausgeber hat mit viel Sicherheit das Werk der ersten Hand herstellen können, was er nicht thut, ohne über das Mafs seines Eingreifens Rechenschaft zu geben. Ein vorzüglicher lexikalischer Anhang stellt nicht allein alle bemerkenswerten Wörter zusammen, sondern verweist auch fortwährend auf alle die Stellen, wo von Mussafia, Flechia, Ascoli, Seifert, Raphael die nämlichen Wörter behandelt sind. Auch an einem knappen Abrifs der Grammatik des Denkmals fehlt es nicht. Die litterarische Stellung desselben zu erörtern hat Salvioni einer später zu veröffentlichenden Abhandlung vorbehalten [vgl. unten S. 224].

Herr Hahn spricht über das Verhältnis von R. Burns zu älteren Dichtern.

Herr Kremer wird in die Gesellschaft aufgenommen.

Sitzung am 29. Oktober 1889.

Herr Immanuel Schmidt bespricht mehrere Stellen aus Shaksperes Julius Cæsar. I, 1, 24 f. würde, wie er glaubt, nach den Worten *I meddle with no tradesman's matters* der Zusatz *nor women's matters* ganz schal sein, wenn nicht ein Doppelsinn vorhanden wäre.

Digitized by Google

Er vergleicht für *to meddle* Cor. IV, 5, 50 und führt an, dafs sich bei Halliwell findet *to meddle, occasionally used for futuo,* sowie *matere, the matrix or womb.* Herr Zupitza spricht sich gegen die Vermutung aus, dafs auch *awl* gebraucht sei wie jetzt *prick.* — I, 2, 155 steht in der Folio: *When could they say till now, that talk'd of Rome, That her wide walkes encompassed but one man?* Der Vortragende ist nicht einverstanden mit Alexander Schmidts Verteidigung des Ausdrucks *walks* und schliefst sich der Ansicht der meisten Herausgeber an, *encompassed* fordere die von Rowe herrührende Änderung von *walks* in *walls.* — II, 1, 83, *For if thou path, thy native semblance on,* ist nichts zu ändern. Sollte man daran Anstofs nehmen, dafs *to path* bis jetzt als Intransitivum noch nicht nachgewiesen ist, so würde am nächsten liegen, *pace* für *path* zu setzen. Der von Coleridge gemachte Verbesserungsvorschlag *put* wird zurückgewiesen, da sich nicht sagen lasse, dafs das angeborene Wesen angelegt werde. — II, 1, 230 lautet der Text, den die meisten Herausgeber auch beibehalten haben, *Enjoy the honey-heavy dew of slumber.* Die Konjektur *the heavy honey-dew of slumber* wird als unnötig bezeichnet und Gewicht auf das Adjektiv in *honey-heavy* gelegt, wodurch die vom Schlummer bewirkte Schwere der Glieder, insbesondere der Augenlider angedeutet werden soll, während durch *honey* die Süfsigkeit, durch *dew* die Erquickung hervorgehoben wird. — III, 1, 23 steht in der Folio das sinnlose *the lane of children.* Herr Schmidt ist mit Johnsons Änderung von *lane* in *law* (nach Wrights Erklärung *which can be changed in obedience to any caprice)* nicht einverstanden und schlägt *game* vor, indem er auf die Ähnlichkeit eines grofsen G und L aufmerksam macht. — IV, 1, 37 wird festgehalten an der Lesart der Folio *On Objects, Arts, and Imitations* und die Konjektur Theobalds *on abject orts* oder deren Modifikation *On abjects, orts, and imitations* bestritten. — IV, 1, 44 bietet die Folio *Therefore let our Alliance be combin'd, Our best Friends made, our meanes stretcht.* Hier ist der Vortragende einverstanden mit Al. Schmidt, insofern derselbe verbindet *our best friends made our means,* erklärt aber dessen Ergänzung *to stretch it out* (oder *to stretch it far*) für matt. Da von den Herausgebern allgemein anerkannt wird, dafs Worte ausgefallen sein müssen, so schlägt er vor: *Our best friends made our means of utmost stretch.* Dafs *stretch* sich bei Shakspere als Substantiv nicht findet, ist zufällig. Das im Text der Folio stehende *stretcht* konnte leicht in *stretche* übergehen. — V, 1, 73, *his life was gentle,* wird Schlegels Übersetzung: 'sanft war sein Leben' als unrichtig bezeichnet; *gentle* hat die Bedeutung 'edel'.

Herr Zupitza spricht über die bisher ungedruckte 'Fabula duorum mercatorum' im Codex Harl. 2251, die er nächstens herauszugeben beabsichtigt. Sie gehört in den reichen Sagenkreis, über

Digitized by Google

den am eingehendsten Wilhelm Grimm in Haupts Zeitschrift XII, 185 ff. unter dem Titel 'Die Sage von Athis und Prophilias' gehandelt hat (der Aufsatz ist wieder abgedruckt in dessen Kleinen Schriften IV, 346 ff.). Der Schreiber, dem wir die einzige Aufzeichnung des englischen in siebenzeiligen Strophen abgefafsten Gedichtes verdanken, hat am Schlufs die Bemerkung hinzugefügt: *Explicit fabula duorum mercatorum de et super gestis Romanorum.* Das weist auf die Gesta Romanorum als Quelle hin, in welchen sich ja eine Behandlung des Stoffes als Nr. 171 findet, und in der That hat Sir F. Madden in den Anmerkungen zu den mittelenglischen Bearbeitungen der Gesta (vgl. The Early English Versions of the Gesta Romanorum ed. Herrtage p. 482) die Ansicht ausgesprochen, dafs das englische Gedicht *'in all probability'* auf der sogenannten anglolateinischen Version der Gesta beruhe. Indessen ein Vergleich des Gedichtes mit den Gesta zeigt, dafs jenes nicht aus diesen geflossen sein kann, und zwar weder aus dem Vulgärtexte der Gesta bei Oesterley p. 560 ff. noch aus der anglolateinischen Version, von der wir uns eine hinlängliche Vorstellung aus den beiden mittelenglischen Übersetzungen bei Herrtage p. 196 ff. machen können. In den Gesta sind z. B. die beiden Freunde Ritter, nicht Kaufleute, wie im Gedichte; dafs der Wirt überall Ärzte suchen läfst, die den Kranken heilen sollen, wird in ihnen nicht erzählt; auch wissen sie nichts von einem König, der die schliefsliche Entscheidung wegen des Mordes trifft; endlich bildet in ihnen die Entlassung der drei Männer, die sich dieses Mordes anklagen, den Schlufs, so dafs also von der Teilung des Vermögens zwischen den beiden Freunden nicht die Rede ist. In allen diesen und in anderen Punkten stimmt das englische Gedicht zu der Quelle der Gesta, der Disciplina clericalis des Petrus Alfonsi (ed. Labouderie I, p. 16 ff., Val. Schmidt p. 36 ff.). Es ist wohl aus dieser direkt geflossen und nicht etwa aus einer der bisher bekannten drei altfranzösischen Übersetzungen bei Barbazan-Méon Fabliaux p. 52 ff., Labouderie II, p. 15 ff. und I, p. 17 ff. Das englische Gedicht folgt der Quelle genau, nur ist seine Darstellung eine viel breitere. Schon Warton in der Abhandlung über die Gesta Romanorum (History of English Poetry ed. Hazlitt I, 285) hat das Gedicht, das namenlos überliefert ist, Lydgate zugeschrieben. Dafs das richtig ist, kann keinem Zweifel unterliegen. Lydgates Stil ist unverkennbar. Auch lassen sich fast alle ungewöhnlicheren Wörter und Redensarten des Gedichtes in den bezeugten Werken Lydgates nachweisen. Ja ganze Sätze und Satzgefüge des Gedichtes kommen in diesen vor. So wird 391 f. die Schilderung des Mädchens, das an der Krankheit des Baldaker Freundes schuld ist, mit den Worten zusammengefafst: *That, if I shal hir shortly comprehende, In hir was nothyng, that nature myght amende.* Dazu halte man eine Stelle im Edmund I, 408 f.: *And, yf he shal be shortly comprehendid, In him*

Digitized by Google

was nothyng for to be amendid, und eine andere im Albon I, 286 f.: *That, if it shall shortly be comprehended, In them was nothynge for to be amended.* Oder mit V. 498 ff.: *Allas, Megera, I must now vnto the Of hert calle to help me to compleyne And to thi suster eke. Tysophone, That after ioye goddessis ben of peyne. O wepyng Myrre, now late thy terys reyne Into myn iynke,* vergleiche man besonders in dem Temple of Glass (der Vortragende citiert nach dem nächstens für die EETS. erscheinenden Texte seines früheren Zuhörers Schick) 958 ff.: *I can no further, but to Tisiphone And to hir sustren for to helpen me, That ben goddesses of torment and of peyne. Now let your teris into myn inke reyne.*

Herr G. Michaelis hält einen Vortrag über das phonetische Transskriptionssystem von Lyttkens und Wulff. Der vorgerückten Zeit wegen kann er nur die Einleitung geben, in der die früheren Transskriptionssysteme nach ihren verschiedenen Arten besprochen werden.

Herr Rehrmann hat sich zur Aufnahme in die Gesellschaft gemeldet.

Sitzung am 12. November 1889.

Herr G. Michaelis berichtet über Lyttkens und Wulff, *Compte-rendu sommaire d'une transcription phonétique offert aux membres du VIII^e congrès des Orientalistes, Stockholm 1889.* Herr Mugica knüpfte an den Vortrag seine Beobachtungen über die Aussprache von *v* und *b* in Spanien und bemerkte namentlich über das mouillierte *l,* dafs das catal. Wort *Bell-lloch* ausgesprochen werde wie *Bâll-llok* mit der Aussprache des *ll,* welche die Akademie empfiehlt und im Französischen Littré, wenn auch mit Unrecht. In Madrid und in Andalusien spreche man *caballo* (*cheval*) wie in Paris *travaille.*

Herr Krüger spricht über die Quellen des Émile von J. J. Rousseau. Zusammenhängende Forschungen nach den Quellen sämtlicher Werke Jean Jacques Rousseaus sind nicht vorhanden, und doch sind sie bei der über das litterarische Gebiet weit hinausreichenden Bedeutung derselben und bei seinem Anspruch, etwas gänzlich Neues, Eigenes gebracht zu haben, doppelt nötig, zumal sie auf seine viel erörterte Wahrhaftigkeit neues Licht zu werfen geeignet sind. Seine Zeitgenossen haben ihn öfters beargwöhnt, dafs er sich mit fremden Federn geschmückt habe; für den Émile ist ein solcher Nachweis mit furchtbarer Gründlichkeit von einem gelehrten Benediktiner geliefert worden. Das seltene Buch desselben heifst: *Les plagiats de M. J. J. Rousseau de Genève sur l'éducation. Par D. J. C. B. A la Haye et se trouve à Paris chez Durand librairie rue S. Jacques à la Sagesse.* 1766. Obige Buchstaben sind zu vervoll-

Digitized by Google

ständigen zu *Dom Joseph Cajot Bénédictin.* Der Vortragende giebt aus ihm eine Anzahl von Stellen, die erweisen, dafs sich bei Rousseau zum Teil wörtliche Entlehnungen aus Plato, Seneca, Montaignes *Essais,* Lockes *Some Thoughts concerning Education,* Fénelon, dem Abbé de Fleury, aus dem *Ami des hommes* des älteren Mirabeau, la Bruyère, dem Kanzler Baco, Hobbes, Bonnet, Voltaire und einer Menge weniger bekannter Schriftsteller finden. Selbst wenn man den persönlichen Hafs, den Cajot gegen Rousseau aus religiösen Gründen hegt, in Anschlag bringt, ist doch der Vorwurf des litterarischen Diebstahls nach der Meinung des Vortragenden begründet: für die Erstlingsschrift Rousseaus glaubt er das Gleiche beweisen zu können.

Herr Kabisch spricht über das Lied Heinrichs von Morungen, MF. 141, 37—142, 18. Dasselbe ist nur in einer Handschrift *(C)* überliefert und hat in derselben vor und hinter sich Raum für eine Strophe. In der überlieferten Form zeigt es so erhebliche Verstöfse gegen die strophische Korresponsion, so unnatürliche Betonungen und häfsliche Rhythmen, dafs es so von Morungen, der in diesen Punkten ganz regelmäfsig ist, nicht gedichtet sein kann. Es besteht aus Daktylen, mit Trochäen und Iamben gemischt; hierbei haben die Schreiber oft die Daktylen verkannt und dann willkürlich geändert. Dies konnte bei Morungen um so leichter geschehen, als bei ihm die Schreiber zugleich die Herstellung einer rein oberdeutschen Form aus niederdeutscher, mitteldeutscher oder aus einer aus allen gemischten Form vorzunehmen hatten, in welcher die Lieder zur Zeit der Abfassung der grofsen Liederhandschriften in oberdeutschen Gegenden umliefen. Die Herausgeber des MF. haben nur zwei augenfällige Versehen geändert, nämlich 141, 38 *min* in *mine* verwandelt und 142, 16 vor *gesunde* ein *wol* gestrichen. Herr Kabisch schlägt vor, jedesmal die erste und zweite, sowie die vierte und fünfte Zeile der Strophe in eine zusammenzuschreiben; es entsteht dann der viermal gehobene daktylische Vers mit Inreim, den Morungen seinen provençalischen Mustern oder Lehrern entlehnt hat. Dabei wäre dann in Vers 142, 10, der ohne Zweifel verderbt ist, *rôsevarwen* in *rôteme* zu ändern (ein Vorschlag, den Wilmanns dem Vortragenden gemacht hat); MF. 130, 30 steht *ir rôsevarwer rôter munt.* Es müssen dann in 142, 3 und 142, 13 die beiden ersten Silben gegen die in MF. bezeichnete Betonung als zwei Kürzen gelesen werden. Im Abgesange sind die Verse 142, 6 und 142, 16 nicht korrespondierend; es empfiehlt sich, in 142, 16 (wo schon MF. gegen die Überlieferung geändert hat) auch noch das von den Schreibern häufig hinzugesetzte *vil* zu streichen. Im dritten Verse will Herr Kabisch wegen der sehr unnatürlichen Betonung *in dér helle grúnde* (die MF. bezeichnet) *únd daz ér mir stê'le* und *in der hélle grúnde* trochäisch betonen, und schliefslich den letzten in der Über-

Digitized by Google

lieferung sechsmal gehobenen Vers nach dem dritten Trochäus abbrechen und eine Waise herstellen. Die so entstandene Form hat einen fliefsenden daktylischen Rhythmus, mit trochäischen und iambischen Zeilen gemischt, vollkommen strophische Korresponsion und natürliche Betonungen und stellt sich ebenbürtig neben die schönsten Lieder Morungens, von dem Wilmanns mit Recht sagt, dafs er im eigentlichen Minneliede vielleicht sogar vor Walther den Preis verdient.

Herr Zupitza weist im Anschlufs an eine frühere Mitteilung am 30. Oktober 1888 (vgl. Archiv LXXXII, 201) auf eine Stelle hin in dem Roman Robert Elsmere by Mrs. Humphry Ward (ed. Tauchnitz) I, 155. Rose Leybourn möchte gern wissen, ob ihre Schwester Catherine den Helden heiraten werde. *Springing up she dragged in the cat, and snatching a scarlet anemone from a bunch on the table, stood opposite Chattie* (der Katze), *who stood slowly waving her magnificent tail from side to side, and glaring as though it were not at all to her taste to be hustled and bustled in this way. — 'Now, Chattie, listen! Will she?' — A leaf of the flower dropped on Chattie's nose. — 'Won't she? Will she? Won't she? Will — — Tiresome flower, why did Nature give it such a beggarly few petals? If I'd had a daisy it would have all come right.'* Prof. Napier in Oxford verdankt der Vortragende ferner die Mitteilung über eine Verbindung der beiden Arten, die Zukunft zu erforschen, an welche Herr Hirsch und Herr Tanger damals erinnert haben. Wenn es *Plum-* oder *Cherry-tart* oder sonst etwas mit Steinfrüchten gegeben, pflegen die Kinder die Kerne zu zählen mit den Worten: *This year, next year, sometimes* (oder *few years), never.* Ein Mädchen fragt dann, falls nicht etwa *never* und der letzte Kern zusammengetroffen, nach dem Stande des dereinstigen Mannes mit *Soldier, sailor, tinker, tailor, rich man, poor man, beggarman, thief.* Mit denselben Worten sucht auch ein Knabe Auskunft über seinen künftigen Beruf.

Herr Rehrmann wird in die Gesellschaft aufgenommen, der alte Vorstand durch Acclamation wiedergewählt.

Die Herren Dr. Sohrauer und Dr. Fuchs haben sich zum Eintritt in die Gesellschaft gemeldet.

Sitzung am 29. November 1889.

Herr Koch spricht über einige Punkte der englischen Grammatik. Der Vortragende erörtert zunächst im Anschlufs an Trautmann (Anglia III, 208 ff.), Storm und andere Phonetiker die Aussprache des englischen *r*. Hierauf giebt der Vortragende einige Proben der Cockney-Aussprache aus dem bei Tuer 1885 in London erschienenen Büchlein *Old London Cries;* unter anderem geht in

Digitized by Google

derselben der Laut *ēi* (*a* in *fate)* geradezu in *ai;* der des *ou* (*oa* in *road)* in *au*, der des *ŏ* vor *s* und *f* in *â* über (vgl. Vietor S. 49). Schliefslich machte der Vortragende darauf aufmerksam, dafs *I used* = ich pflegte (spr. *jūst* zum Unterschied von *jūzd* = gebrauchte) in der Umgangssprache zu einem Modalverb geworden sei und bei Verneinung und Frage nicht die Umschreibung mit *to do* verlange; z. B. *Used he not to be rather a friend of yours?* (Norris, *A Bachelor's Blunder*, Kap. 19). Stellen wie *People did not use to eat so much meat as they do now* (Sweet, Elementarbuch S. 77); *Folks don't use to meet for amusement with fire-arms* (Sheridan, Rivals V, 1) geben nicht den gewöhnlichen Sprachgebrauch wieder. — Andererseits sei das alte *I am wont*, das z. B. Shakspere öfters braucht, wieder modern geworden; z. B. *Having talked a great deal more than he was wont to do in one evening, (he) relapsed into silence* (Norris, l. c. Kap. 8). *They were wont to sit* (Athenæum 3228, S. 311).

Herr Carel spricht über die Bedeutung von Alexis Piron für die Voltaire-Kritik. Keiner von den Gegnern des Encyklopädisten, der auf allen möglichen Gebieten nur das *'A peu près'* erreicht, kein grofses Werk genialer Originalität aufweist, ist berechtigter, über Voltaire zu richten, als Piron. Denn eine Begabung besitzt dieser: den Mann und seine Werke im Augenblick richtig zu beurteilen, im Epigramm etwas Richtiges zu sagen; zur Durchführung eines siegreichen Kampfes aber fehlt ihm 1) im allgemeinen die gröfsere Begabung. Denn aufser dem Epigramm hat Piron nichts Bedeutendes aufzuweisen; die *'Métromanie'* ist eine Ausnahme seiner ganzen sonstigen Dichterarbeit. 2) Die Harmonie der wissenschaftlichen Durchbildung. Seine römisch-griechische Ausbildung und sein derber altgallischer Witz, der an Rabelais und Gringoire erinnert, stehen sich in Pirons Geiste unvermittelt gegenüber. Die Lektüre der Alten zeitigt bei ihm schülerhafte Auswüchse einer grobsinnlichen Natur, die von Juvenal und Martial nur die Entartungen lernt. Die *'Ode Priapée'*, das zügelloseste Stück dieser Art, wurde verhängnisvoll für sein Leben und seinen Beruf. Das *'ore rotundo loqui'* hat er nie gelernt; er hat keinen Geschmack. Goethes Urteil 'Anmerkungen zu Rameaus Neffen', bei Hempel XXXI, p. 132, bleibt daher richtig, Sainte-Beuve N. L. VII, p. 444 ergänzt glücklich den Goetheschen Gedanken des Urteils über Piron: er ist der Voltaire des Augenblicks im Kampf mit dem Voltaire des Jahrhunderts. In diesem Satze ist die Stärke und die Schwäche von Pirons Voltaire-Kritik enthalten. — In Diderots Roman 'Rameaus Neffe' wird Piron neben Voltaire besprochen; die gute Gesellschaft, Leute von Geschmack, redeten von ihnen, verglichen sie. Doch wird man schwerlich gröfsere Gegensätze des Geistes, des Körpers, der Lebensschicksale finden können als zwischen Voltaire und Piron. Gegenüber der zwar stattlichen, aber hageren Figur Voltaires steht der

Digitized by Google

gröfsere, weintrinkende Piron. Voltaires grofse Augen beobachten fortwährend seine Umgebung; in Höflichkeiten, Aufmerksamkeiten ist er ein unübertroffener Meister; Pirons behäbige Hünengestalt erscheint durch seine Kurzsichtigkeit täppisch und ungeschickt. Kein hastiges, ehrgeiziges Jagen wie bei Voltaire; er ist sich vielmehr seines Wertes oder seiner Waffen sehr bewufst. Er arbeitet nach dem Grundsatze des Genies, 'nur das zu treiben, was ihn anspricht, nur zu dichten, wenn es ihm natürliche Notwendigkeit ist.' In der That dichtet er seine Epigramme nicht, er niest sie (*'éternuer'* sagt Piron selbst von sich in dieser Hinsicht), wie einer thut, der niesen mufs. Dieses Epigramm mit seinem altfranzösischen beifsenden Gehalt kann nur Piron dichten; aber gerade diese Überlegenheit wurde sein Verhängnis. Er fühlte sich im Epigramm zu mächtig, darum verfuhr er in anderen Dingen nachlässig. Vornehm liefs er die Welt an sich herankommen, während Voltaire keinen Insinuationsbesuch versäumt. Gerade über die ruhelos forcierte Arbeit Voltaires, über seine Vielseitigkeit geht Piron ins Gericht. Äufserst treffend ist Bd. VI, p. 527, ed. Rigoley des Juvigny, Paris 1776, das Spottepigramm 'auf die ungründliche Mittelmäfsigkeit des Mannes, der alles dichtet und schreibt, auch sich an Gegenstände macht, die wahrhaft grofse Geister vor ihm nicht bewältigt haben'. Dieser Vorwurf bleibt richtig; allein Piron verliert durch sein eigenes Leben das Recht, ihn Voltaire zu machen. Piron ist sehr überschätzt worden; gerade weil er im Augenblicksurteil über Voltaire recht hat, ist man geneigt, über den Mangel an Geschmack, über die holprige Rauheit vieler seiner Verse hinweg zu sehen. Das darf aber nicht geschehen. Er zeigt sich bis auf das Epigramm, in dem er neben Voltaire zu stehen verdient, in jeder Hinsicht geringer als der Dichter der *'Zaire'*. Auch ist die Bedeutung der *'Métromanie'* für Voltaire und die Zeitgenossen sehr überschätzt worden, wieder, weil man Pirons Gegnerschaft zu hoch anschlug. Trotzdem verdient die 1738 erschienene Komödie neben *'Turcaret'* und *'Méchant'*, den besten Lustspielen des 18. Jahrhunderts, ihren Platz. Wenn aber (Südwestdeutsche Schulblätter Nr. 9 von 1889. Besprechung von des Redners Programm 'Voltaire und Goethe als Dramatiker') der Voltaire-Kritik ein Vorwurf daraus gemacht wird, dafs sie mit Stillschweigen die *'Métromanie'* übergeht, so ist zu entgegnen, dafs diese Dichtung nicht als Geschofs gegen Voltaire seine Hauptbedeutung hat (dieser wird sehr glimpflich darin behandelt), vielmehr mufs der Umstand gewürdigt werden, dafs Piron durch dieses Stück sich einen Platz bei den besten Lustspieldichtern seiner Zeit erobert, ob er ihn gleich nicht behauptet. In keiner Geschichte der Komödie des 18. Jahrhunderts wird die *'Métromanie'* fehlen dürfen; sie hat ihren Wert nicht als Satire gegen Voltaire, sondern als eigenstes Bekenntnis des Dichters Piron.

Digitized by Google

der sich im Damis selbst gezeichnet hat. Und, weil diese Zeichnung nach der Natur gemacht wurde, nach einem lebenden Individuum, das er unmittelbar mit seinem Denken und Fühlen wiedergeben konnte, wurde sie ein vollendetes Meisterstück, das Piron als Dichter weit über die engen Grenzen parteiischer Polemik gegen Voltaire hinausschauen läfst. Der Träge hat sich einmal aufgerafft und den Versuch gemacht, den Besten ebenbürtig zu erscheinen. Das ist die eigentliche und einzige Bedeutung, die die *'Métromanie'* hat. Die äufseren Umstände, die das Stück begleiten, werden nie die Bedeutung der Dichtung verdunkeln. Darum gehört sie auch nicht in die Voltaire-Kritik, neben die giftigen Epigramme des Dichters von Dijon. Der Vortragende giebt nun eine Analyse und erzählt die Vorgeschichte der *'Métromanie'*.

Die Herren Dr. Sohrauer und Dr. Fuchs werden in die Gesellschaft aufgenommen.

Sitzung am 10. Dezember 1889.

Herr Zupitza sprach über Barkers *Original English* [vgl. die Besprechung unten S. 165].

Herr Tobler gab eine etymologische Erörterung dreier französischen Wörter. Nachdem er dargelegt hatte, was die von Scheler und die von Littré gegebenen Erklärungen von *déchet* unannehmbar mache, begründete er seine eigene Auffassung, nach der das nfrz. Wort in sich altfrz. *dechiet* und *dechié* vereinigt, jenes die zum Substantiv gewordene 3. Sing. des Präsens von *decheoir,* dieses das aus dem blofsen Stamm des nämlichen Wortes gewonnene Verbalsubstantiv. — Für *souquenille* ist von Bedeutung, dafs es bis ins 16., ja ins 17. Jahrhundert herab nur mit dem Ausgang *-nie* sich findet. Für die altfrz. und für die aus Frankreich stammende mhd. Form *suggenîe* ist durch Weinhold, was von den meisten Romanisten übersehen worden, in einem durch viele slavische Sprachen verbreiteten Worte, poln. *suknia* u. s. w., das Etymon gefunden. Der Vortragende erörterte verschiedene Fälle, wo, wie in dem vorliegenden, *j* zwischen Vokalen zu mouilliertem *l* geworden ist, und erwog die Möglichkeit, dafs *guenille* aus *souquenille* gewonnen sei, dessen erste Silbe schon in altfrz. Zeit als Präfix irrtümlich empfunden worden ist. — *accoutrer,* das keineswegs von Anfang an 'ausstaffieren', sondern zunächst 'bereiten, fertig machen' bedeutet, in welchem auch das bisweilen vor dem *t* auftretende *s* als ursprünglich zu gelten keinen Anspruch hat, wurde als Ableitung von *coutre* 'Pflugmesser' gedeutet. Das zunächst wahrscheinlich nur mit dem Pfluge als Objekt gebrauchte Verbum wäre nachmals auf jede andere Art des Ausstattens zur Thätigkeit, zum Dienste übertragen worden. Es ist nicht unmöglich, dafs es im

Digitized by Google

Altfrz. ein zweites *acoutrer*, eine Nebenform von *acouter* (von *coute* = *cubitus*) gegeben hat; und altfrz. *decoutrer* scheint von *coutre* in seiner heute noch bestehenden Bedeutung 'Spaltbeil' abgeleitet. Was den Herleitungen des nfrz. *accoutrer* von *couture* 'Naht' oder von altfrz. *couture* (= *cultura*) oder von altfrz. *coutre* (= *culcitra*) entgegenstehe, wurde gleichfalls auseinandergesetzt [vgl. Sitzungsberichte der Akad. der Wissenschaften zu Berlin, philos.-hist. Klasse, 12. Dezember 1889].

Digitized by Google

Mitglieder-Verzeichnis

der

Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen.

Januar 1890.

Vorstand.

Vorsitzender:	Herr Zupitza.
Stellvertretender Vorsitzender:	„ Waetzoldt.
Schriftführer:	„ Wetzel (Luisenschule).
Stellvertretender Schriftführer:	„ A. Schulze.
Erster Kassenführer:	„ Vatke.
Zweiter Kassenführer:	„ Gerhardt.

A. Ehrenmitglieder.

Herr Dr. Furnivall, Frederick J. 3 St. George's Square, Primrose Hill, London NW.

„ Dr. Mätzner, Professor, Direktor a. D. Steglitz.

Frau Vasconcellos, Carolina Michaelis de. Porto, Cedofeita.

Herr Dr. Wiese, Ludwig, Wirklicher Geheimer Ober-Regierungsrat. Potsdam.

B. Ordentliche Mitglieder.

Herr Dr. Arnheim, J., Realschul-Direktor a. D. Berlin W. 35, Genthinerstraſse 40 II.

„ Baacke, F., Gemeinde-Lehrer. Berlin NW. 6, Marienstraſse 18 a II.

„ Dr. Bach, H., Ordentlicher Lehrer am Luisenstädtischen Realgymnasium. Friedenau, Schmargendorferstraſse 20.

„ Dr. Bahlsen, Leopold, Ordentlicher Lehrer an der II. höheren Bürgerschule. Berlin N. 4, Tieckstraſse 11.

„ Dr. Benecke, A., Direktor der Sophienschule. Berlin C. 22, Weinmeisterstraſse 15.

Digitized by Google

Herr Dr. Bieling, H., Professor, Oberlehrer am Sophien-Realgymnasium. Berlin N. 37, Schwedterstrafse 267 II.
„ Dr. Biltz, C. Berlin SW. 11, Dessauerstrafse 15 II.
„ Dr. Bischoff, Fr., Friedrichs-Gymnasium. Berlin N. 39, Reinickendorferstrafse 2 III.
„ Dr. Bollmann, R., Professor am Grauen Kloster. Berlin C. 2, Klosterstrafse 74 II.
„ Brendel, A., Banquier. Berlin C. 2, Königstrafse 9 I.
„ Dr. Buchholtz, H., Oberlehrer a. D. Friedenau.
„ Dr. Burtin, E. Berlin SW. 68, Markgrafenstrafse 101 I.
„ Dr. Carel, G., Oberlehrer an der Sophienschule. Berlin N. 37, Weifsenburgerstrafse 74 II.
„ Choch, G., Graf v., Kollegienrat. Berlin SW. 12, Kochstrafse 6 III.
„ Cohn, Alb., Buchhändler. Berlin W. 8, Mohrenstrafse 53 I.
„ Dr. Conrad, Herm., Oberlehrer an der Haupt-Kadettenanstalt. Gr.-Lichterfelde.
„ Dr. Daffis. Berlin W. 35, Lützowstrafse 41 I.
„ Dr. Dammholz, R., Oberlehrer an der Augustaschule. Berlin SW. 11, Schönebergerstrafse 26.
„ Demme, G., Oberlehrer an der Handelsschule. Berlin NW. 21, Flensburgerstrafse 16 II.
„ Dr. Deter, J., Direktor. Gr.-Lichterfelde, Wilhelmstrafse 36.
„ Dr. Draeger, W., Viktoriaschule. Berlin S. 14, Sebastianstrafse 12 III.
„ Dr. Dunker, C., Lehrer am Friedrichs-Realgymnasium. Berlin W. 35, Potsdamerstrafse 106 a III.
„ Dr. Engelmann, H., Lehrer an der Friedrichs-Werderschen Oberrealschule. Berlin NW. 6, Albrechtstrafse 13.
„ Friedrich, F., Sophienschule. Berlin W. 62, Kurfürstendamm 7.
„ Dr. Fuchs, Lehrer am Französischen Gymnasium. Berlin N. 58, Alte Schönhauserstrafse 60.
„ Gerhardt, R., Kaufmann. Berlin S. 59, Dieffenbachstrafse 74.
„ Dr. Giovanoly, A. Berlin W. 41, Leipzigerstrafse 22.
„ Dr. Gropp, E., Rektor. Charlottenburg, Bismarckstrafse 56 I.
„ Grosset, Ernest, Lehrer an der Kriegsakademie. Berlin SW. 48, Wilhelmstrafse 28 III.
„ Dr. Grube, E., Oberlehrer an der Sophienschule. Berlin NW. 21, Klopstockstrafse 34.
„ Haas, J., Premier-Lieutenant a. D. Berlin W. 8, Taubenstrafse 17 III.
„ Dr. Hahn, O., Oberlehrer an der Viktoriaschule. Berlin S. 59, Dieffenbachstrafse 62 I.
„ Dr. Hellgrewe, Wilh., Gymnasiallehrer. Charlottenburg, Spreestrafse 26 I.

Digitized by Google

Herr Dr. Henze, Ordentlicher Lehrer am Dorotheenstädtischen Realgymnasium. Berlin W. 8, Taubenstraſse 2 III.

" Dr. Hirsch, Richard, Oberlehrer am Dorotheenstädtischen Realgymnasium. Berlin N. 37, Lottumstraſse 8.

" Holder-Egger, M., Geheimer Rechnungsrat a. D. Charlottenburg, Fasanenstraſse 14.

" Dr. Hoppe, A., Professor am Grauen Kloster. Berlin C. 2, Neue Friedrichstraſse 84 II.

" Dr. Hosch, S., Ordentlicher Lehrer an der Luisenstädtischen Oberrealschule. Berlin S. 14, Annenstraſse 12 II.

" Dr. Huot, P., Direktor der Viktoriaschule. Berlin S. 14, Prinzenstraſse 51 II.

" Dr. Kabisch, Otto, Ordentlicher Lehrer am Luisenstädtischen Gymnasium. Berlin SO. 26, Kottbuserstraſse 17.

" Dr. Kastan, A. Berlin W. 64, Behrenstraſse 57.

" Dr. Koch, John. Berlin NW. 21, Brücken-Allee 35.

" Koumanine, A. v., Kaiserl. Russ. Staatsrat und Kammerherr, Kollegienrat. Berlin NW. 6, Schiffbauerdamm 30 II.

" Dr. Kremer, Lehrer an der Haupt-Kadettenanstalt. Steglitz, Albrechtstraſse 104.

" Krueger, G., Ordentlicher Lehrer am Königlichen Realgymnasium. Berlin W. 57, Kurfürstenstraſse 3.

" Dr. Lachmann, J., Oberlehrer am Falk-Realgymnasium. Berlin W. 35, Lützowstraſse 84 c.

" Dr. Lamprecht, F., Professor, Oberlehrer am Grauen Kloster. Berlin C. 2, Neue Friedrichstraſse 84.

" Langenscheidt, G., Professor, Verlagsbuchhändler. Berlin SW. 11, Halleschestraſse 17 part.

" Dr. Langenscheidt, P., Verlagsbuchhändler. Berlin SW. 11, Möckernstraſse 133 II.

" Dr. Leo, F. A., Professor. Berlin W. 10, Matthäikirchstraſse 31.

" Dr. Löschhorn, H., Erster Lehrer am Königl. Lehrerinnen-Seminar und der Augustaschule. Berlin W. 35, Genthinerstraſse 41 III.

" Dr. Mangold, W., Oberlehrer am Askanischen Gymnasium. Berlin W. 57, Frobenstraſse 17.

" Marelle, Charles. Berlin W. 9, Schellingstraſse 6 III.

" Dr. Michaelis, G., Professor, Vorsteher des stenographischen Bureaus des Herrenhauses a. D., Lektor an der Universität. Berlin NW. 6, Luisenstraſse 24 a I.

" Dr. Michaelis, C., Oberlehrer an der Charlottenschule. Berlin W., Mauerstraſse 27.

" Dr. Müller, Ad., Oberlehrer an der Elisabethschule. Berlin SW. 29, Hornstraſse 12.

Digitized by Google

Herr Müller, F., Regierungsbauführer. Berlin NW. 40, Lüneburgerstraße 6 IV r.
„ Mugica, Pedro de, Licentiat der Wissenschaften der Universität zu Madrid, Lehrer der spanischen Sprache. Berlin, Alt-Moabit 114.
„ Dr. Opitz, G., Luisenstädtische Oberrealschule. Berlin S. 59, Hasenhaide 54 II.
„ Dr. Otto, Ferd., Lehrer an der Charlottenschule. Berlin W. 62, Wichmannstraße 3.
„ Dr. Palm, R., Oberlehrer an der Margaretenschule. Berlin SO. 16, Franzstraße 7 III.
„ Dr. Pariselle, Eug., Oberlehrer am Königlichen Lehrerinnen-Seminar und der Augustaschule. Berlin W. 35, Blumeshof 8 III.
„ Dr. Paul, W., Professor am Friedrichs-Werderschen Gymnasium. Berlin NW. 6, Luisenstraße 45 III.
„ Penner, Emil, Ordentlicher Lehrer an der IV. höheren Bürgerschule. Berlin O. 34, Posenerstraße 19.
„ Dr. Rehrmann, Professor an der Haupt-Kadettenanstalt. Gr.-Lichterfelde.
„ Dr. Risop, A., Oberrealschule. Potsdam, Französischestr. 24.
„ Dr. Ritter, O., Professor, Direktor der Luisenschule. Berlin N. 24, Ziegelstraße 12.
„ Dr. Roediger, M., Professor an der Universität. Berlin SW. 48, Wilhelmstraße 140 III.
„ Rossi, Lektor an der Universität. Berlin N. 24, Monbijouplatz 10.
„ Sauvage, Jean, Humboldt-Gymnasium. Berlin SW. 13, Neuenburgerstraße 3.
„ Dr. Schleich, G., Ordentlicher Lehrer am Andreas-Realgymnasium. Berlin SO. 16, Adalbertstraße 24 II.
„ Dr. Schlenner, R., Ordentlicher Lehrer an der Luisenstädtischen Oberrealschule. Charlottenburg, Bismarckstr. 22 b.
„ Dr. Schmidt, I., Professor. Haupt-Kadettenanstalt, Gr.-Lichterfelde.
„ Dr. Schmidt, Max, Ordentlicher Lehrer am Askanischen Gymnasium. Berlin SW. 61, Großbeerenstraße 82.
„ Dr. Schönfeld, F., Schulvorsteher. Berlin W. 57, Bülowstraße 4.
„ Dr. Scholle, F., Professor, Oberlehrer am Falk-Realgymnasium. Berlin W. 62, Schillstraße 5 I.
„ Dr. Schulze, Alfred, Assistent an der Königl. Bibliothek. Berlin NW. 6, Albrechtstraße 12 IV.
„ Dr. Schulze, Georg, Direktor des Königlichen Französischen Gymnasiums. Berlin SW. 11, Halleschesi Ufer 9 III.

Digitized by Google

Herr Dr. Schwan, Eduard, Privatdozent an der Universität. Berlin C. 45, Hausvogteiplatz 5.
„ Dr. Sohrauer. Berlin N. 24, Elsasserstraſse 41 III.
„ Dr. Tanger, G., Ordentlicher Lehrer an der Luisenstädtischen Oberrealschule. Berlin SO. 16, Kaiser-Franz-Grenadier-Platz 8 II.
„ Dr. Tobler, A., Professor an der Universität, Mitglied der Akad. der Wissenschaften. Berlin W. 62, Schillstr. 11 II.
„ Dr. Ulbrich, O., Rektor der II. städtischen höheren Bürgerschule. Berlin N. 37, Prenzlauer Allee 5 part.
„ Dr. Vatke, Th. Gr.-Lichterfelde, Augustaplatz.
„ Völckerling, Oberlehrer an der Charlottenschule. Berlin W. 35, Steglitzerstraſse 29.
„ Dr. Waetzoldt, St., Direktor der Königl. Elisabethschule, Professor an der Universität. Berlin SW. 12, Kochstraſse 65 I.
„ Dr. Weidling. Berlin SW. 11, Dessauerstraſse 14.
„ Dr. Werner, R., Ordentlicher Lehrer am Luisenstädtischen Realgymnasium. Berlin SW. 11, Hallesches Ufer 26.
„ Wetzel, E., Oberlehrer an der Luisenschule. Berlin N. 4, Chausseestraſse 2 f III.
„ Wetzel, E., Ordentlicher Lehrer am Dorotheenstädtischen Realgymnasium. Berlin SW. 48, Puttkamerstraſse 10 II.
„ Wetzel, K., Ordentlicher Lehrer an der Charlottenschule. Berlin W. 35, Potsdamerstraſse 83 III.
„ Dr. Wüllenweber, Walther. Berlin C. 22, Linienstraſse 88.
„ Dr. Zupitza, J., Professor an der Universität. Berlin SW. 11, Kleinbeerenstraſse 7 III.

C. Korrespondierende Mitglieder.

Herr Dr. Andresen, H. G., Professor an der Universität. Bonn.
„ Dr. Bauert, P., Lissabon.
„ Dr. Beegemann, Direktor. Rostock.
„ Boyle, G., Professor an der Vereinigten Ingenieur- und Artillerieschule a. D. Oranienburg.
„ Dr. Brennecke, Professor. Realgymnasium. Elberfeld.
„ Dr. Clauſs, Professor. Stettin.
„ Dr. Düntzer, H., Professor, Bibliothekar. Köln.
„ Dr. Förstemann, Direktor der Königl. Bibliothek. Dresden.
„ Dr. Fricke, W., Rektor a. D. Wiesbaden.
„ Dr. Fritsche, H., Realschuldirektor. Stettin.
„ Dr. Gaertner, Oberlehrer. Bremen.
„ Dr. Ganter, Professor. Stuttgart.
„ Gerhard, Legationsrat. Leipzig.
„ Dr. Gutbier, Professor. München.

Digitized by Google

Herr Dr. Hartung, Oberlehrer. Wittstock.
„ Dr. Hausknecht, Professor. Tokio, Japan.
„ Dr. Hölscher, Professor a. D. Herford.
„ Dr. Holzamer, Joseph, Professor an der Universität. Prag.
„ Dr. Holzapfel, Direktor. Magdeburg.
„ Dr. Häser, Direktor a. D. Aschersleben.
„ Humbert, C., Oberlehrer. Bielefeld.
„ Dr. Ihne, Wilh., Professor an der Universität. Heidelberg.
„ Dr. Kelle, Professor an der Universität. Prag.
„ Dr. Kufal, W., Professor. Antwerpen.
„ Dr. Lacroix, Leon. Ägypten.
„ Madden, Edw. Cumming. London.
„ Dr. Mommsen, Tycho, Professor, Direktor a. D.
„ Dr. Muquard, J., Professor am Collège. Boulogne-sur-mer.
„ Dr. Nabert, Professor. Frankfurt a. M.
„ Nagele, Anton, Professor. Marburg (Steiermark).
„ Dr. Neubauer, Professor. Halle a. S.
„ Dr. Ritz, Oberlehrer. Bremen.
„ Dr. Sachs, C., Professor. Brandenburg.
„ Dr. Sanders, D., Professor. Alt-Strelitz.
„ Savini, Emilio, Professor. Turin.
„ Dr. Scheffler, W., Professor am Polytechnikum. Dresden.
„ Schulz, A. (San-Marte), Geh. Regierungsrat. Magdeburg.
„ Schwob-Dollé, Professor. Gotha.
„ Dr. Sievers, F., Professor am Gymnasium. Gotha.
„ Dr. Sommermeyer, Aug., Braunschweig.
„ Dr. Sonnenburg, R., Direktor des Realgymnasiums. Ludwigslust.
„ Dr. Steudener, Professor. Roßleben.
„ Dr. Sy, L.-Ph., Professor am Polytechnikum, Geh. Hofrat. Braunschweig.
„ Dr. Wagler, Oberlehrer am Gymnasium. Landsberg a. W.
„ Dr. Wiedmeyer, Professor. Stuttgart.
„ Dr. Wilmanns, Professor an der Universität. Bonn.

Digitized by Google

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

J. A. Lyttkens et F. A. Wulff: Compte-rendu sommaire d'une transcription phonétique offert aux membres du VIII[e] Congrès des Orientalistes, Stockholm, Sept. 1889. Stockholm, Impr. centrale 1889. 12 S.

Da das überlieferte lateinische Alphabet nicht ausreicht, die verschiedenen Sprachen lautgetreu darzustellen, so hat man seit der Zeit von Ludolf, J. Wilkins, Meninski, Leibniz Versuche gemacht zu einer Ergänzung desselben teils durch Bildung neuer Buchstaben, teils durch Einführung von Digraphen, teils durch Anwendung von diakritischen Nebenzeichen, unter welchen in neuester Zeit namentlich ein Vor- und Rückschiebungszeichen hervorzuheben ist. Auf dem 5. Orientalisten-Kongresse zu Berlin 1881 hatte der Oxforder Professor des Sanskrit Monier Williams die allgemeine Annahme eines Systemes diakritischer Zeichen empfohlen. — Die Herren Lyttkens in Norrköping und Wulff in Lund, welche durch ihr 1885 erschienenes Werk *Svenska språkets Ljudlära* und andere sich daran anschliefsende Schriften als gründliche Forscher auf dem Gebiete der Lautlehre rühmlich bekannt sind, empfehlen, sich im ganzen an die von H. Sweet eingeschlagene Richtung anschliefsend, eine Ergänzung des lateinischen Kursivalphabets durch Antiqua- und durch griechische Buchstaben, ferner dadurch, dafs sie die Buchstaben teils mager, teils fett, teils aufrecht, teils umgekehrt gestellt anwenden. Ihre Tabelle zeigt so 198 alphabetische Zeichen, 137 Konsonantenzeichen und 61 Vokalzeichen, ohne *h* und die nasalen Vokale zu rechnen. Jedes dieser Zeichen hat eine feste, auf einer genauen Analyse der Artikulation gegründete Bedeutung. Wie genau die Verfasser in dieser Beziehung verfahren, wird aus der folgenden Aufzählung der Artikulationen der Konsonanten hervorgehen. Sie unterscheiden nach dem aktiven und passiven Organ: I. *Labiales: extralabiales, bilabiales, dentilabiales.* II. *Apicales: prædentales, postdentales, supradentales, cacuminales.* III. *Prædorsales: extraalveolares, præalveolares, medioalveolares, postalveolares, cerebrales.* IV. *Mediodorsales: præpalatales, mediopalatales.* V. *Postdorsales: postpalatales, velares.* VI. *Radicales: gutturales, faucales.*

Neu ist dabei die Abteilung der *extralabiales*, bei welchen die Unter-

Digitized by Google

lippe über die Oberlippe in die Höhe geschoben ist: eine Artikulation, welche Wulff in Spanien vielfach beobachtet hat. In betreff der dentalen Frikativlaute dürfte für uns Deutsche folgendes von Interesse sein. Die im gröfseren Teile Deutschlands übliche Bildung des Vorlautes im Anlaut von Wörtern wie *stark, spät* ist von den Verfassern als *prædorsal-medioalveolar* bestimmt und durch umgekehrtes griech. ꞔ bezeichnet, unterschieden einerseits von *s* und andererseits von unserem gewöhnlichen *š*. Dieselbe Artikulation findet Wulff in seiner Schrift *Un chapitre phonétique andalouse* im Portugiesischen *(bastos, arredores)*. Den entsprechenden stimmhaften Laut erkennt Wulff im portug. *desde*.

Nach der Biegung der Zunge unterscheiden die Verfasser *konvexe* und *konkave* Frikativlaute; es fragt sich aber, ob hier nicht noch eine Zwischenstufe mit *flacher* gerade vorgestreckter Zunge anzusetzen ist, wie solche beim engl. *th* und beim deutschen *ß* (Grimms ahd. mhd. geschwänztes *z*, des Referenten marginale Artikulation) vorkommt.

Für die mouillierten *l* unterscheiden die Verfasser ital. *gli* von franz. *l mouillé* durch mehr nach vorn liegendes aktives und passives Organ; zwischen beiden soll nach Wulff das catal. *ll* liegen. Ähnlich folgen sich nach Wulff die mouillierten *n*: ital. *bagno*, port. *minho*, frz. *signe*.

Für die Vokale berücksichtigen die Verfasser die Bewegungen der Zunge und der Lippen; sie bieten darin manches Neue und Eigentümliche. Zu bemerken ist dazu, dafs die Bewegungen der Lippen keineswegs als vollständig unabhängig von den Bewegungen der Zunge anzusehen sind, doch ist der dabei waltende organische Einflufs des einen auf das andere bisher noch nicht genügend festgestellt. Zur Unterscheidung der steigenden und fallenden Diphthonge wenden die Verfasser eine dahinter- oder davorgestellte halbe Parenthese an.

Die *h*-Laute werden als eine besondere dritte, weder zu den Vokalen noch zu den Konsonanten gehörige Lautklasse hingestellt, für welche das Zeichen *h* unverändert beibehalten ist. Zu dem Alphabete kommen noch Nebenzeichen für die musikalische und dynamische Accentuation und für die Quantität: ein Gebiet, auf welchem die Schweden besonders rege gearbeitet und auf dem die Verfasser eine besondere Meisterschaft erlangt haben. Die dafür gewählten Zeichen sind umgekehrte Interpunktionszeichen.

Die Verfasser meinen, dafs ihr System leicht zu erlernen, leicht zu lesen, leicht zu schreiben und leicht zu setzen sei. Für den Satz wird allerdings dadurch wesentlich gewonnen, dafs mit Ausnahme etwa von *þ, đ, ɷ* nur in allen Druckereien vorhandene Zeichen angewandt sind; im übrigen wird dieses Transskriptionssystem, wie jedes andere, seine eigentümlichen Schwierigkeiten bieten, und es fragt sich, ob nicht ein zweckmäfsig ausgewähltes System diakritischer Zeichen doch schliefslich die Oberhand behalten werde. Jedenfalls sind wir den Verfassern für den neuen Beitrag zur Lösung der schwierigen Aufgabe zu grofsem Danke verpflichtet.

Berlin. G. Michaelis.

Digitized by Google

Otto Jespersen: The Articulations of Speech Sounds represented by means of Analphabetic Symbols. Marburg, Elwert, 1889. 94 S.

Die bisher ans Licht getretenen Versuche, auf der Physiologie der Laute beruhende sogenannte organische oder genetische Schriftsysteme aufzustellen, wie solche von Brücke, Merkel, M. Bell, Rumpelt, Techmer gemacht sind, zeigten dem Verfasser alle verschiedene Mängel, und es schien ihm keines derselben zu einer allgemeinen Einführung geeignet; er hat deshalb versucht, einen neuen Weg einzuschlagen. Der allgemeine Gang der Schriftentwickelung ist von dem Bilde aus zum Wortzeichen, vom Worte zur Silbe, von der Silbe zum Laute vorgeschritten. Die Transskriptionssysteme sind im allgemeinen bei der Zerlegung der Worte in die einzelnen Sprachlaute stehen geblieben. Der einzelne Sprachlaut aber ist, vom genetischen Standpunkte aus betrachtet, noch ein kompliziertes Produkt verschiedener Faktoren, indem eine Reihe von Organen zu seiner Erzeugung zusammenwirkt. Wir haben daher als letzte Elemente der Sprachanalyse nicht die einzelnen Laute zu betrachten, sondern die einzelnen Faktoren, durch welche sie gebildet werden. '*Element is used in this paper in the sense of the action of one of the organs that cooperate to produce a sound*' (§ 17 [1]). Während die verschiedenen stenographischen Systeme, um für ihre Zwecke die nötige Kürze zu erreichen, von der alphabetischen Buchstabenschrift im allgemeinen wieder zu syllabischen Bildungen geschritten sind, indem sie den Vokal mit dem Konsonanten in einem Zeichen darstellen, ist von Jespersen der Versuch gemacht, die Lautanalyse bis an ihre letzten Grenzen zu verfolgen und vor Augen zu führen. Wie der Chemiker, um die Zusammensetzung der Stoffe aus ihren Elementen zu bezeichnen, aus Buchstaben und Ziffern bestehende Monogramme verwendet, so sucht Jespersen die Sprachlaute durch Formeln darzustellen, welche auf die letzten Elemente ihrer Bildung zurückgehen. '*We must in fact symbolize not sounds, but elements of sounds*' (§ 10). Zu diesem Ende weist er jedem bei der Artikulation beteiligten Organe eine bestimmte, durch einen griechischen Buchstaben bezeichnete Linie an. So bezeichnet *α* die Lippen, *β* die Zungenspitze, *γ* den Zungenrücken, *δ* den weichen Gaumen mit dem Zäpfchen, *ε* den Kehlkopf mit den Stimmbändern, *ζ* die Atmungsorgane. Der Zungenrücken hätte doch wohl vielleicht einer weiteren Einteilung bedurft. Unterabteilungen unter den drei ersten Linien (*α*, *β*, *γ*) entstehen durch die verschiedenen Artikulationsstellen, welche durch kleine lateinische Buchstaben als Exponenten angegeben werden, der Reihe nach: *labial a, b, c: a = the outer lip-position (lips pouted), b = the middle lip-position (lips neutral), c = the inner lip-position (lips retracted), — d: interdental; — e: dental or postdental, etc.* — Den Abstand des aktiven artikulierenden Organs von dem passiven zeigen Ziffern an, die arabischen für die Mitte des Mundes *(central articulation)* von 0 an für die Verschlußlaute, 1, 2 ... für die verschiedenen Grade der Entfernung; die römischen

Digitized by Google

zu beiden Seiten *(lateral, 'divided' articulation).* Wo es bequem ist, werden die verschiedenen Elemente nicht untereinander, sondern nebeneinander gesetzt. So erhalten z. B. engl. *t, d, n* die Formel: $\beta 0^{f}$ (§ 67); frz. *s (ç)* in *salle, cigarre:* $\beta 1^{ef}$ (§ 95); engl. *ṡ* in *shilling:* $\beta 1^{fg}$ (§ 99), deutsch *ṡ* in *Schiller:* $\alpha 5^{ba}$ βf $\gamma > ff 1$ *or something like that;* Brückes *ṡ:* $\beta 1$ $\gamma 2 s$ (§ 97). Der Verfasser führt uns dabei gelegentlich einen neuen eigentümlichen Zischlaut vor: *'The most advanced s-sound is* $\beta 1^{b}$*; this is the* 's gras' *which Charencey has found in some American language and which 'se prononce la langue entre les dents et touchant de sa pointe la lèvre supérieure''* (§ 98). — Die Vokale sind eingeteilt in *high vowels, mid vowels* und *low vowels.* Der Vokal *i* (frz. *fini)* z. B. hat die Formel $\alpha 4^{c}$ βe $\gamma 3 g f$ oder 3^{fg} (§ 116). Dazu kommt für alle oralen Vokale $\delta 0$ $\varepsilon 1$. Das nasale frz. *ã = an* ist: $\alpha 8^{bc}$ βg $\gamma > 7_{kj}$ $\delta 3$ $\varepsilon 1$ (§ 109). Das glottidale Element des *h* ist $\varepsilon 2$ (§ 110). Auf die vielfachen Detailbestimmungen über die Konstruktion der Formeln kann ich indes hier nicht eingehen. Das ganze System der neuen Bezeichnung hat, wie schon aus den angeführten Beispielen hervorgehen wird, offenbar nicht den Zweck einer praktischen Transskriptionsmethode, sondern den eines Hilfsmittels zur Veranschaulichung und zu einer theoretischen Verständigung über das Zusammenwirken der verschiedenen Faktoren zur Erzeugung der einzelnen Laute (vgl. § 12). Zu diesem Zwecke mufste aber das ganze System der Sprachlaute einer sorgfältigen Analyse unterworfen werden. Die Sprachforscher werden zwar ihre bisherigen Systeme der Transskription ruhig weiter verfolgen, sie werden aber aus der genauen Auseinanderlegung der einzelnen Lautfaktoren, wie sie Jespersen vorführt, manche nützliche Anregung gewinnen. Die Bedeutung des Werkes beschränkt sich so keineswegs auf das neue Bezeichnungssystem, sondern geht wesentlich weiter. Der Verfasser geht auf viele für die Lautbildung in Betracht kommende Fragen ausführlich ein, unterwirft die Ansichten seiner Vorgänger einer sorgfältigen und genauen Kritik und nimmt zu denselben Stellung. Besonders hervorzuheben ist seine Auseinandersetzung über die Vokalsysteme von Bell-Sweet, Ellis, Techmer u. a. Es werden hier vielfach neue Gesichtspunkte geltend gemacht; so ist z. B. mit Recht darauf hingewiesen, dafs wegen der eigentümlich gekrümmten Form des Gaumendaches der höchste Punkt der Zunge nicht immer identisch ist mit dem dem Gaumen nächsten. Sehr gründlich ist die tenuis-media-Frage besprochen. Der Verfasser zeigt sich überall als ein feiner Beobachter, und wir können nur wünschen, dafs seine scharfsinnigen Ausführungen, deren nähere Auseinandersetzung wir indes den speciellen Fachblättern überlassen müssen, aufmerksame Leser finden und dazu mitwirken mögen, dafs die Gegensätze, welche noch in der Auffassung des Lautsystems vorhanden sind, sich immer mehr ausgleichen.

Dankenswert und willkommen ist auch der Anhang, welcher eine Zusammenstellung der Terminologien der verschiedenen neueren Phonetiker giebt. Dafs ein Bedürfnis vorliegt, hier auf eine Einigung hinzuarbeiten, wird wohl allgemein zugestanden werden; vor allem ist, wie

Digitized by Google

auch der Verfasser bemerkt, zu wünschen, daſs der Miſsbrauch, welcher mit dem Worte *guttural* noch immer getrieben wird, recht bald beseitigt werde.

Berlin. G. Michaelis.

Über die Bildung der Begriffe, ein etymologisch-vergleichendes Wörterbuch aus allen Sprachgebieten von Aug. v. Edlinger. 1. Lieferung (A). Mit einem Anhang: 1) Beiträge zur deutschen Etymologie. 2) Zur Frage über den Ursprung der Sprache. München, L. Finsterlin, 1889. 72 S. 8.

Herr Aug. v. Edlinger hat 1886 ein Büchlein herausgegeben, Erklärung der Tiernamen aus allen Sprachgebieten, ein vergleichendes Tierwörterbuch, wie es genannt wurde, das sich guter Aufnahme erfreut und den Verfasser 'ermutigt' hat, weiter auszuschreiten und 'eine allgemeine sprachgeschichtliche Darstellung sämtlicher in die Urzeit des Menschengeschlechts reichender Begriffe, insbesondere der Tier-, Pflanzen- und Mineralbezeichnungen und ähnlicher Kulturbegriffe' in Wörterbuchform zu geben. Wir erhalten in dem ersten Hefte eine Sammlung mit *a* anlautender Worte, die gröſstenteils der Tier- und Pflanzenwelt angehören. Dazwischen kommen Worte wie *ahnen, ähnlich, ändern, anfangen, angenehm, antworten, auf, aus, Aussatz* vor, von denen man zweifeln darf, daſs sie sämtlich Urbegriffe der Menschheit ausdrücken. Auch die aufgenommenen Tiernamen (z. B. *Armadill)* bezeichnen nicht durchaus die ältesten Wesen ihrer Wesenreihe. Unter den einzelnen 'Begriffen' nun werden aus den Sprachen, die dem Verfasser erreichbar waren, die verwandten Worte aufgeführt. Mit Vorliebe sammelt er finnisch-türkische, indem er die türkischen Sprachen für Verwandte der indogermanischen hält. Er behauptet damit etwas, das erst erwiesen werden müſste; vorläufig mag er einfache Verwerfung seiner Behauptung hinnehmen. Seine Etymologien sind bei der Buntheit seines Materials oft selber recht bunt. Man sehe sich nur den Artikel *Hahn, Henne, Huhn* (S. 45) an, oder den Artikel *Elf* (S. 44)! Ich glaube auch, daſs jedem, der den Anhang II zu lesen versucht, es wie dem Referenten ergehen wird, dem Mühlräder durch seinen Kopf zu gehen begannen.

Berlin. Karl Weinhold.

Georg Wagner: Streifzüge in das Gebiet der deutschen Sprache. Eine Zusammenstellung deutscher Wortfamilien. Hamburg, Meiſsner, 1889. IV u. 344 S. 8.

Das vorliegende Buch wendet sich an Ungelehrte. Sein Verfasser schreibt griechische Wörter mit lateinischen Buchstaben und erklärt mit Vorliebe Fremdwörter, welche den Stempel ihrer Herkunft aus dem Griechischen und Lateinischen an der Stirne tragen. Er gesteht auch selbst, keine gelehrten Forschungen angestellt, sondern nur die Funde

Digitized by Google

berufener Forscher vereinigt zu haben. Er ordnet eine Anzahl Sippen deutscher und entlehnter Wörter alphabetisch und erläutert sie nach Abstammung, Verwandtschaft und Bedeutung. Vorausgeschickt sind Bemerkungen über den Bau und die Entwickelung der Sprachen im allgemeinen und der germanischen und hochdeutschen im besonderen, sowie über Fremd- und Lehnwörter. Der Verfasser steht hier zum Teil auf veraltetem Standpunkt, der sich auch darin zeigt, dafs er die Verbalformen noch für die Quellen der Nominalbildungen hält, und auch seinen Etymologien ist nicht überall zu trauen. Landläufige Bücher wie Pauls Principien der Sprachgeschichte, Behaghels Deutsche Sprache, ja selbst Kluges Etymologisches Wörterbuch scheinen ihm unbekannt geblieben zu sein, denn sonst würde er wohl nicht das Grimmsche und Weigandsche Wörterbuch gerade als etymologische Hilfsmittel nennen: nach dieser Richtung genügt weder Weigand mehr, noch die älteren Bände des grofsen Deutschen Wörterbuches. Immerhin hat der Verfasser mit Fleifs und Neigung für seine Muttersprache gearbeitet und deshalb soll ihm der Dank, der allen denen gebührt, welche die Liebe zu ihr und ihr Verständnis zu fördern bestrebt sind, nicht vorenthalten werden.

Berlin. Max Roediger.

Sparren, Späne und Splitter von Sprache, Sprüchen und Spielen aufgelesen im Ahrthal von Dr. P. Joerres. Ahrweiler, Bonn, 1889. 42 S. 8.

Reste des einst grünenden Baumes des rheinischen Volkslebens in Sprache, Sprüchen und Kinderspielen versteht der Verfasser des Büchleins unter den Sparren, Spänen und Splittern. Er ist kein Sprachgelehrter, und seine sprachlichen Anmerkungen sind ganz dilettantisch. Dankbarer kann man für das im zweiten und dritten Abschnitt Gesammelte sein. K. Wd.

Dr. Rudolf Schachinger: Die Kongruenz in der mittelhochdeutschen Sprache. Wien, A. Hölder in Komm., 1889. VIII u. 114 S. gr. 8. M. 3,60.

Zum Gedenktage des achthundertjährigen Bestehens der ehrwürdigen und berühmten Benediktinerabtei Melk in Niederösterreich hat der Herr Verfasser der oben genannten Schrift ihrem Abt sein splendid gedrucktes Heft dargebracht. Der Titel wird erst aus den Überschriften der Abschnitte deutlich, welche die Kongruenz des Genus, des Numerus, des Kasus behandeln. Darin hat der Herr Verfasser zu Regeln, die bereits von Jakob Grimm und Paul aufgestellt und mit Beispielen belegt waren, eine weitere grofse Zahl von Belegen zusammengetragen, meist Zutreffendes, wenn auch nicht immer. So konnte z. B. in dem S. 17 angeführten Satz aus dem Gregorius *ez was ein sun, daz si gebar* sich das Pronomen vernünftigerweise gar nicht nach *sun* richten. Gebar sie einen *der*, so war

Digitized by Google

er selbstverständlich ein Sohn, und nur wenn der Dichter allgemein von 'einem Wesen' *(daz)* sprach, durfte und mufste er eine Erläuterung geben. Ebensowenig liegt 'eine Vernachlässigung der Kongruenz im Genus' vor (ebenda) in Sätzen wie *daz was von Troneje Hagene, daz wâren zwêne künege:* der Hinweis ist mit Absicht unbestimmt gehalten und soll im Folgenden erst präcisiert werden, oder die Beschreibung ging schon voran und *daz* faſst nur zusammen und nimmt von neuem auf, wie z. B. in *der vierde daz si Dancwart* oder *der iu mære bringet, daz bin ich* (S. 19), wo an französischen Einfluſs mit Wilmanns nicht zu denken ist; man erinnere sich nur des analog gebrauchten *sô.* S. 20 spricht der Herr Verfasser ganz richtig vom 'unbestimmt gesetzten Neutrum des Demonstrativs', welches aber nicht nur 'bei Aufzählung von Rittern', sondern von Menschen überhaupt angewandt werden kann. Bei den Beispielen *dez sehste was Kâlogrêant* u. s. w. hätte er des süddeutschen *eins* statt *einer* und solcher Fälle gedenken sollen, wie er sie S. 45 f. giebt. In den Versen *ez leit Jôb* (nicht *Iob*) ... *den siechtuom und die smâcheit, die er von der werlte leit* kann der Relativsatz lediglich zu *smâcheit* gehören (S. 31). Kudrun 701, 4 *dô sigen allenthalben Herwîges helfe zuo* muſs ich *helfe* für einen Singular halten (S. 59). Ein sehr merkwürdiges Beispiel aus dem Parzival hat sich der Herr Verfasser da, wo er von singularischen Zahlsubstantiven mit dem Gen. Plur. und Verbum im Plural redet (S. 76 ff.), entgehen lassen, nämlich 18, 26 *zwelf wol geborner kinde riten,* wo *zwelf* substantivisch gebraucht ist, gewissermaſsen als 'Dodekade'. Gr. 4, 198 ist der eigentümliche Fall nicht richtig erkannt und untergebracht. Iw. 3096 *ouch nâht im bœse mære* soll im Anschluſs an Gr. 4, 197 nach S. 82 bei einem Subst. im Plur. ein Verbum im Sing. stehen. *bœse* ist aber die unflektierte Form des Singulars. S. 102 *dem sol ez allez dienen, die liute und ouch diu lant* soll einen 'gewagten' Singular enthalten. Nur einen vorläufigen, der nachher erst seinen Inhalt bekommt! Die Paulsche Regel S. 107, Nr. 3 hätte der Herr Verfasser nach den angeführten Beispielen dahin präcisieren können, daſs das Subjekt im Singular, welches eine pluralische Kopula in Anlehnung an ein pluralisches Prädikat erträgt, ein neutrales Pronomen sein muſs (z. B. *daz dô die tumben wâren, die sint* ...). Findet er derartiges 'noch bei Lessing', sieht also die Worte *Es waren wohl alles ihre guten Freunde?* für eine Altertümlichkeit an, so möchte ich wissen, wie er sich auch heute noch anders ausdrücken will? S. 108: Walther 51, 34 im Streite der Blumen und des Klees *dû bist kurzer, ich bin langer* halte ich Komparative der Situation nach für ungleich wahrscheinlicher als flektierte Positive. Dagegen braucht man Walther 15, 32 *sleht und ebener danne ein zein* so wenig die Komparativendung bei *sleht* für erspart anzusehen als im Parz. 57, 18 *wîz und swarzer varwe er schein* die Flexion bei *wîz* (S. 114). Bekannt sind thatsächliche Ersparungen der Art besonders aus Goethes Lyrik.

Eine Bereicherung unseres Wissens verdanken wir dem Herrn Verfasser nur bezüglich des verbalen Numerus bei mehreren Subjekten von

Digitized by Google

gleichem oder gemischtem Numerus (S. 86—102), wo er über Gr. 4, 198 ff. hinausgekommen ist. Bei mehreren Subjekten im Singular steht gewöhnlich auch das Verbum im Singular, im Plural meist nur, wenn die Aussage den Subjekten nachfolgt (S. 90). Bei zwei Subjekten, wovon eins Singular, das andere Plural, braucht man den Singular des Verbums namentlich da, wo das Verbum dem singularischen Subjekt zunächst steht (S. 102). Für die ausgedehnte Lektüre des Herrn Verfassers, der nur die mhd. Prosa mehr hätte berücksichtigen sollen, ist dies Ergebnis winzig, und ich bedaure, dafs er seinen Fleifs nicht an ein lohnenderes Problem der Syntax gesetzt hat.

Berlin. Max Roediger.

Zur Kritik des Kürenbergers. Von J. Hurch. Linz 1889. 43 S. 8.

Im Frühjahr 1889 veröffentlichte ein bekannter Forscher in oberösterreichischer Geschichte, Herr J. Strnadt, eine Schrift: 'Der Kirnberg bei Linz und der Kürenberg-Mythus. Ein kritischer Beitrag zu Minnesangs-Frühling (Linz 1889).' Mit reichlichem Pathos und Herbeiziehung von urkundlichem Material suchte der Verfasser zu erweisen, dafs die ritterlichen Kürnberger, die im 12. Jahrhundert genannt werden, entweder nach Altötting am Inn oder nach Kürnberg an der Mank in Niederösterreich gehören; dafs es in Oberösterreich ein ritterliches Geschlecht von Kürnberg nie gegeben habe und dafs das Schlofs Kürnberg bei Linz von einem Herrn von Traun erst am Anfang des 13. Jahrhunderts erbaut worden sei. Der Liederdichter von Kürenberg sei fortan nicht mehr in Oberösterreich zu suchen; wahrscheinlich gehöre er, wie schon v. d. Hagen angenommen, der Breisgauer edlen Familie an. Es war begreiflich, dafs die Oberösterreicher sich diese Beraubung nicht ohne Widerspruch bieten lassen würden, zumal nicht allein der alte Liedersänger, sondern zugleich der Dichter des Nibelungenliedes nach mancher Meinung aus der Reihe ihrer Landsleute damit gestrichen wurde. Diesen Widerspruch erhebt nun in der vorliegenden Schrift ein junger studiosus philologiæ, eigentlich wohl historiæ, da er selbst einräumt, auf dem Gebiete der germanischen Philologie nicht recht zu Hause zu sein, was wir ihm gern glauben. Herr Hurch zeiht nun Herrn Strnadt ungründlicher Benutzung der Urkunden und höchst gewagter Denkoperationen und führt aus, dafs weder in dem Kirnberg bei Altötting noch in dem an der Mank jemals ritterliche Leute gesessen haben, dafs es dagegen im 12. Jahrhundert ein adeliges Geschlecht in Oberösterreich gab, die Herren von Traun, die sich auch nach dem Kürenberg bei Linz nannten, auf dem sie seit alter Zeit eine Burg besafsen. 1206 ist dieselbe urkundlich bezeugt. Da aber die Anlegung neuer Burgen weder im Anfang des 13. noch in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts nach den Landesgesetzen unter den Bedingungen gestattet war, die sich für die Burg Kürnberg ergeben, so mufs dieselbe schon weit früher bestanden haben.

Digitized by Google

Wir werden Herrn Hurch in seiner historischen Polemik gegen Herrn Strnadt beipflichten dürfen. Seine Ausflüge auf das litterarhistorische Feld wären besser unterblieben.

Berlin. Karl Weinhold.

Zum Rosengarten. Untersuchung des Gedichtes II von Dr. Georg Holz. Leipzig, Fock, 1889. 151 S. 8.

Eine gründliche und sorgfältige Untersuchung des handschriftlichen Materials der Klasse II (W. Grimm D) des Gedichts vom Rosengarten zu dem Zweck geführt, durch die textkritische Prüfung der Überlieferung eine sichere Grundlage für die Ausgabe dieses Textes zu geben. Zu diesem Zweck wird das Material vorgelegt, in Klassen geordnet, das Verhältnis derselben zueinander geprüft und alsdann jede Redaktion im einzelnen genau durchgegangen. Es ergiebt sich, dafs IIa, die ausführlichere Recension, auf Grundlage der Handschrift b (Grimm Dd) unter Herbeiziehung von s (Grimm Db) und h (Grimm Da) in der Ausgabe wiederzugeben ist. K. Wd.

Friedrichs des Grofsen Schrift über die deutsche Litteratur. Von Bernhard Suphan. Berlin, W. Hertz, 1888.

Man möchte erst vermuten, wieder erhielten wir eine heftige Gegenschrift gegen die Schrift des grofsen Königs oder eine Untersuchung nach dem Woher? und Inwiefern? Wie angenehm täuscht der Titel! Weit, weit mehr bietet uns aus dem reichen Schatze seines durch bisher unbekannten Stoff vermehrten Wissens mit fesselnder Kombination der Verfasser; aus dem engen Berliner Kreise treten wir heraus, halten Rundschau im ganzen Deutschland, vom höchsten Punkte aus übersehen wir die ganze Bewegung, die die Schrift des Königs hervorgerufen hat, aber immer wieder haftet der Blick auf dem geistigen Mittelpunkte Deutschlands, auf Weimar, auf der Person Goethes. Das nicht umfangreiche Buch bedarf nicht der Empfehlung; sowie man zu lesen angefangen hat, bleibt man von Anfang bis zu Ende gefesselt, kann sich nicht losreifsen und sagt am Schlusse für die Fülle der Belehrung dem Verfasser Dank.

Möge die Hoffnung desselben, dafs Goethes auf die Schrift des Königs sich beziehende Schrift noch irgendwo aufgefunden werde, in Erfüllung gehen! Wo ihrer Erwähnung geschieht, verfolgt der Verfasser sorgfältig. Von Anfang 1781 an unmittelbar nach Erscheinen des französischen Buches lesen wir von ihr, zuerst in Goethes Tagebuch; die Gesprächsform hatte der Dichter gewählt. Noch jetzt ist die Schrift des Königs beherzigenswert, sie war es um so mehr damals; Friedrich ist keineswegs nur ein kleinlicher Tadler, er weissagt der Sprache und Litteratur seines Volkes eine grofse Zukunft, Beachtung von dem Auslande: seine Prophezeiung hat sich glänzend erfüllt. Mit vielen Gedanken seiner Schrift begegnet sich Herders Preisschrift von 1779 über den Einflufs der

Digitized by Google

Regierung auf die Wissenschaften und der Wissenschaften auf die Regierung, schon 1766 seine Schrift über die neuere deutsche Litteratur; nun war auch Wielands Oberon erschienen. Goethe, Herder, Wieland waren vom Könige nicht beachtet, sie waren verstimmt. Der Hof in Weimar war fritzisch gesinnt, wie der von Braunschweig; auf Bestellung schrieb hier Jerusalem seine Verteidigungsschrift 'Über die teutsche Sprache und Litteratur' 1761, höflich, aber matt; Goethe und Herder spielen bei ihm keine Rolle. Goethe hatte sein Gespräch handschriftlich auch nach Gotha an den Hof geschickt; Prinz August von Gotha hat Ende 1780, wie wir hier erfahren aus einem der vielen noch ungedruckten Briefe an Herder, obschon er es noch nicht gelesen, die Veröffentlichung für unzweckmäfsig gehalten; Goethe ist dem Rate gefolgt; er ist zurückhaltender geworden und hat den König nicht verkannt.

Die Handschrift aber war in vielen Händen gewesen, bei Frau von Stein, der Herzogin, Knebel, Herder, aus dessen ungedruckten Briefen es dem Verfasser gelingt, manches von der Schrift zu rekonstruieren, dafs sie nämlich ein heiteres Gespräch in einem Frankfurter Gasthofe war; den ursprünglichen Plan, ein zweites Stück folgen zu lassen, gab Goethe auf.

Wie aber weiterhin das Buch des Königs wirkte, darüber macht der Verfasser meist aus ungedruckten Briefen die interessantesten Mitteilungen: Hamann, Karl Friedrich von Moser sind erbittert, Herder wurde zur Fortsetzung seiner Fragmente angeregt, Klopstock ergrimmte, Gleim trauerte, in Weimar schwieg man vornehm, Goethe legte sein Endurteil über den König in seiner Biographie nieder. Manche hatten an Joseph II. als Mäcenas der deutschen Litteratur damals gedacht, Klopstock, auch einmal Herder, aber nur für einen Augenblick, dann war er wieder preufsisch gesinnt; aber Karl Friedrich von Baden trat ihm näher, für ihn ist der Plan einer deutschen Akademie ausgearbeitet mit ähnlichen Gedanken, wie sie in Friedrichs II. Schrift angedeutet sind. Nach allen Seiten hin hat also das böse Buch des Königs anregend und befruchtend gewirkt.

Herford. Ludwig Hölscher.

Die Erklärung deutscher Schriftwerke in den oberen Klassen höherer Lehranstalten. Grundlinien zu einer Systematik. Von Dr. Paul Goldscheider, ord. Lehrer am Realgymnasium zu Mülheim a. Rh. Berlin, R. Gaertner, 1889.

Die vorliegende Arbeit bezweckt, alle auf die Erklärung deutscher Schriftwerke bezüglichen Fragen einheitlich zu entwickeln, und zwar von einem Gesichtspunkte aus, der in dieser Schärfe und Durchführung bisher kaum angewendet worden sein dürfte. Der leitende Grundsatz ist der ästhetische; das betreffende Werk ist jedesmal in derjenigen Folge zu entfalten, wie sich dem schaffenden Künstler selbst die Merkmale seiner Schöpfung erschliefsen mufsten.

Digitized by Google

In neun Kapiteln behandelt der Verfasser dieses Thema. Nachdem er in dem ersten 'Die rhetorisch-sophistische Behandlung' den verderblichen Einflufs der lateinischen Rhetorik auf den deutschen Unterricht bezeichnet und namentlich ein durchaus zutreffendes Bild des 'deutschen Aufsatzes' an der Hand der geistlosen Chrie und der üblichen Topen der Einleitung und des Schlusses entworfen hat, kommt er zu der bestimmten Forderung, dafs der Aufsatz im Gegensatz zu blofs formaler Schulübung in die engste Verbindung mit den nach Inhalt und Form zugänglichen deutschen Schriftwerken zu treten habe. Somit erweitert sich das Thema, indem die Abschnitte II bis VIII der Behandlung der Schriftwerke gewidmet sind und Kapitel IX zum Aufsatz zurückkehrt, der als 'ein Spiegelbild, ein Wiederschein' des gelesenen Werkes erscheint.

Die Erklärung deutscher Schriftwerke steht im Mittelpunkte des deutschen Unterrichts. Voraussetzung für dieselbe ist eine vorläufige Aneignung des Ganzen. Indem nunmehr das Einzelne im Verhältnis zum Ganzen erscheint, wird der Begriff der Entfaltung eines kunstvoll gestalteten Organismus gewonnen, der gerade die Eigenart des deutschen Unterrichts ausmacht, während sich seiner Erwerbung in den fremden, namentlich alten Sprachen teilweise unübersteigliche Hindernisse in den Weg stellen.

Das wertvollste Material für diese Behandlungsweise bietet das Drama. Wie die Haupthandlung als Mittelpunkt des Ganzen zunächst herauszuschälen sei, wie die Nebenhandlungen sich dazu verhalten, wird an vielen Beispielen in II durchgeführt. Während die Feststellung der Haupthandlung das Verständnis von vornherein auf den rechten Weg leitet und verhängnisvolle Irrtümer (Tell!) ausschliefst, so dienen die Nebenhandlungen dazu, die Fülle des Stoffes zum Ausdruck zu bringen, d. h. den Kulturhintergrund in seinen vielseitigen Beziehungen zu zeichnen, von welchem die Begebenheit sich abhebt, und durch welchen das moderne Drama sich von dem antiken wesentlich unterscheidet (Abschnitt III). Aber nicht der Stoff hat das Drama erzeugt, sondern bestimmte Handlungen, die zur dramatischen Wiederbelebung herausforderten (die Thaten des Dionysos, die Leiden Christi). Das Drama ausschliefslich zur Verherrlichung berühmter Personen, zur Erweckung der Vaterlandsliebe benutzen zu wollen, hiefse dem Stoff zum Siege über die Handlung verhelfen. In diesem Sinne könnte man Maria Stuart für ein katholisches Tendenzdrama, Iphigenie für einen Versuch zur Zurückführung der griechischen Götterverehrung ansehen. Manches Beherzigenswerte sagt der Verfasser hier über die scenische Ausstattung unserer Dramen, die den Hintergrund fast allzusehr zu betonen geneigt ist, sowie besonders über die verhängnisvolle Anschauung neuerer Dramendichter, als decke sich die Tragödie des Lebens mit der Tragödie der Poesie, und gewisse bedenkliche Gegenstände, in denen etwa, wie in Ibsens Gespenstern, das unabänderliche Naturgesetz (Erblichkeit) an die Stelle des antiken Fatums tritt, finden ihre wohlverdiente Abfertigung. Geriet schon bei den Alten die Verworrenheit und der Dunst des Alltagslebens

Digitized by Google

im Drama in Vergessenheit, so verlangt in noch weit höherem Maſse das moderne Drama eine über das Gewöhnliche und Gemeine erhebende Poesie.

Wurzelt die Handlung auch in den Kulturverhältnissen einer bestimmten Zeit, so sucht die dramatische Wirkung gleichwohl die letztere der ersteren dienstbar zu machen. So wird der Stoff gleichsam in Handlung umgesetzt, wie dies an Iphigenie und Maria Stuart ausgeführt wird.

Hat die neuere Tragödie für die religiös-gnostischen Bestandteile keine besondere Stellen mehr, wie die antike in ihren Chören, so liegt doch gerade in deren engerer Verbindung mit der Handlung ein groſser Vorzug. Gefährlich aber erscheint es, die 'Sentenzen' aus ihrem Zusammenhange zu reiſsen, in dem allein sie ihren Wert haben.

Durch die Handlung empfängt auch der Charakter seine Zeichnung (IV). Aus ihr erwächst nach dem alten Gesetz vom Spieler und Gegenspieler die Gruppierung sämtlicher Charaktere, ihre Schattierung. Aus der Handlung erklären sich die Charaktere leicht und zwanglos. Ihre Betrachtung hat daher nicht nach wissenschaftlicher Art von dem Kern der Persönlichkeit aus die einzelnen Bezüge zu entwickeln, sondern muſs, wie der Künstler selbst, die ganze Person im Auge haben und ihre verschiedenartige Äuſserung unter der Gewalt fremder Einflüsse beobachten.

Ebenso natürlich gestaltet sich die Vorstellung von der Gliederung des Kunstwerkes (V). Nicht veraltete Formeln und Regeln, ein Notbehelf derer, denen es unbequem ist, sich in die Sache zu vertiefen; sondern ruhige Entfaltung, auf die natürliche Empfindung des Gesetzmäſsigen gegründet: das ist das Hilfsmittel einer wirklich fruchtbaren Belehrung. So wenig freilich der Dramatiker der Rücksicht auf die wirkliche Bühne entraten kann, so wenig darf der Erklärer die Bedürfnisse derselben ganz vernachlässigen. Der kunstvolle Aufbau soll nicht nur logisch, sondern im Lichte lebendiger Verwirklichung empfunden werden. Die Frage nach Zahl und Bedeutung der einzelnen Akte erscheint müſsig; Klarheit und Übersichtlichkeit sind allein maſsgebend.

Vortrefflich ist, was der Verfasser in Kapitel VI über die ästhetische Schrifterklärung nach der Seite der Sprache und über die Sprache des Dramas im besonderen sagt. Erst nachdem Handlung, Charaktere und alle Bezüge feststehen, prägt der Dramatiker Gedanken und Empfindungen in der Sprache aus, und seine Arbeit zeigt sich nun als Sprachschöpfung. Im Kleinen hat selbst der Schüler diese Thätigkeit nachzuahmen. Die Bedeutung des Dramas für ihn geht daraus hervor, daſs die dramatische Sprache der wirklichen Sprache des Lebens näher steht als die Sprache der anderen Dichtgattungen, ohne deshalb im Alltäglichen aufzugehen und das Ideale darüber einzubüſsen. Durch den ästhetischen Gesichtspunkt gelangt auch das laute Lesen zu seiner Bedeutung. Wenn das Wohlgefallen an lautlich reiner Form, die Empfindung für den sprachlichen Rhythmus geweckt wird, so ist damit mehr gewonnen als durch Erlernung metrischer Regeln und strophischer Schemata.

In Kapitel VII ('Der Gesichtskreis') wendet sich der Verfasser zu der Frage, wie es der Lehrer mit dem Urteil seiner Schüler zu halten

Digitized by Google

habe. Sowohl die völlige Ablehnung desselben, wie die Überlieferung des fertigen Urteils wird verworfen, nicht minder die vermittelnde 'Litteraturgeschichte', wogegen einer Art von Propädeutik das Wort geredet wird, welche das Einzelne in immer bedeutenderen Zusammenhang zu rücken weiſs. Vor encyklopädischer Vielheit warnend, will der Verfasser gleichwohl zum Verständnis des Werkes den Welt- und Wissensumfang herbeiziehen, den die Studien der höheren Lehranstalten aufbauen. Die Geschichte ist unentbehrlich; die Begriffe von Staat, Sittlichkeit, Religion u. s. w. finden die gebührende Berücksichtigung.

So sind für die nunmehr zu besprechende Auswahl (VIII) die wichtigsten Bestimmungen bereits getroffen. Hier nun findet der Verfasser Gelegenheit, seine Forderungen für den deutschen Unterricht bestimmter zu formulieren. Da die groſsen sprachlichen Schwierigkeiten eine kulturgeschichtlich-litterarische Vertiefung in die Antike unmöglich machen, wünscht er im Anschluſs an den deutschen Unterricht eine besondere Stunde, in der die fremden Werke in guten Übersetzungen inhaltlich gewürdigt werden können. Da ferner die philosophischen Vorstudien aus einer bloſsen Lektüre Platos und Ciceros wenig Nutzen ziehen können, so verlangt er eine weitere wöchentliche Stunde für die Lektüre eines philosophischen Lesebuches. Jedes darin zu bietende Stück bildet ein Ganzes, welches, ohne eine eingehende Kenntnis des Systems vorauszusetzen, einen Blick in die Hauptrichtung des Philosophen thun läſst. Xenophanes, Horaz, Rousseau, Spinoza (Ethik), Kant werden aufgeführt, woraus sich der historische Gesichtspunkt ergiebt. Das Ziel des Ganzen darf weder die Verherrlichung eines bestimmten Systems sein, noch darf es auf ein negatives Ergebnis hinauslaufen, sondern die menschliche Seele in ihren wunderbaren Kräften, aus der Wirklichkeit Nahrung ziehend, aber nach dem Ewigen ringend, muſs daraus hervorleuchten.

Den Hauptgegenstand des deutschen Unterrichts bildet selbstverständlich unser ästhetisches Zeitalter, dessen Bedeutung für die Gegenwart der Verfasser scharf und klar ausspricht. Da aber ein gedankenloser Kultus der groſsen Namen auch heut nicht selten ist, so erscheint die Frage: 'Was hat unvergänglichen Wert, und was können wir fallen lassen?' noch immer nicht überflüssig und findet eine eingehendere Beantwortung, wobei manche Gegenstände unserer Primanerlektüre gebührende Beschränkung finden. Auch die Lesebuchfrage kommt zur Erwähnung. Wir pflichten dem Bedauern des Verfassers bei, daſs es zur Zeit noch an theoretischen Vorarbeiten für ein wirklich brauchbares Lesebuch fehlt. Denn ein solches würde für die sprachliche Gewandtheit von groſsem Gewinn sein. Es müſste freilich den litterarischen Denkmälern bis in die Gegenwart gerecht werden. Der ästhetischen Litteratur der sogenannten Epigonen will der Verfasser sogar noch eine besondere Lehrstunde gewidmet wissen, wodurch ein wohlthätiger Wechsel als Gegengewicht gegen die schulmäſsige Starrheit geschaffen wäre. Der deutsche Unterricht würde dann freilich sechs wöchentliche Stunden umfassen, ein Ideal, an dessen baldiger Erreichung der Verfasser selbst mit Grund zweifelt.

Digitized by Google

Zum deutschen Aufsatz wendet sich endlich Kapitel IX. Die verschiedenen Stoffgebiete, die demselben nach und nach zugewiesen worden sind, werden besprochen. Etwas abweisend verhält sich der Verfasser gegenüber den Naturwissenschaften, von denen er eine Benachteiligung des Ästhetischen befürchtet. In keinem Falle hat sich der deutsche Lehrer auf die Thätigkeit eines Kollegen zu stützen; sein Stoff mufs selbst erworben sein. Nach Form und Inhalt Niederschlag der Lektüre zu sein, das bleibt, wie eingangs erwähnt, der Hauptzweck des Aufsatzes. Die Forderung der persönlichen Anteilnahme für jede Aufgabe wird so am leichtesten erreicht. Verlangt die Besprechung eines Werkes zunächst die Ermittelung des innersten Kerns, so fordert der Aufsatz zuerst Vertiefung in den Sinn des Themas. Die Darstellung ergiebt sich nach dem Gesichtspunkt der Stetigkeit. Ihre Form hat, ohne die Anmut verbannen zu wollen, das Notwendige über das Schöne zu setzen; sie knüpft nicht sowohl an die prunkvolle Rede, als vielmehr an die wissenschaftliche Abhandlung an. Die Einleitung hat nach dem Vorbilde der dramatischen Exposition in das Wesen des Themas einzuführen, der Schlufs anstatt der im Munde des Schülers geradezu widerwärtigen Paränese den sinnvollen Blick in die Ferne im Chor der alten Tragödie zum Vorbilde. Im Schlufs ist dem Schüler Gelegenheit geboten, seiner eigenen Teilnahme Ausdruck zu verleihen.

So berührt der Verfasser in der That alle Fragen, die bei der Erklärung deutscher Schriftwerke und für den deutschen Aufsatz in Betracht kommen können, und behandelt sie mit einer Gründlichkeit und Einheitlichkeit, mit einer Klarheit in der Erfassung der Zwecke unserer höheren Lehranstalten, die seiner Arbeit einen hohen Wert verleihen, der dadurch vermehrt wird, dafs er mit dem verrotteten Alten rücksichtslos bricht und überall den hauptsächlich von Hildebrand verfochtenen geläuterten Ansichten über den Unterricht in der Muttersprache Rechnung trägt.

Berlin. Fr. Bachmann.

Entwürfe zu deutschen Aufsätzen und mündlichen Besprechungen für die Sekunda von Dr. R. Paukstadt. Dessau, Paul Baumann, 1889.

Unter diesem Titel bietet der Verfasser die Früchte eigener langjähriger Erfahrungen in Form eines wertvollen Hilfsbuches für den Unterricht dar, welches dem Mangel an guten Büchern für die 'Sekunda' abhelfen soll. Demgemäfs sind die Stoffe, welche, mit Ausnahme der Odyssee, der Edda und der Frithjofsage, der deutschen Litteratur entstammen, zum gröfsten Teil aus dem Gebiete des Epos entnommen. Von der Lyrik kommen hauptsächlich Volkslied, Ballade, Fabel, Legende zur Verwendung, während die engere Gefühlslyrik, wenn man nicht Goethes 'Nektartropfen' und Schillers 'Eleusisches Fest' hierher rechnen will, sich auf Körners 'Leier und Schwert' beschränkt. Auch das Drama tritt, weil mehr der Prima zugehörig, in den Hintergrund. Nur 'Maria Stuart'

Digitized by Google

findet in vier, 'Die Hermannsschlacht' H. v. Kleists in einem Entwurfe Berücksichtigung. Dagegen sucht der Verfasser der bisher ziemlich vernachlässigten Prosalitteratur einigermaßen gerecht zu werden, denn 'auf diesem Gebiete liegen noch zahllose ungehobene Schätze. Sie sind um so empfehlenswerter, als die vorbildliche Form, die der Schüler in bedeutenden Prosaikern findet, auf seine Darstellung einwirken mufs'. So finden wir denn den Sänger Volkmar (Ingo) mit Demodokos verglichen (Stück 37), ebenso Wolf (Verbrecher aus verlorner Ehre) und Kohlhaas (Stück 55), Chamisso und seinen Peter Schlemihl (Stück 56). Stück 52 giebt den Gedankengang des Schillerschen Aufsatzes 'Über Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter', Stück 53 behandelt Kaiser Lothar nach Schiller, und Stück 57 disponiert Herders Rede über die Geographie.

Endlich kommen auch Natur, Moral und Logik selbständiger in den letzten neun Stücken (58 bis 66) zur Geltung. Einflufs von Wald und Klima auf Natur und Kultur, drei Aussprüche, worunter zwei Sprichwörter ('Not bricht Eisen' und 'Wie man in den Wald ruft' u. s. w.), 'Entdecken und Erfinden', 'Was ist Begeisterung?', das sind die Themata dieser Abschnitte, denen sich ein Kapitel über Herodot, zur Erkenntnis der Unterschiede zwischen 'Übersetzung' und 'Verdeutschung' der Fremdsprache, in Stück 64 wirksam anschliefst.

Der Charakter des Volksliedes wird in Stück 38 an der ersten Abteilung der 'Stimmen der Völker' entwickelt. In Stück 39 wird 'Erlkönigs Tochter' mit 'Erlkönig' verglichen, eine sicherlich dankenswerte Aufgabe. An Lessings Fabeln schliefsen sich die Stücke 41 und 42 an, ersteres die Lessingsche Definition an dem 'Besitzer des Bogens' prüfend, letzteres die Moral von 'Zeus und das Pferd' entwickelnd. Stück 28 untersucht die Erzählung 'Der Bauer und die Schlange' aus Reineke Fuchs und kommt zu dem Schlusse, dafs sie trotz gewisser an die Fabel streifenden Teile als Fabel im ganzen nicht zu bezeichnen sei. Gellerts und Lessings Fabeln werden in Stück 43 verglichen. Mehr litteraturgeschichtlich sind die Abschnitte 1: 'Die Entwickelung der ältesten Poesie bei den Griechen und Deutschen', und 44: 'Die Legende'.

Dem Epos sind nicht weniger als 35 Stücke gewidmet, und zwar 5 der Odyssee, 3 der Edda ('Weltmythus in der Völuspa', 'Schirners Fahrt', die 'Heimkehr des Hammers'), je eines dem Hildebrands- und Waltariliede, 10 dem Nibelungenliede, 4 der Gudrun, 3 dem Reineke Fuchs, je eines dem Parzival, dem 'Armen Heinrich', dem Annoliede, Herders Cid, der Frithjofssage, Vossens 'Luise' und Goethes 'Hermann und Dorothea'. Vergleichungen bieten sich besonders in Stück 14 (Kriemhild und die Gudruna der Edda), Stück 23 (Wate, Frute und Horand), Stück 25 (Gudrun und Nausikaa) und Stück 34 (Dorothea und Luise).

Man sieht aus dieser Inhaltsübersicht, dafs die Stoffe meist in glücklicher Weise mit dem Interessenkreise und der Anschauung eines Sekundaners in Einklang stehen. Überdies zeigt jeder einzelne Abschnitt, wie ernst und gründlich der Verfasser seine Aufgabe genommen hat, als deren Gesichtspunkte er selbst 'Gedankengang und Komposition,

Digitized by Google

dichterische Motive und Zwecke, Darstellung, vergleichende Charakteristik' hinstellt.

Was die Länge mancher Stücke betrifft, die weit über das Mafs des 'Aufsatzes' hinausreicht, so giebt er zu bedenken, dafs dieselben 'nach der Lektüre des Werkes als zusammenfassendes Resultat der mündlichen Besprechung zu Grunde gelegt werden' sollen.

So liefert denn das Buch eine reiche Fülle wertvollsten Materials und ist aufserordentlich geeignet, dem Lehrer das Studium der betreffenden Werke wie ihre Behandlung beim Unterricht zu erleichtern, und damit wäre alles in Odnung, falls der Verfasser eine 'Auswahl' der Stoffe gestattete. Das thut er aber nicht, denn er versichert in der Einleitung, alles das berücksichtigt zu haben, 'was der Schüler der Sekunda im Laufe von zwei Jahren zu seinem Eigentum machen soll'.

Von diesem Gesichtspunkte aus gewinnt die Sache eine recht bedenkliche Gestalt. Wie der Sekundaner in zwei Jahren alle jene Werke gründlich genug kennen lernen soll, um solche Aufsatzdispositionen einigermafsen selbständig zu gewinnen und zu verarbeiten, solche geistvollen Zusammenfassungen wirklich mit Genufs und Frucht in sich aufzunehmen, das ist uns unerfindlich.

Man betrachte in diesem Sinne die einleitenden Gedanken der meisten Stücke. Wer kann die Einleitung zu den 'Liedern aus dem hohen Nord' ohne eingehende Litteratur- und Zeitkenntnis schreiben? Setzt nicht die Bemerkung über die Echtheit der Odyssee in Stück 5 Bekanntschaft mit der homerischen Forschung voraus? Oder was weifs der Sekundaner von Schillers Interesse für die 'Kulturgeschichte'? Wie würden sich aus der Feder des Sekundaners (selbst des Primaners) Wendungen ausnehmen wie folgende: 'Es giebt Persönlichkeiten, welche die eigentümlichen Eigenschaften ihres Volkes hervorragend in sich vereinigen' (St. 32), oder 'Das Interesse an Hartmanns Erzählung ist wesentlich ein psychologisches' (St. 30), oder 'Das grofse Thema von Schuld und Sühne, das die Mythenwelt der Germanen beherrscht' u. s. w.!

Die sogenannten 'allgemeinen Gedanken' der üblichen Aufsatz-Einleitungen zeigen sich hier wieder einmal recht deutlich in ihrer ganzen Nichtigkeit und Gefährlichkeit für den Schüler, dem die Übersicht der 'Gattung' fehlt und fehlen mufs. Was für den Lehrer die reife Frucht seiner Studien ist, der 'allgemein gültige Satz', kann dem Schüler nur Gelegenheit zum Nachschwatzen werden und ihn zu der Gepflogenheit erziehen, sich mit fremdem Eigentum zu brüsten. Was er nicht aus sich selbst und aus seiner Welt zu schöpfen vermag, das ist für ihn vom Übel. Die Jugend ist einseitig in ihrer Auffassung und in ihrem Urteil und neigt zu Übertreibung und Mafslosigkeit. Mit unverstandenen allgemeinen Sätzen wird dieser jugendliche Mangel an Schärfe gewinnen und sich schliefslich zum Charakterfehler ausbilden müssen.

Das Buch zeigt übrigens die gleiche Eigentümlichkeit in den Schlüssen; man vergleiche etwa die Stücke 6, 8, 10, 11, die Bemerkung über 'das Halbdunkel' in 13 u. s. w. Welche Summe von vielleicht wenig frucht-

Digitized by Google

barer Anstrengung von seiten des Lehrers müfste dazu gehören, derartige Sätze und Begriffe wirklich in Fleisch und Blut des Schülers übergehen zu lassen! Der Verfasser hat sich, wie es scheint, von dem einigermafsen überwundenen Standpunkt der durch kunstvolle Einleitungen vorbereiteten Spannung und des wirksamen, womöglich paränetischen Schlusses noch nicht ganz zu befreien vermocht.

Sonst ist gegen die eigentlichen disponierenden Gesichtspunkte in den meisten Stücken nichts einzuwenden, da sie, besonders in den epischen Stoffen, sich meist zwanglos aus der Sache ergeben und daher 'von dem Schüler selbst' gefunden werden können. Ob Stoffe wie in Stück 7: 'Der Weltmythus in der Vǫluspa', St. 18: 'Die Charaktere im Nibelungenlied und ihre Gruppierung', St. 29: 'Parcivals Jugend als Exposition des Epos', St. 30: 'Der arme Heinrich ein Spiegelbild von der Anschauungsweise seiner Zeit', besonders St. 31: 'Komposition des Annoliedes' und einige andere im Bereiche einer Sekunda liegen, dürfte zweifelhaft erscheinen. Annolied und Parcival können hier doch höchstens ihrem Inhalte nach berührt werden und sind daher kein Stoff für so eingehende Besprechungen.

Wenn wir von den genannten zu weit gehenden Ansichten und Ansprüchen des Verfassers absehen, sind seine Entwürfe in der Hand des 'vorsichtigen' Lehrers als ein ausgezeichnetes Hilfsmittel des deutschen Unterrichtes in der Sekunda zu bezeichnen.

Berlin. Fr. Bachmann.

Grammatik der englischen Sprache für obere Klassen höherer Lehranstalten von Immanuel Schmidt. Vierte vielfach berichtigte Auflage (Lehrbuch der engl. Sprache II). Berlin, Weidling, 1889. XII, 608 S. 8. Geb. 4 M.

Die allgemeine Anerkennung, welche die Schmidtsche Grammatik bei Fachmännern gefunden hat, erspart mir die sonst so dankbare Mühe, ihre Vorzüge vor anderen Grammatiken hervorzuheben. Als die erste Auflage erschien, wurde sie von allen Lehrern mit Freude begrüfst, weil sie den praktischen Bedürfnissen entsprach und erkennen liefs, dafs der Verfasser die Ergebnisse der Forschungen auf dem wissenschaftlichen Gebiete der Grammatik, soweit sie von den Pädagogen als unanfechtbar und zu Schulzwecken dienlich erachtet wurden, verwertet hatte. Die geringfügigen Ausstellungen, welche gegen die Auffassung im ganzen und gegen einzelne Teile gerichtet wurden, sind durch Verbesserungen berücksichtigt, kleine Unrichtigkeiten sind in der zweiten Auflage, welche völlig umgearbeitet ist, beseitigt. Die dritte Auflage unterscheidet sich von der zweiten nur wenig. Einzelne Kapitel sind verbessert, dem Ganzen ist im Anhange ein Verzeichnis der Verben und Adjektive in Verbindung mit Präpositionen hinzugefügt. Die Veränderungen in der vierten Auflage sind fast ausschliefslich auf die Lautlehre beschränkt. In der Syntax sind nur einzelne Berichtigungen nachgetragen. Wichtig ist, dafs der

Digitized by Google

Verfasser die Aussprachebezeichnungen den heutigen Bedürfnissen entsprechend durch das ganze Buch konsequent nach einem Schema mit großer Präcision und Klarheit durchgeführt hat. In der Vorrede giebt er eine Tabelle, welche sein System mit Leichtigkeit deutlich macht.

Als besondere Abweichungen in der Aussprachelehre dieser Auflage sind zu merken, dafs Immanuel Schmidt den ursprünglichen Unterschied von *w* und *wh* zu Anfang eines Wortes aufgiebt und dafs er die Aussprache von *ō* vor *r* in *afford, portion, force* für veraltet erklärt, so dafs man jetzt häufiger *affȏrd, pȏrtion, fȏrce* anstatt *affōrd* etc. hört, ebenso wie zwischen *mourning* und *morning* kein Unterschied mehr besteht.

Wir wünschen dem Buche, das sich selbst Bahn gebrochen hat, immer weitere Verbreitung.

Berlin. G. Völckerling.

Englisches Lesebuch für höhere Lehranstalten von Prof. Dr. Otto Ritter, Direktor der Luisenschule zu Berlin. 5. Auflage. Berlin, Haude & Spener, 1889. 330 S. Geb. 2 M.

Die neue Auflage des Ritterschen Lesebuches, welche die vorhergehenden durch bessere Ausstattung, besonders gröfseren Druck, übertrifft, hat inhaltlich eingreifende Veränderungen nicht erfahren, aber es ist der Forderung der Zeit nach Erleichterung der Schüler dadurch Genüge geschehen, dafs ein Wörterverzeichnis beigefügt worden ist. Der Lesestoff, dem man die Anerkennung gewähren mufs, geschickt und passend ausgewählt zu sein, gliedert sich jetzt in fünf Abteilungen: 1) *Anecdotes, Tales and Stories,* 2) *History,* 3) *Literature,* 4) *Dialogues,* 5) *Poetry.* Der Herausgeber vermeidet die Einseitigkeit, sich in seinem Buche allein oder vorzugsweise mit England und den Engländern zu beschäftigen. Zwar behandeln der zweite und dritte Abschnitt ausschliefslich englische Geschichte und Litteratur, aber diese Teile stehen an Umfang dem ersten nach, welcher in seinen Anekdoten und Erzählungen nicht das Nationale, sondern das Allgemein-Menschliche und Ethische betont und bei der Jugend sicherlich auf Beifall zählen darf. Der Vorliebe der Schüler für den dramatischen Dialog ist durch Hinzufügung einiger aus sich verständlicher, lebendiger Scenen Rechnung getragen. Der Abschnitt *Poetry* hat (vermutlich wegen Raummangels) Verkürzungen erfahren, durch welche die Zahl kleiner zum Memorieren geeigneter Gedichte leider beschränkt ist.

Was das Wörterverzeichnis angeht, so ist die sehr wünschenswerte durchgängige Angabe der Aussprache für eine spätere Auflage in Aussicht gestellt. Vorläufig hat sich der Bearbeiter, Herr Klatt, auf das Notwendige beschränkt. Die gewählte Aussprachebezeichnung empfiehlt sich durch grofse Einfachheit, doch sind die aufgestellten Grundsätze nicht ganz streng durchgeführt. Praktischer dürfte es sein, sich in dieser Beziehung an eine gangbare Grammatik oder an ein verbreitetes Wörterbuch anzulehnen, damit wenigstens teilweise den Schülern die Verwirrung

Digitized by Google

erspart bleibt, welche zwei oder drei verschiedene Aussprachebezeichnungen in ihrem Kopfe anrichten müssen.

Im ganzen stellt sich die 5. Auflage als ein mit Besonnenheit und pädagogischem Geschick gearbeitetes Buch dar, dem man eine recht weitgehende Verbreitung aufrichtig wünschen mufs.*

Berlin. R. Palm.

Shakspere Primer, in gekürzter Form mit Anmerkungen herausgegeben von Dr. Broder Carstens, ord. Lehrer an den Unterrichtsanstalten des Klosters St. Johannis in Hamburg. Hamburg, Meifsner, 1889. XIV, 156 S. 8.

Man hat in Fachkreisen oft Einwendungen gegen die Lektüre einzelner Teile von ausgewählten Werken in den oberen Klassen der höheren Schulen erhoben. Gerade bei Shakspere, welcher mehr des Inhaltes als der Form wegen gelesen wird, ist darauf aufmerksam gemacht worden, dafs die Lektüre des ganzen Dramas abgerundeten Stücken vorzuziehen sei. Dem ist aber entgegenzuhalten, dafs es für einen Schüler, selbst bei Mitwirkung des Lehrers, schwer ist, sich sofort in das Verständnis Shaksperes hineinzufinden; er bedarf einer Einführung in dasselbe, und diese soll ihm durch das vorliegende Buch geboten werden. In Berlin wurde bisher mit Nutzen das Buch von Bandow *Readings from Shakspere* gebraucht.

Bei der Auswahl hat sich der Verfasser des Primer auf die Stücke beschränkt, welche bisher am meisten in der Schule gelesen werden und welche zum Auswendiglernen geeignete Stellen enthalten. Den Reigen eröffnet natürlich *Julius Cæsar,* der in keiner Sammlung ausgewählter Werke fehlen darf. Verfasser giebt den dritten Akt, der sehr wohl als ein zusammenhängendes, für sich allein bestehendes Ganze gelesen werden kann. Es folgen: *The Merchant of Venice, Richard II., Macbeth* und *Hamlet.* Verfasser sagt in seiner Vorrede, dafs bei der Abkürzung die gelegentlichen Obscönitäten weggefallen wären; warum hat er denn eine höchst bedenkliche Stelle in der Unterredung zwischen Polonius und Hamlet nicht fortgelassen?

Der Text ist fast wörtlich nach der Tauchnitz Edition hergestellt mit ganz geringer Änderung aus der Globe Edition. Um die Verbindung zwischen den einzelnen Teilen herzustellen, hat Verfasser eine Inhaltsangabe hinzugefügt, von der einiges, wie im *Merchant of Venice,* wenn auch mit Umstellungen und Umänderungen, aus Lambs *Tales from Shak-*

* [Für die Zukunft erlaube ich mir, eine Durchsicht der litterarhistorischen Abschnitte mit Rücksicht auf den Inhalt zu empfehlen, damit Stellen, die mit dem jetzigen Wissen nicht mehr im Einklang stehen, berichtigt werden. Da ich das Buch, ehe es in die Hände des Herrn Berichterstatters ging, flüchtig durchblätterte, fiel mein Blick auf die 'litterarhistorischen Gespenster' *Alfric, Archbishop of Canterbury* S. 168 und *Robert Langland* S. 170. J. Z.]

Digitized by Google

spere stammt. Vorausgeschickt ist dem Ganzen eine den besten Quellen (Elze, Dowden, Koch) entlehnte Biographie Shaksperes. Dafs Shakspere am 23. April getauft wurde, ist ein Irrtum; nach dem Taufregister ist es der 26. April, und der 23. wird als der Geburtstag angenommen. Auf die ganz unbeglaubigten Erzählungen von den Gewerben, die Shakspere betrieben haben soll, legt Verfasser zu viel Gewicht. Die Beschreibung des Theaters ist nicht so fafslich wie bei Bandow, auch die Skizze einer öffentlichen Bühne zur Zeit Shaksperes nicht anschaulich. Die Angaben über die Abfassung und Entstehungszeit sowie über die Quellen der fünf Shakspereschen Dramen sind zu knapp und undeutlich. Unter anderem heifst es da: 'Die Raubausgaben der Verleger erschienen in Quartoformat und führten den Namen Quarto.' Danach wird man verleitet zu glauben, dafs alle Quartausgaben Raubausgaben sind, was Verfasser doch schwerlich gemeint haben kann.

Den Schlufs des Buches bilden die Anmerkungen nach Art eines Glossars, dem Shakspere-Lexikon von Alex. Schmidt, den Ausgaben von Clark und Wright und den Weidmannschen Ausgaben entnommen.

Verfasser wendet sich in seiner Vorrede ausdrücklich gegen die seiner Meinung nach allzu ausgedehnten Erklärungen der sonst trefflichen Ausgaben von Schmidt, Fritsche und anderen und hält namentlich die sachlichen Anmerkungen, die sie bieten, für zeitraubend und den Schüler verwirrend. Ob er aber mit seinem System den beabsichtigten Zweck erreicht, ist zweifelhaft. Allerdings ist es nötig, auf die von den heute üblichen so vielfach abweichenden, sei es lexikalischen, sei es grammatischen Eigenheiten des Shakspereschen Sprachgebrauches hinzuweisen, aber diese Hinweisungen müssen auf das richtige Mafs beschränkt sein. Wenn der Verfasser, wie es vorkommt, für jedes Wort des älteren Idioms, das seine Bedeutung geändert hat, ein anderes substituiert, so verfällt er nach der anderen Richtung hin in denselben Fehler, den er den von ihm genannten Herausgebern zum Vorwurf macht.

Trotz der Ausstellungen hält Referent das Buch als Einleitung in die Lektüre Shaksperes für brauchbar.

Berlin. G. Völckerling.

Jacob Thomson, ein vergessener Dichter des achtzehnten Jahrhunderts von Dr. G. Schmeding, Oberlehrer am Lehrerinnen-Seminar zu Wolfenbüttel. Braunschweig, Schwetschke und Sohn, 1889. VII und 94 S. 8. M. 1,80.

Schon der Ausdruck 'vergessen' in dem Titel verrät die populäre Tendenz des Schriftchens. 'Vergessen' ist James Thomson nicht von der Litteraturgeschichte, sondern nur von dem grofsen Lesepublikum, und dieses will der Verfasser auf ihn aufmerksam machen. 'Was wir zu geben versuchten,' sagt er S. V, 'war in erster Linie eine Würdigung seiner Werke von ihrer ästhetischen und moralischen Seite im Anschlufs an Analysen, die den Gedanken des englischen Originals möglichst wiedergeben sollten.

Digitized by Google

Das Lebensbild, das wir geben konnten, mufste notwendig leiden unter der Beschränktheit der litterarischen Hilfsmittel, die dem Deutschen erreichbar sind.' Er behandelt besonders ausführlich *The Seasons, To the Memory of Sir Isaac Newton, Liberty, The Castle of Indolence.* Über die Dramen geht er rascher hinweg, so dafs nach dieser Richtung hin sein Buch durch den oben S. 25 ff. abgedruckten Aufsatz von G. Wenzel eine Ergänzung findet. Die Schrift kann jedem, der sich schnell über Thomson orientieren will, empfohlen werden. Es wäre freilich zu wünschen gewesen, dafs der Verfasser seinen Helden etwas mehr im Zusammenhange mit seiner Zeit, in seiner Abhängigkeit von seinen Vorgängern und in seiner Wirkung auf spätere Dichter aufgefafst hätte. Ob die Beschäftigung mit seinen Werken in der That, wie der Verfasser hofft, ein wirksames Mittel sein kann, 'die innere Zersetzung und Selbstvernichtung' aufzuhalten, 'der die Gesellschaft unserer Tage entgegenzugehen droht' (S. IV), möchte ich bezweifeln.

Berlin. Julius Zupitza.

Original English as written by our Little Ones at School. By Henry J. Barker, B. A., F. R. S. L. Reprinted from 'Longman's Magazine', with Additions not before published. London, Jarrold & Sons, 1889. 161 S. kl. 8. Sh. 1.

Ich verdanke die Kenntnis dieses Buches der immer aufs neue bewährten Liebenswürdigkeit meines Freundes F. J. Furnivall, der es mir unter dem 20. März 1889 zugeschickt hat. Es hat mir den gröfsten Genufs verschafft, und ich hoffe, die Leser des Archivs werden, falls sie es nicht etwa schon kennen, nach den Proben, die ich geben will, nicht zögern, sich in den Besitz des ganzen Werkchens zu setzen.

Die Hauptmasse desselben besteht aus Aufsätzen, welche Londoner Kinder aus den untersten Volksschichten geschrieben haben. Gelegentlich sind aber auch anderweitige Äufserungen von Kindern verzeichnet. So erhielt der Verfasser nach S. 14 einmal auf die Frage: '*What is the feminine of hero?*' die Antwort: '*Shero, sir.*' Einem Lehrer auf dem Lande nannte ein Knirps als Masculinum zu *Madam* nach S. 23 *Adam.* Ein Schulinspektor fragte nach S. 85, nachdem vorher richtig *lion — lioness, Marquis — Marchioness* angegeben worden war: '*And what now is the feminine of Dutchman?*', und fast die ganze Klasse rief: '*Duchess, sir.*' Harry Sharman antwortete auf die Frage nach dem Superlativ von *nice* mit *jam pudden* S. 24. Kaum glaublich ist die Antwort, welche ein sechzehnjähriges Mädchen, das noch dazu ein *pupil-teacher* war, auf die Frage gab '*What is a Civil War?*'. Sie lautete (S. 72): '*A Civil War, if I recollect rightly, is one in which the military are unnecessarily and punctiliously civil or polite, often raising their helmets to each other before engaging in deadly combat.*'

Die mitgeteilten Aufsätze versichert der Verfasser des Buches wiederholt genau nach den Originalen zu geben, nur dafs er gelegentlich einiges weg-

Digitized by Google

gelassen und in vereinzelten Fällen einen vorkommenden Namen oder die Interpunktion geändert hat. Als erste Probe stehe hier von S. 17 der Anfang einer Bearbeitung des Themas '*Give an Outline of the Life of Samson*'. *The life of Samson which I has to give. Samson was the wonderfullest man you ever seed. He was so mighty strong that he thought no more of Lions and Bears, than boys do of cats and things. If you think he was a giant, that's just where yer wrong, cox he wasn't a bit bigger than your father is. But mind yer, he had very long hair, and that's just where it was. It went right down his neck, and under his coat, and then all the way down. That's how it was. — Samson became very sinfull, for he got a courtin a young woman who was a relation of the wickerd Phillistins. Men should never court young women from other countries, except they are good. Never mind abart them being nicet looking, if they are not good. Why, this young woman actshully wurshipped them ugly little imiges wot yer seed Misshinaries bring in bags, and put in a row on the table.*

Es folge der Anfang eines Aufsatzes über '*The Doctor*' von S. 25. *Being a doctor is a very good trade. Doctors have most always niced black wiskers at the side, and are tall men. They are also very fierce-looking, but they are very useful. Doctors are men who never walk, except from a carriage to a house door. Doctors are skinny men, with black eyes and coats. Doctors bring babies to good little boys' houses. I was very good, and he brought my mother ours. It is a little girl, and it is called Agnes.*

Zu den Glanzstücken gehört '*The Turkey*' S. 35 ff. Es mögen hier zunächst ein paar Sätze aus dem ersten Teil S. 36 stehen. *The Turkey is king of the goose and most other birds, but the eagle can fight it. It is like a very big cock if it wasnt for the tail. It is not cruel to kill a Turkey. if only you take it into the back yard, and use a sharp knife, and the Turkey is yours.* Der Schlufs S. 37 lautet: *Boys like the Turkey to run after them, because they get home quicker without feelin tired, and the turkey has to go all the way back, and you genelly see a Turkey along with some ducks. But the Turkey is kind to the little ducks, which is a lesson you learn to be kind to your little brothers and sisters. Never make your little brother cry by hiding behind a wall or tree, and pertending to lose him, for Turkeys never pick nor worrys neither ducks nor hens. Turkeys lay very dear eggs what you cant afford, but they do not give butter or milk because they cant do it not if they tried three times.*

Über das Thema '*Our Street*' heifst es u. a. (S. 41): *Liza Ann, the little girl wot lives up the next passige but comes to our passige to join in, she says she likes drunken men better than drunken women. She says that cox drunken men are sometimes very kind and turn their trousers pockets inside out so as all their money can fall out amongst the children. But drunken women allus look savage and want to scratch the big poleeceman as pushes them on, and then they want to fight the women as is stannin at the doors just alooking on.* Der Schlufs (S. 43) erklärt, warum die Häuser in '*our street*' so schwarz sind. *The reason why the houses in our*

Digitized by Google

street is so black both inside and out, is cox the smoke from the chimbly doesnt go right up outside and then into the clouds same as in niced streets, but it cums down the chimbly agen and puffs into the room and gets away out of the winder. This is all I know for once about our street.

Noch köstlicher ist der Aufsatz desselben Schülers S. 44 ff. '*A Visit to the Zoological Gardens*'. *Of all the animals in this world, the Zoological Gardens is the most. ... The lion, which is the king of all the animals wot ever lived, was so little that I shouldn't have noen it was him, only I have seen picters, and my mother said 'Look, Tom, now you can say as you've seen a lion'. Why he isn't quarter as big as a eliphent, and he hasn't got no trunk. I think the eliphent could master him if he liked; but the big silly won't try, coz he's so kind, and doesn't want to be king. ... I said to my mother 'I should like to hear the lion aroaring'. When she said 'why that was aroaring just now when the keeper looked in at him'. Then I nearly cried, I was so wild; why, it wasn't like thunder and lightnin at all. It just opened its mouth wide, like as yer seed men sittin at their doors and a gaping on Sunday afternoons, and it yoped no louder than a apple cart man does. ... The hippopotamus is like a little mashed eliphent with its trunk sawed off. Its skin is so thick that it can stay in its pond all day without the water soakin through. ... The fox, wot I thought was as big as carves, isn't worth a lookin at coz of its size. It's not a bit of good it bein sly where it is now, coz there's no farmers nor huntin men allowed in the kages. It looks as if it wanted to be sly but can't. When I said to my mother 'how it smell', she said 'Come along to the other animals; that's its slyness'. — I like the elephent more than all the uthers, and my mother let me have a ride. ... The eliphent wot I rode on is called jumbo, and it is the nicetist quadrerped as ever was seed. It looks as if it couldn't all of it die, it is so big. I held a bit of bread out to it, but it wouldn't take it, coz there was a lady with a fine dressed little girl who was a givin it sugar buns. I kem away cryin, coz I should have liked to have told the boys as I had fed jumbo. But I didn't, so I can't say it.*

Nun Proben aus einem Aufsatze '*Insects*' S. 51 ff. *Insects are very little things that fly or scrawl about. You mustnt call things insects that's as big as a mouse, because you would be telling a falsehood you would. All insects are not to be killed, except the beetle, the spider, and the insects in dirty boys' hair. You should love all other insects. ... I have seed boys catch black beetles and make them race, and then they kill the one as loses. This is very cruel sport, most as bad as rat catchin. How would you like to be killed because you cant run?*

Den Aufsatz '*The Cow*' S. 66 ff. fällt es mir schwer nicht ganz abzudrucken. *The Cow is a noble quadrerped, though not so noble as the horse, much less the roaring Lion. ... Its tail is more noble than the donkey's, but nothin to cum up to that of the race horse. — The cow gives us milk, and niced beef, and shoolether. How thankful should childern be to this tame quadrerped. The reason why beef is so dear, is that cows cost so much, and the earth is gettin full of people. I allways have beef to my dinner on Sun-*

Digitized by Google

days; on other days bread and drippin or bread and lard, sometimes treacle. ... How thankful ought we to be to the cow for nice hot beef. Pertaters grows: they are not on the cow. — The four things what you sees under the cow's belly are what the milk comes through. How thankful should we be. The cow makes milk from grass. God teaches the cow how to do it. ... Little cows are called carves. Carves are the stupidist of all tame quadrerpeds. except pigs and donkeys. ... Men are crewel to carves cox they cant draw milk from them. ... Bulls are very much like cows, but are fierce quadrerpeds. You can allways tell bulls from cows, cox bulls are black, and not quite so fat. Bulls are not tame quadrerpeds, and they look as if they could run. ... Cows are painted different colours; white, and red, and yellow. When they are black and white, they are genly half bulls, so you must not go near them. — There is what is called cream, which rich people eats; it is got from cows which are all white. How thankful should rich people be for getting what they call cream from the cow. You can learn lessons from this poor quadrerped; not to kick, not to trespass, and not to persecute people.

Sehr belustigend ist auch '*The Cat*' S. 70 ff. *The house cat is a four-legged quadruped, the legs as usuerl being at the corners. It is what is sometimes called a tame animal, though it feeds on mice and birds of prey. Its colours are striped, tortusshell, black, also black and white, and others. When it is happy it does not bark, but breathes through its nose, instead of its mouth, but I can't remember the name they call the noise. It is a little word, but I can't think of it, and it is wrong to copy. Cats also mow, which you have all heard. When you stroke this tame quadruped by drawing yer hand along its back, it cocks up its tail like a ruler, so as you can't get no further. Never stroke the hairs acrost, as it makes all cats scrat like mad. Its tail is about too foot long, and its legs about one each. Never stroke a cat under the belly, as it is very unhelthy. — Don't teese cats. for, firstly it is wrong so to do, and 2nd, cats have clawses which is longer then people think. Cats have 9 liveses, but which is seldom required in this country cox of Christianity. Men cats are allus called Tom, and girl cats. Puss or Tiss; but, queer as you may think, all little cats are called kittens. which is a wrong name which oughter be changed. ... Cats are very useful. I can't remember one of the noises they make, though I've just been trying again. Cats eat meat and most anythink, speshully where you can't afford. This is all about cats.*

Aus einem Aufsatze '*Politeness*' S. 78 ff. sei das Folgende angeführt: *It is not polite to fight little boys, except they throw stones at you. Then you can run after them, and when you've caught them, just do a little bit at them, that's all. Remember that all little boys are simpletons, or they wouldn't do it. ... If a girl scratches you on the cheek, or spits in your face, don't punch her, and don't tell her mother. That would be mean. Just hold her tight behind by her arms for a minute or two, till she feels you could give it her if you had a mind to. Then say to her kindly, 'Don't you do it again, for it is wrong'; give her a shake or two, and let her go. This*

Digitized by Google

is far better than being unkind to her, and she will thank you for your politeness, if she's anything of a girl.

Das Thema *'Daniel in the Lion's Den'* gab einem Schüler Anlafs zu der folgenden Schilderung (S. 82): *In that wild country they keep lions in dark sellers under the ground, jest the same as your fathers and mothers keep cocks and hens. They catch these lions in the woods rarnd abart, put them in bags, bring them home on donkys what they call mules, and drop them out of the bag darn the hole, and then they put a big stone over the hole. How thankful shud we be that there is no lions in this country; why, your fathers couldnt have no bean feasts, and the teachers woodnt get no childern to go with them in their vans every year. In our fields and woods theres only foxs and rabbits, so they dont count.*

Höchst eigentümlich ist der Anfang eines Aufsatzes *'The Family of the Patriarch Jacob'* S. 87. *The man Jacob was by trade a patriarch. But he didn't bring up his sons to be patriarchs coz they didn't take to it, except Joseph. He had 12 sons, and behold there was a famine in the land. In them days people lived on corn, like horses do now; not on vittles and tea. People were fond of eating wheat, speshully Jacob's sons. These bad sons liked their corn best on Sundays, coz they could walk abart, eatin it, doing nothing. And behold there was a famine in the land. Never steal corn, for it is a sin; but you can go gleanin, and you often gets a lot that way. Don't quarrel when yer gleanin, but think of yer mothers and sisters, praps dying. Be fair.*

Auch von dem nächsten Schriftstück *'The Robin Redbreast'* S. 89 ff. stehe hier der Anfang: *I see a robin redbreast for the first time this year, and I see the second one in Whitsun, else Easter. Them's the two I see. Boys and girls thinks as sparrows is niced birds, but I've told them nearly twenty times as they don't know nothin at all abart it. Why, they can't sing, and they haven't got a bit of red, not even white, anywheres abart there bodies. They're just worth nothin. They only pertend they're worth something by flying away when you try to catch them. It's all pertending. Why, they can't build picter nests, and can only lay nasty mucky eggs. Even police won't catch them, coz they know same as yer fathers, that they're no good.*

Rührend sind die zahlreichen *Yer woodnt beleeve,* mit denen ein Knabe *'A Day in the Country'* schildert (S. 98 ff.). *A Day in the Country is wot I has to giv. O the country is so niced. Yer woodnt beleeve. I have seed it 5 or 6 times. It was like a grate big green sea. Yer woodnt beleeve. I only see it wunce a yere, when our Supintendunt taks the Sunday School childern all for nothin, an givs us a tea an all sorts of niced things. This time it was to Ashsted. ... When we got to Ashsted, yer woodn't beleeve wot a niced place it was; why, I tell yer, its green all rarnd rite to the sky, an foxgluvs, an roses, an bulldayzis all abart. There's no roads, an no walls, an no trespsin boards, an' there's no pleecemen lives there. They havnt found it art.*

Originell ist manches in dem Aufsatze über *'Postmen'* S. 110 ff. *No-*

body could be happy in the world except for the useful gentleman what we call a postman. For how would you no whether those arnts and uncles of yours who live right acrost the fields and rivers was dead, if the gentleman did not bring a henvelope with black all round? You would think they was still alive, and you'd keep all on writing to them. That is why postmen are allis little thin men without beards cuz they have to keep on walking quick all day. They are not dressed up so fine as soldiers cuz they havn't to go and fight acrost the sea. You never see postmen fight, not even with their fists, for they havn't got no time with all those letters to take round.... If the postman doesn't bring your letters, you can summons him, that's why theyre so frightened. ... Many boys become postmen cuz they think it is a good trade. I don't think they get good dinners, same as men who hasn't to dress up. ... Never be cruel to them, for they have to take care of their clothes more than you, and are not so big as they would like.

Ein Mädchen* fängt seinen Aufsatz '*The Life of Noah*' so an (S. 113): *When the gentleman called Noah lived, all the people in the world was so full of sins and marrying, that the land smelt of wickidness and uncleanness. It was so bad that the breath of the smell went up towards Heaven.* Noah sucht die schlechte Welt zu bessern, indem er von *heaps of stones* herab predigt. *But they only laught at him, and pushed him off the stones. and hussled the poor man about, just like I've seen people go on at the Salvation Army when they are talkin good things to us under the big blue flag. The people used to stand at the doors of their tents, and boo and hoot at Noah, the same as the Army men and women is laught and whissled at by gentlemen standing at their doors and winders. My father says he is shamed to be called an Inglishman when he sees how the Salvation is knocked about and prossecuted. He says people will hold a drunkin man up, but will knock a Salvation down. Mother says the police is as bad as the uthers, cause they pitend not to see anythink of it.* Der Schlufs lautet: *Noah lived to be 950 years old. How nice. I don't know whether ladies lived as long as gentlemen, but I should think that they did nearly. What a long time to be married. I should like to think that my granmother would live on like that; but it's no use, spite of how much I love her. ... The lesson, I think, we ougt to learn from these things is, to take care that we are living as we know God wishes, and not to jossle and prossecute the Salvation Army, just cause they won't get drunk, and they like to tell about God at all chantses.*

Die Auszüge mag der Anfang eines Aufsatzes über '*Bank Holiday*' beschliefsen (S. 139). *They call this happy day Bank holiday, becose the Banks shut up shop, so as people cant put their money in, but has to spend it. People begin talking about Bank holiday a long time afore it comes, but they don't begin to spree about much till the night afore. Bank holidays are the happiest days of all your life, becose you can do nearly what you*

* Der Verfasser bemerkt: '*As a rule, the exercises of girls are not nearly so piquant as those by boys.*'

Digitized by Google

like, and the perlice don't take no notice of you. You can go into fields, and make your horses and donkeys go quick, and shout all about as hard as you like, and larf at people, and dress up in all different colours with guys on your faces, and you can do everythink but steal and brake winders. Never steal or brake winders, for it is written in the Bible.

Diese Proben werden eine hinlängliche Vorstellung von der Fülle unfreiwilliger Komik geben, welche die Aufsätze enthalten, ebenso aber auch von den grellen Streiflichtern, die gelegentlich auf das Leben der unteren Volksschichten daraus fallen. Aber auch in sprachlicher Hinsicht sind die Stilübungen der Kinder nicht ohne Interesse. Die Kleinen bemühen sich natürlich, ihre Gedanken in der Schriftsprache auszudrücken. Die Fehler, die sie dabei machen, haben zum Teil in der unphonetischen Orthographie des Englischen ihren Grund, zum Teil kommt aber auch ihr natürlicher Dialekt zum Durchbruch. Was wir hier von diesem erfahren, ist unmittelbarer als die Londinismen, die Schriftsteller bei ihnen auftretenden Personen in den Mund legen. Indem ich nun daran gehe, die Abweichungen zusammenzustellen, welche die Aufsätze von der Schriftsprache zeigen, sehe ich natürlich von solchen Punkten ganz ab, wie Gebrauch kleiner und grofser Anfangsbuchstaben, Anwendung des Apostrophs u. s. w. Mit 'Storm' wird auf dessen 'Englische Philologie I' (Heilbronn 1881), mit 'Baumann' auf dessen 'Londinismen' (Berlin 1887), mit 'Franz' auf dessen Aufsatz in den Englischen Studien XII, 197 ff. 'Die Dialektsprache bei Ch. Dickens' verwiesen.

I. Lautlehre.

A. Vokale.

Ich gehe vom Schriftenglischen aus.

1. *a* a) betont vertreten *α*) durch das gleichwertige *ai, ay* aa) bei der allgemeinen Aussprache *eeⁱ* in *tails* 40 für *tales* (*tell tails*); bb) bei vulgärer Aussprache *eeⁱ* (für *aa*) in *hooray* 99 für *hurra(h)* (vgl. Storm 288); *β*) durch *e* sowohl aa) in Fällen, wo die Aussprache der Gebildeten *æ* ist: *then* für *than* (*longer then people think*) 71, *set* für *sat* (*I should have set down:* oder ist hier Vermengung von *to sit* und *to set* anzunehmen? cf. Storm 318, Franz 221) 123, als auch bb), wo diese *eeⁱ* ist: *kem* für *came* (*I kem away eryin*) 47, *gev* für *gave* (*Samson ... gev it sich a crack betwixt its eyes*) 18. 41. Der erste dieser beiden Fälle erklärt sich aus dem Zusammenfallen von *e* und *æ* in der Vulgärsprache (vgl. Storm 286); *kem* und *gev* aber lassen wohl auf vulgäre Kürzung des Vokals schliefsen; *γ*) der Aussprache gemäfs durch *o* aa) bei der Aussprache *ò:* *wot* für *what* (z. B. *Yer wood'nt beleeve wot a niced place it was* 99; vgl. § 33), aufserdem *wobblin* für *wabbling* 42 (*He was allus a wobblin about:* freilich fängt man schon an, der phonetischen Schreibung *to wobble* Eingang in die Schriftsprache zu gestatten; vgl. Skeats Etymol. Dictionary und W. E. Norris, My Friend Jim [Tauchn.] 132 *Poor Perseus, who wobbled perceptibly*); bb) bei der Aussprache *òò:* *woked* für *walked*, *Voxhole* für *Vauxhall* (*We all woked ... to Voxhole Station*) 98.

Digitized by Google

b) unbetont vertreten α) durch *e* (meist vor *r*): *sellers* 82 für *cellars*, *collers* 121 (*Sailors don't ware collers*), *kangeroos* 46, *pillers* 20. 21; *actuelly* 101, *eliphent* 44 ff. 101, *Siphireh* 146 für *Sapphira*; β) durch *er* (meist im Auslaut und vor *h*): *concerteener* 149. 150 (hier auch der Plural in abgekürzter Form *teeners*) für *concertina*. *Deliler* 19 für *Delilah*, *Juder* 88 f. für *Juda(h)*; *usuerl* 19. 70 für *usual*; γ) durch *i* oder im Auslaut durch *y*: *Ameriky* 44, *Anninius* 146 für *Ananias*, *Benjimun* 88 f., *cabbige* 40, *imige* 17 ff. 84, *kerrin* 100 für *currant*, *oringe* 37, *orgin* 92. 143. 149, *passige* 40. 41, *Reubin* 88 f. für *Reuben*, *savige* 140, *Siphireh* 146 für *Sapphira*. *sossige* 36 für *sausage*; δ) durch *u*: *Anninius* 146 für *Ananias*, *Ellifunt* 98 (= *Elephant and Castle*), *speshully* 18. 61. 72 u. ö. für *(e)specially*, *supintendunt* 98 ff. für *superintendant* (oder *-dent*).

c) unbetont weggelassen α) im Anlaut: *count* 113 für *on account*, *kordiun* 149 für *accordion*, *shamed* 84. 114 für *ashamed*; β) im Inlaut: *actilly* 114. 115 und *actshully* 17 für *actually*, *carrige* 103. 140 f., *genelly* 35 ff. und *genly* 67 f. für *generally*, *trespsin* für *trespassing* 99; vgl. *vittles* 20. 36. 87 und *victles* 103 für *victuals*; ebenso entspricht *Ixak* 89 für *Isaac* der Aussprache.

2. *ai* a) betont vertreten α) durch das ja nur graphisch davon verschiedene *ay*: *bulldayzis* 99 für *bulldaisies*; β) durch das häufig denselben Laut bezeichnende *a*: *pare* (*a big pare of sizzers*) 19; γ) in Übereinstimmung mit der auch bei Gebildeten üblichen Aussprache durch *e*: *agen* 18. 20. 43 u. ö., *agenst* 88, *westcutt* 99 für *waistcoat*; δ) nach der vulgären Aussprache des *e* (vgl. Storm 289, Franz 210) durch *i*: *agin* 19; ε) infolge der extremen diphthongischen Aussprache: *strite* für *straight* 102.

b) unbetont vertreten durch *i*: *captin* 121 f., *certin* 116, *mounting* für *mountain* 117, Pl. *mountins* 122.

3. *au* a) betont vertreten α) bei der Aussprache *ǫ̀ǫ̀* aa) durch das lautlich vor *gh* oft gleichwertige *ou*: *cought* (*He was cought with a fishing hook*) 102, *tought* (*for having tought him a lesson*) 102; bb) durch *o*: *cote* (z. B. *Samson just cote it by the chin*) 18. 52. 123 (vgl. 1 a γ bb); *sossige* 36 für *sausage* (in diesem Worte kürzt die Vulgärsprache den Vokal; vgl. *sassage* bei Storm 289 und Baumann); β) bei zwischen *ǫ̀ǫ̀* und *ǫ̀* schwankender Aussprache aa) durch *o*: *becose* 83. 84. 122 u. ö., noch häufiger aber dafür *cox* 17. 18. 19. 40. 41 u. ö. (vgl. *cos* bei Franz 213 und 237) und selbst bb) *cuz* 25. 110. 111 wohl wegen einer durch die Tonlosigkeit im Satz herbeigeführten vulgären Modifikation der Aussprache; γ) bei der Aussprache *aa* durch *ar*: *arnts* für *aunts* 110, *larf* 18. 61. 83 u. ö. für *laugh*, Prät. *larft* 36.

b) unbetont vertreten durch *o*: *Voxhole* 98.

4. *aw* betont vertreten durch *o* (vgl. 1 a γ bb und 3 a α bb): *jobone* 19.

5. *ay* a) betont vertreten durch das nur graphisch verschiedene *ai*: *plaid* (*We plaid leapfrogs*) 99, wie die Grammatik ja *laid*, *paid*, *said* verlangt.

b) unbetont α) durch *i*: *allis* 99. 110 f. für *always*; β) durch *u*: *allus* 19. 40. 41 u. ö. ebenfalls für *always*.

Digitized by Google

6. *e* a) betont α) bei der Aussprache *ii* durch das gleichwertige *ee* vertreten: *reeal* 18. 124, *wee'd* für *we had* 99; β) bei der Aussprache *èè* durch das oft gleichwertige *ei*: *their* für *there* 21. 102; γ) bei der Aussprache *è* durch *u*: *turriers* 101; das scheint auf eine Verdumpfung vor *r* hinzudeuten, welche die mafsgebende englische Aussprache in solchem Falle nicht kennt, wohl aber die amerikanische (Storm a. a. O. 340); vgl. umgekehrt *kerrin* für *currant* (24 a β aa); δ) bei der Aussprache *i* in phonetischer Schreibung durch *i*: *Inglishman* 114.

b) unbetont sehr häufig durch *i*, auch in Wörtern, wo es in der Sprache der Gebildeten stumm ist: *angil* 84, *kornit* 149, *cruellist* 52, *drunkin* 114, *eliphent* 44 ff. 101, *Ellifunt* 98, *funnil* 126, *garding* für *garden* 18, *Japhit* 115 für *Japheth*, *missis* 140. 143. 150 für *mistress*, *nicetist* für *nicest* 47, *profits* für *prophets* 49, *Reubin* für *Reuben* 88. 89, *stupidist* 67, *wickid* 115, *wickidness* 114; *injoyed* 124, *pitend* 114 für *pretend*. Hier sei auch gleich mit *y* erwähnt *rightyess* 114 für *righteous*.

c) unbetont zum Teil mitsamt konsonantischer Nachbarschaft weggefallen: *cause* 114. 115. 117 und *coz*, *cuz* (vgl. § 3 a β) für *because*, *bleeve* 45. 115 für *believe*, *bracing* 50 für *embracing*, *lastiks* 140 für *elastics*, *genly* 67 f. für *generally*, *guvnor* 141 für *governor* (vgl. Baumann XC, Franz 212), *laundrin* 90 für *laundering*, *praps* 42. 60. 84. 88 nach der auch von Sweet im Elementarbuch gegebenen Aussprache von *perhaps*, die andere für vulgär erklären (vgl. Baumann 144 b), *sovrins* 61 für *sovereigns*, *supintendunt* 98 ff. für *superintendant*, *whispring* 148, *yesday* 25 (vgl. Franz 213). Vgl. *teeners* 150 für *concertinas*.

d) stummes *e* wird oft nicht geschrieben α) in der Endung des Präteritums und passiven Participiums der schwachen Verba: *askt* 124, *arskt* 18. 20. 25 u. ö., *drownd* 103, *laught* 114. 123, *larft* 36, *lovd* 83, *mixt* 142, *past* 91, *plaid* 99 für *played*; so auch in den Neubildungen *growd* 93. 142, *knowd* 18. 20. 141; β) in anderen Fällen: *kem* 47 für *came*, *chants* 71 für *chance*, *coz* und *cuz* (§ 3 a β) für *because*, *cum* 40. 43 für *come*, *cums* 43 für *comes*, *fearst* 83 für *fierce*, *foxglues* 99, *gev* 18. 44 für *gave*, *girraffs* 45, *giv* 98, *givs* 98, *mak* 99, *minit* 20. 47 für *minute*, *un* für *one* und *uns* für *ones* (vgl. § 17 b β ee), *Phillistins* 17. 18. 20, *picter* 44. 90. 92 für *picture*, *picters* 44. 45. 90, *porrij* 88 für *porridge*, *quiet* 117 für *quite*, *scarstly* 147 für *scarcely*, *sum* 93 für *some*, *skweez* 45 für *squeeze*, *tak* 42, *taks* 98, *tails* 40 für *tales*, *tightning* 79, *yev* 17. 18. 45 u. ö. für *ye have*. Abweichend von der Schriftsprache wird häufig *e* nach einem einfachen Konsonanten gesetzt, wenn die übliche Bezeichnung des davor stehenden langen Vokals geändert worden ist; vgl. *pare* für *pair*, *cote* für *caught*, *brake* für *break*, *grate* für *great*, *ware* für *wear*, *yere* für *year*, *there* für *their*, *cote* für *coat*, *pore* für *poor*, *nose* für *knows* (wegen der Belege siehe die einzelnen Vokale). Ebenso steht stummes *e* zur Bezeichnung der Länge des betonten Vokals bei Wegfall des *gh* in *rite* 99 für *right*, *tite* 121 für *tight* und *strite* 102 für *straight* (vgl. auch *sine* 92 = *sighing*); ebenso bei Wegfall des *the* in *close* 18. 89. 90 u. ö. (für *clothes*). Vgl. ferner noch *noen* 44 für *known* und nach kurzem Vokal *dosent* 125, was wohl ein

Digitized by Google

blofses Versehen für *doesn't* ist. Die Hinzufügung von *e* in *rittles* und *rictles* (s. 1 c β) ist durch Analogie veranlafst. Es sei auch *Wimmeldun* 99 für *Wimbledon* erwähnt.

7. *ea* betont a) bei der Aussprache *eeⁱ* durch das gleichwertige *a* mit nachfolgendem stummem *e* vertreten: *brake* 136. 140, *grate* 98, *ware* 121; b) bei der Aussprache *ii* α) durch das gleichwertige *ee*: *meet* 102, *neerly* 100. 122. 123, *teese* 71; β) durch das gleichwertige *e* mit nachfolgendem stummem *e*: *yere* 98. 100; c) bei der Aussprache *aa* durch das gleichwertige *a*: *hart* 83, *sweetart* 141. 143, *sweetarts* 140. 143; d) bei der Aussprache *è* phonetisch durch *e*: *dredful* 116, *heds* 99, *unhelthy* 71, *herry* 123, *lether* 66 (vgl. *Letherhead* 141), *Ashsted* 98 f., *Hamsted* 90, *insted* 150; ob *Lord Bekonsfield* S. 49 hierher gehört oder mit *yere* b β zusammenzustellen ist, läfst sich nicht entscheiden, da der betonte Vokal in *Beaconsfield* bald *ii*, bald *e* gesprochen wird; e) bei der Aussprache *əə* α) durch das gleichwertige *e*: *herns* für *earns* 150 (*herns half father's wages*); β) durch *ee*: *heerd* als Prät. (*I heerd him tell my mother*) 150 und als Part. (*I've heerd on it*) 122: da die vulgäre Aussprache den Vokal als *ii* hören läfst (Baumann XCVI; vgl. auch *heerd* bei Dickens zur Charakterisierung der Sprache Sam Wellers [s. Franz 218]), so ist diese gewifs an der Schreibung *heerd* für *heard* schuld.

8. *eau* durch das einfachere *ew* vertreten: *bewtiful* 142. 144.

9. *ee* der gewöhnlichen Aussprache gemäfs durch *i* vertreten in *thrippence* 147; aber auch in *oringe pill* 37 für *orange peel*: liegt hier ein blofses Versehen vor (etwa Verwechselung mit *pill*) oder vulgäre Verkürzung in dem minder betonten zweiten Teil des Kompositums?

10. *ei* a) betont α) mit der Aussprache *ii* (woneben freilich auch *ai* vorkommt) vertreten durch gleichwertiges *ee* in *neether* 42; β) mit der Aussprache *èè* durch gleichwertiges *e* mit nachfolgendem stummem *e* in *there* 90 für *their*; b) unbetont der Aussprache gemäfs durch *i* in *sovrins* 61 für *sovereigns*.

11. *eo* der Aussprache gemäfs vertreten durch *ee*: *peeple* 99.

12. *eu* durch das gleichwertige *ew* vertreten: *Rewbin* 88 f.

13. *ew* scheint durch *ow* vertreten in *mow* (*Cats also mow*) 71, aber möglicherweise ist *mow* (Aussprache *mooᵘ*?) ein ganz anderes Wort als *mew*.

14. *ey* unbetont vertreten durch das gleichwertige *y*: *chimbly* 43, *donkys* 82.

15. *i* a) betont α) bei der Aussprache *ai* vertreten durch das (im Auslaut) gleichwertige *ie*: *quiet* 117 für *quite* (*She's quiet as good as those ladies*); β) bei der Aussprache *ii* durch das gleichwertige *ee*: *poleeceman* 41, *polleeceman* 111, *pleecemen* 99, *concerteener* 149 f. und *teener* 150 für *concertina*; γ) vor *r* bei der südlichen Aussprache *əə* durch das vor *r* gleichwertige *e*: *shert* 91, *skwert* 52 für *squirt*, *skwerts* 52.

b) unbetont α) durch das gleichwertige *y* vertreten: *easyer* 149, *easyest* 149, *prettyest* 142; auch *soldyer* 42, wo auch in der Aussprache der Gebildeten *di* gewöhnlich Palatal ist (vgl. *rightyess* 114); β) durch *e*: *pudden* 88. 122. 125 f. für *pudding* (nach vulgärer Aussprache: Baumann

Digitized by Google

s. v. *pudden*); γ) durch *u: Benjimun* 88. 89 (vgl. Storm 290); δ) nicht zur besonderen Darstellung gekommen, aa) indem für *ci, sci* und *ssi* der gewöhnlichen Aussprache gemäfs *sh* oder *ssh* geschrieben wird: *speshally* 40, *speshully* 87. 88. 99. 116 u. ö., *preshus* 50, *conshenses* 59, *misshinaries* 17 (wo das zweite *i* für *o* steht); bb) wohl infolge ungenauer Lautanalyse in *sine* 92 für *sighing* (*All the birds in the air went a sine and a sobbin*).

16. *ie* a) betont vertreten α) bei der Aussprache *ai* durch das gleichwertige *y: cryd* 84. 92. 150, *ty* 122; β) bei der Aussprache *ii* aa) durch das gleichwertige *ee: beleeve* 98 ff. 122 f. 125, *bleeve* 45. 115; bb) durch das gleichwertige *ea: fearst* 83 für *fierce;* γ) der Aussprache gemäfs durch *e: frend* 84.

b) unbetont α) vertreten durch das gleichwertige *i: bulldayzis* 99, *marrid* 18. 19. 115; β) durch das gleichwertige *y: buryd* 84, *marryd* 151, *worrys* 37; γ) entstellt in *handkerchers* 99. 122 für *handkerchiefs* (vgl. Storm 297).

17. *o* a) betont vertreten α) bei der Aussprache *oo*ᵘ durch das phonetische *ou: hould* 99; β) bei der Aussprache *uu* durch das gleichwertige *oo: too* 71 für *two;* γ) vor *r* bei der Aussprache *əə* aa) durch das gleichwertige *u: fur* für *for* (*for nothing*) 100, *wurshipped* 17, *wurshipping* 20; bb) durch das gleichwertige *e: werkboxes* 100; δ) bei der Aussprache *ə* phonetisch durch *u: cum* 40. 43 für *come, cumin* 41, *cums* 43, *foxgluvs* 99, *guvnor* 141, *uther* 19. 115, *uthers* 46. 71. 114, *anuther* 18. 41. 84, *sum* 93, *tuppence* 150 (nach der gewöhnlichen Aussprache für *twopence*), *wunce* 98, *wunder* 115. Wegen *un* = *one* im engen Anschlufs an ein Adjektiv siehe unten bβee.

b) unbetont α) vor der Tonsilbe aa) vertreten durch *er* (vgl. Storm 292): *perlice* 26. 139, *perliceman* 60. 61, *pertaters* für *potatoes* 66, *terbacca* 112; bb) weggefallen in *pleecemen* 99 (vgl. Storm 292), *teeners* für *concertinas;* β) nach der Tonsilbe vertreten aa) durch *a: terbacca* 112; bb) durch *e: chariet* 49, *factery* 141, *licker* 142 für *liquor, sizzers* 19 für *scissors;* cc) durch *er* (vgl. § 23b): *pianer* 149. 150; *oughter* 71 und *after* 27 für *ought to;* zugleich unter Wegfall von *f: thinker* (*What do you thinker that?*) 83, *kindser* (*all kindser colours*) 89; vgl. *pertaters* 66; dd) durch *i: misshinaries* 17; ee) durch *u: kordium* 149 für *accordion, secund* 20, *Wimmeldun* 99 für *Wimbledon, a badun* (= *a bad one*) 18, *the baduns* 42, *littluns* 41, *the bestuns* 43.

18. *oa* vertreten a) betont durch das gleichwertige *o* nebst nachfolgendem stummem *o: cote* 143; b) unbetont durch *u: westcutt* 99 (vgl. Storm 292).

19. *oe* betont vertreten a) bei der Aussprache *uu* durch das gleichwertige *oo: shoolether* 66; b) bei der Aussprache *ə* α) durch das gleichwertige *u: duz* 99; β) wohl nur durch ein Versehen durch *o* mit nachfolgendem stummem *e* in *dosen't* 125 statt *doesn't*. Wegen *pertaters* 66 vgl. 17bβcc.

20. *oi* vertreten a) betont durch das nur graphisch verschiedene *oy: joyn* 98; b) unbetont durch *u: tortusshell* 70 (vgl. 15bγ, da die Aussprache der Gebildeten *tɔ̀ɔ*ʳ*tiz* ist).

Digitized by Google

21. *oo* betont vertreten durch *o* der vulgären Aussprache gemäfs (Storm 293): *pore* 92, *porer* 42.

22. *ou* a) betont vertreten *α*) bei der Aussprache *au* durch *ar* (vgl. 23 a *α*): *abart* für *about* 17. 19. 20. 82. 84. 87. 88. 90. 91. 93. 99, *rarnd* 82. 83. 84. 99, *art* 99; diese seltsame Lautbezeichnung mufs ihren Grund in der vulgären Aussprache des Lautes haben; *β*) bei der Aussprache *óó* oder in London gewöhnlich *òò* phonetisch durch *o*: *porin* 116 statt *pouring*; *γ*) bei der Aussprache *òò* durch *af* in *after* 27 *ought to* (*We after always be careful*); vgl. unten § 32 und Fälle wie *sarcy* für *saucy* bei Storm 289; Barker meint freilich S. 28, *after* stünde für *have to*; *δ*) bei der Aussprache *uu* aa) durch *e* vor *r*: *yer* für *your* 40. 45. 52. 71 u. ö. Dies entspricht der schwachstufigen Aussprache *jər* in Sweets Elementarbuch XXXII; bb) im Auslaut durch *er*: *yer* für *you* 17. 18. 20. 21. 41 u. ö. Dies entspricht ebenfalls, abgesehen vom *r*, der schwachstufigen Aussprache *jə* bei Sweet a. a. O. Es ist aber zu beachten, dafs *yer* auch für *you're* geschrieben wird: *That's just where yer wrong* 17; *When yer flying yer kites* 52; *When yer gleanin* 88. Dafür findet sich *you* geschrieben 84 (vgl. § 39). *ε*) bei der Aussprache *ə* phonetisch durch *u*: *yung* 143, *ruff* 141 für *rough*; *ζ*) bei der Aussprache *ò* phonetisch durch *o*: *coff* 72 für *cough*; *η*) bei der Aussprache *u* aa) durch *oo* nach Analogie von *good, stood, wood* u. s. w.: *wood* für *would* 18. 83. 84 u. ö., *coodn't* 99; bb) durch *u*: *shud* 82; dies entspricht wohl der schwachstufigen Aussprache *ʃəd* bei Sweet a. a. O. XXXIII.

b) unbetont vertreten *α*) durch *e*: *parler* 151, *rightyess* 114; *β*) durch *u*: *preshus* 50.

23. *ow* a) betont vertreten *α*) bei der Aussprache *au* durch *ar* (vgl. 22 a *α*): *darn* für *down* 82. 83. 98. 99; *β*) bei der Aussprache *oo*[u] durch das gleichwertige *o* oder *oe*: *no* für *know* 41. 42. 45. 84. 110. 111. 112, *nose* 40 für *knows*, *noen* 44 für *known*.

b) unbetont vertreten durch *er* der vulgären Aussprache gemäfs (Storm 292): *fellers* 124, *follerin* 123 für *following*, *holler* 102, *swallered* 36, *winder* 41. 43, *winders* 41. 99 u. ö., *yeller* 44. 126, *yellerer* 141.

24. *u* a) betont *α*) bei der Aussprache *juu* oder *uu* vertreten durch das gleichwertige *ew*: *mewsik* 84, *crewel* 67; *β*) bei der Aussprache *ə* aa) der vulgären (Storm 294), aber auch von Sweet, Elementarbuch 44 b, gelehrten Aussprache entsprechend durch *e* in *jest* 49. 82 (*jest like fire-works; jest the same as*); aufserdem findet sich *kerrin* 100 für *currant* als Gegenstück zu *turriers* (vgl. 6 a *γ*); bb) durch *i* in *sich* 18. 21 ebenfalls der vulgären Aussprache gemäfs, die hier den älteren *i*-Laut erhalten hat (Storm 294).

b) unbetont *α*) vor der Tonsilbe bei der Aussprache *u* durch *oo* vertreten (vgl. 22 a *η*, aa): *hooray* für *hurra(h)* 99; *β*) nach der Tonsilbe aa) mit der Aussprache *uu* durch *er* (vgl. 22 a *δ*): *quadrerped* 47. 66 ff.; *instrerments* 149; bb) vor *r* in dem Suffix *-ure* durch *e* (vgl. Franz 203): *picter* 44. 90. 92, *picters* 44. 45. 90; cc) der Aussprache gemäfs durch *i* in *minit* 20. 47 für *minute*; dd) (bei ähnlichem Lautübergang in der

Digitized by Google

Vulgärsprache?) ebenfalls durch *i* in *actilly* 114. 115; ee) der Aussprache gemäfs nicht geschrieben in *vittles* 20. 36. 87 und *victles* 103 für *victuals;* ff) unterdrückt: *reglar* 125 (Storm 294).

25. *ue* betont vertreten durch das gleichwertige *ew: blew* 35 für *blue, Tewsday* 71, *trew* 84.

26. *ui* betont phonetisch durch *i* vertreten; *bild* 115, *bilding* 114.

27. *y* betont durch das gleichwertige *i* vertreten: *him* für *hymn* 100.

B. Konsonanten.

28. *b* ist vorhergehendem *m* assimiliert worden in *Wimmeldun* 99 für *Wimbledon*, eingeschoben in *chimbly* 43 für *chimney* (vgl. Storm 295, Franz 210, Baumann XCI).

29. *c* und *ch* mit der Aussprache *k* werden *k* geschrieben: *Afrika* 42, *Ameriky* 44, *Amerikan* 147, *Bekonsfield* 49, *Izak* 89, *Jeriko* 82, *kage* 44 ff., *kem* 47 für *came, kerrin* 100 für *currant, kordiun* 149 für *accordion, kornit* 149 f., *lastiks* 140 für *elastics, mewsik* 84, *publik-house* 142, *skampering* 117. Für *c* und *sc* mit der Aussprache *s* tritt *s* ein: *sellers* 82 für *cellars, conshenses* 59 für *consciences, fearst* 83 für *fierce, scarsely* 123 und *scarstly* 147, *twise* 102, *sizzers* 19 für *scissors; ts* in *chants* 71 und *chantses* 117 für *chance, chances*. Für *ci* und *sci* wird *sh* der Aussprache gemäfs geschrieben in *speshally* 40, *speshully* 87. 88. 99. 116 u. ö., *conshenses* 59; aber für das ebenso gesprochene *ce* steht infolge von Verwechselung oder ungenauer Lautanalyse *che* geschrieben in *ocheant* 122 ff. 125 f. Der Aussprache gemäfs fehlt *c* in *vittles* 20. 36. 87 und in dem sich sonst genauer an die etymologische Schreibung anschliefsenden *rituals* 79, ferner in *exept* 50. 88. 92. 112.

30. Für *dg* steht das gleichwertige *j* in *porrij* 88. Nach der Aussprache auch der Gebildeten wird für *d* im Auslaut *t* geschrieben in *askt* 124, *arskt* 18. 20. 25. 36. 47, *arsket* 89. 91. 92, *laught* 114. 123, *larft* 36, *mixt* 142, *past* 91. Dagegen beruht wohl auf vulgärer Aussprache *behint* 18. 20. 44. Für *and* ist *an* geschrieben 98 (*an givs us a tea an all sorts of niced things* und *up an darn*). 99 (*green, an green, an green* u. ö., auch *an a big chain*). 100 (vgl. Sweets Elementarbuch XXXI). Vulgär ist der Aus- oder Abfall von *d* in *hans* 98, *stan* 41, *stannin* 41, *granmother* 117 (vgl. Storm S. 295). Zugesetzt ist der vulgären Aussprache gemäfs *d* in *drownd* 114, *drownded* 116, *drownding* 103 (vgl. Storm 295, Franz 208). Dagegen die häufig vorkommende Schreibung *niced* für *nice* 25 f. 46. 66. 90 ff. 98. 100. 122. 123. 125 u. ö. giebt die vulgäre Aussprache gewifs weniger gut wieder als *nicet* (s. unten 41).

31. *f* wird der vulgären Aussprache gemäfs (vgl. Baumann p. 4b *arter*) nicht geschrieben in *arter* (*arter his dinner*) 83 und *arternoon* 20; vgl. ferner *thinker* 83 für *think of, kindser* 89 für *kinds of*.

32. *g* fehlt der allgemeinen Aussprache gemäfs in *sovrins* 61 für *sovereigns*, aufserdem aber aufserordentlich häufig der vulgären Aussprache gemäfs (Storm 296, Franz 200) bei der Endung *ing*, namentlich beim Particip und Verbalsubstantiv: *courtin* 17, *goin a courtin* 18, *jokin* 18, *thinkin* 18,

Digitized by Google

lightin 19, *gigglin* 19, *comin* 20, *tellin* 20, *gettin* 20, *smashin* 21, *washin* 26, *akissin* 26, *cryin* 26, *goblin* 37 u. s. w.; ferner *herrin* 92, *herrins* 42, *palins* 91, *stockins* 42, *pudden* 88. 122. 125 f., *Washinton* 147; vgl. auch *nothin* 44. 66. 90. 92. 98 u. s. w. Aber es zeigt sich auch umgekehrt *ing* für *ain, en: mounting* 117, *garding* 18. Wir finden aber auch (vgl. Storm S. 295, Franz S. 200) *everythink* 50. 139, *anythink* 72. 84. 114. 141. 142. Stummes *gh* wird nicht geschrieben: *rite* 99 für *right, strait* 124 und *strite* 102 für *straight, tite* 121 für *tight, sine* 92 für *sighing* und ebenda das seltsame *sined* für *sighed*. Für *gh* mit der Aussprache *f* wird *f* oder *ff* gesetzt: *larf* 18. 61. 83 u. ö., *larft* 36; *coff* 72 für *cough, ruff* 141 für *rough*. Die Schreibung *after* 27 für *ought to* ist offenbar durch *arter* für *after* (§ 31) veranlafst: *f* ist also als stumm anzusehen.

33. *h* wird in Übereinstimmung mit der gewöhnlichen Aussprache in Südengland nicht geschrieben nach *w: weel* 20 für *wheel, wether* 83. 100. 102 für *whether, wichever* 99, *wiskers* 25, *wispered* 91, *wot* 17. 18. 19. 20. 40. 41. 42 u. s. w. Von dem in der Vulgärsprache so beliebten 'dropping' des *h* giebt, abgesehen von *praps* für *perhaps* (vgl. 6 c) und *em* für *hem* (= *them*: vgl. § 48), nur ein Aufsatz Belege, und zwar auch nur in einem Wort: *sweetart* 141. 143, *sweetarts* 140. 143; zugesetzt findet es sich in *henvelope* 110, *herns* 150 für *earns* und *hod* 61 für *odd*. Vgl. *Deliler* 19 für *Delilah*, aber umgekehrt *Siphireh* 146 für *Sapphira*. Wegen der Weglassung des *gh* oder des Ersatzes desselben durch *f* oder *ff* s. § 32: nur *h* ist weggelassen in *straigt* 84, *we ougt* 117.

34. *k* wird der Aussprache gemäfs vor *n* nicht geschrieben: *nee* 47 für *knee, nelt* 99 für *knelt, new* 50. 61. 83 für *knew, no* 41. 42. 45. 84. 110. 111. 112 für *know, nose* 40 für *knows, noen* 44 für *known*.

35. *l* wird der Aussprache gemäfs nicht geschrieben in *cood* 99, *shud* 82, *wood* 18. 83. 84 u. ö. statt *could, should, would;* ferner in *carf* 67, *carves* 45. 46. 67 für *calf, calves*.

36. *n* wird der Aussprache gemäfs nicht geschrieben in *him* 100 für *hymn*. In *l* ist es in der Vulgärsprache (vgl. § 28) verwandelt in *chimbly* 43. Die Form *sined* 92 (*She arsket father how birds sined and sobbed*) ist wohl nur ein durch das vorhergehende *All the birds in the air went a sine* (für *sighing*) *and a sobbin* herbeigeführtes Versehen.

37. *p* wird der Aussprache gemäfs weggelassen in *Hamsted* 90 für *Hampstead* und in *Siphireh* 146 für *Sapphira*. Für *ph* ist das gleichwertige *f* getreten in *profits* 49 statt *prophets* und *Jafit* 115 statt *Japheth*.

38. Für *qu* erscheint einigemal phonetisch *kw: kweer* 115, *skweez* 45, *skwert* 52 für *squirt, skwerts* 52; für *qu* mit der Aussprache *k* einmal *ck: licker* 142 für *liquor*.

39. Nachvokalisches *r* ist nicht geschrieben in *bustin* 84 für *bursting*: *you* ebenda (*You just a sayin it*) für *you're*, das ebenso wie *you* oft durch *yer* vertreten wird (vgl. § 22 a δ bb); endlich in *yesday* 25 für *yesterday*. Zwischenvokalisches *r* fällt weg in *genelly* 35 ff. und *genly* 67 f. für *generally* und in *supintendunt* 98 ff. Vorvokalisches *r* endlich ist geschwunden in *pitend* 114 für *pretend* und in *missis* (ohne Namen) 143. 151, *missis*

Digitized by Google

140, *missises* 140 (vgl. Baumann 109 b). Zugesetzt ist *r* in *after* für *ought to, arnts* 110 für *aunts, arsk* 92, *arsking* 40. 46, *arskt* 18. 20. 25. 36. 47, *arsket* 89. 91. 92, *arter* 83 für *after, arternoon* 20, *carf* 67, *carves* 45. 46. 67, *concerleener* 149. 150 und *teeners* 150 für *concertina* und den Plural, *Deliler* 19 für *Delilah, drawr* 41 für *draw, farst* 52 für *fast, fellers* 124 für *fellows, follering* 123 für *following, holler* 102 für *hollow, instrerments* 149 für *instruments, Juder* 88. 89 für *Juda(h), kindser* 89 für *kinds of, larf* 18. 61. 83 u. ö. für *laugh, larft* 26 für *laughed, oughter* 71 für *ought to, perlice* 26. 139 für *police, perliceman* 60. 61, *pertaters* 66 für *potatoes, pianer* 149. 150 für *piano, quadrerped* 47. 66 ff. für *quadruped, swallered* 36 für *swallowed, terbacca* 112 für *tobacco, thinker* 83 für *think of, usuerl* 19. 70 für *usual, wickerd* 17. 83, *winder* 41. 43 für *window, winders* 41. 99 u. ö., *yeller* 44. 126 für *yellow, yellerer* 141 für *yellower, yer* 17. 18. 20 u. ö. für *you*. Wegen *abart, art, rarnd* für *about, out, round* s. § 22 a *α*, wegen *darn* für *down* 23 a *α*.

40. Für *s* mit der Aussprache *z* wird *z* geschrieben in *coz* und *cuz* (vgl. § 3 a *β*) für *because, Izak* 89 für *Isaac, duz* 99 für *does, bulldayzis* 99 für *bulldaisies;* ebenso in dem gleichen Falle *zz* für *ss* in *sizzers* 19 für *scissors*. Stimmlosigkeit des auslautenden *s* in vulgärer Aussprache ist wohl der Grund der Schreibung *pleace* 41 statt *please*. Für *ssi* mit der Aussprache *sh* steht *ssh* in *misshinaries* 17, *shs* für *sh* in *Ashsted* 98 f.

41. *t* ist der allgemeinen Aussprache gemäfs nicht geschrieben in *aposste* 146. 147, *bussled* 20, *hussle* 115, *hussled* 114, *jossle* 117, *whissled* 114; dagegen nur der vulgären Aussprache entspricht *missis* (s. oben 39) statt *mistress* ohne folgenden Namen. Vgl. aufserdem *kerrin* 100 für *currant* (Storm belegt 297 *n* oder *en* für *n't not*) und *yesday* 25 für *yesterday*. Zugefügt ist *t* der vulgären Aussprache gemäfs (vgl. Storm 297, Baumann XCIV, Franz 208) in *acrost* 71. 110, *fearst* 83 für *fierce, nicet* 17. 20. 45. 47 für *nice, nicetly* 19. 37. 42, *niceter* 36, *nicetist* 47 (vgl. *niced* oben § 30), *ocheant* 122 f. 125 f., *scarstly* 147. Ob das *t* in *chants* 71 und *chantses* 117 auf vulgärer Aussprache oder auf ungenauer Lautanalyse beruht, weifs ich nicht zu sagen. Palatalisiertem *t* ist *sh* zugefügt in *actshully* 17. In *close* 18. 89 ff. 122. 125 für *clothes* fehlt das *th* in Übereinstimmung mit der bequemeren auch von Gebildeten häufig angewendeten Aussprache. Für *th* ist wohl infolge ungenauer Erinnerung *t* geschrieben in *Jafit* 115 für *Japheth*.

42. *w* fehlt der allgemeinen Aussprache gemäfs anlautend in *roth* 88. 89 für *wroth* und inlautend in *too* 71 und *tuppence* 150. Die vulgäre Aussprache (vgl. Baumann 3 a, Franz 208) giebt *allus* 19. 40 ff. 47. 88 f. und *allis* 99. 110. 111 für *always* wieder. In Übereinstimmung mit der allgemeinen Aussprache ist geschrieben *wunce* 98 für *once*.

43. Verdoppelungen von Konsonanten finden öfter abweichend vom Schriftenglischen statt: *noboddy* 117. 148, *everyboddy* 147. 148; *allways* 50. 51. 66. 67. 102 u. ö. (vgl. *allus* und *allis* § 42); *polleeceman* 111, *Phillistins* 17. 18. 20, *annimals* 115. 117, *Anninius* 146 für *Ananias* (*stannin* 41 für *standing* folgt der Regel), *tuppence* 150, *thrippence* 147, *burried* 117, *gir-*

Digitized by Google

raffs 45, *sossige* 36 für *sausage, prossecute* 117, *prossecuted* 114, *apossle* 146. 147, *bussled* 20, *hussle* 115, *hussled* 114, *jossle* 117, *whissled* 114, *missis* (s. oben 39), *rightyess* 114 für *righteous, herry* 123 für *heavy*. Meistens handelt es sich um Fälle, wo auch die Aussprache der Gebildeten kurzen Vokal hat. Wegen *polleeceman* vgl. *pleecemen* 99, wegen *pill* s. § 9, wegen *sossige* § 3 a *α* bb; *allways* könnte sein *ll all* verdanken, aber vgl. auch die von Baumann 3 a angegebene vulgäre Aussprache *ɑlɔs*. Auch *telld* 60. 99 sei erwähnt, eine Neubildung statt *told*. — Umgekehrt einfache Konsonanten statt der von der üblichen Orthographie geforderten Gemination erscheinen im Wort- oder Silbenauslaut in *goblin* 37 für *gobbling, hod* 61 für *odd, crak* 41, *nek* 100, *hilside* 100, *missis* (s. oben § 39). Vgl. ferner *acrost* 71. 110 für *across, after* 27 und *oughter* 71 für *ought to, genly* 67 f. für *generally, hooray* 99 für *hurra(h), trespsin* 99 für *trespassing*.

44. Umstellung ist der Vulgärsprache gemäfs eingetreten in *pertend* 90 für *pretend, pertended* 19, *pertending* 37. 90 (vgl. Franz 214) und in *childern* 66. 82. 98. 103. 140. 141. 142. 143. Die Aussprache *tʃildən* wird vielfach von Deutschen angewendet: sie wird z. B. in dem vielgebrauchten Wörterbuch von James gelehrt.

II. Formenlehre.

45. Der unbestimmte Artikel lautet auch vor Vokalen *a* (vgl. Baumann 1 a s. v. *a*): *a eliphent* 44, *a apple cart man* 45, *a orgin man* 92, *a ark* 114; vgl. auch *a hod penny* 61 für *an odd penny: a henvelope* 110 für *an envelope*. Wegen *them* als Artikels s. § 50.

46. Der Analogie von Wörtern, wie *thief, leaf* u. s. w., folgt *hoof* mit seinem Plural *hooves* 67. Nach *st* tritt *es* statt *s* an (vgl. Franz 209): *beastes* 84, *nestes* 93. Ein Versehen ist wohl nur *foxs* 82. Doppelte Pluralbildung liegt vor (vgl. Storm 276, Franz 222) bei *clawses* 71, *liveses* 71, *boyses* 25 (*I wish my head was same as other boyses*, doch wohl = *boys'*, nicht etwa **boys's*). Statt *My father give her four pennies* 92 verlangt die Grammatik *fourpence* (vgl. *My mother give him fourpence* 92).

47. Aus dem nicht blofs bei Shakspere, sondern auch gelegentlich bei neueren Schriftstellern vorkommenden doppelten Komparativ *worser* (vgl. Storm 214 f.), der 18 und 25 zu belegen ist, hat sich ein Positiv *worse* entwickelt: *But copying sums is as worse as stealing apples* 60 (vgl. Franz 231). Der Superlativ *littlest* kommt zweimal vor: *Benjimun was the littlest son* 88; *Its nose has got the littlest skin over it* (vgl. Storm 277, Franz 231).

48. Nicht blofs in der Vulgär-, sondern auch in der Umgangssprache (vgl. Storm 207 ff. 233. 241 ff., Franz 224) werden *me, him, her, us* als Nominative gebraucht (wegen *them* siehe § 50). Die Kinderaufsätze bieten die folgenden Belege: *He ... is a lot fatter than me* 125; *Father wanted to go to the top of the Hill, but Mr. Binn said, 'Not me; it's good enough here.'* 143; *There's only my mother and me* 41; *My mother and me then sat down* 47; *Elijah was taken up to Heaven without dyin in bed, same as you and me will have to* 49; *Me and some more boys was a looking at a*

Digitized by Google

postman 110 f.; *Mr. Binn told my father that him and mother and baby and me could all go with him in his carrige to Box Hill on the Monday* 140; *I shouldn't have noen it was him* 14; *Him and some more young men sometimes takes a walk into the country* 150; *That was her* 20; *There is some people wot lives on the same floor as us, only they are porer than us, and that's why they have the back of our floor* 42. Nur einmal (abgesehen von *catchem alive papers* 52: s. Hoppe) habe ich mir das 'familiäre und vulgäre' (Storm 265, Franz 223 f.) *em* für *them* angemerkt: *They have little tails, but the girraffs is so big, that you'd say as they couldn't wag em* 45.

49. Vulgäre Formen des Reflexivpronomens sind *hisself* und *theirselves* (Storm 256. 264, Franz 225): *He felt hisself gettin mighty strong* 20; *A thinking to hisself* 103; *Currunts and his sweetart went walking away by theirselves* 143.

50. Vulgär ist ferner *them* für *those* im Nom. und Acc. (vgl. Storm 277, Franz 226): *Them's the two I see* 90; *Them's Newfoundlands as you see with their tongues hanging out, bigger than bull-dogs* 103; *The ships are very niced to look at, but them with sails on scarsely go at all* 123; *Except them as is always telling stories* 148; *I am one of them boys as makes a croaky sort of noise when I sing* 149; *I askt the teacher what all them funny mucky men was* 124; *This young woman actshully wurshipped them ugly little imiges wot yer seed Misshinaries bring in bags* 17; *He tugged them two big pillers right down* 21; *In them days people lived on corn* 87. Auch als Artikel erscheint *them* (vgl. Franz 226): *His tying them 300 foxes' tails together with straw* 19; *Them old Phillistins was punished at last* 20; *Them sparrows don't stop long enough in one place* 93; *If it hadn't have been for them steamers* 124; *Them steamers without paddles go quick too* 124; *Round them steamers* 126; *It is only them niggers as plays banjos* 151. Vulgär ist ferner die Hinzufügung von *there* zu Demonstrativen (Storm 277, Franz 225): *If you can't do them there sums called problems, scratch your heads and try* 60; *Look at them there children* 103; *He had more Truthfulness than nearly every other boy in that there place where he lived* 148.

51. Auch die Umgangssprache kennt *who* als Acc. (vgl. Storm 211, Franz 226): *I was once running after a man who a perliceman was a taking to the station for stealing* 60. Vulgär ist *what*, häufig *wot* geschrieben (§ 1 a γ), als Relativum nach einem Beziehungswort (Storm 278, Franz 228): *Turkeys lay very dear eggs what you cant afford* 37; *The lion is yeller, but not so yeller as in the picter book what the Board gev me* 44; *The lessons what you learn* 51; *Them ugly little imiges wot yer seed Misshinaries bring in bags* 17; *He arskt the little boy wot held him, to lead him where the two biggest pillers was* 20; *The dark passige wot is by the side of our house* 40; *The little girl wot lives up the next passige* 41 u. s. w. Ebenso beliebt ist aber das gleichfalls vulgäre *as* als Relativ (Storm 279, Franz 228 f.): *The big poleeceman as pushes them on* 41; *They want to fight the women as is stannin at the doors* 41; *Jest like fireworks as I once seed at the Crystal*

Digitized by Google

Palace 49; *It was Lord Bekonsfield, not Elijah, as you seed blowed up* 49; *They kill the one as loses* 52 u. s. w. Vulgär ist endlich auch der Gebrauch von *which*, um relativen Anschlufs im allgemeinen anzudeuten (Storm 278, Franz 228): *She* (die Katze) *scratters him* (den Hund) *in the nose, which you know, of all parts of the dog's flesh, its nose has got the littlest skin over it* 102; *My father pulled my hair more than boys pull, which if I'd said I'd done it, I should have got clean off for Truthfulness* 148.

52. Was die Stammformbildung starker Verben anlangt, so sind *gev* 18. 44 für *gave* und *kem* 47 für *came* nur phonetische Abweichungen von der Schriftsprache (§ 1 a β). Der Vokal des passiven Particips ist ins Präteritum eingedrungen in *begun* 50. 91. 93. 111 (vgl. Baumann XCVI), *drunk* 123, *run* 111, *sprung* 18. 19, *sung* 92. 100. Ausgleichung des Vokals des Präteritums zugleich mit dem Präsens und dem passiven Participium hat stattgefunden bei *come* (vgl. Storm 267) 50 (*It come to pass*). 92; *give* (vgl. Franz 219) 61. 90. 92 (*The woman give him a cup of tea; My father give her four pennies*); *see* (vgl. Storm 267, Franz 219) 89 (*I see a robin redbreast for the first time this year, and I see the second one in Whitsun*). 90. 91. 92. 103. Von der Schriftsprache weicht durch Abwerfung des *n* ab das Particip *give* 61 (*A little boy as had ten sovrins give him by a gentleman;* vgl. Franz 219); durch Ausgleich mit dem Präteritum *took* (Storm 284, Baumann XCIV, Franz 218) 90 (*My father had took me and my sister a long walk*) und *wrote* (Baumann XCVI, Franz 218) 148 (*They're all wrote down in a book*).

53. Schwachgebildet kommen abweichend von der Schriftsprache in den Aufsätzen die folgenden Präterita vor: *drawed* (*I drawed our cat on some white tea paper*) 71 (vgl. Franz 218); *forgived* (*Samson never forgived the imige woman*) 18; *knowd* 18. 20. 141 (*Yellin to different folks in the street as he knowd;* vgl. Franz 218); *seed* (*Samson was the wonderfullest man you ever seed*) 17. 49. 60. 83. 112. 126. 142 f. (vgl. Storm 284, Baumann XCVI, Franz 219); und die folgenden Participien: *blowed* 49. 50 (*Elijah was blowed up on Mount Sinai;* vgl. Storm 284, Baumann XCVI); *growd* (*growd-up people*) 93. 142 (vgl. Storm 284, Franz 218); *seed* 17. 18. 45. 47. 52. 84. 98. 99. 122. 123 (*You should have seed them spit it out like lightnin*).

54. Mit schwacher, aber doch vom Schriftenglischen abweichender Bildung kommen die folgenden Präterita vor: *catched* 50 (*His mantle, which Elisha catched hold of;* vgl. Storm 267); *heerd* 150 (*I heerd him tell my mother as it was his baby;* vgl. Baumann XCVI, Franz 218); *telld* 60 (*He telld the perliceman to drive us back*). 99; *thinked* 61 (*I thinked like mad*); *thrusted* 83 (*Then they thrusted the stone off:* Stormonth führt *thrusted* neben *thrust* als Participium an). Was das Participium anlangt, so ist nur *heerd* 122 (*I've heerd on it*) anzuführen (vgl. Franz 218). In *catched* sieht Storm die erhaltene ältere Form: es könnte aber ebenso gut Neubildung sein, wie die übrigen Formen.

55. Beim Verbum substantivum gilt *is* auch für den Plural (vgl. Franz 219), nicht blofs in Sätzen, wie *There is bottles all round* 26 (vgl.

Digitized by Google

42. 46. 66. 82 u. s. w.), sondern auch in solchen, wie *Headaches is not dangerous* 26; *The reason why the houses in our street is so black* 43 (vgl. 45. 47. 90 u. s. w.); *was* auch für den Plural des Indikativs und für den Konjunktiv (vgl. Storm 283, Franz 219): *I ... never woke up till we was home* 144; *The Phillistins was all eating their dinners round him* 18; *How they wood larf while they was a carrying them home, speshully when they was trying them on* 18; *He killed abart a thousand of them just as if they was flies* u. ö.

56. Was die Endungen anlangt, so ist *s* nicht auf die 3. Sing. Präs. beschränkt (vgl. Storm 280, Franz 221): *I goes* 36, *I has* 17. 98, *I learns* 91, *I loves* 53, *I nose* 40 (für *knows*), *I ... tells* 25; *you finds* 60, *you ... gets* 87, *you hears* 26, *you knows* 61, *you sees* 66; *all gentiles calls* 50, *yer mothers ... chucks bits of Lloyds and cabbige leaves in the middle of the road* 40; *they daresnt* 141; *wich rich people eats* 68; *girls fears rats* 71; *they finds* 60; *pertaters grows* 66; *they ... keeps* 60; *some people wot lives* 42; *all boys ... says no* 25; *the men nearly allus says* 41; *some boys steals little things* 59; *your conshenses tells you* 59; *some boys thinks* 60; *Turkeys never pick nor worrys* 37 u. s. w. — Umgekehrt fehlt *s* in *how it smell* 46. Auch die gebildete Umgangssprache kennt *don't* (Storm 283) für *does not: The sun don't seem to shine so nicetly down our street as in the big streets* 42.

57. Die Adverbia zeigen in der Vulgärsprache öfter als in der Sprache der Gebildeten gleiche Form mit dem Adjektiv (vgl. Storm 245, Franz 231): *It killed them all there, as easy as flies* 21; *They can [wag their tails], just as easy as a little dog can* 45; *You'll eat the meat and potatoes easy enough after* 79; *He was so mighty strong* 17, vgl. 19. 20 und Franz 233; *They look at you so nicet* 45; *It made me reglar riled* 125; *Last Bank holiday was a regular good one* 140; *It was regular jolly* 143; *They run so silly* 46 u. s. w.

58. Sonst seien als Vulgarismen erwähnt: *afore* statt *before* (Storm 273 und Franz 236), *anywheres* (Franz 232), *sometime* (arch.) für *sometimes* und *most* im Sinne von *almost*. *If you ... say yer heard anythink like it afore* 84; *The night afore* 139; *The week afore* 140. *There was ... not a bit of corn anywheres round* 89; *They haven't got a bit of red, not even white, anywheres abart there bodies* 90; *They couldn't make up their minds to stop for long anywheres* 121. *I sometime feel frightened* 41. *Doctors have most always niced black wiskers at the side* 25; *The women's feet was little and white, and most allways nice and clean* 50; *This is very cruel sport, most as bad as rat catchin* 52; *Cats eat meat and most anythink* 72; *They are very clean men most any time you like to look* 112.

59. Was die Präpositionen anlangt, so sei auf den in der Vulgärsprache so häufigen, in der Schriftsprache jetzt archaistischen Gebrauch von *a* vor dem Gerundium hingewiesen (vgl. Storm 270 ff., Franz 239). Nur einmal, falls ich nichts übersehen habe, steht *of* dahinter: *He cant see what he's a doing of* 103; vgl. sonst *He got a courtin a young woman* 17; *Samson was goin a courtin* 18; *Deliler was allus a worrying Samson* 19; *Here they are a comin* 19; *The nasty woman ... cried out a gigglin* 19;

Digitized by Google

My mother was a kissing me and cryin 26; *The girls are allus a arsking me to tell them wot I nose* 40; *They are a allus having herrins to their dinners and suppers* 42 u. s. w. Besonders merkwürdig sind die folgenden Fälle, die zeigen, wie das *a* mit dem Gerundium im Sprachgefühl verwachsen ist: *The floor gives a crack coz of the boards a moving* 41; *The fox ... isn't worth a lookin at coz of its size* 16. — *on* steht für *of* (Storm 273, Franz 234 f.): *We'll walk through the middle on yer* 41; *I've heerd on it* 122. — Verkürzungen sind eingetreten: *coz* für *because* (*coz of his tying them 300 foxes' tails together* 19; *coz of the boards a moving* 41; *all coz of this bloomin kaye* 15; *coz of its size* 46; *coz of Christianity* 71); *count* für *on account* (*If you think they [the Newfoundlands] cant swim count of them walking a bit lame, it is not true*) 103. Ich erwähne ferner *in course* 47 für *of course* (vgl. *in coorse* bei Baumann 82a); *He began of them agin* 19; *In Whitsun, else Easter* 90; *On the top of him* 50. Vor einem Infinitiv steht das in der heutigen Schriftsprache veraltete *for to* (Storm 268, Franz 238) für *to: He used for to say them (his prayers) in the middle of the day* 83; *It is a shame for to see* 140.

60. Auch als Konjunktion wird *before* durch *afore* vertreten: *Samson hadnt been marrid long, afore he began of them agin* 19; *Afore anybody could stop him* 21; *Just afore he buried me* 26; *Just afore I started from home* 122; *A long time afore it comes* 139; *Afore I lie* 147. — Für *that* tritt in der Vulgärsprache *as* ein (Storm 280, Franz 236): *They thought as they was safe* 20; *One said as I'd grown fat since yesterday* 36; *Now you can say as you've seen a lion* 44; *You think as you can fight* 45 u. s. w. So steht auch *so as* für *so that: Drunken men ... turn their trousers pockets inside out so as all their money can fall out amongst the children* 41; *The spider ... skwerts some more juice on to the fly's wings so as it cant fly away* 52; *It cocks up its tail like a ruler, so as you can't get no further* 71; vgl. 102. 139. — Sehr beliebt ist *like as* (vgl. Storm 285, Franz 237): *It dropped down dead, like as yer seed cows behint butchers shops* 18; *It just opened its mouth wide, like as yer seed men sittin at their doors and a gaping* 45; *They would be good unto him, like as they was to Benjimun* 89; *Them sparrows don't stop long enough in one place and have a good try, like as robins do* 93; vgl. 102. 115. Seltener kommt so blofses *like* vor (vgl. Storm 281 f., Franz 237): *In them days people lived on corn, like horses do now* 87; *I wonder wether Heaven's like that was* 100; *They ... hussled the poor man about, just like I've seen people go on at the Salvation Army* 114. Furnivall hat in der Academy vom 15. Januar 1887 p. 44c dagegen Protest erhoben, dafs ein Kritiker in der vorhergehenden Nummer p. 16a ein so gebrauchtes *like* als *vulgarism* bezeichnete. Erwähnt sei ferner *like as if* oder *like as wot* oder blofses *like* für *as if: The Turkey makes a queer noise called goblin, like as if there was bits of balls a rattlin in its neck* 37; *The reason why sailors like to get drunk is becose it makes them roll about like as if they was on the ocheant* 122 (vgl. Franz 237); *He (the Lion) looks at yer through the bars like as wot he was saying 'you think as you can fight'* 44; *The poor king sat on the stone cryin like his*

Digitized by Google

hart wood break 83. Vulgär ist ferner *same as* (vgl. Baumann 165 s. v. *same*): *I wish my head was same as other boyses* 25; *The smoke doesnt go ... into the clouds same as in niced streets* 43; *Elijah was taken up to Heaven without dyin in bed, same as you and me will have to* 49; *They (the spiders) let some thread come out of their bodies, just same as you do when yer flying yer kites* 52; *Then they skwert juice on to it to make it sticky, same as catchem alive papers what you buy* 51; vgl. 90. 111. 123. 141. Auch *the same as* kommt vor: *In that wild country they keep lions in dark sellers under the ground, jest the same as your fathers and mothers keep cocks and hens* 82; *The people used to ... boo and hoot at Noah, the same as the Army men and women is laught and whissled at* 114. — Wegen der abgekürzten Formen *cause, coz, cuz* s. § 3aβ und 6c. Hier sei endlich erwähnt das zur Konjunktion gewordene *fear* für *for fear: I was rather frightened of talking fear I should slip off* (vom Elephanten) 46.

III. Syntax und Stil.

61. Nach Analogie von *half* fehlt der unbestimmte Artikel bei *quarter: He* (der Löwe) *isn't quarter as big as a eliphent* 44.

62. *Silly,* das die Schriftsprache nur als Adj. kennt, wird in der Volkssprache als Substantivum verwendet (Baumann 178a 'Einfaltspinsel, *fig.* Rindvieh'): *The big silly* (vom Elephanten) *won't try* 44.

63. Appositionsverhältnis (wie bei unserem 'bißchen') tritt ein statt des Genitivs bei *bit: When you have got a bit way down, there they are all round you* 41 (vgl. im Dialekt von Westmoreland bei Mrs. Humphry Ward, Robert Elsmere I, 36 *Aa tuke yur bit paper ta Randall's* und Stevenson, The Master of Ballantrae 168 *If ever you come by this spot, though it was a hundred years hence, and you came with the gayest and the highest in the land, I would step aside and remember a bit prayer*).

64. Das Subjekt wird durch ein persönliches Pronomen aufgenommen, wie auch in der Umgangssprache (Storm 223): *Her name it was Deliler* 19; *Liza Ann .... she says* 41; *The man he goes about sellin fish, mostly herrins* 42; *My teacher, who stood next to me, she started cryin a bit, she did* 100; *Those poor sinful people ... they hadnt time to think now* 115.

65. Vermengung von Verbalsubstantiv und Gerundium (vgl. Storm 269): *I should have set down and done a cry, only I had to keep follerin of the teacher, so I hadn't got time* 123; *Sugar is just as good as black pudden, so why cant they send you to the Training ship for stealing of it* 126 (vgl. das erste § 59 angeführte Beispiel).

66. Das auch in der Umgangssprache übliche *go and* (vgl. Hoppe s. v. *go* 6, Storm 218 f.) erscheint wiederholt: *Then that nasty imige woman went and told them wot it was* 18; *You woodnt think this strong man wood have gone and got marrid agen to anuther imige woman* 18; *Some boys steals little things and such, and yet they go and think they're got honesty* 59; *If you go and say yer heard anythink like it afore* 84; *They havn't to go and fight acrost the sea* 110; *You'll go and get summoned*

Digitized by Google

for smokin yer father's pipe, you will 112; *I'm sure as teacher wouldn't go and tell a story* 124.

67. Doppelte Negation, die sich aus älterer Zeit in der Vulgärsprache erhalten hat (Storm 274 f.), ist in den Aufsätzen aufserordentlich beliebt: *They'd never have to buy no more new close* 18; *He woodnt be marrid to her no longer* 18; *Poor Samson couldn't do nothing this time* 20; *Ameriky can't be nothin to it* 44; *He* (der Löwe) *hasn't got no trunk* 44; *I don't love nobody else like her* 47; *He wouldnt never have been found out* 83; *Nobody can't imagine* 88; *I've never seed the sea, nor never shall* 122 u. s. w.

68. So treten auch Negationen zu Wörtern mit negativem Sinn: *The little boy did so, without thinking nothing at all abart it* 20; *Banjos always look dirty, and they can't only make a funny noise* 151; *Nothing to pay only a shilling* 122; *I have never seen a pianer only in shops* 150 (wegen *only* vgl. Storm 227); *The patriarch Jacob never eat scarcely nothin, except when there was a famine* 88. Einen solchen Fehler, wie in dem letzten Satz, habe ich mir auch aus Thackerays Pendennis (London 1877) p. 134 angemerkt: *In the Book Club ... they bickered so much that nobody scarcely was ever seen in the reading-room.*

69. Natürlich finden wir manche Wörter, welche die Schriftsprache überhaupt nicht oder wenigstens nicht in derselben Bedeutung anwendet. Es sei hier kurz auf Wörter, wie *to kid* 'hänseln' 123, *to rile* 'ärgern' 89. 121. 123. 125. 126, *speshully* (§ 1 b δ und 29) für *especially, twiddle* 'drehen', 'bewegen' 79, hingewiesen, die bei Baumann verzeichnet sind. Es folgen hier nur Belege für solche Wörter, die bei ihm fehlen. *Never stroke the hairs* (einer Katze) *acrost, as it makes all cats scrat like mad* 71: *to scrat* geht auf me. *scratten* zurück, ist also archaistisch. Eine Weiterbildung davon ist *to scratter*, das S. 102 zweimal vorkommt, einmal in der Bedeutung von 'kratzen': *She* (die Katze) *scratters him* (den Hund) *in the nose;* das zweite Mal zur Bezeichnung einer raschen Bewegung (vgl. unser 'auskratzen'): *If their is a tree, the cat scratters up it.* Halliwell und Lucas führen nur ein dialektisches und vulgäres *to scrattle = to scratch* an. Nach beiden ist *to scrawl* (*Little things that ... scrawl about* 51) dialektisch = *to crawl. To screet* dient zur Bezeichnung eines unangenehmen Geräusches: *Then they played all kinds of mewsik to him, but it only made him wild, and he got up and told them to go away with their screetin* 84. Mit *SCREET.* 1) *Half a quarter of a sheet of paper;* 2) *Flexible; supple* (vgl. *SCRETE*) bei Halliwell hat das Verbum wohl nichts zu thun. Derselbe giebt aber das 51 zu belegende Verbum *SCRIGGLE; To writhe; to struggle: When I felt them* (*some beetles*) *all scriggle in my hand, I fainted, I did.* Er hat ferner *SKITTLE. To cut; to hack;* in anderer Bedeutung steht dieses Verbum S. 140: *Everybody's right* (auf einer Landpartie bei schönem Wetter), *and boys don't get skittled around. To summons* bezeichnen die Wörterbücher als selten oder unrichtig, Franz 215 als familiär:* *If the postman doesn't*

* *Summons me for that when you please* E. Lyall, We Two (Tauchnitz) II, 124 (es spricht ein Arzt); *Perhaps he'll summons you* ebenda 125 (es spricht eine Schriftstellerin).

Digitized by Google

bring your letters, you can summons him 111. Möglicherweise mit dem von Lucas angeführten archaischen *to yolp = to yelp* (vgl. auch *YOPPUL. Unnecessary talk* bei Halliwell) identisch ist *to yope: It* (der Löwe) *yoped no louder than a apple cart man does* 45. *Whitsun* 89 für *Whitsuntide* und *guy* 193 in der Bedeutung 'groteske Maske' finde ich nirgends angeführt. Ich merke auch noch den Pleonasmus *a kind of a sort of a nice feeling* 61 an (vgl. zu Guy of Warwick 4846).

70. Logischer Unsinn findet sich in den Aufsätzen sehr häufig, sprachlicher dagegen verhältnismäfsig selten. S. 67 in dem Satze: *How would your mothers like you to be called trespass?* hätte das letzte Wort natürlich *trespassers* sein sollen. Ein überflüssiges *have* hat sich zweimal auf S. 124 eingeschlichen: *If it hadn't have been for them steamers I shouldn't have injoyed myself a bit, barrin the meat tea* und *If anybody else had have told me that, I wouldn't have beleeved it.*

Am Schlufs dieser etwas lang gewordenen Besprechung sei das Büchlein nochmals bestens empfohlen.

Berlin. Julius Zupitza.

Robert Elsmere. By Mrs. Humphry Ward. In 3 Vols. Leipzig, Tauchnitz, 1888 (Collection of British Authors, Vols. 2544, 2545, 2546). 334, 327 und 336 S. kl. 8. M. 4,80.

John Ward, Preacher. By Margaret Deland. Leipzig, Tauchnitz, 1889 (Collection of British Authors, Vol. 2577). 416 S. kl. 8. M. 1,60.

We Two. A Novel by Edna Lyall. In 2 Vols. Leipzig, Tauchnitz, 1889 (Collection of British Authors, Vols. 2611 and 2612). 296 u. 302 S. kl. 8. M. 3,20.

Von den in der letzten Zeit erschienenen Bänden der Tauchnitz Collection wähle ich zu gemeinschaftlicher Besprechung drei empfehlenswerte Romane aus, deren Haupthandlung sich gleichmäfsig um religiöse Konflikte dreht. Sie sind alle drei von Frauen geschrieben. Oben sind sie in der Reihenfolge der deutschen Sammlung aufgeführt: das an letzter Stelle verzeichnete ist in der Originalausgabe schon 1884, die beiden anderen 1888 erschienen.

Robert Elsmere ist ohne allen Zweifel das bedeutendste unter den drei Werken und gehört überhaupt zu dem Besten, was in den letzten Jahren auf dem Gebiet der Prosadichtung in England erschienen ist. Robert Elsmere, der nach Vollendung seiner Universitätsstudien in den geistlichen Stand getreten ist und dann drei Jahre lang in seiner Alma mater Oxford Unterricht erteilt und Vorlesungen gehalten hat, sieht sich durch seine infolge übergrofser Anstrengung angegriffene Gesundheit bewogen, die gerade frei gewordene Pfarrerstelle in seinem Geburtsort Murewell in Surrey anzunehmen, die ein Verwandter zu vergeben hat und die einst sein Vater, den er früh verloren, innegehabt. Ehe er aber sein Amt antritt, lernt er bei einem Besuch in Westmoreland Catherine Ley-

Digitized by Google

burn kennen, die älteste Tochter eines verstorbenen Schuldirektors, die jetzt mit ihrer Mutter und zwei Schwestern in dem Farmhause lebt, aus dem ihr Vater hervorgegangen. Bald verbindet die beiden eine innige Neigung, aber, ganz in den strengen religiösen Grundsätzen ihres Vaters aufgehend, glaubt Catherine anfangs ihre Mutter und Schwestern nicht verlassen zu dürfen, da sie über ihrem Seelenheil wachen müsse, und so entschliefst sie sich erst nach schweren Kämpfen, der Stimme ihres Herzens zu folgen. Das junge Paar verlebt, von der ganzen Gemeinde geliebt und gesegnet, eine kurze glückliche Zeit. Aber nicht allzu lange nach der Geburt eines Töchterleins bringen Robert historische und theologische Studien, deren Wirkung noch durch den Umgang mit einem Nachbar, Roger Wendover, beschleunigt wird, zu der Überzeugung, dafs der Stifter der christlichen Religion nur ein Mensch war, und er fühlt sich daber im Gewissen verpflichtet, auf seine Stelle zu verzichten. Sein Unglaube ist ein harter Schlag für Catherine, die es niemals verwindet, dafs der Mann, den sie so herzlich liebt, zum Verräter an ihrem Heiland wird, und sie braucht erst längere Zeit, ehe sie an Roberts neuem Wirken wenigstens äufserlich Anteil nimmt. Robert widmet nämlich nun seine ganze Kraft der geistigen und sittlichen Hebung der Arbeiterbevölkerung im Osten Londons: in Kreisen, die von dem Christentum der nichtkonformierten Orthodoxen ebensowenig wissen wollen, wie von dem der Staatskirche, versteht er es, ein liebevolles Verständnis zu erwecken für die historische Bedeutung des Menschen Jesus, und es gelingt ihm, unter dem Namen 'Neue Brüderschaft Christi' eine religiöse Vereinigung ins Leben zu rufen, deren Bestehen auch von seinem bald durch Schwindsucht herbeigeführten Ende nicht gefährdet wird.

Der Roman ist nicht ohne Fehler. Vor allem leidet er an übergrofser Länge, die einmal in der Absicht der Verfasserin ihren Grund zu haben scheint, dem Helden mannigfaltige Typen aus dem religiösen Leben Englands gegenüber zu stellen, aufserdem aber in dem Wunsche, den letzten Teil nicht ganz ohne Liebesgeschichte zu lassen. Auch fällt die Verfasserin, meine ich, gelegentlich aus dem Tone eines Romans in den einer Abhandlung, indem sie, statt sich mit der Erzählung der Handlungen ihres Helden zu begnügen, uns viel zu viel von seinen Ansichten mitteilt. Auch die Schwindsucht ist als *deus ex machina* nicht glücklich ersonnen. Andererseits aber verdient das Werk das gröfste Lob. Die Charaktere sind alle mit liebevoller Sorgfalt gezeichnet. Viele ergreifende Schilderungen, so die des Todes der unglücklichen Mary Backhouse, die der Epidemie in Mile End, die von Elsmeres Auftreten im Osten Londons, prägen sich dem Gedächtnis unauslöschlich ein. Dafs aber die Verfasserin auch über Humor verfügt, zeigen besonders die beiden Brüder Backhouse, die das, was bei der Gesellschaft der Mrs. Thornburgh den Glanzpunkt bilden soll, in der Stadt wohl bestellen, aber dann mitzunehmen vergessen. Hoffentlich werden die Freunde der englischen Litteratur der Verfasserin, die vorher nur einen einzigen Roman ('Miss Bretherton', 1884) veröffentlicht hat, noch recht oft begegnen.

Digitized by Google

John Ward ist, soviel ich weiſs, der erste Roman von Mrs. Deland (der Ton liegt, wie mir ein persönlicher Bekannter der Schriftstellerin sagt, auf der zweiten Silbe des Namens). Ich kenne sie sonst nur als Verfasserin von Gedichten, die 1887 unter dem Titel *The Old Garden, and other Verses* erschienen sind. Sie ist, was auch gelegentlich ihre Sprache verrät, eine Amerikanerin: in Amerika spielt auch ihr Roman. Helen Jeffrey, die Nichte des der bischöflichen Kirche angehörigen Pfarrers von Ashurst, Dr. Howe, heiratet den presbyterianischen Prediger John Ward zu Lockhaven. Trotz der Verschiedenheit der religiösen Ansichten sind die beiden miteinander sehr glücklich. Da trifft es sich, daſs ein Trunkenbold, Tom Davis, bei einem Brande sein Leben verliert, da er ein Kind, das man irrtümlich gefährdet glaubt, zu retten versucht. Ganz Lockhaven ist überzeugt, daſs er geraden Wegs für immer in die Hölle gefahren sei. Helen giebt aber Toms Witwe und anderen gegenüber ihrer Überzeugung Ausdruck, daſs dies nicht wahr sei. Dies veranlaſst nun die Kirchenältesten, bei Ward über den Unglauben seiner Frau Klage zu führen und ihre Vorladung zu verlangen. Er geht auf ihr Begehren nicht ein, will aber seinerseits alles thun, um Helens Seele zu retten. Da ihm klar ist, daſs seine Vorstellungen in Zukunft sie ebensowenig bekehren würden wie bisher, greift er zu dem seltsamen Mittel, ihr, da sie sich gerade zu einem Besuche in Ashurst befindet, die Rückkehr zu verbieten, bis sie 'die Wahrheit' gefunden habe. Aber auch der Schmerz über ihre Trennung von John ändert ihre Ansichten nicht. Sie sieht John nur wieder, um ihm die Augen zuzudrücken, da er infolge eines Blutsturzes stirbt.

Das einförmige, behagliche, altmodische Leben in Ashurst ist nicht minder anschaulich geschildert als die Geschäftigkeit und religiöse Aufgeregtheit von Lockhaven. Die Charaktere sind im allgemeinen mit Geschick gezeichnet. Doch möchte ich bezweifeln, ob ein wirklicher John Ward eine ungläubige Frau geheiratet hätte. Sein Blutsturz gefällt mir nicht besser als Robert Elsmeres Schwindsucht. Auch ist Mr. Denner zu sehr Karikatur, als daſs mir sein tragisches Ende künstlerisch gerechtfertigt schiene. Indessen thun solche kritische Bedenken dem Vergnügen an dem Buche keinen Abbruch.

Fruchtbarer als bisher Mrs. Ward und Mrs. Deland ist die Verfasserin des dritten der oben verzeichneten Bücher, Edna Lyall, deren wirklicher Name, wenn ich nicht falsch unterrichtet bin, Miss Bayly ist. Vor *We Two* ist von ihr 1882 *Donovan* erschienen, seitdem 1885 *In the Golden Days*, 1887 *Knight Errant*, 1889 *A Hardy Norseman*. Auſser *We Two* erfreut sich besonders *Donovan* einer ziemlichen Beliebtheit in England: der Held des älteren Romans erscheint in *We Two* als Nebenfigur wieder. Während in *Robert Elsmere* und *John Ward* die religiösen Konflikte zwischen Mann und Frau spielen, handelt es sich in *We Two* um Vater und Kind.

Luke Raeburn, der Sohn eines schottischen Geistlichen der bischöf-

Digitized by Google

lichen Kirche, wird als Student in Cambridge ungläubig. Sein Vater sucht ihn vergeblich zum Glauben zurückzubringen und verstöſst ihn. Er wird, da er durch seine Persönlichkeit leicht groſsen Einfluſs auf alle gewinnt, die mit ihm in Berührung kommen, bald der Führer der 'Secularisten', freilich aber auch die Zielscheibe des Hasses und roher Angriffe seitens rechtgläubiger Fanatiker, die ihn, obgleich sein Leben völlig rein ist, aller Verstöſse gegen die zehn Gebote beschuldigen. Seine einzige Tochter Erica ist ganz in seinen atheistischen Anschauungen aufgewachsen und hält die Bezeichnung Christ für gleichbedeutend mit allem Abscheulichen, bis einmal der Rev. Charles Osmond ihren Vater aufsucht, um ihn vor einem gewissenlosen Gegner zu warnen, der durch gedungenen Pöbel eine von Raeburn berufene Versammlung zu stören beabsichtigt. Angeregt durch den so angebahnten Verkehr mit diesem weitherzigen Geistlichen, kommt Erica nach mehreren Jahren zu der Überzeugung, daſs das wahr sei, was ihr Vater bekämpfe. Da sie ihm bekennt, daſs sie zum Christentum übertreten wolle, ist er zwar auſser sich, allein seine Liebe zu Erica und die Erinnerung an die Ungerechtigkeit, die er in seiner Jugend von seinem Vater erfahren, besiegen seinen Zorn. Aber freilich hat Erica von den Anhängern Raeburns manches bittere Wort anzuhören, während es andererseits vielen ihrer neuen Glaubensgenossen anstöſsig ist, daſs sie sich von ihrem Vater nicht ganz lossagt. Da Raeburn von einem halb wahnwitzigen Straſsenprediger zu Boden geschlagen wird und infolge einer inneren Verletzung nach einigen Tagen stirbt, kommt Erica selbst dem Tode nahe: doch erholt sie sich und willigt nun darein, die Gattin von Charles Osmonds Sohne Brian zu werden, der sie schon seit vielen Jahren liebt und vorher schon einmal vergeblich um ihre Hand geworben.

Die Verfasserin erzählt leicht und angenehm. Kleine Genrebildchen, z. B. wie Brian und Erica mit ihren aufgespannten Regenschirmen in Gower Street zusammenstoſsen, oder die Idylle, die Erica mit ihrem erholungsbedürftigen Vater in Milford *under the Oak* lebt, sind vortrefflich gelungen. Die Charaktere sind nicht ungeschickt gezeichnet, wenn auch gelegentlich, wie der von Ericas Onkel, Mr. Fane-Smith, etwas karikiert. Schwach ist aber die Motivierung von Ericas Übertritt zum Christentum und der religiöse Standpunkt von Charles Osmond mit Unrecht ganz verschwommen gelassen. Nicht klar ist mir geworden, was die Figur des Anarchisten Eric Haeberlein in dem Romane soll: wir erfahren zwar, daſs Erica ihm ihren Vornamen verdankt, aber von seinem Thun und Treiben erhalten wir, trotzdem er mehreremal auftritt, keine deutliche Vorstellung. Auch manches andere wäre ohne Schaden weggeblieben: so die Lebensgefahr Raeburns und seiner Tochter auf dem Meere, vor allem die Abprügelung des Sir Algernon Wyte durch Brian. An Tiefe der Auffassung kann sich dieser Roman mit den beiden anderen nicht messen, aber er bietet eben darum eine an den Leser weniger Anforderungen stellende Lektüre.

Berlin. Julius Zupitza.

Digitized by Google

The County. A Novel. Leipzig, Tauchnitz, 1889 (Collection of British Authors, Vol. 2613). 327 S. kl. 8. M. 1,60.

Die beiden verwaisten Schwestern Esmé und Frances Nugent leben in Billington in 'Loamshire' bei ihrem Oheim Frank Nugent. Da dieser aber plötzlich ihre Kammerjungfer heiratet, glauben sie sich gezwungen, anderswo einen Unterschlupf zu suchen, den sie denn auch bei Sir Joseph Yarborough, der eine Verwandte ihrer Mutter zur Frau hat, finden. Esmé und Allan Vaudrey lieben und verstehen sich, ohne dafs eine förmliche Aussprache stattfindet. Nun stirbt Allans Vater und hinterläfst ihm als dem jüngeren seiner beiden Söhne von seinem ungeheuren Vermögen nur 10 000 Pfund. Frances, die aus egoistischen Gründen durchaus verhindern will, dafs Esmé einen armen Mann heirate, redet Sir Joseph vor, dafs Esmé ihn bitte, Allan zu sagen, er solle sich nicht erst einen Korb holen. Empört über Esmés Herzlosigkeit, geht Allan nach Indien; Esmé hinwiederum ist dadurch aufs tiefste gekränkt, dafs er England ohne ein Wort der Erklärung verlassen. Da ihr nun noch dazu der Aufenthalt im Hause des Sir Joseph unangenehm wird, reicht sie ihre Hand einem Börsenmanne, Bryan Mansfield, der in dem Rufe einer jährlichen Einnahme von 20 000 Pfund steht. Dieser erwirbt alsbald eine Besitzung in ihrer alten geliebten Grafschaft und stattet ihr Haus aufs teuerste aus, so dafs die Einrichtung des Gesellschaftszimmers allein 4500 Pfund kostet. Einige Monate nach der Hochzeit kommt Allan zurück und zwar als Baronet und doppelter Millionär, da inzwischen sein älterer Bruder gestorben ist. Vergeblich sucht Frances eine Aussprache zwischen ihm und Esmé zu verhindern. Esmé hofft, sie können als Freunde miteinander verkehren: er erklärt dies aber für unmöglich und will sie bereden, mit ihm zu fliehen. Da sie darauf nicht eingeht, entfernt er sich im Zorn. Einige Wochen später stellt sich heraus, dafs Bryan Mansfields Verhältnisse durchaus zerrüttet sind. Um nicht wegen Unterschlagung ihm anvertrauter Gelder belangt zu werden, will er nach Buenos Ayres flüchten: Esmé will ihn begleiten. Allein der Zug, der sie beide zum Schiff bringen soll, entgleist: Bryan kommt dabei um. Sir Allan übernimmt seine Verbindlichkeiten und heiratet schliefslich Esmé. Die Beziehungen zwischen den beiden Schwestern werden ganz abgebrochen, da weder Sir Allan Frances in seinem Hause sehen will, noch Major Johnstone, den Frances in Ermangelung eines Besseren inzwischen gekapert, eine Berührung mit Esmé wünscht.

Wir haben es wohl mit dem Erstlingsroman einer Dame zu thun. Er zeigt keine besondere Originalität und hinterläfst keinen tieferen Eindruck, und die Charakterzeichnung verrät manche Schwäche. Allein der Stil ist gewandt und der Aufbau nicht ungeschickt, so dafs man mit seiner Lektüre die Zeit immerhin nicht unangenehm hinbringt.

Berlin. Julius Zupitza.

Digitized by Google

The Master of Ballantrae. A Winter's Tale. By Robert Louis Stevenson. Leipzig, Tauchnitz, 1889 (Collection of British Authors, Vol. 2614). 303 S. kl. 8. M. 1,60.

Robert Louis Stevenson gehört zu den am meisten gelesenen jüngeren Schriftstellern Englands. Wie H. Rider Haggard, der Verfasser von *King Solomon's Mines* und von *She*, und wie der Verfasser von *Dead Man's Rock*, der seinen Namen hinter dem Buchstaben Q. versteckt, wandelt er auf dem von Defoe, Swift, Smollet, Marryat betretenen Wege weiter und will seinen Lesern vor allem eine an überraschenden Abenteuern reiche Handlung bieten. Wenn man von der in ihrer Art vortrefflichen allegorischen Erzählung *Dr. Jekyll and Mr. Hyde* absieht, die einer anderen Gattung angehört, mufsten bisher *Treasure Island* (1883) und *Kidnapped* (1886) als seine besten Leistungen gelten. Sein neues Buch scheint mir aber selbst diese zu übertreffen.

Der Verfasser bezeichnet seine Erzählung als *A Winter's Tale*. Er dachte dabei wohl an die Erklärung, die Shakspere von dem Titel seines Dramas giebt. *A sad tale's best for winter*, läfst er bekanntlich Mamillius sagen. Eine düstere Familiengeschichte wird uns von Stevenson vorgeführt: wir erhalten eine neue Variation über das Thema von den feindlichen Brüdern.

Da der junge Prätendent 1745 in Schottland ankommt, bestimmt der Familienrat in Durrisdeer an der Solwayküste, dafs der eine von den beiden Söhnen des Lord Durrisdeer sich dem Aufstande anschliefsen, dagegen der Vater und der andere Sohn zu Hause bleiben und sich so für alle Fälle die Gunst des regierenden Hauses erhalten sollen. Der ältere Sohn, James Durie, der *by courtesy* den Titel *Master of Ballantrae* führt, giebt es nicht zu, dafs sein Bruder Henry aus freien Stücken zu den Rebellen stöfst, sondern läfst es auf die Entscheidung eines in Drehung versetzten Goldstückes ankommen, die seinem Wunsche gemäfs ausfällt. Nach der Schlacht von Culloden kommt die Nachricht, dafs James in dieser sein Leben verloren habe, und zwei Jahre später vermählt sich Henry mit einer Verwandten, Miss Alison Graeme, die früher James zur Frau bestimmt gewesen war. Kurze Zeit aber, nachdem ihnen ein Töchterchen geboren worden, bringt ein Waffengefährte von James die Kunde, dafs dieser aus der Schlacht von Culloden lebend entkommen sei und nach abenteuerlichem Umherschweifen sich in Frankreich aufhalte. James stellt nun beständig Geldforderungen an Henry, dem der Vater alle Geschäfte vollständig überläfst, während er selbst am Kamin seinen Livius studiert. Da aber einmal auf James' Wünsche nicht eingegangen wird, erscheint er etwa zehn Jahre, nachdem er weggegangen, plötzlich im Hause seines Vaters. Er läfst die Seinigen in dem Glauben, dafs er dabei sein Leben gefährde; allein es stellt sich heraus, dafs er der Regierung als Spion Dienste geleistet und daher nichts zu fürchten habe. Um ihn loszuwerden, willigt Henry in einen Landverkauf. James schickt das so erprefste Geld nach Frankreich und trifft heimlich Vorbereitungen zur

Digitized by Google

Abreise. Am Abend vor derselben (am 27. Februar 1757) versetzt er aber durch seinen Hohn und namentlich durch seine lügnerische Hindeutung auf Alisons eheliche Untreue Henry in solche Wut, daſs es zwischen den Brüdern zu einem Zweikampf kommt. James merkt bald, daſs ihm Henry an Geschicklichkeit in der Führung des Degens überlegen ist, und faſst tückischerweise dessen Klinge mit der linken Hand, um ihn dann niederzustoſsen. Allein Henry springt zur Seite, James' Degen geht in die Luft, und er selbst fällt auf die Knie nieder und wird durchbohrt, ehe er sich bewegen kann. Er bleibt für tot liegen, da Henry und der einzige Zeuge des nächtlichen Duells mit der traurigen Kunde ins Schloſs zurückkehren. Als dann aber der Vater auf dem Kampfplatze erscheint, ist die gesuchte Leiche verschwunden: wie später herauskommt, haben Schmuggler, mit denen James seine heimliche Abreise verabredet hatte, ihn gefunden und aufs Schiff gebracht, wo er sich bald erholt. Henry aber verfällt in eine langwierige Krankheit: er übersteht sie zwar, doch muſs sie in seinem Gehirn irgend etwas zerstört haben; denn er ist von nun an ein ganz anderer Mensch. Der Vater geht langsam ein. So wird Henry Lord Durrisdeer, und seine Frau beschenkt ihn auch bald darauf mit einem Erben. Es vergehen nun wieder mehrere Jahre: da taucht im Frühjahr 1764 James abermals in Durrisdeer auf, diesmal in Begleitung des Inders Secundra Dass. Henry flieht mit seiner Familie nach Nordamerika auf eine Besitzung seiner Frau. Aber James kundschaftet mit Hilfe des Inders ihren Schlupfwinkel aus und folgt ihnen. Indessen Henry läſst sich weder durch das Erscheinen seines Bruders noch durch den Umstand, daſs dieser, um seinen Stolz zu kränken, sich in New-York als Flickschneider niederläſst, zu weiteren Geldopfern bewegen. Da aber in einer Broschüre behauptet wird, daſs James seine verwirkten Rechte wiedererlangen solle, so daſs Henrys Sohn Alexander leer ausgehen müſste, treibt Vaterliebe den jüngeren Bruder zu einem nur unter der Annahme einer geistigen Störung erklärlichen Schritte: er besticht einen übelstbeleumundeten Captain Harris, James aus dem Wege zu räumen, während er mit ihm nach dem Norden zieht, wo James einen Schatz holen will, den er vor beinahe zwanzig Jahren da versteckt hat. Allmählich merkt James, daſs es auf seinen Tod abgesehen ist. Da alle seine Versuche, seinen Begleitern zu entkommen, miſslingen, greift er auf den Rat des Inders zu einem seltsamen Mittel, um sich zu retten. Er stellt sich krank und 'verschluckt' dann 'seine Zunge'. Er wird für tot gehalten und begraben. Seine Reisebegleiter erliegen aber alle mit Ausnahme des Inders und eines gewissen Mountain dem Skalpiermesser der Indianer. Da sich nun Henry, der inzwischen sein Gewissen durch übermäſsiges Trinken zu betäuben gesucht, von Mountain an die Stelle, wo James begraben worden ist, führen läſst, um sich zu überzeugen, daſs sein Feind wirklich beseitigt sei, findet er schon den Inder damit beschäftigt, das Grab zu öffnen. Nach auſserordentlichen Bemühungen desselben, den Begrabenen wieder zum Leben zu bringen, öffnet dieser in der That die Augenlider und macht Anstrengungen zu sprechen: da Henry dies be-

merkt, bricht er tot zusammen. Aber auch James' Leben ist dahin, trotzdem der Inder ihm noch lange die Glieder reibt und in den Mund haucht: er mufs zuletzt einsehen, dafs etwas, was im warmen Indien gelinge, durch die Kälte Amerikas vereitelt worden sei. Ein Grab umschliefst nun die beiden feindlichen Brüder.

Der Verfasser hat die Erzählung dem Steward des Hauses Durrisdeer, Ephraim Mackellar, in den Mund gelegt. Er empfand dies nach einer Andeutung in der Widmung selbst als eine Fessel. Er liefs sich dadurch aber auch verführen, der Sprache einen Anstrich von Altertümlichkeit zu geben, wobei er nach meiner Ansicht zuweilen zu weit zurückgegriffen hat. Aber abgesehen von diesem nebensächlichen Punkte verdient die Erzählung grofses Lob. Sie ist voller Spannung. Die mannigfaltigen Abenteuer, die James nach der Schlacht von Culloden erlebt, geben ein fesselndes, wenn auch düsteres, Bild von dem damaligen Treiben auf dem Meere. Der nächtliche Zweikampf der Brüder beim Scheine zweier Lichter, die der Erzähler hält, verrät eine Meisterhand. Grofsartig ist auch der Schlufs des Ganzen. Niemand wird das Buch unbefriedigt aus der Hand legen.

Berlin. Julius Zupitza.

The Day will come. A Novel by M. E. Braddon. In 2 Vols. Leipzig, Tauchnitz, 1889 (Collection of British Authors, Vols. 2615 and 2616). 328 u. 294 S. kl. 8. M. 3,20.

Mrs. Maxwell, wie die Verfasserin im bürgerlichen Leben heifst, kann zwar nach Ausweis mancher ihrer äufserst zahlreichen Werke (ich nenne besonders *Vixen* und *Ishmael*) auch sehr unterhaltende Romane ohne einen geheimnisvollen Mord schreiben: aber ihr neuestes Buch bewegt sich doch wieder auf der Bahn, die sie mit ihrem Erstlingswerk, *Lady Audley's Secret*, betreten, an welches auch geradezu der Schlufs von *The Day will come* anklingt, da auch hier die Mörderin in einer Irrenanstalt unschädlich gemacht wird. Dreiundzwanzig Jahre, ehe dies geschieht, hatte ein aus bescheidenen Verhältnissen stammender Jurist, James Dalbrook, nachdem er mit Evelyn Darcy, die ihrem rohen Manne davongelaufen, längere Zeit zusammengelebt, dieser erklärt, dafs er sich mit einem jungen Mädchen verlobt habe. Da hatte ihm Evelyn zugerufen, dafs der Tag kommen würde, wo es ihm leid thäte, sie im Stiche gelassen zu haben. Dalbrook kauft mit der Mitgift seiner Frau Cheriton Chase, das Gut von Evelyns Vater, und wird nicht lange darauf zum Lord Cheriton ernannt. Sterben auch seine Söhne in jugendlichem Alter, so bleibt ihm doch wenigstens eine Tochter Juanita, die einen Jugendgespielen, Sir Godfrey Carmichael, heiratet, auf welchen Lord Cheriton dereinst den Lordstitel vererben zu können hofft. Mit der Ankunft der Neuvermählten in Cheriton Chase, wo sie die Flitterwochen verleben wollen, beginnt der Roman. Ehe noch der Monat abgelaufen ist, wird Sir Godfrey in geheimnisvoller Weise erschossen. Das Suchen nach dem Mörder bildet

Digitized by Google

den Hauptinhalt des Buches. Nach einem Jahre wird beim Reinigen eines Brunnens ein Revolver gefunden, den Lord Cheriton als früheres Eigentum von Evelyns Gatten erkennt: so stellt es sich heraus, dafs die Mörderin Evelyn war, die unter dem Namen Mrs. Porter an der einen Ausfahrt des Parkes von Cheriton gewohnt hat.

Der Roman ist mit dem bekannten Geschick der Verfasserin aufgebaut und wird ohne Zweifel, wie ihre früheren Werke, einen grofsen Leserkreis finden.

Berlin. Julius Zupitza.

Young Mr. Ainslie's Courtship. By F. C. Philips. Leipzig, Tauchnitz, 1889 (Collection of British Authors, Vol. 2617). 271 S. kl. 8. M. 1,60.

Philip Ainslie verlobt sich kurze Zeit, nachdem er seine Studien in Cambridge beendet, mit Florence Keane, der Tochter eines reichen Londoner Banquiers. Vergeblich bemüht sich eine Tante der Braut, Miss Letitia Firbank, ihre Nichte zu bewegen, dafs sie Philip den Laufpafs gebe und lieber Lord Helsham ihre Hand reiche. Da trifft Philip das Unglück, dafs beim Schiefsen sein Gewehr zerspringt und ihn unwiederbringlich des Augenlichts beraubt. Florence hat nicht den Mut, die Frau eines Blinden zu werden, und löst ihre Verlobung. Den Tag darauf wirbt Lord Helsham um sie und erhält ihr Jawort. Philip erfährt das nicht mehr; denn in der Nacht, nachdem er den Absagebrief bekommen, erschiefst er sich. Florences Ehe wird unglücklich.

Der Inhalt dieser zuerst in der Monatsschrift *Time* erschienenen Erzählung ist etwas dürftig: viele Seiten werden mit Berichten von Essen, Jagen, Schlittenfahrten u. dergl. gefüllt; auch fehlt es nicht an trivialen Bemerkungen, bei denen einem einfällt, was der Verfasser S. 143 von einem Bischof sagt: *The bishop expanded his chest as if he had said something remarkably original and profound.* Statt auf diese Weise die Geschichte auszudehnen, hätte uns der Verfasser lieber so weit in den Charakter seiner Hauptpersonen blicken lassen sollen, dafs wir ihre Handlungsweise begriffen. Nach allem, was man von Philip erfährt, würde man nicht erwarten, dafs er sich umbringt. Vollends aber ist man über Florences Herzensroheit aufs höchste überrascht. Was die Darstellung betrifft, so fallen gelegentlich Wiederholungen auf. *There is an end to everything, even to the longest day's run in existence* lesen wir S. 53, und *There is an end to all institutions, even to afternoon tea* S. 135. Lord Helsham schreibt S. 229 an Miss Firbank: *To say that I was disappointed and grieved at getting your letter would be but to faintly convey to you my feelings at its receipt,* und in der Antwort darauf heifst es S. 233: *To say that I am flattered by the confidence you have thought well to repose in me, would be but faintly to convey my appreciation of the honour you have done me.* Im übrigen ist gerade der Stil wegen seiner einfachen Eleganz sehr zu loben.

Berlin. Julius Zupitza.

Digitized by Google

French and English. A Comparison by Philip Gilbert Hamerton. In 2 Vols. Leipzig, Tauchnitz, 1889 (Collection of British Authors, Vols. 2618 and 2619). 286 u. 270 S. kl. 8. M. 3,20.

Das Buch ist eine Umarbeitung und Erweiterung von sieben Artikeln, die 1886 und 1887 im *Atlantic Monthly* erschienen sind. Der Verfasser dieser völkerpsychologischen Studien ist ein Engländer, der seit einem Vierteljahrhundert in Frankreich lebt. Er schreibt mit anerkennenswerter Unparteilichkeit und erweist vieles als unbegründetes Vorurteil, was in dem einen Lande von dem anderen geglaubt wird. Sein Buch ist aber auch geeignet, gar manche falsche Vorstellung zu berichtigen, die man sich in Deutschland, sei es von französischen, sei es von englischen Zuständen und Verhältnissen macht. Es ist jedem, der sich an der Hand eines unbefangenen Führers über das heutige England und Frankreich unterrichten will, aufs wärmste zu empfehlen. Sein Inhalt gliedert sich wie folgt: I. *Education* (1. *Physical E.*, 2. *Intellectual E.*, 3. *Artistic E.*, 4. *Moral Training*, 5. *The E. of the Feelings*, 6. *E. and Rank*). II. *Patriotism* (1. *Patriotic Tenderness*, 2. *P. Pride*, 3. *P. Jealousy*, 4. *P. Duty*). III. *Politics* (1. *Revolution*, 2. *Liberty*, 3. *Conservatism*, 4. *Stability*). IV. *Religion* (1. *State Establishment of Religion*, 2. *Disestablishment in France and England*, 3. *Social Power*, 4. *Faith*, 5. *Formalism*). V. *Virtues* (1. *Truth*, 2. *Justice*, 3. *Purity*, 4. *Temperance*, 5. *Thrift*, 6. *Cleanliness*, 7. *Courage*). VI. *Custom* (1. *Chronology*, 2. *Comfort*, 3. *Luxury*, 4. *Manners*, 5. *Decorum*). VII. *Society* (1. *Caste*, 2. *Wealth*, 3. *Alliances*, 4. *Intercourse*). VIII. *Success* (1. *Personal S.*, 2. *National S. at Home*, 3. *National S. Abroad*). IX. *Variety* (1. *V. in Britain*, 2. *V. in France*). J. Z.

For One and the World. A Novel. By M. Betham-Edwards. Leipzig, Tauchnitz, 1889 (Collection of British Authors, Vol. 2620). 296 S. kl. 8. M. 1,60.

Mary Ann Harpfield ist Vormünderin von Philip Summerhill, dessen Mutter, wie sie selbst, dem dienenden Stande angehört hatte, bis ihre Schönheit einen alten reichen Witwer bewog, sie zu heiraten. Philip, der nur an epileptischen Krämpfen leidet, wird von ihr für einen Idioten ausgegeben, da sie so auch nach seiner Volljährigkeit die Verfügung über sein Vermögen zu behalten hofft, mit welchem sie übrigens aufs leichtsinnigste umgeht. Eine junge Russin Nadine, die in Frankreich Dr. med. geworden ist und Philip eine Zeit lang mit Erfolg behandelt, sucht vergeblich einen Friedensrichter, Sir Vernon Vernon, zum Einschreiten zu bestimmen, bis plötzlich beim Durchsehen alter Papiere ein bis dahin ungeöffnetes Schriftstück zum Vorschein kommt, nach welchem Sir Vernon Mitvormund ist. Inzwischen hat sich das ungetreue Weib verheiratet: ihre Hochzeitsreise will Philip, der das Hausmädchen Fanny Farthing für seinen Plan gewonnen, zur Flucht nach einem anderen Erdteil benützen. Aber kurz, ehe sein Schiff nach Liverpool abgeht, holt ihn Nadine zurück. Er erhält nun regelmäfsigen Unterricht, bezieht die Universität

Digitized by Google

Cambridge und beschliefst sein Studium als Senior Wrangler. Dann heiratet er (wenn ich die Verfasserin, die sich nicht ganz deutlich ausspricht, recht verstehe) die etwa zehn Jahre ältere Nadine, die sich unterdessen eine selbständige Wirksamkeit in Petersburg geschaffen hat, welche sie auch in Zukunft beibehält: sie wollen leben *for one and the world.*

Die Geschichte ist zwar nicht uninteressant, aber doch im ganzen und in vielen Einzelheiten recht unglaublich und die Charaktere fast alle ganz unwahrscheinlich. In stilistischer Hinsicht ist mir Vorliebe für gelehrte Ausdrücke aufgefallen, wie *rejuvenation* 'Verjüngung' 102, *torrential* 'strömend' (vom Regen) 237. Das Verbum *to exuberate,* das die Wörterbücher als veraltetes Synonym von *to abound* anführen, braucht die Verfasserin im Sinne von 'frohlocken', 'jubeln' S. 127: *Does the cuckoo exuberate over the breaking up of icy winter?* S. 189 scheint *connive* mit *conspire* verwechselt: *Time enough for him to plot and connive before her return.*

Berlin. Julius Zupitza.

Praktischer Lehrgang zur schnellen und leichten Erlernung der dänischen Sprache, hauptsächlich zum Selbstunterricht für Kaufleute und Touristen, mit einem Anhang norwegischer Redewendungen. Von E. Funk. Leipzig, Brockhaus, 1889. 266 S. 8. M. 3.

Das Buch ist praktisch angelegt und kann solchen empfohlen werden, die in möglichst kurzer Zeit sich der dänischen Sprache zum Zwecke der Reise oder des Handelsverkehrs bemächtigen wollen. Nach einem methodisch verständigen Plane werden in dreifsig Lektionen die wichtigsten und einfachsten Spracherscheinungen vorgeführt und an zweckmäfsigen, zum gröfsten Teil dem Verkehrsleben entnommenen Stoffen eingeübt. Der durch die Übungen gewonnene Vokabelschatz ist reichhaltig und entspricht den nächstliegenden Bedürfnissen des täglichen Lebens und Umgangs. Der grammatische Stoff wird am Schlusse der dreifsig Übungslektionen nochmals systematisch zusammengestellt. Hierauf folgt ein Lesebuch, Prosa und Poesie bietend. In dem ersteren Teile hätten wir statt der Allerweltsanekdoten, welche sich seit Meidinger in den Lehrbüchern sämtlicher Sprachen der Welt herumtreiben, Gegenstände aus der skandinavischen Welt, Kunde von Land und Leuten in Dänemark und Norwegen u. dergl. gewünscht. Ein Wörterbuch und eine für die Reise bestimmte Phrasensammlung machen den Beschlufs. Wir empfehlen das Buch solchen, die im Sommer eine Fahrt nach dem Norden unternehmen wollen, als Studium für den vorhergehenden Winter.

Gotha. Chr. Rauch.

Henrik Ibsen von Henrik Jäger, deutsch von H. Zschalig. Dresden, Mindens Verlag, 1889. 216 S. 8. M. 3.

Bei dem Interesse für H. Ibsen, das von dem kleinen, litterarisch vereinzelten Norwegen aus immer weitere Kreise über die Kulturländer

Europas zieht, ist eine so fesselnd geschriebene und gut übersetzte Biographie auch denen, welche nicht Ibsenianer strengster Obedienz sind, höchst willkommen. Ein Fehler des Buches bleibt es nur, dafs die Jugendzeit und dichterische Anfängerschaft Ibsens allzu breit und behaglich geschildert werden und somit für die Werke des norwegischen Dichters, durch welche er seinen Namen in Deutschland, Frankreich, England u. a. O. bekannt machte, zu wenig Raum bleibt. Einen originalen Dichter sich entwickeln, kämpfen und ringen zu sehen, hat eine unleugbare Anziehungskraft, aber die innere Entwickelung tritt um so deutlicher hervor, je mehr sie von äufserem, wenig charakteristischem Beiwerk befreit wird. Neben den biographischen hätten auch die allgemein litterarhistorischen Beziehungen eingehender und aufmerksamer geschildert werden sollen, doch H. Jägers Gesichtskreis geht nicht viel über die nordischen und besonders norwegischen Interessen hinaus, und so erfahren wir z. B. über Ibsens Verhältnis zum Darwinismus, zur naturalistischen Schule Frankreichs u. a. nur Gelegentliches und Dürftiges. Dafür entschädigt uns, wenn wir dankbar-bescheidener Gemütsart sind, das mancherlei Neue, welches wir über Ibsens Sturm- und Drangzeit und frühe Jugend hören.

Die deutschfeindliche Gesinnung Ibsens, die sich besonders in den Jahren 1861 und 1870 kundgab, hat H. Jäger stark betont; glücklicherweise wird dadurch der Absatz des Buches bei uns wenig Schaden erleiden.

Der Übersetzer hat dem Werke Jägers durch eine Reihe schätzenswerter biographischer und bibliographischer Angaben erhöhte Brauchbarkeit verliehen, auch einiges aus seinem Briefwechsel mit dem Verfasser und Ibsen selbst mitgeteilt. Selbstredend hat er sich in den Ergänzungen dem vorherrschend panegyrischen Standpunkt Jägers anschliefsen müssen. Die ästhetischen Gesichtspunkte der Beurteilung von Ibsens Werken möchten wir nicht immer teilen, glauben aber, dafs die Zeit für eine objektiv-abschliefsende Würdigung des nordischen Dichters erst dann gekommen ist, wenn sein Name aufgehört hat, das Feldgeschrei von unebenbürtigen Dichterlingen und Kritikastern zu sein.

In einer Anmerkung erwähnt der Übersetzer, dafs bei einer hiesigen Aufführung der 'Stützen der Gesellschaft' ein Geistlicher in — einen Oberlehrer verwandelt sei. Darin scheint aber die Dresdner Regie nur dem Beispiele Weimars gefolgt zu sein; denn vor etwa 10 Jahren sah ich bereits jenen theologischen Oberlehrer, von einem Weimaraner Schauspieler dargestellt, auf den unebenen Brettern des Halleschen Stadttheaters geschickt balancieren.

Dresden. R. Mahrenholtz.

Grundrifs der Geschichte der französischen Litteratur von ihren Anfängen bis zur Gegenwart. Von Dr. Heinrich P. Junker, ord. Lehrer an der Realschule zu Bockenheim. Münster, Schöningh, 1889. VIII, 436 S. gr. 8.

In der von der Verlagshandlung dieses Werkes begonnenen Sammlung von Kompendien für das Studium und die Praxis erschien zuerst

Digitized by Google

Körtings Grundrifs der Geschichte der englischen Litteratur. Das vorliegende Buch eines Schülers Körtings bietet nun dazu das französische Gegenstück. Da Junker die provençalische Litteratur ganz ausschliefst, fordert seine Arbeit zunächst eine Ergänzung nach dieser Seite hin, die hoffentlich nicht lange auf sich warten lassen wird. Wenn auch nicht wissenschaftlich, so wäre es praktisch doch wohl richtiger gewesen, dem Buche einen orientierenden Abrifs der provençalischen Litteratur alter und neuer Zeit schon jetzt mitzugeben. Der Verfasser schrieb für die Zwecke der Studierenden der französischen Philologie. Für ein solches Unternehmen besitzt Junker dreierlei, eine achtungswerte Belesenheit auf dem ungeheuren Gebiete nach der Seite des Inhalts, eine ausgebreitete Kenntnis der einschlägigen gelehrten Litteratur und einen soliden Fleifs. Aber eines fehlt ihm: die Fähigkeit, die Masse des rohen Stoffes zu meistern, von überschauenden grofsen Gesichtspunkten ausgehend das weitverzweigte Material einheitlich zu gliedern, die Einzelerscheinungen aus ihrem gemeinsamen kulturgeschichtlichen Boden erstehen zu lassen. Was er giebt, bleibt notizenhaft: eine erdrückende Fülle von Namen, Titeln, Daten, kürzesten Inhaltsangaben, summarischen Urteilen. So nützlich dem Studenten das Werk als Nachschlagebuch werden kann und als bibliographisches Hilfsmittel, so gefährlich wird es ihm werden, wenn er daraus l e r n e n will, etwa mit Rücksicht auf sein Staatsexamen. Die Hohlheit so erworbener Kenntnisse würde jedem Examinator, der den Sachen auf den Grund zu gehen gewohnt ist, bald klar werden.

In dem Wunsche, vollständig zu sein, behandelt Junker alles mit ungefähr gleicher Wichtigkeit und verzeichnet auch das Wertlose. Der Inhalt der noch nicht edierten Handschriften des *Girbert de Mes* und des *Anseïs fils de Girbert* (S. 51 f.) aus der *Geste lorraine* ist mit derselben Gewissenhaftigkeit erzählt wie der von Molières *Tartuffe* oder dem *Misanthrope,* und der Inhalt der *Echecs amoureux* nimmt mehr Raum ein als der *Cid* Corneilles. Während der altfranzösischen Litteratur etwa 160 Seiten eingeräumt sind, mufs sich die Zeit von Corneilles Auftreten bis zu A. de Musset (S. 215—357) mit 142 Seiten genügen lassen. Welches Mifsverhältnis! Welche Verwechselung des sprachgeschichtlichen und des litterarischen Wertes! Gebühren wirklich der einzigen *Geste de Blaivies* drei Seiten Text, wenn für den ganzen Rabelais zwei genügen? Entspricht es der beiderseitigen Bedeutung für die Entwickelung der französischen Litteratur, wenn Du Bellay und der unglückliche Ronsard zusammen auf zwei Seiten abgefertigt werden, so viel etwa wie dem *Raoul de Cambrai* und dem *Beuvon d'Hanstone* zugemessen ist, dessen Ausgabe Stimming erst vorbereitet?

Die Anordnung des Stoffes ist nicht immer glücklich; sie führt unnütze Wiederholungen herbei und zerreifst auch wohl Zusammengehöriges. Adam de la Halle steht (S. 137 f.) an der Spitze der Lyriker und fehlt in der Dramatik des Zeitalters ganz. Weshalb sind die Angaben über das Hôtel de Rambouillet (S. 207) getrennt von dem Paragraphen, der die aristokratischen Salons behandelt (S. 225)? Der *Notre Dame* von

V. Hugo ist mit fast gleichen Worten auf S. 344 und auf S. 350 gedacht. Aus einer Materialiensammlung ein einheitliches Werk zu machen, ist dem Verfasser noch nicht gelungen.

Junker dehnt seine Darstellungen bis auf die jüngste französische Schule der *Décadents déliquescents* aus. In diesen letzten Abschnitten des Buches (Kap. LXXIV—LXXVII) sind seine Mitteilungen neu und wertvoll; viele werden namentlich die bibliographischen Angaben mit Dank begrüfsen. Dafs im Flufs der Entwickelung Einzelnes schon jetzt überholt ist, kommt nicht in Betracht; ebensowenig dafs bei dem kaum zu übersehenden Stoffe hier und da ein Irrtum in den Angaben unterläuft, und dafs Licht und Schatten ungleich verteilt sind. In der Gegenwart ist jeder Partei.

Bei der Sorgfalt, welche der Verfasser den bibliographischen Notizen zugewandt hat, fallen einzelne Lücken auf. Neben dem veralteten Büchlein von Atzler mufste S. 4 E. Mackel: Die germanischen Elemente in der französischen und provençalischen Sprache (Heilbronn 1887, Frz. Stud. VI, 1) stehen; dazu käme der Artikel von G. Paris in der Romania XVII, 318. Bei den *Bestiaires* fehlt M. F. Mann: Das *Bestiaire divin* des Guillaume Le Clerc (Frz. Stud. VI, 2); bei Mairet: Studien zu J. de Mairets Leben und Werken von Dannheifser (Münchener Diss. 1888). In den Litteraturangaben zu Rabelais habe ich vermifst: die sogen. *Editio variorum* in neun Bänden. Dann A. Meray: *La Vie au temps des libres prêcheurs ou les Devanciers de Luther et de Rabelais;* P. Souquet: *Les Écrivains pédagogues du XVI^e siècle;* Arnstädt: Rabelais als Pädagog, dazu G. Paris in der *Revue critique* vom 9. November 1872; Ch. Lenormant: *Rabelais et l'architecture de la Renaissance;* Ed. Bourciez: *Les Mœurs polies et la Littérature de Cour sous Henri II.*

Alles in allem: ein fleifsig gearbeitetes, sehr nützliches Nachschlagebuch, aber keine französische Litteraturgeschichte.

Berlin. S. Waetzoldt.

Geschichte der französischen Nationallitteratur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit. Von Fr. Kreyfsig. Sechste vermehrte Auflage in zwei Bänden, gänzlich umgearbeitet von Dr. A. Krefsner und Prof. Dr. J. Sarrazin. II. Band. Berlin, Nicolaische Verlagshdlg., 1889. 402 S. M. 6.

Kreyfsigs Litteraturgeschichte, oder vielmehr Schul- und Übersetzungsbuch, hat zwar fünf Auflagen — *faute de mieux* — erlebt und war auch in der fünften von Lamprecht wesentlich umgestaltet worden, aber erst jetzt hat sie eine Form erhalten, die den wissenschaftlichen Ansprüchen genügt. Dieser II. Teil beginnt mit Malherbe und reicht bis zu den neuesten Erscheinungen der Pariser Litteratur, so dafs er also schon seinem äufseren Umfange nach vollständiger ist als irgend ein anderes Kompendium der französischen Litteraturgeschichte. Die Abschnitte über das 19. Jahrhundert sind des Bearbeiters eigenstes Werk, die älteren Auf-

Digitized by Google

lagen beschränkten sich für diese Zeit auf dürftige Notizen. Ist der Herr Verfasser für diesen Zeitraum besonders kompetent, wie er denn auch das französische Drama des 19. Jahrhunderts und Victor Hugos Lyrik in besonderen Schriften behandelt hat, so sind auch seine Studien über das 17. und 18. Jahrhundert recht sorgfältig und eingehend. Besonders ist die fleifsige Benutzung der neueren Specialschriften ein Vorzug und die reiche, aber sorgsam ausgewählte bibliographische Übersicht eine Zierde, die das Buch von den vorhergehenden Auflagen günstig unterscheidet. Die naheliegende Befürchtung, dafs ein Franzose von Geburt über manche Eigentümlichkeiten des französischen Geisteslebens zu günstig urteilen möge, trifft glücklicherweise hier nicht ein, vielmehr urteilt der Herr Verfasser auch über die klassische Tragödie weit mehr vom deutschen als vom französischen Standpunkte. In Inhalt und Form kann also die Neubearbeitung nicht nur als Vervollkommnung und Erweiterung der älteren Vorlage, sondern auch als ein selbständiges Werk in völlig eigenartigem Geiste bezeichnet werden.

Natürlich ist Referent über einzelne französische Litteraturerscheinungen etwas abweichender Ansicht. So würde er Emile Zola viel günstiger, Victor Hugo viel ungünstiger beurteilt, Molières *Avare* nicht unter Plautus gestellt haben, u. a.; doch sind das Verschiedenheiten rein subjektiven Charakters. Positivere Ausstellungen haben wir nur wenige zu machen. S. 56 A ist die Bemerkung 'W. Kreiten, Molières Leben und Werke ... (mit einseitig polemischer Tendenz)' nicht ganz verständlich. Man könnte dabei an Polemik gegen Molière selbst denken, doch ist die Verketzerung der von Kreiten geplünderten deutschen Molière-Forscher wohl gemeint? Paul Lindau hätte in der bibliographischen Übersicht der Molière-Biographen wohl überhaupt gestrichen werden können, da sein Büchlein nichts Eigenes, höchstens einige romanhafte Ausschmückungen, sondern nur eine angenehm unterhaltende Popularisierung französischer Forschungen bietet. S. 57 taucht die unbewiesene Mitreise Molières nach Narbonne als Ludwigs XIV. Kammerdiener wieder auf. S. 161 wird der Vater des grofsen Mirabeau einfach als 'sittenlos' bezeichnet. Mit dem Mafsstabe seiner Zeit gemessen, war er nicht sittenloser, wohl aber geistig viel höher stehend, als die meisten seiner Standesgenossen. S. 381 A wird ein Artikel von G. Brandes über E. Zola (Deutsche Rundschau, Jan. 1888) sehr mit Unrecht als 'das Beste' über den französischen Romancier bezeichnet, hier hätten vor allem Hellers Besprechungen in der Zeitschrift für neufranzösische Litteratur hervorgehoben werden sollen. Für Brandes hat der Herr Verfasser überhaupt die in Deutschland zur Mode gewordene, aber keineswegs berechtigte Sympathie. Ist doch der internationale Schriftsteller neuerdings in einem Aufsatze des Herrigschen Archivs als ein ziemlich dreister Freibeuter gebrandmarkt worden. Doch sind das im Grunde kleine Mängel, die dem Werte der Bearbeitung und ihrer unzweifelhaften Überlegenheit über die älteren Auflagen keinen Abbruch thun.

Dresden. R. Mahrenholtz.

Digitized by Google

Französische Grammatik für den Schulgebrauch von Prof. Dr. Gustav Lücking. 2. verbesserte Auflage. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1889.

Die zweite Auflage des mit Recht geschätzten Buches ist das Ergebnis einer bis ins kleinste gehenden sorgfältigen Durcharbeitung des Textes von 1883, wobei der Verfasser die Wünsche und Ausstellungen der Kritik, soweit dieselben mit seinen eigenen Anschauungen vereinbar waren, berücksichtigt hat.

Der Vergleich mit der ersten Auflage ergiebt daher eine nicht unbedeutende Zahl von kleineren und gröfseren, zum Teil wesentlichen Veränderungen. Zunächst ist die Seitenzahl von 286 auf 308 angewachsen, und zwar teils infolge zahlreicher Erweiterungen des Textes, besonders auch durch Anmerkungen und Noten, teils durch eine bedeutende Vermehrung der Beispiele, im ganzen um etwa anderthalb hundert. Manche Beispiele sind durch andere ersetzt, welche nach Form und Inhalt gröfsere Beweiskraft besitzen. An den meisten Stellen, wo es nicht schon der Fall war, ist das reichlichere Anschauungsmaterial nach den im Text aufgeführten einzelnen Punkten geordnet und mit Hilfe von griechischen Buchstaben gegliedert worden. Gelegentliche Übersetzungsandeutungen erhöhen die Deutlichkeit und helfen Mifsverständnisse vermeiden. Man vergleiche z. B. die §§ 220, 245 und 246, 308 und 309, 420, um den bestimmten Eindruck zu gewinnen, dafs der Verfasser sich mit der gröfsten Liebe der Arbeit unterzogen hat, seinem Buche den möglichsten Grad von Vollkommenheit und Zuverlässigkeit zu geben. Selbst die Vorrede bringt zu einigen Paragraphen Ergänzungen und für das Verständnis von *ce* und *cela* ein recht umfassendes Material.

Der fettere Druck ist häufiger zur Verwendung gekommen als in der ersten Auflage, die Hinweisung auf verwandte Paragraphen ist überall erweitert und ergänzt.

Die Anordnung des Stoffes ist die gleiche geblieben. Nur sind die früher als Anhang bezeichneten §§ 425—434, welche von der Stellung des Subjekts zur Personalform handelten, neuerdings unter Umkehrung des Titels als ein Zusatz zu den §§ 132—135 (Übereinstimmung der Personalform mit dem Subjekt) bezeichnet worden, womit das Verhältnis zwischen Personalform und Subjekt jedenfalls einheitlicher zum Ausdruck kommt. In dem Texte der genannten Paragraphen ergeben sich daraus die entsprechenden Veränderungen. Sie an der zugehörigen Stelle, hinter § 135, unterzubringen, hinderte die Rücksicht auf Lamprechts Übungsbuch, welches sich paragraphenweise an die Grammatik von Lücking anschliefst.

Die §§ 102 (Übersicht der Zahlen) und 103 (Zahlen) sind zusammengezogen, wodurch sich die Paragraphenzahlen verschieben. Indem aber mit § 108 eine Übersicht über die Eigentümlichkeiten der Pronomina neu hinzutritt, stimmen beide Auflagen von § 109 an wieder überein. In § 115 A sind *différents, divers, maint* und *plusieurs* mit Recht aus der

Reihe der indefiniten Pronomina weggefallen und dafür in § 101, Anm. sowie in § 240, 1, Anm. 2 als unbestimmte Kardinalzahlen aufgeführt. Damit ist in der Syntax des Pronomen § 299 überflüssig geworden, eine Veränderung, die durch Trennung des übermäfsig langen § 301 *(tout)* in zwei Teile (§ 300 *tout* von der Zahl, § 301 *tout* vom Mafse) ausgeglichen wird. Endlich sind die beiden Zusätze des § 389, welche früher zwei neue Paragraphen ausmachten, in einen (390) zusammengezogen, und statt dessen ist ein neuer § 391 gebildet worden, den die früher unter § 378C, 5 zu findenden Konjunktionen *à mesure que* und *à proportion que*, nunmehr durch die Beziehung von *que* auf *à mesure* und *à proportion* erklärt, für sich in Anspruch nehmen.

Im ersten Teil (Lautlehre) finden wir in der neuen Auflage die Transskription für *ch* und *j*, sowie die Häkchen zur Bezeichnung des hohen und tiefen *a*. In § 15 werden 'fallende' Diphthonge wenigstens in einer Anmerkung erwähnt. Die Konsonanten werden, der neueren Phonetik entsprechend, als stimmlos und stimmhaft statt klanglos und klingend unterschieden. Die Beispiele für die Aussprache sind überall vermehrt (s. z. B. in § 36 *les échecs* mit 'lautendem' *e*). Während in § 44, Anm. 3 die erste Auflage bei dem Personalpronomen hinter der Personalform den Vollvokal von dem tonlosen *e* der Enklitiken *je* und *ce* unterscheidet, geht der neue Text von dem Gesetz der betonten Endsilbe aus, von dem nur *je* und *ce* ausgenommen sind. In § 45 ist in 3 der Redeton erwähnt. In dem Anhang zu diesem Teile ist der § 47 von der Silbentrennung auf Grund der neueren Gepflogenheiten der Académie umgearbeitet worden.

Im zweiten Teil (Formenlehre) finden wir beim Verbum z. B. die doppelte Schreibweise der Formen von *payer* (§ 58). In § 60 ist statt *je fleu(o)rissais* die dritte Person gesetzt; bei *vouloir* (§ 65) sind die Imperativformen *veuillons* u. s. w. als Hauptformen in den Text aufgenommen, die übrigen in eine Note verwiesen. In § 80 hat die Anmerkung über das Geschlecht von *gens* eine knappere und klarere Form erhalten. In § 93 ist das von Tobler beanstandete *livre tournois* (sowie *livre parisis)* in Wegfall gekommen. Auf Veranlassung desselben Kritikers ist in § 101 der Superlativ als ein Komparativ im Vergleich mit allen anderen Wesen der gleichen Gattung erklärt und demzufolge bei *aîné* ältere und *puîné* jüngere der deutsche Superlativ hinzugefügt. Von den unbestimmten Kardinalzahlen war weiter oben die Rede; *mille cent, le mille centième* u. s. w. haben Aufnahme gefunden.

In der Syntax (Teil III) des Verbums ist in § 128 der Begriff der Hilfsverben der prädikativen Beziehung aufgegeben und *faire* nicht mehr als kausatives Hilfsverbum bezeichnet. § 129 zeigt eine andere Anordnung der Verben, die mit *avoir, être* oder beiden konjugiert werden, wobei besonders Chassangs Autorität gegenüber der Académie für die Verben *partir, sortir, rester, tomber* betont wird. Die Beziehungen des Infinitivs und des Particips zu den Verhältnissen der Gegenwart und Vergangenheit, wie der realen und idealen Handlung finden in Anmerkungen der §§ 183

Digitized by Google

und 185 Berücksichtigung. Das Verzeichnis der Participien und Adjektive in § 186 zeigt sich vervollständigt. Beim Substantiv sind in § 202 die gebräuchlicheren Formen *grand-duché de Bade* und *ancien royaume de Naples* für *Bade* und *Naples* angeführt. Die Wiederaufnahme des als absolutes Satzglied vorangestellten Substantivs (§ 222) wird durch Nennung von *il, elle, ils, elles, le, la, les, de là* erweitert und das wiederaufgenommene Substantiv als logisches Subjekt u. s. w. bezeichnet. Die Benennung 'elliptisch' für Substantive und Infinitive im Ausruf, Titel u. s. w. (§§ 224, 225) ist vermieden und durch 'ohne Personalform' besser ersetzt. Die Beziehung des Particips auf ein vorangehendes absolutes Substantiv im Sinne eines Konzessivsatzes fehlte früher und ist in § 231 nachgeholt. — § 252 (über den Gebrauch von *en*) zeigt seinen Inhalt wesentlich klarer und übersichtlicher geordnet; ein Gleiches gilt z. B. von § 264 (das betonte Possessivum). Bedeutend erweitert ist § 280, indem das Verhältnis des Relativs zu seinem Satze und des Relativsatzes zu dem regierenden Satze erörtert wird. Andere Erweiterungen beziehen sich auf *lequel* (§ 282), *dont* (§ 286) u. s. w. In § 302 ist die einigermafsen seltsame Auffassung des *quelque* als Gradbestimmung vor dem 'Adjektiv' aufgegeben worden. — Bei den Adverbien findet sich zu Anfang (§ 306) eine längere Erörterung über die Stellung, welche in der ersten Ausgabe ganz fehlt. Überhaupt ist die 'Syntax der inflexiblen Wortarten' besonders reich mit Ergänzungen und Veränderungen sowie mit neuen Beispielen bedacht worden, wenn auch mit Ausnahme der oben angeführten abweichenden Behandlung des Anhangs der Haupttext sich meist gleichgeblieben ist.

So zeigt sich überall in der neuen Auflage das Streben, den Spracherscheinungen möglichst vollkommen gerecht zu werden und einen möglichst einfachen und einleuchtenden Ausdruck dafür zu gewinnen.

Es erscheint durchaus gerechtfertigt und ist ganz im Sinne unserer Zeit, wenn der Verfasser für die Behandlung der modernen Kultursprache an unseren höheren Schulen ein ebenso tiefes und gründliches Eindringen in Anspruch nimmt, wie es für die klassischen Sprachen verlangt wird. Zur Zeit freilich wird dieses Verlangen, selbst an unseren Realgymnasien, bei der Fülle der mit gleichen Ansprüchen auftretenden Lehrfächer und der knapp bemessenen Stundenzahl schwerlich Befriedigung finden, und es kann daher das Buch trotz seiner Vortrefflichkeit eben wegen seiner Ausdehnung und Vollständigkeit als 'Schulbuch' im engeren Sinne kaum betrachtet werden. Für den begabten und strebsamen Schüler jedoch, dem daran liegt, was er treibt, nicht oberflächlich, sondern gründlich zu betreiben, besonders wenn er sich für spätere philologische Studien vorzubereiten wünscht, ist das Buch ein unschätzbares Besitztum, und wir haben in diesem Sinne dem Verfasser für die auf die zweite Auflage verwendete grofse Mühe und Sorgfalt aufrichtig zu danken.

Berlin. **Fr. Bachmann.**

Digitized by Google

Le Français Parlé. Morceaux choisis à l'usage des étrangers avec la prononciation figurée par Paul Passy. Deuxième édition. Heilbronn, Henninger, 1889. VIII, 122 S. kl. 8.

Das Büchlein, das schon früher mit vielem Nutzen gebraucht wurde, darf in seiner neuen Gestalt noch weitere Erfolge hoffen.

Vor allem hat die Transskription, die nach dem Urteil des Verfassers selbst nur leicht geändert ist, in mehr als einer Hinsicht eine entschiedene Verbesserung erfahren. Schon allein die Unterdrückung der Bindestriche zwischen den Wörtern des einzelnen Sprechtaktes ist ein Gewinn, denn die Schrift erscheint klarer und einfacher, und sie ist sicherer zu lesen, weil jedes Wort als einheitliches Lautbild erhalten ist. Die Sprechtakte sind durch gröfsere Zwischenräume genügend gegeneinander abgegrenzt. Die störenden Gedankenstriche, die das Satzende anzeigten, sind ebenfalls weggeblieben, indem der Punkt auf der Linie, der früher Längezeichen war, in sein natürliches Amt wieder eingesetzt wurde. Eine weitere Neuerung haben wir in der Bezeichnung des tonischen Accents durch ein ' hinter der betreffenden Silbe; früher war derselbe ganz unbezeichnet. Doch fehlt das Zeichen auch jetzt in drei Fällen: 1) hinter der letzten Silbe mehrsilbiger Wörter, bezw. hinter deren vorletzter Silbe, wenn die letzte ein tonloses *e* enthält; 2) wenn der Tonsilbe unmittelbar ein Interpunktionszeichen folgt; 3) hinter der letzten bezw. vorletzten Silbe eines Verses. Mit Bezug auf den ersten Fall dürften wir uns positiver so ausdrücken: das Accentzeichen wird in Prosa nur dann gesetzt, wenn der Ton auf einem einsilbigen Worte liegt, und wenn er in mehrsilbigen Wörtern eine andere als die letzte tonfähige Silbe trifft. Indessen gesteht Referent, dafs er nur diese letztere Bedingung als zwingend für die graphische Bezeichnung des Accentes ansehen kann; denn das einsilbige betonte Wort ist durch seine Stellung am Ende des Sprechtaktes hinreichend markiert. Übrigens ist der Verfasser hier auch gar nicht konsequent, er hat sich vielfach mit dem blofsen Spatium begnügt. In der Poesie finden wir, was Verfasser nicht ausdrücklich hervorhebt, am Ende eines jeden Sprechtaktes aufser dem letzten im Vers das Accentzeichen, ohne dafs darum auf das Spatium verzichtet wäre. Diese häufige Wiederkehr desselben Zeichens wirkt zwar infolge ihrer Regelmäfsigkeit nicht verwirrend, aber einen rechten Nutzen davon vermag Referent nicht abzusehen. Das Streben nach Mäfsigkeit zeigt sich indessen auch hier, indem das Versende vom Accentzeichen frei gehalten wird; und dieses Mafsvolle, das die ganze phonetische Behandlung des Textes charakterisiert, mufs mit Freude und Dank anerkannt werden.

Neu ist die Angabe der Intonation. Der Verfasser hat sich aber bei dieser Neuerung, zu der er sich nur auf dringenden Wunsch anderer entschlossen, nicht verhehlt *qu'avec l'imperfection de nos connaissances et de nos moyens de représentation, ces signes sont absolument insuffisants pour donner une idée exacte de l'intonation française* (S. IV). Wir können diesen Worten nur durchaus beistimmen, sehen aber gleich-

wohl in der Neuerung eine Verbesserung, wie ungefüge die Zeichen auch an sich sind.

Auch die Lautzeichen haben durch die Bemühung des Verfassers, sein phonetisches System dem internationalen System der phonetischen Transskription anzupassen, einige Veränderungen erfahren. Eine Änderung aber, die nicht auf dieses Streben zurückzuführen ist, sondern die einen schweren Fehler der ersten Auflage ausmerzt, liegt in der graphischen Scheidung des *e sourd* und des offenen ö-Lautes. Früher waren z. B. *le* und *leur* vokalisch gleichgestellt: *lo̤* und *lo̤.r*. (Der Punkt hinter dem *o̤* in *lo̤.r* war nur Länge-, nicht Lautzeichen.) Jetzt lesen wir *lə* und *lœr*.

In der Liste der phonetischen Charaktere hat jetzt jeder Vokal zwei Musterwörter, einerseits wohl um denselben Wert in verschiedener orthographischer Wiedergabe zu zeigen, andererseits um die Einflufslosigkeit des folgenden Konsonanten zu erweisen, der doch z. B. im Deutschen den Klang des Vokals oft modifiziert. Weggeblieben ist die ehemals hier folgende Tabelle, welche dieselben Zeichen mit den annähernden Werten in den verschiedenen germanischen Sprachen angab. Diese Gegenüberstellung konnte leicht nachteilig wirken, indem sie zu germanischer Aussprache des Französischen verleitete. Es ist entschieden zu billigen, dafs Verfasser an dieser Stelle lieber einige Specialwerke über französische Lautbildung empfiehlt.

Auch die Bemerkung über die Skansion französischer Verse begegnet uns in der zweiten Auflage nicht. Sie war mehrfach nicht bestimmt genug gefafst und hatte vielleicht einen zu breiten Raum erfüllt. Aber ihre gänzliche Unterdrückung ist doch zu bedauern.

Dagegen hat das Buch als Zuwachs ein Inhaltsverzeichnis auf der letzten Seite erhalten.

Was die Texte anlangt, so finden wir Änderungen in Auswahl und Reihenfolge. Nr. 2 *Les deux palmiers* und Nr. 6 *L'école américaine* sind gefallen, weil der Verfasser für diese Stoffe nur geringes Interesse zu finden glaubte. Von den Gedichten fehlt *La chanson de Fortunio*. Dafür sind neu hinzugekommen: *La maison qui marche*, eine kleine humoristische Erzählung von Saint-Simon, und *Les parlers français*, ein etwas umfänglicher Abschnitt aus einer Rede von Gaston Paris. Die Zahl der Prosastücke ist also die gleiche geblieben (12), während wir ein Gedicht weniger haben (8 statt 9). — In der Orthographie ist Verfasser konservativer geworden: *longtems, ornemens, parens* und dergleichen Wörter sind wieder durch *longtemps, ornements, parents* u. s. w. ersetzt. — Die Reihenfolge der Stücke ist geändert, um einen allmählich vom Familiären bis zum Oratorischen und Poetischen aufsteigenden Stil verfolgen zu lassen. Demgemäfs ist auch die Aussprache der ersten Stücke ganz familiär, zeigt alle Elisionen, Kontraktionen und Assimilationen der familiären Ausdrucksweise, um sich dann nach und nach zur Feinheit des litterarischen, des oratorischen und des deklamatorischen Stils zu entwickeln. Dies Verfahren ist unserer Meinung nach mit lebhafter Genugthuung

Digitized by Google

zu begrüfsen; denn so erst wird uns ein wahres Bild der lebendigen Sprache entworfen. Übrigens tritt das gleiche Bestreben auch schon in der ersten Auflage, dort nur weniger entschieden, hervor. — In Einzelheiten der Aussprache soll hier nicht eingegangen werden, doch sei gesagt, dafs Verfasser jetzt in einsilbigen Wörtern vor *s* ein geschlossenes *e* hört: *mes, les, ces, c'est à dire* erscheinen als *me, le, se, setadi:r* u. s. f. Die Neigung, das tonlose *e* im Wortauslaut nach Kons. + *r* oder + *l* zu tilgen, ist mäfsiger geworden; viel häufiger erscheinen die fraglichen Wörter mit dumpfem oder halbverstummendem End-*e*.

Viele alte Druckfehler sind gebessert, manche neue haben sich aber eingeschlichen sowohl in den Text wie in die Transskription. Einige nur seien hier angemerkt: *interieurement* (S. 24, 19), *connait* (S. 32, 28), *rafraichit* (S. 34, 26), *decrire* (S. 66, 20), *m'ecriai-je* (S. 70, 9), *on appelle ces peuples romans* st. *on appelle ces peuples les peuples romans* (S. 82, 24), *lés* st. *les* (S. 90, 19), *c'est histoire* st. *c'est l'histoire* (S. 98, 16), *œrœp* st. *œrɔp* (S. 89, 15) u. s. f. Die Transskription ist übrigens viel sorgfältiger behandelt als der Text.

Alles in allem genommen dürfen wir die zweite Auflage des beliebten Werkchens als eine wesentliche Verbesserung betrachten und somit weiteren Kreisen angelegentlich empfehlen.

Berlin. Fr. Speyer.

Neue französische Grammatik für den Kaufmann und für Gewerbtreibende. Zum Gebrauch in Handels- und Gewerbeschulen, sowie zum Selbstunterricht. Von M. E. Mey, Chef der Firma Mey & Edlich in Plagwitz-Leipzig, und Prof. Dr. Rud. Thum, Direktor der Realschule zu Reichenbach i. V. Sechste Auflage. Leipzig, G. A. Glöckner, 1889. VIII u. 261 S. M. 2,25.

Aus den vor dieser sechsten Auflage abgedruckten Vorworten zu den ersten fünf Auflagen ist, da dieselben weder Unterschrift noch Datum haben, nichts über die Zeit ihres Erscheinens zu ersehen. Auch spricht in denselben auffälligerweise immer nur ein Verfasser, während der Titel zwei, Mey und Thum, aufweist. Es scheint aber, als ob die erste Auflage vor nicht mehr als etwa zehn Jahren erschienen ist; und das beweist hinlänglich die Brauchbarkeit des Buches für seinen Zweck. Dasselbe bildet einen Teil von 'Prof. Dr. R. Thums Sprachlehrbüchern' und soll die erste Arbeit des Kaufmanns leiten, der vom Französischen durchaus nur das lernen will, was er zur Handelskorrespondenz nötig hat. Weitere Übung bietet dann derselbe Verlag in einer 'Konversationsschule' in zwei Stufen und 'Gesprächen aus dem Geschäftsleben'. Von den 261 Seiten des Buches sind 85 Seiten Übungsstücke, durchweg mit Interlinearversion, und dadurch für den Kaufmann, der seine vielleicht wenig umfangreiche Mufse zur Aneignung des ihm notwendigen Französisch anlegen will, sehr brauchbar, da er nie nach einer Vokabel zu suchen hat. Jedes der dreifsig Kapitel bietet zuerst einen Teil Grammatik, der nur das Unent-

Digitized by Google

behrlichste aus jedem Abschnitt enthält; dagegen enthalten hinter jedem Übungsstück ziemlich umfangreiche Anmerkungen, auf welche durch Zahlen im Stück verwiesen ist, die zum Überblick nicht erforderlichen Punkte grammatischen Wissens mit Einschlufs stilistischer Bemerkungen. Besonders zu rühmen ist, abgesehen von der Wahl des Unterrichtsstoffes, die Behandlung der Präpositionen, denen 15 Seiten gewidmet werden, und zwar so, dafs auf 9 Seiten zuerst die französischen Präpositionen in ihren geläufigsten Verbindungen alphabetisch gegeben werden und dann auf 6 Seiten ebenso die deutschen; dies letztere ähnlich wie in Plötz' Schulgrammatik. Diese Art wäre mancher Schulgrammatik zu wünschen, da in diesem Punkte die Lektüre unmöglich alles bieten kann, was dieses Kapitel erfordert; denn ohne die Präpositionen in richtiger Verwendung ist das eigentliche Kolorit einer fremden Sprache nicht zu erlangen. — Über die oft recht dilettantenhafte Fassung der Regeln und Erklärungen soll mit dem Verfasser hier nicht gerechtet werden; vielleicht ist dieselbe für den vorausgesetzten ziemlich niedrigen Bildungsstandpunkt des Schülers ganz praktisch. Aber Verfasser mufs es dann auch unterlassen, über Anordnung grammatischen Stoffes und über Kunstausdrücke der französischen wissenschaftlichen oder Schulgrammatik, die er für falsch oder unpraktisch hält, Ausdrücke zu gebrauchen wie 'sinnlos' oder 'ich begreife die pädagogische Weisheit nicht' u. ä. Namentlich mufs er es nicht 'sonderlich finden, dafs es noch Deutsche giebt', die zwischen *derjenige, welcher* ein Komma setzen, wenn er selbst es durchgehends thut. — Ich habe beim Durchlesen des Buches das Gefühl gehabt, dafs ein junger Kaufmann, der dasselbe nach den S. 1—4 gegebenen Vorschriften benutzt, an demselben einen sicheren Wegweiser und nach jeder Stunde Arbeit das ermunternde Gefühl hat, eine bestimmte Menge von Dingen gelernt zu haben, die er sofort verwerten kann; doch hätte es sich dazu vielleicht noch mehr empfohlen, den ganzen Unterricht wesentlich auf dem Übungsstück aufzubauen, wie dies Toussaint-Langenscheidt so geschickt und erfolgreich gethan haben. — Schliefslich kann ich meinen Zweifel nicht unterdrücken, ob Handels- und Gewerbeschulen sich auf ein so eng begrenztes Gebiet des Lehrstoffes beschränken dürfen; es sei denn, dafs sie Fachschulen im ausschliefslichsten Sinne des Wortes sein wollen, d. h. dafs sie nur Schüler haben, welche über das Alter des allgemeinen Schulzwanges (14 Jahr) hinaus sind. Für jüngere wäre eine solche Beschränkung des Lehrstoffs bedenklich und aufserdem weder nötig noch wünschenswert. Denn ein Schüler, der bis zum vollendeten vierzehnten Lebensjahr Französisch, etwa in der Weise und in der Ausdehnung unserer Berliner Höheren Bürgerschulen, gelernt hat, wird mit Leichtigkeit, wenn er Kaufmann wird, die Handelskorrespondenz erlernen, bis sie ihm frühestens anvertraut werden wird. — Die Ausstattung und Drucklegung verdienen alles Lob; ich habe an Druckfehlern nur ein *ètant* S. 173 und *ce moi* (ohne *s*) S. 241 gefunden; S. 140 Z. 4 v. u. fehlt dem *pour* das *p*, S. 128 Z. 1 v. o. der Futurendung *ai* das *i*.

Berlin. **Otto Kabisch.**

Digitized by Google

Die Aussprache des französischen unbetonten e im Wortauslaut. Von Dr. Adolf Mende. Zürich, Jacques Meyer, 1889. 126 S. gr. 8.

Indem der Verfasser dieses Werkes feststellt, dafs neuerdings die Erörterung über das unbetonte *e* wieder lebhaft geworden ist, erhebt er — und das mit vollem Recht — Klage über die Behandlung, die seiner schon im Jahre 1880 erschienenen *Étude sur la Prononciation de l'E muet à Paris (Londres, Trübner & Co.)* widerfahren ist. Wiewohl die Kritik sich seinerzeit über diese Arbeit überaus anerkennend ausgesprochen hat, ist dieselbe doch von keinem der Forscher, die inzwischen das gleiche Gebiet angebaut, auch nur mit einem Worte erwähnt worden. Im Tone ernster, aber sachlicher Beschwerde weist Verfasser darauf hin, dafs er eine Beachtung um so mehr verdient zu haben glaube, als z. B. das Werk von Lubarsch 'Über Deklamation und Rhythmus der französischen Verse', Leipzig 1888, in einer ganzen Reihe von Sätzen dieselben Beobachtungen mitteilt, die Mende schon vor acht Jahren als besonders wichtig hervorgehoben.

Während aber in der *Étude* die Forschung nur auf moderne Verhältnisse beschränkt war, sucht der Verfasser nun, indem er seine alten Resultate, freilich vielfach erweitert, wieder in Erinnerung bringt, zugleich auch die frühere Aussprache des betreffenden Lautes durch die Jahrhunderte der Sprachentwickelung zu verfolgen. Diese Arbeit ist mit einer Gründlichkeit durchgeführt, die noch höhere Anerkennung verdient als das methodische Geschick der Forschung und das feinsinnige Urteil, das den Verfasser überall auszeichnet. Im grofsen Ganzen mufs die Kritik der Methode und den Resultaten rückhaltlos zustimmen; zum Einzelnen kann erst mit der Zeit durch eine genaue Nachprüfung Stellung genommen werden. Zweckvoller als eine Recension erscheint daher in diesem Augenblick ein Referat über Gang und Ergebnisse der wichtigen Untersuchung Mendes.

Die Beobachtung der Pariser Aussprache führte den Verfasser zu der überraschenden Erkenntnis, dafs das tonlose *e* ganz allgemein — namentlich aber im Wortauslaut — in zwiefach verschiedener Weise behandelt wird. Es wird bald gesprochen, bald nicht. Gebildete Franzosen hielten die Unterdrückung des Lautes für eine Nachlässigkeit. Selbst wenn der Verfasser dem beipflichten könnte, müfste er doch eine nachweisbare Ursache annehmen. Wenn ferner diese sogenannte Nachlässigkeit allgemein verbreitet ist, mufs sie im Geiste der französischen Sprache begründet sein.

So scheinen sich für diese wissenschaftliche Arbeit drei Zielpunkte zu ergeben:

1) der Nachweis, dafs die Pariser Aussprache mustergültig und die eigenartige Behandlung des tonlosen *e* darin allgemein gleichmäfsig ist;

2) der Nachweis, dafs in der That die Unterdrückung des *e* sich durch alle Epochen der französischen Sprachgeschichte verfolgen läfst;

Digitized by Google

3) die Aufstellung der Fälle, in denen Unterdrückung stattfindet;

4) Angabe der phonetischen Ursachen für diese Erscheinung.

Der letzte Punkt bedurfte keiner eingehenden Bearbeitung, denn jeder einzelne Fall ist deutlich genug erkennbar dem Streben nach Erleichterung der Aussprache entsprungen. Der erste Punkt wird durch Berufung auf sieben Autoritäten erledigt. Die Punkte 2 und 3, die natürlich in der Behandlung vielfach zusammenfallen, bilden den eigentlichen Kern der Arbeit. Jeder einzelne Abschnitt derselben erfüllt den höheren Zweck, die aufgestellten Regeln als im Sinn und Geist der französischen Sprache liegend zu beweisen.

Die Arbeit zerfällt in zwei Hauptteile: der erste behandelt die einsilbigen, der zweite die mehrsilbigen Wörter. Jeder Hauptteil ist wieder dreifach gegliedert, indem zuerst das Verhalten der betreffenden Wörter vom 9. bis 16. Jahrh., dann vom 16. bis 19. Jahrh., zuletzt im 19. Jahrh. untersucht wird. Das erste Drittel des ersten Hauptteils müfste diesem Einteilungsprincip gemäfs ebenfalls in zwei Abschnitte zerfallen:

1) ' nach Vokalen, und zwar a) vor Vokalen, b) vor Konsonanten:

2) ' nach Konsonanten, und zwar a) vor Vokalen, b) vor Konsonanten.

Aus inneren Gründen ist aber diese symmetrische Anordnung hier nicht durchgeführt. Wir haben vielmehr:

1) ' nach Vokalen, a) vor Konsonanten, b) vor Vokalen;

2) nach Konsonanten und vor Vokalen;

3) nach und vor Konsonanten.

Das unbetonte *e* ist durchweg mit ' bezeichnet.

Wir verzeichnen im Folgenden kurz die Ergebnisse Mendes, soweit sie die gegenwärtige Aussprache des tonlosen *e* betreffen.

Mende studierte dies ' 1) in einer beträchtlichen Zahl von Vorstellungen im Théâtre Français und im Odéon, und zwar von versifizierten und prosaischen Stücken;

2) in den Vorlesungen einer ganzen Reihe von bedeutenden Gelehrten;

3) in den Gottesdiensten der berühmtesten derzeitigen Kanzelredner von Paris;

4) bei und nach der Unterhaltung mit gebildeten Parisern. — Die Beobachtungen, die Mende hierbei machte, hat er schon in seiner *Étude* mitgeteilt; er druckt jetzt die betreffende Stelle jener Schrift wieder ab. Er fand allerdings, dafs die Schauspieler das *e* unserer Monosyllaben — von gewissen Ausnahmen abgesehen — etwas häufiger hören lassen als in der Konversation; aber das geschieht nach seiner Meinung nicht um des Verses willen, den sie lediglich durch stärkere Betonung seiner vorletzten Silbe markieren, sondern unbeabsichtigt, indem der Ernst des Gegenstandes und der Zwang, sich einem grofsen Auditorium verständlich zu machen, sie zu langsamerem Sprechen bringen. In öffentlichen Vorlesungen an der Sorbonne und am Collége de France werden die *e* der Monosyllaben ganz wie in der Konversation behandelt. Welches aber ist diese Behandlungsweise? Welches sind ihre Regeln? Vier Hauptregeln werden von Mende aufgestellt.

Digitized by Google

Das *e* in einsilbigen Wörtern.

1) Nie können zwei aufeinander folgende Silben ihr *e* verlieren; es sei denn, daſs das erste *e* einem proklitischen Worte angehört, das zweite lautlos in der ersten Silbe eines mehrsilbigen Wortes steht: *jeu' d'meure pas là.*

2) Nur *ce, je, le* (Artikel und Pronomen), *me, se, ne* und gelegentlich auch *de* und *te* können enklitisch sein, aber auch nur, wenn das vorhergehende Wort auf betonten Vokal endigt und nicht mehr als zweisilbig ist, oder wenn es eins der Monosyllaben ist, dessen *e* wie *eu* ausgesprochen wird: *que j'parle.*

3) Zwei dieser Wörter am Anfang eines Satzes geben das erste *e* dumpf, das zweite lautlos. Im Inneren des Satzes ist die Sache umgekehrt, sobald die Bedingung unter 2 erfüllt ist. Dasselbe ist der Fall, wenn mehr als zwei solcher Wörter einander folgen: *jeu n'leu r'trouve pas.*

4) Proklitisch sind *ce, de, je, que* und zuweilen *te*. Proklise kann stattfinden, wenn das vorhergehende Wort nicht mit *e* schlieſst und das folgende in erster Silbe kein lautloses *e* hat, und wenn der Anfangskonsonant dieses Wortes nicht zu hart ist, um mit dem proklitischen Konsonanten gesprochen zu werden: *j'lève.*

Das *e* in mehrsilbigen Wörtern.

1) *e* lautlos nach einf. Kons., immer in Prosa, beinahe immer im Vers, aspiriertes *h* ausgenommen: *fait's au moins le reste.*

2) *e* oft ausgesprochen in der Poesie, selten in Prosa, nach einem Konsonanten, dem ein Vokal vorangeht: *en grand' pomp'.*

3) *e* immer stumm in Vers und Prosa nach einem Doppelkonsonanten, ausgenommen *l mouillée* und *tt: un' flamm' toute divine.*

4) *e* nicht stumm, sondern wie *e* im deutschen Wort 'Liebe' lautend, also gleich ganz schwachem *a*: vor einem oder mehreren Konsonanten und nach bestimmten Konsonantengruppen (und zwar in Prosa, Vers und Kanzelvortrag). Diese Konsonantengruppen sind sowohl mut. c. liqu. als liqu. c. mut., liqu. c. liqu., mut. c. mut. — Dieser Regel folgen 1) die Endungen *e* und *es* in Subst., Adj., Adv., Präpos. vor konsonantischem Anlaut, und die Endung *es* auch vor Vokalen; 2) die Verbalendungen *es* und *ent* vor Vokalen und Konsonanten, und *e* nur vor Konsonanten. Sie findet namentlich in der Frageform häufige Anwendung.

Indem nun Mende gegen einzelne Autoritäten, die einen mehr oder minder hörbaren Laut des *e* nach Konsonant behaupten, polemisiert, macht er die interessante Bemerkung, daſs die hauptsächlichsten Konsonanten, die hier in Betracht kommen, *p, t, qu, b, d, g, r, x* mit einer ganz ähnlichen Mundstellung auslauten, wie die, welche zur Hervorbringung des *e* nötig ist, also leicht eine Täuschung des Hörers verursachen können. Hierauf zeigt Mende, daſs ein *e*, welches nach den unter Regel 4 genannten Konsonantengruppen hörbar ist, einen bedeutenden Einfluſs auf die Quantität des Vokals der vorhergehenden Silbe ausübt. Dieser Vokal erscheint nämlich stets kurz auſser vor *bl*, oft auch vor *tr* und *vr*. Der Vokal, der den Hauptton trägt, hat also ein Quantum seiner Tonfülle an

das ' abgegeben. Hier findet sich noch eine weitere sehr feine Bemerkung. Wo das ' apokopiert wird, da haben wir ungemein häufig in der Pänultima lange Vokale. Es scheint nun dem Verfasser, dafs die Sprache hier eine durch das Verstummen des ' erlittene Einbufse an Klangfülle durch Längung jenes Vokals ersetzt habe. In diesem Umstand erkennt Mende die Hauptursache des ewigen Streites über die Aussprache des ' im Vers. Bei vielen ' wird das Ohr getäuscht, indem durch stärkere Dehnung des Vokals dieselbe Zeit in Anspruch genommen wird, die zur Aussprache des weniger gedehnten Vokals mitsamt dem ' nötig wäre. In der minder nachdrucksvollen Prosa fällt aber jene Dehnung weit weniger auf. — Auch auf die Aussprache der vorangehenden Konsonanten wirkt das ' in bedeutendem Umfang ein: man vergleiche z. B. *veuf veuve, sec sèche, doux douce, bas basse, voisin voisine.*

Nun folgt eine grofse Reihe von Belegstellen zur Aussprache des ' nach Doppelkonsonanz, aus denen der Verfasser die oben angegebene Regel abstrahiert hat. Alle angeführten Beispiele beweisen, dafs das ' auch noch im Neufranzösischen ein euphonischer, d. h. die Aussprache erleichternder Laut ist.

Mende glaubt nunmehr durch seine ganze Abhandlung nachgewiesen zu haben: 1) die grofse Bedeutung, welche die richtige Behandlung des unbetonten ' im Wortauslaut stets hatte und noch heute hat; 2) die Möglichkeit, in der scheinbaren Regellosigkeit der Aussprache dieses ' bestimmte Regeln auffinden zu können; 3) die Gewifsheit, dafs die Mehrzahl dieser Regeln sich durch die ganze Geschichte der französischen Aussprache verfolgen läfst. Ob indessen Mende in seiner Polemik gegen die Ansichten von Tobler und von Thurot überall glücklich ist, möchten wir bezweifeln.

Wir dürfen jedoch sagen, dafs es dem Verfasser gelungen ist, über die formellen Resultate hinaus auch wertvolle materielle Aufschlüsse zu geben. Dieselben sind in teilweise leicht veränderter und, wie Referent glaubt, etwas klarerer Fassung auf S. 211 f. dieses Berichtes dargestellt.

Berlin. Fr. Speyer.

Französisches Lesebuch für Real- oder Mittelschulen und ähnliche Anstalten. Herausgegeben von H. Breitinger und J. Fuchs. Zweites Heft. Dritte Auflage, neu bearbeitet von J. Gutersohn, Prof. an der Grofsh. Realschule in Karlsruhe i. B. — Frauenfeld, J. Huber, 1889. VIII und 112 S.

Die vorliegende dritte Auflage ist fast zur Hälfte, S. 1—47, vollkommen neu. Das auf diesen Seiten gebotene Material ist zunächst auf elf Seiten ein *Résumé de l'Histoire de France,* nach Blanchet-Pinard in tabellarischer Kürze und besonders einfacher Sprache als *Sujets de conversations* zurecht gemacht. Da auch der übrige Lesestoff sich wesentlich um die Geschichte Frankreichs dreht, so wird man an jeder beliebigen Stelle der Lektüre auf dieses *Résumé* als Konversationsstoff zurückgehen

Digitized by Google

können. Weiteren Stoff bieten dann auch die am Ende des Buches befindlichen fünf Seiten Anmerkungen, die in gutem und leicht verständlichem Französisch geschrieben sind. Diese beiden Punkte bilden keinen geringen Vorzug des Buches. Auch die übrigen Lesestücke sind aus guten französischen Schriftstellern geschickt ausgewählt; namentlich seien Nr. 14 und 15 hervorgehoben, welche nach knappen geschichtlichen Einleitungen über Louis XI. (nach Magin) und Louis XII. (nach Hanriot) je ein Gespräch zwischen einem dieser Könige und einem bedeutenden Zeitgenossen (nach Fénelon, *Dialogues des morts)* geben und jedenfalls sehr anregend auf die Schüler wirken müssen. Die beschreibende Prosa kommt auf 17 Seiten zu ihrem Recht. — Die Auswahl der Gedichte (20) sagt mir weniger zu. Mag man immerhin meinen, von dem charakteristischen Zuge der französischen Dichtung zur Rührseligkeit und Empfindelei, sowie zu aufdringlichem Moralisieren in den Jugendgedichten müsse auch der Schüler praktische Anschauung gewinnen, so sind doch sechs oder sieben Gedichte dieser Art unter zwanzig ein zu grofser Teil. Lafontaine hat zu viele gute Fabeln geschrieben, als dafs man eine so schwache wie *Le Héron* zu nehmen brauchte; N. Grozelier, *Le père instruisant ses enfants* ist ledern; von Florian giebt's viel Besseres als *Le danseur de corde et le balancier;* V. Hugo, *Pour les pauvres* und *Prière pour tous* sind nicht für den fünfzehnjährigen Knaben; freilich noch viel weniger Jean Reboul, *L'ange et l'enfant.* Der Bäckermeister von Nîmes, dessen dichterische Begabung nicht bestritten werden soll, nimmt mit seinen Gedichten, die er zu seiner Erholung machte, wenn er seine Semmeln gebacken hatte (aber nicht abends, wie in der Anm. steht; denn Bäcker haben am Tage, namentlich vormittags, ihre Mufse), doch nicht die Stellung in der französischen Litteratur ein, dafs ein Gedicht von ihm unter einer so kleinen Auswahl (20) eine Stelle finden müfste. — Form und Inhalt des gebotenen Lesestoffs entspricht seiner geringen Schwierigkeit nach dem Standpunkte beider Tertien oder allenfalls noch einer Untersekunda einer höheren Lehranstalt, aber nicht 'der oberen Klassen', wie im Vorworte steht; freilich steht dabei als Altersgrenze 14—16 Jahr, und die schliefst die Prima ohnehin aus. Aber auch für Obersekunda, wo das Durchschnittsalter 16 Jahr ist, pafst der Stoff nicht mehr, und sollte man wohl auch von einem Lesebuche absehen, es sei denn, dafs man das in Tertia benutzte zur Wiederholung wieder hervorsucht. Was der Verfasser als die Hauptaufgabe eines Lesebuches betrachtet, 'in die Geschichte, Volkskunde, Geographie und Kulturgeschichte des betreffenden Landes einzuführen', ist so allgemein anerkannt, dafs die Behauptung, es seien bis jetzt nur wenige französische Lehr- (!) und Lesebücher erschienen, welche in bewufster und ausgesprochener Weise diesen Zielen zustreben, etwas überraschend wirkt. Es haben wohl die meisten guten Lesebücher diesem Ziele zugestrebt; dafs sie es im Vorwort nicht jedesmal ausdrücklich gesagt haben, ist kein Fehler; dafs sie es unbewufst gethan, kann Verfasser gewifs nicht beweisen; und wenn er es könnte, so träfe die Verfasser kein Vorwurf. Es ist schade, dafs

so viele Herausgeber von Schulbüchern glauben, die Existenz- oder Erscheinungsberechtigung ihres Buches aus dem Umstande herleiten zu sollen, dafs alle vorhandenen Bücher gleicher Art einen oder viele erhebliche Mängel haben, denen ihr Buch allein abzuhelfen vermag. Die Zahl der in Deutschland erforderlichen Schulbücher ist so grofs, dafs, wenn jedes neu erscheinende nur berechtigt sein sollte, wenn es Epoche macht, bald fühlbarer Mangel oder schreckliche Einförmigkeit eintreten müfste. Es kann gar nicht anders sein, als dafs jedes Buch, wenn es nur überhaupt mit solcher Hingabe und praktischen Erfahrung gearbeitet ist, dafs es einen Charakter hat, auch Lehrer findet, die sich durch denselben angezogen fühlen und gern nach demselben unterrichten wollen. — Die Drucklegung des Buches ist sorgfältig; der Druck könnte weiter und gröfser sein, ist aber leidlich klar. Man wird das Buch mit gutem Erfolge verwenden können.

Berlin. Otto Kabisch.

Album poétique, dédié à la première jeunesse par Marie Meyer (M. Senz), avec un mot de préface de W. Stieffelius, ancien pasteur français; 6me édition. Berlin, H. Sauvage, Libraire, 1889.

Wie sich aus dem Titel und dem Vorworte ergiebt, ist das Buch, welches teils zur Lektüre, teils zu Gedächtnisübungen dienen soll, für das zartere Alter, und zwar etwa für das 7. bis 13. Lebensjahr, bestimmt. Damit rechtfertigt W. Stieffelius, dafs die Verfasserin es unternommen hat, die lange Reihe der französischen Gedichtsammlungen um eine neue zu vermehren; denn jene sind für das reifere Alter bestimmt und bewegen sich daher entweder nur im klassischen Jahrhundert, oder bezwecken, Musterbeispiele aus allen Litteraturepochen zu geben, oder sie berücksichtigen hauptsächlich den Fortschritt des Stils und der Verskunst des modernen Französischen.

Um die Fassungskraft des genannten Alters nicht zu überschreiten, hat die Verfasserin eine Auswahl von Fabeln und kleinen sinnreichen Erzählungen getroffen, deren Moral den Kindern verständlich sein soll. Dazu gesellen sich Geburtstags- und Neujahrswünsche, Morgen- und Abendgebete. Eingestreut sind aufserdem eine Reihe von *Pièces de surprise*, welche zugleich die Neugierde der Kinder erwecken und Lachen erregen wollen; denn, sagt der Vorredner, *'pourquoi ne pas les amuser en les instruisant?'* ein pädagogischer Grundsatz, dem wir gern beipflichten. Unter den Verfassern, denen die Gedichte entlehnt sind, finden wir zunächst La Fontaine mit 16 und Florian mit 7 Fabeln. Es sind die bebekanntesten und gebräuchlichsten. Soll aber eine Fabel dem Kinde mehr als ein blofser Scherz sein, der seine Aufmerksamkeit erregt, weil er sich in ein auffallendes Gewand kleidet; soll ihre tiefere Bedeutung dem kindlichen Verständnis näher gebracht werden können, so mufs sich dieselbe an Vorgänge aus der Umgebung des Kindes, aus dem Leben und

Digitized by Google

der Geschichte, soweit dieselben ihm bereits zugänglich sind, anknüpfen lassen, und das dürfte bei Fabeln wie *La grenouille qui veut se faire aussi grosse que le bœuf, L'âne vêtu de la peau du lion,* oder gar *Le singe qui montre la lanterne magique* schwer zu erzielen sein, wenigstens dem Alter gegenüber, welches die Herausgeberin im Auge hat. Ebenso werden Stücke wie *L'enfant qui dort* und *La tombe et la rose* von Victor Hugo, oder *Les oiseaux* von Béranger wegen ihres Bilderreichtums und ihrer Gedankentiefe als ungeeignet erscheinen müssen, und ähnliche Bedenken lassen sich noch gegen manches andere der aufgenommenen Stücke geltend machen. Reizend sind dagegen manche Sachen von Mlle. Almstedt (z. B. *A ma poupée),* Adélaïde Montgolfier (bes. *La marguerite),* Mme. Desbordes-Valmore, sowie die Liedchen *Le dindon, Le hanneton, Le papillon et l'abeille, Chant de mai* und anderes.

Wenn somit auch die Auswahl der Gedichte im ganzen als zutreffend und geschickt bezeichnet werden mufs, so lassen sich doch einige schwere Bedenken gegen die Anwendung des Buches etwa in Mädchenschulen nicht unterdrücken. Auf den ersten 14 Seiten nämlich finden wir alte Bekannte, elf unserer schönen alten Kinderfabeln von Wilhelm Hey, in der Übersetzung von Gubitz. Da das Buch in der Anordnung des Stoffes allmählich mit dem Alter fortschreitet, so werden diese Gedichtchen gerade der zartesten Jugend dargeboten. Ohne näher erörtern zu wollen, aus welchen guten Gründen die Lektionspläne der höheren öffentlichen Lehranstalten den Beginn des französischen Unterrichts in das achte oder gar neunte Lebensjahr verlegen, und ohne im übrigen der Übertragung von Gubitz entgegentreten zu wollen, der es trefflich verstanden hat, den deutschen Stoff der französischen Anschauungsweise anzubequemen, fühlen wir uns zu der Frage veranlafst, ob denn das Buch wirklich für die 'deutsche' Jugend bestimmt sei. Sollen unsere 'deutschen' Kinder die Perlen der deutschen Jugendlitteratur wirklich zuerst oder mindestens gleichzeitig mit dem Original in französischer Fassung kennen und lieben lernen? Den Schülern einer höheren Klasse können solche Übertragungen gelegentlich Vergnügen machen und sie über die Verschiedenheit der Anschauung und Auffassung beider Völker wirksam belehren. Unsere unbefangenen, für jeden Eindruck gleich empfänglichen Kleinen verschone man damit und reiche ihnen lieber die reine, unverfälschte Kost, die dem deutschen Gemüte doch besser zusagen und bekommen dürfte.

Nicht minder gerechtfertigt erscheint die obige Frage, wenn wir die Neujahrs- und Geburtstagswünsche ins Auge fassen, die den Schlufs des Buches bilden. Es sind im ganzen nicht weniger als 74, für jedes Alter bestimmt, teilweise offenbar für ein noch zarteres Alter als dasjenige der untersten Schulklassen. Sollte ein deutscher Vater, eine deutsche Mutter wirklich Freude daran haben, wenn ihre *'petite fille, assez mignonne, assez gentille'* ihnen bei den erwähnten festlichen Gelegenheiten ein paar französische Verschen hersagt? nebenbei vielleicht, als Beweis ihrer Fortschritte in der Schule, aber als Ausdruck ihrer eigenen Empfindung, ihrer kindlichen Liebe? — schwerlich! Die ganze Sammlung mag aufserordent-

Digitized by Google

lich geeignet sein für die französische Jugend; für unsere Kinder enthält sie nichts als wohltönende Phrasen, die das Herz kalt lassen. So schätzenswert das Bestreben ist, unsere Jugend beizeiten zu einer gründlicheren Erfassung des Geistes der modernen Kultursprachen zu gewöhnen, so bleibe doch das alte Wort Schenkendorfs bestehen:

Aber soll ich beten, danken,
Geb ich meine Liebe kund,
Meine seligsten Gedanken,
Sprech ich wie der Mutter Mund.

Berlin. Fr. Bachmann.

A. Ehrhard: Molière en Allemagne, le Théâtre et la Critique. Paris, H. Oudin et Lecène, 1889. XXVIII u. 442 S. Fr. 8.

Ein auf gründlichen Vorstudien ruhendes, die bisherige Forschung mannigfach erweiterndes Werk, dem leider nur die Vorliebe für französischen Legendenkram und die Antipathie gegen das neugeschaffene Deutsche Reich den Wert der Unparteilichkeit nehmen. Schon die Einleitung, ein an sich geschickter Überblick des Einflusses der französischen Litteratur und Kultur auf Deutschland, läſst Schlimmes ahnen. Karl der Groſse wird darin als *souverain de la douce France* bezeichnet, den Rhein haben wir erst 1870 den Franzosen 'entrissen'. Die Schmach des westfälischen Friedens hat nur die Überlegenheit der französischen Diplomaten, die doch hinter den schwedischen Eisenfressern und Groſssprechern vorsichtig zurücktraten, gebracht. Die aus Frankreich eingewanderten Hugenotten, meist Handwerker und Industrielle, haben den Sieg der französischen Litteratur vollendet, und auf das neue Deutsche Reich lieſse sich in Hinsicht auf Kultur das *Græcia capta ferum victorem cepit* anwenden. *Sapienti sat!* Aber auch Herrn Ehrhards Kenntnis der französischen Litteratur ist für einen Professor der Litteraturgeschichte recht ungenügend. Über den Irrtum, daſs Voltaires Schriften auch in Deutschland überall gekannt und gelesen worden seien, möge er sich durch Marquis de Luchet und durch das, was die *Correspondance littér. philos. et critique* über die erstaunlich geringe Verbreitung kleinerer Abhandlungen des Philosophen sagt, belehren lassen; Molière als den 'kosmopolitischsten aller Dichter' zu bezeichnen, ist ein unverantwortlicher Miſsgriff. Andererseits hat Herr Ehrhard viele jetzt längst vergessene deutsche Dichter des 18. Jahrhunderts gelesen, ihre Stücke mit denen Molières verglichen und manche bisher unbeachtete Übereinstimmungen herausgefunden. Allerdings ist vieles, was er für sich in Anspruch zu nehmen scheint, längst von französischen und deutschen Gelehrten entdeckt worden, z. B. die Beziehungen von Lessings Jugenddichtungen zu Molière und das Verhältnis von Gutzkows 'Urbild des Tartuffe' zum Tartuffe selbst. Andere Abschnitte enthalten nur hinlänglich Bekanntes, wie der über Gottsched und seine Frau, wo Herr Ehrhard nicht aus den Quellen, sondern aus Reden-Esbeck, Schlenther u. a. schöpft, und der über Goethes Molière-Schätzung, worin aber die Leipziger Dichtungen

Digitized by Google

unseres Altmeisters ganz einseitig als Nachahmungen Molières hingestellt werden. Am lesenswertesten sind die Bemerkungen über Ifflands und Kotzebues Ausnutzung des grofsen französischen Vorgängers. Die deutschen Molieristen sucht Herr Ehrhard zu Fanatikern, Pedanten etc. zu machen, während er deren französische Lehrmeister nur sehr vorsichtig streift: der Deutsche ist eben für diesen deutschen Renegaten stets der Prügelknabe. Nach seiner Ansicht sind Paul Lindau, Grofs und Kreiten die Hauptführer der deutschen Molière-Forschung, die übrigens vielfach unnütz sei, da eine Aufführung in der *Comédie française* den Dichter besser kennen lehre, als lange Kommentare und Biographien. Wozu dann aber Herrn Ehrhards eigenes Werk? Von den deutschen Dichtern stehen ihm Heine und Börne natürlich höher, als G. Freytag und P. Heyse; einzelne Randglossen über Leipzig lassen V. Tissots Einwirkung erkennen.

Dresden. R. Mahrenholtz.

Victor Duruy: Histoire de France de 1789 à 1795. Mit Einleitung und Anmerkungen. Leipzig, E. A. Seemann, 1889 (M. Hartmanns Schulausgaben französischer Schriftsteller, 5. Bändchen).

Das Werkchen schliefst sich an die 1880 erschienene Schulausgabe von Duruys *Le Siècle de Louis XIV* an. Wieder verfolgt der Herausgeber den Zweck, den oberen Klassen unserer höheren Lehranstalten ein einheitliches, jedoch nicht zu umfangreiches Ganzes zu bieten, welches ein abgerundetes Bild einer bedeutenden und lehrreichen Zeit zu vermitteln im stande sei und zugleich als Schullektüre sich ohne besondere Schwierigkeiten und ohne zu grofsen Zeitaufwand bewältigen lasse.

In drei Büchern, im Umfange von 84 Seiten, sind die Kapitel 59—61 von Duruys *Histoire de France* ohne Veränderung abgedruckt. Auch die Noten unter dem Texte des Originals sind bis auf fünf kleinere und weniger wichtige aufgenommen worden. Voran geht ein kurzer Lebensabrifs Duruys. Beigegeben ist aufserdem in einem besonderen Heftchen (75 Seiten) eine ziemlich lange Reihe von Anmerkungen, welche teils weitergehender Erläuterung dienen, wo der französische Text etwas zu knapp gehalten erscheint, teils aus der Vergleichung des Originals mit den Ergebnissen der neueren Geschichtsforschung unter besonderer Berücksichtigung von Ranke, Sybel, Taine, Sorel, Aulard und H. Gautier entsprungen sind und sowohl für das tiefere Verständnis wie für die Aufrechthaltung der geschichtlichen Wahrheit, soweit dieselbe zur Zeit feststeht, eine nicht unwichtige Ergänzung bilden.

Die kurze, kernige Schreibweise des geschätzten französischen Schriftstellers, welcher im Gegensatz zu manchem seiner Landsleute ohne Umschweif, Bilderpomp, überflüssige Gefühlsergüsse mit wenigen klaren und bezeichnenden Worten alles Wichtige sagt (man vergleiche z. B. I, 24 *Fuite du roi* und III, 2 *Mort de Louis XVI*), entspricht durchaus den Absichten des Verfassers und eignet das Büchlein ganz besonders zur

Digitized by Google

Lektüre unserer Primaner; und so darf denn auch das 5. Bändchen der M. Hartmannschen Schulausgaben willkommen geheifsen werden.

Berlin. **Fr. Bachmann.**

Studj di filologia romanza pubblicati da Ernesto Monaci. Fasc. 8. C. De Lollis, Il Canzoniere provenzale A (continuazione). Roma, Lœscher. 338 S. Lire 11.

Der verdienstliche Abdruck dieser von Bartsch nicht mit Unrecht am höchsten geschätzten aller provençalischen Liederhandschriften erfährt hier seine Fortsetzung im Anschlufs an die von A. Pakscher im 7. Heft der Studj erfolgte Veröffentlichung der 38 ersten Blätter. Der Druck wird bis Blatt 142 gefördert, so dafs nunmehr zwei Drittel der Handschrift vorliegen. Die Art der Herausgabe ist die gleiche geblieben. Der Text wird genau wiedergegeben, die nicht häufigen und einfachen Abkürzungen zwar aufgelöst, ihre Stelle aber durch kursiven Druck kenntlich gemacht. Für die irgend erreichbare Genauigkeit bürgt die wiederholte Vergleichung der Druckbogen mit der Handschrift selbst. Herr De Lollis verspricht, das letzte Drittel der Handschrift uns bald zu liefern und es mit einer Einleitung und einem Inhaltsverzeichnis zu begleiten; als besonders wertvolle Beigabe will er schliefslich auch die Varianten der Handschrift B hinzufügen, so dafs wir dann beide Handschriften zugleich besitzen werden.

Königsberg i. Pr. **C. Appel.**

Francesco Zambaldi: Vocabolario etimologico italiano. Città di Castello, S. Lapi, 1889. XC, 1440 S. 8. L. 7,50.

Sicher wird das unter vorstehendem Titel erschienene klein, aber sauber gedruckte Buch manchem willkommen sein und gute Dienste leisten. Über ungefähr 18000 mehr oder weniger italienische Wörter — so viel weist der vorangestellte alphabetische Index auf — etymologische Auskunft, d. h. Aufklärung über ihr Zusammenfallen nach ihrem Lautbestande und ihrem Sinne mit früher dagewesenen Wörtern anderer Sprachen oder über die Art und Weise, wie sie aus Wörtern der gleichen Sprache durch Ableitung gewonnen sind, wie neue Verwendungsarten an ursprünglichere sich angeschlossen haben, — welchem zum Nachdenken über die eigene Rede geneigten Italiener oder welchem gebildeten Liebhaber des Italienischen sollte das nicht erwünscht sein? Und im ganzen, das darf man wohl sagen, ist die hier dargebotene Belehrung von einer Beschaffenheit, die sie der Empfehlung nicht unwert macht. Mit Fleifs und Umsicht hat der Verfasser gesammelt und geordnet, was seinem Plane gemäfs in seinem Buche Aufnahme finden mufste, und mit Teilnahme und nicht ohne Förderung wird der bisher derartigen Dingen ferngebliebene Leser vernehmen, welche lateinischen, griechischen, deutschen, arabischen Wörter in den italienischen Wortschatz übergegangen sind, und die mächtigen Sippen überblicken, die in zahlreichen Fällen in je einem Stammwort ihren Ursprung haben. Wer freilich die bezüglichen

Digitized by Google

Forschungen selbst verfolgt hat, wird nicht eben viel Neues in dem Buche finden und wird, auch wenn er es nur als bequemes Repertorium der bisherigen Aufstellungen benutzen möchte, beklagen, dafs die Gelehrten, von denen sie ausgegangen sind, nicht regelmäfsig genannt, die Stellen, wo man ihre Äufserungen und ihre Beweisführungen findet, nie angegeben werden. Nicht selten wird er auch neuere Aufstellungen unverwertet finden, neben denen ältere kaum mehr Geltung behaupten können, so etwa Flechias Deutung von *frana*, Atkinsons Deutung von *fello*, die in der Ztschr. f. rom. Phil. X, 578 gegebene von *rovello*, die ebenda IV, 183 ausgesprochene Vermutung über die Herkunft von *aggio*, das ebenda III, 568 über *ostaggio* Vorgetragene. Unbedenklich durften dagegen der Vergessenheit überlassen bleiben eine Reihe von ganz unhaltbaren Vermutungen, die auch Zambaldi sich nicht aneignet, die aber durch die Erwähnung in einem Buche, das doch keineswegs eine Fundgrube für alle Ausgeburten zuchtloser Wortdeutung sein will, den Schein einer gewissen Annehmbarkeit erhalten; man findet dergleichen unter *acciacco, addobbare, brezza, aggecchirsi, agio, albagia, iosa, sizio, bietta* u. a. Schlimmer noch giebt sich ein gewisser Mangel an klarem Urteil in der unbedenklichen Annahme einiger Deutungen zu erkennen, die gar keiner Prüfung standhalten, wie z. B. der von *alone* Mondhof aus *ala*, der von *alerione* aus *ala*, von *allegro* aus frz. *halaigre*, von *accudire* aus lat. *accudere*, von *attrezzo* (wovon *attrazzo* ein Pejorativum sein soll) aus *attrectare*, von *bevero* aus einem lat. *biber*, oder solcher Deutungen, die wie ein sehr grofser Teil der von Caix herrührenden nur ganz geringe Wahrscheinlichkeit für sich haben, *accerito* von *cerritus*, *scaraventare* von *transventare*, *ramata* von *rame*, *malescio* von *malaise*, *accianmare* von *agina*, *attuire* von *actus*, *branda* von ahd. *brato*.

Wollte der Verfasser weiteren Kreisen Einblick eröffnen in die Gesetzmäfsigkeit, die im geschichtlichen Lautwandel herrscht, in die Fülle der Mittel, die die italienische Sprache verwendet, um aus ererbten oder entlehnten Wörtern neue zu gewinnen, in die Ungleichartigkeit der Bestände, aus denen der Wortschatz des litterarischen Italienischen, wie der jeder Kultursprache, sich zusammensetzt, so mufste er freilich ganz anders verfahren: er mufste Erb-, Lehn- und Fremdwörter nach bestem Vermögen scheiden, eine Übersicht der Änderungen geben, denen die Wörter der Quellensprachen unterliegen, je nachdem sie in die eine oder die andere jener drei Scharen eintreten, die Präfixa und Suffixa des Italienischen vorführen und etymologisch erläutern; in jedem einzelnen Falle aber, wo die Erinnerung an diese einleitungsweise vorgetragenen Dinge nicht ausreichte, um die Identität eines italienischen Wortes mit einem älteren fremden glaublich oder die Art seiner Bildung aus vorhandenem Stoffe begreiflich zu machen, mufste er das zur Aufklärung Nötige aussprechen oder sich zum Mangel völligen Verständnisses bekennen. Den dafür nötigen Raum hätte er reichlich zur Verfügung gehabt, wenn alles beiseite geblieben wäre, was jetzt über den Ursprung und die Verwandtschaft lateinischer und griechischer Wörter in diesem etymologischen Wörter-

Digitized by Google

buche des Italienischen steht, ganz und gar nicht an der richtigen Stelle, erschwerend den Einblick in den Sachverhalt, der dargelegt werden soll. Nicht nur ist es bei dem Verfahren Zambaldis ganz unmöglich, das, was man etwa wissen möchte, anders als mit Hilfe des Index aufzufinden, sondern es führt zu ganz irrigen Vorstellungen, wenn der Verfasser in je einem und demselben Artikel, somit als zusammengehörig und verwandt, folgende Wörter vorführt: *parallelepípedo* und *pòlipo* unter *piède*; *epicèdio* unter *accídia*; *ippopòtamo* und *ossígeno* unter *acus*; *etèreo* und *stivále* unter *ædes*; *ária*, *vènto* und *vagliáre* unter *áere*; *árduo* unter *álbero*; *prèndere* und Zubehör unter *èdera*; *chimèra* unter *invèrno*; *cominciáre* und *pretóre* und *paréte* und *età* unter *íre*; *eminènza* und *minchióne* unter *ménto*; es ist nicht allein unpraktisch, es ist falsch, an die Spitze von Artikeln griech. *èchein*, *érgon*, oder einen griech. Stamm *ager* zu setzen, die sämtlich mit italienischen Wörtern in keinerlei unmittelbarer Beziehung stehen; es ist falsch, *ab*, *præter*, *sub* Artikel zu widmen, die vom Italienischen als Präfixa gar nicht verwendet werden. Was das Wörterbuch übrigens an Etymologien lateinischer oder griechischer Wörter giebt, ist im ganzen, was man im kleinen Vaniček oder ähnlichen Kompendien findet; natürlich ist nach dieser Seite hin von Ergebnissen eigener Forschung oder von Eintreten auf Zweifelhaftes noch weniger die Rede als da, wo es sich um die eigentliche Aufgabe des Verfassers handelt, und fern sei es von uns, darüber zu klagen; im Gegenteil, es wären auch solche Hinweise auf Wurzeln, wie man sie unter *abomináre*, *acèrvo*, *árino*, *acústica* findet, besser weggeblieben. Warum ist nicht statt von lateinischen Präfixen lieber von italienischen Suffixen gehandelt worden, von *uccio*, *iccio*, *ozzo*, *atto*, *eggiare*, *abile* und *evole* und dergleichen?

Erscheint hiernach das Buch nicht gut angelegt und durch diesen Fehler und, was mit ihm zusammenhängt, die gute Wirkung, die eine derartige Arbeit sonst wohl hätte thun können, beeinträchtigt, so soll ihm damit das Lob einer gewissen Brauchbarkeit doch nicht vorenthalten sein. Noch sei bemerkt, dafs die zur Sprache gebrachten italienischen Wörter mit Accentuation und dabei Unterscheidung der Qualität der beiden *e* und *o* versehen sind; es wäre nützlich gewesen, auch die beiden *z* und *s* durch diakritische Zeichen vor Vermengung zu schützen; S. 15 wäre wohl *orèzzo* nicht auf **auritium* zurückgeführt, noch auch für *brezza* ein **frictia* (!) als Grundlage denkbar gefunden worden, wenn man sich der Qualität des *zz* erinnert hätte.

Berlin. **Adolf Tobler.**

Italienische Bibliothek. Herausgegeben von Prof. Dr. J. Ulrich. Band I. Ältere Novellen. Herausgegeben, mit Einleitung und Anmerkungen versehen. Leipzig, Rengersche Buchhandlung, 1889. XX, 158 S. 8. M. 2,80.

Das Werk, von dem unter vorstehendem Titel ein erstes Bändchen in hübscher Ausstattung vorliegt, soll eine grofse Chrestomathie werden,

Digitized by Google

darin, wer von der Geschichte der italienischen Litteratur eine nicht blofs oberflächliche Kenntnis gewinnen will, reichliche Proben des Bedeutendsten finden möge, was in jeder Gattung zu verschiedenen Zeiten innerhalb dieser Litteratur vorhanden gewesen ist. Jedes Bändchen soll die Pflege, die je eine Gattung in einer bestimmten Zeit gefunden hat, zur Anschauung bringen. Über Umfang und Gliederung des Ganzen ist vorderhand noch nicht viel zu sagen; doch sei bemerkt, dafs von den zehn auf dem Umschlag zunächst in Aussicht gestellten Bändchen nur eines Erzeugnissen gewidmet sein soll, die nicht dem 13. oder dem 14. Jahrhundert angehören, dafs das zweite Novellisten des 14. Jahrhunderts kennen lehren wird, welchem letzteren ohne allen Zweifel auch viele der ins erste Bändchen aufgenommenen angehören, das zehnte der 'Prosa des 13. und des 14. Jahrhunderts' eingeräumt werden soll, also sich hinsichtlich seines Stoffes auch nicht eben deutlich vom ersten und vom zweiten sondert. Was dieses erste selbst betrifft, so ist sein Inhalt etwas ungleichartig und nicht immer so ausgewählt, dafs der Leser eine zutreffende Vorstellung von der gesamten Haltung eines Werkes bekäme. Es ist nicht zu mifsbilligen, wenn der Herausgeber auf Verwendbarkeit seines Buches auch zu sagengeschichtlichen Studien Gewicht gelegt hat; aber er durfte z. B. nicht die aus dem römischen Altertum oder aus der Bibel stammenden Erzählungen des Novellino ganz ausschliefsen, wenn seine Proben eine ausreichende Anschauung von dem Wesen des wichtigen Buches geben sollten; und besser, scheint mir, hätte er von den Geschichten ganz abgesehen, die man nur gelegentlich didaktischen Werken einverleibt findet, es wäre denn, dafs jedesmal auch gleich ein tüchtiges Stück umgebenden Textes mitgenommen worden wäre. Hinwieder ist nicht recht ersichtlich, welchen Gewinn es bringen soll, wenn die Erzählungen aus den 'Sieben Weisen' vier verschiedenen Versionen entnommen sind, aber lauter ungleiche Erzählungen, so dafs ein Vergleich der Fassungen doch nicht möglich wird.

Der Abdruck der Texte ist im ganzen sorgfältig nach den angegebenen Büchern ausgeführt (Ungedrucktes ist nicht aufgenommen); doch bleiben, abgesehen von den durch Ulrich selbst in seinen Anmerkungen berichtigten Fehlern, immer noch einige; so habe ich auf den ersten Seiten bemerkt 1, 1 *Iheso* für *Ihesu,* 1, 19 *partie* f. *parti,* 3, 22 *Iimperadore* f. *Imperadore,* 4, 4 *pes-catore* f. *pe-scatore,* 4, 12 *die* f. *di,* 4, 29 *tie* f. *ti,* 5, Titel *bellisima* f. *bellissima,* 5, 17 *Beltrame* f. *Beltramo,* 6, 7 *die* f. *di,* 7, 9 *ves-covo* f. *ve-scovo,* 8, 15 *parti* f. *parti,* 13, 18 *udi'* f. *udì* (Fehler D'Anconas), 13, 3 *apparecchiarno* f. *-arono,* 14, 18 *averebbe* f. *averrebbe,* 14, 38 *si* f. *si,* 14, 41 *sinis-calco* f. *sini-scalco,* 15, 23 *abandonò* f. *abbandonò,* 16, 4 *gran* wiederholt.

Die Einleitung giebt in Kürze einige Auskunft über die in der Sammlung vertretenen Werke, die besten Ausgaben und die Stellen, wo genauere Nachrichten zu finden seien. Vielleicht empfiehlt es sich, in späteren Bändchen noch gröfsere Kürze des Ausdrucks anzustreben und sich mit blofsen Titelangaben zu begnügen, bei denen dann Vollständigkeit

Digitized by Google

erreichbar würde (etwa wie in Försters und Koschwitzens Übungsbuche).

Die Anmerkungen befriedigen mich nicht recht; sie sind viel zu sehr allgemein sprachgeschichtlicher Belehrung gewidmet, die sich bei hundert anderen Anlässen gleich gut würde anbringen lassen und folgerichtig in den sämtlichen angekündigten neun Bändchen immer wiederkehren müßte, und lassen dafür vieles ungesagt, was der Leser zu vollem Verständnis der einzelnen Stellen erfahren muſs und kann, und nicht so leicht in landläufigen Handbüchern findet; und sie schweigen oft auch da, wo man ihm wenigstens sagen müſste, es liege eine Schwierigkeit vor, bezüglich deren der wünschbare Aufschluſs zunächst nicht zu geben sei. So vermiſst man Bemerkungen zu 1, 3, wo es heiſst, Jesus habe gesagt *della* baldanza *del cuore parla la lingua;* zu 2, 23, wo ohne Zweifel der Text verderbt, *a chi* statt *et chi* zu schreiben und eine starke Interpunktion nach *bontade* statt nach *veniano* zu setzen ist (wie in Carbones Ausgabe steht); zu 2, 28, wo die Lesart keinen befriedigen kann; zu 3, 3, wo die Vergleichung der Hagelkörner mit 'Stahlhüten' doch höchst wunderlich ist und die Meinungen der Gelehrten anzuführen waren; zu 3, 7, wo über die bekannte geschichtliche Person das Nötige zu sagen war; zu 3, 19, wo Miſsverständnis nahe liegt; zu 4, 12, wo man über die Person des Helden, und zu 4, 14, wo man über das 'Rühmen' als eine Art Gesellschaftsspiel etwas zu hören wünschen darf; und, da die ersten Seiten so viel Lücken des Kommentars zu bemerken Anlaſs geben, so wird wohl auch im Folgenden die Erklärung manches schuldig bleiben. Was andererseits an Bemerkungen geboten wird, ist nicht allein oft nicht an der rechten Stelle, da es mehr in eine zusammenhängende italienische Grammatik gehört, sondern häufig auch von sehr zweifelhafter Richtigkeit oder andere Male so unzulänglich ausgesprochen, daſs es selbst wieder einer Erklärung bedarf: 'der Erklärer meint ...,' 'der Ausleger will nicht sagen, was er wirklich sagt, sondern seine Meinung ist ...'. Für unrichtig muſs ich die Bemerkung zu 1, 22 halten, das *n* von *fosseno* sei 'aus anderen Tempora analogistisch herübergenommen', oder die Bemerkung zu 2, 7, der Text Panciatichi erweitere hier den Text Gualteruzzi, da das, was jener mehr hat, ein lange überlieferter und sicher ursprünglicher Zug der Erzählung ist; für unannehmbar die zu 2, 12 vorgetragene Herleitung von *otta*, die zu 2, 26 gegebene Aufklärung über *coperto* und *coverto;* die Zurückführung von *salutàrlo* (2, 28) auf *salutarnlo;* die Auffassung, als sei *accivire* (4, 4) von *cibus* abgeleitet (s. Diez, Wb. unter *chef*); die Deutung der Form *mattero* (4, 27); das 'bekannte Lautgesetz', nach welchem sich *ar* in *er* verwandelt (gemeint ist vermutlich, vor Vokal und vortonig), und das in *meraviglia* aus *maraviglia* wirksam sein soll, in *sarò, barone marito* u. dgl. sich jedenfalls nicht als bestehend erweist; für unannehmbar ein paar Seiten später die Erklärung des Stammvokals von *gettare* (13e) und vollends dessen von *piegare* (denn daſs das *e* von *piego* offen ist, steht der Herkunft von *plĭco* so wenig entgegen, wie die gleiche Qualität des *e* von *pieno* hindert, dieses gleich *plēnum* zu setzen); die

Digitized by Google

Übersetzung der Worte *per là dovere andare* (15, 1), wo die so häufige Verwendung von *dovere* mit dem Infinitiv zur Bezeichnung eines in die Zukunft fallenden Thuns verkannt ist; die Deutung des (keineswegs mehr üblichen) *baire* und *sbaire* und die Verknüpfung derselben mit *sbigottire* (16, 33). — Fast noch mehr ist aber der Mangel an Genauigkeit des Ausdrucks zu bedauern, der das Richtige, was gesagt werden soll, zum Falschen macht oder zur Unverständlichkeit entstellt. So heifst es zu 1, 4 '*et* = *e*, ist blofs orthographisch und durch das häufige Abkürzungszeichen herbeigeführt'; zu 1, 8 'wenn zwei Wörter zusammengehören, so wird der anlautende Konsonant des zweiten häufig verdoppelt'; zu 1, 10 (aus Anlafs von *piue* für *più*) 'nach Vokalen wird oft ohne etymologischen Grund ein *e* angefügt'; zu 2, 26 *(arieno)* 'der Wandel des *a* in *e* ist in dem vorausgehenden *i* zu suchen'; zu 17, 10 '*aspettare a* ... ist vielleicht durch den (französischen) Text beeinflufst worden'. Dergleichen Nachlässigkeiten stehen einem zu Unterrichtszwecken bestimmten Buche besonders übel an.

Ulrichs Italienische Bibliothek kann ein Hilfsbuch werden, dessen sich Studierende und Lehrer gern bedienen. Dazu ist aber erforderlich, dafs nicht allein das Aufzunehmende mit Bedacht ausgewählt, sondern auch der Abdruck mit gröfster Sorgfalt vollzogen werde, und dafs der Herausgeber, wenn er überhaupt auch Erklärer sein will, was ich nur loben kann, auf die Ausführung eines inhaltreichen Kommentars so viel Mühe verwende, wie erforderlich ist, wenn derselbe für die Lernenden ein Muster gründlichen Eindringens und wahrhaft wissenschaftlichen Auslegens werden soll.

Berlin. Adolf Tobler.

Eighth Annual Report of the Dante Society. May 13, 1889. Cambridge, John Wilson and Son, University Press, 1889. 98 S. 8.

Zum achten Male — wer einmal der früh entschlafenen Deutschen Dante-Gesellschaft angehört hat, wird es nicht ohne Neid vernehmen — ist der Vorstand des amerikanischen Dante-Vereins in der Lage, einen Jahresbericht zu erstatten. Er blickt mit berechtigter Genugthuung auf die durch ihn, allerdings mit Unterstützung eines opferwilligen Gönners, bewirkte Veröffentlichung der sehr verdienstlichen *Concordance of the Divina Commedia* von Fay und auf die bevorstehende Vollendung des von Lane ausgeführten Verzeichnisses der in der Bibliothek des Harvard College in Cambridge Mass., in den Bostoner öffentlichen Sammlungen sowie im Besitze von Professor Norton in Cambridge und im Nachlasse von G. Ticknor befindlichen Dante-Litteratur. Der erstgenannten Bibliothek wendet die Gesellschaft einen Teil ihrer freilich nicht bedeutenden Einkünfte zum Zwecke der Vervollständigung der Dante-Sammlung zu und sucht ihr in gleicher Richtung auch durch bezügliche Bitten an die Verfasser und Besitzer fehlender Schriften zu nützen; mit welchem Erfolge,

Digitized by Google

zeigt eine Liste der vom 1. Mai 1888 bis 1. Mai 1889 der Dante-Bibliothek neu einverleibten Schriften. Die Gesellschaft ist durch einen Gönner in stand gesetzt, auf längere Zeit jährlich einen Preis von 100 Dollars an einen Studierenden oder frisch Graduierten der Harvard-Universität für die beste auf Dantes Leben oder Werke bezügliche Arbeit zu erteilen. Sie hat ihn durch einen besonderen Ausschufs für das verflossene Jahr einem Herrn G. R. Carpenter für die Abhandlung *The episode of the Donna pietosa, being an attempt to reconcile the statements in the Vita nuova and the Convito concerning Dante's life in the years after the death of Beatrice and before the beginning of the Divina Commedia* zuerkannt, welche Abhandlung dem Jahresbericht im Drucke beigefügt ist. Eine Dante-Bibliographie für 1888 bildet den Schlufs des Heftes. Wir wünschen der Gesellschaft ein weiteres kräftiges Gedeihen. — Die Arbeit Carpenters tritt mit erwägenswerten Gründen für die Auffassung ein, nach welcher die *donna pietosa* der Vita nuova wirklich die weltliche Philosophie ist, als welche sie im Convivio gedeutet wird, und nicht Gemma Donati oder sonst ein irdisches Weib. Die Vita nuova glaubt er der Hauptsache nach ins Jahr 1291, den Schlufs aber in die Zeit 1294—1296 setzen zu sollen, wie er denn auch jene vorübergehende heftige Neigung zu aufserreligiöser Philosophie in die Jahre von September 1291 bis 1295 fallen läfst; der Convivio ist ihm 1306—1308 entstanden. A. T.

La storia di Apollonio di Tiro, versione tosco-veneziana della metà del sec. XIV edita da Carlo Salvioni (Nozze Solerti-Saggini XXIV Aprile MDCCCLXXXIX). Bellinzona, Tipografia Salvioni. IX, 50 S. 4. 100 Exemplare.

Zu den seit einiger Zeit in erfreulich wachsender Zahl bekannt gewordenen Denkmälern der Mundarten des nordöstlichen Italiens gesellt sich durch Salvionis Bemühung hier ein neues, das aus mehr als einem Grunde bedeutsam erscheint. Der in einer Turiner Handschrift (N. V 6; Pasini: CCI. l. I 97) erhaltene Text ist nach des Herausgebers Urteil um die Mitte des 14. Jahrh. niedergeschrieben, und zwar in einer Sprachform, die, obschon nicht völlig rein, sondern von toscanischem Einflusse bereits berührt, im ganzen venezianischen Charakter aufweist; eine zweite, nicht viel jüngere Hand hat ihn zu verbessern getrachtet, indem sie in nicht geringer Zahl weitere toscanische und andere nicht venezianische, jedoch gleichfalls nördliche Formen einführte; sie ist dabei aber zum Glücke so verfahren, dafs sich der Umfang ihrer Eingriffe ziemlich deutlich erkennen und der angerichtete Schaden mit Sicherheit gutmachen läfst. Der Herausgeber giebt in seiner kurzen Einleitung Kenntnis von den Änderungen, welche jene zweite Hand auskratzend, überschreibend, Buchstaben umformend stetig vollzogen, und die er in seiner Ausgabe rückgängig gemacht hat; auch führt er in Anmerkungen am Schlusse die weiteren einzelnen Formen an, die er genötigt gewesen ist, mit den echten zu vertauschen. So bleibt denn kaum ein Zweifel an der Glaubwürdigkeit

Digitized by Google

dessen, was uns jetzt gedruckt vorliegt. Anhangsweise giebt Salvioni eine kurze, aber alles Wichtige berührende Übersicht der lautlichen, flexivischen und syntaktischen Erscheinungen, die in dem Denkmal besondere Beachtung verdienen, und ein vortreffliches Glossar, das nicht allein die bemerkenswerten Wörter aufführt und erklärt, sondern auch auf andere Denkmäler reichlich hinweist, wo sie sich gleichfalls finden, und auf Stellen, wo von ihnen bereits gehandelt ist. Vermifst habe ich darin kaum etwas als *in pe* im Sinne von 'an Stelle, anstatt', das sich 35, 40 36, 10; 37, 33 findet und von Mussafia, Beitrag zur Kunde der nordital. Mundarten S. 70 behandelt ist; und auch von anfechtbaren Aufstellungen weifs ich nur wenig namhaft zu machen: *folare* scheint mir mit *infuriare* nicht zutreffend übersetzt zu sein, sondern blofs 'wehen' zu bedeuten, wie denn auch tosc. *folata di vento* keineswegs ein Orkan, sondern ein Windstofs, Windeshauch ist; so spricht mich denn auch die Herleitung von *folle* wenig an, und ich möchte eher an **flabulare* denken, das sein erstes *l* durch Dissimilation verloren hätte *(tabula* ist venez. *tola)* und vielleicht auch in dem dunkelen frz. *frôler* steckt. *charegla* wird sein *l* nicht einem Deminutivsuffix verdanken, sondern einer Dissimilation, die nicht gut ausbleiben konnte, wenn eine Kontamination der Formen *categra* und *catrega* ins Werk gesetzt wurde. Sehr ansprechend scheint mir die Deutung von *nomeva* 'er hiefs' aus *nome areva;* auf den Umstand, dafs von da aus ein Präsens *nomo, nomis, nome* gebildet wurde, das sich zu *nomeva* verhielt wie *rendo, rendis, rende* zu *rendeva,* wird sich gern berufen, wer noch an meiner Deutung von *estuet* festhält. Die Übersetzung schliefst sich an einen lateinischen Text ziemlich eng an; doch ist dieser nicht ohne weiteres mit dem von Riese hergestellten eins; auch ist dem Übersetzer hier und da begegnet, nicht zu verstehen, wie z. B. da, wo er aus dem *leno Ninus* einen *roffian lo quale nomeva Lenmonin* macht, oder wo *aporiatus juvenis* wiederum so verstanden ist, als wäre das erste Wort ein Eigenname. Bei der Forschung nach der lateinischen Vorlage, worauf hier nicht eingegangen werden soll, da Salvioni selbst bezügliche Darlegungen hoffen läfst, wird der Umstand sich vermutlich bedeutsam erweisen, dafs an Stelle der acht Rätsel bei Riese bei dem Venezianer nur sieben auftreten, von jenen *sphæra, speculum, scalæ* fehlen und durch *canna* und *ancora* ersetzt sind.

Berlin. Adolf Tobler.

Die Frau als Schlange. Ein tragikomisches Märchen in drei Aufzügen von Carlo Gozzi. Aus dem Italienischen übersetzt von Volkmar Müller. Dresden, v. Zahn & Jaensch, 1889. 79 S. 8.

Der Übersetzer, welcher, wie auf dem Umschlag zu lesen steht, bereits vier andere Stücke C. Gozzis in deutscher Übertragung hat erscheinen lassen, wird mit seiner Wiedergabe der *Donna serpente* wenigstens den Verehrern der Muse Richard Wagners willkommen sein, der aus dieser

Digitized by Google

'fiaba teatrale tragicomica' den Stoff zu seiner Oper 'Die Feen' gewonnen hat. Im übrigen hat Gozzis Werk nicht viel Anziehendes; es kommt der Schaulust einer wenig gebildeten Menge dienstfertig entgegen, bietet aber dem fast nichts, der innerhalb einer dem Naturgesetz entrückten Welt wenigstens Teilnahme erweckende und in ihrem Handeln verständliche Menschen möchte sich bewegen sehen; dabei ist es, wie die rasch hingeworfenen Stücke Gozzis beinah alle, nichts weniger als fein und rein im Ausdruck, gleichmäfsig farblos, wo Erhabenheit, wie da, wo schlichte Natürlichkeit hingehört. Der Übersetzer, welcher sich an das Hochdeutsche auch da hält, wo der Dichter dem Italienischen die Venezianer Mundart gegenüberstellt, und der ausgeführt auch die Auftritte giebt, für welche den angemessenen Wortlaut aus dem Stegreif zu finden jener den Schauspielern überläfst, erhebt sich, wo er mit Versen zu thun hat, über den Strich, der für Gozzis Vornehmheit die obere Grenze bildet: sein Vers ist wohlklingender, seine Sprache reiner (wie viel hat auch Turandot durch Schiller gewonnen! dafür ist sie auch ins Italienische zurückübersetzt worden). Dagegen ist die ungesuchte Natürlichkeit, der leichte Flufs nicht erreicht, den die Prosareden des Pantalone, Truffaldino, Brighella verlangen, und durch Abschwächung des Derbkomischen der gewollte und wirksame Gegensatz gemindert, der zwischen dem Pathos der einen und der platten Alltäglichkeit der anderen bestand. Mifsverstanden ist die Vorlage ein paar Mal, so S. 20 *d'una saetta che la possa scoar via*, S. 24 *Crepa per l'amore*, S. 49 *Se* non *mi tagliano le gambe*: doch ohne schwere Folgen.

Berlin. Adolf Tobler.

Programmschau.

Zur Dispositionslehre. II. Von Oberlehrer Dr. E. Schnippel. Programm des Realgymnasiums zu Osterode O.-P. 1888. S. 29—51.

Die Abhandlung ist eine Fortsetzung des Programms von 1886, und, wie das letztere, darf auch diese auf allgemeine Anerkennung rechnen. Wie vom Leichteren zum Schwereren fortzuschreiten, wie der Stoff zu finden und zu ordnen ist, hat der Verfasser auch hier, wo es sich um die Klasse Obersekunda handelt, gut gezeigt; eine ausgedehnte Bekanntschaft mit wohl allen Werken und Aufsätzen, welche denselben Gegenstand behandeln, schützt ihn vor Wiederholungen und Einseitigkeiten. Was er zunächst von den verschiedenen Formen des *genus historicum* sagt, über Inhaltsangaben, Zusammenstellungen aus der Lektüre, über Vergleiche und, worauf da das Augenmerk zu richten ist, die gegebenen Muster, ist alles verständig. Historische Aufgaben müssen nur richtig gewählt werden, um vor einem albernen Absprechen zu hüten; richtig gewählt erregen sie vor allem die Lust und Liebe des Schülers, und das geschichtliche Empfinden, welches vor zwanzig Jahren so lebendig war.

Digitized by Google

zu stärken, ist auch jetzt nicht überflüssig und eine würdige Aufgabe des deutschen Aufsatzes. Auch geographische Themata, immer mit Rücksicht auf Geschichte, z. B. der Bosporus, der Rhein, Rhein und Donau, finden in ausgedehnterem Maſse, als der Verfasser annimmt, in Obersekunda Anwendung. Über Einleitung und Schluſs giebt der Verfasser beachtenswerte Regeln. Die noch nicht verschwundenen Gegner der sogenannten allgemeinen Themen werden sich durch des Verfassers ruhige Bemerkungen versöhnen lassen. Die Form des Dialogs möchte überhaupt für den Schüler zu schwierig sein; etwas anderes ist es mit der Briefform.

Über Zweck und Ziel des deutschen Aufsatzes. Von Prof. Dr. Konrad Koch. Programm des Gymnasiums Martino-Catharineum zu Braunschweig 1889. 24 S. 4.

Die Abhandlung enthält beachtenswerte, durch eine langjährige Erfahrung bewährte Winke in Beziehung auf die Wahl und Behandlung der Aufgaben. Das durch den gesamten, nicht bloſs durch den deutschen Unterricht angeregte Interesse in entsprechenden Arbeiten möglichst zu verwerten, zu fördern und zu steigern, wird auch als Zweck des deutschen Aufsatzes bezeichnet; danach bestimmt sich die Wahl der Aufgaben, sowie das Ausgehen von der Anschauung; gegen die Fassung mancher Aufgaben, wie sie z. B. bei Cholevius, auch bei F. Schultz vorkommt, muſs sich der Verfasser erklären. Nach der Vorbesprechung sollen die Dispositionen vorher eingereicht, dann nochmals die Aufgabe ausführlich erörtert werden; mag auch dieser bedeutende Aufwand von Zeit und Mühe für die Vorbereitung bedenklich erscheinen, so rechtfertigt ihn doch der Verfasser mit dem groſsen Nutzen desselben.

Plan für den deutschen Unterricht. Von Dir. Dr. Faltin. Programm des Gymnasiums zu Neu-Ruppin 1888. 13 S. 4.

Auch dieser Plan ist aus den Lehrerkonferenzen hervorgegangen, ausführlich, beachtenswert. Es sei daraus hervorgehoben, daſs auch für die obersten Klassen für die freien Arbeiten verlangt wird, daſs, wenn auch der Lehrer nur die richtigen Gesichtspunkte andeute, er doch, ehe die Ausarbeitung erfolgt, von den Ergebnissen der Meditation Kenntnis nehmen muſs. Das Nibelungenlied soll gelesen werden mit Beschränkung auf die nach Lachmanns Bestimmung echten Lieder, doch nur in einer Übersetzung; für die hier vorgeschlagene von Henke ist noch mehr die von Kamp zu empfehlen. Bezüglich der Aufsätze in Prima wird nochmals gewarnt vor Aufgaben, welche sowohl ihrem stofflichen Umfang nach als infolge der hohen Anforderungen, welche sie an das Urteil der Schüler stellen, deren geistige Kraft weit überragen; namentlich werden die für den Lehrer höchst wertvollen Hilfsbücher von Laas, Wendt, F. Schultz als reich an solchen Aufgaben bezeichnet.

Digitized by Google

Die Vorarlberger Dialektdichtung. 2. Teil. Von E. Winder. Programm des Gymnasiums zu Innsbruck 1888. 47 S. gr. 8.

Der erste Teil hat seinerzeit hier Anzeige gefunden. Im zweiten Teil wird zuerst ein ehrsamer Handwerksmann vorgeführt, Gebhard Weifs aus Bregenz (1800—1874), der sich bis an sein Ende kümmerlich durchschlug (hierzu eine Bemerkung für den Verfasser. Er meint, der 'blaue' Star, der als Leid des Dichters bezeichnet werde, sei offenbar ein Schreibversehen, da weder die Wissenschaft noch der Volksmund diesen Ausdruck kenne; und er änderte daher in 'grauer' Star; das ist nicht richtig, vielmehr kennt der Volksmund den Ausdruck 'blauer' Star, unterschiedlich vom 'grauen' Star; die Wissenschaft nennt jenen Glaukom, γλαύκωμα. cf. Pape, Lex.), aber immer seinen volkstümlichen Humor behielt; an poetischem Wert stehen seine Gedichte bedeutend nach denen des Dr. med. Franz Joseph Vonbun (1824—1870), dessen Leben der Verfasser ausführlich beschreibt; er ist durch seine an Hebel erinnernden lyrischen und seine epischen Gedichte in weiteren Kreisen weniger bekannt geworden, als durch seine trefflichen Sammlungen der Sagen und Märchen seiner Heimat, die Jakob Grimm gewidmet sind.

Über den Eifeldialekt. Von Theodor Büsch. Programm des Progymnasiums zu Malmedy 1888. 23 S. 4.

Eine sehr sorgfältige, eingehende Untersuchung über den Dialekt einer eng begrenzten Gegend, nämlich der Gegend östlich von Prüm bis an die Grenze der vulkanischen Eifel oder bei dem Dorfe Büdesheim. Es ist ein mittelfränkischer Dialekt an der Grenze des Niederdeutschen, dessen Einflufs jedoch nicht so bedeutend gewesen ist, wie man erwarten sollte. Den Dialektforschungen hat der Verfasser ein sorgsames Studium zugewendet; auf eine anziehende Weise zeigt er, wie öfters die heimische Mundart auf auffallende dialektische Erscheinung örtlich weit entlegener Gegenden ein Licht wirft, wenn auch nicht alle seine Erklärungen auf Zustimmung rechnen dürfen.

Beiträge zu einem vogtländischen Wörterbuche. Von Oberlehrer O. Böhme. Programm der Realschule zu Reichenbach 1888. 22 S. 4.

Die Abhandlung des um das heimatliche Vogtland vielfach hochverdienten Verfassers, sehr gründlich, ist nicht blofs für die vogtländische Mundart, sondern für alle oberdeutschen Dialekte von grofsem Wert. Aber auch für die Schriftsprache bietet sie manche belehrende Ausbeute. Dahin gehört die Auseinandersetzung über das Wort Enkel; J. Grimms Einwürfe gegen die Ableitung von *ane* (Ahn) werden schlagend zurückgewiesen; Enkel bleibt der kleine, wieder auflebende Grofsvater; mit dieser Erklärung stimmen auch die slavisch-litauischen Formen. Ein anderes Beispiel ist das Wort *nippen* in der Bedeutung einschlafen, *einnippen*

Digitized by Google

wobei wir den mehrfachen Wandel der Konsonanten, noch mehr der Vokale in den zahlreichen von derselben Wurzel ausgehenden Wörtern anschaulich dargestellt finden.

Zu Neidhart von Reuenthal; das Leben und Treiben der Bauern Südostdeutschlands im 13. und 14. Jahrhundert. Von Martin Manlik. Programm des Gymnasiums zu Weifsenkirchen 1888. 53 S. gr. 8.

Es liegt hier nicht eine kritische, aber die ausführlichste und die Quellen und Bearbeitungen des genannten Gegenstandes, die Belegstellen mitteilende sehr fleifsige Arbeit vor. Sie nimmt nicht blofs auf Neidhart, sondern auch auf Meier Helmbrecht, Seifried Helbling, Hugo von Trimberg, Berthold von Regensburg u. s. w. Rücksicht und führt in anschaulicher Weise das Bauernleben vor.

Ulrich Boner als Didaktiker. Von Oberlehrer Dr. Spölgen. Programm des Realgymnasiums zu Aachen 1888. 24 S. 4.

Mit Benutzung der über Boner erschienenen Schriften handelt der Verfasser über dessen Quellen, teilt viele der beliebten Sprüche desselben mit und geht dann einen Teil der Fabeln durch, um zu zeigen, welche Lehren er mit denselben in Verbindung bringt, also auf welche sittliche Zustände er besonders seine Aufmerksamkeit gelenkt hat.

Eine deutsche Bearbeitung des Selbstpeinigers des Terenz aus dem 16. Jahrhundert. Von Prof. Dr. F. Straumer. Programm des Gymnasiums zu Chemnitz 1888. 35 S. 4.

Das Gedicht, von dem in der Abhandlung die Rede ist, ist in einer Zwickauer Handschrift erhalten. Der Verfasser schickt eine übersichtliche Geschichte der lateinischen Schulkomödie in Deutschland und ihres Zweckes voraus. Der merkwürdigste Versuch, die lateinische Schulkomödie durch deutsche Bearbeitung auch dem gröfseren Publikum verständlich zu machen, ist eben in jener Handschrift erhalten, die eine Charakteristik der auftretenden Personen des Eunuchus und des Heautontimorumenos des Terenz samt Prolog und Epilog enthält und in die Charakteristik eine Inhaltsangabe der Stücke verflicht. Diese Handschrift stammt nicht, wie man gewöhnlich annimmt, aus dem Ende des 15. Jahrhunderts, sondern, wie der Verfasser aus den geschichtlichen Anspielungen beweist, aus der zweiten Hälfte des 16., auch nicht aus Zwickau, sondern aus Freiberg, und der Urheber derselben ist der Rektor der Freiberger Schule, Valentin Apelles (Apel), über den wir hier genauer unterrichtet werden. Er hat sein Talent auch in deutschen Versen erprobt und zwar zunächst bei der Aufführung von Schulkomödien. Eine Aufführung des Eunuchus wird in den Freiberger Akten ausdrücklich im Jahre 1572 erwähnt, nicht des Heautontimorumenos, diese hat aber höchst

Digitized by Google

wahrscheinlich 1580 stattgefunden. Wie auf die ganze Zeit, zeigt sich auch bei ihm der Einfluſs des Narrenschiffs des Sebastian Brant; wie Hans Sachs und Fischart, folgt auch Apelles dem Sebastian Brant im Versbau, im sogenannten Knüttelvers, noch mehr im Inhalt, in dem satirisch-didaktischen Ton, in Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redensarten, in der Neigung, das Treiben der Gottlosen nicht als Sünde, sondern als Thorheit und Narrheit aufzufassen. Also, ehe die lateinische Aufführung begann, erschienen die Personen des Stückes der Reihe nach auf der Bühne und wurden von einem besonderen Aktor vorgestellt und ausführlich geschildert, und, da der Dichter in den Terenzischen Personen Personen seiner eigenen Zeit und Umgebung schildert, so wird die Bearbeitung ein belehrendes Sittenbild der Zeit, bietet auch in sprachlicher Hinsicht manches Neue. Waren also die Zuschauer in den Stand gesetzt, auch ohne Kenntnis der lateinischen Sprache den Gang der Handlung zu verstehen, so folgte die lateinische Aufführung selbst, an bestimmter Stelle noch unterbrochen durch Einschaltung kürzerer Dialoge in deutscher Sprache. Es ist sehr dankenswert, daſs der Verfasser den Text der Handschrift wörtlich mit Beobachtung der alten Orthographie und Interpunktion in Typen der Druckwerke des 16. Jahrhunderts wiedergegeben hat.

Zur Würdigung des Dichters Andreas Gryphius. Eine litterarhistorische Studie von Dr. Gust. Breucker. Programm des Progymnasiums zu Trarbach 1889. 20 S. 4.

Die böse Zeit des Dreiſsigjährigen Krieges, seine besonderen Schicksale muſsten den Dichter Gryphius ernst stimmen. Diese trübe Stimmung spiegelt sich ab in seinen Dichtungen. Das ist der Inhalt dieser Abhandlung.

J. A. Poysels Gedichte wider Ludwig XIV. und die Franzosen. Von M. Pfeifer. Programm des Gymnasiums zu Altenburg 1889. 16 S. 4.

Auf den patriotischen Dichter J. Alb. Poysel, den bayrischen Augustiner, der trotz seines entschieden katholischen Glaubens als mannhafter Deutscher der französischen Anmaſsung entgegenkämpfte, ein leider nicht beachtetes Vorbild für die Jetztzeit, machte Ditfurth in seiner Sammlung historischer Volkslieder zuerst aufmerksam. Poysel starb am Anfang des 18. Jahrhunderts. Sein Nachlaſs befindet sich in der Münchener Bibliothek, daraus entlehnte Ditfurth einige Proben. Genauer beschreibt die vorliegende Abhandlung diesen Nachlaſs; sie bringt aber zunächst aus der vorhergehenden Zeit einige gegen Frankreich gerichtete geharnischte Volkslieder, dann eine gröſsere Anzahl von Versen Poysels, die in ihrer Kraft und Aufrichtigkeit einen tiefen Eindruck gemacht haben müssen; sie geben vortrefflich die in den besten Kreisen herrschende Volksstimmung wieder; dem Abdruck hat der Verfasser erklärende Anmerkungen hinzugefügt.

Digitized by Google

Daniel Caspar von Lohenstein als Dramatiker. Vom ord. Lehrer Willner. Programm des Realprogymnasiums zu Dirschau 1888. 31 S. 4.

Die Abhandlung bringt eine sehr ausführliche Inhaltsangabe der schwülstigen Trauerspiele Lohensteins mit allen ihren Greueln; die Ausmalung aller dieser groben Unsittlichkeiten scheint für ein Schulprogramm nicht recht passend zu sein. Die schon überreiche Litteratur über den Dichter, z. B. die Arbeiten von W. A. Passow, Prutz, Konr. Müller u. a., ist von dem Verfasser nicht berücksichtigt, so dafs die Wissenschaft keinen neuen Gewinn zieht.

Ewald Christian von Kleist als Idyllendichter. Vom ord. Lehrer van Haag. Programm der Realschule zu Rheydt 1889. 17 S. 4.

Der Verfasser hebt die Vorzüge Kleists vor Gefsner hervor; Kleists Personen äufsern tiefere und wahrere Empfindungen. Aber auch er wird weit überragt von J. H. Vofs und Hebel.

Johann Nikolaus Götz, die Winterburger Nachtigall. Ein Beitrag zur deutschen Litteraturgeschichte. I. Von Gymnasiallehrer Dr. Hahn. Programm des Gymnasiums zu Birkenfeld 1889. 32 S. 4.

Während die Lebensgeschichten seiner dichterischen Genossen, Gleims, Uz', Ramlers, längst geschrieben sind, hat man Götz bisher vernachlässigt. Die Ehrenschuld hat der Verfasser mit dieser überaus sorgfältigen Abhandlung abzutragen angefangen. Schwerlich ist ihm irgend eine auf den Dichter bezügliche Notiz entgangen, und so ist es durch unermüdlichen Fleifs dem Verfasser gelungen, soweit es bei den erhaltenen Daten möglich war, ein vollständiges Lebensbild zusammenzustellen. Mancherlei ungünstige Umstände verschulden, dafs Götz in der Würdigung der Gegenwart zurückgeblieben ist; bei seinen Zeitgenossen stand er in höchstem Ansehen. Die Zeugnisse dafür hat der Verfasser aufs fleifsigste vereinigt, mit Begeisterung reden von Götz Gleim, Knebel, Karoline Flachsland, Goethe, den ausführlichen schönen Brief Herders an den Dichter teilt der Verfasser vollständig mit. Merkwürdig ist das anerkennende Urteil Friedrichs des Grofsen; Ramler, Vofs, Lavater, auch Lessing stimmen bei. Wir erfahren durch die sorgfältigen Untersuchungen des Verfassers, wie es gekommen ist, dafs wir bisher ein vollständiges Lebensbild des Dichters nicht erhalten haben; eine grofse Menge wichtiger Zeugnisse ist dem unermüdlichen Fleifse des Verfassers gelungen aus der Vergessenheit zu ziehen; anderes wird vielleicht Professor Kürschner in Stuttgart, der Besitzer des Restes des handschriftlichen Nachlasses des Dichters, bringen können. — Götz ist geboren zu Worms 9. Juli 1721, gestorben zu Winterburg 4. November 1781. Von Winterburg, wo er

Digitized by Google

die letzte Hälfte seines Lebens zugebracht hat, wird er die Winterburger Nachtigall genannt; das Dorf liegt wenige Stunden von Kreuznach aufwärts in der hinteren Grafschaft Sponheim; von der ihm bekannten Gegend entwirft der Verfasser ein anmutiges Bild. Der Vater des Dichters war Pfarrer in Worms. Wir erfahren viel von der Familie, den Freunden derselben, der Jugendzeit, dem Leben in Halle, welche Universität Götz 1739 bezog. Er wurde mit Gleim, Uz, Ramler bekannt, Mitglied des preufsischen Dichterkreises. Sein Leben wurde bewegt, wir finden ihn bald in der Heimat, als Prediger in Forbach, auf Reisen im Elsafs und in Lothringen, er ward mit Voltaire bekannt, Prediger in Hornbach, in Meisenheim, endlich in Winterburg; sein Landesherr war zuletzt der Markgraf von Baden-Durlach. Dort führte er ein friedlich stilles Leben, der schönen Natur und öfteren Besuches von Freunden sich erfreuend. Seine Sehnsucht aber, in eine geistig anregendere Umgebung zu kommen, in Berlin oder dessen Nähe als Prediger angestellt zu werden, sollte nicht in Erfüllung gehen, so dafs er immer mehr dem Trübsinn verfiel. Von seiner Persönlichkeit, von seinen Familienverhältnissen giebt der Verfasser genaue Kunde; der Sohn Gottlieb Christian wurde Inhaber der Schwanschen Buchhandlung in Mannheim und Schillers treuer Freund und Verleger. Ein allgemeiner Überblick über Götz' dichterische Thätigkeit, sowie über Ramlers Redaktion der Gedichte schliefst die verdienstliche Abhandlung. Der zweite Teil wird eine genauere Betrachtung über die Gedichte bringen.

Bekämpfung und Fortbildung Lessingscher Ideen durch Herder. Von Franz Kunz. Programm der Realschule zu Teschen 1888. 31 S. gr. 8.

Der Verfasser legt die Abhandlungen Herders 'Wie die Alten den Tod gebildet' und des Laokoonwäldchens und die sich auf Lessings Fabeltheorie und Epigrammdefinition beziehenden Schriften zu Grunde, und durch eingehende Untersuchung gelangt er zu dem Ergebnis, dafs Herder öfters ohne triftigen Grund Lessing widerspricht, aber auch öfters Lessings Behauptungen treffend berichtigt, aber aufser dieser negativen Seite seine Kritik auch den Nutzen hat, dafs er einzelne Ideen Lessings vertieft und weiterbildet. Der Verfasser hat noch nicht die vortreffliche Arbeit von G. Kettner 'Herders erstes kritisches Wäldchen' im Pförtner Programm von 1887 benutzen können, welche an Gründlichkeit die seinige übertrifft.

Die tragische Katharsis in der Auffassung Lessings. Von Oberlehrer Feller. Programm des Gymnasiums zu Duisburg 1888. 24 S. 4.

Die neueste Litteratur zur Erklärung der Aristotelischen Poetik, sowie die neueren philosophischen Werke über das Wesen der Tragödie sind dem Verfasser wohl bekannt; die verschiedenen Erklärungen geht er durch, findet mit ihnen Lessings Deutung der Poetik nicht in jedem Worte richtig, seine unbedingte Verehrung des Aristoteles aber gerechtfertigt.

Zu den Quellen der Emilia Galotti. Von Dr. L. Volkmann. In dem Festprogramm des Realgymnasiums zu Düsseldorf 1888. S. 233—259. gr. 8.

Nicht neue Quellen hat der Verfasser aufgefunden, er wollte vielmehr die sicheren Vorlagen zu dem Zwecke ausbreiten, um daraus erkennen zu können, wie weit sie der Dichter bei seiner dramatischen Thätigkeit hat benutzen können und benutzt hat. Diesen Weg hat er sehr genau verfolgt, die Ergebnisse sind höchst beachtenswert, die Abhandlung ist ein sehr dankeswerter Beitrag zur Lessing-Litteratur. Von dramatischen Arbeiten kommen hier, als Lessing bekannt, in Betracht die Virginia des Montiano, des Campistron, und wegen technischer Anregungen die Bearbeitungen der Geschichte des Grafen Essex. Jene beiden sind es, die aus dem überlieferten Stoff das Schicksal der Virginia zur Hauptsache gemacht, die politische Seite also zurückgedrängt haben. Eine Mutter der Virginia hat erst Campistron hinzugedichtet, der auch die Plebejer zu Patriciern gemacht, also dem Appius gleichgestellt hat. Diesen Vorbildern wollte Lessing unmittelbar folgen, von diesem Versuch ist eine Scene erhalten. Dann aber, ohne sich um die Staatsaktion zu kümmern, behandelte er das Schicksal der Virginia für sich, diese Virginia in drei Akten ist nicht erhalten. In Emilia Galotti nun ist das ursprüngliche Verhältnis zwischen Patriciern und Plebejern hergestellt, die von Campistron erfundene Mutter beibehalten, neu die Gräfin Orsina hinzugedichtet. Im einzelnen sind im Gange der Handlung des Franzosen Neuerungen gröfstenteils benutzt, wogegen für die Entwickelung der Charaktere der Spanier mehr in den Vordergrund tritt. Montianos Virginia und Virginius sind Lessings Emilia und Odoardo im Charakter ähnlich. Auch bei den übrigen Personen weisen Einzelheiten auf das spanische Vorbild hin: Appianis bange Stimmung kehrt in Montianos Icilius wieder, ebenso ist Montianos Claudius ein gröfserer Bösewicht als sein Herr, wie Lessings Marinelli. Am meisten originell ist der Prinz bei Lessing. Während der Appius seiner Vorgänger von Anfang von frevelhafter Begier beherrscht wird, wird des Prinzen anfänglich wahre Liebe erst stufenweise zu verzehrender Leidenschaft. In dieser Beziehung hat er ein Vorbild in dem im 65. Stück der Hamb. Dram. besprochenen Grafen Essex eines spanischen Dichters, wie eben dies Gedicht für die Schlufsscene seiner Emilia von ihm benutzt ist (vgl. Hamb. Dram. Stück 67, 68, 55).

Herder und die Volkspoesie. Von Dr. Fr. Zurbonsen. Programm des Gymnasiums zu Arnsberg 1888. 15 S. 4.

In warmen Worten stellt der Verfasser Herders unsterbliches Verdienst um die Volkspoesie dar, er weist nach, wie dadurch, also auch durch Herders Verdienst, die ästhetischen Anschauungen der Zeit überhaupt sich änderten, die Poesie zur Natur zurückkehrte, wie vor allem durch ihn Goethe angeregt wurde. Die Abhandlung war wohl geeignet, die Jugend mit Verehrung für Herder zu erfüllen.

Digitized by Google

Die Örtlichkeit in Goethes Hermann und Dorothea. Von Oberlehrer Dr. O. Linsenbarth. Programm des Gymnasiums zu Kreuznach 1889. S. 17—30. 8.

Die Örtlichkeit in Hermann und Dorothea ist eine beliebte Aufgabe für Schulaufsätze. In einem anderen Sinne aber behandelt obige Abhandlung die Örtlichkeit. In Lyons Zeitschrift für den deutschen Unterricht hat nämlich Dr. Huther in Kottbus zu beweisen versucht, die der Dichtung zu Grunde gelegte Örtlichkeit entspreche aufs genaueste derjenigen des thüringischen Städtchens Artern, in diesem Orte sei nach der Tradition Goethe oft gewesen, und die im Gedichte vorkommenden Ortsangaben ließsen sich leicht noch jetzt dort wieder finden. Dr. Huther ist nicht selbst in Artern gewesen, wohl aber der Verfasser, der sich mit allem, was auf die Geschichte des Ortes sich bezieht, genau bekannt gemacht hat. Danach stellt sich heraus, daſs nicht die geringste Spur vorhanden ist, daſs Goethe jemals in Artern gewesen sei; die Tradition mag sich gebildet haben, weil Goethes Groſsvater dort geboren wurde; ohne vorgefaſste Meinung findet man unschwer heraus, daſs sich in keinem Punkte die Örtlichkeit Arterns mit der des Gedichtes in Einklang bringen läſst. Man muſs sich zu der Ansicht bekennen, daſs Goethe kein bestimmtes Städtchen vor Augen hatte, wenn er auch bei Einzelheiten reale Örtlichkeiten abgemalt haben kann.

Der Bau des Goetheschen Torquato Tasso. Von Dr. Ferd. Höfer. Programm des Gymnasiums zu Seehausen 1888. 20 S. 4.

Man muſs dem Verfasser darin beistimmen, daſs der Streit Tassos mit Antonio den Höhepunkt des Dramas bezeichne. Es bedurfte aber wohl nicht der langen Auseinandersetzung mit denjenigen, welche einen anderen Stufengang annehmen, eine unbefangene Lektüre des Dramas führt auf den rechten Weg. Einen vortrefflichen Wegweiser dazu finden wir in einer älteren Abhandlung, welche dem Verfasser unbekannt geblieben zu sein scheint, in dem Buche von G. F. Eysell 'Über Goethes Torquato Tasso', Rinteln 1849; es hat dann einige Jahre später Eckardt Vorlesungen über den Tasso erscheinen lassen, noch bedeutend umfangreicher, aber das kräftige und gesunde Gericht Eysells nur verdünnend.

Goethes Quellen und Hilfsmittel bei der Bearbeitung des Reineke Fuchs. Von Dr. M. Lange. Programm des Gymnasiums zu Neustadt-Dresden 1888. 17 S. 4.

Es ist sicher, daſs dem Jahre 1793 Goethes Gedicht entstammt; rasch wurde es vollendet. Daraus folgt, daſs wegen der Kürze der Zeit ein eingehenderes Quellenstudium nicht möglich war. Die Vergleichung lehrt, daſs die Grundlage des Goetheschen Werkes Gottscheds Übersetzung ist; aber trotz dieser groſsen Abhängigkeit hat er dem Ganzen einen echt epischen Charakter gegeben. Er hat aber auch, wie sich aus

Digitized by Google

Versen ergiebt, die Gottsched übergangen, den niederdeutschen Text benutzt. Ob er den holländischen Reinaert vor sich gehabt, ist schwer zu entscheiden; in manchen Stellen stimmt er mehr mit der Delfter Ausgabe als mit Reineke, aber doch zeigt sich nirgends eine gründlichere Kenntnis jenes Buches, nirgends ist es zur Verbesserung von Irrtümern des Reineke benutzt, es ist wahrscheinlich, dafs er dasselbe erst nach Vollendung seines Gedichtes kennen gelernt und nachträglich gebraucht habe. Andere Hilfsmittel sind hier und da eingesehen, wie sich aus eingehenden Untersuchungen ergiebt. In der Einleitung teilt der Verfasser das ungemein lobende Urteil Viktor Hehns über Goethes Hexameter mit. Mit demselben stimmt Herder in dem Briefe an Gleim vom 1. Mai 1793 überein, welcher (nach der Ausgabe von Düntzer) schliefslich hier einen Platz finden möge: 'Die erste und gröfseste Epopöe deutscher Nation, ja aller Nationen seit Homer, die Goethe sehr glücklich versifiziert hat, ist Reineke Fuchs. Das ist der Aufschlufs des Rätsels. Das Gedicht ist seit Homer die vollkommenste Epopöe, wie Sie's, lieber Gleim, in Goethes glücklichen Hexametern sehen werden; sie ist deutscher Nation; denn, wenn ihr Grund gleich aus einem französischen Roman genommen sein mag, so ist doch ihre epische Einrichtung einem Deutschen, dem Heinrich von Alkmar, zuständig, und in Goethes Versifikation gehört sie den Deutschen auf eine eigentümliche Weise mehr. Das Gedicht ist ein Spiegel der Welt.'

Über Euripides' Iphigenie unter den Tauriern und Goethes Iphigenie auf Tauris. Von Dir. Dr. Wittich. Programm des Realgymnasiums zu Kassel 1888. 16 S. 4.

Die Abhandlung bringt eine Inhaltsanzeige der beiden Gedichte und betont dabei den höheren Wert des deutschen Dramas. Sie ist Abdruck eines Schulvortrags und macht keinen Anspruch darauf, etwas Neues zu bringen.

Mitteilungen über Goethe und seinen Freundeskreis aus bisher unveröffentlichten Aufzeichnungen des Gräflich Egloffsteinschen Familien-Archivs zu Arklitten. Herausgegeben von Dr. Joh. Dembowski. Programm des Gymnasiums zu Lyck 1889. 34 S. 4.

Die hier mitgeteilten Briefe stammen aus dem Nachlasse der Gräfinnen Karoline und Julie Egloffstein und ihrer Mutter, der Frau von Beaulieu-Marconnay; sie sind geschrieben von Karoline, Hofdame der Grofsfürstin Maria Paulowna, der Gräfin Julie, welche bei ihrer Tante, Oberkammerherrin Frau von Egloffstein, wohnte und seit 1824 Hofdame der Herzogin Luise war, der Frau von Beaulieu, die mit ihrem Gatten erst in Misburg bei Hannover, dann in Hildesheim wohnte, der Oberkammerherrin Frau von Egloffstein, dem Kanzler Müller und Soret. Sie reichen von 1817 bis zu Goethes Tode, in den ersten Jahren weit aus-

Digitized by Google

führlicher als in den letzten, wo sie aphoristisch werden, und haben ihren besonderen Wert dadurch, dafs sie, wie wenige, die ungewöhnliche Liebe und Verehrung treu wiederspiegeln, deren sich Goethe in seiner nächsten Umgebung erfreute; beide Gräfinnen, Julie wie Karoline, leben eigentlich nur, wie Karoline einmal schreibt, in dem Glück, Goethe zu sehen und zu hören. Ergreifend ist besonders die Darstellung der Angst, welche alle bei Goethes schwerer Erkrankung 1823 ergriffen hatte, der wachsenden Freude, als die Anzeichen der Besserung immer günstiger wurden, der Begeisterung, als er wieder gestärkt vor ihnen erschien. Aber mehr, wir sehen, wie er seine ganze Umgebung in die poetische Stimmung, über die Interessen des äufseren Lebens erhebt; es ist ein Kreis feingebildeter Menschen, in dem wir uns bewegen, die an allem Schönen in Kunst und Natur ihre wahre Freude haben. Schöne Schilderungen mancherlei Art finden sich vor. Und dann wiederum aus alltäglichen Anlässen erheben sich die Unterredungen zu den wichtigsten Angelegenheiten der Menschen, überall giebt Goethe die Anregung, und das macht sich immer von selbst. Die Gröfse des Mannes tritt somit auch aus diesen Mitteilungen hervor, und darum verdient die Veröffentlichung Dank.

Philologisches aus Friedrich Rückerts Briefen an J. A. Hartung, mitgeteilt von Oberlehrer Dr. F. Hartung. Programm des Dom-Gymnasiums zu Magdeburg 1888. 39 S. 4.

Von Neusefs aus stand Rückert in naher Beziehung zu J. A. Hartung, der damals in dem unfern gelegenen Schleusingen Gymnasialdirektor war; schon in Erlangen, wo Rückert Hartungs Lehrer war, hatte die Verbindung angefangen. Hartung war oft Tage lang zum Besuch bei Rückert, da wurden gemeinsam philologische Studien betrieben. Beide haben gemeinsam die Tugend unablässigen Fleifses und die Liebe besonders zu den griechischen Dichtern, von denen bekanntlich viele Hartung und nicht blofs kritisch behandelt hat. Um diese gemeinsamen Studien bewegte sich nun der Briefwechsel. Die Verbindung dauerte fort, als Hartung nach Erfurt übergesiedelt war. Die Briefe gehen von 1843 bis 1865, der gröfste Teil der vorhandenen 37 Briefe ist mit geringen Auslassungen hier abgedruckt. Wo Privatverhältnisse erwähnt sind, zeigen auch sie uns den Dichter in liebenswürdigem Lichte. Es ist eine wahre Herzensfreude für ihn, in seinen orientalischen Studien immer wieder bei den Alten Erholung zu suchen, die griechischen Tragiker, Theokrit, Horaz sind seine Lieblinge; aber mehr, Hartung schickt ihm seine Bearbeitungen zu, Rückert studiert sie aufs genaueste, er teilt dem Freunde seine kritischen Bedenken mit, er ist hier ganz Philologe. Vor allem ist er der scharfsinnige Metriker, metrische Gespräche machen einen grofsen Teil der Briefe aus, über die Pindarischen Metra läfst er sich viel aus. Sein feines Sprachgefühl tritt überall hervor, auch bei den Prosaikern; bei dem Isokrates ist er erstaunt, dafs derselbe den Hiatus sogar viel strenger vermeidet als die Tragiker, er stützt sich bei diesem Urteil keineswegs

Digitized by Google

auf ihm schon bekannt gewordene ältere Ansichten. Aber nicht blofs den Kritiker lernen wir aus diesen Briefen kennen, sondern auch den Dichter; wir erhalten von Rückert Übersetzungen aus Theokrit, auch griechische Verse. — Dieser Spende aus dem Nachlafs seines Vaters hat der Herausgeber viele erläuternde Anmerkungen hinzugefügt; auch für diese, wie für das Ganze, gebührt ihm Dank. Eine unbedeutende Bemerkung sei gestattet. Rückert erwähnt 1846 eine ihm liebe Übersetzung des Theokrit von Bindemann als vor 40 Jahren erschienen; sie erschien aber schon 1793 (nicht 1797), ist also mehr als 50 Jahre früher veröffentlicht, und eben diesem Bindemann hat, wie der Herausgeber bemerkt, Rückert seine Übertragung verschiedener Idyllen Theokrits gewidmet, die Widmung kann sich also nur auf Bindemanns Manen beziehen.

Zur Feier deutscher Dichter. 21—23. Feier. Von Direktor K. Strackerjan. Programm der Ober-Realschule zu Oldenburg 1888. 4.

Die Berichte über die in der Realschule zu Oldenburg gefeierten Dichterabende, d. h. über die Vorträge der Schüler aus einem bestimmten Dichterkreise haben durch die Charakteristiken des Direktors Strackerjan sich einen guten Ruf erworben. Das vorliegende Programm bringt nur eine eingehendere Charakteristik, nämlich Uhlands, welche bei der hundertsten Geburtstagsfeier gesprochen ist. Sie ist kurz, sie hebt aber die wichtigsten Seiten hervor. In Uhland verehren wir den Dichter, den Deutschen, den deutschen Dichter. Den Dichter, denn seine Lieder sind waldfrisch und duftig, weich und kraftvoll, immer die köstlichsten Erinnerungen dichterischer Stimmungen weckend, seine epischen Gedichte bringen frische Bilder und Gestalten mit tiefem Hintergrunde. Er ist ein Deutscher; das stolze und feste Bürgertum ist ihm das Ideal der deutschen Nation; auf dem Felde der Wissenschaft hat er sich nach der Art seines Arbeitens wie nach der Wahl des Stoffes als echter Deutscher bewährt. Er ist ein deutscher Dichter, auch als Dichter hat er eine Erziehung zu vaterländischem und volkstümlichem Geiste im Auge.

Herford. Ludwig Hölscher.

Digitized by Google

Verzeichnis
der vom 1. Januar bis zum 13. Februar 1890 bei der Redaktion eingelaufenen Bücher und Zeitschriften.

The Pariah. By F. Anstey. In 3 Vols. Leipzig, Tauchnitz, 1890. 287, 287 u. 288 S. kl. 8. M. 4,80.

Russische Chrestomathie für Anfänger. Accentuierte Texte mit vollständigem Wörterverzeichnis. Von Dr. Oskar Asbóth, a. o. Prof. der slav. Sprachen an der Universität in Budapest. Leipzig, Brockhaus, 1890. VII u. 188 S. 8.

Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie. Herausgegeben von Prof. Dr. Otto Behaghel und Prof. Dr. Fritz Neumann. X. Jahrgang Nr. 12, XI. Jahrgang Nr. 1. Heilbronn, Henninger.

The Bell of St. Paul's by Walter Besant. In 2 Vols. Leipzig, Tauchnitz, 1890. 286 u. 280 S. kl. 8. M. 3,20.

Les Plaideurs. Comédie par Jean Racine. With Introduction and Notes by E. G. W. Braunholtz, M. A., Ph. D., University Lecturer in French. Edited for the Syndics of the University Press. Cambridge, University Press, 1890. XXVI u. 148 S. kl. 8. Sh. 2.

Wilhelm Tell. Schauspiel von Friedrich Schiller. Edited (with Introduction, English Notes, Maps, etc.) by Karl Breul, M. A., Ph. D., University Lecturer in German. Edited for the Syndics of the University Press. Cambridge, University Press, 1890. LXXVI u. 267 S. kl. 8. Sh. 2/6.

The Open Court. A Weekly Journal devoted to the Work of conciliating Religion with Science [ed. Dr. Paul Carus]. Nos. 111—123 (October 10, 1889 — January 2, 1890), Chicago, Ill.

Blind Love by Wilkie Collins. With a Preface by Walter Besant. In 2 Vols. Leipzig, Tauchnitz, 1890. 287 u. 287 S. kl. 8. M. 3,20.

Untersuchungen zu Schillers Aufsätzen 'Über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen', 'Über die tragische Kunst' und 'Vom Erhabenen' ('Über das Pathetische'). Ein Beitrag zur Kenntnis von Schillers Theorie der Tragödie von Dr. Karl Gneifse, Oberlehrer. Wissenschaftliche Beilage zum Programm des Gymnasiums zu Weifsenburg i. E. 1889. VIII u. 37 S. 4.

Les Précieuses ridicules von Molière. Für den Schulgebrauch erklärt von Dr. Paul Goldschmidt, Prof. am Friedrichs-Gymnasium in Berlin. Mit einer Nachbildung der Carte de Tendre. Berlin, Springer, 1890. IV u. 75 S. 8. M. 1.

English Letters. Collected for the Use of Schools by Dr. Günther, Rektor der höheren Töchterschule zu Dirschau. Danzig, A. W. Kafemann, 1889. III u. 46 S. 8. M. 1.

Ursprung und Verbreitung der Pyramus- und Thisbe-Sage von Georg Hart, Assistent für neuere Sprachen. Teil einer Münchener Inaugural-

Digitized by Google

Dissertation. Beilage zum Jahresbericht der k. Kreisrealschule in Passau pro 1889. 57 S. 8.

Kurzgefafste Grammatik für den französischen Anfangsunterricht von Jacobs, Dr. Brincker, Dr. Fick, ord. wissenschaftlichen Lehrern der neueren Sprachen an der Neuen Höheren Bürgerschule zu Hamburg. Leipzig u. Itzehoe, Otto Fick, 1889. IV u. 53 S. gr. 8.

Geschichte der schwäbischen Mundart im Mittelalter und in der Neuzeit mit Textproben und einer Geschichte der Schriftsprache in Schwaben dargestellt von Dr. Friedrich Kaufmann, Privatdoz. an der Universität Marburg. Strafsburg, Trübner, 1890. XXVIII u. 355 S. 8.

Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte und Renaissance-Litteratur. Herausgegeben von Dr. Max Koch und Dr. Ludwig Geiger. Neue Folge. Dritten Bandes erstes und zweites Heft. Berlin 1889/90, A. Haack. 170 S. gr. 8. [G. Witkowski, Die Vorläufer der anakreontischen Dichtung in Deutschland. R. v. Lilienkron, Die Insassen des vierten Danteschen Sünderkreises. F. Zschech, Ugo Foscolos Ortis und Goethes Werther. J. C. Riedl, Huon de Bordeaux in Geschichte und Dichtung. G. Witkowski, Ein ungedrucktes Gedicht von Martin Opitz. H. Holstein, Reuchlins Gedichte. C. Schüddekopf, Ein Gedicht Ludwig Dringenbergs. L. Geiger, Scherze Chamissos. H. v. Wlislocki, Drei Lieder der siebenbürgischen Zigeuner aus der Kurutzenzeit. K. Sudhoff, Benedict Aretius. Besprechungen. Nachrichten].

Logares selectos dos Classicos Portuguezes e Brasileiros. Portugiesisches Lesebuch mit Anmerkungen von G. C. Kordgien, Universitätsprofessor a. D., vorm. Direktor eines brasilianischen Gymnasiums u. s. w. Leipzig, Bädeker (o. J.) [Vorrede, Hamburg im Herbst 1889]. X und 249 S. 8.

Franco-Gallia. Kritisches Organ für französische Sprache und Litteratur. Herausgegeben von Dr. Adolf Krefsner in Kassel. VII. Jahrgang, Nr. 1. Januar 1890. 16 S. 4.

Das Naturgefühl der Altfranzosen und sein Einflufs auf ihre Dichtung. Von Max Kuttner [Berliner Doktordissertation vom 29. Juni 1889]. Leipzig, G. Fock. III u. 88 S. 8. M. 2.

Die Dialektmischung im magdeburgischen Gebiete. Mit einer Karte. Von Richard Loewe [Leipziger Doktordissertation]. Norden, Druck von Diedr. Soltau, 1889. V u. 52 S. gr. 8. [zum gröfsten Teile = Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung. Jahrgang 1888 (XIV) S. 14—52].

Mount Eden: a Romance. By Florence Marryat. In 2 Vols. Leipzig, Tauchnitz, 1890. 288 u. 287 S. kl. 8. M. 3,20.

Blind Justice and 'Who, being Dead, yet speaketh'. By Helen Mathers (Mrs. Henry Reeves). Leipzig, Tauchnitz, 1890. 288 S. M. 1,60.

Die Hauptsachen aus der französischen Grammatik und Synonymik. Zum Gebrauch für Schüler zusammengestellt von Dr. A. Mohrbutter, ord. Lehrer an der Oberrealschule zu Oldenburg. Oldenburg u. Leipzig, Schulzesche Hofbuchhandlung (A. Schwartz) (o. J.) [Vorrede Nov. 1889]. IV u. 59 S. kl. 8. M. 0,50.

Grundrifs der germanischen Philologie, herausgegeben von Hermann Paul, ord. Prof. der deutschen Sprache u. Litteratur an der Universität Freiburg i. B. Strafsburg, Trübner, 1890.

I. Band, 3. Lieferung (Bogen 33—40; V. Abschnitt: Sprachgeschichte [Forts.]. 4. Geschichte der nordischen Sprachen. Von A. Noreen [Schlufs]. 5. Geschichte der deutschen Sprache. Von O. Behaghel. 6. Geschichte der niederländischen Sprache. Von J. te Winkel [noch nicht vollendet]).

II. Band, 1. Abteilung, 2. Liefrg. (Bogen 9—16; VIII. Abschnitt: Litteraturgeschichte [Forts.]. 2. Nordische Litteraturen [Schlufs]: a. nor-

Digitized by Google

wegisch-isländische. Von E. Mogk [Schlufs]. b. schwedisch-dänische. Von H. Schück. 3. Deutsche Litteratur: a. althoch- und niederdeutsche. Von R. Kögel. b. mittelhochdeutsche. Von F. Vogt [noch nicht vollendet]).

II. Band, 2. Abteilung, 2. Liefrg. (Bogen 9—16; XI. Abschnitt: Recht. Von K. v. Amira [Schlufs]. XII. Abschnitt: Kriegswesen. Von A. Schultz. XIII. Abschnitt: Sitte, 1. skandinavische Verhältnisse. Von F. Kålund. 2. Deutsch-englische Verhältnisse. Von A. Schultz [nur der Anfang]).

Schweizerisches Idiotikon. Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache. XVII. Heft (des zweiten Bandes achtes Heft). Bearbeitet von Fr. Staub, L. Tobler, R. Schoch und H. Bruppacher. Frauenfeld, Huber, 1890. 1169—1328. Sp. 4.

Das Archiv. Bibliographische Wochenschrift. Unter Mitwirkung von Fachgelehrten herausgegeben von Julius Steinschneider. Berlin, O. Liebmann, 1890. No. 1—4.

Das psychologische Problem in der Hamlet-Tragödie. Von Dr. Hermann Türck [Leipziger Doktordissertation]. Leipzig-Reudnitz, Max Hoffmann, 1890. 84 S. 8.

Phonetische Studien. Zeitschrift für wissenschaftliche und praktische Phonetik mit besonderer Rücksicht auf die Reform des Sprachunterrichts herausgegeben von Wilhelm Vietor. III. Band, 1. Heft. Marburg i. H., Elwert, 1890. 120 S. 8. [G. Karsten, Sprecheinheiten und deren Rolle in Lautwandel und Lautgesetz. W. Vietor, Beiträge zur Statistik der Aussprache des Schriftdeutschen IV. W. S. Logeman, Darstellung des niederländischen Lautsystems I. W. Vietor, Aus C. F. Hellwags Nachlafs II. H. Hoffmann, Die Unterrichtsreform auf neusprachlichem Gebiete vom Standpunkte eines Taubstummenlehrers. A. Kadler, Eine kurze Bemerkung über den grammatischen neusprachlichen Unterricht in der Prima. P. Passy und W. Sünninghausen, Gegenvorschläge zu Kühns Lautschrift. Recensionen, Erwiderungen, Notizen].

Revue de l'Enseignement des Langues vivantes. Directeur: A. Wolfromm, Professeur au Lycée Louis-le-Grand. Paris. 6e année, Décembre 1889, no. 18 & Janvier 1890, no. 11.

Digitized by Google

Steinhöwel und das Dekameron.

Eine syntaktische Untersuchung.

(Schlufs.)

Der Versuch, auf syntaktischem Gebiete die Trennungslinien zu gewinnen, die es ermöglichen, das deutsche Dekameron von den Werken Heinrich Steinhöwels loszulösen (Archiv LXXXIII, S. 167 ff.), hatte mitten in der Darstellung der Partikeln abgebrochen werden müssen und soll nunmehr zum Abschlusse kommen. Wir stehen an der Partikel *nun*.

Nun scheint sich bei Steinhöwel keiner besonderen Beliebtheit zu erfreuen; die entgegengesetzte Neigung des Dekameron berechtigt uns daher, die einzelnen Gebrauchstypen dieser Partikel näher ins Auge zu fassen. Oben (I, S. 202)[1] haben wir beobachtet, dafs lat. *nunc* bei Steinhöwel durch *do* wiedergegeben wird. Daneben hat *nun* auch in der Partikel *iecz* eine scharfe Konkurrenz zu bestehen. *iecz* vertritt die Gegenwart als absolute Zeitangabe, während *nun* stets die Beziehungen nach vor- und rückwärts durchschimmern läfst: G. U. 107, 3 *so mich nun die mynen zwingen ... so ist sie iecz uff dem wege* = *iamque in via est* gegen Äsop 43, 27 *er hat durch synen list das brot genomen, das wir mit eszen mindern. Nun gaut er ler* (*nunc*); G. U. 109* *was ich dir nun vnd hinfür allweg waisz ze willen werden.* Die Entwickelungsfähigkeit, die sich aus diesen und ähnlichen Verwendungen heraus für unsere Partikel ergab, ist jedoch von Steinhöwel nur wenig ausgenützt worden. Wir finden sie allerdings einigemal an Stellen, wo die Darstellung den geraden Lauf unterbricht und Einwürfe, Einschiebsel aufnimmt: im Äsop in 42, 25 *Nuon hat er doch ... nie ain so ungestalten körgel gekouffet*

[1] I für den ersten Teil der Abhandlung (Archiv LXXXIII).

Digitized by Google

(*cum ... haud emerit*); 49, 18 für *igitur;* 63, 25 für *enim;* in G. U. etwa 103, 25 *du kenst wol wie du hereyn in das husz komen bist ... Nun bist du mir tür vnd lieb genuog / aber mynen edeln nit* (*Mihi quidem*). Diese Belege sind jedoch, wie gesagt, spärlich; vor allem verraten sie nichts von der Neigung früherer und späterer Stilisten, Demonstrativformen als Träger des Zusammenhangs mit der Partikel *nun* hervorzuheben. Steinhöwel begnügt sich hier mit dem einfachen Pronomen, ob dieses nur den ruhigen Fluſs der Darstellung begleitet (Äsop 57, 8 *Durch die red ward der herr schmollen* = *His dictis* u. a.), ob es ihn aus seiner Bahn lenkt (G. U. 106, 1 *Söllich versuchen synes wybes wer dem strengsten eman gnuog gewesen. Aber es synd ettlich* = *poterant ... hec experimenta sufficere* u. a.), oder in eine vorher verlassene Strömung wieder einführt (G. U. 101, 5 *Gegen der iunkfrowen liesz der walther ... syne ogen schiessen* = *In hanc virgunculam*). Auch die so beliebte Anlehnung der Partikel an unterordnende Partikeln, welche das Satzgefüge eröffnen, ist bei Steinhöwel nur spärlich zu belegen. Wir finden sie hier einigemal an Stelle eines lat. *itaque* oder *ergo,* wobei in einem Belege (G. U. 106, 24 *Da nun zwelf iar waren verloffen* = *Itaque cum iam*) die Grundbedeutung noch unverkennbar ist. Ähnlich G. U. 168β, 1 *Do er nun hort das volk ... komen* (*Audito ergo*); 104, 2 *wie wol nun die frow ... verstuond* (*itaque*); 100, 20 (neben *so* für *itaque quando*). Ohne entsprechende Andeutung in lat. Texten erscheint diese Partikel nur zweimal: Äsop 42, 35 *So ir aber nuon all arbaitend, so ist ouch* = *Cum vos omnes laboretis,* ebenso G. U. 107, 1.

G. D. scheint sich schon für die zeitliche Verwendung unserer Partikel nicht an so grundsätzliche Normen zu binden, wie Steinhöwel. Es führt für relative Zeitangaben neben *nun* auch *iczund* ein, wie das Dekameron an Stelle des Steinhöwelschen *iecz* durchweg schreibt. So finden wir *iczund* auch neben dem Präteritum, um auf dieser Zeitstufe Momente als gleichzeitig hervorzuheben:[1] neben 660, 23 *des der margraffe besunder freüde nu het* = *fece gran festa* auch 663, 38 *Der ... des alwegen gewart het daz iczund der tochter zuo gestanden was* = *di questo caso aspet-*

[1] Steinhöwel hat hier stets *nun;* nur einmal, im formelhaften Wechsel mit *denn* für *modo ... modo* ist auch *iecz* zu belegen: G. U. 109β, 13 *dax sie ir lob allzyt selber vszsprach / iecz der iunkfrowen / denn des iünglings* (*vicissim modo ... modo*).

Digitized by Google

tando, ebenso 664, 5*. Für die rein zeitliche Verwendung tritt an Stelle von *nun* im Dekameron gerne die ihm eigentümliche Komposition *nudalest* ein: 666, 6 *Es ist nudalest wol zeit das du* (*tempo è omai*). Auch darin unterscheidet sich G. D. von dem Stile Steinhöwels, dafs es die Partikel noch unmittelbar[1] Nebensätze unterordnen läfst (658, 30 *Vnd nu die zeit komen ist euch zuo halten ... Darumb gedencket* = *e perciò venuto è il tempo*), während Steinhöwel mit der Partikel *so* vermittelt: Äsop 47, 36 *und nuon, so es not ist, so kanst du nichtz sagen* (*nunc ubi*). Dagegen liebt es auch G. D. nicht, Demonstrativformen an Wendepunkten der Darstellung mit *nu* hervorzuheben, auch G. D. stellt die Partikel an die Spitze des Satzes, verwendet sie aber hier gerne, namentlich an Stelle ital. Kopula: 658, 5 *ein swere ding ist ein frawen ze finden die sich gancze zuo ires manns ... willen schicke ... Nu mag es ye ... ein sweres hertes dinge sein wo ... czwey eleüte ... vngeleich sein* (*e quanto del contrario sia grande*); ebenso 664, 12 (*e tu sai*); ähnlich 658, 19 (*Erano a Gualtieri*).

so. Die Partikel *so* hat sich bei Steinhöwel im Gegensatze zu G. D. die gesteigerte Verwendungsfähigkeit erhalten, welche die mhd. Sprache auf der ursprünglich komparativen Grundlage entwickelt hatte. Einfache Beiordnung (Äsop 45, 9 *Das wäre uns ungehört, sprach Xanthus, so ist ouch myn wyb so zart, das ir kain dienst von aim sölchen knecht empfänglich wäre* für *atque;* ebenso G. U. 99 β, 25 für *que*) wie das Verhältnis des Gegensatzes wird so in komparative Formen umgesetzt; vgl. Äsop 46, 14 *Das ist der kouffer, so ist diser der verkouffer* (*ille vero*) oder G. U. 109, 6 *Ich wolte, daz die iunkfrow ... loblich werde empfangen ... so hab ich gebrust an frowen! die dar zuo dogenlich syend ... darumb* (= *tamen*) u. a. G. D. macht in entsprechenden Fällen von unserer Partikel keinen Gebrauch,[2] und auch die Verwendung im hypothetischen Gefüge, wo *so* bei Steinhöwel an der Spitze des nachgestellten Hauptsatzes nur selten fehlt (s. S. 258), ist in G. D. nicht Regel. Dagegen hat sich die Partikel dort noch als Bindemittel auch nach anderen Nebensätzen als hypothetischen erhalten. Einem Beleg aus Äsop wie 41, 18 *und darumb daz du*

---

[1] So auch noch Hutten; vgl. Werke IV, S. 190, 37.

[2] Vgl. die Parallelstelle zu G. U. 109, 6 aus G. D. (664, 12) *Nun weistu wol das in meinem hausze nyemant von frawenn pilde ist.*

ain schalckhafter schwäczer bist, s o *will ich dich ye verkouffen* (*quia linguax nequam es, omnino te venumdari velim*) treten aus G. D. zur Seite 658, 12 *Doch seytmale ir ... wöllte,* s o *will ich* (*e io voglio*), 663, 13 (*s o sol es = e a me dee*). Das Gleiche finden wir nach Absichtsätzen: neben Mul. 3, 11 *Vnd daz wir vsz vil anderen ieren geschichten / aines nit ... verhalten /* s o *sagt man* (*extollentes dicamus*), ebenso 8 β, 4 u. a. auch G. D. 658, 14 *vnd damit ich weder über euch noch yemant anders habe zuo klagen / dann ... mich,* s o *will ich* (*io stesso ne voglio*). Nach Zeitsätzen (vgl. Äsop 42, 15 *Als er aber in das kouflusz gieng,* s o *senhen zwai klaini knäblin,* ebenso 46, 14 und auch hier neben histor. Präsens) ist für G. D. keine Parallele zu belegen, wohl aber für elliptische Konstruktionen, wo die Partikel vor Imperativen oder anderen Formen erregter Rede auf unterdrückte Gedankenverbindungen hinweist: Äsop 42, 37 *sprach Esopus ... ist ouch nit zimlich, daz ich dem herrn allain unnüez gesenhen werde. Da sprachend sie ...* S o *nim, was du wilt* (*Quod vis, cape*); G. D. 659, 36 s o *will ich dich für mein ... frawen haben* (*e io voglio*).

Die Ausbreitung unserer Partikel als Bindemittel zwischen Partikeln jeglicher Art und dem entsprechenden Hauptsatze ist bei G. D. nicht mehr, bei Steinhöwel nur in seinen älteren Werken zu belegen: G. U. 99 β, 10 *vnd* n u n s o *sol* (*et nunc*); G. U. 103 β, 3 d o c h s o *wolt ich* (*enim uero*); ebenso 105 β, 8 (*nunc etiam*); Mul. 3, 22 (*Cæterum*); desgleichen 5, 16; vgl. Pforr 26, 26. — G. U. 99 β, 27* s u n d e r s o *muosz iederman sterben.* — G. U. 103 β, 4 d a r u m b s o *wil ich* (*volo autem*); ebenso 109, 7 (*proinde*); 107, 14 d a r u m b s o *sag ich.*

also hat als verstärkte Form für *so* vorwiegend dessen komparative Funktionen übernommen. So tritt die Gradpartikel bei Steinhöwel, wie später bei Luther, nur noch in Anlehnung an nominale Formen in der einfachen Form auf, während sie vor dem Verb der Verstärkung bedarf; vgl. Äsop 44, 18 *als sie sachen Esopum* s o s e r *lachen und in dem lachen die zend* a l s o *enplecken* (*ita effuse ridere ac ridendo dentes aperte ostendere*); 45, 29 *darumb hat er vor* s o *innerlich gelachet* (*tam largiter*); einzige Ausnahme G. U. 109 β, 7 *also zierlich* (*ita ut*). G. D. dagegen verwendet die vollere Form *also* auch durchweg vor nominalen Formen: 663, 32 *Damit sy ... nicht* a l s o *schentlich ... ausz seinem hausz ginge* (*cosi poveramente*);

Digitized by Google

661, 29 (*si duramente*); 658, 3 *wie es also ein swere ding ist* (*come dura*); 661, 8 *do die züchtig frawe den knecht ... mit also pösem angesicht sache* (*vedendo il viso del famigliare*).

Überaus reichlich verwendet Steinhöwel die Partikel neben Aussageverben zum Hinweis auf folgende direkte Rede. Doch da diese Verwendung nur in seinen früheren Schriften zu belegen ist, im Äsop aber nur noch in 63, 6 *und gang morn in den raut und red also mit dem volk: Ir mann von Samia* (*hujusmodi*), so ist auch auf die Abneigung von G. D. gegen diesen Gebrauch der Partikel (nur einmal in 660, 31 *also sprah*) weiter kein Gewicht zu legen.

In konjunktionaler Entwickelungsfähigkeit steht *also* hinter *so* beträchtlich zurück. Allerdings für satzeröffnende lateinische Komparativformen tritt auch im Deutschen gerne *also* ein; vgl. G. U. 102, 5 *Also fuort er sie vsz dem husz* = *Sic*, ebenso 102 β, 29; 102 β, 14 (*in hunc modum*), während bei Verschiebung der Satzgrenze die Partikel gern der Kopula zum Opfer fällt (G. U. 100 β, 4 *desz sie all willig enpfiengen vnd schieden von im* = *edictum alacres suscepere. Ita e colloquio discessum est*). Manchmal werden umständliche lat. Verbindungen im Deutschen durch einfaches *also* ersetzt: Äsop 39, 5 *Also wurden die fygen alle von in geeszen* (*atque ita interloquendo*); 54, 28 (für *His dictis*).

Das Gebiet, auf das sich *also* vom komparativen aus am reichlichsten übertragen liefs, ist das logische. Hier bildete schon das lateinische *itaque* eine bequeme Brücke; vgl. G. U. 99, 34 *Er was ... in allen dingen übertreffenlich* (für *vnübertr.*). *Wann allain daz er ... nit gedacht vff künfftig guot zegewinnen. Also lag er ouch ob dem vogel' iagen! ... daz er vil syner sachen da mit versomet* (*Itaque venatui aucupioque deditus*); des weiteren tritt dann die Partikel für *igitur* ein; vgl. Äsop 57, 9 *Durch die red ward der herr schmollen und schuoff in ledig ze laszen. Also ging Esopus in das bad* (*igitur*); ähnlich Äsop 40, 23, wo es mit *igitur* die kausale Bedeutung zu Gunsten rein konjunktioneller Funktion abstreift.

In G. D. überschreitet die Partikel das rein komparative Gebiet nicht.

als. Für Unterordnung von Vergleichsbestimmungen ist an der Partikel *also* die Apokope bei Steinhöwel durchgeführt, in G. D. könnte in 658, 31 *Vnd nu die zeit komen ist euch zuo halten als ich geret hab, also ich auch von euch will gehabt haben, daz ir mir*

Digitized by Google

haltet als ir mir versprochen habt ... Darumb (*e che io voglia*) noch ein Rest nichtapokopierter Form vorliegen.

Im eigentlichen Vergleichssatze ist *als* noch wenig durch *wie* eingeengt. Letzteres taucht erst im Äsop in schüchternen Anfängen auf, wir finden 5, 6* *umb ... by dem text, wie oben stat, zu belyben;* 54, 38 *wie vor* (*quo antea*), ähnl. 55, 3; dann Äsop 5, 35 *wie sich der wurm krümet ... also stat dem alten mangerlay ungemaches zu* und endlich Äsop 6, 19* *ze glycher wys ... wie ... also* ebenso 49, 15 (*quemadmodum ... eodem modo*). G. D. hält hier an *als* fest (vgl. 660, 6 *in masse als sy schöne was also auch züchtig ... was* = *cosi come ... tanto*). Zusammenstellung von *als* und *wie*, wie sie heute noch im Dialekte üblich ist, finden wir in Äsop 46, 5 *du bist diser kouffmanschaft gar unwiszend. Xanthus sprach: Als wie?* (*Ecquid ista dicis*), während die beiden Partikeln in G. D. 660, 3 getrennte Funktion erfüllen.

Für den Fall, dafs der verglichene Satzinhalt hypothetischer Natur ist, prägt sich diese bei Steinhöwel neben *als* stets in der Partikel *ob* aus: G. U. 103 β, 28 *da geschwig er als ob er etwas ... wölt verschwigen* = *quasi exprimens;* genau so 105, 29; 109 β, 16, ebenso 110 β, 4 = *velut;* 106, 26*; 109 β, 14*; im Äsop, wo hypothetischer Vergleichssatz überhaupt nur zweimal belegt ist, 53, 21 *Er gebaret aber nit, als ob er es wiszte* (*idque nescire simulans*); ebenso 67, 19 s. u. G. D. macht von dieser Partikel nur in 662, 33* (*in masse als ob*) Gebrauch, sonst zieht es die Inversion als Form des Konditionalsatzes vor (660, 2 *Nicht minder als wer Gresedia eins grossen fürsten ... tochter gewesen* = *non altramenti che se presa avesse,* ebenso 664, 19 für *come se;* 660, 4* und 664, 17*), während nach excipierendem *dan* als Vergleichspartikel *wie* eintritt, dessen indefinite Grundbedeutung wohl nicht als Träger des hypothetischen Momentes anzusehen ist; vgl. 664, 22 *Alle dise wort ... nicht anders waren dann wie ir ein swert ir hercze durch ginge* (*fossero tutte coltella al cuor*), ebenso das oben berührte *als wie* in 660, 3; vgl. Äsop 67, 19 *nit anders, wann ob er syn aigen kind ... wäre* (*non secus ac si*).

Die Übergriffe der Partikel *als* in das Zeitgebiet (I, S. 204) und in das kausale (S. 256) haben anderwärts ihre Erledigung gefunden.

Hier sei zunächst auf die Verwendung des Satzes mit *als* als einer beliebten Form, retardierende und treibende Momente der Haupthandlung einzuschieben, hingewiesen; vgl. G. U. 100, 20 *So*

Digitized by Google

ich nun | als üwer wil ist ain wyb nemen sol | als ich ouch tuon wil | vnd by guoten trüwen vnuerzogenlich üch das verhaysz zetuon (*Itaque quando vobis ita placitum ... id vobis bona fide polliceor*), doch überwiegen bei Steinhöwel für diese Fälle die eigentlichen Relativformen (vgl. I, S. 183), während G. D. die komparative Form gerade gerne an Stelle des Relativsatzes verwendet: 659, 7 *reiche kleynet als dann einer neüen preüte zuo gehört* (*e tutto ciò che*); 661, 25 *Aber sich nicht bemügen* (sic!) *liesse als er der frawen ... gethon hette* (*non bastandogli quello che*); ähnlich 658, 31 *euch zuo halten als ich geret hab* (*la promessa*), wozu G. U. vielleicht in 108, 27 *so tuot er alsz gewonlich ist vnder dem adel stost sie vsz dem husz* (*more nobilium*) ein Seitenstück liefert.

Die Entwickelung der Partikel zur Umschreibung unbequemer lateinischer Annominativfügungen fördert keine durchgreifende Verschiedenheiten zu Tage. G. D. steht hier zwar natürlich quantitativ zurück, bietet jedoch für beides Belege, die denen bei Steinhöwel entsprechen. Ebenso verhält es sich mit der Partikel *wie* und der Form *wie wol* als üblicher Einleitung koncedierter Thatsachen.

d. *Die Partikeln für bestimmte Satzverhältnisse.*

Die Pronominalpartikeln, die wir bis jetzt einzeln nach Grundbedeutung und Verwendungsmöglichkeit untersucht haben, boten uns zugleich Gelegenheit, die auf räumlicher, zeitlicher oder komparativer Grundlage entwickelten Satzbindemittel im allgemeinen zu erledigen. Nun bleiben aber noch Satzbindemittel übrig, die sich dieser Gliederung nicht einfügen lassen; aufserdem konnten bei den Pronominalpartikeln manche Verwendungen nur gestreift werden, welche vollere Beleuchtung erst im Zusammenhange mit den anderen Mitteln empfangen, die demselben Zwecke dienstbar geworden sind. Wenn wir somit für diese Erscheinungen als Ausgangspunkt der Untersuchung den Zweck, dem die Form dient, ins Auge fassen, das Satzverhältnis, dessen Exponent sie ist, so mag diese Veränderung des Ausgangspunktes dem Verfasser vielleicht als Mangel an Methode ausgelegt werden; einsichtige Beurteiler werden jedoch anerkennen, dafs hier gerade die Methode nicht in einer einfachen einseitigen Anwendung eines Einteilungsgrundes, sondern in einer möglichst vielseitigen Erschöpfung des Stoffes beruhen mufs.

1) *Asyndetische Beiordnung.*

Das einfachste Satzverhältnis ist das der Beiordnung, das wir uns unter der arithmetischen Vorstellung der Addition verständlich zu machen pflegen. Die einfachste und natürlichste Form dieses Verhältnisses, die asyndetische Parataxe, wird von der Sprache der verschiedenen Vorlagen unserer beiden Stilisten nicht begünstigt, es ist daher von Interesse, bei Steinhöwel und G. D. die asyndetische Parataxe eingehender Untersuchung zu unterwerfen. Im ruhigen Flusse der Darstellung folgen sich namentlich bei gemeinsamem Subjekte die Sätze in asyndetischer Form. Steinhöwel kommt so zu Satzbildern, wie in Apoll. 87, 8 ff. *wir pflegen kaines krieges, wir trinken wasser, unszre hüser wachsen mit uns uf, wir hand kainerlai wauffen, unser spisz ist weder flaisch brot noch win, wir hand weder stett noch merkt, wir eren kain abgott, wir brennen in weder wiroch noch mirren, sunder eren wir got mit rainem gemuet* u. a. Vgl. auch G. U. 101, 2 *Sie lag vff herten betten!* = *durumque cubiculum sternebat* u. a.

Eine besondere Rolle spielen sodann die Demonstrativformen als Träger der Asyndesis, nicht nur in den einzelnen Kasus der Pronomina, sondern auch in erstarrten Partikelformen, wo die temporalen den Löwenanteil davongetragen haben (s. I, S. 202 u. 203), worauf die komparativen folgen (S. 243), während die lokalen nur in G. D. etwas häufiger anknüpfen.

Auf einem anderen Momente, einer parallelen Wortstellung entsprechender Formen beruht wohl zu großem Teile die auffallend reichliche Asyndesis in G. D., auf die die Vorlage höchstens mittels der aufzulösenden absoluten Participien fördernd wirkte. Die verschiedenen Faktoren, die sich hier durcheinander mischten, lassen sich am besten entwirren, wenn wir ein großes Satzgebäude in seine Teile zerlegen, wie etwa 661, 7 ff. *do die züchtig frawe den knecht vernam vnd mit also pösem angesicht sache sere erschracke, vnd on czweyfel gelaubet im were als er saget, vnnd das kint zuo töten im von den* (sic!) *margraffen befolhen wer, daz kint palde aus der wigen name halset vnd küsset im iren segen gabe on vnuerkertes angesichte es dem knecht in sein hende gabe, diemütiglichen zuo im sprach* (*La donna udendo le parole e vedendo il viso del famigliare e delle parole dette ricordandosi comprese che a costui fosse imposto*

Digitized by Google

che egli l'uccidesse; per che prestamente presala della culla e basciatala e benedettala ... senza mutar viso in braccio la pose al famigliare e dissegli). Von den asyndetischen Fällen bietet 661, 10 *daz kint palde aus der wigen name* einen der wenigen Belege, die bei fortschreitender Handlung vor dem Objekte die Kopula entbehren, wir finden ähnliches sonst nur noch in 659, 29 im Wechsel mit Syndesis: *Nach dem nackent auszichen schuffe vnd ir die reichen kleyde anlegen thet, ein gülden kronen auff ir haubt seczet, des sich nyemant verwundern mocht* (*e ... la fece vestire ... e sopra ... le fece mettere una corona* vgl. S. 250 unter 659, 4); wobei zu beachten ist, daſs der asyndetisch angeschlossene Satz sich hier auch auf einen Nebensatz stützen kann, mit dem zusammen er den beiden syndetisch verbundenen ein gewisses Gegengewicht bietet. Viel häufiger fehlt die Kopula vor Präpositionalverbindungen,[1] wie 659, 27 *Nach dem sy der marckgraffe pey ir hende nam ausz dem heüszlein füret* (*la menò fuori*); ebenso 659, 38 *Des er ir zuo der stunde einen guldin ringe anstiesse, auff zuo rosse seczet heym in den fürstlichen palast füret* (*E fattala ... montare onorevolmente ... la si menò*); ebenso bei Adverbien, wie schon 659, 38 (*heym*), auſserdem 659, 27 *ausz dem heüszlein füret gegenwürtig aller menge sy mechlet vnd zuo der ee nam* (*e in presenzia*). In allen diesen Belegen ist übrigens nicht nur das Subjekt, sondern auch das Objekt beiden Sätzen gemeinsam, vgl. auch 661, 11 *daz kind palde aus der wigen nam halset vnd küsset*, wobei sich die Beobachtung aufdrängt, daſs synonyme Ausdrücke auch in solchen Fällen mittels der Kopula eine engere Verbindung eingehen (vgl. auch 659, 27 *sy mechlet vnd zuo der ee nam* = *sposò;* 661, 6 *Er schafft vnd gepeut das* = *Egli m'ha comandato* u. a.).

Diese syndetisch angereihten Synonyma dienen dann leicht wieder als Stützpunkt für asyndetische Anreihungen (vgl. oben 661, 11 *halset vnd küsset im iren segen gabe*), während Momente, die die Handlung gleichmäſsig weiterführen, in der Form des Anschlusses Übereinstimmung lieben: vgl. 659, 17 *Der marckgraue abe von rosse sasse yderman gepote nyemant sich verrüren sölte allein in das heuszlein ginge* (*smontato e comandato ... solo se n'entrò*), genau so 661, 16 (für *e fatto*), sodann mit gemeinsamem Obliquus neben eben

[1] Vgl. auch G. 101, 1 *vnd huetet ouch der wenigen schauff ieres vatters ... an den haingang samelt sie krüter* (*vicissimque domum rediens*).

Digitized by Google

solchem Subj. 661, 11. 12 (s. o. *im iren segen gabe — sprach*), ebenso 658, 15. 26. Hieraus erklärt sich auch die Kopula in 659, 4 *Nachdem sy alle bereyten ein köstlich hochzeit ... vnd er alle seine freünde dar zuo lude, v n d vil herlicher reicher kleyder ... schneyden liesse* (*e*); denn, nachdem einmal der zweite Satz mit der Kopula angeschlossen war, weil er ein neues Subjekt einführte (vgl. G. U. 100, 4 *daz du ... nit abgangest on lyb erben! v n d dyn volk belyb* = *tu ... abeas ... ipsi ... remaneant* u. a.), war auch für den dritten Satz die Anschlufsform gegeben, der er nur bei ungleichartigem Inhalt widerstrebt hätte. Aufserdem ist ja bei vorgestelltem Objekt die asyndetische Anreihung nicht beliebt (S. 249), viel häufiger sind persönliche Dative in ähnlicher Weise als satzeröffnend belegt, so in dem oben erwähnten 661, 11, dann in 658, 23 *nicht weiter suchet i m gancz fürname* (*costei propose*); 658, 26 (*e disse loro*); 659, 33 (*e ... le disse*); 659, 15 (*chiamatala ... domandò*); 658, 24 *m i t im der sache eins warde* (*con lui si convenne*) u. a.; ebenso 661, 16 *wege ginge dem margraffen ... zuo wissen thet*, ähnl. 659, 17 (S. 249).

Die in dem oben angeführten Belege aus G. D. auftretenden Bindepartikeln lassen sich alle daraus erklären, dafs die verbundenen Sätze inhaltlich enger sich zusammenschliefsen und sich damit von den anderen gemeinsam abheben. So weisen z. B. 661, 8 *sere erschracke v n d on czweyfel gelaubet* oder ebenda *do die züchtig frawe den knecht vernam v n d mit also pösem angesicht sache* je ein Paar von Verbalthätigkeiten auf, die den anderen Momenten der Haupthandlung als ein gleichzeitiges gegenübertreten. Ähnlich mag auch in 661, 6 *das ich eüer iunge ... tochter nem d i e weg trag v n d ab der welt dilge* (*che io prenda ... e*) der Zusammenhang der beiden letzten Sätze vom Redenden enger gefühlt sein, als er in der Wirklichkeit ist, was auch zum Teil wohl damit zusammenhängt, dafs die Gedankenentwickelung in ihrem Beginne die einzelnen Momente mehr auseinanderzuhalten, gegen den Schlufs hin sie enger zusammenzufassen liebt, ein Umstand, der sicher auch auf unser heutiges Schema (Polyasyndesis mit schliefsender Syndesis) fördernd einwirkte. Steinhöwel zieht für diese Form noch die Polysyndesis vor: G. U. 101, 32 *begegnet ir der walther mit synem volk / v n d nennet sie by ierem namen / v n d ward sie fragen* (*eamque compellans nomine ... rogauit*); ebenso Äsop 42, 11 u. a.

Während somit der Gedankengang, der in Synonyma sich aus-

Digitized by Google

einanderlegt, die Kopula bevorzugt, pflegen Sätze, die eine allgemeine Andeutung im besonderen ausführen, unverbunden sich anzuschliefsen, so G. U. 108, 27 *so tuot er alsz gewonlich ist vnder dem adel stost sie vsz dem husz* (*vt ... more nobilium superbus abiceret*) oder in positiver Ausführung negativer Andeutung G. D. 658, 22 *nicht weiter suchet im gancz fürname* (*senza più avanti cercare costei propose* s. S. 250), ebenso 661, 25 (*non bastandogli ... con maggiore puntura trafisse*), während die Paralleldarstellung eines Gedankens in negativer und — daran anschliefsend — in positiver Form sich durchweg des erstarrten Adverbs *sunder* (vgl. S. 253) zu bedienen pflegt, s. G. U. 99 β, 26 *vnd ist nieman begabet für in sunder so muosz iederman ... sterben* (*nulli immunitas datur eque omnibus moriendum est*), ebenso Äsop 43, 27; G. D. 657, 31 *Des er nicht dest weyser gehalten was, sunder seine arme leüte des grossen vnmut hetten* (*di che egli era da reputar molto savio. La qual cosa a'suoi uomini non piacendo*).[1]

Von jener asyndetischen Parataxe, die sonst so gerne in lebhafter Rede (nach Imperativformen u. ähnl.) logische Beziehungen verschleiert, finden wir bei Steinhöwel wenig. Belegen wie Äsop 75, 23 *Nuon tryb die esel, sie werdent dich selber in die stat füren* (*nam*), wo die Bindefähigkeit des Pronominalsubjekts mitspielt, und Äsop 41, 17 *Nuon bist du in mainem gewalt, der herr hautt dich mir aigen ergeben* stehen andere gegenüber, wie G. U. 103 β, 24 *verwyse mir nit das ich ... muos volbringen! wann nach dyner wyszhait waist du* (*Scis sapientissime*) oder Äsop 41, 36 *som mich nit an dem goun, wann du magst kainen nucz an mir erholen* für *quippe* u. a. Dagegen unterwirft sich Steinhöwel nicht gern dem Zwange der latei-

[1] Dafs auch die Partikeln, mit denen der lat. Stilist die einzelnen Momente der Darstellung begleitet, im Deutschen nicht immer beachtet werden, wurde schon unter *do* u. a. hervorgehoben, dort auch schon der Einflufs berührt, den der Wechsel der Wortstellung hierbei ausübt (s. I, S. 203). Hier sei noch hervorgehoben, dafs dem aufser *tunc* auch lat. *At* gerne zum Opfer fällt: vgl. Äsop 38, 37 *Antwurt er* (*At ille inquit*); 44, 16; 44, 31. 32; ebenso Äsop 40, 36 (*Sprach der herr*); 41, 2 u. a.; desgleichen Äsop 41, 35 *Der kouffman sprach* (*At mercator inquit*); 42, 7. 20; 43, 15 u. a. So auch *Et:* Äsop 41, 1 *Antwurt Zenas* (*Et Zenas*); 41, 7 u. a. Nur Personen, die länger nicht genannt waren, werden mit einer auf die Situation hinweisenden Demonstrativpartikel eingeführt: Äsop 38, 35 *Da sprach syn gesell,* ähnl. 40, 11 (*vero*); 42, 33 (*At*); 43, 2 (*At*); 42, 34 (*Et*) u. a.

Digitized by Google

nischen hypotaktischen Fügungen (s. unter Kausalpartikeln) und bei solcher parataktischer Auflösung muſs die lat. Partikel manchmal ganz auf eine Vertretung im deutschen Satze verzichten: G. U. 106 β, 26 *Nun sich ich an dir die warhait! daz alles zergenklich ist* (*Nunc quoniam video*).

2) *Die Bindepartikeln für Beiordnung.*

In den Mulieres begegnen in Anlehnung an lat. *præterea* oder *cæterum* noch viel häufiger Formen wie *Vber das* (Mul. 3, 29 = *præterea;* 8 β, 7 = *insuper* u. a.) *mer* (Mul. 6 β, 20 *Mer sagen sie wie* = *Huic preterea,* ähnl. 3 β, 12; 7, 28; *Och mer* 7 β, 11 [*et*], *aber me* 7, 31 *, *Noch mer so* 8 β, 28 [*Cæterum*]), sonst herrscht bei Steinhöwel die den lateinischen Formen *et, que* etc. entsprechende Partikel *und* vor, über deren Abgrenzung von der Asyndesis bereits ausführlich gehandelt wurde. Gelegentlich tritt die Kopula auch für lateinische Adversativformen ein, sofern letztere weniger einen Gegensatz als den Fortschritt der Handlung hervorheben, vgl. G. U. 99 β, 31 *enpfach daz gebet dines volkes ... vnd enpfilh vns dir ze suochen* (*Querende autem coniugis studium nobis linque*), während in Äsop 39, 2 *so würt er geschlagen, vnd werden wir unsern lust mit den fygen erfüllen* (*nos vero*), ähnl. 41, 12 (mit Asyndesis), der auf dem Subjektwechsel beruhende Gegensatz unterdrückt wurde. Neue Satzgefüge eröffnet Steinhöwel nicht gerne mit der Kopula, am ehesten noch, wenn sie mit einem Nebensatz beginnen (Mul. 8 β, 3 *Vnd daz sölliche ... geloubt werden möchte* für *Cui;* Äsop 39, 21 *Und sobald im die gegeben ward* für *exinde*), wobei er aber nicht entfernt an Pforr reicht, der vor jeder ähnlichen Zeitpartikel die Kopula aufweist (s. Pforr 7, 22; 8, 9. 12; 11, 9. 26; 12, 12. 14. 18. 32; 13, 5. 22; 14, 7. 25. 27. 34; 15, 29. 35 u. a.).

Die Beiordnung ungleichwertiger Teile, wie z. B. unvollständiger Sätze, konnte ich nur in G. D. 658, 2 *des ich ze thon gar kleinen willen habe, vnd das darumb wann ich bedenck* (*considerando*) belegen.

In G. D. wurde durch die Kopula auch einmal ein finales Moment unterdrückt: 658, 36 *gedencket das wir ein fröliche hochzeit machen vnd ir sy mit freüden enpfangen müget, vnd ich eüers versprechen müge frölich ... leben* (*acciocchè*). Hierher gehört auch das oben (I, S. 199) besprochene Anakoluth.

Digitized by Google

auch. Die Partikel, für die der lateinische Stil am wenigsten in Rechnung kommt, ist sowohl bei Steinhöwel als in G. D. beliebt. Schon rein adverbial, Verhältnisse der Artgleichheit hervorhebend, läfst sie sich in beiderlei Schriften belegen: Äsop 39, 27 *daz er syne dargeber och also hiesz* (*pari modo*); G. D. 664, 5* *Also auch iezund thet* u. a.

Als Satzbindemittel schmiegt sich *auch* bei Steinhöwel gern an Personalpronomina an; auch hier kommt seine Grundbedeutung, die Hervorhebung des Gleichartigen, zur Geltung. Letzteres beruht hier in den für beide Sätze gemeinsamen Personen, vgl. G. U. 100 β, 4 *vnd schieden von im. Er enpfalch ouch* (*et ipse*), ganz ähnlich 108 β, 11; ebenso Mul. 3, 21; ähnl. Äsop 41, 11 *er redt über menschlich wol; er gibt mir ouch scheltwort* (*mihi quidem contumeliosa dicit*). G. D. dagegen bevorzugt die satzeröffnende Partikel, die mehr in der Verbalthätigkeit oder deren Bestimmungen das Gleichartige sucht: 659, 24 *Doch von erste von ir vernemen wölte ... ob ... auch vil mere ander sach an sy begeret* (*e simili altre cose assai*), ebenso 660, 12 (*e similmente*), 665, 28; ähnlich 662, 11 *Auch sein arme leüte nicht anders gelaubten* (*I sudditi suoi*), desgleichen 665, 13. Diesen letzteren Belegen hat Steinhöwel höchstens G. U. 103, 3 *Och was die flissig brüt nit allain sorgfeltig in wyplichen sachen ... sunder in dem abwesen des mannes versach sie alle empter* (*Neque vero*), ähnlich Mul. 7 β, 11 (s. S. 252) *Och mer* für *et* entgegenzusetzen, während in Äsop 41, 12 *er schmächet dich mit worten ouch alle gött und göttin, das doch ain ... übel ist, schiltet er* (*te vero ac deos,* man vergleiche die Stellung der Partikel in Vorlage und Übersetzung als bedeutsam für die beiderseitigen religiösen Anschauungen) durch das Überraschende, das in der Gleichartigkeit der Momente liegt, eine Steigerung erzielt wird.

3) *Adversativpartikeln.*

Für das Adversativverhältnis kommen zunächst zwei Partikeln in Betracht, deren Trennungslinien vor allem bei dem Gegensatze von Position und Negation zu Tage treten. *sunder,*[1] das an negative Formen die positive Fassung anzuknüpfen pflegt (zu G. D. vgl.

[1] Die adverbiale Grundbedeutung unserer Partikel ist in G. D. 660, 28 *Des sy alle ser übel zemute weren, sunder seytmale sy sechen* (= *spezialmente*) noch rein erhalten.

S. 251), erleidet bei Steinhöwel Konkurrenz durch *aber:* Äsop 41, 5 *Nain herr, derer kains; a b e r unser schalckhafter knecht Esopus haut angefangen ... zuo reden* (*sed*). Weniger auffallend ist Äsop 40, 15 *Ich hann nit süszenlichen geschlaffen, a b e r mir hat ain über schöner traum getraumet* (*sed*), weil sich hier beide Sätze nicht als negative und positive Fassung eines Gedankeninhaltes gegenüberstehen, vielmehr deutlich an das Konzessivverhältnis anklingen.

aber[1] ist bei G. D. mit entschiedener Abneigung behandelt, während Steinhöwel für die ganze Entwickelungsreihe unserer Partikel eine Fülle von Belegen aufzuweisen hat. Besonders gern — teilweise in Anlehnung an lat. *autem* — reihen sich so die einzelnen Momente einer Darstellung unter adversativem Gesichtspunkte an, vgl. G. U. 101, 16 *vnd was nieman den desz nit wunderte. Er liesz a b e r die wyl machen guldin ring* (*Ipse interim*) u. a. In G. D. kommt hier mehr die zeitliche Folge der einzelnen Momente zum Ausdruck, wobei sich nur zweimal hinter das beliebte *nachdem* (s. I, S. 205) die Adversativpartikel einschiebt: 661, 21 *Nachdem a b e r nicht lange verging Die von neuem ... swanger wurde,* ebenso 660, 28. Der Subjektwechsel wird nur einmal adversativ markiert: 662, 4 *Die gute frawe a b e r gedult het* (*La donna con paziente animo*) gegen 665, 16 u. a. Eine ausgesprochene Vorliebe für unsere Partikel zeigt nun Steinhöwel in den Fällen, für die wir bei ihm das zeitliche *nun* vermifst hatten (S. 242), nämlich in Anlehnung an Nebensatzpartikeln, die neue Satzgefüge eröffnen. Einmal nur tritt sie hier entsprechend einem *Sed cum* selbst an die Spitze des Satzes in Äsop 39, 29 *A b e r als der mag von der werme des waszers wart entschicket, da schütet er die fygen mit dem waszer usz im,* während sonst auch vorgestelltes *sed* die Stellung von *aber* nicht zu ändern vermag: Äsop 40, 24 *A l s a b e r der bunmaister* (sic) *wider uff den acker kam* (*Sed cum*), ebenso G. U. 100 β, 9. Ähnlich tritt es in anderen Belegen für lat. *igitur* ein, vgl. Äsop 39, 1 *So sich a b e r Esopus von trägi wegen syner zungen nit kan versprechen, so würt er geschlagen,* desgl. 39, 6. 11 u. a.; in anderen erscheint es ohne jede Vorlage im lat. Text; vgl. hingegen aus G. D. 659, 14 *v n d d o sy der marckgraffe ersache ir rüffet* (*La quale come Gualtieri vide*).

---

[1] In der adverbialen Grundbedeutung bei beiden Stilisten belegt (vgl. G. D. 662, 1).

Digitized by Google

Dafür hat G. D. zahlreiche Belege für einschränkenden Gegensatz aufzuweisen, wofür aus Steinhöwel nur Äsop 41, 24* *er fünde all da kain pfärd ... aber er het wol ain aignen knecht* hierhergehört, dagegen aus G. D. 658, 9* *das gib ich euch zuo aber an euch ein grosse torheit ist also zuo gelauben;* 659, 35* *her ich pin geschicket ze thon eüer gefallen; Aber ich vnwirdige ... zuo der götlichenn ee nicht wirdig pin;* 661, 24 *Des der marckgraffe von ganczem herczenn froe was; Aber sich nicht bemügen liesse* (*ma*).

Die letzten Belege haben sich als Eingriffe unserer Partikel in das Gebiet der Partikel *doch* charakterisiert, die im Grunde nur als Demonstrativ auf das thatsächlich Gegebene der Situation hinweist und so auch bei Steinhöwel, nicht aber in G. D., noch gern in bewegter Rede Bedürfnissen des deutschen Stils Rechnung trägt, die der lateinische weniger empfindet, vgl. Äsop 40, 16 *Nim war, ich kan doch reden* (*Ecce*); bei Imperativen als Exponent der Energie; vgl. Äsop 45, 23 *Sag doch* u. a.; in Kausalsätzen ohne und neben der Partikel (Äsop 42, 13 *wann ich waisz doch wol* = *Nam certe scio,* ähnl. 42, 25 *Nuon hat er doch* u. a.). Adversative Bedeutung gewinnt diese Partikel in Belegen wie Äsop 40, 29 *richtest du uns mit dinen schlegen on ursach in den tod und würckest doch du selber nichtz* (*nihil ipse opere faciens*), wobei die gesteigerte Betonung sich meist auch durch Voranstellung der Partikel äufsert. Äsop 40, 29 *Das ist dain hertikait über uns, doch wil ich dar zuo tuon* (*videre*), ähnl. G. U. 107β, 3 und noch deutlicher einschränkend Äsop 45, 31 *Das stat zu dir, nieman zwingt dich, doch ist es dir ze sinn, so zürch die riemen und zel das gelt,* mehr noch G. U. 104, 13 *hab sorg des zarten lyblins ... doch so ferr als es vnserm herren nit wider sye* (*ita tamen*) u. a., ebenso G. D. für *ma*[1] 659, 21. 658, 12; 660, 23. 661, 13 *Nym hin das vnschuldig plute ... Doch pitte ich dich* (*ma*) u. a. Von hier aus führt auch die Brücke in das Konzessivgefüge, in welchem die Partikel nicht mehr als Einleitung des Nebensatzes belegt ist; vgl. neben G. U. 100, 10 *dem willen myner vndertan wil ich mich machen ... vnderwürffig ... Doch die sorg ... wil ich selber han* (*Illam vobis curam ... remitto*) solche wie G. U. 99β, 24 *wie*

---

[1] Für *ma* hat G. D. auch einigemal *Aber* eintreten lassen, vgl. oben 661, 24, aufserdem 663, 34; 665, 19.

Digitized by Google

w o l du bist in blüender zyt / d o c h haimlich . . . stilt dir daz alter (*continue tamen*) u. a.

oder wird noch nicht mit einer anderen Partikel in Korrelation gesetzt (bei Pforr einmal mit sich selbst 26, 9 *oder . . . oder*). Die excipierende Verwendung der Partikel läſst sich nur in G. U. 110, 4 belegen, hier in Anlehnung an lat. *aut: du möchtest mit kainer in ruo und in sün han gelebt / o d e r aber mit diser belibst du in seligkait* (*cum nulla unquam aut cum hac*). Dem deutschen Stil würde hier eher für den ersten als für den zweiten Satz die excipierende Einkleidung nahe liegen; vgl. Paul, Mhd. Grammatik[3] § 349.

4) *Die Kausalpartikeln.*

Die parataktische Tendenz des deutschen Stils kommt mit besonderem Nachdruck auf dem Kausalgebiete zur Geltung. Steinhöwel bringt das Verhältnis von Grund und Folge mit Vorliebe im konsekutiven Hauptsatze zum Ausdruck und scheint hieran auch wenig durch seine Vorlage gehindert zu werden, wenigstens steht in G. U. den Belegen für *igitur* (vgl. 103 β, 8 *du bist vnszer herr! vnd ich vnd die klain tochter syen dyn aigen! darumb leb mit dynem aigen guot als du wilt = tue sumus, de rebus igitur facito,* ebenso 99 β, 29; 107, 14) und *ergo* (G. U. 105, 15; 106, 5), resp. *proinde* (109, 7) nur 108, 9 für *quamobrem* und 110, 9 gegenüber (*wan sie ist jünger . . . darumb* für *nam quod*).

Wo dem Vorhergehenden Momente entnommen werden, die eine Aussage begründen oder stützen können, ordnet sie auch Steinhöwel gern unter, und zwar meist mit *so* (S. 260); vgl. G. U. 100, 20 *S o ich nun . . . ain wyb nemen sol* (*Itaque quando*); G. U. 107, 1 (*cum*), ebenso Äsop 42, 35; Äsop 45, 25 *S o dise zwen myn gesellen sagen, sy künnent alle ding, so haben sie* (*quoniam*) u. a. Seltener daſs auch Momente, die im Zusammenhange noch nicht erwähnt waren, als Erfahrungsthatsachen in diese Form gekleidet werden, wie in Äsop 39, 1 *S o sich aber Esopus von trägi wegen . . . nit kan versprechen, so würt er geschlagen* (*Esopus cum . . . nequierit*). Auſser von der Partikel *so* macht von den Formen, die vorhergehende und spätere Zeiten dem Kausalverhältnisse dienstbar gemacht hatten, der begründende Satz bei Steinhöwel wenig Gebrauch; *die wyl* ist bei ihm noch rein zeitlich (G. U. 109, 14 *vnd sol . . . nümer treg oder müd werden / d i e w y l die sel in mir ist = dum*), nur *als* spielt

Digitized by Google

manchmal vom Zeitgebiet herüber in Belegen wie Äsop 39, 15 *und als er von unschicklihaitt syner zungen sich nicht verantwürten kundt, betrachtet er in im die sachen* (*cum*), ebenso G. U. 106 β, 6 (*ut*).

Aufserdem gliedert Steinhöwel begründende Momente gern als Substantivsätze an, einmal mit instrumentalem *damit daz* in Äsop 71, 31 *hat ... Licuro schaden gethan, damit daz sy im ain ... kampffhanen ... hat erwürget* (*Nam*), sonst mit *umb daz*[1] (G. U. 107 β, 4 *würd ich allweg ... selige ... gehaissen / vmb daz ich ains sölchen mans ... gemahel bin gewesen = que viri talis vxor fuerim*, s. I, S. 182; ebenso Äsop 44, 3 für *quia*) oder *darumb daz* (G. U. 109, 23 *sprachen der walther het wol ... gewechselt! darumb das die ... edler were = quod*, desgl. Äsop 46, 6; ebenso 41, 18 = *quia*).

Alle anderen begründenden Sätze setzt Steinhöwel mit dem oben besprochenen *wan* parataktisch dem begründeten nach. Die Zahl solcher Sätze ist bei Steinhöwel eine sehr ausgedehnte, wir zählten (I, S. 209) auf den ersten vier Seiten des Äsop 10 Belege und können aus G. U. ca. 20 beibringen. Meist lehnt sich unsere Form an lat. *enim* an, vgl. G. U. 99 β, 32 *enpfilh vns dir zesuochen ainen gemahel / wan wir wellen dir aine schaffen* (*talem enim*), ebenso 99 β, 22; 103 β, 9; 105, 12; 106, 11 u. a. Mul. 1, 27 u. a.; einigemal tritt sie für *nam* ein in G. U. 106, 17 *het syne kind lassen zuo dem tod bringen! wann man sach der kind nit*, ebenso 110, 9; in G. U. 105, 16 für *nempe; quippe* scheint der lateinische Text von G. U. nicht zu lieben, aber vgl. Äsop 41, 36 *wan* für *quippe* u. a. Nicht gar so häufig tritt die Partikel ohne Anlehnung an lateinische Vorlage auf, so für Relativsatz G. U. 101 β, 15 (s. I, S. 182) und sonstwie (104, 2*; 109, 10 u. a.).

G. D. führt zunächst in den Fällen, in denen Steinhöwel mit *so* unterordnet, das alte *seytmale* ein, das bei Steinhöwel nicht zu belegen ist: 658, 12 *Doch seytmale ir mich mit disen keten pinde wöllte, so will ich* (*poichè*); 663, 12 *Seytmale nu eüer gefallen ist euch mir wider ze nemen; so sol es* (*Piacevi*); aufserdem auch an Stelle sonstiger Unterordnung 660, 28 *Des sy alle ser übel zemute weren, sunder seyt male* (vgl. *darumb daz* bei Steinhöwel) *sy sechen daz sy kinder trüg = poichè*.

darumb (ital. *perciò*) benutzt auch G. D. als Anknüpfungsmittel

---

[1] Einmal neben Interjektion einfaches *daz*, s. I, S. 182.

Digitized by Google

an begründende Hauptsätze, doch zieht hier die Wortstellung unsere Aufmerksamkeit auf sich. Während aus 658, 34 *Darumb gedencket das* (*perciò*) Schlüsse überhaupt nicht gezogen werden können, scheint die Partikel sonst teilweise ganz ohne Einfluſs auf die Wortstellung zu sein (666, 15 *Darumb mein syn ist dir ... zuo geben* [*intendo*]; 664, 25* *darumb mit mir schafft vnd gepietet;* 664, 14), teilweise Inversion hervorzurufen: 663, 2 *Darumb ist mein syn das du* (*perciò*); 664, 16 *Darumb gib ordnung* (*perciò*), genau so 666, 17, während in 663, 19* *dann mir wol ingedenck ist daz ich nackent zuo euch kom; darumb ir mir nicht schuldig seyt zuo geben,* ebenso in 661, 31 *darumb ich besorg* (*di che*) wohl Nebensätze vorliegen.

Neben *darumb* verwendet G. D. auch *vmb des willen.* Wir finden es in 662, 10* *Er hette gesprochen die kinde nit ire kinde gewesen weren, vmb des willen sy ir klein acht hett;* 663, 38 für *perchè.*

An Stelle von *wann* hat G. D., wie I, S. 207 schon bemerkt wurde, bereits *dann* eingeführt. Die Zahl der Belege ist jedoch verhältnismäſsig klein, 9 im ganzen. Allerdings hat auch der italienische Text nur dreimal entsprechende Form (*chè, perchè, perciochè*); zweimal bietet er Komparativformen (660, 33; 664, 22, s. I, S. 207), sonst einfache Asyndesis.

5) *Die Konditionalpartikeln.*

Weder Steinhöwel noch G. D. bedürfen durchaus der Partikeln, um Konditionalverhältnisse zum Ausdruck zu bringen, beide bedienen sich reichlich der aus der Mannigfaltigkeit der deutschen Wortstellung entwickelten Inversionsform, in der freilich die Partikel *so* bereits ein fast unentbehrliches Mittelglied geworden ist.

Allerdings läſst sich die auf jussiver Grundlage ruhende Inversion auch in Steinhöwels Vorlage nachweisen, Äsop 58, 36 *Kere myn widertail die anderen waszer ... so will ich* (*avertat ... et ego*); Äsop 38, 35 *Laust du mich mit dir eszen, so gib ich* (*Una tecum manducare me velis, viam dabo*), aber die ganze Form hat Steinhöwel doch weniger der Vorlage als vielmehr der alten Tradition entnommen, das beweist schon die durchgängige Verwendung der Partikel *so* (vgl. S. 243),[1] die bereits der eigentliche Träger des hypothetischen

[1] Ohne die Partikel *so* knüpfen nur einige Sätze mit Pronominalsubjekt an, in G. U.: 105, 20 *wilt du daz ich sterb ich stirb mit willen* (*volens moriar*), desgl. Äsop 45, 36. G. U. 105β, 14 *het er nit ... ge-*

Digitized by Google

Momentes geworden ist, während die invertierte Verbalform nur die verschiedenen Nüancen andeutet, in denen die Realität des bedingenden Satzinhaltes das Interesse des Redenden fesselt. Jussiver Art sind hier Belege wie Äsop 43, 33 *Für sie in die stat Samum, so magst du* (*Si ... deferas ... venumdabis*); optativer solche wie G. U. 105, 16 *wisset ich vor hin dynen ... willen! so wölt ich* (*si*), ähnl. Äsop 57, 1 *schow, ob vil menschen in dem bad syen; wann wäre nit vil darinn, so wölt ich* (*si ... sit*) und mehr konzessiv G. U. 102, 2 *vnd tuost ouch nümer nichcz* (*vnd hiessest mich in den tod gan*) *das mir schwer werde* = *etsi ... iusseris*, während viele andere Belege sich leicht auf direkte Fragen zurückführen lassen: G. U. 101 β, 30 *aber ist es dyn will ... so will ich* (*si*); ebenso Äsop 45, 31 (*si*) oder Äsop 44, 35 *Wilt du ain stinckender bock gehaiszen werden, so frag in* (*Si*); 42, 12; ebenso 49, 4; 57, 19; endlich Äsop 50, 11 *Ist die linsen gesotten, so bring sie* (*si*), ganz ähnlich 56, 16 (*si*).

Von diesen Grundlagen aus hat sich die invertierte Wortstellung ja schon frühzeitig zu einer bloßen Form ausgestaltet, die auch anders geartete Konditionalverhältnisse in sich aufnehmen konnte. Wir finden Belege hierfür in Äsop 63, 11 *Würd ich dann etwas rauten, damit ich ... gnuog tuon, so erlangst du eer und dank* (*si*), ebenso das formelhafte Äsop 56, 32 *Ist es das du dyn dienst fürbas wol dienest, so will ich* (*si*), verhältnismäßig mehr aus G. D. 661, 5 *Dann will ich nicht sterben so musz ich* (*se io non voglio*); ganz ähnlich 661, 31; auch 658, 15 (*se da voi non fia ... onorata, voi proverete*). Innere Gründe wirken auf die Form des Konditionalsatzes nur insofern ein, als Sätze, deren hypothetisches Moment nur im Zeitpunkte der Verwirklichung liegt, nicht leicht in Inversion treten (einzige Ausnahme: Äsop 52, 34 *den hat sy nit lieb, wann würt sie in dem minsten von im geleczet, so ... lestert sy in* = *si*); mehr Gewicht jedoch hat die Verbalform des Nebensatzes, insofern nur zusammengesetzte Formen gern invertieren[1] und außerdem konjunktive nur in Optativ- oder Jussivfällen (s. oben) beliebt sind. Auch nach-

---

wiszt ... er wer (*suspicari posset*); ebenso G. D. 662, 8 *vnd wer nitt gewesen das er ... weste ... Er hette gesprochen* (*lei arrebbe creduto*); einmal mit Dativ Asop 47, 17.

[1] Vgl. S. 260 unter Asop 42, 7.

gesetzte Nebensätze invertieren nicht leicht (einzige Ausnahme: Äsop 57, 19 *das würdst du mir bekennen, wilt du mich hören* = *quod, si me audis ... fateberis*).

ob. Der alte Exponent hypothetischer Momente zeigt sich bei Steinhöwel noch lange nicht so eingeschränkt, als kaum 50 Jahre später bei Luther oder gar als in dem wohl gleichzeitigen G. D., das die Partikel überhaupt nur einmal, und zwar in einem hypothetischen Vergleichssatze aufweist (s. S. 246). Sie tritt vorwiegend in den Fällen ein, die die Realität des Nebensatzinhaltes, ohne sie zeitlich oder räumlich zu fixieren, einfach auf das hypothetische Gebiet verlegen, ob nun dabei ein eigentliches Urteil des Redenden unterbleibt oder durch den Modus angedeutet wird; vgl. Äsop 42, 5 *Ob du mich koufest, es wirt dir nit schaden* (*Si me mercaberis, nihil oberit*), genau so 45, 34; ähnl. 63, 9 (*si*). Äsop 42, 1 *wann ob ich dich erkouffte, so hiesz man mich* (*si te emerem ... apellarer*), genau so G. U. 100, 3; Äsop 46, 15 (*quod si ... denegat*), und für lateinische Parataxe Äsop 42, 7 *Ob du in diner wonung ... muotwillige kinder hettest, so kouff mich* (*Non habes ... pueros ... lasciventesve? me emas*). Aufser solcher Verwendung bleibt unserer Partikel unbestritten die Einleitung hypothetischer Konzessivsätze[1] (Äsop 63, 12 *Ob ich aber nit gnuogtuon würde, so bist du dannoch schmachred vertragen* = *quod si non satisfecero, tu liber ab infamia*), während der Übergang auf das Gebiet konzessiver Thatsachen bei Steinhöwel durch *wie wol* gehemmt scheint (s. S. 247).

so haben wir schon oben in hypothetischen Verwendungen betrachtet, seiner vermittelnden Stellung neben invertierten Sätzen wurde unmittelbar vorher gedacht; fast ebenso ausnahmslos wie dort tritt es auch nach Konjunktionalsätzen ein, nur nicht nach denen mit *ob*. Wie andere Demonstrativpartikeln ist nun *so* auch in den Nebensatz selbst übergegangen, wo es jedoch in G. D. nicht zu belegen ist: es weist auf die gegebene Situation mit leicht hypothetischer Färbung zurück und wird hier von Steinhöwel namentlich gern für kausales *cum* verwendet (S. 256). Als eigentliche Konditionalpartikel dient es mehr im nachgesetzten Nebensatze, wo wir es in Apoll. 86, 6 *dann wirt üch Allexander günstig sin, so er sicht*, ähnl. Äsop

---

[1] Über hypothetische Vergleichssätze s. oben S. 246.

Digitized by Google

6, 23 oder Mul. 10, 29 *mainten sie / die ... sölte nach irem tode ouch begird dar zuo haben / so er ir geopffert wurde* finden.

wo hat sich, obwohl es eigentlich eine räumliche Unbestimmtheit als den Träger des hypothetischen Momentes hervorhebt, gerade für Sätze eingebürgert, die die Realität der Verbalthätigkeit in Frage stellen: Äsop 65, 20 *wa sie das tuond, so haust du Samios in dyner hend* (*quod si faciunt*), ebenso 67, 10; desgl. Äsop 47, 19 *menglich wurde hinusz fliehen, wa man dich an sehe* (*cum te viderent*); 67, 14. Hierfür sind auch aus G. D. drei Belege beizubringen, was bei der spärlichen Anzahl der dort zu belegenden konjunktionalen Nebensätze (sechsmal Konditionalpartikeln) bemerkenswert ist. 658, 6* *Nu mag es ye nicht anders dann ein ... hertes dinge sein wo ... czwey eleüte ... einander vngeleich sein;* 659, 21 (für *togliendola*, ähnlich wie Äsop 47, 19); 659, 32 *wo sy mich anders für iren man haben wille* (*dove*).

wann hebt zunächst zeitliche Unbestimmtheit als den Träger des hypothetischen Momentes hervor und tritt für entsprechendes lat. *cum* ein: Äsop 41, 9 *daz vil der menschen, wann sy erzürnent, vor zorn nicht reden kündent, und wann der zorn erlischt, daz sie* u. a. Nicht ohne Interesse ist, dafs G. U. im Gegensatze zu den Belegen für *wo* aus G. D. sogar lat. *vbi* mit *wann* übersetzt: 101 β, 23 *wann das geschicht / daz alsbald würt* (*vbi ... fuerit*); 106, 3 *wann sie angefahen die künden kain end machen* (*vbi*).

In konjunktivische Belege kommt *wann* auf dem Wege über die optativischen, die es schon frühzeitig einleitet, wo Inversion unthunlich war. Bemerkenswert ist der Wechsel von *ob* und *wann* in Äsop 45, 34 ff. *Xanthus sprach ... ob ich dich kouffe, wilt du nit hin weg louffen? Antwurt Esopus. Wann ich das thuon wölte, ich würde dyns rautes nit pflegen* (*si te emero ... Si id facere vellem*). G. D. verwendet die Partikel *wenn* nur in rein zeitlicher Bedeutung, meist für absolute Participien: 664, 20 *vnd wenn vnser hochzeit ein ende hatt so magst du* (*poi fatte le nozze*); ähnlich 664, 18*, auch 658, 2 (*considerando*).

Die Wortformen. 1. *Die Nominalformen.*

Der Genitiv in seinen wenigen Resten alter freier Verbindungen und in seinen dem Lateinischen entlehnten Verwendungen ist schon

Digitized by Google

gelegentlich der Präpositionen (I, S. 189) erledigt worden;[1] vom Dativ wurde ebendort erwähnt, dafs er keine der lateinischen Ablativkonstruktionen mehr ohne Zuhilfenahme entsprechender Präpositionen ersetzen kann, Nom. und Acc. sind bei *für* und *als* zur Besprechung gekommen. Hier erübrigte noch, die reichliche Verwendung des persönlichen Dativs zu erwähnen, der auch gegen die lateinische Vorlage immer wieder auf die Person hinweist, in deren Interessensphäre die Verbalthätigkeit liegt. Doch stimmt hierin auch G. D. mit Steinhöwel überein, vgl. Äsop 52, 24 *Berüff mir ainer Esopum* für *ad me,* genau so 39, 11; sodann Äsop 71, 31 *daz sy im ain ... kampffhanen ... hat erwürget = occidit ... gallum,* oder gar Äsop 50, 29 *nam er im ainen fuosz dem hafen = unum e pedibus traxit ex olla* (mit doppeltem Dativ); ebenso G. D. 658, 32 *ich hab mir ein schöne iunckfrawen ... funden* (*Io ho trovata*).

Die im Dialekt später so stark verbreitete Verwendung des persönlichen Dativs[2] neben Possessivpron. scheint in Belegen aus G. D. vorbereitet, wie in 664, 22 *dann wie ir ein swert ir hercze durch ginge* (*Come che queste parole fossero tutte coltella al cuor di Griselda*). Nominaler Dativ ist hier noch nicht belegt.

2. *Die Verbalformen.* a) Die Tempora.

Die Bildung der Tempora und Genera beansprucht bei Steinhöwel durchweg die im Nhd. übliche Reihe von Hilfsverben. Wenn unter diesen die Entwickelung von *sein* und *haben* schon im Mhd. abgeschlossen scheint, so hat *werden* sein Gebiet erst um diese Zeit weiter ausgedehnt. Zur Bildung eines Futurum tritt es sogar gegen lat. Vorlage ein: Äsop 53, 24 *Xanthus der natürlich maister wirt morn ain wyb nemen* (= *ducit*), auch erscheint es nunmehr neben Partikeln, die bisher eine feinere Unterscheidung der Zeitstufen eher hemmten als begünstigten, vgl. Apoll. 87, 1 *so lang bisz ain rö-*

[1] Als frei bestimmenden Genitiv werden wir Mul. 5β, 1 *sie ward geboren ainer geburd mit dem iupiter* für *eodem ædita partu* auffassen müssen, noch weiter geht hierin Apoll. 86, 5 *ir söllend frölich sitzen mit geschribner stirnen miner namen Ioth He Vau: dann wirt üch Allexander günstig sin, so er ewere höbter mit diser geschrift gezieret sicht.*

[2] Grimm, Gr. IV, 351. Binz, Zur Syntax der Baselstädtischen Mundart, Stuttgart 1888, § 99.

Digitized by Google

mischer küng ufferstan w i r t*;* doch Apoll. 86, 34 *d a r u m b sie untz an die zuokunft des endcrist beschlossen sin müssen: d a n n kommen sie her ausz.* Auch in abhängige Sätze dringt das Hilfsverb ein, obwohl der Futurbegriff hier schon durch den Zusammenhang genügenden Ausdruck erhält: Äsop 40, 30 *doch w i l ich dar zuo tuon, daz das myn herr wiszen w e r d e* (*ut nota sit*). Nur zu passiven Konstruktionen, sofern sie mit *werden* gebildet werden, tritt das Hilfsverb noch nicht in doppelter Gestalt, wir finden vielmehr Apoll. 87, 3 *der an siner stürnen den namen Cristi in gold geschriben tragen wirt: von dem w e r d e n sie gedämbt und erschlagen* u. a., oder modale Hilfsverben.

Neben *werden* sind natürlich für modale Färbungen des Futurbegriffs noch immer modale Hilfsverben beliebt, so überwiegt für die 1. Person Sing. noch durchaus das Verb *wollen,* während für die 2. Person einmal *mugen* belegt ist: Äsop 48, 33 *Für sie in die stat Samum, so m a g s t du sy nach allem willen verkouffen* (*venumdabis*); *sollen* tritt vor allem für passive[1] Konstruktionen ein: Äsop 39, 35 *Welcher under üch ... understat ze veruntrüwen, desselben hut s o l mit sölichem lon ... begabet werden = erit ornatum.*

Das Passiv wird durchweg mit *werden*[2] gebildet. Es läſst sich auch kein Bestreben mehr nachweisen, passiven Konstruktionen auszuweichen, denn, wenn auch hier und da lat. Passivkonstruktionen aufgelöst werden (vgl. Äsop 43, 22 *daz sie in nicht erkennen mochten* [*quod dinosci iam nequiebat*], Äsop 42, 1 *so hiesz man mich* für *appellarer;* Äsop 41, 23 *Sprach Zenas zuo im, er fünde all da kain pfärd* [*reperiri non posse*], ganz ähnlich G. U. 106 β, 13), so stehen diesen wieder Übertragungen in das Passiv gegenüber, wie Äsop 39, 5 *Also wurden die fygen alle von in geeszen = ita interloquendo ficus omnes comederunt,* ganz ähnlich 43, 19. In beiden Arten von Belegen ist das Entscheidende viel weniger eine Abneigung gegen das eine oder andere Genus als vielmehr ein feines Gefühl des deutschen Übersetzers für das handelnde Subjekt.

---

[1] Aber auch sonst, vgl. G. D. 658, 8 *wie wol er mir eine gebenn meinet, die mir lieben vnd gefallen s o l* (*piacerà*).

[2] Nur in G. D. noch Belege wie 663, 21 *Dünckel euch dan daz der leybe der von euch kinde enpfangen ... hat vor aller meng nackent ze hause gen gesechen s y* (*sia ... veduto*).

Digitized by Google

Das Präteritum von *werden* neben dem Infinitiv (d. h. der abgeschliffenen Participialform), das Pforr, Wyle und G. D. nur im Konjunktiv und für hypothetische Fälle verwenden, ist bei Steinhöwel auch im Indikativ sehr beliebt, und zwar erscheinen, wie auch sonst bei ihm Participium Präsentis und Infinitiv formell sich berühren (Äsop 53, 27 *schryen und rüffend lief sie*), einigemal noch unverkürzte Participialformen neben dem Verb: Äsop 74, 12 *ward sie schryend und klagen;* G. U. 108β, 14 *Der graf ... ward nahend* = *propinquabat.* Sonst verwendet Steinhöwel die abgeschliffene, dem Infinitiv assimilierte Form, deren Participialcharakter aber noch in Belegen wie G. U. 103, 12 *darumb das volk frölich ward vnd begirlich erbieten der zyt der geburd* (*subditos anxia expectatione suspendit*) durchbricht.

Steinhöwel macht von solchen Zusammensetzungen auch für die einfache Erzählung Gebrauch, doch lassen noch eine Anzahl von Belegen die Grundbedeutung hervortreten, die auf den Beginn einer Thätigkeit den Hauptnachdruck legt: wir finden G. U. 106, 13 *Es ward ... uffstan* = *Ceperat crebrescere,* ähnlich Apoll. 89, 21 *und ward nach im regnieren sin sun.* So kleiden sich vor allem Verbalthätigkeiten, die mehr als eine Zeiteinheit umspannen, in diese Form, vgl. Äsop 47, 4 *Da das der frowen dienerin erhorten, mainten sie, es wäre war ... und wurden under ainander hadern* (*contendere ceperunt*). G. U. 110, 12 *Do er die ... ersach ... do ward in erbermd vmbfahen* (*miseratus*);[1] Äsop 40, 26 *Als aber der ... uff den acker kam, da ward er einen buwknecht gar hart schlachen* (*cederet*); von geistigen Thätigkeiten gehören namentlich solche hierher, die in eine sinnliche Äufserung ausmünden, vgl. aufser den beiden eben angeführten Belegen in G. U. 110, 12; Apoll. 102, 24, in denen ein innerer Vorgang in einem sinnlichen dargestellt wird, der sich selbst schon in mehrere Momente gliedert, einen Beleg wie Äsop 42, 16 *die erschracken ser und wurdent schryen und fliehen* (*territi vociferarunt*), dann bei *lachen* Äsop 44, 17 *Do das Esopus höret, ward er ser lachen* (*risit*), genau so 44, 33; ebenso 46, 16*, auch bei *fragen* G. U. 101β, 1 *nennet sie by ierem namen / vnd ward sie fragen wa ir vatter were* (*rogauit*); Äsop 46, 11 desgleichen (*querunt*). Ähnlich scheint Steinhöwel auch Thätigkeiten aufzufassen, die sich ganz innerhalb des

[1] Vgl. Apoll. 102, 21 *und ward im sin hopt sinken von truren.*

Digitized by Google

Subjekts abspielen,[1] vgl. Äsop 40, 31 *Do das der buwmaister ... erhöret, er ward ser wundern von der red Esopi* (*admiratus*), so *gedenken* Apoll. 102, 22 u. a.

Die Formen für die Vergangenheit bieten sonst wenig des Bemerkenswerten. Steinhöwel beweist seine Selbständigkeit gegenüber der Vorlage auch durch seine Abneigung gegen das historische Präsens, das im lat. Texte sehr häufig begegnet. Wir finden Äsop 39, 4 *In den wylen, als sie der ding aines wurden, auszen sie die fygenn ... und sprachen* (*dum ... manducant inter se inquiunt*) u. a. Nur bei *sprechen* und *sehen* ist das Präsens vereinzelt auch in den deutschen Text gedrungen, ohne sich jedoch im speciellen Falle immer gerade an die Vorlage anzulehnen: Äsop 46, 14 *Die wyl aber der ... und Xanthus ... anlegten ... so spricht Esopus* (*cum ... componunt ... inquit*), 55, 21 *Und als er mangen an dem weg sach, ze letst sicht er ainen groben puren dort siczen und sprach zuo im* (*intuens*), ebenso 42, 15 (*so senhen zwai klaini knäblin Esopum* = *ut viderunt*).

Einige trennende Momente gewinnen wir für unsere beiden Stilisten noch aus dem Wechsel zwischen einfachem Präteritum und Zusammensetzungen des Part. Prät. mit Formen von *sîn* oder *haben*. Verbindungen mit dem Präsens dieser Verba werden bei Steinhöwel durchaus unter dem Gesichtspunkte einer in die Gegenwart als Zustand fortwirkenden Verbalthätigkeit eingeführt, vgl. Äsop 39, 9 *da gieng er hin yn vnd haut on alle vernunft die fygen alle geeszen* = *ingrediens manducavit* u. a. In G. D. finden wir Schwankungen, die sich im Grunde nur aus der Vorlage erklären lassen, wobei für eine etwaige lateinische Vorlage die Konservierung der italienischen zusammengesetzten Formen durch den lat. Stil nichts Auffallendes böte. Da die Hauptsätze vorwiegend die treibenden Momente der Darstellung enthalten, finden wir hier sowohl in dem italienischen wie im deutschen Texte nur selten eine zusammengesetzte Form; die beiden Belege: wie 658, 32 *dann ich hab mir ein schöne iunckfrawen ... funden* (*Io ho trovata*); 659, 20 *Ich pin komen* (*Io sono venuto*) entsprechen

[1] Vielleicht wirkte hier wie dort das Bedürfnis mit, Vorder- und Nachsatz nach ihrem Umfang etwas auszugleichen, in diesem Falle also den Nachsatz etwas auszudehnen.

Digitized by Google

durchaus der Grundbedeutung der gewählten Formen. Anders liegt die Sache in den Nebensätzen. Im Nebensatzgefüge wird von Verbalthätigkeiten der Vergangenheit viel häufiger auch die Gegenwart zuständlich berührt und G. D. läßt dementsprechend hier gern zusammengesetzte Formen eintreten, so übereinstimmend mit der ital. Vorlage 658, 30 *Vnd nu die zeit komen ist* (*venuto è*), ganz ähnlich 659, 8; 663, 20 *daz der leybe der von euch kinde enpfangen vnd getragen hat vor aller meng nackent ze hause gen gesechen sey* (*io ho portati*), ähnl. 658, 28; ebenso aber auch ohne Anlehnung an die ital. Vorlage, wobei jedoch nur zweimal italienischer und deutscher Text im Verb übereinstimmen (658, 29 *vnd nachdem ir mir versprochen habt* für *prometteste;* 662, 8 für *faceva*), in den anderen Fällen jedoch überhaupt eine durchgreifende Verschiedenheit zwischen beiden Texten wahrzunehmen ist, die eventuell schon einem lateinischen Bearbeiter angehört: 658, 31 *als ich geret hab;* 658, 32. 38. Daneben finden wir in der Rede der Griseldis von der Ehescheidung (S. 663) eine Reihe von ungewöhnlichen Verwendungen beider Formen, die jedesmal mit dem ital. Texte übereinstimmen, was wohl nicht leicht ein Zufall sein kann: 663, 15 *nemet hin eüern ringe mit dem ir mich mechlet* (*sposaste*), ebenso 663, 18. 23. Und in derselben Weise werden wohl auch die Schwankungen in 663, 8 ff. zu erklären sein: *das ich mein slehte nydere gepurt stäcz wol erkant hab* (*io conobbi sempre*) *vnd das ich eüers adels vnwirdig ... w a s* (*non convenirsi*) *vnnd die zeit die ich pey euch g e w e s e n p i n* (*che io stata sono con voi*) ... *euch nye mein s c h a c z e t noch euch für mein h i e l t e; Sunder euch mir als einen geleichen man g e a c h t h a b* (*nè mai come donatolmi, mio il feci, o tenni, ma sempre e b b i come prestatomi*).

Das Präteritum von *sîn* resp. *haben* als Vertreter des lat. Plusquamperfekts ist bei Steinhöwel in die mit *do* eingeleiteten Zeitsätze noch nicht eingedrungen: vgl. Äsop 39, 8 *da Esopus heut von acker k a m* (*veniens*), ebenso 41, 21 (*cum obviasset*); G. U. 106 β, 15 (*cum pervenisset*) u. a. Die einzige Ausnahme bietet G. U. 101, 20 *vnd d a der gesaczt tag k o m e n w a s vnd nieman h o r t von keinem gemahel ... ward das wonder vil vester* (*Instabat ... dies ... nemo noverat*), wo jedoch die zusammengesetzte Form dazu dient, die Zeitunterschiede in den beiden koordinierten Sätzen zum Ausdruck zu bringen. Einen präciseren Ausdruck für die relative Zeitstufe ihrer

Digitized by Google

Verbalthätigkeit verlangen dagegen die mit *als* eingeleiteten Sätze, weil hier das Zeitverhältnis nicht unter dem Gesichtspunkte einer losen Berührung, sondern unter dem vollkommener Gleichwertigkeit dargestellt wird. Wir finden Äsop 39, 11 *Als er aber komen was sprach der herr* (*cum venisset*), ebenso 39, 28 u. a., ja auch für Imperf. Äsop 40, 9 *und als die grosz hicz des tages worden wax, leget er sich schlauffen* (*cum esset*), desgl. 43, 20; ebenso für Particip 39, 6; 40, 14.

Die Fälle, in denen nach *als* die relative Zeitstufe nicht zur Geltung kommt, sind selten. Sie mögen sich teils aus Analogiewirkung der Konstruktionen mit *do* erklären: vgl. Äsop 39, 31 *Als der herr das ersah, keret er* (*sentiens*); 42, 23 sogar für *inspecto*, während in Passivkonstruktionen formelle Momente gegen das Plusquampf. zu wirken scheinen; vgl. Äsop 43, 20 *als sie ze morgen hetten geeszen und der korb gancz ler ward, furgieng Esopus die andern* (*vacuo canistro*), wo zugleich das Verhältnis der beiden koordinierten Verba mitwirkte, dann Äsop 64, 31 *Als aber dise brief in dem senat gelesen wurden, und menglich erschroken was ... dannocht was ir aller beschlusz* (*His litteris in senatu recitatis*); G. U. 103, 16 (*cum oblactata esset*).

Auch hier ist G. D. im wesentlichen von seiner Vorlage abhängig, die wir hierin dem italienischen Texte gleich ansetzen dürfen. Da es den Wechsel von *do* und *als* nicht kennt, wäre für seine Temporalsätze durchweg das einfache Präteritum anzusetzen. Dieses tritt auch stets für das absolute Particip des Präsens (*udendo*) ein (660, 30 *Do die frawe des hern rede vername ... also sprah,* genau so 661, 7; 663, 6; ähnl. 661, 35*), während für absolutes Particip des Präteritums das Plusquamperfekt eintritt: 659, 8 *Do nun der tage die hochzeit zuo machen komen was, der marckgraffe ... zuo rosse sasz* (*venuto il dì*), genau so 664, 32, ähnl. 664, 7 (*Come Gualtieri questo ebbe fatto*).

b) Die Modi.

1) Der Imperativ wird von Steinhöwel viel und oft gegen lat. Konjunktivformen eingeführt; vgl. Äsop 42, 8 *so kouff mich* (*emas*); 42, 24 *so trag och nicht* (*nihil feras*) u. a. Beibehalten wird der lat. Konj. nur in Grufsformeln, die ohnedies mehr an das optative Gebiet streifen. Hier tritt er auch für lat. Imperativ ein (Äsop 40, 36

Herr, du syest ser gegrüszet = *plurimum salve;* 42, 22 für *salvete*). Andererseits umschreibt Steinhöwel den Imperativ gern durch den Indikativ von Modalverben: *wollen* umschreibt zunächst den Jussiv der ersten Person: Äsop 43, 4 *wir wöllens im wol günden* = *morem sibi geramus,* ebenso 44, 23. Für eigentlichen Imperativ bedarf es eines umschreibenden Satzes, um *wollen* im Nebensatze einführen zu können, G. U. 100, 23 *so wil ich herwiderumb / das ir / mir ouch verhaissen vnd halten wellen* = *vnum vos mihi uersa vice promittite ac seruate.* Um so häufiger ist *sollen* zu belegen, namentlich an Stelle lateinischen Konjunktivs: Äsop 55, 28 *Du solt nit in übel uffniemen* (*feras*), ebenso 49, 25 *du solt die krüter vmb sus haben* (*habeas*), desgl. 46, 27; doch auch für Imperativ 69, 3 *Sun du solt mynen worten ... uffmerken* (*attendito*), 69, 7 (und so noch zehnmal auf S. 69). 42, 27 *Ir söllen truren* (*gemite*) als einziger Beleg der Umschreibung beim Plural der 2. Person. *müssen* finden wir in Äsop 42, 28 *darumb müszen ir ... tailen* (*dividite*); ähnl. 49, 33 *Hüt mieszen ir linsen mit mir eszen* (*prandebitis*). *laszen* lehnt sich zunächst an lat. *jubere* an, so in Äsop 47, 8 *Lausz in zuo uns kommen* (*Iube*) u. a. in Imperativform, in der es (Äsop 39, 11 *Bald laszen mir Esopum berüffen* = *Quispiam ad me evocet*) auch lateinischen Jussiv umschreibt, während die Indikativform in Äsop 38, 35 *Laust du mich mit dir eszen, so gib ich* (*Una tecum manducare me velis*) für den Optativ von *velle* eintritt.

G. D. läßt einem Imperativ der Vorlage stets auch deutschen entsprechen, nur in eingeschobenen Formeln finden wir Umschreibungen, so *sollen* in 662, 36* *du solt wissen,*[1] genau so 663, 8*; 664, 10*; außerdem das bei Steinhöwel nicht belegte *werden:* 661, 4* *frawe ir wert gedult haben, Dann will ich nicht sterben so musz ich* (*madonne, se io non voglio*), ähnl. 664, 14*.

2) Der Konjunktiv Präsentis. Die 3. Person des Konj. Präs. ist im einfachen Satze nur ganz spärlich belegt. Willensäußerungen wenden sich vorwiegend an die 2. Person, und, wo sie nach einer dritten Person zielen, wird meist mit Indikativ des Hilfsverbs *sollen* operiert: Äsop 53, 31 *die wyl ich leb, so sol mir kain ander wyb über den türschwellen komen* (*intrabit*); 49, 33 *wann under fründen*

[1] Vgl. Äsop 68, 14 *darumb so wisz.*

Digitized by Google

sol man nit die kostbarkait der trachten ... ansehen (*spectanda est*); ähnl. G. D. 663, 13 *so sol es auch mir lieben vnd mein gefallen sein* (*e a me dee piacere*). Konj. ist hier im ganzen Leben Äsops nur 58, 36 *Kere myn widertail die andern waszer ... so will ich* (*avertat*) und genau so in 59, 15 belegt, die beide kaum mehr dem einfachen Satze zuzurechnen sind, aufserdem mehr konzessiv in 66, 27 *Sie syend abgelaszen* (*Remittantur*). Aus G. D. ist gar kein solcher Konj. zu belegen, denn 661, 37 *nit bekümer euch mein,* wenn auch formell unpersönlich konstruiert, ist doch persönlich gedacht und somit zu den Imperativen zu rechnen. Optative Momente werden im Konj. Prät. dargestellt, der Konj. Präs. ist hier mehr noch in Formeln erhalten, wie in G. D. 665, 34 *gott gebe euch gelücke,* wofür aus Äsop kein Beleg zu erbringen ist. Potential tritt der Konj. Präs. nur noch im zusammengesetzten Satze auf, s. S. 271.

Dort wirkt neben den eben schon besprochenen Faktoren auch noch der Zusammenhang zu Gunsten des Konjunktivs. Allerdings ist gerade die letztere Wirkung in unserer Periode schon bedeutend eingeschränkt, andererseits aber erhält sie speciell aus der lateinischen Vorlage nach anderer Richtung hin wieder neue Nahrung. Das Ergebnis dieses Gegenstreits der verschiedenen Strömungen darf, wenn es auch nicht in jedem einzelnen Falle zur Lösung unserer Aufgabe beiträgt, doch vielleicht Interesse beanspruchen.

Die Indikativtendenz beruht schon auf dem mit jedem Zeitabschnitt fortschreitenden Verfall der Flexionsformen, der für unsere Schriftsteller bereits in der Mehrzahl der Formen die Unterschiede zwischen Indikativ und Konjunktiv verwischt zeigt, ein Umstand, der naturgemäfs der häufiger verwendeten Form auf Unkosten der selteneren zu statten kam. So zeigt sich zwar der Einflufs des Imperativs oder entsprechenden Konj. auf untergeordnete Relativsätze u. a. in Belegen wie Äsop 53, 34 *kouff, waz liepliche sye*[1] (*sit*),

[1] Man könnte hier an indefinite Konzession denken. Doch ist gerade für diese der Indikativ am breitesten durchgedrungen. Der Konjunktiv hält sich hier fast nur in Formeln wie G. 658, 15 *sey wer sie wölle* (*cui che*), 659, 1 (*fosse chi vol esse*). Ersatz durch Indikativ von *mugen* ist ebenfalls selten: G. U. 103 β, 14 *vnd ist ouch alles das man tuon mag müglicher ze beschenhen* (*omnia prius fieri possunt*). Dagegen nun G. U. 105, 15 *in allen sachen was du wilt daz wil ich ouch* (*quicquid tu vis*);

Apoll. 95, 34 *ob du leben wöllest, so sag mir,* genau so 104, 21; aber Sätze, die das indefinite Moment schon durch die Wahl des Verbums oder der Pronominalform zum Ausdruck bringen, erscheinen im Indikativ: Äsop 41, 14 *tuo mit im wax du wiltt* (*quod vis*); genau so 42, 37; G. U. 103 β, 9 *leb ... als du wilt* (*sicut libet*); Äsop 49, 29 *koch sie so bald du magst* (*quam potes*). Allerdings dürfte hier auch der lateinischen Vorlage einiger Einfluſs einzuräumen sein.

Eine Willensthätigkeit kann nun auch, ohne im Imperativ oder entsprechenden Konjunktiv zum Ausdruck zu kommen, aus dem Hauptsatze in den Nebensatz herüberwirken. Von dieser Wirkung werden zunächst Relativsätze und Substantivsätze ergriffen. Konditionale Nebensätze entziehen sich in unserer Periode zumeist solcher Wirkung, eine Ausnahme bildet G. U. 108, 9 *dar vmb ob es dir ain gefallen sye ... so bit ich* (*si tibi placet*), wo der Konjunktiv der Willensbethätigung eine höflichere Prägung verleiht. Von Relativsätzen gehört hierher G. D. 658, 4 *ein swere ding ist ein frawen ze finden die sich ganeze zuo ires manns ... willen schicke* (*chi ... si convenga*) gegenüber G. U. 99 β, 32 *wir wellen dir aine schaffen ... die dyn wirdig ist* (*que te merito digna sit*); ebenso G. U. 100, 5 *daz ... nit ... dyn volk belyb on ain hobt dar zuo sie begird hand* (*sine votiuo rectore*). Die Substantivsätze weisen unter dem Einfluſs eines Willens oder Wunschverbs noch durchweg den Konjunktiv auf, s. S. 271.

Ein Nebensatzinhalt kann durch den Zusammenhang auch der Unwirklichkeit, Irrealität genähert oder ganz in diese übergeführt werden, was meist durch Negation im Hauptsatze oder durch entsprechende Verben vor Substantivsätzen geschieht. Auch hier hat die Indikativtendenz verhältnismäſsig wenig Raum gewonnen.[1] Anders in Nebensätzen, deren Inhalt an und für sich keine reale Existenz hat und

---

(so wohl auch in G. U. 100, 24 *welhe ich erwele* [*quamcunque delegero*], genau so G. D. 658, 29) und ebenso auch G. U. 99 β, 23 *wie wol du bist in blüender zyt* = *quamquam florida sis etate.* Um so auffallender Apoll. 101, 9 *wer sich wöl wäschen und salben ... dem wirt gewartet schon.*

[1] Nur die Darstellung in präteritaler Zeitform begünstigt hier den Indikativ, vgl. G. U. 110 β, 20 *dax nieman was dem syne ogen nit nass wurden.* Aber G. U. 103 β, 15 *vnd ist och alles das man tuon mag müglicher ze beschenhen wan dax der myn will müg verwandelt werden* (*omnia prius fieri possunt quam hic animus mutari*).

Digitized by Google

die in den Zusammenhang nur eingeschoben werden, um Begriffe zu umschreiben, Vergleiche zu ermöglichen u. a. In der alten Sprache tritt die nur relative Realität dieser Sätze in ihrer großen Empfänglichkeit für Konjunktiv zu Tage; die neueren Sprachperioden begünstigen den Indikativ. Wir finden allerdings noch Belege wie G. U. 101 β, 14 *Ich soll nichtz ... wellen wan das dir gefellig sye* = *nisi quod placitum tibi sit,* wo auch an Einfluß der Vorlage, an Übertragung des Konjunktivs nach Willensverben oder nach Negation gedacht werden kann. Aber auch Mul. 5, 19 *so mügen wir bas erzelen was ir von grossem gelück zuo gestanden ist wan dehainerlay werck ... das der gedechtnüs wirdig sye* (*memorabilem dictu*) gehört wohl hierher, da für indefinite Konzession der Konjunktiv sonst nicht beliebt ist; vgl. S. 269, Anm.

Dagegen hält sich der Konjunktiv fester in Nebensätzen, die einem konjunktivischen Substantivsatze untergeordnet werden, ohne eigentlich in dessen Modalsphäre eingetreten zu sein: G. D. 661, 31 *ich besorg wölle ich anders mit in mit fride sten ich müsse* (*se io non ci vorrò esser cacciato*); ebenso G. U. 101 β, 27 *vnd was ich mit dir schaffen wölle daz mir daz zime* (*quidquid ... voluero*), 101 β, 7 *vnd main / was mir gefellig sye / daz das ouch wellest* (*quecunque mihi placeant*).

Die *Konjunktivtendenz* macht sich, vom lateinischen Text aus gefördert, nach der potentialen Seite hin bemerklich und wirkt vorwiegend auf den Substantivsatz ein. Vielleicht ist hieraus der Konjunktiv in G. U. 99 β, 28 *vnd alsz gewisz ist daz er kome / so vngewisz ist die stund syner zuokunft* zu erklären, jedenfalls gehören hierher die indefinit anknüpfenden Sätze, die fast ausnahmslos den Konjunktiv aufweisen: Äsop 45, 21 *Das frag ich ouch nit, sonder beger ich von dir, an welchem end du geboren syest* (*sis natus*); 45, 23; 51, 16 u. a.; genau so Apoll. 95, 1 *so wil ich dir sagen ... was ich wölle;* 104, 17; 108, 32; gegen Äsop 63, 10 *Der würt üch bedüten waz das wonderwerk des adlers uff im tregt* (*significet*) und G. D. 658, 3 *ich bedenck wie es also ein swere ding ist* (*sia*). Sonst halten hier nur Thatsachen der Vergangenheit am Indikativ fest: Äsop 45, 22 *Myn muter hat mir nye gesagt in welcher kamer sie mich gebar* (*peperit*) u. a., während Momente, die in präteritaler Darstellung die Gegenwart repräsentieren, an der Konjunktivform

Digitized by Google

festhalten, da ihre Realität nur eine relative ist: Äsop 46, 12 *als sie von dem kouff horten sagen / warden sie kluoglich fragen, welcher der kouffer oder verkouffer wäre* (*quis esset*), ebenso Apoll. 88, 30; G. U. 109 β, 8 *daz alle gest über wunder namen / wannen die herlichen sitten ... vnder so ainem schnöden gewand verborgen lägen* (*vnde*). Hierher gehört auch G. U. 109, 24 *sprachen / der walther het wol ... gewechselt! darumb daz die nüwe spons / Iünger vnd edler were*, während der Konjunktiv in Sätzen wie G. U. 108 β, 9 *Sie was ... in grosser gedult vnd demuot! etlich tag! das nie kain mensch kain zaichen ... von ir sehe* (*Ita ut*) entschiedener Latinismus ist.

3) Der Konjunktiv Präteriti hat zunächst für das Präteritum diejenigen Funktionen übernommen, die dem Konj. Präs. für letzteres Tempus zukommen, zugleich aber ist er als Exponent rein modaler Verhältnisse auch losgelöst von seiner temporalen Eigenschaft zu betrachten, und hier sind es optative und hypothetische Fassungen der Verbalthätigkeit, die in Frage kommen. Die letzteren lassen sich im einfachen Satze nicht leicht belegen, höchstens in der Form, die Wünschen und Behauptungen ein milderes Gepräge verleiht, vgl. G. U. 109, 1 *Ich wolte ... daz* (*Cupio*); G. U. 110, 10 *darumb* (*als ich main*) *so möcht sie es nit erlyden = quantum ego auguror non valeret.* Häufiger dient jedoch zur Milderung der Behauptung das Hilfsverb *mugen* im Indikativ: G. D. 658, 5 *Nu mag es ye nicht anders dann ein sweres hertes dinge sein* (*considerando ... come dura ... sia*), namentlich auch für Fragen (Äsop 44, 21 *Was mag er gesenhen han* [*Quid vidit*]), denen der Konj. Prät. einen durchaus hypothetischen Charakter aufprägt: Äsop 42, 7 *Waur inn möchtest du mir gut syn* (*prodesse quires*). Das Hypothetische ist überhaupt das eigentliche Element des Konj. Prät., das vor allem im Konditionalgefüge zum Ausdruck kommt, während es in sonstigen Nebensätzen nur selten (vgl. G. U. 107, 1 *so kenn ich ouch daz mir nit zimlich ist das ainem iglichen akerman zeme = licet*), im einfachen Hauptsatze überhaupt nur in Äsop 43, 7 zu belegen ist: *Der ist nit träg zu der arbait ... er trüge den esel zu der bürdin* (*portaret*). Für ausgesprochene Irrealität, sofern sie nicht im Konditionalgefüge hypothetische Färbung gewinnt, ist der Konj. Prät. noch nicht durchgedrungen; wir finden außer den oben berührten Belegen solche wie G. U. 99 β, 12 *so sol myn stimm / den ... willen des volkes dinen*

oren fürbringen nit / darumb dax ich ... s y e mer wan die andern (*non quod singulare aliquid habeam*). Auch im Konditionalgefüge selbst ist noch nicht durchweg der Parallelismus der Modi festgelegt, sofern er nicht innerlich begründet ist. Vor allem in konzessiven und exceptionellen Gefügen stehen die einzelnen Glieder sich sehr selbständig gegenüber, vgl. Mul. 3 β, 2 *Doch so synd dise ding ... loblich ... wann sie nit mit ainer vnsubern lybs wolnust von ir vermalget weren* (*Cæterum hæc omnia ... laudabilia ... unà obscœna mulier fœdauit illecebra*).

Dagegen ist das Präteritum in allen Aussagen zur Regel geworden, die einem Präteritum untergeordnet sind: Äsop 41, 23 *Sprach Zenas zuo im, er f ü n d e all da kain pfärd,* 57, 13 u. a. G. U. 109, 22 *die sprachen / der walther h e t wol vnd wyszlich gewechselt* (*permutasse*), ebenso G. D. 660, 15 *nicht sprachen ... wie der marckgraffe so vnweiszlich gethon h e t t e; Sunder sprachen er pasz vnd weiszlicher dann kein man gethon h e t t e* (*che egli era il più savio*) u. a.

4) Modalpartikeln und Modalverben. Partikeln und adverbiale Bestimmungen, die dem Indikativ die apodiktische Schärfe benehmen, sind bei Steinhöwel nur sehr sparsam verwendet, vgl. Äsop 42, 9 *wann o u n z w y f e l sy werden mich fürchten* = *quippe reformidabunt,* oder Apoll. 108, 2 *dar durch er den küngen w o l ze glichend ist.* Aus G. D. lassen sich hier trotz des beschränkten Umfanges mehr Belege entnehmen. Zunächst erscheinen die fraglichen Formen in ihrer eigentlichen advervialen Funktion: 666, 3 *das Griseyda o n c z w e y f e l gelaubet* (*che ella fermamente credeva*) oder 660, 35 *der marckgraff ... w o l erkante* (*conoscendo*), genau so 663, 8 u. a.; den Übergang zu modaler Verwendung mag schon 664, 12 *Nun weistu w o l* (*e tu sai*) oder 658, 10 *Dann vater vnd muter mügee ir w o l kennen aber irer kinder nichtt* (*conciò sia cosa che*) darbieten, vollständig modal jedenfalls ist die Partikel in 665, 25 *den marckgraffenn nun w o l genug daucht* (*pareva pienamente aver veduto*) und 666, 23 *Ich mich des w o l rümen mage* (*credendomi poter dar vanto*). Auch optative und jussive Partikeln sind bei Steinhöwel selten und treten nur als Verstärkung zum Konjunktiv hinzu, G. D. dagegen zeigt sie auch beim Indikativ: 663, 21 *so will ich aber g e r n also nackent von euch gen* (*io me n'andrò ignuda*).

Digitized by Google

Interessanter ist das Verhältnis der Modalverben zur entsprechenden Vorlage: *wollen* dient schon in eigentlicher Verbalfunktion dazu, die verschiedensten lateinischen Kombinationen zu vertreten, vgl. G. U. 100, 12 *die ir vff üch nemen wöllen* für *offertis;* 100, 13 *wil ich selber han* (*ipse subeo*); 100, 10 *aber dem willen myner vndertan wil ich mich machen begirlich vnderwürffig* (*me sponte subicio*) u. a.; ebenso G. D. 658, 12 *Doch seytmale ir mich mit disen keten pinde wöllte* (*vi piace*), ähnl. G. D. 659, 32 (*intendo che*). Modal tritt *wollen* zunächst zur Umschreibung des Futurums in der 1. Person ein (S. 263), sodann in Substantivsätzen, wo es nach Verbis des Begehrens die Willensregung kräftig hervorhebt: G. U. 100, 24 *wil ich das ir ; mir ouch verhaissen ... wellen ... daz ir die ... wellen verogen han* (*promittite ... vt ... prosequamini*); Mul. 4 β, 11 *begereten von dem küng atalo ... das er inen ain bild opis ... senden wölte* (*simulacrum eius expetitum precibus est*); ebenso G. U. 99 β, 22 *das ist daz du dich vermehelst ... vnd daz du das schier tuon wellest* (*idque quam primum fatias*).

sollen dient seltener zum Ersatz anderweitiger Konstruktionen (G. D. 659, 6 *die sein weyb sein sölte = la quale aveva proposto di sposare*), meist erfährt es modale Verwendung (S. 263). Im Substantivsatze vermag es dem schon im regierenden Verb enthaltenen Willensmoment einen erneuten parallelen Ausdruck zu verleihen (vgl. Äsop 45, 4 *es ist ain gesaczt in unser stat, das niemant kain aigen mensch so tür sol kouffen = ea lege cautum apud nos est, quod ... non potest*), ähnlich hebt es in anderen Sätzen finale Momente hervor (G. D. 657, 35 *erputen im eine ... zuo finden die von sölchem vater ... sölt geporn sein = di sì fatto padre ... discesa*), sein Hauptgebiet ist jedoch das Konditionalgefüge im Hauptsatze, wo es die aus der Prämisse hypothetisch gezogenen Folgerungen als Forderungen der Moral oder des Verstandes einführt.

mugen hebt sich von *kunnen* wenig mehr in seiner ursprünglichen Grundbedeutung ab, die kürzlich von Krahl, Ztschr. f. d. Ph. 22, 1 ff., eingehend und treffend entwickelt worden ist. Wir finden wohl Äsop 39, 1 *So sich aber Esopus von trägi wegen syner zungen nit kan versprechen* gegen 41, 36 *du magst kainen nucz an mir erholen,* daneben aber finden wir Belege von *mugen* in Präteritalformen, die den Eindruck machen, als ob gegen das Präteritum von *kan* Abneigung bestünde (einziger Beleg Äsop 39, 16 *und als er ... sich nicht*

verantwürten kundt). Wir finden Äsop 43, 22 *furgieng Esopus die andern ... so vil, das sie in nicht erkennen mochten* (*quod dinosci iam nequiebat*); 39, 20 *und so vil er herusz bringen mocht begeret er* (*ut potuit*). In modaler Verwendung tritt nur *mugen* ein, es mildert die apodiktische Schärfe des Indikativs (G. D. 658, 5 *Nu mag es ye ... ein sweres hertes dinge sein* [*considerando ... come dura vita sia quella*]), verleiht im Konj. Prät. dem Potentialis eine noch hypothetischere Fassung, weshalb es hauptsächlich in Fragen und Konditionalprämissen beliebt ist, aufserdem bringt es optative Momente zum Ausdruck, nicht nur im eigentlichen Absichtssatze (Mul. 8 β, 4* *Und daz söllichs / völiclicher geloubt werden möchte / so habend sie erdichtet*), sondern auch in anderen Sätzen (G. D. 657, 35 *die von sölchem vater vnd muter sölt geporn sein das man ir grosse hoffnung haben möchte* = *che buona speranza se ne potrebbe aver*). In allen diesen Beziehungen zeichnet sich Steinhöwel durch sparsame Verwendung des Modalverbs vor anderen Schriftstellern aus, während G. D. hier so ziemlich seiner Vorlage zu folgen scheint.

c) Infinitiv und Participium.

Beide sind im lateinischen Stile eine Reihe von Verbindungen eingegangen, die in der deutschen Sprache künstliche und meist wenig lebensfähige Gebilde erzeugten. Am reichsten hat sich das Gerundium in der Dativform mit Zuhilfenahme der Präposition *zi* entwickelt, das in unseren Texten fast durchweg in der abgeschliffenen Form eines unflektierten Infinitivs erscheint und daher mit dem Infinitiv behandelt werden soll.

1) *Der Infinitiv.*

Die eben besprochene Form lehnt sich an lat. *ad* mit Gerundivum an in Äsop 43, 14 *Gib denen ze eszen* = *ad manducandum*, ebenso 50, 27; 65, 35; G. U. 101, 29; an sonstiges Gerundivum G. U. 100, 12 *die sorg ... mir ain gemachel ze suochen* = *querende curam coniugis*, an Supinum in Äsop 49, 5 *so ist es mir lycht ze tuond* = *factu* (diese Form ist sonst nur noch in Apoll. 108, 2 *wol ze glichend* belegt), während es in Äsop 38, 25 *sendet er in yn das göu, das feld zebuwen* (*pro fossore*) für finale Präpositionalverbindung und in Äsop 48, 25 *wann ich hab dich kouft*

ze dienen, nit ze hadern (*te emi, ut servias*) für lat. Finalsatz eintritt u. a.

Auch neben dem Verbum substantivum entspricht diese Form zunächst lateinischem Gerundivum, vgl. Mul. 5 β, 28 *vnd vil andere ding / die bas zeverspotten / synd wan zegelouben* (*ridenda potius quam credenda*); doch liebt Steinhöwel so wenig als andere gute deutsche Stilisten solche unpersönliche Darstellung (wir finden Apoll. 108, 2 *dar durch er den küngen wol ze glichend ist* und Äsop 42, 29* *was ze tragen ist*), er zieht vielmehr ein persönliches Subjekt aktiver Verbalthätigkeit vor und umschreibt mit Hilfsverben, und zwar nicht nur in Fällen wie Äsop 42, 30 *wann wir wellend uff morn in die stat ... gon* (*eundum est*); G. U. 100, 1 *daz wir billich guotez söllen darvon hoffen* (*spes optima sit habenda*), sondern auch in solchen wie G. U. 109 β, 15 *Als man ze tisch siczen wolt* (*tempore quo assidendum mensis erat*); G. U. 99 β, 27 *so muoz iederman sterben* (*moriendum est*).

Aber auch ohne Anlehnung an die Vorlage dient solcher Infinitiv zum Ausdruck der verschiedensten Verhältnisse.[1] Auf die Anschauung einer Zielbestimmung liefsen sich zur Not appositionelle Infinitive zurückführen, wie in Äsop 41, 22 *bat in umb pfärd ze mieten*, oder 40, 2 *fraget in bittende des rechten wegs in die stat ze gan* (*ut que ducit in urbem viam stratam sibi demonstraret*), ebenso G. D. 658, 2 *des ich ze thon gar kleinen willen habe* (*quello che io ... aveva disposto di non far mai*); ebenso Infinitive, die ein Adjektivprädikat ergänzen, wie Äsop 6, 28 *die ... müglich sind ze beschechen* oder G. U. 103 β, 14 (*fieri possunt*) u. a.; endlich auch objektvertretende Infinitive. Die meisten der Belege jedoch enthalten gar kein zielbestimmendes Moment mehr, die Präposition *zi* ist auf sie rein nur als bequemes Anknüpfungsmittel übertragen, das bei Steinhöwel nur ganz selten fehlt (G. U. 109, 16 *fieng sie alsbald an schaffen vnd ordnen* = *ceperat* bietet einfachen Infinitiv, ebenso G. U. 103 β, 27 [*Jussus sum accipere*] und

[1] Nur ganz selten jedoch verwendet sie Steinhöwel in Fällen, wo das Subjekt des Infinitivs sich nicht deutlich aus dem Subjekt oder Objekt des Verbum finitum ergänzen läfst. Wir finden nur Äsop 4, 16 *ze lob und ere ... herren Sigmunden, herczogen zuo Österrich, etliche ergeczlikait dar usz ze enpfachen* und Äsop 39, 19* *Als im aber der herr die klaider hiesz abziehen, in mit ruoten ze schlahen.*

Digitized by Google

Äsop 55, 30* *ich ... müge ... lernen die andern knecht vndertäniger syn*).

G. D. bewahrt hier, obwohl der ital. Text von Infinitivkonstruktionen mit *di* und *a* überreich durchsetzt ist, eine auffällige Zurückhaltung, die entschieden wieder auf eine lat. Zwischenstufe zurückweist. Neben dem Verbum substantivum läfst sich der Infinitiv nicht in der bei Steinhöwel besprochenen Verbindung belegen, wir finden nur Fälle wie 658, 3 *wie es also ein swere ding ist ein frawen ze finden* (*quanto grave cosa sia a poter trovare*). Den objektvertretenden Infinitiv knüpft es an eine weit gröfsere Anzahl von Verben ohne jede Präposition: 658, 8 *wie wol er mir eine gebenn meinet, die mir lieben ... sol* (*crediate conoscere*); 659, 14 (*a veder venire* neben 658, 34 *die ich in kurczen tagen meine zuo hausz zefürn* [*che*]); 660, 32 für *che*, ebenso 658, 30 *nachdem ir mir versprochen habt weliche ich nyme dieselben in eren ... halten* (für *di* c. Inf.), während 659, 12 *Do er sie fande ... mit einem kruoge mit wasser kamen* mehr auf eine abgeschliffene Participialform deutet (S. 278). Als Zielbestimmung liefse sich der Infinitiv neben *gen* hierherziehen in 664, 21 *so magst du wider zuo hause gen deinem gescheffte ausz warten* (*a casa tua tornare*), der nicht wohl dem *mugen* unterzuordnen ist; ähnlich der frei bestimmende Infinitiv in 658, 25 *mit im der sache eins warde, die tochter für sein weyb wöllen* (*si convenne di torla per moglie*).

Bei Steinhöwel hat andererseits die Übertragung der zielbestimmenden Form des Infinitivs mit *zi* auf andere Verhältnisse für die eigentlichen Zielbestimmungen bereits die Präposition *umbe* eingebürgert, die wiederum bei weit späteren Schriftstellern (Luther z. B.) noch keinen Eingang gefunden hat:[1] vgl. Äsop 5, 5 *Hie wirt ouch allain die gemain uszlegung ... geseczet ... umb vil zuogelegte wort zemyden;* 65, 34 *daz die hund, umb allen argwon ze vermyden, den wolffen würdent ze gysel gesetzet* (*ad* mit Gerund.) und Äsop 55, 20* *Esopus gieng umb ze suchen.*

Der *Acc. c. Inf.*, den Wyle überreichlich verwendet,[2] erscheint bei Steinhöwel nur ganz selten und unter bestimmten Einschrän-

---

[1] Ich finde sie bei Luther nur einmal in der Erlanger Ausgabe Bd. 31, S. 257, 2. Die Präposition mag von Konstruktionen aus, wie wir sie oben im Äsop belegten (41, 22 *bat in vmb pfärd ze mieten*) eingedrungen sein.

[2] Vgl. Keller a. a. O. S. 367.

kungen. Wir finden ihn zunächst in Fällen, in denen es streitig bleiben könnte, ob er als Infinitiv oder abgeschliffene Participialform aufzufassen ist: Äsop 43, 23* *Do in aber syn gesellen sahen so wyt vor gan;* G. U. 101 β, 19 *vnd funden die maid schaffen in dem hüszlin* (*puellam ... satagentem ... inuenere*), ebenso auch G. U. 100, 19 *der würt mir bescheren / das er myner ruo ... waist aller nüczlichst wesen* (*quod ... scit expediens*), genau so G. U. 109, 13 und ähnlich Apoll. 100, 5 *machest du mich nackenden ... bi dir stan.* Als Infinitive dagegen kennzeichnen sich schon durch die Form *sîn* (vgl. oben G. U. 100, 19 *wesen*) die Belege in Apoll. 101, 21 *des spiles kennest du dich maister sin,* genau so Äsop 54, 27 (*quod hoc facinus secus putasti*); Äsop 46, 16 *so sag ich mich selber fry syn* (*me liberum fore*). Wir sehen, alle Belege lassen den Accusativ deutlich als vom Hauptverb regiert erscheinen, der Infinitiv tritt rein appositionell hinzu. Genau so präsentiert sich der Nom. c. Inf. Äsop 41, 31 *er bedüchte mich susz ain erblausner schluch syn* (*utrum esse putarem*); 61, 16. Die eigentlich lateinischen Accusative c. Inf., deren Accusativ dem Hauptverb nicht leicht als Objekt sich unterordnet, hat Steinhöwel durchweg in Dafssätze aufgelöst (I, S. 200). G. D. bietet überhaupt gar keinen Acc. c. Inf., ein Moment, das jedenfalls nicht zu Gunsten unserer Annahme einer lat. Bearbeitung spricht, sich aber andererseits durch die oben besprochenen Infinitivkonstruktionen leicht erklärt. Wenn der lat. Bearbeiter in die italienischen Konstruktionen versäumte Subjektbezeichnungen einzuschieben, war ihr Fortbleiben auch im Deutschen gegeben.

2) *Participialformen.*

Der lateinische Stil verwendet mit Vorliebe Participialformen, die natürlich von hier aus auch zahlreich in das deutsche Gefüge eingedrungen sind. Steinhöwel gestattet sich jedoch auch hier Änderungen: bald ordnet er mit der Kopula bei (Äsop 38, 26 *samelt der mayer des hofes zytig fygen, und antwurt die dem herren und sprach* = *presentavit inquiens* u. a., ebenso G. D. 657, 34 u. a.), bald mit Pronomen (Äsop 74, 33 *Ain frow hett ain tochter ... die bat die gött emsiglich* = *habens ... orabat* u. a.), noch häufiger ordnet er unter, am liebsten mit der Zeitpartikel (Äsop 38, 38 *Esopus, als er von acker kommen ist, haut die fygen alle geeszen* = *veniens;* 39, 6 u. a.; G. U. 101, 6 *liesz der walther so er spacieret* = *illac transiens*),

Digitized by Google

gern auch mit dem Relativpronomen (I, S. 182 unten). Manchmal kehrt Steinhöwel auch die lateinische Gliederung um (Äsop 38, 31 *kam ... ze holen = veniens ... petiit;* G. U. 101 β, 12 *erschrak ... daz er nit bald antwurten kund = stupefactus ... obriguit*). Auch die absoluten Participien löst Steinhöwel durchweg auf (meist mit *do* oder *als*). Nur in den Mulieres begegnet 7 β, 28 *Dise ding alle angesenhen / mit andern vnzalbern vrsachen / waisz ich nit* (*Quibus inspectis unà cum*). Auch G. D., das vom Part. Präs. überhaupt nur einmal Gebrauch macht (665, 11 *Do des margraffen gancze lantschaft der neüen preüte wartent was = attendevan*), hat von den zahlreichen absoluten Participialformen des italienischen Textes, die vermutlich schon in einer etwaigen lat. Bearbeitung Einbuſse erlitten haben, nur die wenigsten erhalten. Wir finden nur 666, 22 *Also gesprochen sy mit seinen armen vmbfinge* (*E cosi detto*), daneben 659, 30 *Daz der herre gethon hett, Nachdem er ... sprach* (*e apresso questo ... disse*). In den meisten Fällen ordnet G. D. sonst mit Nebensatzpartikeln unter wie Steinhöwel: 658, 25 *do er das gethon het* (*Fatto questo*), ähnl. 659, 8 (*E venuto il dì*); 659, 12; 661, 7 u. a., oder 659, 21 *wo er sy für sein elich hauszfrawen neme ob sy sich vleissen wölt* (*togliendola egli per moglie*); einigemal tritt auch Beiordnung ein (659, 26 *Nachdem sy der marckgraffe pey ir hende nam ausz dem heuszlein füret = presala per mano la menò fuori;* ähnl. 657, 31 u. a.).

Die Wortstellung.

Für die Wortstellung hat die deutsche Prosa schon bei den ersten Versuchen der ahd. Übersetzer ein besonders feines Gefühl verraten; selbst der abhängigste Nachahmer wagte hier von der Vorlage abzuweichen; da kann es uns nicht wunder nehmen, wenn ein so selbständiger Stilist wie Steinhöwel auch hier seine eigenen Wege geht. So räumt er mit künstlichen Voranstellungen untergeordneter Bestimmungen, die das Subjekt einleiten sollten, zu Gunsten der natürlichen Wortfolge auf, vgl. Äsop 38, 15 *Esopus ist alle zyt synes lebens über flyszig ... gewesen* (*Qui per omnem vitam vite studiosissimus fuit ... Esopus* u. a.) oder Äsop 39, 5 *O du armer Esope, wee dynen schultern* (*Ve tibi scapulisque tuis miser Esope*). So treten im Hauptsatze vor anderen die satzverbindenden Pronomina an die

Digitized by Google

Spitze, nicht nur wo die Subjektfunktion sie vordrängt (G. U. 100, 5 *Die gütigen gebet bewegten* = *Moverunt preces* oder Äsop 45, 8 *Das wäre uns ungehört* = *Absurdum id esset*), sondern auch in anderen Fällen (Äsop 39, 14 *Von den selben wortten erzittert Esopus* = *Esopus his dictis trepidus;* G. U. 104 β, 9 *In den zyten markte der herr offt das angesicht* = *Waltherus interea*). In konjunktionalen Nebensätzen, die mit ähnlichen Formen an das Vorhergehende anknüpfen, treten letztere gegen die lateinische Vorlage hinter die unterordnende Partikel: Äsop 39, 1 *So sich aber Esopus ... nit kan versprechen, so würt er geschlagen* (*Esopus cum ... nequiverit*); 39, 29; 42, 23 u. a. Äsop 64, 31 *Als aber dise brief in dem senat gelesen wurden* (*His litteris in senatu recitatis*). Nur zweimal ist im Äsop hier an der lateinischen Stellung festgehalten: 38, 32 *Agatopus, dem die fygen waurend befolhen, als er zwo ... versuocht het, sprach er* (*Agathopus, cuius custodie*) und 46, 10 *Die zolner, als sie von dem kouff horten* (*Telonarii ... cum acceperunt*). Ebenso wie das Subjekt treten im Nebensatze natürlich auch andere Bestimmungen hinter die Partikel zurück und an dementsprechend weiter rückliegende Plätze: Äsop 39, 3 *In den wylen, als sie der ding aines wurden* (*His inter se compositis*); Äsop 48, 35 *Do Xanthus dise natürliche frag vernam* (*Hanc philosophicam questionem cum Xanthus accepit*); 68, 5 u. a. Nur das pronominale Neutrum hält sich — vermutlich begünstigt durch die unscheinbare Form — auch als Objekt hier vor dem Subjekt: Äsop 40, 30 *Do das der buwmaister ... erhöret* (*Hec audiens*); 65, 9 (*Hec cum audissent*); 44, 32; 49, 24; 64, 23; Äsop 44, 16 *Do das Esopus höret* (*quod cum audivit*); 46, 19; 55, 5; 71, 13; Äsop 39, 10 (*quo audito*); 73, 37; 44, 33*; ähnlich Äsop 73, 24 *Do aber des Esopus offenlich lögnet* (*Quod cum Esopus*). Die Nachstellung des Pronomens ist hier nur sehr selten zu belegen: Äsop 65, 13 *Do Cresus das erhöret* (*Cresus his cognitis*); 64, 6 *Do aber Xanthus sich des widert* (*Id dum Xanthus se facturum negaret*). Durch beiordnende Partikeln lassen sich die Pronominalformen nicht so leicht zurückdrängen. An Stelle der Kopula tritt hier gern die Partikel *ouch* ein, die nur in G. U. 101, 10 *Er det ouch das innerlich* vor die Pronominalform tritt. Rivalität zwischen Pronominalpartikel und Pronomen läßt sich nur selten erkennen, jedenfalls tritt dann das letztere zurück (Äsop 70, 13 *Also schluog Enus von diser ler in sich selber* = *At Enus illis monitis*).

Digitized by Google

Die Voranstellung des Verbs vor das Subjekt in einfacher Aussage wird bei Steinhöwel schon durch die lat. Vorlage sehr begünstigt, von der er sich auch manchmal gegen das deutsche Sprachgefühl leiten läfst (vgl. G. U. 101, 13 *Es nahet der hochzytlich tag* = *Instabat*, Mul. 6β, 24 *Es ist ouch ain andere ceres gewesen*), ohne jedoch hierin Stilisten wie z. B. Pforr zu erreichen. Die meisten Belege jedoch lassen sich auf gute innere Gründe zurückführen. Wo z. B. Rede und Gegenrede wechselt, kann das Hauptgewicht ebensowohl auf die einander regelmäfsig ablösenden Subjekte fallen, als auf die Verba, mit denen jedesmal ein neues Moment einsetzt. Steinhöwel steht hier in Übereinstimmung mit den verschiedensten deutschen Stilisten (vgl. meine Untersuchungen über den Satzbau Luthers I, S. 27), wenn er diese Mannigfaltigkeit der Betonung ausnützt und durch die Abwechselung in der Wortstellung eine Menge lat. Partikeln erspart (vgl. I, S. 203); vgl. z. B. Äsop 44, 15 ff. *Do sprach Xanthus* (*Et Xanthus*) *Waz kanst du schaffen? Antwurt er* (*At ille*) *Alles, das du wilt;* 44, 25 *Sprach Esopus* (*Ei inquit Esopus*): *Du hüler! Do sprach er: Was hülers bin ich* (*Bombax ait ille*)? *Esopus sprach* (*Tum inquit Esopus*): *Gee an galgen* u. s. w., und so noch oft im Äsop, während die Griseldis bei Steinhöwel hierfür keine Belege aufzuweisen hat (wohl aber Pforr 21, 16; 23, 13. 19; 24, 35 u. a.).

Auf der besonderen Beschaffenheit des Subjekts beruht dann die Voranstellung des Verbs in anderen Fällen (vgl. Untersuchungen S. 28 ff.). So tritt unbestimmtes Subjekt zurück, vgl. Äsop 41, 1 *Herr, es ist ain wunderwerck nülich uff dynem acker beschenhen* (*Nuperrime in agro tuo res longe monstruosa contigit*); G. U. 100β, 7 *Es was vnferr von dem palast ain dörflin* (*Fuit haud procul*); ähnl. 106, 13 *Es ward von dem walther uffstan ain böser lümd* (*Ceperat*) (ebenso Pforr 12, 34 u. a.). Hierher gehört auch G. U. 106, 3 *Aber es synd etlich* (*Sunt qui*); Äsop 48, 12 *Es sint gar mangerlay sturm vnd vngestürmy des meres* (*Permulti sunt*). Desgleichen tritt auch negiertes Subjekt gern zurück: G. U. 101, 14 *Es wiszt aber niemand;* Äsop 60, 3 *Es ist nieman, dem* (*Nemo est*); 70, 10; vielleicht auch G. U. 107, 7 *es mag niemans glük ... weren* (vgl. Pforr 25, 28; Wyle 14, 16). Endlich tritt natürlich auch der Subjektsatz hinter das Verb zurück: Äsop 45, 8 *es ist ain gesaczt in unser stat, das* u. a., auch 69, 10 *Es ist ain grosze sünd, den*

Digitized by Google

menschen unverschult beschwären (*Scelus est ultro inferre molestiam*), ähnl. 69, 34. Hier allein bietet auch G. D., das in Belegen wie 658, 19 (*Nun gut zeit was das dem graffen eines armen pauern tochter sere geliebet hette* = *Erano a Gualtieri buona pezza piaciuti i costumi d'una povera giovinetta*) das Subjekt sogar vorgeschoben hatte, Beispiele für Nachstellung, allerdings in Anlehnung an die Vorlage, vgl. 658, 27 *es ist eüer ... gefallen das* (*egli v'è piaciuto che*).

Die Voranstellung des Verbs in Frage und Wunschfällen ist gelegentlich der Konditionalformen schon zur Sprache gekommen, es erübrigt also nur noch, die Voranstellung des Verbs in Anlehnung an Partikeln zu erledigen. Steinhöwel bietet hier teils in der Ausdehnung, teils in der Beschränkung dieses Inversionsgebrauches Bemerkenswertes. Wir finden die Inversion sehr häufig nach *und*, wenn ein neues Subjekt einsetzt: Äsop 67, 25 *und sendet die dem künig, und hieltend dieselben brieff so vil inn* (*quibus*); G. U. 109 β, 7* *vnd was das husz also zierlich;* 108, 24; 110 β, 22. In Äsop 61, 24* *und waren yngegraben nit wort sonder allain buochstaben* erklärt sich die Rückstellung aus der Beschaffenheit des (schwer belasteten) Subjekts. Nach *sunder* ist die Rückstellung des Subjekts bei Steinhöwel durchaus Regel: G. U. 106, 4 *die kunnen kain end machen sunder suochen sie fürbas* (*ymmo incumbant*), ebenso Mul. 4 β, 1 (*quinimò*); Äsop 4, 19 *die der ... farben nit acht habent, sunder suochent sie die süssikait des honigs;* 45, 20; 46, 24; 66, 4. 22; 69, 24 u. a. Apoll. 86, 4. Ebenso invertiert *doch*, wie aus Äsop 40, 30 *doch wil ich dar zuo tuon*, desgl. G. U. 103 β, 26; 106 β, 24; 107 β, 3; Mul. 9 β, 5; Apoll. 86, 21 hervorgeht; während die Partikel in anderen Belegen einer ohnedies invertierenden Bestimmung vorangeht. Der Inversion widerstreben vorwiegend leichte Pronominalformen, vgl. Äsop 42, 9 *wann oun zwyfel sy werden mich fürchten als ain fastnachtbuczen*. Manche Sätze erhalten hierdurch den Charakter eines Nebensatzes, und in der That läßt einigemal auch der Satzinhalt die Entscheidung schwer werden; wir müssen z. B. in Apoll. 86, 33 *sie lebten ... on alle gesatzt, darumb sie untz an die zuokunft des endcrist beschlossen sin müssen* den zweiten Satz doch wohl als Nebensatz auffassen, ebenso Äsop 38, 21 *er hett ain überträge zungen, darumb er ser staczget* (*lingua tardus atque blactero*), namentlich wenn wir auch

Digitized by Google

Rückstellung des Verbs hinter ein Nominalsubjekt finden: G. U. 106, 18 *wiszt ouch nieman wa sie waren in der welt! darumb der selb walther ... sich machet ... argwonig* (*quo*); ebenso 106 β, 12 (*fama vndique diffusa*). Anders nun die Hemmung der Inversion im nachgesetzten Hauptsatze. Hier ist es nicht die leichte Form der Pronominalsubjekte, sondern ihre satzverbindende Kraft, die sie zwischen Inversionsbestimmung und Verb drängt: Äsop 40, 31 *Do das der buwmaister ... erhöret e r w a r d ser wundern* (genau so Beheim, Math. 8, 10 *Do Ihêsus diz gehôrte h ê r wuondirte sich* u. a.), genau so Apoll. 110, 4; 113, 18; 116, 2. 24; 117, 11 u. a. Die Belege im Konditionalgefüge s. S. 258, Anm. Selten tritt im Nachsatze eine neue Inversionsbestimmung vor das Verb, wie in G. U. 110 β, 14 *Do sie daz höret / v o r g r o s s e n f r ö d e n / were sie schier amechtig worden* (*Hec illa audiens pene gaudio exanimus* [sic!]).

Die sonstige Wortstellung im Hauptsatze entspricht bei Steinhöwel durchweg dem deutschen Sprachgefühl, er läſst Zeitbestimmungen vor Ortsbestimmungen treten, wenn nicht besonderer Ton auf letzteren liegt, und schiebt das Objekt am liebsten in deren Mitte (vgl. Äsop 40, 23 *der enpfahet allweg g u o t e h o f f n u n g in synem gemütt* [*is spes optimas animo semper agit*] u. a.). Auch die Stellung der Negationspartikel knüpft an deutsche Überlieferung an, wenn sie in Belegen wie Apoll. 86, 21 *doch hielt Porus nit sin trew an ... Allexandro* von der nhd. Folge abweicht (in Äsop 53, 12* *Nuon sichst du ... daz dich dyn wyb n i t sonder das hündlin recht lieb hat* lieſse sie sich aus einer Änderung der ursprünglich geplanten Fassung leicht erklären). An den lateinischen Stil erinnert nur selten eine undeutsche Stellung, wie z. B. die Einschaltung von Partikeln in annominative Verbindungen, vgl. Äsop 39, 1 *von trägi w e g e n syner zungen,* ebenso 4, 13, was an lateinisches *gratia* erinnert (vgl. Wyle 14, 18 *Welche a b e r menschen* = *Qui autem homines*).

Im Nebensatze giebt die schon im späteren Ahd. wesentlich durchgeführte Schluſsstellung des Verbs keinen Anlaſs zu Erörterungen. Hilfsverba treten noch immer vor das Verbum finitum (Äsop 71, 32 *damit dax sy im ain adelichen kampffhanen ... h a t e r w ü r g e t*), Präpositionalbestimmungen und ähnliche andere hinter das Verb, wenn sie besonderen Ton gewinnen oder auf das Nachfolgende überleiten. Auffallend ist hier Äsop 40, 21 *Ich gedenke die gütikait,*

Digitized by Google

die ich alle zyt hab gehabt zu den gesten, sye den götten enpfenglich gewesen (*qua in hospites plurima sum usus*), wo vielleicht die Abneigung einwirkte, Zeit- und Ortsbestimmung unmittelbar aufeinander folgen zu lassen.

G. D. giebt uns nun auch hier wieder deutliche Kennzeichen seiner Sonderstellung. Haupt- und Nebensätze lassen dort ohne Unterschied das Verb an das Ende des Satzes treten,[1] eine Erscheinung, für die ich in dieser Ausdehnung höchstens in der Urkundensprache Beispiele wüßte. Die italienische Vorlage ist hieran ziemlich unschuldig, wir finden zwar in 658, 1: *A'quali Gualtieri rispose* (*Der marckgraue seinen leüten antwort*) und auch sonst diese Stellung in relativ anknüpfenden Sätzen; ähnlich 661, 28 (*Syder du disen ... geparest ich mit meinen leüten nye habe mügen rue haben*) *per niuna giusa con questi miei viver son potuto,* aber die meisten Belege haben im ital. Text keine Stütze, vgl. 659, 35* *Aber ich vnwirdige eüer genaden zuo der götlichenn ee nicht wirdig pin;* 659, 8*; 660, 10* u. a. Da die Fälle selten sind, in denen der deutsche Stilist gegen die italienische Vorlage in einem aus Subjekt und Verb bestehenden Satz eine Pronominalform einschiebt (vgl. 658, 18 *die erbern seine leüte im antworten = I valenti uomini risposon*), während der lateinische Stil zu solchen Einschaltungen viel leichter Anlaß giebt, so darf man wohl in ähnlichen lateinischen Gebilden, die im Deutschen den Anschein der Nebensatzstellung gewinnen, den Ausgangspunkt unserer Erscheinung vermuten. Auf das Lateinische sind auch Wortstellungen zurückzuführen, wie ich sie in der Einleitung besprochen habe (über 658, 4 s. I, S. 169), ebenso geht ein Beleg wie 666, 18 *die du mein weybe meinest sey* eher auf *quam conjugem putas esse* als auf *che tu mia sposa credi* zurück.

Die Stellung der Sätze untereinander. Den Einschaltungen und Einschachtelungen der lateinischen Perioden widerstrebt das deutsche Sprachgefühl Steinhöwels. Er knüpft an eine alte Überlieferung an,

[1] Selbst in subjunktiver Parataxe herrscht in G. D. diese Wortstellung vor (660, 17 *Sunder sprachen er pasz vnd weiszlicher dann kein man gethon hette* für *aver fatto* u. a.), nur einmal in 665, 23 *alle geleiche sprachenn der margraffe het einen guoten wechsel gethon = che Gualtieri avera fatto buon cambio* ist, vielleicht in Anlehnung an die Vorlage, die übliche Stellung durchgedrungen.

Digitized by Google

wenn er z. B. dem Dafssatze einen etwa untergeordneten Nebensatz voranschickt (gern hilft er sich auch mit Parataxe, I, S. 198), vgl. G. U. 100, 15 *Och waysz ich / was guotes in dem menschen ist / daz es von got ist;* 100, 24 u. a. So auch vor indirekten Fragen G. U. 101 β, 23 *ain frag ... wann das geschicht / daz alsbald würt / ob du mit guotem willen / berait syest* (*ubi hoc peractum fuerit ... an ... parata sis* = lat.); G. D. 659, 21 *vernemen wölte wo er sy ... neme ob sy sich vleissen wölt* (*se ella sempre togliendola egli per moglie, s'ingegnerebbe*); und vor Relativsatz in G. U. 106, 3 *Aber es synd etlich wann sie angefahen / die künden kain end machen* (*Sed sunt qui vbi*). Nur mit *so* eingeleitete Sätze schieben sich leicht in ein Nebensatzgefüge ein (G. U. 101 β, 9 *ob du mich dynen herren / so ich dyn tochter neme / gern wellest haben* = *An me ... data michi hac ... filia generum velis*), andere treten dann in Paranthese, wie G. U. 100, 3 *erledige dyn volk von kümmernusz / daz du* (*ob dir villycht vncz widerfür*) *nit abgangest* = *ne si quid.* Aber auch in dem Hauptsatze liebt es der Deutsche nicht, Sätze oder ähnliche Bestimmungen einzuschieben. So stellt Steinhöwel meist für zwischengeschobenes lat. *inquit* ein deutsches Verb vor die oratio recta, vgl. G. U. 99 β, 5 *vnd ir ainer ... sprach also ... Allerliebster herr, dyn gütikait* (*Tua inquit humanitas*) u. a., einmal wird das Verb dem Satze nachgestellt in G. U. 101 β, 3 *haisz in herusz komen zuo mir sprach er* (*Iube inquit ad me veniat*), ebenso 108 β, 23 und einige wenige Male in G. U. dringt die lateinische Stellung auch in den deutschen Stil ein: G. U. 101 β, 29 *Myn herr sprach sie / ich waisz,* ebenso 109, 11; 110, 2. 15.

Nebensätze liebt der deutsche Stil dem Hauptsatz nachzustellen. Steinhöwel trägt dem auf Kosten der lateinischen Vorlage Rechnung: vgl. G. U. 109 β, 8 *daz alle gest überwunder namen / wannen die herlichen sitten* (*ita ut omnes ... unde ea maiestas ... mirarentur*). So werden namentlich auch Relativsätze hinter den Bezugsatz gedrängt und in denselben nur eingelassen, wo sie vom Bezugworte sich nicht leicht trennen lassen und letzterem die Stellung am Ende des Satzes verwehrt ist, vgl. Äsop 65, 17 *es sye dann, das Esopus, desz raut sie allweg volgen, von danne gebracht werde* (*ni Esopus cuius consilio ... utuntur, prius inde amoveatur*), und 71, 32 *hat ... schaden gethan, damit daz sy im ain adelichen kampffhanen, der im die stund der nacht bezöget, hat erwürget* (*Nam occidit gallum ... genero-*

Digitized by Google

sumve . . . qui). G. D. scheut natürlich auch hier nicht vor den ungewöhnlichsten Einschaltungen zurück. Wir finden 661, 16 *dem margraffen was im die frawe het zuo antwortt geben im zuo wissen thet* (*e fatto a Gualtieri sentire ciò che detto avea la donna*, wo wiederum lateinische Vermittelung anzunehmen ist), und gar 658, 29 ff. *vnd nach dem ir mir versprochen habt welicke ich nyme dieselben in eren . . . halten, Und nu die zeit komen ist euch zuo halten als ich geret hab, also ich auch von euch will gehabt haben, daz ir mir haltet als ir mir versprochen habt, dann ich hab mir ein schöne iunckfrawen nicht ferr von hier funden, vnd mir zuo einem weyb erwelet die ich in kurczen tagen meine zuo hausz zefüren, Darumb gedencket das wir ein fröliche hochzeit machen* = *Voi sapete quello che voi mi prometteste, cioè d'esser contenti e d'onorar come donna qualunque quella fosse che io togliessi: e perciò venuto è il tempo che io sono per servare a voi la promessa, e che io voglia che voi a me la serviate. Io ho trovata una giovane . . . la quale io intendo di tor per moglie e di menarlami fra qui a pochi dì a casa; e perciò pensate.*

So haben wir die hauptsächlichsten Gebiete der Syntax durchmessen und fast überall durchgreifende Verschiedenheiten zwischen G. D. und dem Sprachgebrauche Steinhöwels wahrgenommen. Die nächste Frage ist nun die, inwieweit die für G. D. gewonnenen Merkmale in den übrigen Teilen des Dekameron zu belegen sind. Eine erschöpfende statistische Beweisführung würde die vorliegende Untersuchung auf das mehr als Zwanzigfache anschwellen lassen, ohne damit besonderen Nutzen zu erzielen. Ich beschränke mich daher darauf, die markantesten Erscheinungen in G. D. aus dem gröfseren Zusammenhange heraus zu vervollständigen resp. zu berichtigen, wobei für etwaige Belege in erster Linie die letzten zwei Tagereisen (Keller S. 545—671) Berücksichtigung finden.

Es ist nur natürlich, dafs Erscheinungen, die ich für Steinhöwel als häufig belegen konnte und für G. D. ganz ausschliefsen mufste, in dem um das Zwanzigfache erweiterten Zusammenhange der letzten zwei Tagereisen doch einigemal wiederkehren. Die (S. 245) angeführte Abneigung von G. D., eine folgende direkte Rede neben dem Aussageverb durch das demonstrative *also* einzuleiten, erhält nur eine weitere Stütze durch die Beobachtung, dafs

Digitized by Google

die Partikel *also* in den angezogenen 126 Seiten achtmal und nicht weiter in solcher Verwendung zu belegen ist (562, 1; 569, 12; 573, 9; 575, 9; 587, 21; 601, 24; 608, 21; 642, 2), jedesmal zur Einleitung einer Erzählung, wogegen die übrigen zwölf Erzählungen uneingeleitet blieben, wie sie auch in der ersten Tagereise zu belegen sind.

Von einschränkender Wirkung auf die Schlüsse, die wir aus G. D. gezogen haben, ist die Durchprüfung des weiteren Zusammenhanges nur in wenigen Fällen geworden. Hierher gehört die Beobachtung, dafs im Dekameron die Verbindung des zur Participialform abgeschliffenen Infinitivs mit dem Ind. Prät. *ward* viel häufiger ist, als G. D. vermuten liefs (dort ist, vgl. S. 264, kein Beleg zu finden). Wir finden 546, 28 *des sy ir gewissen straffen warde,* ebenso 563, 1; 563, 4; 576, 10; 593, 8; 610, 22; 612, 8; 613, 16; 622, 38; 623, 2; 627, 20. 29. 30; 629, 19; 637, 18; 638, 24; 640, 33; 644, 7; 646, 37; 650, 7, überwiegend bei Verbis geistiger Thätigkeit, meist bei *bedencken.* Im italienischen Text ist hier immer nur einfaches Präteritum zu belegen. Sodann wären den (I, S. 189) für Steinhöwel belegten Genitiven neben der Neutralform *was* anzureihen: Dek. 555, 22 *was angesichts;* 555, 23 *wax krancheit;* 648, 30 *von was landenne.* Zu I, S. 196 wäre ergänzend nachzutragen, dafs auch das Dekameron einigemal, aber ganz selten, mit doppelter Negation verneint. Die Fälle mit *keiner* sind allerdings von vornherein auszuschliefsen (550, 36 *an ir keinen nicht mer begern wölte;* 577, 31; 612, 22), da *keiner* im Dekameron auch noch als Indefinitum zu belegen ist (24, 32) und nur in 668, 34 durch den italienischen Text (*niuna ... n'è*) verdächtigt wird. Sonst läfst sich aus den angezogenen 126 Seiten nur 555, 9 (*des ensag ich dir nicht*) beibringen.

Für die Partikel *so* in adversativem Gebrauche (S. 243) kann nur 635, 30 *er ist eyn Athener, so bin ich eyn Römer* = *et io* angezogen werden. Dem für Steinhöwel einigemal belegten *vmb* neben dem finalen Infinitiv mit *zuo* (S. 277) reiht sich Dek. 565, 23 an: *also vmb ze laffen ieczund vmb wasser zuo dem prune, ieczund vmb wein alleine sein mensche zuo sechen* (*per veder*).

Zu *als* sind ebenfalls zwei Einschränkungen nachzutragen. Oben (S. 246) hatte ich für G. D. belegen können, dafs *als* dort noch keine Einbufse durch *wie* erlitten habe. Die ganz spärlichen

Digitized by Google

Belege in den letzten 126 Seiten des Dekameron bestätigen nur diese Beobachtung. Wir finden 575, 8 *dann gancz w i e er gesechen hette sich erginge,* ebenso 579, 36; 597, 28; 549, 23 (*als wie*). Und ähnlich wenn die oben (S. 246) für G. D. belegte Neigung hypothetische Vergleichssätze in die invertierte Form zu kleiden, später einigemal durch *als ob* gekreuzt wird (549, 18 *vnd ligen beleybe als ob er der tote wer;* 554, 24; 570, 7; 597, 4), sind das Ausnahmen, die die Regel bestätigen.

Wie reichlich lassen sich dagegen die Hauptmerkmale unseres G. D. im übrigen Dekameron belegen. Gleich die Neigung für Standes- und Geschlechtsbezeichnungen unter Beifügung von Prädikaten (I, S. 174) kehrte durch alle Teile so oft wieder, daſs ich nur auf Belege wie 620, 4 *Der g u o t i r e a l t vatter = Il padre di Le.* 620, 18 *der s c h ö n e n k r a n c k e n iunckfrawen = della giovane* verweisen möchte, oder auf das oftmalige *küng* in 619, 25—28, das durch kein italienisches *Re* gestützt wird. Die Differenzierung des Relativpronomens durch nachgesetztes *do* und vorgesetztes *als* (s. I, S. 186) finden wir 565, 36; 573, 1 u. a.; 565, 25; 567, 19; 568, 1; 613, 29 u. a.; das *iczund*, namentlich im Präteritalsatze (S. 242), in 568, 19 *Es was i c z u n d nit dein Tesse;* 569, 11; 608, 9 u. a.; ebenso *nun* als Einleitung des Nebensatzes (593, 19). Die volle Form *also* im Nebensatze (S. 246) läſst sich in 607, 22 *vnd a l s o ferr er von aller hoffnung was ... so vil dester grösser sein freud was,* desgleichen 565, 23 (vgl. 42, 24) belegen. Die meisten Erscheinungen sind jedoch so häufig, daſs jeder Versuch, sie einzeln zu belegen, die Beweisführung belasten würde; hierher gehört die Vorliebe für *sölich* (I, S. 179), für *des* an Stelle von *do* (I, S. 185); *nur* im parataktischen Konditionalsatze (I, S. 194), *damit* im Absichtsatze (I, S. 201), *nachdem* für *darnach* (I, S. 205); *seider* (I, S. 206), *seytmale* (S. 257), ferner Modalpartikeln (S. 273). Hierher gehört vor allem die durchgängige Bewahrung des *do* im zeitlichen Nebensatze (I, S. 206), das *dann* für *wann* (I, S. 207) und die charakteristische Wortstellung (S. 284). Auch die negativen Aufstellungen für G. D. haben sich im übrigen Dekameron meist bewährt: so die Abneigung gegen unorganische Erweiterungen des Demonstrativpronomens (I, S. 185); gegen partitiven Genitiv (I, S. 190); gegen die Umschreibung des Superlativs durch *uber* (I, S. 192); gegen die Form *da* (I, S. 202); gegen *aber* (S. 254);

Digitized by Google

gegen *so* als Konditionalpartikel (S. 260) und endlich gegen Acc. c. Inf. (S. 278).

So glaube ich den sicheren Beweis dafür erbracht zu haben, dafs die Dekameron-Übersetzung unmöglich von Steinhöwel herrühren kann, womit meine Aufgabe zunächst gelöst ist. Es sei jedoch gestattet, noch einige Bemerkungen daran zu knüpfen und eine weitere zweite Frage ins Auge zu fassen.

Ich hatte in der Einleitung (I, S. 169) auf die starken Anklänge an den lateinischen Stil aufmerksam gemacht, welche die Dekameron-Übersetzung verrät. Ich könnte dem noch viele weitere Belege beifügen, so z. B. das *solicitirt* in 546, 26 (für *stimolata*), das stark an *sollicitus* erinnert, oder die *domine* 583, 23 (für *Donno*), *socie* 563, 15. 16 u. a. (für *socio,* wofür in 563, 26 gar *socie karissime*). An das Lateinische gemahnt auch 614, 32 *subtilen* (für *sottilissimo*), und, wenn das Dekameron, das noch vom excipierenden *dann* Gebrauch macht (I, S. 194), in 619, 6 das italienische *se non* mit *auszgenomen etlich die* übersetzt, so erinnert auch das eher an ein lateinisches *exceptis illis qui.* Gegen eine etwaige lateinische Zwischenbearbeitung würde auch der Umstand nicht sprechen, dafs sie vorläufig nirgends aufgefunden wurde, da ja auch die lateinische Hilfsübersetzung verschollen ist, die sich Laurens du Premierfait,[1] der erste französische Übersetzer des Dekameron, in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts bei einem Franziskanermönche bestellt hatte, weil er des Italienischen zu wenig kundig war.[2] Immerhin jedoch mufs unser Übersetzer neben einer etwaigen lateinischen Hilfsübersetzung auch eine italienische Fassung vor Augen gehabt haben, wenn er z. B. in 42, 5 *der des guoten mans ... reichtum vnd sweren seckel vernomen het, schnelle* c u m f u s t i b u s e t g l a d i i s *ein hert swere procesz wider in machet* (c u m g l a d i i s e t f u s t i b u s *impetuosissimamente corse a formargli un processo*) nur die auch im italienischen Originale in lateinischer Fassung erhaltenen Worte in solcher beliefs.

---

[1] Siehe Landau, Boccaccios Leben und Werke (Stuttgart 1877) S. 156.

[2] Die Übersetzung des Laurens du Premierfait, von der mir durch die Güte des Herrn Dr. Bremer in Paris einige Proben nach dem Drucke von 1485 zu teil wurden, weicht in den entscheidenden Differenzpunkten, welche unsere Dekameron-Bearbeitung vom italienischen Originale trennen, von der unserigen ab.

Digitized by Google

Die Frage nach dem Übersetzer selbst bedarf noch weiterer Erörterungen. Vom syntaktischen Standpunkte aus habe ich alle bis jetzt durchgemusterten Ulmer Schriftsteller jener Zeit ablehnen müssen. Wir müssen uns wohl vorderhand damit begnügen, das Denkmal zeitlich und räumlich bestimmter abzugrenzen, wozu die Lautverhältnisse einer genaueren Prüfung bedürfen,[1] als ihnen bis jetzt zu teil geworden ist. Vielleicht wird es dem Verfasser möglich, auch dieser Aufgabe in nicht allzu ferner Zeit sich zu unterziehen.

[1] Auch die handschriftlichen Überlieferungen, von denen Keller in seiner Ausgabe keine Notiz nimmt, dürften hier von Interesse sein, schon weil sie über die Verbreitung unserer Übersetzung Aufschlufs geben. Aus der Wiener Hdschr. (Cod. 2792 der kaiserl. Hofbibliothek) sind mir von Herrn Dr. v. Weilen einige Proben freundlichst mitgeteilt worden, die deutlich eine stark kürzende Bearbeitung unserer Übersetzung erkennen lassen.

Heidelberg. H. Wunderlich.

Digitized by Google

Zum Haager Bruchstück.

Auf eine Frage, die beinahe für erledigt galt, inwieweit nämlich das Haager Bruchstück auf eine *chanson de geste*-Dichtung im 10. Jahrhundert zu schliefsen berechtige, lenkte neuerdings der dritte Band von Eberts Geschichte der Litteratur des Mittelalters (1887; S. 350 f.) wieder die Aufmerksamkeit. Eberts entschiedene Ablehnung jenes Schlusses verlangt um so ernstere Beachtung, als seine Auffassung des Haager Bruchstücks auf einer Kenntnis der lateinischen Litteratur des Mittelalters beruht, wie sie kaum noch jemand zur Verfügung steht. Fällt aber jenes Zeugnis für die französische *chanson de geste*-Dichtung im 10. Jahrhundert, so bleiben fast nur Erwähnungen von zum Teil zweifelhaftem Sinne[1] übrig, die auf epischen

[1] Solcher Art ist z. B. die bei G. Paris, *Hist. poét. de Charlemagne*, S. 50 mitgeteilte Beischrift zu Einhards *Vita Karoli magni* in einer Hs. des 11. Jahrhunderts: *reliqua actuum ejus* (Caroli) *gesta seu ea quæ in carminibus vulgo canuntur de eo*, die über eine frühzeitige 'Bildung der *épopée carolingienne*' keinen Aufschlufs giebt, da der Zusatz nicht erwiesenermafsen älter ist als die Hs., und daher zunächst nur von einer *chanson de geste*-Dichtung des 11. Jahrhunderts, in der Weise des Rolandsliedes, verstanden werden kann, das selbstverständlich nicht das einzige epische Gedicht von Karl d. Gr. in französischer Sprache im Ausgang des 11. Jahrhunderts mehr gewesen ist. Derart ist aber auch eine der ältesten Stellen, die gewöhnlich auf epischen Volksgesang in Frankreich bezogen wird, die Stelle beim Poeta Saxo (Pertz, Scr. I, 268 f.) aus der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts:

Est quoque jam notum, vulgaria carmina ...
Pippinos, Carolos, Hludoricos et Theodericos
Et Karlomannos, Hlothariosque canunt,

wobei vielmehr an die panegyrischen Gedichte der lateinischen Hofpoeten der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts zu denken ist, die mit Recht 'ver-

Digitized by Google

Volksgesang in Frankreich bezogen werden, sowie innere Gründe, gegen deren schwächere Beweiskraft man sich verschliefsen kann. Erwägt man ferner, dafs hier möglicherweise auf einen neuen Fall für den üblichen weitherzigen Gebrauch von Ausdrücken wie 'Volkslied' und 'Sage' aufmerksam gemacht ist, durch die die französische Litteratur zur Zeit ihrer ältesten Denkmäler ein ganz besonderes Aussehen erhält, so werden die nachfolgenden Erörterungen, zugleich als ein Versuch einer Klärung dieser Begriffe, vielleicht nicht überflüssig erscheinen. Überdies drängte es den Verfasser, nachdem er mehrfach für das hohe Alter der *chanson de geste*-Dichtung eingetreten und unerwartet mit seinem verehrten Lehrer in Widerspruch geraten ist, seine Ansicht eingehender zu begründen: mögen seine Auseinandersetzungen einer freundlichen Nachprüfung dort teilhaft werden, wo er sie am meisten beachtet zu sehen wünscht.

G. Paris berief sich a. a. O. bei der Annahme einer französischen Grundlage für das Haager Bruchstück darauf, dafs der lateinische Dichter, der die Hexameter baute, nicht die Eigenschaften eines erfindenden Originaldichters hätte haben können; dafs der lateinischen Dichtkunst des 10. Jahrhunderts die Befähigung selbst zur Ausführung eines Gedichtes nach Volkserzählungen gefehlt hätte; dafs der im Haager Bruchstück bearbeitete Stoff zu sehr mit dem der nationalepischen französischen Gedichte übereinstimme, als dafs man sich versagen könne anzunehmen, es sei nach einem solchen gearbeitet (vgl. auch S. 84 ff.); die Namen der an der Belagerung der sarazenischen Stadt im Haager Bruchstück beteiligten Personen fänden sich zudem in auffälligem Zusammenhange in der Geste des Aimeri de Narbonne wieder, deren epische Aufgabe in der Bekämpfung der Sarazenen an der südfranzösisch-spanischen Grenze bestand, und zwar gleichfalls in Verbindung mit der Einnahme einer sarazenischen Stadt; die Benennung des Bertrand im Haager Bruchstück als *palatinus* und der gleiche Beiname, den Bertrand

breitete' heifsen. Denn dies ist der gewöhnliche Sinn von *vulgaris*, während es im Sinne von 'Sprache des Volkes' in jener Zeit nirgends nachzuweisen ist. Vgl. dazu die ähnliche Stelle in Notkers leoninischen Hexametern auf den h. Otmar (Pertz, Scr. II, 54, v. 41): *Quis canat Ekkehardos Notkeris non mage tardos*, die natürlich nur lateinische Gedichte auf den genannten gleichstehende Gelehrte andeutet.

Digitized by Google

in den Aimeri-Epen führt, *le palasin,* behebe jeden Zweifel an der Gleichheit der Personen im lateinischen und in den französischen Gedichten; auch Borels Söhne, deren einen Wibelinus im Haager Bruchstück tötet, kehren mit diesem in dem französischen Epos von Aimeri de Narbonne wieder (s. jetzt Demaison, Aymeri de Narbonne, I, Einl. 131, 208). Ein Gedicht der Epengruppe von Aimeri de Narbonne bilde daher die Grundlage des lateinischen Dichters, die Erinnerungen an die Befreiung des französischen Südens waren bereits im 10. Jahrhundert in poetischer Form vorhanden, Karl Martel mit Karl d. Gr. verschmolzen u. s. w.[1] Auch der lateinische Waltharius der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts sei so aus der Volkssprache, dem Deutschen, übersetzt worden; bei dem lateinischen Ruodlieb aus dem Anfange des 11. Jahrhunderts sei derselbe Ursprung vorauszusetzen; lateinische Bearbeitungen volksmäfsiger Gedichte aus späterer Zeit stünden diesen zur Seite: der Bericht des Metellus von Tegernsee (um 1160) nach einem Gedicht, das einen Teil des *Ogier le Danois* bildet, das auf der *Chanson de Roland* beruhende *Carmen de proditione Guenonis,* 12. Jahrhundert, sowie das Bruchstück einer Übertragung des Wilhelm Wolframs von Eschenbach aus dem 13. Jahrhundert.

Gewisse Züge der Darstellung im Haager Bruchstück erinnern in der That auch Ebert, a. a. O. III, 349 f., an die späteren französischen Epen; in anderen weichen dieselben nach ihm dagegen vom Haager Bruchstück ab, indem da für den gelehrten lateinischen Dichter die Nachahmung der antiken Epopöe mafsgebend war; entgegen steht ferner der Herleitung des lateinischen Gedichts aus einem französischen der übertriebene schwülstige Stil, der nicht die entfernteste Verwandtschaft mit den *chansons de geste,* am wenigsten mit den älteren zeige; überhaupt konnte einem Gelehrten des 10. Jahrhunderts nicht der Gedanke kommen, ein in der Volkssprache verfafstes Epos in die exklusive Sprache der Wissenschaft zu übersetzen; es ist ebensowenig an die Existenz eines in der französischen Volkssprache des 10. Jahrhunderts verfafsten Epos[2] zu glauben. Die überein-

---

[1] Bei Nyrop, *Storia dell' Epopea francese, trad. di E. Gorra,* S. 21 ff. Wiederholung dieser Gründe; s. auch P. Rajna, *Origini dell' Epopea francese,* S. 477 f.

[2] Die franz. Ausg. fügt bei: in der Art der *chans. de geste.*

Digitized by Google

stimmenden Züge im altfranzösischen Nationalepos und dem Haager Bruchstück aber erklären sich aus dem nationalen Genius, der in der mittellateinischen Dichtung Frankreichs ebensogut wie in französischer seinen Ausdruck finden konnte; der gelehrte Verfasser konnte das Material aus der volksmäfsigen Überlieferung nehmen, wie Ermoldus Nigellus und der Dichter des Walthari; im Haager Bruchstück hat die bereits zur Sage gewordene Geschichte Karls des Grofsen eine Behandlung gefunden in einem ähnlichen Stile, wie ihn die historischen Epen des Ermoldus Nigellus *(In honorem Hludowici libri)* und des Abbo *(De bello parisiaco)* zeigen.

Dies die Gründe für die beiden sich entgegenstehenden Auffassungen. Scheinbar findet eine Gegnerschaft in einer grofsen Zahl von Punkten statt. G. Paris traute dem Mönche, der die Hexameter schrieb, nicht zu, ein lateinisches Gedicht nach Volksüberlieferungen zu verfassen; Ebert spricht ihm die Befähigung zu. G. Paris erkennt der lateinischen Dichtung des 10. Jahrhunderts die für eine epische Originaldichtung nötigen Eigenschaften ab; Ebert legt sie ihr vermöge des in ihr wie in der Volksdichtung wirksamen nationalen Genius bei. Der im Haager Bruchstück behandelte Stoff stimmt nach G. Paris zu sehr mit dem in Gedichten in der französischen Volkssprache behandelten überein, um nicht vom lateinischen Dichter aus einem von diesen geschöpft zu sein; nach Ebert wird diese Übereinstimmung erklärlich durch die bereits zur Sage gewordene Geschichte Karls des Grofsen; aus ihr würde demgemäfs auch eine etwaige Dichtung in französischer Sprache von einem Kampfe der Söhne Aimeris mit Borel und seinen Söhnen, wie sie von G. Paris vermutet wird, hervorgegangen sein, die aber im 10. Jahrhundert noch nicht vorhanden sein konnte, da eine so frühe Existenz französischer Epen nicht glaubhaft ist. Dieser Überzeugung gemäfs beruhen lateinische Dichtungen wie Ruodlieb oder wenigstens Waltharius für Ebert auch nicht auf deutschen Volksepen, wie für G. Paris, sondern auf 'Volkssage' und 'Überlieferung' (vgl. Gesch. d. Litt. d. Mittelalters III, 274), so dafs mit diesen Gedichten kein Analogiebeweis zu Gunsten der entgegenstehenden Ansicht zu führen ist.

Einige der streitigen Punkte lassen sich nun freilich bei näherer Betrachtung, wie es scheint, unschwer beheben und damit

Digitized by Google

ihre Zahl vermindern. Wenn nämlich eine Volkserzählung von den im Haager Bruchstück dargestellten Ereignissen vorhanden war, so ist einem Mönche, der, wie der Verfasser des Haager Bruchstücks, nach den seltensten Ausdrücken, den gewagtesten Bildern und der gezwungensten Wörterstellung geradezu Jagd macht, und der darin nach meiner Kenntnis in seiner Zeit nicht seinesgleichen findet, nicht wohl die Fähigkeit abzusprechen, eine Kampfschilderung zu entwerfen, wie sie französischen Nationalependichtern von geringerer Erfahrung und Schulung in der Darstellungskunst immer gelungen ist, denen für derartige Schilderungen auch Kämpfe und Kampfweisen ihrer Zeit zur Richtschnur dienen mufsten. Andererseits dürfte jedoch der Gedanke, in der von jedem geistlichen Zuge freien Weise Kämpfe, wie sie das Haager Bruchstück schildert, vorzuführen, einem Mönche oder einem Manne von geistlicher Erziehung, der der Verfasser des Haager Bruchstücks aus dem 10. Jahrhundert doch wohl gewesen ist, nicht haben kommen können, ohne dafs ihm dazu, sei es Volksüberlieferung oder Volksdichtung aus Laienkreise, den Weg gewiesen hätte; er müfste sonst im stande gewesen sein, ohne einem erkennbaren Zwange zu unterliegen, die gewöhnten geistlichen Anschauungen von den Dingen gänzlich zu verläugnen und abzustreifen. Geistliche Originalerzähler weltlicher Geschehnisse, wie Abbo oder Ermoldus Nigellus, oder solche selbst jüngerer Zeit, verläugnen jedoch ihre geistlich-christliche Denkart, die als berufene Richterin über alle Dinge immer zu Worte kommen darf, nirgendwo; der nationale Genius aber hat sich jederzeit gegenüber gleichartigen Begebnissen bei Geistlichen und Laien vermöge der verschiedenen Gedankenrichtung beider verschieden geäufsert; das reine Interesse lediglich an der Kampfschilderung, das im Haager Bruchstück nach seiner stofflichen Seite hervortritt, ist eine dem geistlichen Verfasser desselben schwer zuzuerkennende Eigenschaft, die er kaum in einer Originalschrift zu bewähren vermocht hätte, und demgemäfs nur als Nachbildner eines gleichbeschaffenen Musters scheint angenommen haben zu können.

Aber es handelt sich in Wirklichkeit ja auch in keiner der beiden Auffassungen um die Annahme, als sei das Haager Bruchstück eine Originaldichtung über die Einnahme einer sarazenischen Stadt unter Karl dem Grofsen; der Gedanke an eine

Originaldichtung ist unter G. Paris' Gründen nebensächlich. Der Widerstreit der Meinungen beschränkt sich darauf, dafs die ungeistliche Art der Berichterstattung und Darstellung im Haager Bruchstück und ein Erzeugnis der lateinischen Dichtung solcher Art in dem einen Falle in der zur 'Sage' gewordenen Geschichte Karls des Grofsen eine hinlängliche Begründung fände, im anderen nur durch eine französische Dichtung weltlichen Ursprungs über den Gegenstand befriedigend soll erklärt werden können. Die 'Volksüberlieferung' hätte mithin nach der ersteren Ansicht alles das bewahrt, was G. Paris als in der französischen Dichtung gegeben voraussetzt und in später überlieferter altfranzösischer Ependichtung wiederfindet (s. S. 292 f.), die Namen der an der Belagerung teilnehmenden Personen, die Benennung Bertrands als *palasin,* die feindlichen Begegnungen des Borel und seines Sohnes mit den christlichen Feldherren, die Auffassung des der Geschichte nach christlichen Fürsten Borel als Gegners Karls des Grofsen u. s. w.

Was aber rät nun zur Annahme solcher zur Sage gewordenen Geschichte von Karl dem Grofsen als Grundlage des lateinischen Gedichts im gegebenen Falle, und was widerrät die Annahme, alles Stoffliche am Haager Bruchstück sei in einer französischen Dichtung bereits zusammengefafst gewesen? Zunächst wäre es (s. o. S. 293 f.) der Umstand, dafs im Haager Bruchstück vom altfranzösischen Epos abweichende Züge vorhanden sind, die die Nachahmung der antiken Epopöe als mafsgebend für den lateinischen Dichter zeigten; ferner der übertriebene schwülstige Stil, der nichts mit jenem Verwandtes habe; sodann die Unmöglichkeit, dafs ein Gelehrter des 10. Jahrhunderts ein Volksgedicht in die exklusive Sprache der Wissenschaft übersetzte; überdies sei das Verfahren des Verfassers des Haager Bruchstücks, wenn er das Material aus der volksmäfsigen Überlieferung nahm, dasselbe, wie es Ermoldus Nigellus und noch mehr der Dichter des Walthariliedes angewandt habe (Ebert, Gesch. III, 351).

Den ersten dieser Einwände wird man, ohne damit die französische Dichtung zuzugeben, fallen lassen dürfen; denn ein lateinischer Dichter, der einmal beschlofs, volkstümliche Überlieferung zu bearbeiten und dieselbe in der Sprache der Gelehrten darzustellen, mufste notwendig eine der entsprechenden lateinischen

Dichtgattung und den Überlieferungen der lateinischen Dichtung gemäße Darstellungsweise wählen, wenn sein Werk als lateinische Dichtung gewürdigt werden sollte. Ohne Entlehnungen und Anklänge an die erzählende lateinische Dichtung wäre dieser Zweck nicht erreicht worden, daher war mit der lateinischen Sprache auch die sonstige unfranzösische Einkleidung des behandelten Stoffes gegeben. Dieselbe anzuwenden war der lateinische Dichter des 10. Jahrhunderts aber jedenfalls auch nicht mehr behindert durch ein französisches Gedicht als durch eine Sage, die ihm das Material gleichfalls nur in der Ausdrucksweise des Volkes zur Verfügung stellte.

Hierfür und zugleich gegenüber dem zweiten Bedenken läßt sich außerdem das *carmen de proditione Guenonis* geltend machen, wofür der Dichter zwar aus dem zu Grunde liegenden französischen Gedicht Gestalten, Handlungen, Scenen in gleicher Aufeinanderfolge u. s. w. entnahm, ohne sich dabei an den sprachlichen Ausdruck der Grundlage für gebunden zu erachten, den er verläßt, ohne ihn gänzlich vergessen zu machen und ohne die *chanson de geste*-mäßige Haltung des Ganzen verkennen lassen zu können. Der Wortlaut aber des von ihm benutzten Rolandgedichtes hat auch ihn nicht gehindert, einen abweichenden Stil zu wählen, in bedeutender Ausdehnung lexikalische Wortspielereien zu treiben, wie Allitteration wirkende Wiederholung desselben Wortstammes — die wichtigste Quelle für seine stilistische Formgebung[1] — in seinen Distichen anzuwenden und in gezierter Weise sich völlig den Gebrauch von *est* und *sunt* zu versagen zum Zeichen dafür, daß auch er seine Grundlage in eine andere Sphäre zu heben suchte, daß er anderen Mustern für die Darstellung folgte als dem Volksgedicht, daß er ein größeres Interesse für den sprachlichen Ausdruck als für den behandelten Gegenstand hatte, der ihm fertig zur Verfügung stehen mußte, um ihm eine so verkünstelte sprachliche Einkleidung zu gestatten.[2] An Wendungen der klassischen Sprache

---

[1] Z. B. v. 79: *Cumque timore novo timor illius renovatur*
Et timet et timidum reddet uterque timor.

[2] Der Verfasser wird, nebenbei bemerkt, ein Spanier gewesen sein. Den Franzosen schließt der Umstand aus, daß neben einmaligem *Francigenæ* 472, das irrelevant, niemals *Franci* angewandt wird, wie ausschließlich von den Lateinern Frankreichs im 12. Jahrhundert, sondern

Digitized by Google

fehlt es auch bei ihm nicht, vgl. *Mars* = *pugna* 229, 233, 248, 273, 351 u. a., *fortuna* 314, *sua fata* 450, *quirites* 385; er spricht auch in eigner Person, um sich wegen der Kürze seiner Mitteilungen zu entschuldigen, nimmt aber gleichwohl in der Art seiner Vorlage Ton und Miene des Augenzeugen an. Auch wörtlicher oder sinnentsprechender Anschlufs an die französische Vorlage begegnen bei ihm noch mitunter, vgl. v. 203 *judicat* = Rol. 742, 751, vgl. v. 39; v. 15 *annis septem* = Rol. 1; v. 137 *extrahit ensem* = Rol. 443 f.; v. 339 ff. = Rol. 1652 ff.; v. 373—4 *rumpuntur venæ capitis . . . rare cruor manat* = Rol. 1763 f.; v. 393 *regi dextram secat* = Rol. 1903; v. 403 *orbus* = Rol. 1992; v. 449 *Circumquaque legens fert corpora patriciorum* = Rol. 2180 f.; v. 458 *veniam supplice voce rogat* = Rol. 2364; v. 480 *dilaceratur equis* = Rol. 480 ff. u. a. m. Trotz der selbstgewählten, vom Rolandslied sehr erheblich abweichenden litterarischen Gestalt und sprachlichen Wiedergabe ist hier ein Zweifel an der Benutzung einer Dichtung in französischer Sprache ausgeschlossen, weil diese selbst oder wenigstens eine ihr verwandte französische Bearbeitung derselben uns vorliegt. Wäre dies nicht der Fall und sollten in der Frage die Anlehnung des *carmen* an Sprache und Darstellung der lateinischen Dichtung, nicht aber die anderen aus den lateinischen poetischen Überlieferungen unerklärbaren Züge des *carmen* den Ausschlag geben, so würde auch hier, statt auf eine altfranzösische *chanson de geste,* auf die Sage, und doch irrtümlich, als Grundlage geschlossen werden. Mindestens ebensoviel

---

stets *Galli* (271, 355, 465), die Bezeichnung der Franzosen durch die Nachbarn, und ebenso nur *Gallia* (195 f., 357, 467), nie *Francia*. *Nostri* 243 besagt nur Parteigenossen, Christen. Sprachliche Hispanismen des Textes scheinen v. 89 das Verbum *epaciare*, lustwandeln = span. *espaciar*, das ital. und franz. eine andere Bedeutung hat (umherschweifen, sich entfernen; ital. *spazzare*, räumen); v. 429, 459 *gentilis*, Heide = span. *gentil* (anderwärts in dieser Bedeutung ungebräuchlich); wohl auch v. 202 quærit quis *quærat* ire, fragt, wer gehen *wolle* = span. *querrer* = *velle*, und vielleicht das vom Dichter bevorzugte *mirari*, schauen = span. *mirar* 469 u. a. — Ist v. 69, 73 *Sirie*, 73 *Siriorum* vom Gebiet der Bewohner, das Guenelon durcheilt, bevor er Machilies erreicht, etwa aus *Siser (Sisre)* des Rolandslieds entstanden? [*Spatiari* finde ich nachträglich bei Salimbene zum Jahre 1233 und bei Lambert v. Ardre (Pertz, Scr. XXIV, 635) c. 147 im fraglichen Sinne.]

Digitized by Google

Freiheit, auch gröſsere, in der sprachlichen Darstellung, als der Dichter des *carmen*, konnte sich aber der Verfasser des Haager Bruchstücks gegenüber einer altfranzösischen Dichtung genommen haben, so daſs von derselben in seiner Bearbeitung — wenigstens für den ersten Blick — nur noch wenig durchschimmerte (siehe jedoch darüber S. 309 ff.), weniger als im *carmen*. So weit stehen sich das *carmen* und das Haager Bruchstück jedenfalls gleich, daſs diese Möglichkeit einzuräumen sein dürfte. Die Sprechart der beiden lateinischen Gedichte kann hierbei keinen Unterschied machen; der Dichter des 10. Jahrhunderts bewegt sich in der schwülstigen Ausdrucksweise jener Zeit, wo der des 12. in reimartigen An- und Gleichklängen, wie sie das 12. Jahrhundert liebt, sich gefällt.

Dem dritten Einwande würde mit dem Walthari-Epos des 10. Jahrhunderts zu begegnen sein, wenn Ebert die Auffassung von Grimm u. a. teilte, wonach auch hier Bearbeitung einer Dichtung in der Volkssprache, für die zuletzt noch in der Ausgabe von Scheffel und Holder (Stuttgart 1874, S. 114 ff.) Beweisstücke gesammelt wurden, stattgefunden hätte, während Ebert auch Ekkeharts Dichtung aus der Volkssage hervorgehen läſst, die dem lateinischen Dichter den Grundriſs der Handlung und die Charaktere der Hauptthelden bot (S. 274), und die als mündliche Prosaerzählung (nach das. S. 35) zu denken wäre. Dieser Auffassung ist das Vorhandensein von Bruchstücken eines älteren altenglischen Gedichts von Waldere (s. Ebert S. 39), das ein solches auf dem Festland in deutscher Sprache vorauszusetzen berechtigt, nicht günstig; allein der Einwand legt den Nachdruck wohl auf die Annahme, daſs das Haager Bruchstück eine bloſse Übersetzung eines französischen Volksgedichts von der Art der *chanson de geste* sei in die exklusive Sprache der Wissenschaft, und von einer solchen kann bei den Wendungen, deren sich der Verfasser des Haager Bruchstücks bedient, allerdings nicht die Rede sein. Immerhin aber spricht seine Ausdrucksweise, wie bemerkt, weder für eine zu Grunde gelegte Sage, noch gegen ein französisches Gedicht über den Gegenstand als seine Quelle.

Mit alledem kann die französische *chanson de geste* natürlich noch keineswegs als nachgewiesen gelten. Und wenn aus Volkssage ein Gebilde wie das Haager Bruchstück sich erklären

Digitized by Google

liefse, so läge kein Grund vor, über dieselbe hinauszugreifen bis zur Annahme epischer Gedichte von Karl dem Grofsen im 10. Jahrhundert, für die hier und bisher höchstens die Möglichkeit dargethan worden ist. Das Beispiel des Ermoldus Nigellus, auf das sich zur Erklärung dafür, wie aus volksmäfsiger Überlieferung ein litterarisches Erzeugnis von der Art des Haager Bruchstücks entstehen konnte, Ebert beruft (s. o. S. 296) neben dem Waltharius, den wir aber hierfür wegen der älteren altenglischen Dichtung als zweifelhaft aufser Betracht lassen müssen, würde, wenn zutreffend, hinreichen, um sich auch für das Haager Bruchstück bei der Volkssage genügen zu lassen. Eberts Vergleichung des Haager Bruchstücks mit des Ermoldus *Gesta Hludowici Cæsaris* (um 827) nach Ursprung, Stoff und Behandlung, erfährt ihre besondere Erläuterung in der Gesch. d. Litt. d. Mittelalters II, 178 f., wonach bei Ermoldus, Buch I, 'sich zum erstenmal im Abendland als Gegenstand der Epik der Kampf mit den Sarazenen (Eroberung von Barcelona) zur Zeit Karls des Grofsen findet, also das Sujet des volkstümlichsten der grofsen Sagenkreise der nationalen Weltlitteratur, und zwar schon auf Grund mündlicher Überlieferung, der 'Sage', wie der Dichter selbst bemerkt (I, 65 ff.):

Culmina terrarum vel quot cartella peragrans (sc. *Ludovicus*)
Subdidit imperiis arma ferente deo
Sunt mihi nota minus, vel, si modo nota fuissent,
Non poterat stolidus cuncta notare stilus:
Sed, quæ fama recens stupidas pervexit ad aures,
Incipiam canere; cætera linguo catis.'

Von der Berechtigung nach dieser Stelle, Ermoldus mit dem Verfasser des Haager Bruchstücks hinsichtlich ihres Verhältnisses zu den Quellen gleich zu stellen, ist es mir jedoch nicht gelungen, mich zu überzeugen. Des Ermoldus und seiner Zeit Sprechweise selbst scheint mir vielmehr darzuthun, dafs sein Werk ein Gedicht auf geschichtlicher Grundlage, ausgeführt unter Anlehnung in Sprache und Darstellung an Virgils Dichtung ist, die dem Mittelalter als Vorbild auch für geschichtliche Dichtung galt, weil es Geschichte darin sah, ein Gedicht, das zwar nicht der 'mündlichen Überlieferung', wohl aber der 'Sage' fern steht. Denn dem *fama recens*, das jene Auffassung stützt, sowie das bei Ermoldus oft begegnende *fama* schliefst nicht sowohl den Sinn von 'Sage' in sich, sondern besagt 'Nachricht', 'Neuigkeit

nach mündlichem Bericht'. Dies erhellt aus der angeführten Stelle selbst, da der Dichter sagt, er wolle nicht von den Höhen und Festen erzählen, die Ludwig dem Reiche unterthan gemacht, denn diese seien ihm zu wenig bekannt, und, wenn sie ihm bekannt wären, würde sein unbehilflicher Griffel sie nicht alle bezeichnen können; er wolle sich beschränken auf das, was die *fama recens,* die noch frischen Nachrichten, Nachrichten aus neuerer Zeit, zur Kenntnis gebracht hätten. Das Ereignis, das hiernach berichtet wird, ist die Einnahme von Barcelona durch Ludwig den Frommen vom Jahre 801. Ermoldus hatte dem Ausdruck zufolge *(quæ fama recens stupidas pervexit ad aures)* daran zwar nicht selbst teil und konnte darüber vermutlich auch nicht wie über Miterlebtes sprechen; aber was er darüber berichtet, macht, weil Ludwig selbst vorgetragen, dem er seine Dichtung sendet, doch Anspruch darauf, auf zuverlässiger mündlicher Kunde zu beruhen. Dazu kommt, dafs im gleichen Sinne *fama recens* bei Ermoldus I, 545 steht: *Fama recens totam commiscuit ocius aulam Cæsareas aures mox penetravit ovans,* von der Neuigkeit gesagt, die Karl dem Grofsen über die Erfolge Ludwigs bei Barcelona eiligst durch Bigo, *nuntia læta ferens,* v. 544, übermittelt wird. Man sieht aus den beiden Stellen zugleich, welche verschiedene Dauer unter *recens* gedacht werden kann. *Fama* allein steht noch öfter in diesem Sinne bei Ermoldus (z. B. I, 259, 461, 565: *fama est,* d. h. es wird berichtet, dafs der Patriarch Paulinus zu Karl dem Grofsen gekommen — was wirklich der Fall gewesen war; II, 103, 245, III, 3) von verbürgter Nachricht. Und dementsprechend enthält auch seine Dichtung weder Sagenhaftes noch Episches. Ermoldus hebt einzelne hervorragende Thatsachen aus dem Leben Ludwigs des Frommen heraus, mit dem sich die beabsichtigte Lobpreisung desselben verbinden läfst, und belebt die Erzählung mit den überlieferten Darstellungsmitteln der gelehrten Kunst (Reden, Ansprachen, Schilderungen). Soweit es die Dinge, die er vorträgt, erlauben, gestaltet er sich das Bild von denselben nach Virgil; dafs er in der Belebung des Gegenstandes, abweichend von dem Verfahren der Sage, sich hütet zu weit zu gehen, zeigt u. a. sein vorsichtiges *fortasse* I, 171: *humeris fortasse recumbens Vilhelmi comitis hæc dicta dabat* (vielleicht zu Wilhelm sich niederbeugend sprach

Digitized by Google

er diese Worte). Eine Schilderung, wie die der Heeresversammlung (I, 283 ff.), stützt sich auf Vorkommnisse, die der Dichter, der selbst an einem Kriegszug teilnahm, mehrfach vor Augen gehabt haben wird. Die Episode von Datus (I, 207 ff.), der, nachdem er seine Mutter den Sarazenen preisgegeben hatte, die That bereuend, Mönch wurde, enthält in Wahrheit heroische Züge, wie sie dem Epos unentbehrlich sind; aber auch hier handelt es sich nicht um Sage, sondern um eine verbürgte Nachricht (vgl. I, 259 *fama pervenit ad aures pii regis;* I, 214 *adfirmant),* da Conca, dessen erster Insasse Datus war, erst unter Ludwig dem Frommen gegründet wurde und 819 unter seinen Schutz gestellt worden ist. Gewifs sind des Datus heroischer Verzicht auf die Freigebung seiner Mutter oder Wilhelms von Toulouse Verspottung durch Sarazenen und die Rolle, die dabei sein Pferd spielt (Ebert II, 174), Züge, denen man im altfranzösischen Epos begegnet; aber auch sie wurzeln darum nicht in der Sage; sie würden sich im Epos nicht finden, und dasselbe wäre überhaupt nicht vorhanden, wenn derartige Züge vom wirklichen Leben nicht selbst in der einen oder anderen Form dargeboten worden wären.

Wenn nun aber des Ermoldus Dichtung nicht auf die Sage zurückführt und auch andere erzählende lateinische Gedichte aus früherer oder späterer Zeit nicht bekannt sind, die auf der Sage beruhten, so ist schwer einzuräumen, dafs das *chanson de geste*-artige Haager Gedicht Anspruch habe, aus solcher Quelle abgeleitet zu werden. Allerdings dringt Sage in die mittelalterliche Chronik ein; die fränkischen und longobardischen Geschichtsbücher und ebenso die Legende legen Zeugnis dafür ab; aber nicht alles ist dabei nur Sage; auch Volksdichtung kam darin zur Geltung. Man begegnet beiden z. B. in der bekannten Chronik von Novalese (Pertz, Scr. VII), in die das Walthariusgedicht des Ekkehard Eingang fand. Die Ausführlichkeit, mit der der Chronist von den Ereignissen, die den Gegenstand der Walthariusdichtung bilden, erzählt, und die mannigfachen Einzelheiten, die er daraus berichtet, deuten gegenüber seinen kargen Angaben über sagenhafte Vorgänge in anderen Fällen allein schon an, dafs ihm hier eine litterarische Quelle zur Verfügung stand; und auf gleiche Weise giebt der Monachus trium fontium (13. Jahrhundert) durch Anführung zahlreicher Einzelheiten zu erkennen, dafs er für die Zeit Karls des Grofsen aus den französischen

Digitized by Google

chansons de geste und nicht aus der Sage schöpfte, was als thatsächlich erwiesen ist.[1] Wo die Berichterstatter über eine umrifsartige Wiedergabe von Hauptpunkten sagenhafter Ereignisse und über Nennung von Hauptthelden, auf die Ebert gewifs mit Recht den Begriff der Volkssage beschränkt (s. o. S. 299), nicht hinausgehen, wie so oft z. B. Paulus Diaconus, fehlt, treten nicht sicherere Anzeichen hinzu, ohne Zweifel die Berechtigung von Volksdichtung zu sprechen; wo sich dagegen anschauliche Ausführung des einzelnen zeigt, gewinnen Grundlagen von litterarischer Form oder gleichartige Vorbilder dafür einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit. Und in diesem Falle befindet sich sowohl das Haager Bruchstück mit seiner ausgeführten *chanson de geste*-artigen Schlachtschilderung, wie das Walthariusgedicht mit seiner Fülle von der Virgilschen Epik fremden Handlungen, Scenen, Gestalten, Charakteren u. s. w., die zugleich viel zu grofs erscheint, als dafs sie von einem einzelnen hätte erdacht werden können.

Aber zur Anerkennung dieser Folgerung ist es vor allem erforderlich, über den Begriff von Sage einer Meinung zu sein. Er ist dehnbar und nirgends genauer bestimmt, und gewifs ist es eben nur der verschiedene Umfang, in dem die eine Sage ausmachenden 'Hauptpunkte' oder der 'Grundrifs einer Handlung' und die 'Charaktere der beteiligten Hauptthelden' gedacht werden, der einen Widerstreit der Anschauung im vorliegenden Falle hervorrufen konnte. Wenn jedoch die Sage weder Personen noch Zeiten auseinanderzuhalten vermag und Gleichartiges miteinander vermischt; wenn, je weiter das zu Grunde liegende Ereignis zeitlich zurücktritt, um so weniger von dem ursprünglich Thatsächlichen übrig bleibt (schliefslich nicht viel mehr, als was dem, der sie aufnimmt und mitteilt, daran wert ist, während alles übrige sich verwischt, zerfliefst, unter den Eindrücken einer neuen Zeit sich ausgleicht, oder etwa noch als idealer Gegensatz zu derselben sich aufrecht erhält); wenn die Sage von vergangenen Dingen allein im Gedächtnis ruht und zwar als dunkle ver-

[1] Auch die *Historia rerum Francorum monasterii Sancti Dionysii* (bis 1108 reichend), bei Pertz, Scr. IX, 400, aus der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts enthält einen, wie es scheint, auf einer verlorenen *chanson de geste* beruhenden Bericht von Ludwigs des Frommen Zug nach Spanien im Jahre 800.

schwommene Erinnerung, gewissermafsen abstrakt, weil sie nichts Selbstgeschautes und Selbsterfahrenes ist, wofern ihr nicht äufsere Wahr- und Merkzeichen die Frische desselben verleihen; wenn das Gedächtnis sich sogar eigenen ereignisvolleren Zeiten niemals entfernt gewachsen zeigt; wenn endlich der eine in diesem, der andere in jenem Wortlaut, was die Vorfahren den Vorfahren zu berichten wufsten, immer nur nach Mafsgabe der Deutlichkeit seines Wissens weiter übermittelt: so bleibt unverständlich, wie die geschichtlichen Gestalten, die das Haager Bruchstück mit der Belagerung einer sarazenischen Stadt verknüpft, mehr als etwa 150 Jahre in der Helligkeit fortbestehen konnten, in der sie das Bruchstück vorführt, und wie sie in der für Frankreich so ereignisreichen Zwischenzeit nicht mit so vielen anderen bedeutsamen Vorgängen derselben aus der Erinnerung fortgeschwemmt worden sein sollten. Unsere Märchen bezeugen die Wandelbarkeit der blofsen Sage mit ihrer unbegrenzten Verschiebung von Motiven, Gestalten, Orten und Zeiten, unsere Burgsagen ebenso, soweit sie nicht nachträgliche Deutungen von Verwunderung erregenden örtlichen Eigentümlichkeiten sind, in denen die Sage gewissermafsen plastisch dargestellt vorliegt; ebenso unsere Erinnerungen an Vorgänge unserer eigenen Vergangenheit, die, wofern wir nicht persönlichen Anteil an ihnen hatten, viel geringere Klarheit und Deutlichkeit behalten, als alles, was wir uns künstlich einprägen und absichtlich im Gedächtnis befestigen. Oder mit welchen Einzelheiten wissen wir unseren Kindern den Bericht über die Schlacht von Sedan, über die Gefangennahme Napoleons III., die den Fall einer Dynastie und eines Reiches und die Erhebung des eigenen Vaterlandes zur Folge hatte, oder den Kampf um Königgrätz auszustatten, die wir einst diese Vorgänge bis zu den geringsten Nebenumständen herab kannten? Oder wer kann, ohne aus Büchern zu schöpfen, anschaulich heute noch von den Thaten unserer Voreltern aus den Befreiungskriegen, wer von den Helden unter Friedrich dem Grofsen, wer vom Dreifsigjährigen Kriege erzählen? Und im Mittelalter sollte es dem, was in der Vergangenheit Grofses geschehen und gewesen war, anders ergangen sein? In einer Zeit, wo die Kunde hervorragender Thaten sich weniger leicht verbreitete, die Empfänglichkeit dafür weniger allgemein und der Blick beschränkter war? Oder wäre die Sage im Mittel-

Digitized by Google

alter von festerer Form und Fügung darum gewesen, weil man ein und dasselbe wieder und wieder und in derselben Weise erzählt hätte, etwa wie eine alte Märchenerzählerin, die in den Worten, in denen sie es selbst wiederholt vernahm, das ihr gelehrte Märchen weitergiebt, oder wie die Bänkelsänger unserer Jahrmärkte, die von dem einmal gewählten Vortrag über das schreckliche Ereignis, das sie verbreiten, nicht mehr abweichen, so dafs die Sage dadurch einen Halt erhielt, wie die Göttersage einen solchen am priesterlichen Kultus oder an der wiederkehrenden Naturerscheinung, oder die religiöse Sage am Unterricht, an der Predigt und am Gottesdienst der Kirche hatte? Aber wäre es dies, was unter Sage verstanden werden soll, eine Darstellung in festgefügter Form, so käme in der That der Widerstreit fast auf einen verschiedenen Wortgebrauch hinaus, denn die in Worten gefestigte Sage oder die in Worte gefafste Überlieferung aus der Zeit Karls des Grofsen wäre so doch ein volksgeschichtlicher Bericht über Ereignisse der Vergangenheit in litterarischer Gestalt, und es bliebe lediglich die Frage offen, ob mit ihr der Vers verbunden zu denken sei oder nicht, wonach, wäre das erstere der Fall, in der Latinisierung der im Haager Bruchstück behandelten 'Sage' in der That die Bearbeitung eines Teiles einer altfranzösischen *chanson de geste* gegeben sein müfste. Denn festgestellt ist, dafs der lateinische Dichter den Stoff nicht erfunden hat und ohne *chanson de geste*-artige Vorbilder nicht so gestalten konnte, wie er es that; ebenso, dafs er nicht einen aller Einzelheiten entbehrenden Bericht von der Belagerung einer sarazenischen Stadt, die unter Karl dem Grofsen, mindestens 150 Jahre vor seiner Zeit, sich ereignet hatte, in *chanson de geste*-artiger Weise und in der Sprache lateinischer Ependichtung bearbeiten konnte; ebenso, dafs aus dem Genius des Volkes die unlateinischen Züge seiner Darstellung sich nicht vollkommen erklären, weil sie die geistliche Bildung des Verfassers verläugnet; ebenso, dafs die litterarische Form einer Volkssage einen lateinischen Dichter nicht hindern konnte, seine Sprachkünste zu zeigen und den Gegenstand in die Sphäre der gelehrten Dichtung zu heben.

Mithin besteht nur die doppelte Möglichkeit: entweder der Dichter des Haager Bruchstücks entnahm die Einzelheiten, die er vorträgt, einer durch häufige Wiederholung in den nämlichen

Digitized by Google

Worten im Gedächtnis der Zeitgenossen oder von Geschichtenerzählern gefestigten Erzählung, die freilich mehr enthalten hätte, als Ebert der Sage zugesteht (s. S. 303), oder diese Erzählung war in Verse gekleidet, hatte dann aber die Form der *chanson de geste*, weil sie in objektiver Haltung eine über mehrere Tage sich erstreckende Handlung vorführte, deren Darstellung, nach dem Umfang des Haager Bruchstücks zu schliefsen, mehr als einige Hundert Verse erforderte; im anderen Falle dagegen wäre die Prosagrundlage des Haager Bruchstücks auch als Vorstufe der späteren *chanson de geste*-Dichtung aufzufassen, deren eigene Anfänge höchstens in das 11. Jahrhundert fielen.

Treten wir der Frage nunmehr in dieser Form näher, so ist vornehmlich auf die Familienähnlichkeit aufmerksam zu machen, die zwischen *chanson de geste* und Haager Bruchstück bemerklich wird in Darstellung, Schilderung und Ausdruck. Der Dichter des Haager Bruchstücks giebt keinen Bericht nach diesem oder jenem Gewährsmann, der *fama* u. dgl., wie Ermoldus Nigellus, sondern er stellt die Geschehnisse wie Selbstgesehenes gleich den *chansons de geste* vor. Seine Menschen haben Fleisch und Blut, sind deutlich angeschaute, von Kampfesingrimm erfüllte Krieger, wie die Roland, Olivier u. a. im altfranzösischen Epos, und sie werden durch charakterisierende Beiwörter wie dort voneinander unterschieden (*Wibelinus — agilis et audax; Bertrandus — palatinus; Carolus — imperator).* Ebenso fehlt dem Haager Bruchstück, das wiederum darin dem nationalen französischen Epos gleich ist, eine deutliche Vorstellung von Zeit und Ort der Handlung, die Ermoldus anzugeben weifs und in voller Helligkeit erblickt, welche aber dem Dichter des Waltharius ebenfalls nebelhaft sind. Es ist ferner eine heroische, zu Leistungen über Menschenmafs hinaus befähigende Zeit, in der die Gestalten des Haager Bruchstücks, wie die der *chanson de geste*, wurzeln: daher die gewaltige Kampfeswut und Körperkraft bei Freund und Feind, die hohen Ziffern von im Kampf Erschlagenen (Haag. B. *præstant mille manus suffragia homini),* die den lateinischen Nachbildnern des lateinischen Epos im Mittelalter fremd sind. Weniger Gewicht ist darauf zu legen, dafs im Haager Bruchstück und den *chansons de geste* die Veranschaulichung einer Schlacht durch Schilderung von Einzelkämpfen und des Eingreifens einzelner in den Kampf zu erreichen gesucht

Digitized by Google

wird, und die Belagerung hier verläuft, wie sie dort zu verlaufen pflegt. Denn ähnliches findet sich, annähernd wenigstens, auch in geschichtlichen Gedichten und in der Chronik. Mit der Belagerungsschilderung des Haager Bruchstücks: *Sibilat imber telorum suspensus aere et instat quantum magis evalet impulsus manu. Rotatur sublimior ordo in fossa suis vulneribus et dat graves lapsus posteriori ... dum recrearet spiritus jam suffitiens sibi lassos artus, a longe impingit alternus furor et urguet Cæsarias aties, quibus erat negatus omnis aditus in arte et armis ... et strepit liberior sibi per propugnacula et per murales latebras. Resultatque aligerum semen super tegmina clipeorum, ut sit grando, et deservit ferro comes ... nec unquam plus satiaverat suas mentes cæde ... Prope facit mucro omnes dextras intentas sibi, repetitque Cæsarius miles propiora menia fossæque redundans cepit in sublime. De sursum distillat acutus palus ... degeritque pugnans molaris corpora subeuntia confusis armis,* vergleicht sich u. a. Ermoldus Nigellus I, 498:

Rex Francique simul castra relata petunt.
Machina densa sonat, pulsantur et undique muri ...
Crebra sagitta cadit vi funda retorta fatigat ...
Jam Mauri miseri nec muros scandere celso
Audent, nec turri cernere castra volent ...
Non aliter Mauros timidos fugitando per urbem
Insequitur gladius undique morsque, pavor.
Tum rex ipse pius crispans hastile lacerto
Inque urbem adversam conpulit ire celer u. s. w.

oder Abbo *De bello paris.* I, 85 ff., 99 ff.:

Prælia devotis iaciunt inmania valde;
Pila volant hinc inde, caditque per aera sanguis,
Conmiscentur eis fundæ laceræque balistæ; ...
Ad turris nocturna gemit dardis terebrata ... —
Qui vero cupiunt murum succidere musclis,
Addit eis oleum ceramque picemque ministrans,
Mixta simul liquefacta foco ferventia valde,
Quæ Danis cervice comas uruntque trahuntque.

Einzelkämpfe, wie sie das Haager Bruchstück vorführt: *Illic et pertonat ardens miles Ernoldi ad muros, et ipse tenens pilum scienter anhelat ante suos ... Plene fructificat juventus Bernardi experta in adversis rebus ... It gravis fremitus Bertrandi qua eminet fortior pars urbis fossa et*

Digitized by Google

muro ... trucidatque pugiles u. s. w. begegnen ebenso, wenn auch weniger ausgeführt, bei Ermoldus I, 362:

Hilthiberth arcum corripit ecce manu.
Denique clamanti contra stetit ocius hosti
Cornea plectra tenens et trahit atque plicat.
Acta sagitta volans cerebro se contulit atro
Inque os vociferum mersit harundo nocens.
Ille cadens muros invitus deserit altos ...
Tum varii varios demittunt funeris Orco,
Vilhelm Habirudar, at Liuthardus Uriz.
Lancea Zabirizun, ferrum forat actile Uzacum ...

bei Abbo 95 ff., 107 ff.:

Plus aliis fortes, alter comes, alter et abba:
Alter Odo victor, bellis invictus ab ullis
Confortando fatigatis vires revocabat ...
Fortis Odo innumeros tutudit. Sed quis fuit alter?
Alter Ebolus huic socius fuit æquiperansque;
Septenos una potuit terebrare sagitta ...

und selbst bei Guillelmus Tyrius, *Hist. rer. in part. transmar. gestarum,* z. B. V, 6 *versus pontem civitatis certatim contendunt. Sed prævenerat eorum molimina in hujusmodi assuetus negotiis, Lotharingæ dux illustris; et locum qui ante pontem eorum erat aliquantulum eminentior, cum suis occupat ... et ... aut gladiis obtruncat ... aut compellit perituros. Instat comes Flandrensium, tanquam vir strenuus ... hostium prosternit agmina ... Normannorum vero nihilominus comes ... strenue nimis in eodem desudat opere. Comes quoque Tolosanus, zelo dei succensus, Hugo etiam magnus ... comes Eustachius* u. s. w.; vgl. auch VI, 18 die auf Anselmus de Riburgismonte bezügliche Stelle u. a. Die Erzähler beschreiben hier eben Kampfes- und Angriffsweisen ihrer Zeit, von denen sie selbst Zeuge gewesen, und stimmen darum in der Darstellung zusammen.

Aber weiter lassen sich auch auf Gleichheit der Vorstellung von der Sache beruhende Einzelheiten der Schilderung und Ähnlichkeit des Ausdrucks im Haager Bruckstück und den *chansons de geste* inmitten der geschraubten und verstiegenen Redewendungen des lateinischen Dichters bemerken, von solcher Art, wie sie uns bereits in dem *carmen de proditione Guenonis* begegneten. Eine Reihe in den *chansons de geste* zum Teil sogar typisch ge-

Digitized by Google

wordener Wendungen, die sich als Grundlagen für Beschreibungen des Haager Bruchstücks darstellen, anderen Arten erzählender französischer Dichtung aber fremd sind, sind vorhanden, die hier nicht übergangen werden dürfen.[1] Haag. Br. *De sursum distillat acutus palus ... degeritque pugnans molaris corpora subeuntia confusis armis:* Aimeri de N. v. 1019 *Gietent grans pierres Et pieus aguz contreval en lançant;* vgl. auch das. v. 1091. — H. Br. *præstant mille manus suffragia homini:* Rol. v. 147 *Moerent paien a milliers e a cenz.* — H. Br. *Gradivus notans sanguinolenta brachia:* Rol. v. 1343 *Sanglent en ad e l'osberc e le brace;* vgl. das. v. 1711. — H. Br. *Et alternat equum commissus totis viribus:* Rol. v. 1197 *Sun cheval brochet, laisset curre a esforz.* — H. Br. *Effecerat solaris orbita præclarum orbem:* Rol. v. 1002 *Clers fu li jurz e bels fut li soleilz,* u. a. m. — H. Br. *Perfunditque sudor ubique proruptus ducem:* Rol. v. 2100 *Mais le cors ad tressuet et mult chalt.* — H. Br. *Concrescunt spumæ per ora:* Alisc. 6837 *Par mi la bouche li saut hors l'escumée.* — H. Br. *Trucidatque pugiles,* vgl. Rol. 1340 *Des Sarazins lor fait mult grant damage.* — H. Br. *Iam rumpuntur ferrea flagella portarum cum toto poste:* Aimeri de N. v. 1154 *Fist a la porte un fort assaut plenier, Car tant i fierent et devant et derrier Que les ais font totes fondre et percier Et par devant font le flael brisier.* — H. Br. *Undique stat fusus cruor, undique rubescunt stagna,* vgl. Rol. v. 1342 *Le sanc tut cler glacier par cele place.* — H. Br. *Tumescunt aera, incubat atra nox per urbem,* vgl. Rol. v. 717 *Tresvait li jorz, la noit est aserie.* — H. Br. *Stupet terra ... potuisse urbem tenere tantos viros extraque fudisse:* Rol. v. 1467 *Quant Franceis veient que paiens i ad tant, De tutes parz en sunt cuvert li camp,* vgl. Rol. 1399, 1464,

[1] Als eine aus französischer Grundlage geflossene Wendung bezeichnete G. Paris a. a. O. S. 466 favet fortuna *suum velle.* Die Substantivierung von *velle* ist im Mittelalter jedoch eine so allgemeine, dafs sie hier nicht erwähnt werden kann. Man vgl. die noch unlateinischere Konstruktion bei Gotfried v. Viterbo (c. 1091) in den ihm beigelegten Gesta Heinrici VI. (Pertz XXII, S. 234, v. 87) *Coacta* (die Königin) *velle nolle mittunt in carinam* — sie senden sie, gezwungen, ob sie wollte oder nicht, in ein Boot.

Aimeri de N. 17, 45 u. a. — H. Br. *Carolus imperator ut fortis, fixus pietate Tonantis, quem semper sciebat præsentem largumque:* Aimeri de N. v. 93 *Pseudom fu Carles a la barbe florie, Grant vertuz fist dex por lui en sa vie;* v. 101 *Mainte miracle li fist dex en sa vie;* vgl. Rol. 2458. — H. Br. *(Carolus) instigatque ardentes manus amori bellorum:* Rol. v. 3405 *Li emperere reclaimet ses Franceis;* vgl. das. 3391, 3396. — H. Br. *Tollit (Carolus) lumina ad sidera, soluta mananti rore lacrimarum, humectatque genas:* Rol. v. 2532 *Carles guardat amunt envers le ciel;* Rol. v. 840 *Carles li magnes ne puet muer n'en plurt,* das. 1409, 2856, 2894. — H. Br. *Ne tripudiet gens offensa superno rei,* vgl. Rol. 1932 *Quant Rollanz vit la contredite gens;* Rol. v. 2630 *Granz sunt les hoz de cele gens averse.* — H. Br. *Unum e natis Borel* (warum unflektiert?): Rol. v. 1388 *Esperviers i fut li filz Borel.* — H. Br. *Exhortansque equum talo monitore,* vgl. Rol. v. 1245 *Sun cheval brochet des esperons d'or fin.* — H. Br. *Cervicem ... totamque medullat utrimque,* vgl. Rol. v. 3617 *Trenchet la teste pur la cervele espandre,* vgl. auch 1205. — H. Br. *Haud secus famelica rabies leonis grassatur,* vgl. Rol. v. 1888 *Purço sunt Franc si fier cume lion,* vgl. noch v. 1874 f. — H. Br. *Quo ictu impellitur corpus militis longius decem cubitis; sicque excussus equo vitam demiserat orco,* vgl. Rol. v. 1902 *Pleine sa lance l'abat de l'auferant;* Aim. v. 1704 *Pleine sa lance del cheval l'abat mort,* Rol. 1229, 1250 u. a.; Rol. v. 1509 *L'ame de lui en portat l'aversier.* — H. Br. *Dextra namque palatini (Bertrandi* sc.): Alisc. v. 4 *li palasin Bertrans.* — H. Br. *Namque terribile fulgur gladii per medium capitis, gutturis antrumque pectoris umbilicique recepit ... negat quippe trilex tunica atiei reponere obstacula ... verum etiam equus vita invenitur privatus: superfuit enim ensi spinas partire caballi* (sic) ... vgl. Rol. v. 1326

L'helme li fraint ù li carbuncle luisent ...
Trenchet la coife et la cheveleure,
Si li trenchat les oilz e la faiture,
Le blanc osberc dunt la maille est menue,

Digitized by Google

E tut le cors tresqu'en la furcheure,
Enz en la sele, qui est a or batue,
El cheval est l'espée aresteue,
Trenchet l'espine, unc n'i out quis juinture ...

vgl. v. 1539[1] u. a. — H. Br. *rumpuntur fortia phalerarum vincula et cingula bratteolis crepitantia:* Rol. v. 1601

Li cuens le fiert tant vertuusement,
Tresqu'al nasel tut le helme le fent,
Trenchet le nes e la buche et les denz,
Trestut le cors et l'osberc jazerenc,
De l'orie sele les dous alves d'argent
E al cheval le dos parfundement.

In Worten hütet sich der Verfasser des Haager Bruchstücks, ohne es ganz vermeiden zu können, mit dem schlichten Ausdruck seines Vorbildes zusammenzutreffen; aber sachlich geht er in den Einzelheiten der Schlachtschilderung so völlig mit den *chanson de geste*-Dichtern zusammen, dafs kein Zug der Schilderung ihm eigentümlich ist; und dabei sieht auch er alle Dinge durch den epischen Schleier und fafst sie in der epischen Vergröfserung auf und zeigt denselben Sinn für die rohe Kraftäufserung wie jene, verschieden darin von Abbo, so sehr auch dieser die Dinge zum Wunder zu stempeln bestrebt ist. Auch dies deutet, wie es scheint, darauf hin, dafs der Verfasser des Bruchstücks einen sachlichen Anteil an seinem Werke nicht hatte, dafs vielmehr das Stoffliche bis in die Einzelheiten hinein ihm aus seiner Quelle zuflofs, gerade so wie dem Dichter des *carmen de proditione Guenonis* aus dem Rolandepos.

Gesetzt nun aber, diese Quelle wäre eine Prosaerzählung, wie sie oben vorauszusetzen versucht wurde, gewesen, so würde in derselben hiernach die nämliche Erzählweise, wie im Haager Bruchstück und den *chansons de geste,* es würden in ihr auch jene in den *chansons de geste* wieder begegnenden zahlreichen typischen Einzelheiten der Schilderung bereits vorhanden und

[1] Viel zahmer klingen die begeisterten Berichte in geschichtlicher Darstellung von ähnlichen Kraftbieben, vgl. Guillelmus Tyr. V. 6 *Dux vero Lotharingus* ... postquam multorum capita loricatorum, sine actus repetitione, solita virtute amputavit, unum de hostibus protervius instantem, *licet lorica indutum, per medium divisit,* ita ut pars ab umbilico superior ad terram deciderat. *Obstupuit* populus, *visa facti novitate* (sic) ...

in nationalen Prosasagen des 10. Jahrhunderts durchgebildet gewesen sein, in Erzählungen, die die Grundlagen gewesen sein würden für die späteren *chansons de geste* mit geschichtlichem Kern und geschichtlichen Gestalten und vielleicht schon noch in anderen, die diesen nacherfunden wurden. Mit solchen Erzählungen würde man dann unsere aus dem Volksmund aufgenommenen Prosamärchen mit ihren typischen Gestalten von wunderbarer Schönheit und Kraft oder auch absonderlicher Bizarrerie, mit ihren gleichartigen Motiven, ihren phantastischen Lösungen von Schwierigkeiten und Konflikten, ihren stehenden Wendungen zu vergleichen haben, da Ähnlicheres sich nicht darbietet; und längere Märchen, die in einer Reihe von Episoden das Schicksal ihrer Hauptfiguren entwickeln, würden heranzuziehen sein, um zu zeigen, daſs es des Verses nicht bedarf, um einen Stoff, wie er im Haager Bruchstück bearbeitet vorliegt, mit allen seinen Einzelheiten im Gedächtnis jahrhundertelang zu festigen. Möchten immerhin die Gradverschiedenheit im Typischen des Märchens und der *chanson de geste* und der Unterschied zwischen Sage und Märchen und ihrer Erzählweise gegen solche Gleichstellung betont werden, und mögen auch die S. 303 f. gegen längeren Fortbestand geschichtlicher Einzelheiten in der Sage erhobenen Bedenken ihre Kraft behalten, man kann zugeben, daſs das ebenfalls jahrhundertelang mündlich, öfter wesentlich gleichartig, wie es scheint, fortgepflanzte Märchen der Annahme, es müsse eine *chanson de geste* die Grundlage des Haager Bruchstücks gebildet und eine *chanson de geste*-Dichtung im 10. Jahrhundert bestanden haben, allerdings im Wege steht.

Freilich ist der Unterschied zwischen einer Prosasage, die sich in der Darstellung, Schilderung und in typischen Wendungen oder Auffassungen des Gegenstandes mit den *chansons de geste* völlig deckte,[1] und der *chanson de geste* ein verschwindender,

---

[1] Die Nachrichten des Monachus S. Gallensis über Karl den Groſsen und seine Zeit kommen, abgesehen von ihrem verschiedenen Charakter, für die 'Prosasage' nicht in Betracht, weil sie Berichte der zweiten Generation sind und auf einen Zeitgenossen Karls des Groſsen zurückgehen, der Selbsterlebtes und Selbsterfahrenes mitteilte. Das vereinzelte Sagenhafte an einigen der Berichte entstammt epischer Überlieferung älterer Zeit und der heroisch-epischen Auffassung der Vergangenheit; es hat nie die Züge einer ausgeführten Prosasage.

Digitized by Google

da in dieser nur der Vers hinzutritt; aber hält man Prosasage in dem angegebenen Sinne und von der zur Erklärung des Haager Bruchstücks erforderlichen Form für möglich, so ist, allerdings nur in diesem Falle, einzuräumen, dafs die Zergliederung des Haager Gedichts über Prosasage nicht zwingend hinausführt, und die Berechtigung fehlt, aus ihm auf eine *chanson de geste*-Dichtung im 10. Jahrhundert zu schliefsen. Gesetzt jedoch, es liefse sich eine epische Laiendichtung in Frankreich für jene Zeit auf anderen Wegen nachweisen oder wahrscheinlich machen, so würde die lediglich auf die immerhin unsichere Analogie des ausgeführteren Märchens gestützte ausgeführte Prosasage von typischer (litterarischer) Gestaltung wohl erheblich an Wahrscheinlichkeit verlieren, und die Benutzung einer *chanson de geste* durch den Dichter des Haager Bruchstücks mit gutem Grunde nicht beanstandet werden können. Auf diesem Wege mufs somit die Untersuchung der Frage zu Ende zu führen gesucht werden.

Da von germanischen Heldengedichten, wie Waldere, Beowulf oder Hildebrand, und von Zeugnissen dafür aus der Zeit Karls des Grofsen nicht ohne weiteres auf französische Heldenlieder in derselben Zeit geschlossen werden kann (man würde sonst mit gleichem Recht solche auch für Italien oder Spanien in Anspruch nehmen dürfen, wo jedwede Spur davon fehlt), so sind die einzigen unzweideutigen Stellen für französische Heldendichtung vor dem Rolandslied die bekannten Erwähnungen von Gedichten in der Volkssprache Frankreichs bei Ordericus Vitalis (vor 1141; *vulgo canitur a joculatoribus de illo,* d. i. Guillaume de Gellone, *cantilena,* libr. VI, 3) und in der Vita von Guillaume de Gellone, die jetzt ins erste Viertel des 12. Jahrhunderts gesetzt wird *(qui chori juvenum, qui conventus populorum, præcipue militum ac nobilium virorum, quæ vigiliæ sanctorum dulce non resonant et modulatis vocibus decantant qualis et quantus fuerit, quam gloriose sub Carolo glorioso militavit . . .)*, über die Thaten des Guillaume d'Orange. Allein nach dem einen von diesen Zeugnissen fanden französische Heldengedichte in den ersten Jahrzehnten des 12. Jahrhunderts bereits eine gewerbsmäfsige Verbreitung durch die Jongleurs; sie sind demnach nicht erst in der Zeit jener Berichterstatter entstanden. Man wird aber weiterhin auch in der Anwendung

des alten zehnsilbigen Verses des französischen Heldengedichts für die ans Volk sich wendende Alexiuslegende aus der Mitte des 11. Jahrhunderts, deren Verfasser doch schwerlich den zehnsilbigen Vers erfunden und in die *chanson de geste* übergeführt hat, der vielmehr, wie die geistliche Dichtung der späteren Zeit, sich einer die Hörer, die er erbauen wollte, durch Neuheit nicht befremdenden, leicht auffaſsbaren, ihnen bereits geläufigen Versform bedient haben wird, um wie in Worten, so auch in der Gliederung derselben allgemeiner verständlich zu werden, eine Hindeutung darauf erblicken, daſs der bevorzugte Vers des französischen Heldengedichts schon in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts vorhanden und verbreitet war, und in der Verwendung des volkstümlichen zehnsilbigen Verses in der Alexiuslegende den eigentümlichen Umstand erklärt finden, daſs nur sie und, soweit wir wissen, keine andere französische Legende, selbst solche nicht, die von französischen Heiligen handelten, der Umbildung in die Form der *chanson de geste* teilhaft geworden ist. Und wird solche Volksmäſsigkeit des zehnsilbigen Verses eingeräumt, der, wenn er eine lateinische Grundlage hatte, doch von jeder heranziehbaren lateinischen Versart unendlich viel weiter als irgend ein anderer romanischer Vers lateinischen Ursprungs vom Grundschema (weil es in ihm nicht entfernt mehr sichtbar ist) abgewichen wäre (was doch wieder nur durch Einmischung ungeübter Laienhand erklärbar würde), so berechtigt die Anwendung des Zehnsilbners in Verbindung mit der Tiradenform[1] und

[1] Sie ist, soweit mir bekannt, in der lateinischen Dichtung des Mittelalters niemals zur Anwendung gekommen. Das Bruchstück auf Faro von Meaux bleibt, weil es sich selber als Nachbildung einer Dichtung für das Volk ausgiebt, auſser Betracht; es ist überdies zu kurz, und sein Verhältnis zur Grundlage zu wenig bestimmt, um als lateinisches Gedicht in Tiradenform angesehen werden zu können. Augustins Abundantia-Hymnus ist durchgereimt und geht in seinen 267 Versen durchaus auf unbetontes *e* aus. Durchreimung des betonten weiblichen Wortausgangs hat statt in dem Planctus (Pertz, Scr. XI, 51) auf Herzog Friedrich von Österreich († 1246), dessen 28 Verse auf *-isti* ausgehen. Ein vielleicht noch dem 11. Jahrhundert angehöriges Lobgedicht auf den Bischof Godehard von Paderborn († 1038) zeigt in den beiden Absätzen von 12 und 22 Versen, aus denen es besteht, einmal den durchgeführten Reim in *avit*, das andere Mal in *atur* (Pertz, Scr. XI. 221), auch hier liegt nicht entschieden Tirade vor, und wenn, so aus späterer Zeit, als in der Volkssprache des südlichen Frankreichs. Dasselbe gilt von der Reimchronik

Digitized by Google

dem assonierenden Reim im altprovençalischen gleichfalls für die Laien berechneten Boethiusgedichte des 10. Jahrhunderts, den Zehnsilbner, die Assonanz und selbst die Tirade der *chanson de geste* in der epischen Laiendichtung sogar schon wenigstens für die Zeit des Haager Bruchstücks selbst, für das 10. Jahrhundert also vorauszusetzen.

Ferner ist die Formgebung der ältesten *chanson de geste*, des Rolandsliedes in seiner philologisch erreichbaren ältesten Gestalt (um 1100), von der Art, dafs es die *chanson de geste*-Dichtung bereits auf der Stufe des Verfalls vor Augen führt; denn die in vollster Deutlichkeit darin hervortretenden Spuren gedankenloser, mit Phrasen sich begnügender, gegen die gröbsten Widersprüche gleichgültiger Bearbeitung und Nacharbeit weisen auf die für Gedichte über Guillaume d'Orange bezeugte gewerbsmäfsige Verwertung und Verbreitung auch anderer *chansons de geste* bereits im Anfang des 12. Jahrhunderts hin, die, wie jeder Geschäftszweig, zur Ausbildung ihrer Handgriffe und Gewohnheiten aber wiederum längerer Zeit bedurfte und nicht das älteste Stadium der *chanson de geste*-Dichtung darstellen kann. Die eigentliche Blütezeit der französischen Heldendichtung, in der die epische Formel noch nicht den Reim macht, den der Hörer vom Jongleur verlangte, in der das zu Sagende nicht blofser Wiederhall der Worte anderer ist, sondern aus dem mit den entspre-

(nach 1268) bei Pertz, Scr. XXV, 350 ff. Die Durchreimung in regelmäfsigen drei- bis vierzeiligen Strophen, der man schon frühzeitig, aber vereinzelt, in der lateinischen Hymne begegnet, erklärt die Tiradenform nicht. Dieselbe war leicht nur in Sprachen, die viele betonte Ableitungs- und Flexionssilben besitzen, wie das Französische und Provençalische (in den einreimigen Strophen der Passion des 10. Jahrhunderts, z. B. 13, 14, 50, 124, und in den vierstelligen Reimreihen des Leodgar, z. B. 12, 28, überwiegen immer die betonten Flexionssilben; in dem erwähnten lateinischen Planctus und Lobgedicht reimt die nämliche Verbalendung), durch welche die Bildung beliebig langer einreimiger Absätze erleichtert wird. Es verdient jedenfalls Beachtung, dafs in den proparoxytonen romanischen Sprachen, wie Italienisch, Spanisch u. a., die Tirade unbekannt ist, in dem oxytonen (und paroxytonen) Französisch und Provençalisch dagegen besteht, und hier gerade den Erzeugnissen volksmäfsiger Dichtung eigentümlich ist. Auch in dem proparoxytonen Lateinisch war sie erschwert und wird sich deshalb nicht schon in dieser Sprache ausgebildet haben; sie wäre somit französischen Ursprungs und jünger als die Unterdrückung der nachtonigen Vokale in Frankreich.

Digitized by Google

chenden Vorstellungen ausgestatteten Kopf und dem ergriffenen Herzen hervorquillt, in der die Sache und nicht schon das Wort als poetisch gilt, und um der Sache, nicht um der Worte willen gedichtet wird, in der der Ausdruck der Ergriffenheit und der Teilnahme für den Gegenstand, wie sie noch in gar manchen Versen des Rolandsliedes zu uns spricht und die Fähigkeit mit wenigen, das Darzustellende an seinen wesentlichen Seiten packenden Worten anschauliche Bilder von Personen, Schauplätzen und Ereignissen, wie gleichfalls mehrfach im Rolandslied geschieht, vor Augen zu führen, dem Ependichter noch zur Verfügung steht, mufs also bereits spätestens in die erste Hälfte des 11. Jahrhunderts fallen, wegen der vielseitig mangelnden Einheitlichkeit der Darstellung im Rolandsliede erheblich vor die Zeit, wo es seine uns bekannte Gestalt erhielt. Da nun aber die *chansons de geste* nicht Nachbildung oder Fortführung einer epischen Dichtung in fremder — lateinischer oder deutscher — Sprache sind, sondern, weil jedwede materielle und formelle Ähnlichkeit mit deutscher oder lateinischer Heldendichtung fehlt, ein selbständiges Erzeugnis der französischen Laiendichtung, das im französischen Boden wurzelte und dort seine Anfänge hat, so müssen der Blütezeit tastende Versuche vorangegangen sein in der Richtung auf die im 11. Jahrhundert bereits gefestigte und mehrere Jahrhunderte hindurch unverändert gebliebene Form epischer Darstellung und epischen Gesanges, mit denen wir wiederum in die Zeit wenigstens des Haager Bruchstücks, also ins 10. Jahrhundert gewiesen werden. Kaum ist zu befürchten, dafs man mit solchem Zurückgreifen auf eine frühe Entstehungszeit der nationalen französischen Epik zu weit gehen kann, wenn man die Ständigkeit dichterischer Form und Richtung in litterarischen Gattungen bedenkt, die auch in neuerer Zeit, z. B. in Roman, Drama, Lyrik auffällt, worin von einer Generation zur anderen nur leise Änderungen, gewöhnlich nur im Interesse der Erreichung einer klassischen Form (wenn nicht etwa Originalität der litterarischen Schöpfung oder Formenwechsel Grundsatz des schriftstellerischen Schaffens wurde), eingetreten sind. Man denke beispielshalber an die langsame Entwickelung des französischen Romans, an das moderne Trauer- und Lustspiel, die noch so viele Bestandteile in Inhalt und Form mit ihren Vorläufern im 16. und 17. Jahrhundert gemein haben, an die Eintönigkeit des provença-

Digitized by Google

lischen Minnegesangs, der altfranzösischen Abenteuerdichtung, der lateinischen Legende des Mittelalters u. a. m. Die Ständigkeit der Form, der Gestalten, der Motive, der Mittel der Darstellung, des Aufbaues und der Gliederung eines dichterischen Ganzen, die Langsamkeit und Allmählichkeit der Abänderung des Überlieferten und Hergebrachten im Schrifttum eines Volkes ist, wie die Allmählichkeit in der Entwickelung des Wissens, der Sitten, Staatseinrichtungen und aller anderen geistigen Bethätigung, eine einfache psychologische Notwendigkeit, die der Schaffende gegenüber der empfangenden Masse, auf die er zu wirken sucht, nicht aufheben kann. Das Gegebene und Überlieferte ist es, was die Grundlage seines geistigen Inhalts ausmacht, an dem er wird, in dem er sich bewegen, an das er anknüpfen mufs, wenn er das Persönliche, zu dem er durch eigenartige innere und äufsere Erfahrung in der Dauer seines Lebens etwa gelangt ist, zum Besitz anderer machen, der Menge darin verständlich, von ihr gewürdigt und anerkannt werden will. Die Langsamkeit und Allmählichkeit der Veränderung im Denken und Dichten ist es, die es möglich macht, einem wissenschaftlichen Gedanken und einem schriftstellerischen Werk seinen Platz in der Zeit anzuweisen, die berechtigt, es für undenkbar zu erklären, dafs Jean Jacques Rousseau ohne die englische Aufklärung, Malherbe ohne die Plejade, Rabelais ohne Folengo, die altfranzösischen Prosaromane ohne Volksepen, die Chronik ohne die Annalen, das Rolandslied ohne vorangegangene Epen von weniger festem Gefüge, geringerer Vielfältigkeit der Darstellungsmittel und minderer Häufung von Gemeinplätzen möglich gewesen wären. Auch in der Litteratur ist alles nur Glied in einer Kette von Entwickelungen, und die *chanson de Roland* ist teils zu vollkommen, teils zu entartet, um das erste Glied in der Kette der nationalfranzösischen Heldendichtung sein zu können. Wir nähern uns auch bei dieser Erwägung der Epoche des Haager Bruchstücks und erkennen sie als eine Zeit, der epische Dichtung für das Volk schon nicht mehr fremd gewesen sein kann.

Noch weiter zurück führt die Betrachtung der stofflichen Seite der ältesten *chanson de geste.* Man wird bezweifeln dürfen, dafs heute ein Volksschriftsteller aus der Idee des Epos und den im Schulunterricht etwa erlangten Kenntnissen und Vorstellungen vom Dreifsigjährigen Kriege heraus, ohne Einblick

in die Quellen und deren Bearbeitungen, im stande wäre, eine anschauliche Darstellung von den Kämpfern und Kämpfen oder von einer Reihe zusammenhängender Schlachten des Dreifsigjährigen Krieges zu entwerfen, die auch nur annähernd ohne Zuhilfenahme von Reminiscenzen aus gleichartiger Dichtung den Grad von Lebendigkeit, Leibhaftigkeit, Bestimmtheit und verhältnismäfsiger Treue besäfse, wie die *chanson de Roland* aus dem Ende des 11. Jahrhunderts, die den geschilderten Ereignissen noch ferner steht, als es eine solche angenommene Dichtung sein würde. Die Krieger des Rolandsliedes sind nicht die Soldaten oder Führer des ersten Kreuzzuges; eine Gestalt wie Kaiser Karl bot dem Dichter seine Zeit nicht; das Verhältnis der Heerführer zum Kaiser, sowie ihr Charakter und trotziger Kampfesmut sind von anderer Art, als das Verhältnis der Fürsten Frankreichs im 11. Jahrhundert zu ihrem Könige und deren Denk- und Handelsweise; das Rolandsgedicht kennt Karl den Grofsen als Beherrscher des Abendlandes; es zeigt eine annähernd richtige Vorstellung von dem Schauplatz der Kämpfe im nordöstlichen Spanien und seiner topographischen Verhältnisse; es bewahrt in seinen Gestalten und Ereignissen eine Anzahl geschichtlicher Thatsachen, und seine Anachronismen sind archaisiert, an die alte Überlieferung angeglichen, nicht ist nach ihnen die Erzählung und Schilderung umgebildet oder modernisiert worden; der Dichter beschreibt die Ereignisse gleich einem Augenzeugen, er fühlt mit seinen sterbenden Landsleuten und seinem leidenden Heldenkaiser, und bekundet eine Wärme der Anteilnahme, wie sie bei Selbsterlebtem nur gewöhnlich ist; man fragt sich, woher kamen einem Dichter am Ende des 11. Jahrhunderts diese Kenntnisse, dieses Mitgefühl, diese Fülle archaischer, der Vergangenheit entsprechender Anschauungen, diese Festigkeit in der Auffassung des Charakters seiner Figuren, die überraschende Gestaltungskraft gegenüber Dingen, die 300 Jahre hinter ihm zurücklagen? Durch Geschichtsunterricht oder Lesen lateinischer Bücher natürlich nicht, denn diese boten von alledem nichts, und jener war nicht vorhanden. Durch von altersher fortgeführte Prosaerzählungen oder Prosaepen gewifs aber ebensowenig, denn sie erklären, wenn sie nicht in feststehende Worte gefafst, das Archaische und die Stimmung des Rolandsliedes nicht, da sie beständiger Modernisierung in dieser Hinsicht durch die

Digitized by Google

veränderte Auffassung der Dinge bei den Nacherzählern jüngerer Generationen ausgesetzt waren; wenigstens zur Erklärung der Stimmung des Rolandsliedes, des darin so deutlich sich aussprechenden Mitgefühls, würde die S. 312 herangezogene Parallelisierung mit dem ausgeführten Märchen nicht mehr genügen können. Also doch wohl nur aus einer durch den Reim und Vers gefestigten Erzählung, die der Veränderung Schranken zog, werden die stofflichen Archaismen des Rolandgedichtes zu verstehen sein. Nicht im mindesten soll dabei bezweifelt werden, dafs solcher Darstellung in Versen mündliche Berichte über die Ereignisse bei Ronceval in jedermanns Sprache und Berichtweise einst vorangingen; aber es kann nicht Generationen gedauert haben, bevor ihnen die Fessel des Verses angelegt wurde, wenn etwas von den schmerzlichen Eindrücken, die das Ereignis hervorrief, sich noch in unserem Rolandsliede wiederspiegeln konnte, wo doch bei Geschichtschreibern und Dichtern der Zeit Karls des Grofsen jedwede Erwähnung des Ereignisses entweder fehlt oder in nüchterner Sachlichkeit davon gesprochen wird wie bei Einhart, der einer tieferen Nachwirkung auf Karl den Grofsen und nur mit einer Zeile gedenkt. Welcher Art und von welcher Form jene Erzählungen in Versen gewesen sein mögen, ist für unsere Frage ohne Bedeutung; es ist genug zu wissen, dafs sie vermocht haben müssen, die im Rolandslied enthaltenen geschichtlichen Thatsachen, die Hauptcharaktere und zutreffenden topographischen Angaben desselben, sowie den Ton erschütterten Mitgefühls der Rolanddichtung zu vermitteln, dafs mithin Grund vorhanden ist, die Anfänge der karolingischen Ependichtung (romanzenartig war sie jedenfalls nicht) schon in die Zeit bald nach Karls des Grofsen Tode zu verlegen.

Oder hätte es andere und geeignetere Zeiten gegeben, um Keime der karolingischen Heldendichtung zur Entwickelung zu bringen? Einer ihrer Grundzüge ist das Gefühl der Sieghaftigkeit und der Überlegenheit über die Feinde des Vaterlandes und der Christenheit an den Grenzen Frankreichs, die Überzeugung von dem Beruf der Franzosen, unter göttlichem Schutze und göttlicher Hilfe die Widersacher des Christentums zu vernichten. Jenes Gefühl und jener Glaube konnten aber unter keinem französischen Herrscher nach Karl dem Grofsen mehr entstehen, da sie ihr Volk nicht mehr zum Siege führen, ihre Machtsphäre

Digitized by Google

sich mehr und mehr verringert, die Feinde Frankreichs oder der Christenheit an den französischen Grenzen verschwunden sind oder sich innerhalb derselben behaupten. Die Zeit für Entstehung des nationalen Stolzes, der imponierende Erfolge zur Voraussetzung hat und den die geringste *chanson de geste* atmet, hat kaum die Regierung Karls des Kahlen überdauert, und nur eine Zeit nationaler Grofsthaten konnte jene Vorstellung von der eigenen Heldenhaftigkeit und die Neigung zu nationaler Selbstverherrlichung unter den Franzosen wecken, die von den Epen mit geschichtlicher Grundlage ausgehend, vermöge der Ständigkeit dichterischer Darstellung in den spätesten und schwächlichsten Nachahmungen derselben festgehalten worden ist. Nicht aus blofser Erinnerung spätester Geschlechter an die einstige Gröfse, den einstigen Ruhm und Glanz, der von Karl dem Grofsen her auf das französische Volk fiel, konnte die die Nation verherrlichende Heldendichtung Frankreichs erwachsen, weil das Bewufstsein der verlorenen Gröfse und die Klage darüber sich nirgends mit dem der unfehlbaren Sieghaftigkeit in ihnen mischt, was doch erwartet werden müfste, wenn vielleicht die Empfindung der Kleinheit der Gegenwart und ihr Gegensatz zu der grofsen Vergangenheit eine spätere Zeit zur nationalen Heldendichtung hätte hinleiten sollen. Und hätten wohl Prosaerzählungen über Karls des Grofsen Thaten den hohen Ton, auf den Dichtungen, wie die *chanson de Roland,* gestimmt sind, das Echo jenes nationalen Selbstgefühls, in Versbearbeitungen aus dem Ende des 11. Jahrhunderts überzuleiten vermocht? Es scheint nicht glaublich, da wir stets den Berichten über Geschehnisse unserer Zeit, die uns von verschiedenen Seiten zukommen, den Stempel der Persönlichkeit der Erzähler aufgedrückt sehen, da sich der Novellenstoff in den Bearbeitungen verschiedener Zeiträume und Länder ganz verschiedenen Absichten, Gesinnungen und Anschauungen fügt und der nämliche 'Sagenstoff' bald tragische, bald komische Verwertung erfahren hat.

Der Zustand der Volkssprache Frankreichs im 9. Jahrhundert kann eine französische Laiendichtung epischen Inhalts bald nach der Zeit Karls des Grofsen nicht unwahrscheinlich machen. Die Verfügungen Karls des Grofsen über die Anwendung der Volkssprachen in der Predigt lassen erkennen, dafs das damalige Französisch schon nicht mehr als ein ungelenkes

Digitized by Google

Patois gegenüber dem Lateinischen angesehen wurde, denn es sollte abstrakte religiöse Vorstellungen zu verdeutlichen im stande sein. Die Sprache der Eide von Strafsburg ist unbeholfen vermutlich ja nur deshalb, weil sie sich einer lateinischen Vorlage anzuschmiegen hatte. Den Reichtum des Französischen an Wörtern, an Wort- und Satzverbindungsmitteln zu jener Zeit erfahren wir aus der Menge der alt- und neufranzösischen Erbwörter, in denen wesentlich auch das Rolandsgedicht noch geschrieben ist. Die deutschen Sprachdenkmäler des 9. Jahrhunderts in Versen berechtigen, in französischer Sprache eine gleiche Entwickelung litterarischer Darstellungskunst zur selben Zeit vorauszusetzen; als Publikum für französische epische Dichtungen im 9. Jahrhundert mufs man natürlich nicht unterste Volkskreise denken, denn sie bildeten nicht allein die des Lateinischen Unkundigen: die Fürsten, die Heerführer, Verwalter, Beamte, Baumeister, Künstler u. s. w., die Karls und seiner Nachfolger Kriege führten oder ihre Hofhaltung leiteten und zu einer glänzenden zu machen verstanden, hoben sich aus der des Lateinischen unkundigen Laienmasse durch geistige Bedürfnisse und Intelligenz genugsam ab, um für Dichtung in ihrer Sprache, soweit jene erweckt sein konnte, empfänglich zu sein. In ihrem Kreise selbst wird französische Dichtung sich gebildet, aus- und umgestaltet haben, ehe sie an die Spielleute überging; noch das Rolandslied zeigt zuviel Hoheit und zu wenig von dem plebejischen Sinn jüngster *chansons de geste,* als dafs es niederen Ursprungs sein könnte. Und da für das geringste litterarische Erzeugnis, auch für das sogenannte Volkslied, ein wenn auch noch so geringer Grad sprachlichen Bewufstseins und litterarischen Verstandes erforderlich ist, würden diese Eigenschaften auch den ersten Bewunderern Karls des Grofsen, die das Andenken an ihn im Gedicht verewigen halfen, nicht abgesprochen werden können. Der Volkssänger trug dann dazu bei, Karl die Popularität zu verschaffen, die er über die Zeit hinaus, wo man seine Thaten in *chansons de geste* pries, in- und aufserhalb Frankreichs im Mittelalter besafs.

Diese Erwägungen sind es vor allem, die in dem Verfasser die Überzeugung von dem hohen Alter nationalepischer Dichtung, dem Vorhandensein einer *chanson de geste*-Dichtung lange vor dem Rolandslied und einer französischen Grundlage des Haager

Digitized by Google

Bruchstücks erweckten. Sind die Gründe für die Anwendung des zehnsilbigen Verses und der Tirade im 10. Jahrhundert für die Langsamkeit der Entwickelung der Darstellungskunst in der ohne Mitwirkung eines fremden Vorbildes ins Leben getretenen nationalen französischen Epik u. s. w. haltbar, so wird man der doch wenig gesicherten Annahme ausgeführter Prosaerzählungen als Grundlagen französischer *chansons de geste* mit geschichtlichen Bestandteilen frühestens des 11. Jahrhunderts vielleicht meinen entraten zu können. Ist doch die ausgeführtere Prosaerzählung epischen Inhalts keine irgendwo gebrauchte Bestimmung des Begriffes der 'Sage', die Ebert vielmehr gleichfalls auf einen Grundriſs der Handlung und die Charaktere der Househelden beschränkt (s. o. S. 297), sondern nur ein in dem Bestreben, irreführenden Folgerungen aus dem Haager Bruchstück zu entgehen, hier angenommener Hilfsbegriff, ein Versuch, die eigentümliche litterarische Art des lateinischen Gedichts ohne Zuhilfenahme epischer Volksdichtung zu begreifen, die wir für frühe Zeit auf andere Wege uns gezwungen sehen anzunehmen — anzunehmen aus Wahrscheinlichkeitsgründen. Aber andere stehen in Fragen, wie die vorliegende, um eine Anschauung von den Dingen zu gewinnen, nicht zur Verfügung, da wir von der Beschaffenheit der Quelle des Haager Bruchstücks weder durch eine glaubhafte Aussage aus der Vergangenheit Nachricht erhalten, noch die Quelle selbst besitzen. Immerhin fallen, so möchte es dem Verfasser scheinen, jene Wahrscheinlichkeitsgründe ins Gewicht gegenüber einer Herleitung der lateinischen Dichtung aus einem nicht reelleren, ja wohl ungleich weniger wahrscheinlichen Gebilde, wie es die Gleichsetzung von 'Sage' mit ausführlicher litterarisch gefestigter Prosaerzählung epischen Inhalts in aller Augen sein wird.

Straſsburg i. E. G. Gröber.

Nachschrift. Aus brieflichen Mitteilungen Eberts läſst sich ersehen, daſs er nicht abgeneigt ist, für das 10. Jahrhundert episch-lyrische Dichtung in französischer Sprache anzunehmen und damit das Haager Bruchstück in Zusammenhang zu bringen, daſs er diese Anschauung zu erkennen zu geben nur keine Veranlassung bei Besprechung des Haager Bruchstücks in seiner Litteraturgeschichte zu haben meinte, und daſs er dort nur die Annahme von *chansons de geste* von der Art des Rolandsliedes im 10. Jahrhundert sowie den Gedanken ablehnen wollte, das Haager Bruchstück sei die Übersetzung eines solchen (s. o. S. 299).

Digitized by Google

Kleine Mitteilungen.

Altenglische Miscellen.

I.

In der Hs. Auct. F. 3. 6 der Bodleiana befinden sich auf Fol. 1 und Fol. 2^b folgende zwei Zaubersprüche aus dem 11. Jahrhundert, die ich hier genau nach der Hs. mitteile. Die aufgelösten Abkürzungen sind durch Kursivdruck kenntlich gemacht.

a.

(Fol. 1) ⁊ thebal guttatim aur*um* & thus de .† Abra ies*us* .† alabra ies*us* .† Galabra ies*us* .† wiđ þone dworh[1] .on .III. oflætan writ.

Vor ⁊ thebal *ist eine Zeile ausradiert. Etwas weiter unten auf derselben Seite steht* THEBALGUTTA, *dahinter Rasur von einigen Buchstaben.* [1] dworh *wohl für* dweorh, *vgl. Leechdoms* I, 364 *und* III, 38, *wo es Cockayne mit* 'convulsions' *übersetzt. Leechd.* III, 42 *hat Cockayne* Wiđ weorh *gedruckt, die Hs. hat aber auch hier* dweorh, *vgl. Wülker-Grein* I, 404 *und Wülkers Grundriß S.* 354.

b.

(Fol. 2^b) Gif men ierne blod of nebbe to swiđe sume[1] þis writađ. † ær grin[2] thonn struht fola . ær grenn tart strut onntria enn piathu[3] Morfona onnhel. ara carn leow gruth ueron .III.[4] fil cron diw .⋈. inro cron aer crio ær mio aær leno ge horsse ge men blod seten.

Vgl. Leechdoms II, 54, *wo derselbe Zauberspruch nach einer anderen Hs. mitgeteilt ist.* [1] *vor* sume *Rasur von* S. [2] g:rin] *hinter* g *Rasur von* e; *das* g *hat in diesem Stück die altengl. Form.* [3] *man kann auch* wiathu *lesen.* [4] III *in der Hs. durchstrichen.*

II.

Folgenden Segen gegen Fieber fand Herr Hofrat Schenkl auf einem leeren Blatte am Ende der Hs. Quarto 5 der Kathedralbibliothek zu Worcester und stellte mir seine überaus sorgfältige und korrekte Abschrift (ich habe seitdem Gelegenheit gehabt, sie mit der Hs. zu ver-

21*

Digitized by Google

gleichen) auf das liebenswürdigste zur Verfügung. Der Segen stammt von einer Hand aus dem Ende des 10. *oder Anfang des* 11. *Jahrhunderts her. Die Interpunktion und die Worttrennung der Hs. habe ich unberücksichtigt gelassen; die Abkürzungen sind aufgelöst und in den englischen Teilen durch kursiven Druck angedeutet, in den lateinischen Teilen dagegen sind sie unbezeichnet geblieben. Im Gebrauch der grofsen und kleinen Buchstaben folgt mein Abdruck genau der Hs. Das* g *hat in dem englischen Teil die altengl. Gestalt.*

Ðis mæg wið gedrif. genim .ix. oflætan 7 gewrit on ælcere on þas wisan: ie*sus* chri*stus*, 7 sing þærof*er* .ix. pat*er* nos*ter* 7 syle ætan[1] ænne dæg .III. 7 oðerne .III. 7 ðriddan .III. 7 cweðe æt ælcon siðan þis of*er* þone mann. In nominę domini nostri, iesu christi, et in nomine sancte et indiuiduę trinitatis et in nomine sanctorum .VII. dormientium, quorum nomina hec sunt: Maximianus, Malchus, Martinianus, Iohannes, Seraphion, Constantinus, Dionisius . ita sicut requieuit dominus super illos, sic requiescat super istum famulum dei N. coniuro uos, frigora et febres, per deum uiuum, per deum uerum, per deum sanctum, per deum, qui uos in potestatę habet, per angelos, archangelos, per thronos et dominationes, per principatus et potestates, per totum plebem dei et per sanctam mariam, per XII apostolos, per XII prophetas, per omnes martires, per sanctos confessores et sanctas uirgines et per IIII^{or} euuangelistas, Matheum, Marcum, Lucam, Iohannem, et per xx^{ti} IIII^{or} seniores et per cxlIIII^{or}[2] milia, qui pro christi nomine passi sunt, et per uirtutem sancte crucis adiuro[3] . . . . . . tor uos diabolicum . . . . . t non habe . . . s ullum . . . . malum.

[1] ætan] *das* n *über der Zeile.* [2] cxlIIII] *hinter dem* c *Rasur von* l.
[3] *Der untere Teil des Blattes ist ganz schwarz, wodurch der Schlufs unleserlich geworden ist.*

III.

Unter einer Anzahl von beschriebenen Papier- und Pergamentfragmenten, die von alten Buchdeckeln abgelöst jetzt zu einem Bande vereinigt sind, befindet sich ein Pergamentblatt, auf dessen Vorderseite nachfolgende ae. Rezepte von verschiedenen Händen des 11. *Jahrhunderts geschrieben stehen. Auf der Rückseite desselben sind einige lateinische Wörter als probatio pennæ gekritzelt. Die Kenntnis dieser ae. Fragmente verdanke ich der Freundlichkeit des Herrn Allnutt, assistant in the Bodleian Library, der sie entdeckte und mich darauf aufmerksam machte. Der Band befindet sich im Besitze des Lord Robartes, der mit liebenswürdigster Bereitwilligkeit mir die Erlaubnis erteilte, alles, was mir wünschenswert erschiene, daraus zu veröffentlichen. Die in dem Bande sonst enthaltenen Fragmente sind gröfstenteils lateinisch, ich sah aber darunter zwei mittelenglische Bruchstücke:*

1) *Fragmente der längeren mittelengl. Fassung der Partonopeussage (herausg. von Buckley, London* 1882, *für den Roxburghe Club).*

Digitized by Google

Diese Fragmente, die von einer Hand aus der Mitte des 15. *Jahrh. herrühren, sind inzwischen von Wülker in der Anglia* XII, 607 *ff. veröffentlicht worden.*

2) *Ein Bruchstück einer bisher ungedruckten metrischen Homilie aus derselben Sammlung, zu welcher die von Small herausgegebenen English Metrical Homilies, Edinburgh* 1862, *gehören. Die betreffende Homilie steht in der Hs. Ashmole* 42 *auf Fol.* 132ᵇ. *Der Schrift nach scheint das Fragment aus der Zeit um* 1400 *zu stammen.*

Das Blatt, auf dem die ae. Rezepte stehen, ist aus dem Einbande eines Exemplars der Fabulæ de schematibus et tropis P. Mosellani *herausgenommen worden, die im Jahre* 1558 *in Antwerpen gedruckt worden sind. Die Hs., der es ursprünglich angehörte, wird wohl eine derjenigen gewesen sein, von denen Bishop Bale neun Jahre früher in der Vorrede zu 'Leland's New Yeares Gift to King Henry* VIII. 1549' *berichtet hatte:* 'Some they sold to the grossers and sopesellers, and some over see to the bokebynders, not in small nombre, but at tymes whole shyppes fulle, to the wonderynge of the foren nacyons.'

Die Rezepte rühren von drei verschiedenen Händen des 11. *Jahrh. her, indem die erste Hand* a, *die zweite* b, d, e, *die dritte* c *geschrieben hat. In dem ersten Rezept erscheinen die Buchstaben* f, g, r *in der fränkischen Form, in den übrigen haben sie die altenglische Gestalt. Das zu* II *über die Einrichtung des Abdruckes Bemerkte gilt auch hier.*

a.

Wiđ heortæce. genim brade bisceopwyrt ⁊ feldbisceopwyrt ⁊ greate wyrt ⁊ galluc ⁊ gagul ⁊ hindehæleþan ⁊ organan ⁊ æþelferþincwyrt ⁊ harehunan ⁊ saluian ⁊ hofan ⁊ garcliuan ⁊ fifleauan ⁊ hamerwyrt ⁊ fęrwyrt[1] ⁊ mucgwyrt ⁊ suđerne wudu ⁊ cnuca ealle tosomne ⁊ dô ealu. drinc, þonne đê þearf sî.

b.

Wiþ lungenadle. hennebelle[2] moran ⁊ harehunan, betonican, wylle on ealoþ ⁊ drince þa hwile, þe him þearf si. Supe syþþan ane hennescille[3] fulle gemyltere buteran, wreo hine syþþan wearme ⁊ beo him syþþan stille.

c.

Hat wyrcean þe sylf wennsealfe. man sceal niman clæne hunig, swylc man to blacan briwe deþ, ⁊ wyllan hit neah briwes þicnesse ⁊ niman rædic ⁊ elenan[4] fillan ⁊ hrefnesfot;[5] cnocian,[6] swa man betst mæge, ⁊ wringan þon*ne* þa wyrta ⁊ geotan þ*æt* wos þærto ⁊, þon*ne* hit beo forneah gewylled, cnucian godne dæl garleaces ⁊ don þærto ⁊ piperian, swaswa þe þince.

d.

† wiþ wennas[7] sealf. hwerhwettan[8] moran ⁊ ane handfulle sperewyrte ⁊ wildne nǽp ⁊ wuduwexan moran wylle on mealtealoþ, wringe þurh linenne claþ, wylle on hunigteare. nime þon*ne*[9] clænne

lengtenbere 7 grinde on handcwyrna; nime seþþan mæderan 7 drige on handcwyrna[10] 7 grinde reades caules sædes ane handfulle on piporcwyrna,[11] wylle hit eal togædere, na to hearde. þyge on wucan þriwa, swa him betsþ to onhagige. þeos sealf deah wiþ wennas 7 wiþ þone flowendan fic. þeah heo styriende[12] sy, ne onscunige he hi for þam.

e.

Wiþ liferadle. nim liferwyrt[13] 7 bere hi man ham onder[14] cneowe 7 wylle on anes hiwes[15] cumeolce, mengge buteran to.

[1] ferwyrt *ist mir sonst nicht bekannt; Leechdoms* II, 154 *kommt ein* ferdwyrt *vor.* [2] *Die Form* hennebelle *findet sich Leechd.* I, 94, 6 *als Acc. Sing.; sonst ist es ein schw. Fem., vgl. Leechd.* III, 60. [3] hennescille *ist wohl verschrieben für* henneægscille. *Vgl. Leechd.* I, 376 do win twa ægscille fulle. [4] *Mit* elenan *schliefst die Zeile in der Hs. Es ist wohl dahinter* 7 cyr *zu ergänzen, das am Zeilenschlufs leicht ausfallen konnte. Die Urhandschrift wird* elenan 7 cyrfillan *gehabt haben; vgl. Leechd.* III, 12. [5] *Hinter* hrefnesfot *steht von anderer Hand über der Zeile* næp. [6] *Neben* cnucian *kommt die Form* cnocian *mehrfach vor; vgl. Kluge, Indicia monasterialia* 86 *(Techmers Zeitschrift* II, 125); *Leechdoms* I, *Ms. B; vgl. ferner Reimann, Die Sprache der mittelkentischen Evang., Berlin* 1883, *S.* 19. [7] *Wegen anderer Mittel gegen* wennas *vgl. Zupitza, Zeitschrift für deutsches Altertum* XXXI, 46 *u.* 49. *Vor* wiþ *steht in der Hs. ein Kreuz.* [8] hwer] *das* w *über der Zeile.* [9] þñ *Hs.* [10] *Statt dieses zweiten* handcwyrna *wird das Original irgend ein anderes Wort gehabt haben, etwa 'im Ofen'. Das vorhergehende* handcwyrna *war die Veranlassung, dafs der Schreiber es auch hier anstatt des richtigen Wortes setzte.* [11] piporcwyrn *ist mir sonst nicht bekannt.* [12] styriende] y *aus einem anderen Buchstaben.* [13] liferwyrt *war bisher im Ae. nicht belegt.* [14] *So die Hs. für* under. [15] anes hiwes *bezieht sich natürlich nicht auf* cumeolce, *sondern auf ein dem Schreiber vorschwebendes* cu, *vgl. Leechd.* III, 24 æt anes heowe(s) cy 'a cow all of one colour'.

IV.

a. Ae. *cystian,* ne. *to chest* = in einen Sarg legen. Der älteste Beleg für ne. *to chest* in der angegebenen Bedeutung, den Murray in dem unlängst erschienenen fünften Hefte seines Wbs. anführt, stammt aus dem Jahre 1473; doch kommt das Wort schon in ae. Zeit vor. Vgl. Wulfstan S. 119 *Utan ...... fordferede þearfan mildheortlice cestian* (var. *cystian) and syddan bebyrian.* Vgl. auch meine Dissertation 'Über die Werke des ae. Erzbischofs Wulfstan', Weimar 1882, S. 70.

b. ae. *cryppan.* Zu den in Engl. Studien XI, 64 (Anm.) gegebenen Belegen ist noch ein weiterer aus Leechdoms II, 276 hinzuzufügen: *gecrypte hand fulle.*

c. In Wright-Wülker 497[26] steht die Glosse *strue, finc,* wo Wülker *finc* für lateinisch hält und demgemäfs kursiv druckt. Auch im Wortverzeichnis steht es unter den lateinischen Wörtern. Es ist aber ein gutes englisches Wort; vgl. Erfurter Gl. [Sweet, Oldest Texts] 1169 *fin = cella lignaria* und 1186 *fin = lignarium, ligneum*

Digitized by Google

(siehe auch Goetz, Index schol. hibern., Jena 1888—9, p. V). Dazu kommen auch: Wr.-Wülker 150 [30] *wudefine* = *strues* und Hpt. Gl. 464 *wudufine* = *strue, congerie.*

d. Ae. *oll* = 'Hohn, Schmach' u. s. w. Nach den Wörterbüchern soll dieses Wort nur im Dativ vorkommen, und zwar in Verbindung mit der Präposition *mid* (vgl. Bosworth-Toller S. 744 und auch das Glossar zu Sweets Anglosaxon Reader). Indessen begegnet das Wort auch sonst: vgl. Hpt. Gl. 453 *on ol* = *nequicquam, frustra, inaniter,* wo Bouterwek *holinga* ergänzen wollte, sowie auch Ms. Bodl. 340, Fol. 148 [b] *on oll ⁊ on edwit.*

Oxford. A. Napier.

Eine weitere Aufzeichnung der Oratio pro peccatis. *Anglia* XII, 499 *ff. hat H. Logeman nach zwei Handschriften des British Museum, B* = *Royal* 2 *B V und T* = *Tiberius A* 3, *ein altenglisches Gebet veröffentlicht, das in B die freilich nicht ganz passende Überschrift* Oratio pro peccatis *führt. Dieses Denkmal steht auch in der Handschrift Nr.* 391 *(früher K* 10) *des Corpus Christi College in Cambridge* (= *C*), *die aus Worcester stammt und um* 1064 *geschrieben ist (vgl. Wanley S.* 110). *Ich teile diese Aufzeichnung hier mit. Die Abkürzungen der Handschrift sind aufgelöst, aber durch kursiven Druck angedeutet; die Worttrennung und der Gebrauch grofser und kleiner Buchstaben ist stillschweigend geregelt, Interpunktion in der jetzt üblichen Weise gesetzt. Die abweichenden Lesarten von B und T, die ich Logeman entnehme, habe ich, von ein paar Fällen abgesehen, nur dann angeführt, wenn sie über das rein Formale hinausgehen.*

Anglice.[1]

Drihten,[2] for þinre þære miclan mildheortnesse *and* for ealra þinra haligra lufan *and* geearnunga[3] gemiltsa[4] me synfullu*m*, swa swa þin mæra willa sy, *and* min mod to þinu*m* willan gestranga *and* gestađela. *And*, min driht*en*, ne læt me næfre færlicu*m* deađe of þissu*m* earman life gewitan, ac, lochwænne min tima beo *and* þin willa sy, þ*æt* ic þis hlæne[5] lif forlætan scyle, læt me mid gedefenesse mine dagas geendian. Eac ic bidde þe, min driht*en* leof, for[6] þines sylfes[7] naman *and*[8] godnysse, þ*æt* þu me of þisse weorulde ne læte, ær ic þurh đine mycclan mildheortnysse forgifenysse hæbbe ealles þæs, đe ic æfre ongean þinne mæran willan geworhte dæges ođđe nihtes, gewealdes ođđe ungewealdes, on worde ođđe on weorce ođđe on minu*m* þystrum geþance. Heofona heahcyning *and*[9] ealles mid-

[1] *Die Überschrift steht in C rot am Ende der Zeile hinter* þinre, *fehlt T,* oratio pro peccatis *B.* [2] D *blau in C,* Min drihten leof *BT.* [3] earnuncga *T.* [4] *dahinter scheinen zwei Buchstaben radiert C.* [5] læne *mit besserer Schreibung BT; vgl. Anm.* 21. 22. [6] for *fehlt T.* [7] l *in* sylfes *aus einem anderen Buchstaben C.* [8] naman and *fehlt BT.* [9] and *fehlt BT.*

Digitized by Google

daneardes alysend,[10] gemiltsa me earminge, swa swa þin mæra willa sy,[11] *and* syle me minra gylta arfulle forgifenysse ge on þissu*m* life ge on þam toweardan. *And,* min drihten, forgif me soðe hreowe *and* andetnesse *and* bote minra gylta,[12] *and* ahwyrf me fram minum unrihtwisnyssu*m* to þinu*m* willan *and* to minre þearfe. *And,* min driht*en,* forgif me rihtne geleafan *and* soðe lufe *and* eadmodnysse *and* arfæstnysse *and* clænnysse *and* onbryrdnesse *and* strengðo wið deofles costnunge *and* geþyld on[13] earfoþnysse[14] *and* gemetfæstnysse on gesundfulnysse.[15] *And,* min driht*en,* gehnexa ða heardnysse[16] minre þære stænenan[17] heortan, *and* forgif me teara genihtsum,[18] *þæt* ic mæge þa misdæda bewepan *and* behreowsian, þe ic earming dæghwamlice ongean þinne willan wyrce.[19] *And,* min driht*en,*[20] onhliht[21] minre heortan geþanc mid lifes andgite, *and* onhliht[22] mine word *and* dæda *and*[23] minne lichoman *and* sawle *and*[24] min lif mid gastlicu*m* *and*gyte, *and* forgif me þine mildheortnesse ge on þisu*m* life ge on þam toweardan. Min[25] driht*en,* ælmihtig god, sy ðe lof *and* wuldor *and* þanc a on ecnesse *and* eallu*m* þinu*m* halgu*m* ealra þara gyfena *and* mildsa *and* goda, þe ðu me æfre forgeafe, *and* ealra þæra ara, þe ðu me synfullu*m* to forlæte.[26] Ic bidde ðe, min driht*en,* eadmodlice, *þæt* ðu me[27] gehelpe[28] *and*[27] ealra minra freonda *and* maga *and* eallra ðæra, þe to minre gebedræddene ðencað *and* hihtað, libbendra *and* forðgewitenra; *and* forgif þa*m* libbendu*m* gesundfulnesse on þisum life ge on þam towardan ece myrhðe, *and* syle þam forðgewitenu*m* ealra[29] heora gylta arfulle forgifenysse *and* heofona[30] rices gefean a on ecnysse. Eac ic bidde ðe, min drihten, *þæt* ðu gemildsige eallu*m* þa*m,* ðe me[31] god dydon *and* gôd tæhton, *and* syle ece[32] forgifenysse eallu*m* þam, ðe me[33] yfel cwædon oððe geþohtan[34] oððe gyta to donne ðencað. Drihten, heofona heahcyning,[35] gestranga hi to ðinum willan, *and* gemildsa eallu*m* cristenu*m* folce libbendu*m* *and* forðgewitenu*m,* eallu*m* þam, ðe[36] fulluhtes bæð underfengon,[37] for ðinu*m* naman.[38] Amen.

B und T stehen einander bedeutend näher, als C einer von diesen Handschriften. In den beiden gleichfalls in der Anglia XII, 501 *ff.*

---

[10] onlysend *BT.* [11] swa swa þu wille and þurh þæt þæt du wille *BT.* [12] synna *BT.* [13] on *weggerissen T.* [14] eardfodnyssum *BT.* [15] gesundfulnyssum *BT.* [16] heardheortnysse *BT.* [17] stænenran *(erstes* n *auf Rasur B) BT.* [18] genihtsumnysse *BT wohl richtig.* [19] gewyrce *BT.* [20] *dahinter* leof *BT.* [21] *richtiger* on liht *BT; vgl. Anm.* 5 *u.* 22. [22] onliht *BT.* [23] *die Abkürzung für* and *undeutlich C.* [24] *dahinter* eall *BT.* [25] *davor* and *BT.* [26] forlete (léte *T) mit richtigerer Schreibung BT.* [27] me *und* and *fehlen mit Recht in BT.* [28] helpe *BT.* [29] *fehlt BT.* [30] heofonan *B,* heofenan *T.* [31] *dahinter vier Buchstaben radiert C.* [32] ece (éce *T) auch BT, aber das Adj. scheint nicht zu dem Subst. zu passen: ist vielleicht* èac *zu lesen?* [33] *dahinter* æfre *BT.* [34] þohton *BT.* [35] Dr. heof. h.] and *BT.* [36] *dahinter* æfre *BT.* [37] der *von derselben Hand über der Zeile nachgetragen C.* [38] for — naman] si þe lof and wuldor a butan ende *BT.*

Digitized by Google

und 504 *ff. nach B und T als Nr.* XI *und* XII *von Logeman veröffentlichten Stücken zeigt T die in B von einer anderen Hand, als der des ursprünglichen Schreibers, aus sprachlichen Gründen vorgenommenen Änderungen, mufs also hier auf B direkt oder indirekt zurückgehen, und, soviel ich sehe, hindert nichts, das gleiche Verhältnis auch für das obige Gebet anzunehmen. Jedenfalls scheint mir unzweifelhaft, dafs B und T gegenüber C nur e i n e Stimme haben, da sie gegenüber* heardnysse *in C (vgl. Anm.* 16) heardheortnysse *haben, das durch das folgende* heortan *als falsch erwiesen wird: auch* genehxa *und* stænenran, *wie B T an jener Stelle statt* gehnexa *und* stænenan *lesen, sind zu beachten. Andererseits ist auch C nicht ohne Fehler; vgl. die Anm.* 18 *und* 27. *Bei den meisten Abweichungen zwischen B T und C ist es schwer zu entscheiden, welches die ursprünglichere Lesart sein dürfte, solange man nicht das jedenfalls vorauszusetzende lateinische Original hat. Dafs alle drei Handschriften vielleicht einen gemeinschaftlichen Fehler bieten, ist Anm.* 32 *ausgesprochen.*

Berlin. Julius Zupitza.

Kardinalzahlen als Multiplicativa im Mittelenglischen. In den York Plays 86, 308 ist überliefert *We sall garre feste þam foure so fast.* Die Herausgeberin, Miss Lucy Toulmin Smith, wollte *fare* für *foure* schreiben; Joseph Hall bei Besprechung ihrer Ausgabe in den Englischen Studien IX, 450 *four tymes:* aber schon vorher glaube ich in der Deutschen Litteraturzeitung 1885, Sp. 1305 die Überlieferung als keiner Änderung bedürftig erwiesen zu haben durch Beibringung zweier Stellen aus dem Sir Amadas ed. Weber 746 ff. *Yette was y* ten *so glad, When that thou gaffe all, that thou had, My bwones for to grave* und besonders 350 ff. *Sadyll, brydyll and oder geyre,* Fowre *so gud thoffe hit were, I woch hit save, bi sen Jon,* wo ebenfalls Kardinalzahlen ohne einen Zusatz von *tymes* oder einem Synonym in multiplikativem Sinne stehen. Es scheint mir nicht unangebracht, auf diese Erscheinung, die selbst einem so vortrefflichen Kenner des Mittelenglischen, wie Joseph Hall es ist, unbekannt war, hier nochmals hinzuweisen, indem ich ein paar weitere Belege dafür gebe. Sir Degrevant (Thornton Romances ed. Halliwell S. 218) V. 980 ff. *Wenus thou, I be wode To do syche a foly To love my lordys enemy, Thow he were* to *so dowghty?* Lybeaus Disconus (Ritson II) V. 744 *A leman* to *so bryght* und 1356 *Now am y* two *so lyght;* The King of Tars ed. Krause (Englische Studien XI, 41) Auchinleck-Text 347 f. *Y vouche saue on him mi blode, þei sche were* ten *so bright* = Vernon-Text 329 f. *To him heo nis not to good, þaugh heo weore* ten *so briht.* Immer folgt ein von *so* begleitetes Adj. oder Adv. auf das Zahlwort.

Berlin. Julius Zupitza.

Eine angebliche Grille. Bei Besprechung von Kents Amerikanisierung meiner Ausgabe von Cynewulfs Elene sagt Wülker in

der Anglia XII, 631 u. a.: 'Über die Anlage des Wörterbuchs sei bemerkt, daſs Kent praktischerweise das *þ*, wo man es zu suchen gewohnt ist, nach *t* stellt und nicht der Grille Zupitzas folgt, *þ* ganz an das Ende zu stellen.' Danach könnte es scheinen, als habe vor mir niemand im Englischen *þ* an das Ende des Alphabets gesetzt. Das ist aber keineswegs richtig. Ohne erst Zeit mit Suchen zu verlieren, begnüge ich mich, drei Vorgänger namhaft zu machen: J. Bosworth im Dictionary of the Anglo-Saxon Language (London 1838), H. Leo im Glossar zu seinen Altsächsischen und angelsächsischen Sprachproben (Halle 1838) und J. Grimm in dem Register zu seiner Ausgabe von Andreas und Elene (Kassel 1840). Also läge jedenfalls keine mir besonders eigene Grille vor, selbst wenn sich ein Grund für das von Wülker verurteilte Verfahren nicht anführen lieſse. Was meine Vorgänger dazu bestimmt hat, kann ich natürlich nur vermuten: was mich anlangt, so habe ich mich einfach an das gehalten, was Grammatiken und Lexika der einzigen germanischen Sprache, welche das *þ* in allen Perioden ihrer Entwickelung zeigt, von jeher gethan haben. Schon der älteste isländische grammatische Traktat hat *þ* am Schluſs der Konsonanten (vgl. Holtzmann, Altdeutsche Grammatik I, 60. 64), und weder die Grammatiken von Wimmer und Noreen noch die Wörterbücher von Egilsson und Vigfusson bringen *þ* unmittelbar nach *t*. Man mag den Grund meinetwegen nicht stichhaltig finden, aber man hat darum, meine ich, kein Recht, von einer Grille zu reden.

Berlin. Julius Zupitza.

Digitized by Google

Jahresbericht
der
Dresdner Gesellschaft für neuere Philologie.
1889.

Die bereits seit Januar 1878 bestehende Gesellschaft für neuere Philologie zu Dresden zählt zur Zeit 27 ordentliche und 7 auswärtige Mitglieder; Ehrenmitglieder sind Prof. Dr. Kade-Dresden und Prof. Dr. G. Körting-Münster. Der gegenwärtige Vorstand besteht aus Oberlehrer Dr. Thiergen als Vorsitzendem; Oberlehrer Dr. Franz, Stellvertreter; Oberlehrer Dr. Boerner, Schriftführer; Oberlehrer Hercher, Kassenwart.

Die bei Gelegenheit des dritten allgemeinen deutschen Neuphilologentages zu Dresden (28. bis 30. Sept. und 1. Okt. 1888) den Festteilnehmern übermittelten Jahresberichte der Dresdner Gesellschaft (Sonderabdruck aus dem Archiv LXXXI, S. 209 ff.) reichten bis Februar 1888; laut Beschlufs sollten alle bis Michaelis stattfindenden Sitzungen den Vorarbeiten für den Neuphilologentag gewidmet sein. Über die beiden letzten Sitzungen des Jahres 1888 (Vorsitz Prof. Dr. Scheffler) ist nach den Aufzeichnungen des damaligen Schriftführers Dr. Sahr noch folgendes zu berichten.

Den 2. November 1888 sprach Dr. Ziolecki über seinen Aufenthalt in England und über seine Schriften.

Den 8. Dezember 1888 erörtert Dr. Thiergen die pädagogische Frage, ob bei dem Lesen von Schriftstellern in der Schule anstöfsige, besonders auf das Geschlechtliche bezügliche Stellen weggelassen werden sollen. Der Vortragende widerlegt die einzelnen Gründe, welche manche Herausgeber und Gelehrte zur Beibehaltung der anstöfsigen Stellen bestimmen. Treten in einem litterarischen Werke anstöfsige Stellen so zahlreich und so wesentlich auf, dafs ohne Schaden für das Ganze nicht gekürzt werden kann, wie in Shaksperes Heinrich IV., so können solche Werke überhaupt auf der Schule nicht gelesen werden.

Digitized by Google

Dr. Mahrenholtz verliest seine Besprechung des Werkes Dr. Joseph Sarrazins, Das moderne Drama der Franzosen in seinen Hauptvertretern, Stuttgart 1888 (vgl. Magazin f. d. Litt. d. In- und Auslandes, 24. Nov. 1888).

Dr. Schumann berichtet über Prof. Gustav Karstens Aufsatz 'Sprecheinheiten und deren Rolle im Lautwandel und Lautgesetz' (aus den *Transactions and Proceedings of the Modern Language Association of America*, III, 1887). Der Berichterstatter bemerkt zu dem trefflichen Aufsatze, daſs derselbe, wie viele Aufsätze der Sprachphysiologen, daran leide, daſs diese sich nicht bemühen, vollkommen verständlich auch für Nichtphysiologen zu schreiben. Die Verständlichkeit könne sehr leicht gefördert werden, wenn die betreffenden Gelehrten stets, sei es auch nur ganz kurz in Klammern, Beispiele für ihre Gesetze und Beobachtungen anführten und weniger Fremdwörter anwendeten.

In der ersten Sitzung des neuen Jahres (1889) wurden einige wichtige Beschlüsse gefaſst: 1) der bisher bestandene Lesezirkel, welcher Vereinssache gewesen, wird zur Privatsache gemacht; 2) an Stelle der bisherigen einmaligen Zusammenkünfte im Monat sollen in Zukunft zwei Sitzungen monatlich abgehalten werden, deren zweite vornehmlich der Erörterung grammatisch-pädagogischer Fragen gewidmet sein soll; 3) ein unter Leitung des Mitgliedes Baron von Locella stehendes italienisches Kränzchen soll, getrennt von den Vereinssitzungen, den Mitgliedern Gelegenheit bieten, ihre Kenntnisse der italienischen Sprache und Litteratur zu vertiefen. Im Verlauf des Jahres 1889 wurden folgende Vorträge gehalten.

Den 11. Januar 1889: Prof. Dr. Scheffler berichtet über Schmeding, Aufenthalt im Auslande.

Den 1. Februar 1889: Dr. Sahr über eine neue Übersetzung des Robert Burns. Erst seit 1830 tauchen umfänglichere metrische Verdeutschungen seiner Werke auf, zum Teil infolge von Goethes Aufforderung dazu. Von 1830 bis 1889 haben etwa 25 bis 30 Deutsche mehr oder weniger Gedichte von Burns ins Deutsche übertragen; indessen sind darunter nur etwa 12 Übersetzungen, die sich entweder durch gröſseren Umfang oder durch dichterischen Wert oder durch beides auszeichnen. Es mögen unter den älteren genannt werden Freiligrath 1838 und 1844 (17 Gedichte von Burns), Fiedler 1846, der in einem noch heute grundlegenden Werke die gesamte volkstümliche schottische Liederdichtung bis auf seine Zeit behandelt, und Heintze 1846 und 1859, der den vollständigsten deutschen Burns lieferte (von etwa 550 Dichtungen übersetzte er etwa 330). Aber alle diese, ja auch alle neueren Übersetzer, wie Bartsch, Laun

Digitized by Google

Baisch, übertrifft an wissenschaftlicher Bedeutung wie an formellem und dichterischem Werte die Übersetzung des Herrn Gymnasialdirektors Dr. Gustav Legerlotz zu Salzwedel, der in dem Werke 'Aus guten Stunden. Dichtungen und Nachdichtungen' (Salzwedel 1886, 8⁰) und in dem Bändchen 'Robert Burns' Gedichte in Auswahl' (Leipzig 1889, Spamer. XXIV, 188 Seiten) weitere 129 Dichtungen von Burns bietet. Beide Werke müssen zur Anschaffung in Familien und Schulen aufs wärmste empfohlen werden. Die Auswahl ist geschickt und fein getroffen, sie vereinigt die köstlichsten und schönsten der Balladen und Lieder von Burns. Das erste Werk ist überdies noch durch die ebenfalls meisterhaften Nachdichtungen nach Béranger, Wordsworth, Moore, Byron, Tennyson, Longfellow, sowie nach alten deutschen Dichtungen von hohem Werte. Ein zweiter Band soll weitere Dichtungen und ein Lebensbild von Robert Burns bringen. Noch sei erwähnt, daſs Legerlotz diejenigen Stellen und Gedichte, die bei Burns in schottischer Mundart oder in einer schottisch-englischen Mischsprache erscheinen, auch in einem Deutsch wiedergiebt, worin Hochdeutsch mit ober- und niederdeutschen Wortformen zumeist auf das glücklichste gemischt ist. So erhält diese Übersetzung den Reiz der Neuheit und unterscheidet sich von allen bisherigen Verdeutschungen des Burns.

Prof. Dr. Scheffler gedenkt noch des 30. Januars, des 100. Geburtstages eines Vermittlers englischen und französischen Geistes in Deutschland, des Grafen v. Baudissin.

Den 15. Februar: Dr. Mahrenholtz widmet dem verstorbenen Prof. Dr. Ludwig Herrig in Berlin einen warmen Nachruf, in welchem der fruchtbaren Thätigkeit des weithin bekannten Gelehrten und allverehrten Lehrers gedacht wurde. Die Anwesenden ehren durch Erheben von den Sitzen das Andenken an den Verstorbenen.

Sodann spricht Dr. Zschalig über metrische Übertragungen fremdsprachlicher, besonders französischer Gedichte für den Schulgebrauch. Der Gedanke, metrische Übersetzungen im Unterricht zu verwerten, ist keineswegs neu; nur näher erwogen oder ausgeführt hat man ihn bis jetzt noch nicht allseitig. Der Vortragende tritt lebhaft für die Ausführung dieses Gedankens ein, indem er, von allgemeinen unterrichtlichen Grundsätzen, litterarischen Gesichtspunkten und eigener Erfahrung geleitet, in Kürze zeigt, wie und mit welchem Nutzen solche Übersetzungen zu verwenden sind. Die Hauptaufgabe, welche sich der Lehrer bei der Behandlung von Dichtwerken zu stellen hat, besteht darin, die Schüler zum verständigen und warmen inneren Erfassen der fremden dichterischen Gedanken- und Empfindungswelt zu bringen. Bloſse natürliche Übersetzungen und beigefügte Erklärungen fremdsprachlicher Gedichte genügen nicht, um dieses Ziel zu erreichen. Weit mehr trägt dazu die zweckmäſsige

Digitized by Google

Benutzung guter metrischer Nachdichtungen bei, besonders wenn dieselben nicht nur den Gedanken- und Gefühlsgehalt, sondern auch die Form der Urgedichte treu wiederspiegeln, weil im deutschen Gewand das Fremde den Schülern anschaulicher und ansprechender entgegentritt. An Übersetzungen selbst fehlt es nicht (es wären z. B. allein gegen 40 oder mehr Übersetzer französischer Lyrik zu nennen), nur vollständige, für die Schule brauchbare Sammlungen oder (etwa im poetischen Teile) doppelsprachige Schullese- und Litteraturbücher sind noch nicht vorhanden. Als Beitrag dazu teilte der Vortragende am Schlufs einige ansprechende Proben eigener Übertragungen französischer Gedichte alter und neuer Zeit mit. Erwähnt seien die Nachdichtungen einer Stelle aus der Chanson de Roland, einiger Fabeln von Marie de France, Rundgedichte und Lieder von Charles d'Orléans und aus neuerer Zeit die Übertragungen einzelner Gedichte von Béranger, Laprade, Victor Hugo und vor allem eine wohlgelungene, in Alexandrinern abgefafste Nachdichtung von Casimir Delavignes *Trois jours de Christophe Colomb.* Auch eine reiche Auswahl englischer Proben, namentlich von Longfellow und Tennyson, stehen dem Vortragenden zur Verfügung.

Den 1. März 1889: Dr. Mahrenholtz über Thérèse Levasseur und ihre Beziehungen zu Jean-Jacques Rousseau vom Standpunkte kritischer Forschung. Th. Levasseur, 1721 zu Orleans geboren und 1801 in der Nähe von Paris gestorben, Tochter eines ohne Schuld abgesetzten Münzbeamten, lernte Rousseau etwa 1745 in dem Pensionate St. Quentin zu Paris kennen, wo ersterer seit Ende 1744 wieder wohnte und sie selbst als Nähmädchen angestellt war. Ihre Bildung war, dem Stande des damaligen Volksschulunterrichts entsprechend, gering, namentlich mit der französischen Rechtschreibung lebte sie, wie die einzige von ihr bekannt gewordene Schreibübung, ein Brief an Rousseau aus dem Jahre 1762, beweist, in hartnäckiger Fehde. Rousseau nahm sie seiner eigenen Aussage nach aus Gründen, die mit Liebe fast nichts gemein haben, zur Lebensgefährtin; nur die Phantasie französischer Dichter und des ihnen folgenden H. Hettner hat dieses gewöhnliche Verhältnis in ein entzückendes Idyll des Glückes umgeschaffen. An der Aussetzung der fünf Kinder Rousseaus ist sie aber schuldlos gewesen, hat vielmehr diesem Vergehen anfangs Widerstand geleistet. Ihre Treue gegen Rousseau erscheint schon 1754 auf einer gemeinsamen Reise nach Genf in etwas verdächtigem Lichte, in den Jahren 1756 und 1757 hat sie durch unbegründete Eifersucht und boshafte Verleumdung Rousseaus Freundschaftsbund mit der Marquise v. Epinay gestört. Sie begleitete ihren Ernährer meist auf den Irrfahrten durch Frankreich, die Schweiz und England. Dafs sie Urheberin jenes rohen nächtlichen Überfalls der abergläubischen Bauern von Motiers (1746), durch den

Digitized by Google

Rousseau zur Flucht aus dem Kanton Neufchatel veranlaſst wurde, gewesen sei, ist ein spät auftauchendes Weibergeschwätz, welches neuere Darsteller, z. B. Hettner, kritiklos wiederholen. 1768 erklärte sie Rousseau in Gegenwart zweier Freunde für seine eheliche Gattin, auf kirchliche und bürgerliche Formen dabei verzichtend. Sein Miſstrauen gegen sie kündet ein Brief des folgenden Jahres an, in welchem er von ihr für immer Abschied nehmen und, wie es scheint, sein Leben gewaltsam enden will. Doch lebten beide bis zu Rousseaus plötzlichem Tode (3. Juli 1778) wieder in äuſserer Eintracht zusammen. Daſs Therese zu Rousseaus angeblichem Selbstmorde durch ihr Liebesverhältnis mit einem Reitknechte des Marquis Girardin, in dessen Hause Rousseau starb, Anlaſs gegeben, ist unbegründetes Gerede, da weder der Selbstmord, noch das Liebesverhältnis sicher bezeugt ist. Die spätere Heirat mit jenem Reitknecht ist dagegen ohne Grund angezweifelt worden. Gegen Rousseaus Wohlthäter, den Marquis Girardin, benahm sie sich undankbar und verleumderisch, erbettelte von der französischen Nationalversammlung ein Jahresgehalt als 'Witwe' Jean-Jacques Rousseaus und bot auch die Handschrift seiner Confessions zum Verkauf aus. Mirabeau schrieb ihr im Auftrage der Nationalversammlung einen unverdient ehrenvollen Brief. Was von ihrer Trunksucht und Verkommenheit in den späteren Lebensjahren erzählt wird, ist aus unlauteren Quellen geflossen. Die von den meisten Rousseau-Biographen arg mitgenommene Therese ist somit etwas besser als ihr Ruf, aber ihr Verhältnis zu Rousseau leistet jedem Versuche unwahrer Idealisierung entschiedenen Widerstand.

Den 15. März 1889: Dr. Franz berichtet des längeren über Darmestetter, La vie des mots étudiée dans leurs significations. Paris 1887.

Den 5. April 1889: Dr. Thiergen über die englische Bühne zu Shaksperes Zeit. Es giebt insgesamt sechs Abbildungen des älteren englischen Theaters vor und zu Shaksperes Zeiten, doch alle geben nur das äuſsere Bild wieder. Das Verdienst, über die Shaksperesche Bühne neues Licht verbreitet zu haben, gebührt Dr. Gaedertz, der 1887 in Utrecht einen glücklichen Fund machte, indem er in den Reiseberichten des Johann de Witt eine Zeichnung aus dem Jahre 1597 entdeckte, welche das Innere des gröſsten Londoner Theaters, des Schwanentheaters, 'The Swan', wiedergiebt. Durch diese Abbildung sind viele Konjekturen betreffs des Shakspereschen Theaters widerlegt, vieles ist aufgeklärt und bewahrheitet worden.

Den 10. Mai 1889: Dr. Zschalig über Maibräuche in England (vgl. Magazin f. d. Litt. des In- u. Auslandes Nr. 20 u. 21).

Den 24. Mai: Dr. Mahrenholtz über die Pariser Theater.

Den 13. September 1889: Dr. Mahrenholtz berichtet über die jüngst erschienenen Verhandlungen des 3. allgemeinen deutschen Neuphilologentages zu Dresden.

Dr. Ziolecki über die provençalische Lyrik mit besonderer Berücksichtigung der Streitgedichte.

Den 26. September 1889: Graf de Mérindol aus Paris sprach als Gast der Gesellschaft über Alfred de Musset, und zwar in französischer Sprache.

Den 4. Oktober 1889: Prof. Dr. G. Körting-Münster, welcher in der Sitzung vom 26. September zum Ehrenmitglied der Dresdner Gesellschaft für neuere Philologie ernannt worden, sprach über den gegenwärtigen Stand der romanischen Wortforschung. Das Hauptwerk auf dem Gebiete der romanischen Wortforschung ist noch immer das etymologische Wörterbuch der romanischen Sprachen von F. Diez, welches bei aller Grofsartigkeit der Anlage und trotz des anregenden, belehrenden Inhalts doch nicht ohne Mängel ist. Alles, was neben Diez geschrieben worden, ist entweder nebensächlich oder auf einzelne Sprachen beschränkt, oder endlich zu schwer zu benutzen, so das einen wahren Schatz etymologischen Wissens bietende italienische Archivio glottologico von Ascoli. Ein etymologisches Wörterbuch der romanischen Sprachen, unter dem Titel Lateinisch-romanisches Wörterbuch von Prof. Körting, ist im Druck. Darin wird von den lateinischen Grundworten ausgegangen und die Entwickelung derselben in den romanischen Sprachen dargelegt. Der lateinische Wortschatz ist derjenige, von dem die Romanisten ausgehen und auf den sie zurückgehen müssen, darum mufs jeder Romanist den lateinischen Wortschatz, soweit derselbe überliefert ist, übersehen. Die Hauptaufgabe für die Zukunft wird es sein, das Verhältnis zu erforschen 1) des lateinischen Wortschatzes zum romanischen, 2) des Wortschatzes der romanischen Sprachen untereinander und 3) des romanischen Wortschatzes zu den fremdsprachlichen Wortschätzen.

Den 1. November 1889: Dr. Mahrenholtz über die poetischen Darstellungen der Jeanne Darc-Legende. Gestützt auf die Vorstudien, welche der Vortragende für eine demnächst erscheinende Biographie der französischen Heldin in der Nationalbibliothek zu Paris gemacht hat, besprach er zunächst die Entwickelung der an Johanna sich anreihenden Legendenbildung, die sich schon in einem drei Monate nach ihrem ersten Auftreten geschriebenen Briefe eines französischen Kammerherrn zeigt. Der letztere läfst die Hähne von Domremy vor Freude über Johannas Geburt von früh bis abends

Digitized by Google

laut krähen, die Wölfe ihre Herden verschonen, die Vögel des Feldes Brot aus ihrem Schofse nehmen, lauter nicht ganz ungewöhnliche Vorkommnisse, in denen der Briefschreiber aber Ankündigungen der von den Heiligen auserwählten Jungfrau sieht. 1436, fünf Jahre nach Johannas Verbrennung, trat eine falsche Jeanne Darc auf; an ihr Erscheinen knüpft sich eine weitere Fortbildung der Legende. Nachdem die 'falsche Jungfrau' von den französischen Behörden standesgemäfs verheiratet war, hörte der ganze Spuk auf. Die glänzende Rehabilitation der 1431 verurteilten Jeanne im Jahre 1456, die dabei gemachten abergläubischen und fabelsüchtigen Zeugenaussagen der Freunde und Landsleute Johannas lieferten der Legendendichtung reichen Stoff. Mit der aus den Chroniken und Briefen des 15. Jahrhunderts zu ersehenden Legendenentwickelung hält die fromme Dichtung gleichen Schritt. Sie beginnt mit dem Lobgedichte einer einsamen Nonne, Christine von Pisan (1429), und erreicht einen gewissen Kulminationspunkt in dem rund 3000 Verse zählenden Epos eines Abbeviller Dichters über 'Johanna, die Jungfrau Frankreichs' (1516). Der aufgeklärte Sinn der Humanistenzeit und die religiösen Parteikämpfe des 16. Jahrhunderts liefsen die Verherrlichung Johannas auch in Frankreich nicht aufkommen; erst Kardinal Richelieu kam auf den Gedanken, für seinen Gegensatz zu England und den Hugenotten die Erinnerung an Jeanne Darc wieder ins Leben zu rufen. Er beauftragte seinen Hofdichter Chapelain mit der Schöpfung eines patriotischen Epos, zu welchem Chapelain dreifsig Jahre gebrauchte, um das ihm zufliefsende Jahresgehalt des Kardinals und des Herzogs von Longueville recht lange zu beziehen. Von dem langatmigen Machwerke erschienen 1655, also 13 Jahre nach dem Tode Richelieus, 12 Gesänge und wurden Gegenstand heftigster Anfeindung. Chapelain liefs die zweite Hälfte seines Epos im Pulte, erst vor etwa 10 Jahren hat sie ein ultramontaner Schriftsteller herausgegeben, um dadurch die von Dupanloup angestrebte Heiligsprechung Johannas zu fördern. Voltaire dichtete zur Parodierung Chapelains sein burleskes Epos *La Pucelle d'Orléans,* wobei es ihm weniger auf Verunglimpfung Jeannes, welcher er, wie allen Opfern der kirchlichen Ketzergerichte, Mitleid schenkte, ankam, als auf Verhöhnung des gesamten mittelalterlichen Aberglaubens. Die katholische Kirche stellte er unter dem Bilde eines Esels dar, in den Johanna sich leidenschaftlich verlieben mufs. Mit einem Blicke auf die aufserfranzösische Johanna-Dichtung, namentlich auf den nach dem Zeugnis der ersten Folioausgabe von Shakspere herrührenden ersten Teil Heinrichs VI. und auf Schillers Tragödie, schlofs der Vortrag.

Den 16. November 1889: Dr. Sahr über Dr. Thiergens englische Schulausgaben (Shaksperes Macbeth, Walter Scotts Lady of

Digitized by Google

the Lake, Marmion und Dickens' Christmas Carol) nebst einer Einleitung über Shakspere in Deutschland vor hundert Jahren.

Den 6. Dezember 1889: Prof. Dr. Wilh. Scheffler über die geschichtliche Entwickelung der Pariser Weltausstellung und die neue Bastille. Sämtliche einzelne Abteilungen des Vortrages wurden durch Vorführung eines reichen Bildmaterials unterstützt, welches Redner in Paris oft (wie die grofsen Plakatbilder der Bastille) unter grofsen Mühen sich verschafft hatte.

Blasewitz-Dresden, Januar 1890.

Dr. Otto Boerner, Schriftführer.

Digitized by Google

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Geschichte der deutschen Litteratur von Dr. Ferd. Schultz, Dir. des Augusta-Gymnasiums zu Charlottenburg. Dessau, 1889. 287 S. 8.

Die Geschichte der deutschen Litteratur von Ferd. Schultz ist ein Hilfsbuch für den Schulunterricht, das sich in Namen und Zahlen möglichst beschränkt, eine Verbindung zwischen Litteratur und Geschichte anstrebt, in einleitenden Abschnitten die für jede Epoche mafsgebenden Zeitrichtungen schildert und in der Form von Andeutungen, Übersichten und Besprechungen den Entwickelungsgang der deutschen Litteratur darstellt.

Das Buch empfiehlt sich durch seine geschickte Auswahl und angemessene Hervorhebung des Wichtigsten, nicht minder durch den warmen Ton, der Interesse weckt und den Gegenstand darstellt, ohne überflüssige Polemik einzumischen, der freilich auch stellenweise ein rhetorisches Gepräge annimmt.

Für einen höheren Standpunkt als den des Gymnasiums ist das Buch nicht brauchbar. Es fehlen in ihm alle Angaben über Handschriften, Ausgaben, Abhandlungen, Neudrucke u. s. w.; es ist überhaupt in ihm jede Beziehung auf die moderne Germanistik gemieden. Von Darstellern der deutschen Litteratur sind Gervinus, Vilmar, Koberstein, Scherer, Hettner und Jul. Schmidt S. 278 genannt. K. Goedekes Grundrifs der Geschichte der deutschen Dichtung ist nicht genannt, und Schultz' Buch zeigt auch keine Spuren der Benutzung dieses wichtigsten aller Hilfsmittel. Ebensowenig ist die Brieflitteratur, die allgemeine deutsche Biographie u. s. w. benutzt. Das Biographische ist meist sehr kurz abgethan und eine Entstehungsgeschichte des einzelnen Litteraturwerkes nur selten gegeben. Über wichtige Fragen, wie den Ursprung der Runen, die Herkunft des Reims, das Verhältnis der Nibelungenhandschriften, den Einflufs des Alexandriners, Hexameters u. s. w. ist nichts gesagt, überhaupt ist das Quellenmaterial, mit dem Schultz arbeitet, ein sehr beschränktes.

Aber für den Schulunterricht, in dem das vornehmste Ziel die Erweckung des Interesses für die Sache ist, dürfte Schultz' Buch ein

Digitized by Google

geeignetes Hilfsmittel sein. Nur bedarf es vorher noch einer genauen Durcharbeitung; denn leider haben sich viele Ungenauigkeiten und Irrtümer eingeschlichen, wie aus den folgenden Proben zu ersehen sein dürfte.

S. 18 'Das Ludwigslied feiert den König Ludwig III., *den Sohn Ludwigs des Deutschen*'. Nicht ein Sohn Ludwigs des Deutschen, sondern ein Sohn Ludwigs des Stammlers, geb. zwischen 863 und 865, König seit 879, gest. 882, ist im Ludwigslied besungen. — S. 18 'Der *Mönch* Eckehard von St. Gallen brachte um das Jahr 930 die Reckenkämpfe Walthers von Aquitanien ... in lateinische Hexameter'. Nicht der Mönch Eckehard, sondern der Klosterschüler Ekkehard I. übersetzte für seinen Lehrer Geraldus *(dictamen magistro)* eine deutsche Vorlage ins Lateinische, Geraldus verbesserte die Arbeit, Erchenbald benutzte sie für die Strafsburger Klosterschulen und Ekkehard IV. arbeitete sie metrisch um. — S. 18 Walther und Hildegunde gelangen 'unangefochten in das *Burgunderland* an den Vogesen'. Im Waltharius ist die Gegend der Kämpfe das Frankenland, nicht das Burgunderland. — S. 18 'Walther erlegt an mehreren aufeinander folgenden Tagen einen nach dem anderen'. Die Kämpfe mit den elf Helden Gunthers finden vielmehr an einem Tage statt (V. 532 bis 1130). — S. 23 'Mhd. Part. Perf. *worfen*'. Das Particip heifst *geworfen*. — S. 65 'Die berühmten Töne und Weisen erhielten eigene Namen und wurden entweder nach dem Erfinder benannt, wie "der Ton Regenbogens", oder mit anderen oft recht seltsamen Namen bezeichnet, wie "die geblümte Nufsblüh" ... weise'. Alle Meistertöne tragen den Namen des Erfinders, einen Ton Regenbogens giebt es nicht, sondern einen kurtzen Thon Regenbogens; ebensowenig giebt es eine geblümte Nufsblühweise, sondern eine Rot-Nufs-Blüh-weis M. Ambrosii Metzgers, auch nicht eine Weber-Kratz-weise, sondern die Weber-Kretzen-Weifs M. Ambrosii Metzgers u. s. w. — S. 90—91 'Martin Opitz ... ein vielgewandter und geschmeidiger Mann, welcher in den Stürmen des Krieges bald bei protestantischen, bald bei *katholischen Fürsten* Dienste nahm, die ihn nach Siebenbürgen, *Schweden* und Polen führten'. Opitz hat nur einem katholischen Herrn, dem Präsidenten der Kaiserlichen Kammer in Breslau Karl Hannibal von Dohna 1626—32 gedient; in Schweden ist Opitz nie gewesen. Im Dienste schlesischer Herzöge war er 1633 in Frankfurt bei Oxenstierna und 1634 in Böhmen bei Baner. — S. 102 'Erst spät erfährt der Knabe, dafs er ... der Tochtersohn des Kommandanten ist'. Simplicius ist der Schwestersohn, nicht der Tochtersohn des Herrn von Ramsay. — S. 115 'Die Fabel, welche durch Hagedorn und Gellert grofse Beliebtheit erlangte, baute auch Lichtwer ... an, nach ihm Pfeffel, dessen Fabel die Tabackspfeife ... noch öfters gehört wird'. Wie man die Tobakspfeife (so lautet die Überschrift bei Pfeffel selbst) als eine Fabel bezeichnen kann, ist mir unverständlich. — S. 135 Von Lessings Aufenthalt in Meifsen sagt Schultz: 'Von deutschen Dichtern las er eifrig Klopstocks Messias, den er ins Lateinische zu übertragen dachte.' Die ersten Gesänge des Messias sind 1748 erschienen, und Lessing verliefs Meifsen 1746. — S. 149 'Appiani wird bei einem Überfall erstochen'. Bei Lessing

Digitized by Google

wird er erschossen. — S. 176 'Warte nur, balde ruhest auch du'. Vielmehr: 'Warte nur, balde ruhest du auch.' — S. 273 'In neuester Zeit erfreut sich Rudolf Lindau ... und Ernst von Wildenbruch ... grofser Beliebtheit. Ferner die Schweizer *Heinrich* Meyer und Gottfried Keller'. Gemeint ist wohl *Konrad Ferdinand* Meyer.

Berlin. C. Th. Michaelis.

Nibelungen und Kudrun in Auswahl und mittelhochdeutsche Grammatik mit kurzem Wörterbuch von Dr. W. Golther (Sammlung Göschen 10. B.). Stuttgart 1890. IV, 160 S. kl. 8. Geb. 80 Pf.

Der Herausgeber will mit diesem Büchlein dem Schüler eine Auswahl aus den Nibelungen und der Kudrun in einem gefälligen, leicht zugänglichen Bändchen liefern, da die Lektüre beider Gedichte in ihrem ganzen Umfange auf der Schule doch nicht möglich sei. Gleichzeitig will er dem Lehrer entgegenkommen, wenn dieser nicht selbst als Fachmann die richtige Auswahl zu treffen vermöge. Diese letztere Rücksicht wird man dem Herausgeber im Interesse der Sache gewifs gern erlassen. Im übrigen ist es erstaunlich, was für einen so niedrigen Preis in dem hübsch ausgestatteten Büchlein geboten wird. Aber die Art der Auswahl erweckt einige Bedenken. Golther bringt aus den Nibelungen *âventiure* 1, 2, etwas aus 3, ferner 5, 6, 7, 14, 15, 16, 37. Dagegen ist zwar nichts einzuwenden, aber es reicht entschieden nicht aus, besonders für die zweite Hälfte des Gedichtes, aus der nur *âventiure* 37, der Tod Rüdegers, aufgenommen ist. Im ganzen ist kaum der vierte Teil des Gedichtes zum Abdruck gebracht. Schwieriger ist es, aus der Kudrun eine geeignete Auswahl zu treffen. Golther druckt nicht ganz vollständig Müllenhoffs echte Teile ab, bemerkt jedoch, dafs er nicht ganz auf dessen kritischem Standpunkt stehe. Ob aber der Herausgeber damit für die Schule das Richtige getroffen hat, scheint dem Referenten doch fraglich. Für beide Gedichte sind aus praktischen Gründen die Ausgaben von Bartsch zu Grunde gelegt. Der Abrifs der Grammatik schliefst sich an O. Brenners grammatische Einleitung zur vierten Auflage von Engelmanns mhd. Lesebuch an. — Einige Versehen sind zu berichtigen. S. 6 mufs es heifsen *θυγάτηρ* st. *θυγατήρ*; S. 13, Z. 7 fehlt *dem;* V. 425, 2 Nib. fehlt *sin;* V. 232, 1 K. l. *boten* st. *bote.* Im Wörterverzeichnis fehlen *alrôt* 435, 2 N.; *vestenen* 665, 1 K.; *berestenen* 1013, 2 K.; *reste* 1060, 4 K.

Keilhau bei Rudolstadt. Otto Wächter.

Die deutsche Bibelübersetzung des Mittelalters dargestellt von Wilhelm Walther. Erster Teil. Der erste Übersetzerkreis. Braunschweig, Hellmuth Wollermann, 1889. 208 S. 4 (mit drei Kunstbeilagen). M. 8.

Die Aufmerksamkeit der Theologen wie der Sprachforscher hat sich seit einiger Zeit der vorlutherischen Bibelübersetzung besonders eifrig zu-

Digitized by Google

gewandt, angeregt durch die Ausgabe der deutschen Bibelhandschrift des böhmischen Prämonstratenserstiftes Tepl (Der Codex Teplensis enthaltend die Schrift des newen Gezeuges. Augsburg-München 1884). L. Keller (Die Reformation und die älteren Reformparteien. Leipzig 1885) knüpfte die Hypothese des waldensischen Ursprungs der deutschen Bibel daran, die zu einem lebhaften litterarischen Streit führte. Aber sichere Entscheidung konnte nur die Untersuchung des ganzen vorhandenen Materials in Drucken und Handschriften bringen, und deshalb entschloſs sich Pfarrer W. Walther in Cuxhaven zu dem Werke, dessen erste Lieferung uns vorliegt.

Herr Walther hat die Übersetzungen von gröſseren oder kleineren Bibelstücken, so auch die Perikopensammlungen (Plenarien) von seiner Aufgabe ausgeschlossen und sich auf die Übersetzung der ganzen Bibel oder wenigstens ganzer Bücher derselben (namentlich der Psalterien) beschränkt. Er hat das nach dieser Richtung vorhandene Material an Handschriften möglichst vollständig zu sammeln sich bemüht und dasselbe in Übersetzungskreise geteilt: den hochdeutschen, die übrigen selbständigen deutschen und den der Psalterien. Im vorliegenden ersten Heft wird der erste (hochdeutsche) untersucht, für welchen 14 hochdeutsche Bibeldrucke, 5 Psalterien, Dürers Offenbarung und der deutsche Job, ferner 13 deutsche Bibelhandschriften vorliegen, die zum Teil ganz neu gefunden sind.

Die Handschriften sind teils Abschriften von Drucken, teils ältere Arbeiten. Diese älteren Handschriften werden mit der ersten gedruckten Bibel, d. i. der von Mentel zu Straſsburg 1466 gedruckten, verglichen, wobei sich ergiebt, daſs diese erste Druckbibel auf einer Handschrift beruht, die von allen vorhandenen Übersetzungsrecensionen dem verlorenen Original am nächsten stand. Auf Grund der beiden Nürnberger Handschriften zeigt der Verfasser, daſs die Eroberung Konstantinopels durch die Türken jene Urübersetzung veranlaſst hat, und daſs die Annahme der waldensischen Herkunft der vorlutherischen deutschen Bibel mindestens unwahrscheinlich, wenn nicht ganz irrig ist. Der Originalübersetzung lag eine Vulgatarecension zu Grunde, welche reichliche Zusätze zum gewöhnlichen Text hatte, und die sich in einer wahrscheinlich aus Böhmen stammenden Handschrift der gräflichen Bibliothek in Wernigerode erhalten hat.

Nach diesen Ausführungen reicht die vorlutherische deutsche Bibel nicht über die Mitte des 15. Jahrhunderts hinauf. Es ist also ungenau, wenn der Herr Verfasser selbst auf dem Titel seines Werkes von der deutschen Bibel des Mittelalters spricht. Das 15. Jahrhundert gehört sprachlich genommen nicht mehr zum Mittelalter.

Ein volles Urteil wird sich über das Werk erst nach seiner Vollendung fällen lassen. Fleiſs und Mühe hat Herr Walther sichtlich nicht dafür gescheut.

Geschmückt ist das erste Heft mit einer verkleinerten Nachbildung des schönen Furtmayerschen Titelbildes zur Mayhinger Bibelhandschrift. Ferner ist eine zweispaltige Seite aus der ersten gedruckten Bibel nach-

Digitized by Google

gebildet, und in Lichtdruck werden zwei Seiten aus der Freiberger Handschrift des Neuen Testamentes vorgelegt.

Möge das Unternehmen die erforderliche Teilnahme finden!

Berlin. K. Weinhold.

Dr. E. Wilke, Einführung in die englische Sprache. Leipzig, Reifsner, 1889. 199 S.

Seine 1887 erschienenen 'Stoffe zu Gehör- und Sprechübungen', die er neben einem anderen Lehrbuche gebraucht wissen wollte, hat Herr Wilke mit vorliegender Arbeit zu einem dem Anfangsunterricht dienenden Lehrbuche des Englischen erweitert. Er ist seinem ursprünglichen Plane, mit Gehörübungen anzufangen und denselben 500 germanische, in der Form vom Deutschen wenig abweichende Wörter zu Grunde zu legen, treu geblieben; indessen bietet er jetzt diese 500 Wörter nach Vorausschickung von Lauttafeln zunächst im Gewande einer Lautschrift, dann erst in ihrer historischen Schreibung, in neun Gruppen geteilt, z. B. 1) Familie, 3) Körperteile, 5) Haus u. s. w. Die Lautschrift, deren Erscheinen überhaupt uns gefährlich dünkt, verschwindet dann aus dem Buche und ist nur dem Wörterverzeichnis am Ende wieder beigegeben worden. Statt, wie früher, vom Wort zu Einzelsätzen fortzuschreiten, bringt der Verfasser auf Anregung seiner Beurteiler analytischer Tendenz sogleich nach jenen 500 Wörtern, die noch einmal nach Lauten gruppiert erscheinen und Leseübungen zur Wiederholung bieten sollen, zusammenhängende Stücke und Verschen, die sich inhaltlich an die aufgestellten neun Wortgruppen anschliefsen. Was in diesen Stücken an grammatischem Stoff sich findet, ist dann nach Redeteilen geordnet und nach den Grundsätzen von W. Vietors Engl. Schulgrammatik (Leipzig 1879) behandelt. Mit Übungen, die sich an die gegebenen Stücke anschliefsen, die Übersetzung aus dem Deutschen aber vermeiden, endet die erste Abteilung des Buches.

Der Inhalt der zweiten Abteilung ist fast unverändert aus dem alten Buche übernommen. In neun Abschnitten sind an kleine zusammenhängende Stücke, die zu den ursprünglichen neun Wortgruppen wieder inhaltlich in Beziehung stehen, englische Fragen angereiht, aufserdem Sprichwörter und idiomatische Wendungen (mit deutscher Übersetzung) und je ein Gedicht. Dann folgt wieder ein grammatischer Teil, der den ersten grammatischen Abschnitt zur Voraussetzung hat und aus dem Sprachstoff der zweiten Abteilung herausgezogen ist. Dieser neue Sprachstoff wird schliefslich noch zu zahlreichen Übungen verwertet, unter denen auch Übersetzungen, Aufgaben zu Briefen und selbst zu kleinen freien Arbeiten erscheinen.

Wenn man die Anlage des Ganzen überschaut, so wird man erkennen, dafs ein fester wohldurchdachter Plan zu Grunde liegt; daher wird jeder, der den vom Verfasser vertretenen allgemeinen Grundsätzen des Sprachunterrichts beipflichtet, sich mit Vertrauen seines Buches bedienen. Der Berichterstatter steht aber principiell auf anderem Boden und nimmt

daher Abstand von einer eigentlichen Kritik. Er möchte nur eins erwähnen, was bei den Schülern Verwirrung erzeugen mufs, weil es eine Vermengung verschiedener Standpunkte bedeutet. S. 37 sind die Regeln über die Steigerung auf die Schrift gegründet, während die Regeln über die Verbalflexion S. 49 und 50 vom Laute ausgehen.

Der Unterzeichnete benutzt den gebotenen Anlafs, um seinen persönlichen Standpunkt in Fragen des neusprachlichen Unterrichts mit wenig Worten zu kennzeichnen. Ein Übertritt zu einer neuen Lehre soll stets nur der Ausflufs reinster Überzeugung sein. Da nun dem Unterzeichneten trotz seines guten Willens die Überzeugung von der alleinseligmachenden Kraft der neuen Methode bisher nicht aufgegangen ist, so ist er auch noch nicht in die Gemeinde der Reformer eingetreten, vielmehr, ohne unversöhnlicher Gegner zu sein, auf den Standpunkt eines abwartenden Skepticismus gedrängt worden. Theoretisch hat ihn die Flut von Broschüren und Abhandlungen, welche die Reformbewegung in die Welt geschickt hat, nicht davon überführen können, dafs der bisherige Sprachunterricht mit seinen viel idealeren Grundanschauungen kein besseres Los verdiene, als gänzlich zu Grunde zu gehen; er harrt der Zeit, dafs ihm die glänzenden Resultate der neuen Schule in greifbarer Form vorgeführt werden. Liefert die vom Nützlichkeitsprincip ausgehende Methode wirklich bessere und tiefere Sprachkenntnisse nach allen Seiten hin, gewährt sie daneben tüchtige geistige Schulung, wie die alte Methode, dann will er gern über die letztere den Stab brechen, aber auch nicht früher.

Berlin. R. Palm.

L. Sevin, Elementarbuch der englischen Sprache (nach der analytischen Methode bearbeitet). Teil II. Karlsruhe, Bielefeld, 1890. 238 S.

Über die Art, wie das durch seinen zweiten Teil zum Abschlufs gelangte und zu einem bedeutenden Umfange (ungefähr 350 Seiten) angewachsene Elementarbuch benutzt werden soll, giebt der Verfasser keinen näheren Aufschlufs. Offenbar verlangt er nicht, dafs der im Lehrbuch gebotene Sprachstoff 'nach allen Seiten hin durchgearbeitet werden soll', wie es manche Analytiker dringend fordern. Die Stoffmenge ist zu grofs, als dafs sie auf diese Weise in zwei Jahren auch nur zur Hälfte bewältigt werden könnte. Herr Sevin möchte, wenn wir die Anlage seines Buches für ihn selbst reden lassen dürfen, wohl nur das Lesestück an den Anfang und in den Mittelpunkt des Unterrichts stellen, ohne demselben jeden Tropfen grammatischen Gehalts, der darin steckt, auspressen zu wollen. Er erscheint als ein Analytiker sehr gemäfsigter Observanz. Von der Verwerflichkeit des Übersetzens aus der Muttersprache ist er ebensowenig überzeugt, als er eine Heilung aller bisherigen Schäden davon erhofft, dafs man vom Laute und der Lautschrift ausgeht; denn die deutschen Übungssätze sind sogar sehr zahlreich, und die Phonetik sieht nur sehr schüchtern in das Buch hinein.

Digitized by Google

Der zweite Teil ist genau nach dem Vorbild des ersten eingerichtet. Jeder der 26 Abschnitte enthält viererlei: Lesestoff, Aussprache, Grammatik, Übungen. Der Lesestoff ist verschiedener Art. A und B enthalten auf England bezügliche geschichtliche und geographische Lesestücke; C bringt kleine Erzählungen, Gespräche, Briefe. Die Auswahl ist im ganzen angemessen, doch dürfte vieles von dem, was unter A steht, den Schülern eine zu schwierige Aufgabe bieten. Die Aussprachelehre handelt nur von der 'unregelmäfsigen Orthographie' der englischen Laute, mit deren regelrechtem Schriftbilde der I. Teil bekannt gemacht hat. Der Verfasser geht dabei von der schiefen Ansicht aus, dafs jedem Laut nur ein regelmäfsiges Zeichen entspricht, und kommt so zu der verkehrten Folgerung, dafs wir es z. B. in *begin* und *give* mit einer unregelmäfsigen Schreibung des *g*-Lautes zu thun haben. Auffallend ist es auch, dafs, nachdem der I. Teil phonetische Umschrift verschmäht hat, dem Wörterverzeichnis des II. Teiles die Sweetsche Lautschrift vielfach beigefügt ist. Was nützen diese Zeichen, wenn sie in der Klasse nicht eingehend besprochen und geübt sind? Der grammatische Teil, der aufser Vervollständigung der Formenlehre (vornehmlich des Verbs) das wichtigste Syntaktische über die Teile des einfachen Satzes und über den zusammengesetzten Satz enthält, dürfte der mindest gelungene des Buches sein. Die Dosis von Wissenschaftlichkeit, die man in ein Elementarbuch thun darf, wird allerdings immer nur klein sein. Aber, da das Operieren mit schwierigeren grammatischen Begriffen einmal nicht zu umgehen ist, so hätte der Herr Verfasser vor der Verwendung solcher Unterscheidungen, wie die von logischem und grammatischem Subjekt, von schwachen und starken Verben, von Participium und Gerundium nicht zurückschrecken sollen. Eine Inkonsequenz liegt darin, die Form auf *ing* als Gerundium zu bezeichnen (S. 126), wenn sie von einer Präposition abhängt, sie aber Particip zu nennen (S. 21 u. 102), wenn sie als Subjekt oder Objekt des Satzes auftritt. Die unregelmäfsigen Verben, für welche jede Definition fehlt, sind auf sechs Abschnitte verteilt. Sie hätten aber zu besserem Verständnis der Abweichungen und zu leichterer Erlernung gruppiert und nach irgend einem leicht verständlichen Princip eingeteilt werden müssen. Bei Erklärung der grammatischen Erscheinungen läuft manche Unbeholfenheit mit unter. Man lese S. 10: 'Wenn die mit dem Substantiv *man* zusammengesetzten Völkernamen im Plural mit dem bestimmten Artikel verbunden sind und das Volk als solches oder als Partei bezeichnen sollen, so fällt das *men* im Plural weg und das Adjektiv dient (ohne Pluralendung) als Substantiv.' Als ein Beispiel mangelhafter Formulierung der Regeln sei die auf S. 35 stehende angeführt: 'Wenn die defektiven Hilfsverben im zweiten Konditionalis stehen sollten (wofür wir im Deutschen das Plusquamperfekt Konjunktiv setzen, wie "hätte sollen" u. s. w.), so steht statt des deutschen Plusqu. Konj. mit nachfolgendem Infin. Präs. im Englischen das Imperf. mit nachfolgendem Infin. Perf.' Manche Regeln müssen in ihrer allgemeinen Fassung den Schüler auf Irrwege führen, z. B. S. 126: 'Wenn das Reflexiv-Pronomen eine Präpo-

Digitized by Google

sition vor sich hat, so steht statt desselben das blofse Personal-Pronomen.' Dafs nach *never* eine einfache Zeit des Verbs mit *do* umschrieben zu werden pflegt, stimmt nicht zu dem heutigen Sprachgebrauch. Das Unterlassen der Umschreibung gilt vielmehr als veraltet. Dafs die Verben, welche *to* beim Dativobjekt nicht entbehren können, dem höheren Stile angehören (S. 111), diese Behauptung ist gleichfalls nicht zutreffend.

Doch genug der Einzelheiten, die übrigens nicht so schwerwiegend sind, dafs sie das nach wohlüberlegtem Plane angelegte Buch in seiner Brauchbarkeit erheblich schädigten, besonders nicht, wenn es sich in den Händen eines selbständig auftretenden und für die analytische Methode begeisterten Lehrers befindet; letzterer pflegt ja den Ehrgeiz zu haben, das gedruckte Buch durch seine Person fast ganz ersetzen zu wollen oder die Grammatik durch die Schüler selbst entstehen zu lassen.

Berlin. R. Palm.

The English Pronunciation von Dr. M. Maafs. Zweite Ausgabe. Berlin, Siegfr. Cronbach, 1889. VI u. 150 S. 8.

Der neue Verleger des Buches, Herr Cronbach, hat es für geeignet gehalten, die unverkauften Exemplare der ersten 1881 bei Horrwitz (Berlin) erschienenen Auflage mit einem neuen Titelblatt bekleben und mit einem neuen Umschlag versehen zu lassen und das so verjüngte Werk als 'zweite Ausgabe' in die Welt zu senden. Die alte Ware, die unter neuer Flagge segelt, ist so abgelagert und verfehlt ihre Bestimmung, ein praktischer Ratgeber zu sein, so völlig, dafs man mit jedem Worte der Empfehlung zurückhalten mufs.

Berlin. R. Palm.

Wilh. Swoboda, Englische Leselehre nach neuer Methode. Wien, Hölder, 1889. 58 S.

Der in Österreich weilende Verfasser hat seine Arbeit der Öffentlichkeit übergeben, damit sie der Reform des neusprachlichen Unterrichts nach der praktischen Seite hin, welche sich, hofft er, auch in seinem Lande bald vollziehen werde, ihre Hilfe leisten könne. Das besondere Ziel, welches er seinem Buche gesteckt hat, ist, 'korrektes und unbefangenes Lesen englischer Texte zu lehren und dem gewöhnlichen Syllabieren, d. h. Wort für Wort lesen, abzuhelfen'. Gleichzeitig hofft er damit das Verstehen des von Eingeborenen Gelesenen und Gesprochenen anzubahnen. Mit unerlaubter Verallgemeinerung einzelner Beobachtungen konstruiert Herr Swoboda — da er ja von dem 'gewöhnlichen' Syllabieren spricht — einen allgemeinen Übelstand der Schulaussprache und schiebt diesen Übelstand der Grammatik in die Schuhe. Er redet (S. 14) von Leuten, die eine fremde Sprache 'blofs auf grammatischem Wege und nur so Wort für Wort lernen'; damit kann er eigentlich nur Autodidakten meinen, denn schwerlich wird er eine deutsche Schule nachweisen können, wo auch das Lesen auf grammatischem Wege gelehrt

wird und wo nicht vom Lehrer ganze Sätze und Stücke vorgelesen werden. Selbstverständlich wird vielfach beim Anfangsunterricht mit einzelnen Worten (manchmal wohl nur mit Silben und Buchstaben) operiert, wie es beim Lesenlernen in der Muttersprache geschieht. Aber ebenso, wie sich im Deutschen aus dem Lautieren und Syllabieren ein fliefsendes, korrektes Lesen fast ganz von selbst entwickelt (rationelle Anleitung vorausgesetzt), so wird auch in der fremden Sprache der Flufs der Worte, ihr sinngemäfses Zusammenschliefsen zu Sprechtakten, resp. ihre Absonderung und richtige Betonung, sich ohne besondere Leselehre unbewufst einstellen, wenn der Lehrer es an einem tadellosen Vorlesen nicht fehlen läfst. Wo dieses mustergültige Vormachen jedoch fehlt, werden die trefflichsten phonetischen Anleitungen besten Falles zu einer automatenhaften, manierierten Weise des Lesens führen. Die Aussprache kann als eine Kunst gelten. Sie enthält, wie andere Künste, etwas, was jenseit des Lehrbaren liegt, dem auch die Phonetik mit ihren anerkennenswerten Errungenschaften nicht beikommen wird, und was nur von Beanlagten rein erfafst und wiedergegeben werden kann. Das bei einem Durchschnittsschüler aber überhaupt erreichbare und erstrebenswerte Mafs von Korrektheit beim Lesen, resp. Sprechen läfst sich sicherlich gewinnen auf dem Wege praktischer Nachahmung. Wenn der Lehrer englische Texte wie ein geborener Engländer vorliest, wenn er unermüdlich im Üben und peinlich genau im Verbessern ist, dann wird sich das Verständnis des von Eingeborenen Gelesenen von selbst ergeben, dann kann das 'phonetische Gespenst' auch 'im schlichtesten Gewande' der Schule erspart bleiben, ebenso wie die Lautschrift mit ihren Hieroglyphen. Dem Lehrer vermag wohl die Phonetik mit Leselehre und Lautschrift eine Stütze und ein Stab zu werden bei seiner eigenen Vervollkommnung, für den Schüler sollte sie unseres Erachtens als unnützer Ballast über Bord geworfen werden. Wenn beim Schüler die wünschenswerte Fertigkeit im Lesen und Verstehen bisher nicht immer erreicht wurde, so liegt der Grund darin, dafs die Laute der fremden Sprache genau so, wie sie aus dem Munde der Nationalen kommen, nie an sein Ohr gefallen sind.

Was den Inhalt des vorliegenden Heftes angeht, so stützt sich derselbe auf 'Sweets Elementarbuch des gesprochenen Englisch, Leipzig 1886'; indes hat der Verfasser sich, was sehr zu billigen ist, bemüht, alles Phonetische möglichst klar und einfach zu geben. Nach der Behandlung der einzelnen accentuierten und nichtaccentuierten Laute wird die Aussprache der Laute im Zusammenhang der Rede besprochen mit Berücksichtigung des Wort- und Satzaccentes, der Sprechtakte und Pausen, der enklitischen und proklitischen Wörter, des Tones. Der zweite Teil enthält Texte zum Lesen, und zwar sind zunächst den phonetischen Texten die orthographischen parallel gedruckt; letztere, den Lesestücken 1—12 beigegeben, sollen dem Anfänger, 'der das Buch sonst mutlos beiseite werfen würde, als Krücke dienen'. In der Lautschrift ist zu besserer Orientierung die gewöhnliche Worttrennung wenigstens angedeutet.

Demjenigen, der einen Sweet in vereinfachter Form wünscht, kann

das Buch recht nützlich sein; darüber hinaus bietet es nichts Beachtenswertes. Der Herr Verfasser hat seiner Benutzung selbst engere Grenzen gezogen dadurch, dafs er vielfach auf den österreichischen Dialekt exemplifiziert. — Obwohl S. 2 die Subtilität der Unterscheidung so weit getrieben wird, dafs eine Verschiedenheit von deutschem und englischem *f, k, p, t* konstatiert und daran die allgemeine Bemerkung geknüpft wird, dafs kein englischer Laut phonetisch vollkommen dem korrespondierenden deutschen entspreche, wird doch bei der Beschreibung der Laute und ihrer Erzeugung häufig auf das Deutsche verwiesen (S. 7 '*i* wie im deutschen *sitzen*', '*u* wie deutsch'; S. 8 '*ng* wie deutsches *ng* in *Engel*'); ja sogar die Sprache der Kinder, der Schüler, affektierter Österreicher, nordmährischer Gebirgler und *(last, not least)* das Blöken der 'heimatlichen Schafe' wird (S. 6) zur Vergleichung herangezogen. Die S. 3 erwähnte Anstandsregel, beim Sprechen die Lippen so wenig als möglich zu öffnen, dürfte den meisten Engländern etwas Neues sein. Unglaublich aber wird es ihnen erscheinen, dafs man, wie Herr Swoboda S. 5 erzählt, aus dem Auf und Ab ihrer Kinnbacken schon von weitem erkennen kann, wenn sie den Vokal in *all* oder *saw* sprechen. Die genaue Darstellung der Hervorbringung gewisser Laute (S. 4 *u* in *butter*, S. 5 *o* in *not)* ist für Schüler schwer zu verstehen; noch viel schwerer aber dürfte ihnen die praktische Befolgung der gegebenen Anweisungen werden, weil sie über ihre Sprachwerkzeuge durchaus nicht die Herrschaft besitzen, die als selbstverständlich vorausgesetzt wird. Wo einfaches Vor- und Nachsprechen nicht zum Ziele führt, da thut es die Beschreibung erst recht nicht.

Schliefslich sei bemerkt, dafs das aus Sweets Elementarbuch entlehnte Lesestück Nr. 8 dort nicht *Town-walk*, sondern *Country-walk* betitelt ist.

Berlin. R. Palm.

English Letters. Collected for the Use of Schools by Dr. Günther, Rektor der höheren Töchterschule zu Dirschau. Danzig, Kafemann, 1889. III u. 46 S. 8. M. 1.

Dafs, wer Englisch treibt, auch lernen soll, wie ein englischer Brief aussieht, ist selbstverständlich. Ob es aber zu diesem Zwecke einer besonderen Zusammenstellung von Briefen bedarf, kann zweifelhaft sein. Und, wenn auch zugegeben werden soll, dafs die meisten von den in die oben verzeichnete Sammlung aufgenommenen Stücken an sich lesenswert oder wenigstens aus praktischen Gründen nützlich sind, so mufs doch andererseits bemerkt werden, dafs Günthers Auswahl, sofern sie etwa ein Bild von der litterarischen Epistolographie Englands geben will, sehr einseitig ausgefallen ist. In ihr sind nur vertreten Lady Mary Wortley Montagu durch drei Briefe, Lord Chesterfield und B. Franklin durch je einen, Lord Byron durch sieben, Ch. Dickens durch zwanzig: hierzu kommen noch einige erfundene Briefe, die der Herausgeber, ich weifs nicht, mit welchem Rechte, *fancy-letters* nennt. Es fehlen also so berühmte Briefschreiber, wie z. B. Pope, Gray, Lamb.

Digitized by Google

Ferner hätte sich der Herausgeber natürlich streng an die englische Sitte halten sollen. Er hat aber dem englischen Gebrauch entgegen hinter die Anrede stets in deutscher Art ein Ausrufungszeichen statt eines Kommas gesetzt. Wiederholt hat er sodann (S. 19. 20. 31) als Unterschrift ein einfaches *Dickens* drucken lassen: Dickens hätte sich aber so ohne Vornamen nur unterschrieben, wenn er ein Lord gewesen wäre. Ein Verstofs gegen die übliche Titulatur ist ferner sowohl *Lady Wortley Montagu* S. 9 als auch *Lady Montagu* auf derselben Seite und 11. 14: es darf nur heifsen *Lady Mary Wortley Montagu*, da der Mann der Schriftstellerin ein einfacher Mr. Wortley Montagu war und sie den Titel *Lady* nur als Tochter des Herzogs von Kingston und deshalb vor ihrem Vornamen führte. Unenglisch sind endlich die Abkürzungen *a. s. o.* (S. 9) statt *etc.* und *f. i.* (S. 38) statt *e. g.*

Unter dem Texte finden sich Erläuterungen, die, ebenso wie das Vorwort, englisch geschrieben sind. Mir scheint gutes Deutsch mäfsigem Englisch vorzuziehen. *A family acquainted to Dickens*, wie es Anm. 2 auf S. 6 heifst, ist wohl als Germanismus, nicht etwa als Archaismus, zu fassen. Die Anmerkungen zeigen mehrfache Versehen und Mifsverständnisse. Die zweite auf S. 4 lautet z. B.: *Dickens used to converse with every sort of people. Some days after his arrival at Shanklin the post-man told Dickens that he was sure Dickens's family would have a good passage.* Dies soll zur Erläuterung der folgenden Stelle in einem Brief von Dickens an seine Frau dienen: *The man with the post-bag is swearing in the passage*, d. h. 'er flucht im Hausflur', weil er so lange auf den Brief warten mufs: *Just got back and post going out*, sagt Dickens am Anfange seines Schreibens. — Mrs. Hogarth (S. 7, Anm. 2 u. 3) war nicht die Schwester, sondern die Mutter von Mary Hogarth und Mrs. Dickens. — Wenn Byron S. 11 schreibt: *Poor M., in his letter of Friday, speaks of his intended contest for Cambridge*, so bezieht sich das darauf, dafs M. sich zum Abgeordneten für Cambridge wählen lassen wollte. Der Herausgeber macht aber hierzu die Bemerkung: *Alludes to a scientific disputation.* — *Barnard Castle*, wo Dickens nach S. 13 einen Empfehlungsbrief abgeben will, kann nicht gut, wie Anm. 2 behauptet, *a school* sein, da es dann heifst *All the schools are round about the place, and a dozen old abbeys besides.* — Zu *through* in dem Satze auf S. 17: *Did you never hear of my protesting through good, better, and best report that he was not an open or candid man ...?* wird bemerkt: 'gestützt auf'. Aber *through* steht hier in zeitlichem Sinne 'durch ... hindurch', 'bei': man vgl. Mount Eden by Florence Marryat (Tauchn.) II, 116 *'Is that the thing', she asked her heart, 'which you have been cherishing and weeping over, and remaining faithful to, through good report and evil report, for ten long years?'* — S. 23 berichtet Dickens von Broadstairs aus, dafs er täglich von 9 bis 1 Uhr sitze *in a bay-window in a one-pair.* Anm. 2 des Herausgebers erklärt '*bay-window* Fenster nach der Bucht hin': offenbar hat ihn der Umstand dazu verführt, dafs Dickens vorher sagt, dafs das Haus, in dem er wohne, *in the centre of a tiny semicircular bay* stehe, und das Meer *under the*

windows Wellen schlage. Aber *bay-window* bedeutet natürlich hier, wie sonst, 'Erkerfenster'. Ganz unverständlich ist mir die dritte Anmerkung: '*one-pair* zweisitzig': wie hat der Herausgeber die Stelle konstruiert? Schon die ein paar Zeilen weiter stehenden Worte *After that he may be seen in another bay-window on the ground-floor* hätten ihn darauf bringen sollen, dafs *in a one-pair* (vgl. Hoppe s. v. *pair)* 'in einem Zimmer im ersten Stock' bedeutet. — S. 25 wird in Anm. 2 *by itself* in *kept on a little shelf by itself* durch das schiefe 'beiseit' statt durch 'für sich', 'allein' wiedergegeben. — Der dritten Anmerkung auf derselben Seite widerspricht der Zusammenhang. Es heifst im Texte: *Forster is out again; and if he don't go in again, after the manner in which we have been keeping Christmas, he must be very strong indeed.* Der Herausgeber erklärt *'to be out* mifsgestimmt sein, *to go in* guter Laune werden'. Wie hat er dann *strong* verstanden? Es kann hier nur 'gesund' bedeuten und zeigt, dafs Forster krank gewesen sein mufs: somit kann der Sinn von *is out* nur sein 'geht aus', 'besucht Gesellschaften' u. s. w., und daraus ergiebt sich auch, in welcher Bedeutung Dickens hier *to go in* anwendet. — Das fabelhafte Riesenland heifst nicht *Brobdingnagia,* wie S. 28, Anm. 1 zu lesen ist, sondern *Brobdingnag.* Auch hätte doch erwähnt werden sollen, dafs Swift der Schöpfer desselben ist.

Auch sonst vermifst man öfters Erklärungen. Das Verzeichnis der Eigennamen S. 45 f. giebt z. B. keineswegs in Bezug auf die Adressaten oder die gelegentlich in den Briefen erwähnten Persönlichkeiten alles zum Verständnis Erforderliche. Auch sind vorkommende Citate nicht nachgewiesen worden. So fehlt z. B. S. 28 zu *Everything 'is in a concatenation accordingly'* der Hinweis auf Ol. Goldsmiths *She Stoops to Conquer* I, 2, wo wir lesen *If so be that a gentleman bees in a concatenation accordingly.* Dafür hätte manche Worterklärung unter dem Texte ruhig wegbleiben können.

Nicht klar ist mir geworden, nach welchen Grundsätzen der Herausgeber bei der Aufnahme von Vokabeln und Eigennamen in sein Wörterverzeichnis u. s. w. verfahren ist. Von den Unrichtigkeiten, die mir darin aufgestofsen sind, seien hier nur einige erwähnt. *Cocked-hat* ist kein 'Hut mit Hahnenfeder oder Federbusch', sondern ein 'Stülphut', ein 'dreieckiger Hut', der bei uns scherzhaft auch 'Dreimaster' oder 'Dreidecker' genannt wird. *Court-circulars* sind nicht 'Hofkreise', sondern etwa 'Hofberichte' (vgl. Hoppe). *Flirt* ist durch die Übersetzung 'sich liebenswürdig unterhalten' doch harmloser gemacht, als es ist. *Hostler* bedeutet wohl bei Chaucer (in der Schreibung *hostiler)* 'Wirt', aber bei Dickens 'Stallknecht'. *Instalment* 'Anstellung' pafst für S. 25 durchaus nicht *(Countless happy years to you and yours, my dear Felton, and some instalment of them, however slight, in England);* der Sinn des Wortes ist hier 'Teil'. *Post-boy* wird nur in dem Sinne von 'Postkutscher', nicht auch in dem von 'Briefträger' gebraucht. *Rock ahead* ist nicht 'überhängender Fels, über dem Haupte hängender Fels', sondern ein 'Fels vor dem Schiffe', an dem das Schiff ohne Änderung der Fahrtrichtung zer-

Digitized by Google

schellen mufs. *Seediness* ist nicht 'Gemisch', sondern 'Schäbigkeit'. *Slave-upholder* kann natürlich nicht gleich *slave-holder* sein, sondern mufs im Gegensatz zu *abolitionist* (S. 17) im Sinne von *upholder of slavery* gebraucht sein. Für *split* ist 'stofsen gegen' zu schwach statt 'scheitern'. Auf einem seltsamen Mifsverständnis beruht die Wiedergabe von *tenantry* durch 'umgebender Landbesitz' für eine Stelle auf S. 19: *Oh, how I look forward across that rolling water to home and its small tenantry!* Dickens versteht unter *tenantry* natürlich seine Kinder. Der Brief ist an Felton gerichtet, von dem es S. 45 heifst '*professor of Cambridge*, ein Freund des Dickens, wohnhaft in Amerika': die Fassung läfst nicht erkennen, ob der Herausgeber weifs, dafs Felton nicht Professor in dem englischen, sondern in dem amerikanischen Cambridge war.

An Druckfehlern habe ich mir die folgenden notiert. S. 6 heifst es *When I think it likely that I may meet you (perhaps at Ainsworth's on Friday)? I shall* u. s. w.: das Fragezeichen gehört vor die Schlufsklammer. S. 13 ist gedruckt *which we shall visit by means or other:* natürlich fehlt *some* vor *means*, aber auch das Wörterverzeichnis setzt den Fehler voraus, da es hier S. 39 b heifst '*by means or other* auf irgend welche Weise'. S. 14 unten ist *extend* verdruckt für *extent*, S. 15, Z. 13 v. o. *devided* für *divided*, S. 20, Z. 4 v. o. *Georg* für *George* und Z. 20. 22 *oystercellars* und *oysteropeners* für *oyster-cellars* u. s. w. S. 23 müssen Anm. 4 und 5 ihre Stellung vertauschen. S. 28, Z. 22 v. o. steht *this* statt *these*, S. 30, Z. 28 v. o. *fork* statt *pork*.

Berlin. Julius Zupitza.

Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Von William James. Einunddreifsigste Auflage. Vollständig neu bearbeitet von C. Stoffel. Englisch-Deutsch und Deutsch-Englisch in einem Bande. Leipzig, Tauchnitz, 1890. XII, 524 u. 485 S. 8. Geb. M. 5.

Die Neubearbeitung des vielgebrauchten Wörterbuches von James ist in gute Hände gelegt worden, da C. Stoffel sich wiederholt als trefflichen Kenner des Englischen bewährt hat. Schon rein äufserlich hat die neue Auflage sehr gewonnen, indem durch fetten Druck der Stichwörter und anderweitige typographische Verbesserungen das Aufsuchen bedeutend erleichtert worden ist.

Was den englisch-deutschen Teil betrifft, so ist, wie der Bearbeiter S. VII auseinandersetzt, 'der englische Wortschatz bedeutend erweitert und die gröfste Mühe aufgewendet worden, denselben mit der gebildeten Umgangs- und Litteratursprache der Neuzeit möglichst in Einklang zu bringen und durch Berücksichtigung zahlreicher Neubildungen der letzten Jahrzehnte zu vervollständigen. Der zu diesem Zwecke nötige Raum ist teilweise geschaffen durch die Ausmerzung eine Anzahl solcher ganz veralteter Wörter, denen man nur bei Autoren untergeordneten Ranges begegnet'. Man findet in der neuen Auflage in der That vieles, was man in den früheren

Digitized by Google

vergeblich suchen würde. Aber es liegt in der Natur der Sache, dafs auch die Neubearbeitung noch Lücken zeigt. Es fehlen z. B. die folgenden der heutigen Schrift- oder Umgangssprache angehörigen Wörter, die ich in der letzten Zeit Anlafs gehabt oder genommen habe, darin nachzuschlagen: *to best* 'übervorteilen' (vgl. Besant, *The Bell of St. Paul's* [Tauchnitz] I, 85 *He spent his business hours in overreaching his clients, besting his friends, grinding the noses of the poor,* etc.: s. Murray I, 824); *gazebo* 'Aussichtspunkt' (Besant a. a. O. I, 28 *Forming a gazebo or belvedere from which to view the river and to take the air:* Webster hat *gazeebo); holystone* 'eine Art weicher Sandstein' und *to holystone* 'mit *holystone* das Deck scheuern' (vgl. Besant a. a. O. I, 8 *Would our gallant Tars continue to holystone the decks if their officers ceased to require of them that duty?* s. Webster und Lucas); *shuck* 'Hülse', 'Schale' (vgl. Besant a. a. O. I, 222 *There still lingers in the air the fragrance of crushed cabbage-stalks, bruised onions, pea-shucks, decaying apples and the like;* II, 112 *It is as if life were henceforth to be spent among the shucks and shards, the duds and rags, the broken bits, the scraps, and the used-up things of life:* s. Webster und Lucas); *silver-side* 'gepökeltes Rumpfstück vom Rinde' (kalt gegessen; vgl. F. C. Philips, *Young Mr. Ainslie's Courtship* [Tauchn.] 159 *His complexion assumed all diversified hues of a silver-side of beef in good cut. I am told that with silver-side of beef some people eat ham, and the otherwise dead tint of his features was lit up with little flecks of ham-colour;* Braddon, *Cut by the County* [Tauchn.] 170 *When I am on a job like this I usually find myself introduced to a cold sirloin, or a silver-side:* in den Wörterbüchern, die mir zur Hand sind, finde ich das Wort nicht); *sobersides* etwa 'Philister' *(The Misletoe Bough* ed. M. E. Braddon 1886, p. 51 a *It is writing to such a sobersides as you that suggests these doubts:* auch diesen Ausdruck finde ich in meinen Wörterbüchern nicht). — Auf einem Versehen beruht es natürlich nur, wenn ein so gewöhnliches Wort wie *giraffe* fehlt.

Dafs veraltete Wörter, die nur bei Schriftstellern niederen Ranges vorkommen, in einem Wörterbuch, wie das Jamessche, weggelassen werden, ist natürlich zu billigen; indessen andererseits erwartet man doch, dafs es bei der Lektüre Shakesperes nicht im Stiche läfst: aber manche Wörter, die dieser braucht, sucht man vergeblich.

Ferner ist nicht zu billigen, dafs Wörter, die etymologisch ganz verschieden sind, weil sie formell zusammenfallen, in demselben Artikel behandelt werden: *ear* 'Ohr' u. s. w. ist natürlich ein ganz anderes Wort als *ear* 'Ähre', und von beiden ist dann als drittes Wort zu trennen das bei James-Stoffel fehlende Verbum *to ear,* das bei Shakspere und in der Bibel vorkommt.

Bisher war in James' Wörterbuch die Aussprache der englischen Wörter durch das Walkersche System bezeichnet worden. Dafs der Bearbeiter dieses aufgegeben hat, ist begreiflich; aber es wird schwerlich allgemeine Billigung finden, dafs er dafür im wesentlichen die ziemlich elementare Transskription von Stormonth angenommen hat. Jedenfalls hätte Stoffel gut gethan, sich in vielen Punkten von Stormonth zu ent-

Digitized by Google

fernen: er unterscheidet z. B. ebensowenig wie Stormonth die beiden *r*, schreibt *ng* für das gutturale *n* u. s. w. Vor allem aber hätte mehr die südenglische Aussprache zur Geltung kommen sollen, als es geschieht: abweichend von Stormonth schreibt Stoffel zwar *pâs (â,* wie in *far,* = *pass,* Stormonth *păs),* aber *ăs* (= *ass), ăsk, căst* u. s. w. Er bezeichnet den Vokal in *malt, salt* u. s. w. durch *ăw,* also als lang, während schon zu Smarts Zeit Kürzung eingetreten war. In manchen Fällen sind die Ausspracheangaben nicht vollständig genug. Es genügt nicht, dafs Wörter, wie *long* und *strong,* durch *lŏng* und *strŏng* umschrieben werden: weit wichtiger wäre die Bemerkung, dafs im Komparativ und Superlativ hinter dem gutturalen *n* auch das *g* gehört wird. Ferner vermifst man die Angabe, dafs die auslautenden Konsonanten von *house, bath, oath, path* u. s. w. im Plural stimmhaft werden, umgekehrt aber *s* in *to use,* wenn es 'pflegen' bedeutet, im Präteritum stimmlos. Auch bei *close* ist die Aussprache *klōz* allein angegeben, die nur für *close* als Verbum und zum Teil als Substantivum richtig ist. Warum wird für *corn* die Aussprache *căwrn,* für *horn* aber *hŏrn* angegeben? Druckfehler haben wir jedenfalls nur zu sehen in den Umschreibungen *dŭm'bĕls* (st. *dŭm'bĕlz* = *dumb-bells), hăt'-fōōl* (st. *hāt'fōōl* = *hateful), mĭs'tĭzĭsm* (st. *mĭs'tisĭzm* = *mysticism)* u. s. w. Für *æsthetic* u. s. w. giebt er im Anschlufs an Stormonth als Aussprache *ēzthĕt'ĭk* an: nach Murray I, 147c sind, um mich Stoffels Umschreibung zu bedienen, *ĕsthĕt'ĭk, ēsthĕt'ĭk, ĕsthē'tĭk, ēsthē'tĭk* nebeneinander üblich, in London aber die an zweiter Stelle gegebene Aussprache die gewöhnlichste. Stimmhaftes *s* scheint man bei diesem Worte in London nicht mehr zu hören: vgl. Storm, Engl. Philologie I, 95. Unbekannt ist mir *dĭszèrn'* (statt *dĭzzèrn'* = *discern).* Bei Wörtern wie *examination* mufs der Nebenaccent, der bei *examination* auf der zweiten Silbe liegt, angegeben werden u. s. w.

Bei dem deutsch-englischen Teil ist namentlich als eine glückliche Neuerung der Umstand zu erwähnen, dafs Bedeutungsschattierungen durch Anführung von sinnverwandten Ausdrücken oder durch anderweitige Erläuterungen angegeben werden. Auch hier ist die Aussprache wenigstens der betonten Vokale bezeichnet. Dafs mitunter kleine Fehler unterlaufen, ist, da der Herausgeber kein Deutscher ist, zu entschuldigen: so wird der betonte Vokal in *Viertel, vierzehn, vierzig* als lang bezeichnet und *ie* in *Dnieper* und *Dniester* als ein Laut. Für *Algier* wird als Aussprache *âlschir* angegeben.

Berlin. Julius Zupitza.

How the wyse man taught hys sone. In drei Texten herausgegeben von Rudolf Fischer. Erlangen u. Leipzig, Deichert, 1889 (Erlanger Beiträge zur englischen Philologie herausgegeben von Hermann Varnhagen II). VII u. 64 S. 8. M. 1,20.

Das kleine mittelenglische Lehrgedicht *How the wyse man taught hys sone* war bisher aus drei Handschriften bekannt, die an verschiedenen

Digitized by Google

Orten gedruckt waren. Wir sind nun R. Fischer zu Dank verpflichtet, daſs er uns die Lesarten sämtlicher bisher aufgetauchten sechs Handschriften bequem zugänglich gemacht hat. Auch verdient er Anerkennung für den Nachweis mannigfacher Anklänge an den Inhalt des Gedichtes und für die Beibringung von Parallelstellen. Er hat die sechs Handschriften richtig in drei je zwei Handschriften umfassende Gruppen α, β, γ geordnet und gezeigt, daſs γ der Gruppe α näher steht als der Gruppe β. Aber leider hat er hier Halt gemacht. Auf den Versuch, das ursprüngliche Gedicht möglichst zu rekonstruieren, hat er verzichtet, und selbst die leichtere Aufgabe, α, β, γ herzustellen, hat er nicht in Angriff genommen. Er hat sich vielmehr darauf beschränkt, die im ganzen beste Handschrift jeder Gruppe abzudrucken und nur ganz offenbare Fehler aus der anderen zu bessern.

Berlin. Julius Zupitza.

Trentalle Sancti Gregorii, eine mittelenglische Legende. In zwei Texten herausgegeben von Albert Kaufmann. Erlangen und Leipzig, Deichert, 1889 (Erlanger Beiträge zur englischen Philologie herausgeg. von Hermann Varnhagen III). V u. 57 S. 8. M. 1,20.

Unter dem Trental des heiligen Gregorius verstand man dreiſsig in bestimmter Reihenfolge gelesene Seelenmessen. Wie die beiden mittelenglischen Erzählungen berichten, erscheint die in Sünden gestorbene Mutter eines Papstes ihrem Sohne und giebt ihm an, daſs, wenn er für sie je drei Messen innerhalb der Oktave der zehn Feste Weihnachten, Epiphanias, Lichtmeſs, Mariä Verkündigung, Ostern, Himmelfahrt, Pfingsten, Trinitatis, Mariä Himmelfahrt und Mariä Geburt lese, ihre Seele in den Himmel kommen werde. Der Sohn erfüllt natürlich den Wunsch der Mutter, und diese erscheint ihm dann noch einmal, um ihm zu danken, und zwar in so herrlicher Gestalt, daſs er anfangs glaubt, die Himmelskönigin zu sehen.

Die englischen Gedichte gehen auf eine bisher noch nicht aufgefundene französische oder lateinische Vorlage zurück. Das ältere, das Kaufmann noch in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts setzt, ist in vier Aufzeichnungen auf uns gekommen; zwei von diesen waren schon früher gedruckt, von einer dritten wenigstens die *chief variations* mitgeteilt. Kaufmann hat den anerkennenswerten Versuch gemacht, auf Grund der gesamten Überlieferung einen kritischen Text herzustellen. Er scheint mir dabei aber den Wert der von ihm zu Grunde gelegten Handschrift, die er M nennt, überschätzt zu haben. Wenn er S. 7 sagt, daſs sich aus dem Stammbaum ergebe, daſs M dem Originale am nächsten stehe, so muſs ich das bestreiten. Der Stammbaum beweist nur, daſs M nicht aus β, der Quelle von αL, und nicht aus α, der Quelle von V_1 und V_2 geflossen sei. Zwischen γ, der Quelle aller vier erhaltenen Handschriften, und M kann an sich eine weit gröſsere Anzahl von Zwischengliedern

Digitized by Google

liegen, als zwischen γ und V_1 oder V_2. Jedenfalls hätte sich Kaufmann in der Schreibung weit öfter von M frei machen sollen.

Von dem zweiten Gedicht sind zwei Aufzeichnungen bekannt. Die eine in einer Edinburgher Handschrift hat Turnbull 1843 veröffentlicht. Kaufmann hat eine Kollation des Druckes mit der Handschrift benutzt, doch schien ihm diese nach S. 22 'nicht überall über jeden Zweifel erhaben zu sein', und so hat er sich mit dem Abdruck der zweiten bisher nicht benutzten Handschrift begnügt. Er hofft, 'in nicht allzu langer Zeit eine von kompetenter Hand angefertigte Abschrift zu erhalten', die er dann in einer Zeitschrift veröffentlichen will. Nach meiner Ansicht hätte er doch besser gethan, alles zusammen zu geben: die später notwendigen Berichtigungen hätte sich dann jeder leicht eintragen können.

Ich erlaube mir noch Bemerkungen zu einigen Einzelheiten. S. 9 sagt Kaufmann: 'V. 111/12 stellt M gegen αL um, doch ist die letztere Stellung mit Rücksicht auf die Chronologie der Feste vorzuziehen.' Er schreibt demgemäfs *Thre of Maries Nativite And of the Assumpcioun othur thre.* Aber so ist ja gerade die Chronologie in Unordnung; denn Mariä Geburt ist erst am 8. September, dagegen Mariä Himmelfahrt schon am 15. August. Vgl. auch den jüngeren Text 73 f. *Thre of the Assumpcyon of our lady, Thre of here Nativite* und die S. 50 aus dem *Boke of Brome* citierte Stelle *III of the Assumpcion of owre lady, III of the Nateuite of oure lady.* So ist also gegen die Reihenfolge in M *And of our ladyes Assumpcioun othur thre And of her joyfull Natiuite thre* nichts einzuwenden. β hat *Assumpcioun* hinter *Natiuite* gesetzt, α aber diesen Fehler bemerkt und dadurch gebessert, dafs es *Concepcioun* für *Assumpcioun* schrieb: die Chronologie (8. September und 8. Dezember) ist hier wieder in Ordnung; aber, wie in M, macht auch an den vorhin angeführten Stellen Mariä Geburt den Beschlufs. — Die Bemerkungen über Sprache und Dialekt des älteren Gedichts S. 10 f. sind nicht vollständig genug: man erfährt z. B. nichts über das Verhalten von ae. *â* (vgl. besonders *mo* 172 : *do),* über das durch den Reim gesicherte Pronomen *she* 97. 159 (: *be).* Im Text V. 32 steht nicht, wie man nach S. 11 vermuten sollte, das Participium *knowe,* sondern der Infinitiv *beknowe.* — S. 45 lesen wir als V. 42 der jüngeren Bearbeitung *To telle my state with slowthe.* Kaufmann bemerkt S. 55 mit Recht dazu, dafs *with slowthe* fehlerhaft scheint. Wenn er aber dafür *I will not slowthe* vermutet, so ist es fraglich, ob sich *slowthen* als einfaches Verb noch so spät nachweisen läfst (mit *for-* kommt es ja allerdings bei Chaucer und William Langland vor). Ich glaube, dafs für *with* zu schreiben ist *withouten.* — S. 46, V. 79 ist *or* doch wohl Konjunktion: *or ye syng* 'ehe Ihr die Messe leset'; nach 78 ist nur ein Komma zu setzen. — Zu S. 47, V. 98 *Men hyt call stale cely* bemerkt Kaufmann S. 55, dafs *stale cely* keinen Sinn gebe und vermutlich ein Schreibfehler für *scala celi* oder *stella celi* sei. Aber die zweite Konjektur ist überflüssig; vgl. z. B. Stations of Rome (In Verse from the Vernon MS.) ed. Furnivall 117 ff. *In that place* (Rom) *a chapel is,* Scala celi *clepet hit is: 'Laddere of heuene' men clepeth hitte* und das bei Furnivall a. a. O. abge-

Digitized by Google

druckte Prosastück p. 31 *And ther ys a chappelle, that men calle* schalla cely, *that ys of oure lady.* — Die für S. 48, V. 166 vorgeschlagene Änderung *rafte* für *raffe* ist wohl abzuweisen: *raffe* ist entweder als Interjektion zu fassen oder = *in raff* 'schnell' (vgl. Tristrem 328?). — S. 49, V. 188 ist wohl zu schreiben *Hys sowle for thys in peyn schal lye:* statt *thys* hat die Hs. *hys.* — S. 49, V. 190 *send* ist in *fend* zu ändern.

Berlin. Julius Zupitza.

Über das Fehlen des Auftaktes in Chaucers heroischem Verse. Von Markus Freudenberger. Erlangen u. Leipzig, Deichert, 1889 (Erlanger Beiträge zur englischen Philologie herausgegeben von Hermann Varnhagen IV). VII u. 92 S. 8. M. 1,60.

Schon Tyrwhitt hat behauptet, dafs Chaucer seinen heroischen Vers nicht ohne Auftakt gebraucht habe. In neuerer Zeit hat sich besonders entschieden ten Brink für diese Ansicht ausgesprochen. Ich habe sie niemals für richtig gehalten, und es freut mich, dafs der Verfasser der oben verzeichneten Schrift ebenfalls zu dem Ergebnis gelangt ist (S. 83), dafs 'Chaucer auftaktlose heroische Verse ebensogut aus der Feder geflossen sind, wie auftaktlose vierhebige'.

Berlin. Julius Zupitza.

Die Historia Septem Sapientum nach der Innsbrucker Handschrift vom Jahre 1342. Nebst einer Untersuchung über die Quelle der Seuin Seages des Johne Rolland von Dalkeith. Von Georg Buchner. Erlangen und Leipzig, Deichert, 1889 (Erlanger Beiträge zur englischen Philologie herausgegeben von Hermann Varnhagen V). IV u. 117 S. 8. M. 2.

Die Zeit für eine kritische Ausgabe der *Historia Septem Sapientum* auf Grund sämtlicher Handschriften und Drucke hält Buchner noch nicht für gekommen, weil er (und gewifs mit Recht) der Ansicht ist, dafs die ihm bekannt gewordenen 16 Handschriften nur einen kleinen Bruchteil der überhaupt vorhandenen bilden. Da indessen das Werk für litterarhistorische und sagengeschichtliche Untersuchungen von sehr grofser Wichtigkeit ist, Handschriften und alte Drucke desselben aber nur wenigen zur Hand sind, hat uns Buchner durch den Abdruck der ältesten bekannten Handschrift in der That zu Dank verpflichtet. Zur Besserung von Fehlern in derselben hat er vier Münchener Codices und einige alte Drucke benutzt. In einem Anhange beweist er, dafs die Quelle für John Rollands schottische Versifizierung der Geschichte von den Sieben Weisen Meistern die von Wynkyn de Worde gedruckte englische Prosaerzählung gewesen sei, die vor einigen Jahren (1885) G. L. Gomme unter dem Titel *The History of the Seven Wise Masters of Rome* für die Villon Society neu herausgegeben hat.

Berlin. Julius Zupitza.

Digitized by Google

Marlowes Werke. Historisch-kritische Ausgabe von Hermann Breymann und Albrecht Wagner. II. Doctor Faustus herausgegeben von Hermann Breymann. Heilbronn, Henninger, 1889 (Englische Sprach- und Litteraturdenkmale des 16., 17. und 18. Jahrhunderts herausgeg. von Karl Vollmöller 5). LV und 198 S. 8. M. 4.

Die älteste bekannte Ausgabe von Marlowes Doctor Faustus, A^1, ist vom Jahre 1604. A^2 vom Jahre 1609 ist ein zum Teil verbesserter, noch mehr aber verschlechterter Abdruck von A^1. Dasselbe Verhältnis, wie zwischen A^2 und A^1, wird auch wohl zwischen A^3 und A^2 vorhanden sein: leider aber ist es Breymanns vieljährigen Bemühungen nicht gelungen, den gegenwärtigen Aufenthalt des einzigen bisher aufgetauchten (früher Heberschen) Exemplars von A^3 aus dem Jahre 1611 zu ermitteln. Von dem uns also vorläufig nur aus A^1 und A^2 bekannten A-Text weicht der B-Text, den die späteren alten Drucke bieten, bedeutend ab: B^1 erschien 1616, B^2 1619, B^3 1620, B^4 1624, B^5 1631, B^6 1663. B^2 ist im wesentlichen ein Abdruck von B^1, B^3 ein Abdruck von B^2 u. s. w.; B^6 aber ist zum Teil eine Umarbeitung von B^5. Das Hauptverdienst der Breymannschen Ausgabe besteht darin, dafs er, abgesehen von B^6, aus dem er in den späteren Scenen nur die wichtigeren Sinnvarianten anführt, die gesamte *Varia lectio* der alten Drucke verzeichnet. Links giebt er den A-Text, rechts den B-Text, was für die Vergleichung natürlich weit bequemer ist, als wenn, wie bei früheren Herausgebern des Doctor Faustus, soweit diese überhaupt von den zwei Texten Notiz genommen haben, dieselben hintereinander stehen.

Über sein Verfahren äufsert sich Breymann S. LIV so: 'Ich bin ... bestrebt gewesen, den Text der beiden ältesten Quartos so genau als möglich wiederzugeben mit Ausnahme dessen, was sich als absoluter Unsinn oder andere offenbare Verderbnis herausstellt. Es sind daher nur diejenigen Fehler, welche meines Erachtens auf Rechnung des gedankenlosen Interpolators oder des nachlässigen Setzers kommen, verbessert, dagegen die Inkonsequenzen der alten Orthographie und der Interpunktion beibehalten worden; jede, auch die geringfügigste Abweichung von den ältesten Texten wird durch ein nachgesetztes *, jeder Zusatz durch [ ] bezeichnet.' Ich mufs gestehen, dafs mich die vielen Sternchen und Klammern einigermafsen in der Lektüre stören, und wie mir wird es wohl noch manchem gehen. Vielleicht wäre es doch das Beste gewesen, wenn Breymann A^1 und B^1 mit allen ihren Fehlern abgedruckt und unter den Text die Varianten der übrigen Ausgaben gesetzt hätte. Namentlich beim B-Text scheint er mir sehr oft in seinen Änderungen zu weit gegangen zu sein und nicht blofse Fehler der Überlieferung, sondern den oder die Umarbeiter, dem oder denen wir den Text B verdanken, korrigiert zu haben.

Aufser den Varianten der alten Drucke hat Breymann auch die Verbesserungsvorschläge der späteren Herausgeber und Erklärer sorgfältig

verzeichnet. Auf einen solchen, den Breymann in beide Texte aufgenommen hat, erlaube ich mir hier einzugehen. Die alten Ausgaben (A 256, B 245) bieten in wesentlicher Übereinstimmung (ich regle die Interpunktion und die Initialen) *Ignei, aërii, aquatani (aquitani* B² ⁶) *spiritus, saluete.* K. J. Schröer hat nun in seiner Ausgabe von Goethes Faust I ¹, XXV, Anm. und Anglia V, 135 ff. mit Recht geltend gemacht, dafs Marlowe alle vier, nicht blofs drei Klassen von Elementargeistern hier angeführt haben wird. Schröers Vorschlag aber, *Ignis, aeris, aquæ, terræ spiritus, saluete,* ist gewaltsamer als nötig ist. Gleich beim Erscheinen des erwähnten Heftes der Anglia bemerkte ein klassischer Kollege, der nicht genannt sein will, mir gegenüber, dafs *Ignei, aerii* natürlich zu lassen und nur für *aquatani* zwei Adjektiva zu schreiben seien: am nächsten liegt wohl *aquatici, terreni.* In den Text B würde ich an dieser Stelle diese Konjektur nicht setzen; denn offenbar ist bei der Umarbeitung die Lesart aus A unbeanstandet übernommen worden.

Unbekannt geblieben zu sein scheint Breymann die Marlowe-Ausgabe in der *Mermaid Series.* Sie führt den Titel *Christopher Marlowe edited by Havelock Ellis. With a General Introduction on the English Drama during the Reigns of Elizabeth and James I. by J. A. Symonds. London, Vizetelly & Co.,* 1887. Auf die freilich aufserordentlich schwierige Frage, was von dem überlieferten Doctor Faustus Marlowe zuzuschreiben sei, was dagegen von fremder Hand herrühre, ist Breymann nicht eingegangen. Auch fehlen die sonst bei der Vollmöllerschen Sammlung üblichen Erläuterungen. Doch wollen wir dem Herausgeber daraus keinen Vorwurf machen, sondern ihm lieber herzlich dafür danken, dafs er es nun jedem ermöglicht hat, sich über die Lesarten der alten Ausgaben und späteren Herausgeber und Erläuterer des für uns Deutsche ja doch interessantesten von Marlowes Dramen bequem zu unterrichten.

Berlin. Julius Zupitza.

Marlowes Werke. Historisch-kritische Ausgabe von Hermann Breymann und Albrecht Wagner. III. The Iew of Malta herausgegeben von Albrecht Wagner. Heilbronn, Henninger, 1889 (Englische Sprach- und Litteraturdenkmale des 16., 17. und 18. Jahrhunderts herausgeg. von Karl Vollmöller 8). XIV u. 111 S. 8. M. 2.

Diese Ausgabe des *Jew of Malta* ist schon deshalb mit Freuden zu begrüfsen, weil sie der erste Neudruck ist, der die Schreibung der Editio princeps nicht modernisiert hat. Freilich das Modernisieren und Regulieren ist bei der Herausgabe von Denkmälern aus dem Anfang des Neuenglischen so lange für ganz selbstverständlich angesehen worden, dafs auch solche Gelehrte, die grundsätzlich dagegen sind, doch in einzelnen Fällen die allgemeine Übung mitmachen. Auch Wagner ist hiervon nicht ganz frei. So schreibt er z. B. 1543 *Seuill* staft der überlieferten Form *Ciuill.* Aber so wurde der Name von Sevilla in älterer Zeit auch sonst

geschrieben; vgl. Murray II, 447a, wo freilich noch keine Belege gegeben sind, und das u. a. bei Shakspere in *Much Ado About Nothing* II, 1, 304 vorkommende Sprichwort *Ciuil as an orange.* Auch *Scituation* 2207 brauchte nicht in *Situation* geändert zu werden, da man in älterer Zeit öfter *sc* schrieb, wo jetzt nur *s* gilt.

Da der *Jew of Malta* nur in einer einzigen alten Ausgabe vorliegt, ist das kritische Verfahren einfach. Man mufs sich eben an die überlieferte Lesart halten, falls man nicht einen triftigen Grund hat, in der Überlieferung einen Fehler zu vermuten. Dafs in dieselbe sich Verderbnisse eingeschlichen haben, ist nicht zu verwundern, da das Stück, obgleich schon wahrscheinlich 1588 entstanden, erst 1633 von dem Dramatiker Thomas Heywood durch den Druck veröffentlicht worden ist. Eine grofse Anzahl von Fehlern hat bereits Dyce verbessert, den einen oder anderen auch andere Herausgeber. Indessen ist die Nachlese, die Wagner namentlich von metrischen Gesichtspunkten aus gehalten hat, keineswegs unbedeutend. Die Anmerkungen gehen ebenfalls vorzugsweise auf metrische Schwierigkeiten ein. Mitunter kommt es mir vor, als ob Wagner den Standpunkt seiner Leser sich etwas zu niedrig vorgestellt hätte. S. 91, Anm. zu 178 hätte er nicht die falschen Formen *tîdian, tîdede* (statt *tîdan, tîdde*) ohne Berichtigung aus Mätzner entlehnen sollen. Wenn er S. 109 zu 1974 zur Empfehlung der Konjektur von Bullen bemerkt, dafs sich der Fehler *masty* statt *musty* einfach und leicht durch die Aussprache erkläre, so ist daran zu erinnern, dafs *u* zu Marlowes und selbst zu Heywoods Zeit noch keineswegs die *a*-ähnliche Aussprache hatte, die es jetzt im Munde der Südengländer zeigt.

Berlin. Julius Zupitza.

Percy's Reliques of Ancient English Poetry nach der ersten Ausgabe von 1765 mit den Varianten der späteren Originalausgaben herausgegeben und mit Einleitung, Anmerkungen und den erhaltenen Singweisen versehen von M. M. A. Schröer. 1. Hälfte. Heilbronn, Henninger, 1889 (Englische Sprach- und Litteraturdenkmale des 16., 17. und 18. Jahrhunderts herausgeg. von Karl Vollmöller 6). V u. 524 S. 8 nebst einer Musikbeilage. M. 8.

Percys Reliques, die so aufserordentlichen Einflufs gehabt haben auf die Entwickelung nicht blofs der englischen, sondern auch der deutschen Litteratur, in einer den gegenwärtigen Bedürfnissen der Wissenschaft entsprechenden Weise herauszugeben, war ein guter Gedanke. Über die Ausführung desselben wird sich erst urteilen lassen, wenn auch die zweite Hälfte erschienen sein wird. Der vorliegende erste Teil enthält den Abdruck des ersten und zweiten von den drei Bänden der ersten Ausgabe vom Jahre 1765. Der zweite Teil wird den Abdruck des dritten Bandes bringen, die Varianten der drei späteren Originalausgaben der Reliques und die Beigaben des Herausgebers. Hoffentlich giebt uns das Erscheinen

Digitized by Google

des Schlufsbandes bald Gelegenheit, auf das ganze Werk einzugehen; vorläufig sei nur auf ein paar Druckfehler aufmerksam gemacht, die sich in den Abdruck der Widmung, der Vorrede und der Abhandlung über die Minstrels eingeschlichen haben: l. 6, 11 *genius* st. *geuius*; 7, 8 *possession* st. *prossession*; 12, 7 *Britons* st. *Baritons*; 13, 28 und 14, 2 *which* st. *wich*.

J. Z.

Programmschau.

Friedrich Rückert in Erlangen. Von Oberlehrer Fr. Reuter. Programm des Gymnasiums in Altona 1888. 64 S. gr. 8.

Zum Andenken an den hundertsten Geburtstag Rückerts sind diese Blätter geschrieben. Sie haben einen vorzüglichen Wert. Sie atmen durchweg die hingebendste Liebe zu dem Dichter, sie bringen viel Neues. Es stammt aus Erzählungen im Elternhause, aus dem Munde Döderleins und des Schulrats Elsperger, der dem Rückertschen Kreise nicht fern stand, von Kindern und Enkeln Rückerts, aus Familienpapieren, besonders aus dem Nachlafs Jos. Kopps, bei dem eben für das Verständnis der Rückertschen Lyrik der beste Aufschlufs zu finden ist. Danach hat der Verfasser den Dichter in seiner ersten Erlanger Periode und seine Umgebung zu zeichnen versucht; dort macht er uns ganz heimisch; alle Personen, mit denen er in nähere Berührung kam, sein amtliches, sein häusliches Leben lernen wir genau kennen, und damit gewinnen wir den besten Kommentar für die Gedichte dieser Periode. Es ist ein aufserordentlicher Sammelfleifs, dem wir hier begegnen, für uns sehr wertvoll und den Wunsch nach Mehr und Ähnlichem anregend; zu bescheiden spricht der Verfasser im Nachwort von sich selbst. Eine kurze Andeutung des reichen Inhalts mag dies Urteil bestätigen. Nach der knappen Übersicht über das Vorleben des Dichters erfahren wir die Verhandlungen über die Anstellung in Erlangen und die erste Einrichtung, dann erhalten wir einen Überblick über das Leben des Dichters 1826—1833 und die Beziehungen darauf, auf Zustände und Personen, in den Gedichten. Genauer wird der Boden, auf dem sich der Dichter bewegte, in dem Abschnitt über Erlangens politische Schicksale und die Anfänge der religiösen Bewegung geschildert, besonders eingehend die Kollegen Rückerts, der Mediziner Henke, der Theologe Engelhardt, der Naturforscher Schubert, der Mathematiker Pfaff, Döderlein, Schelling und seine Frau, Karl von Raumer, Hermann Olshausen, vor allen Joseph Kopp, der mehr als alle Rückert innerlich nahe gestanden hat: seine Aufzeichnungen sind bei der Darstellung von Rückerts Erlanger Verhältnissen als denen des Dichters selbst nahezu gleichartig zu betrachten. Auf Kopps Leben geht der Verfasser genau ein: Kopp hat Rückert zu F. H. Jacobis und Schellings Philosophie hingeführt, auf Kopp beziehen sich Anklänge in Rückertschen Gedichten. Mit gleicher Liebe werden Frau und Kinder Rückerts vorgeführt, manches Gedicht erhält neue Beleuchtung. Dann folgt eine

Schilderung des Alltagslebens und des geselligen Verkehrs, immer mit Ausbeute für das Verständnis von Gedichten, schliefslich aber der dem Dichter so teuren Familie Kopp, und mit einem Gedichte Rückerts an eine Tochter Kopps, Emilie, einem Schwanengesang von 1865, endet der Verfasser die schönen Gaben aus dem reichen Füllhorn.

Ein Beitrag zu einer Biographie Max von Schenkendorfs. Von Dr. Drescher. Programm des Gymnasiums zu Mainz 1888. 35 S. 4.

Die auf genauer Kenntnis der hierher gehörigen Litteratur beruhende Darstellung des äufseren Lebensganges des Dichters, durchwoben mit manchen Belegstellen aus seinen Gedichten, führt uns aus seinem Vaterhause nach Königsberg in das Auerswaldsche und Barkleysche Haus und in seine ersten schriftstellerischen Versuche in der von ihm und Ferd. von Schrötter herausgegebenen Zeitschrift Vesta. Wir hören von dem geistig regsamen Leben in dem 'poetischen Männerbund', von dem verhängnisvollen Duell, dann von seiner Übersiedelung nach Karlsruhe und seiner Vermählung, von seinem Eintritt ins Heer 1813, endlich von seinem Koblenzer Aufenthalt. Manche sonst noch nicht verwertete Mitteilung hat der Verfasser der Koblenzer Zeitung entlehnt, auch die ausführliche Erzählung von Fouqué über sein Zusammenleben mit Schenkendorf wiederholt. Mit vorurteilsfreier Liebe charakterisiert der Verfasser den edlen begeisterten Dichter. Im Anhange bringt er drei in Hagens Biographie fehlende Briefe aus Karoline von Wolzogens Nachlafs (1849), einen Brief von 1815 an dieselbe und aus Bädekers Autographensammlung zwei Briefe an den befreundeten Landrat Baersch; eine dankenswerte Beilage ist auch das Faksimile der Namensunterschrift Schenkendorfs aus einem Aktenstück der Koblenzer Regierung.

Zur Geschichte des Arminius-Kultus in der deutschen Litteratur. Eine litterarhistorische Abhandlung von Dr. P. von Hofmann-Wellendorf. 3. Teil (Schlufs). Programm der Oberrealschule zu Graz 1888. 42 S. gr. 8.

Wie die früheren Teile, so zeugt auch dieser Schlufsteil von einer ganz ungewöhnlichen Belesenheit in der überaus reichen Litteratur; aber nicht blofs der Fleifs des Verfassers, der uns auch ungedruckte Schätze vorführt, sondern auch sein verständiges Urteil verdienen alles Lob. Von dem grofsen Reichtum der Litteratur, die uns der Verfasser, zum Teil in Auszügen, vorführt, mag eine Übersicht der besprochenen Werke eine Vorstellung geben. Es beginnt dieser Teil mit dem Zeitalter Friedrichs des Grofsen. Aus Gottscheds Schule stammt das lobenswerte Trauerspiel von Joh. El. Schlegel 1741, Hermann, an welches sich Joh. Andr. Cramers Ode Hermann 1744 schliefst. Darauf bespricht der Verfasser zwei Opernbücher, Arminio vom sächsischen Hofpoeten Pasquini (Musik von Hasse)

von 1745, Thusnelda vom dänischen Hofkapellmeister Scheibe. Matter als Schlegels Hermann ist Justus Mösers Tragödie Arminius 1749. Hierher gehört auch des Freiherrn von Schönaich Heldengedicht Hermann oder das befreyte Deutschland 1751, in dem zuerst das Bardentum hervortritt; von demselben rührt auch her das Trauerspiel 'Thusnelda und Hermann' 1754, dem verwandt ist das 1773 in Salzburg aufgeführte Schuldrama 'Hermann'. Aus der Bodmerschen Schule stammt Wielands epischer Versuch, erst neuerdings bekannt geworden. In dem Anhang zu seiner Streitschrift 'Ankündigung einer Dunciade für die Deutschen' brachte er gegen Schönaich einen 'verbesserten Hermann'. Durch das von Lessing in der Hamburgischen Dramaturgie besprochene Stück Du Bellays 'Siège de Calais' wurde Cornelius von Ayrenhoff zu seinem nüchternen Drama 'Hermann' veranlafst, doch ist die patriotische Gesinnung anerkennungswert. Desselben 'Tumelicus oder der gerächte Hermann' 1744 zeigt schon die Einwirkung der Klopstockschen Bardiete. Es folgen nun Klopstocks Arminius-Dichtungen; hier spielen bekanntlich die Barden eine grofse Rolle. Langweilig ist Bodmers Drama 'Die Cherusker' 1778, wunderlich Willamovs Dithyrambus 1766. Der Barde Rhingulph oder Kretschmann verherrlichte von 1768 an Hermann in mehreren episch-lyrischen Dichtungen, die viel Anerkennung, aber auch Gegner gefunden haben; sein drittes Hermannsbardiet hat er erst 1802 veröffentlicht. Zu den Barden kann auch gerechnet werden Fr. Dav. Gräter, er ist der kräftigste derselben. Weckung des vaterländischen Sinnes bezweckte auch die Zeitschrift 'Der Deutsche' 1771—1774. Eine verworrene, formlose Biographie ist des H. W. von Beris 'Hermann der Cherusker Fürst und Nationalheld der Teutschen' 1777. Auch die Göttinger Dichter feierten Hermanns Freiheitskampf, so L. v. Stolberg, Vofs, in merkwürdiger Weise Leisewitz mit der dramatischen Scene 'Der Besuch um Mitternacht' 1775, auch Kästner 1774 in 'Hermann, Varus und Thuisto'. Eine typische Gestalt hat Arminius in der Lyrik des Jahrhunderts gewonnen, er wird zu Vergleichen zwischen einst und jetzt benutzt, von Uz in seinen Gedichten, von Schink 1781 in einem Epigramm. Aber er wird auch mifsbraucht zum Preise fürstlicher Personen, die neben ihm sehr hervorgehoben werden, namentlich Joseph II. besonders durch österreichische Dichter, aber auch von Schubart in der 'Deutschen Freiheit' 1786. Selten gedenken seiner Ramler und Gleim in ihren patriotischen Liedern. Wie Hermann mehr und mehr zum Typus des deutschen Befreiers geworden, die Sehnsucht nach ihm gewachsen ist, zeigt sich im Anfang des 19. Jahrhunderts, so bei Fr. Chr. Schlenkert 1800, bei Venturini in der Erzählung 'Hermann der Sassen Herzog', einer bewufsten Tendenzschrift, einer Kulturgeschichte des altdeutschen Landes und Volkes. Denselben Zweck verfolgt 1805 die Zeitschrift Alruna, 1808 Th. Heinsius' Bardenhain für Deutschlands edle Söhne und Töchter. Als Verkörperung des germanischen Thatendranges erscheint Hermann in der Lyrik der Befreiungskriege, bei Stägemann, Arndt, Schenkendorf, auch bei geringeren Dichtern, so in 'Des teutschen Volkes feurigem Dank- und Ehrentempel' 1815.

Digitized by Google

Vor allen Dichtungen der Zeit ragt hervor H. von Kleists 'Hermannsschlacht', 1808 entstanden. Doch ist nicht ganz ohne Wert Lommers Schauspiel 'Hermann der Cherusker oder die Waldschlacht der Teutschen' 1813. Ein Tendenzstück ist Aloys Schreibers 'Marbod und Hermann oder der erste deutsche Bund' 1814, ebenso Kotzebues heroische Oper 'Hermann und Thusnelda' 1813. Fr. Förster hat sein 'Hermanns-Fest' 1815 dem Andenken Th. Körners gewidmet. Eine wackere Empfindung ist auch dem Epos Jos. von Hinsbergs 'Armin der Cheruskerfürst' 1814 nicht abzusprechen; viele Schönheiten bewahrt Fouqués romantisches Heldenspiel 'Hermann' 1818. Ladislaus Pyrker gedenkt in seiner 'Tunisias' neben den anderen Helden auch Hermanns. Der erste Schmuck in des Königs Ludwig von Bayern Walhalla ward die Gestalt Hermanns. Aber auch nachher wird der Cherusker noch gefeiert in den Gedichten Pfizers und Hoffmanns von Fallersleben. In der epischen und dramatischen Dichtung hat er seine Anziehungskraft nicht verloren, denken wir nur an Grabbe. Zu den Gedichten der letzten Jahrzehnte sei schliefslich hier noch hinzugefügt: O. Reichardt: Hermann, Drama, 5 Akte, Herford 1877, welches eine Bühnenaufführung erfahren hat.

Wilhelm Jordans Bedeutung für den Jugendunterricht. Ein Vortrag von Dr. Georg Bünger. Programm des Gymnasiums zu Baden 1888. 25 S. 4.

Der Verfasser gehört zu den begeisterten Verehrern des Dichters, er wünscht, dafs mit dessen Dichtungen durch die Schule die deutsche Jugend genau bekannt gemacht werden, dafs dieselben die Stelle der alten überlieferten Dichtungen vertreten mögen. Einzelnes, was er gegen die letzteren einwendet, findet seine Erledigung durch angemessene Ausgaben, unter denen ihrer ganzen Einrichtung nach die von Kamp hervorzuheben ist. Den ungemein hohen Wert der Dichtungen Jordans, den einheitlichen Gesichtspunkt, unter den er die seltsamen Verschiebungen der Überlieferung zu bringen verstanden hat, die Naturwahrheit in seinen Schilderungen, sei es der äufseren Vorgänge, sei es der Bewegungen der Seele, die vorzüglichen Charakteristiken, die stete Beziehung der Gedanken auf die Gegenwart, so dafs er, der glühende Vaterlandsfreund, wie ein Mahner und Berater des grofsen deutschen Volkes erscheint, hebt die Abhandlung gut hervor.

Lokalfärbung in Shaksperes Dramen. 2. Teil. Von Dr. K. Philips. Programm der höheren Bürgerschule zu Köln 1888. 31 S. 4.

In derselben eingehenden Weise wie in Teil I. fährt der Verfasser fort, die Dramen Shaksperes zu behandeln; nur ist der Plan dahin erweitert, dafs die Quellen verglichen sind, aus denen der Dichter den rohen Stoff entlehnte, um so besser zu erkennen, wie viel auf Rechnung

Digitized by Google

seiner eigenen Genialität zu setzen ist. So zeigt sich z. B., dafs für Romeo und Julia die Quelle ihm manchen entwickelungsfähigen Keim bot. Ausführlich wird jetzt das Jugendwerk Titus Andronicus betrachtet. Den Mangel an Motivierung und Charakteristik, das Hinausschweifen ins Mafslose, das Schwelgen in Schauern und Lastern giebt alles der Verfasser zu, aber einen ungemeinen Reichtum herrlicher, wahrer Einzelbilder weist er in den Vergleichen nach. Im König Lear feiert die Kunst der Lokalfärbung ihre höchsten Triumphe, Handlung und Charaktere tragen ein nichts weniger als idyllisches Gewand, überall eine naturalistisch heidnische Anschauung; die Naturbehandlung ist hier des Dichters ausschliefsliches Eigentum. Die Grofsartigkeit derselben ist durch Eingehen aufs Einzelste dargelegt.

Shaksperes Julius Cäsar. Von Dr. H. Böttcher. Programm des Gymnasiums zu Graudenz 1889. 26 S. 4.

Die schon so viel erörterte Frage: wer ist in dem Drama der tragische Held? bespricht ausführlich noch einmal der Verfasser und entscheidet sich dahin, dafs es nicht Cäsar, sondern Brutus sei.

Herford. L. Hölscher.

Digitized by Google

Verzeichnis
der von Mitte Februar bis Ende März d. J. bei der Redaktion eingelaufenen Bücher und Zeitschriften.

Lehrgang der englischen Sprache, Von Andreas Baumgartner, Professor an der Kantonsschule Zürich. I. Teil. Dritte verbesserte Auflage. Zürich, Orell Füßli & Co., 1890. X u. 147 S. 8. Fr. 1,80.

Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie herausgeg. von Otto Behaghel und Fritz Neumann. XI. Jahrg., Nr. 2, Februar 1890. Leipzig, O. R. Reisland. Sp. 49—88. 4. Halbjährlich M. 5.

Congreve und Molière. Litterarhistor. Untersuchung von Alexander Bennewitz, Dr. phil. Leipzig, Hässel, 1890. III u. 159 S. 8.

The New Prince Fortunatus. By William Black. In 2 Vols. Leipzig, Tauchnitz, 1890 (Collection of British Authors, Vols. 2635 and 2636). 320 u. 303 S. kl. 8. M. 3,20.

Aufgaben zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Englische. Nebst einer Anleitung zu freien schriftlichen Arbeiten von Prof. Ludw. Herrig. 14. Auflage. Neu bearbeitet von George Boyle. Leipzig, Jul. Bädeker, 1889. VIII u. 365 S. 8.

Les Précieuses ridicules par J.-B. P. Molière. With Introduction and Notes by E. G. W. Braunholtz, M. A., Ph. D., University Lecturer in French. Edited for the Syndics of the University Press. Cambridge, University Press, 1890. XXXV u. 100 S. 8. Sh. 2.

Poets' Corner. Auszüge aus Shakspere, Burns, Scott, Byron, Moore, Tennyson. Zum Schulgebrauch zusammengestellt von Dr. Broder Carstens, ord. Lehrer an den Unterrichtsanstalten des Klosters St. Johannis zu Hamburg. Leipzig und Itzehoe, Otto Fick, 1890. IV u. 180 S. 8.

The Open Court. A Weekly Journal devoted to the Work of conciliating Religion with Science [Ed. Dr. Paul Carus], Chicago. No. 124 [Felix L. Oswald, Problematic Traditions. Prof. Max Müller, The Lesson taught by the Science of Language]. 125 [Max Müller, Thought Thicker than Blood. Mrs. Susan Channing, Goethe as a Celibate and as a Moral Guide]. 126. 128.

Modern Language Notes: A. Marshall Elliot, Managing Director; James W. Bright, Hans C. J. von Jagemann, Henry Alfred Todd, Associate Editors. Baltimore, MD. Vol. V. January, 1890. No. 1. [H. C. G. von Jagemann, Separate Compound Verbs in German. Albert S. Cook, The House of Sleep: a Study in Comparative Literature. Postscript to the Elizabethan Invocations to Sleep. C. Fontaine, Les Poètes français de nos Jours. François Coppée]. February, 1890. No. 2 [E. Henry Shepherd, Robert Browning. Alcée Fortier, La Comédie en France au

XVIII[e] Siècle. Chas. Davidson, Differences between the Scribes of 'Beowulf'. J. M. Hart, *Birut* in Tatian (der Verfasser sieht in *birut* eine Form von *beran*, während es natürlich zum Verbum substantivum gehört!). W. James Bright, An Additional Note on the Etymology of *gospel*].

Litterarische Blätter. Herausgeg. von Franz Evers und Alb. Kohl. I. Jahrg., Nr. 7. 1. Jan. 1890 (S. 25—32 gr. 4). [Erscheint in Goslar a. H. am 1. jeden Monats, Preis halbjährl. 2 M. F. Evers, Neujahr. V. P. Hubl, Über die moderne Lyrik in ihren Beziehungen zum Volke. A. Friedmann, Unersetzlich. A. Pichler, An Maria. O. Bergener, Auf den Tod einer Greisin. H. Lingg, Über Ruinen. H. Zeise, Meeresbrandung. K. Speckbacher, Schützentod. A. Brieger, In der Dämmerstunde. F. Maser, Die Nonne. K. Telmann, Allein. A. Kohl, Frisch auf! Besprechung der 5. Auflage von Martin Greifs Gedichten.]

Echo der französischen Umgangssprache. I. Teil. Aus der Kinderwelt von R. Foulché-Delbosc. Mit einer vollständigen deutschen Übersetzung von Dr. phil. F. Booch-Árkossy. Leipzig, Rud. Giegler, 1890. I u. 98 S. 8. Geb. M. 1,20.

Echo der französischen Umgangssprache. II. Teil. Von R. Foulché-Delbosc. Mit einem vollständigen Wortregister von Dr. phil. F. Booch-Árkossy. Leipzig, Rud. Giegler, 1890. V, 120 u. 58 S. 8. Geb. M. 2.

Zeitschrift für deutsche Philologie, begründet von Julius Zacher, herausgeg. von Hugo Gering. XXII. Band, Heft IV. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses, 1890. IV u. S. 385—508 [E. Joseph, Zwei Versversetzungen im Beowulf. J. Bolte, Liederhandschriften des 16. und 17. Jahrhunderts. Das Liederbuch der Herzogin Amalia von Cleve. San Marte, Über den Bildungsgang der Gral- und Parzivaldichtung in Frankreich und Deutschland (Schluſs). Th. Siebs, Bericht über die Verhandlungen der deutsch-romanischen Sektion der XXXX. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Görlitz. Miscellen und Litteratur (nach S. 504 wird Prof. Dr. Oskar Erdmann in die Redaktion eintreten)].

English Syntax. Translated from the 'Grammatik der englischen Sprache' by Dr. F. W. Gesenius. Second Edition. Revised and adapted to the Latest Edition of the Grammar by Dr. C. E. Aue. Halle, Hermann Gesenius, 1889. VI u. 184 S. 8.

Allan's Wife and other Tales by H. Rider Haggard. Leipzig, Tauchnitz, 1890 (Collection of British Authors, Vol. 2634). 260 S. kl. 8. M. 1,60.

The Heritage of Dedlow Marsh and other Tales by Bret Harte. Leipzig, Tauchnitz, 1890 (Collection of British Authors, Vol. 2631). 272 S. kl. 8. M. 1,60.

Italienische Dichter seit der Mitte des 18. Jahrhunderts. Übersetzungen und Studien von Paul Heyse. IV. Band. Lyriker und Volksgesang. 2. Auflage. Berlin, Wilhelm Hertz, 1889. XX u. 348 S. 8. M. 5.

Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte und Renaissance-Litteratur. Herausgegeben von Dr. Max Koch, Prof. an der Univers. Breslau, und Dr. Ludwig Geiger, Prof. an der Univers. Berlin. Neue Folge. Dritten Bandes drittes Heft. Berlin, A. Haack, 1890. S. 171 bis 268. gr. 8. [Ludwig Fränkel, Untersuchungen zur Entwickelungsgeschichte des Stoffes von Romeo und Julia. Wolfgang Golther, Zur Frage nach der Entstehung der bretonischen oder Artus-Epen. Siegmund Fraenkel, Die Scharfsinnsproben. Besprechungen. Nachrichten.]

Englische Studien. Organ für englische Philologie unter Mitberücksichtigung des englischen Unterrichts auf höheren Schulen. Herausgeg. von Eugen Kölbing. XIV. Band, 1. Heft. Leipzig, O. R. Reisland, 1890. 164 S. 8. Jährlich M. 15 [L. Kellner, Zur Textkritik von Chaucers Boethius. E. T. Oliphant, The Works of Beaumont and Fletcher. H. Kling-

Digitized by Google

hardt, Die genetische Erklärung der sprachlichen Ausdrucksformen im Unterricht. Litteratur].

Lateinisch-romanisches Wörterbuch. Von Gustav Körting. Erste Lieferung. Paderborn, Ferd. Schöningh, 1890. I S. u. 128 Sp. 4. M. 2.

Franco-Gallia. Kritisches Organ für französische Sprache und Litteratur. Herausgeg. von Dr. Adolf Krefsner in Kassel (Verleger Julius Zwifsler in Wolfenbüttel). VII. Jahrgang, Nr. 2: Februar 1890. S. 17 bis 32 [A. Krefsner, Unsere französischen Schulausgaben]. Nr. 3: März 1890. S. 33—48. Halbjährl. M. 4.

A History of the Four Georges. By Justin McCarthy. Vol. II. Leipzig, Tauchnitz, 1890 (Coll. of British Authors, Vol. 2637). 351 S. 8. M. 1,60.

Die Kunst der Polyglotte. 23. Teil: Die arabische Sprache. Von B. Manassewitsch. Wien-Pest-Leipzig, A. Hartleben [o. J.]. VIII u. 184 S. 8. M. 2.

A Life's Remorse. A Novel. By the Author of 'Molly Bawn'. In 2 Vols. Leipzig, Tauchnitz, 1890 (Collection of British Authors, Vols. 2632 and 2633). 295 u. 280 S. kl. 8. M. 3,20.

Studj di filologia romanza pubblicati da Ernesto Monaci. Fasc. 12. P. Rajna, Un frammento di un codice perduto di poesie provenzali. E. Monaci, Lo romans dels auzels cassadors. Roma, Loescher & Co., 1889. 192 S. 8. L. 6.

Echo der niederländischen (holländischen) Umgangssprache von W. F. Oostveen, Schuldirektor zu Leiden. Mit einem vollständigen Wörterbuche von Dr. phil. F. Booch-Árkossy. Leipzig, Rud. Giegler, 1890. III, 103 u. 56 S. 8. Geb. M. 2,50.

Auswahl deutscher Gedichte für höhere Mädchenschulen von Dr. Ferd. Otto, ord. Lehrer an der Charlottenschule zu Berlin. Berlin, Herbig, 1890. 178 S. 8. M. 1,20.

M. Seamer. Shakspere's Stories für Schulen bearbeitet und mit Anmerkungen versehen. Von Dr. Heinrich Saure. Zweite Auflage. Berlin, F. A. Herbig, 1890. VIII u. 148 S. 8. M. 1,50.

Französisch-etymologisches Wörterbuch. Von H. A. Schoetensack, Professor. Zweite Abteilung. Heidelberg, Winter, 1890. S. 193—384. 8.

Die Kunst der Polyglotte. 22. Teil: Die japanische Sprache. Von A. Seidel. Wien-Pest-Leipzig, A. Hartleben [o. J.]. VIII, 198 S. und 10 Schrifttafeln. M. 2.

Echo der englischen Umgangssprache. Erster Teil. Aus der Kinderwelt von R. Shindler. Mit einer vollständigen deutschen Übersetzung von Dr. phil. F. Booch-Árkossy. Leipzig, Rud. Giegler, 1890. I u. 102 S. 8. Geb. M. 1,20.

Das Archiv. Bibliographische Wochenschrift. Herausgegeben von Julius Steinschneider. III. Jahrgang. Nr. 6—12 [Dr. W. Kämpf, Schiller und die Schwestern Lengefeld, nach dem Briefwechsel dargestellt. L. Fränkel, Richard Gosche, ein deutscher Musterbiograph. R. Götte, Julius Wolffs Dichtung und ihre Stellung im geistigen Leben der Zeit. H. Schönfeld, Englische und französische Dichter in Canada].

Elementarbuch der französischen Sprache von Dr. G. Strien, Oberlehrer am Herzogl. Friedrichs-Gymnasium zu Dessau. Halle a. S., Eugen Strien, 1890. IV u. 97 S. 8. Geb. M. 1.

Echo der schwedischen Umgangssprache von Dr. Alfred Svensson. Mit einem vollständigen Wortregister von Dr. phil. F. Booch-Árkossy. Leipzig, Rud. Giegler, 1890. I u. 162 S. 8. Geb. M. 2,50.

A Yankee at the Court of King Arthur by Mark Twain (Samuel L. Clemens). In 2 Vols. Leipzig, Tauchnitz, 1890 (Collection of British Authors, Vols. 2638 and 2639). 287 u. 270 S. 8. M. 3,20.

Revue de l'Enseignement des Langues vivantes. Directeur: A. Wol-

Digitized by Google

fromm. Paris. 6e année, Février 1890, No. 12 [Bossert, Commission pour l'étude des améliorations à introduire dans le régime des établissements d'Enseignement secondaire. 1re Sous-Commission. Enseignement, méthodes, programmes. Rapport sur la méthode des Langues vivantes présenté à la Sous-Commission. C. Eglin, Les Écoles supérieures de jeunes filles en Allemagne (suite et fin). E. Lombard, Shakspere et les principaux chefs-d'œuvre de son Théâtre (suite)]. 7e année, Mars 1890, No. 1 [Roger de Goeij, Les Littératures contemporaines de la Race Anglo-saxonne. E. Debray, Étude sur les Verbes forts et les Verbes irréguliers. T., Quelques Remarques sur la Formation et l'Emploi de l'Infinitif en Anglais. E. Lombard, Shakspere et les principaux chefs-d'œuvre de son Théâtre: Macbeth, les Caractères].

Berichtigung.

Infolge von bedauerlichen Umständen, deren Auseinandersetzung zu weit führen würde, sind leider die S. 139 und 143 f. gedruckten Verzeichnisse der Ehren- und korrespondierenden Mitglieder der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen nicht ohne Lücken. Es fehlen unter den Ehrenmitgliedern die Herren Hofrat Prof. Dr. Mussafia in Wien und Freiherr von Tauchnitz in Leipzig, unter den korrespondierenden die Herren Dr. D. Asher in Leipzig und Direktor Dr. Brunnemann in Elbing. Für jede weitere Ergänzung und Berichtigung werde ich dankbar sein.

Berlin SW.[11], Kleinbeerenstr. 7. Julius Zupitza.

Digitized by Google

Beiträge zur Kenntnis Georg Forsters
aus ungedruckten Quellen.

I.

'Von der Parteien Gunst und Hafs verwirrt
Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte.'

Wohl von keinem Geisteshelden gilt dies Schillersche Wort mehr als von dem Manne, dem die folgenden Blätter gewidmet sind, von Georg Forster. Ein Jahrhundert ist dahingegangen seit seinem Leben und seit den Kämpfen der französischen Revolution, in die ein tragisches Geschick den Leidenschaftlichen hineinrifs, und in denen er, verzweifelt über den schreienden Widerspruch zwischen seinem theoretischen Ideal von Völkerbefreiung und der Praxis, die die wirkliche Welt ihm zeigte, unterging: aber noch sind wir nicht zu einer historisch-psychologischen Auffassung und einer unbefangenen Beurteilung seines Lebens und Schaffens durchgedrungen, noch besitzen wir keine Darstellung, die uns den Mann zeigte, wie er war, wurde und werden mufste, sondern nur Tendenzschriften, die ihn vorschnell und einseitig loben oder tadeln. Den Tadlern benahm ihre Entrüstung über Forsters Beteiligung an der französischen Bewegung meist auch den unbefangenen Blick und das Interesse für seine früheren Leistungen und Schicksale. Zuerst war es seine Witwe, Therese Huber, die im Jahre 1829 durch Herausgabe seines Briefwechsels die Aufmerksamkeit auf ihn zu lenken versuchte: im Eingang des ersten Bandes findet sich von ihrer Hand eine Skizze seines Lebens, durch die man überhaupt zuerst genaueres erfuhr; jedoch ist Darstellung und Beurteilung immer nur mit Kritik zu gebrauchen. 1843 stellte Gervinus die psychologische

Entwickelung Forsters zum erstenmal in ihren Hauptpunkten richtig dar. König verarbeitete ihn zu einer Romanfigur. Moleschott gab zuerst in seiner gut geschriebenen Biographie eine klare Übersicht über Forsters wissenschaftliche Grundprincipien und die Ergebnisse seiner Geistesarbeit, wenn auch manches dem Blick des Materialisten sich verschob und veränderte. Endlich gab 1863 Klein eine Behandlung von Forsters fünf letzten Lebensjahren in einem gröſseren verdienstlichen Buche, ohne jedoch in der Auffassung des Gegebenen und dem Versuch einer psychologischen Darstellung überall zu befriedigen. Ich kann hier auf Vorzüge und Mängel der einzelnen Schriften über Forster, von denen ich hier nur die wichtigeren genannt habe, nicht näher eingehen. Eine künftige, allseitig genügende Biographie des Mannes wird am besten durch Veröffentlichung unbekannter Dokumente seines Lebens vorbereitet. 1877 gab Hettner den überaus wichtigen Briefwechsel Forsters mit Sömmerring vollständig heraus; manche einzelne Briefe wurden an verschiedenen Stellen gedruckt; auch im folgenden soll aus ungedruckten Briefen Forsters mitgeteilt werden, was zur näheren Kenntnis seines Seins und Werdens dient.

Das Material, aus dem ich schöpfe, ist eine gröſsere Anzahl von Briefen Georg Forsters an den Berliner Buchhändler Johann Karl Philipp Spener (1749—1827), im einzelnen vielfach ergänzt und erläutert durch eine ebenfalls stattliche Reihe von Briefen seines Vaters Reinhold Forster an denselben. Die Manuskripte hat mir ihr Besitzer, Herr Wilhelm Künzel in Leipzig, in freundlichster Weise zu litterarischer Benutzung zur Verfügung gestellt, wofür ich demselben auch an dieser Stelle meinen herzlichen Dank sage. Die Briefe reichen von 1775 in ziemlich ununterbrochener Folge bis 1791, beginnen also drei Jahre vor den ersten im gedruckten Briefwechsel stehenden und erstrecken sich fast über Forsters ganze Lebenszeit. Bei weitem die meisten liegen im Originale vor mir; nur einige wenige sind in Abschriften beigefügt.

Forster und Spener lernten sich bereits vor Cooks Ausfahrt zur zweiten Reise um die Welt (1772) in England kennen. Welche Beziehungen, namentlich welches Herzensverhältnis zwischen beiden bestand, zeigen die folgenden Briefe. Ich citiere

Digitized by Google

hier noch drei briefliche Urteile Forsters über Spener: 'Er ist noch immer der alte, der ehrliche edle Mensch, den wir lieben müssen und der sich täglich mir von einer verehrungs- und liebenswürdigeren Seite zeigt' (an Sömmerring 31); 'Spener ist durchaus ein grundguter Mensch, der sich selbst mit der strengsten Disciplin behandelt, um anderen alles oder doch so viel als möglich sein zu können. Bogen müſst ich schreiben, wenn ich ihn dir recht rühmen sollte, wie er's verdient. Ich habe bei dem Umgang mit ihm deutlich gesehen, was ich selbst in fünf Jahren an Erkenntnis, Ausbildung des Herzens und Verstandes, an Erfahrung und Gefühl gewonnen habe; jetzt habe ich ihn erst recht fassen und verstehen und lieben können; damals war ich es nicht fähig' (an Sömmerring 50); 'übrigens ist er, wenn er nur kein Buchhändler wäre, einer der vortrefflichsten Männer, die ich kenne, zu gut für diese Welt, zu edel für seine Sphäre, zu gewissenhaft, das drückt noch nicht genug aus, zu ängstlich für den Vorteil des Publikums besorgt, um den seinigen in Acht zu nehmen' (an Heyne, Briefw. I, 596); vgl. auch Briefw. I, 203.

I. London (1775—1778).

Am 30. Juli 1775 kam Cooks Expedition nach dreijähriger Reise in Spithead wieder an. Vom September dieses Jahres ist der erste uns erhaltene Brief Forsters.

1.

Mein bester Freund.

Ein einziger Trait de Bonté kann bey mir eine unsägliche menge Fehler verlöschen! — Daſs Sie mich mit einem Schreiben, und zwar einem so gütigen, vollständigen, beehret haben, ist hinlänglich Ihre bisherige Sprachlosigkeit mir gänzlich aus dem Kopfe zu bringen. Möchte nur alles dasjenige, so das schmeichelnde Papier mir einbilden will, wirklich aus dem edlen, dem gefühlvollen Herzen flieſsen, daſs ich so sehnlich und so aufrichtiger weise wünsche für mich mit ungleichgültigen Gesinnungen eingenommen zu seyn! Möchte es doch ohne Eigenliebe möglich seyn, daſs ich mich überreden könnte, Sie hätten endlich die beständige, ungeheuchelte Freundschaft erkannt, die für Sie in meinem Herzen seit unserer Trennung unaufhörlich geflammt hat! Ihr Stillschweigen bis zu meiner Abreise ist vollkommen zu entschuldigen, und ich bin vielmehr der Scriblerus gewesen, der sich gerechter Verweise zugezogen

Digitized by Google

hat, indem er seinen Freund mit unnüzzem Gewäsche und unnöthigen Ausgaben überschwemmt hat; daſs ich aber bei meiner rückkehr am Cap, oder in England keinen Brief von Ihnen fand, dafür kann ich warlich nicht; — indeſs, Ihrer langsamen Eile ohngeachtet, kann eine Zeile nie zu spät bey mir ankommen, und auch nie fehl schlagen mir glückliche stunden zu machen; doch kränkt es mich daſs ich je in einem Tone mich ausgedrukkt hätte, der Ihnen bitter scheinen sollte; und eben so sehr thut es mir leid daſs ich es in HE. Zumbrocks macht gestellt habe sich an Ihnen so unerhörter weise zu vergreifen; er, der mir jetzt dieselbe Rolle spielt die er an Ihnen so sehr zu misbilligen pflegte, und der seitdem er aus England ist, und ich wieder in London bin, mir noch nicht eine sylbe hat zukommen lassen — (Hievon könnten Sie im allenfalls in Leipzig etwas ins Ohr sagen.) — Ich dächte ich erriethe Ihre rache, die durch C. D. K. soll an mir ausgeübet werden, und wo ich nicht irre so wollen Sie mir Ihr Herz noch von der groſsmüthigen Seite bekannt machen; ohne vielleicht zu bedenken wie viel mehr demüthigend für mich Ihre Güte, denn Ihr gerechter Zorn seyn muſs.

Sie wundern sich, mein werthester S. daſs ich mich in der Deutschen Litteratur umsehe, und daſs ich Usong[1] in der Grundsprache (denn er ist übersetzt.) gelesen habe, als wäre ich ganz zu einem übermüthigen Engländer geworden, der nirgends als unter seinen eignen Landsleuten das Verdienst erkennen will, und nicht zugiebt daſs andere Völker eben so groſs, eben so richtig und eben so wizzig denken als das seinige: Nein, so einer bin ich nicht; Ich verehre die Sprache Thuiskons, und den göttlichen Mann der Sie für werth hält darinn den Wettlauf der Dichtkunst anzustellen! Sie ist reich, harmonisch und männlich, und Ihre besondre Fähigkeit zu allen arten von Sylbenmaaſsen giebt ihr einen groſsen Vorzug vor allen Europaeischen Sprachen. Die bloſse erzählung von Klopstocks Wettlauf der Deutschen und Englischen Muse[2] hat mich völlig in einen enthusiastischen fit gesetzt; und hätte dieser Groſse Dichter sonst keinen andern Verdienst, so würde dieser Gedanke ihn allein verewigen können. Ich habe Zeit genug gehabt, mit den Musen Almanachs (darinn manches schöne gewiſs vorkommt) ziemlich bekannt zu werden, und Schach Bambo's Töchter[3] sont des morceaux pour la bonne bouche; Nicolai's Magister Sebaldus[4] hat auch schon herhalten müſsen und der zweyte Theil wird mit Schmerzen aus Deutschland erwartet; Sulzer's Theorie der Schönen Künste (a — i)[5] ist schon durchblättert, Niebuhrs reise[6] gröstentheils durchgelesen, und man-

[1] Von Haller, Bern 1771. [2] Die beiden Musen Klopstocks Od. I, 108 Muncker-Pawel. [3] In Wielands Neuem Amadis, zuerst 1771. [4] Sebaldus Nothanker, erster Teil 1773. [5] Erschienen 1771. [6] C. Niebuhr (1733 — 1815), Reisebeschreibung nach Arabien und anderen umliegenden Ländern, Kopenhagen 1774.

Digitized by Google

ches kleine Büchlein oben ein untersuchet worden. Was nun mein bisheriges alltägliches Fach betrift, so ist Forskål,[7] Jacquin,[8] Aublet,[9] etc. auch schon bey mir revüe pafsirt, und was Ihnen sub rosa anvertrauet wird, so sind die Characteres derer Generum Plantarum so wir auf unsrer Reise entdeckt haben,[10] schon ziemlich weit avancirt: Der Text dazu wird wie die Linnaeischen Genera Plantarum,[11] (aber in 4 to) gedrukkt, und jedes Genus durch eine Platte, die den Tournefortischen[12] gleichet, erläutert. Die Geschichte unsrer Reise wird meinem Vater anvertrauet, der denn aus seinem eignen und Capt. Cooks journalen ein ganzes macht; (was die anmerkung in HE. Büschings Nachricht betrift[13] so kann ich Ihnen versichern dafs Sie ungegründet ist, wie denn auch manche Umstände deren er erwähnet, unrichtig sind:) Meine Anmerkungen sind ganz allgemein und aus einem besondern Gesichtspunkte gezogen, waren auch nie für das publicum, sondern für meine Freunde allein bestimmt, und sollten mich glücklich machen, wenn es möglich wäre sie allhier Ihren Augen zu unterwerfen.[14] Die Reise auf Befehl der Admiralitaet publicirt, wird zween starke quart Bände machen, mit mehr als 60 intressanten Kupferstichen versehen, und gewiss den Landschaften, Aussichten und auch Einwohnern der Süd See mehr ähnlich als jene italiänische zeichnungen eines Cipriani,[15] der aus der Fülle seiner Einbildungskraft eine Menge Europaeische Charactere in ein wildes neuentdecktes Land versetzte; wenn aber alles dies fertig seyn soll, ja dass ist eine frage, die ich nicht beantworten kann: dass die Admiralitaet es meinem Vater und Capt. Cook überlassen hat die unkosten des Drukks zu tragen und sich hernach in den Gewinst zu

---

[7] Reisegefährte Niebuhrs (1732—1763), der aus seinem Nachlafs herausgab: *Descriptiones animalium*, Kopenhagen 1775, *Flora aegyptiaco-arabica* 1776, *Icones rerum memorabilium* 1776. [8] N. J. v. Jacquin (1727—1817), *Selectarum stirpium americanarum historia*, Wien 1763; *Observationes botanicæ* 1764 ff.; *Hortus botanicus vindobonensis* 1770 ff.; *Flora austriaca* 1773 ff. Vgl. Briefw. II, 702; I, 371. 434. 600. 756; an Sömm. 106. 113. 114. 127. [9] Aublet (1723—1778), *Histoire des plantes de la Guiane française*, Paris 1775. [10] Im Dezember vollendet (Brief Reinholds vom 22. Dez.), erschienen sie London 1776: *Characteres generum plantarum, quas in itinere ad insulas maris australis collegerunt descripserunt delinearunt annis* 1772—1775 Jo. R. F. et Georg. Forster. Vgl. noch Briefw. II, 686. 702. 721. 737; I, 244. [11] Leiden 1737. [12] *Institutiones rei herbariæ*, Paris 1700. [13] Cook solle auf der Reise mit dem älteren Forster unzufrieden gewesen sein: Büsching, Wöchentl. Nachr. v. neuen Landcharten, geogr., statist. u. histor. Büch. u. Sachen III, 235 (vom 24. Juli 1775); das. IV, 123 (vom 8. April 1776) finden sich wörtliche Auszüge aus Briefen Reinholds an Spener. [14] Sparrmann erwartete sogar Poetica Georgs in der Reisebeschreibung zu finden: Briefwechsel II, 688. [15] Giamb. Cipriani (1727—1785), 1769 eins der ersten Mitglieder der neugestifteten Londoner Akademie, bekannt wegen der Kupferstische zu Ariosts *Orlando furioso;* vgl. Forster, Sämmtl. Schriften (1843) III, 450. 488. 490.

Digitized by Google

theilen, kann ich Ihnen gewiss versichern, es wird also keine besondere Reisebeschreibung von Cook herauskommen. — Und so habe ich alle Ihre fragen in Ansehung der Reise beantwortet.

Sie fragen nach meiner Aussicht in London; soll ichs Ihnen sagen, sie ist ziemlich l u f t i g: ich sehe nemlich aus meinem fenster über Tottenham Courtroad hinweg sogleich in die grünen Felder und Wiesen die sich bis nach Thompsons geschwisterten Hügeln[16] (Hampstead und Highgate) erstrecken, auf einer seite des Prospects ein waisenhaus, auf der andern ein Hospital! Für einen der Verse macht[17] ist eine solche vista sehr bedenklich, wie aus den Schriften des HE. Le Sage vielfältig erhellet. — Ohne länger im Labyrinthe der Gleichnisse zu verharren, so hat sich noch nichts gezeiget dass mich an London binden könnte; Ihre Majestäten haben zwar auf die allergnädigste Weise so wohl mit meinem Vater, als mit mir, (bey Überreichung einiger raren lebendigen Thiere aus den inseln der Süd See und vom Cap der guten Hofnung) gesprochen, allein wer darauf rechnung macht, kann sich nur gar zu leicht betriegen: fürs erste habe ich auch noch alle Hände mit dem Arrangement unserer Naturalien Sammlung, unsren Beschreibungen und Zeichnungen voll, ist also noch an keine andere Beschäftigung zu denken. Da die Hrn. Banks und Solander[18] schon über 550 Pflanzen in Kupfer gestochen haben, und ohngefähr noch ein mahl so viel zu stechen gedenken, überdem auch fast alle unsre Entdeckungen auf Ihrer reise ebenfalls gemacht kaben, so wäre es unbillig die Welt mit doppelten Ausgaben zu beschweren; das werk also (das nach unsren Generibus Plantarum gleich soll vorgenommen werden und) welches die Beschreibungen aller u n s r e r neuen species enthalten wird,[19] soll keine andre Kupferstiche enthalten, als nur von denjenigen Pflanzen die in der Banksischen Sammlung sich nicht befinden. — Sagen Sie mir mein theurester warum Sie denn nicht noch dies Jahr zu uns kommen wollen? So spät als künftigen May; je nun, vielleicht kömmt u n s der paroxysmus noch eher an, auf Ihre seite der G r o f s e n P f ü t z e zu kommen: eilen Sie lieber jetzt zu uns wenn es auch nur auf eine kurze Zeit wäre, jetzt da das gewirre der geschäfte des morgens und jeden Abend nach dem Freunde sehnen lässt, in dessen armen wir unsern erschöpfeten Geist wieder er-

---

[16] *The sister-hills*, Thomsons *Summer* 1410. Die Strafse Tottenham Courtroad verläuft senkrecht auf Percystreet etwa von Norden nach Süden. Hampstead und Highgate, etwa 2—3 Kilometer nördlich von Percystreet, sind jetzt fast auf allen Seiten mit London verwachsen.
[17] Über Forsters poetische Versuche vgl. Briefw. II, 676. 688; an Sömm. 26.
[18] J. Banks (1743—1820) u. D. Solander (1736—1782) waren Cooks naturwissenschaftliche Begleiter auf der ersten Reise 1769—1771; über Banks' Verhältnis zu Forster vgl. an Sömmerr. 342. 343; Briefw. II, 8. 90. 123.
[19] Es sollte den Titel führen *Descriptio plantarum maris pacifici* (Briefw. II, 690. 696).

Digitized by Google

muntern könnten! Gewiss es lässt sich nichts gescheutes, zusammenhängendes schreiben wenn man den Tag über mit unaufhörlichen fragen ermüdet wird und Sie mein lieber werden dies am mehresten büssen müssen, dem ich mein undeutsch so Bogenweise zuschikke. Nicht eine Zeile sondern einen ganzen langen Brief voll Dank verdient Ihre gütige Freundschaft gegen meinen Bruder Carl;[20] was das Papier Ihnen nicht ausdrükkt steht doch mit unauslöschlichen Buchstaben in meinem Herzen geschrieben. Sterne's Memoirs,[21] schon so lange angezeiget, sind doch noch nicht publicirt worden; Ihre übrige Ordre habe ich bey mir liegen und wird mit der ersten gelegenheit an HE. Zumbrock den jüngern und durch ihn an Sie abgehen. Meine Schwestern machen Ihr Compliment, sie haben aber noch nicht Zeit gehabt spielen zu lernen. — Ich bitte um Göthens Götze von Berlichingen und jungen Werther:[22] — was ist von Claudius? — Ich habe zu lang geplaudert, doch nichts rechts gesagt, und bin ewig Ihr

George Forster.

London den 19ten Sept. — Die post ist weg. ihr brief liegt also bis Freytag.

[Am Rande:] Glücklich ja ter et amplius felix,[23] wäre ich wenn ich mich auf ein paar Wochen zu Ihnen begeben könnte. — H. D. Martini[24] hat geschrieben. —

Heute nur empfieng ich Ihren Brief, und beantworte ihn schon, denken Sie wie theuer ich ihn schätze! Darf ich mich wohl Ihren werthen Angehörigen empfehlen denen wir in Ansehung unsers Carls gewis unendlich viel schuldig sind!

2.

London Novemb. 9th 1775.

Geliebter Freund

Ihr sehnlich erwünschter Brief hat uns mit wahrem Vergnügen beschenkt — Nicht, the happiness eines Engländers! — Nein, etwas mehr ecstatisches, das ein Englischer Freund nie fühlt, und ohne welches die Freundschaft doch wenig mehr als ein leerer Nahme wäre. Ich bin in dem Stükke schon immer ein Deutscher. Kein anderes Volk hat dies ächte Gefühl, der Engländer ist zu phlegmatisch, der Franze zu flatterhaft, der Italiäner zu falsch dazu — Soviel zur Dissertation über die Freundschaft.

Ihr Sterne's Letters gehen heute oder Morgen für Sie ab. — Als die Briefe eines unbekannten Mannes betrachtet, würden sie

---

[20] Derselbe befand sich in Berlin im Geschäft eines gewissen Schlüsser (Brief Reinholds vom 13. Januar 1778). [21] Wohl Sternes *Letters to his most Intimate Friends*, London 1775; vgl. Nr. 2. [22] Erschienen 1773 und 1774. [23] Horaz, Carm. I, 13, 17. [24] F. H. W. Martini (1729—1778), Naturforscher in Berlin.

Digitized by Google

eben nicht viel interessantes enthalten, sondern vielmehr verdienen, ein catchpenny genannt zu werden: allein als die Briefe des Weltberühmten, des beliebten und liebenswürdigen Yorick sind sie allemahl ein Schatz, indem sie ein starkes Licht auf den wahren, den grundehrlichen Character eines Mannes werfen, um dessen Herzens und Gemüths Beschaffenheit man höchst neugierig und so gar unruhig (uneasy) ist — Und wo könnte man wohl anders die Eigenschaften des Herzens besser schöpfen, als aus demjenigen was er nur an seine Freunde, und nie für die Welt schrieb — Doch mein enthusiasmus vertieft sich zuweit — und Ich lenke ein.

Ermuntern Sie mich, klopfen Sie mir auf die Schulter, und machen Sie dass ich in meinem Unternehmen Beharre! Die wenigen Augenblikke die mir allein zugehören wende ich dazu an, mich mit Deutscher Litteratur, und hauptsächlich schönen Wissenschaften so viel als möglich bekannt zu machen, und in der Folge einmahl diesem von sich selbst eingenommenen stolzen Volke zu lehren, dass wahres Genie, gründliche Kenntnisse und ächter Wiz auch in Deutschland anzutreffen sey, einem Lande das mancher Britte nicht einmahl dem Nahmen nach kennt.[1] Hauptsächlich ist mir aber darum zu thun, dass die Deutsche Poesie, die hier unbekannt und deswegen verachtet wird, in grössere Achtung gesetzt werde, und den Ruhm auch hier erlange, den ihre grossen Schönheiten reichlich verdienen. — Dass schlimmste ist wohl hierbey die penuria temporis die mir nicht zulassen will in dem Fach zu arbeiten — wenigstens nicht mit eifer zu arbeiten. — „Und wer sagt denn,“ hör' ich jemand mir zurufen, „dass du dem unternehmen gemessen bist“? Ja, das ist ein Zweifel, den ich mir noch nicht hatte einkommen lassen, und der mir eben jetzt viel zu schaffen machen wird. — Ich wäre wenigstens nicht der erste, der über etwas raisonnirt, das er nicht versteht! —

Noch ein paar Worte, und ich erwarte Sie, dies gewäsche by word of mouth zu beantworten. Ich sehe den abgebrochnen Ausdrükken der Seele Werthers mit Sehnsucht entgegen: mich dürstet nach seinen gefühlreichen (apropos ist das nicht bey nah so gut als empfindsamen) Schilderungen, und ich möcht' wissen wie seine abbreviaturen abgefasst sind. Ich dächte so ein gloomy book wäre was im englischen gusto und ich wundre mich dass es nicht übersetzt ist. — Ist es nicht schade, dass ich so viel von dem Werkchen weis und es doch nicht kenne? — Klopstocks Messias und seine Neuen Oden;[2] Weissen's Schauspiele,[3] Wieland's Merkur,[4] und

[1] Über die Bekanntschaft der Engländer mit deutscher Litteratur vgl. Brandl Goethejahrb. III, 27. [2] Klopstocks Messias 4. Band erschien Halle 1773, seine Sammlung der Oden Hamburg 1771, im selben Jahre auch die Darmstädter Ausgabe. [3] Weisse, Beytrag zum deutschen Theater, Leipzig 1759—68. 1767—71. [4] Erschien zuerst 1773.

Digitized by Google

einige andre, sind Bücher die ich begierig zu lesen bin — Doch soviel vergnügen ich mir auch von dieser Lecture verspreche, so kommt es doch nicht an die Freude, die ich in dem Beglükkten augenblikk mit lebhaften farben vorstelle, wenn Ich Sie in meine Arme schliessen, und Ihre Freundschaft in Ihren Augen lesen werde; alsdann hoffe ich Ihnen zu beweisen, dass die Hochachtung die ich für meinen Freund in meinen Briefen bezeuge auch wahrhaftig aus meinem Herzen fleusst — indess glauben Sie es dass ich ewig der Ihrige bin,

der ehrliche George Forster.

PS. HE. Zumbrock sen. verdient Brav gescholten zu werden. — Er verlangt Briefe von uns, ehe er auf den geantwortet hat den ich vom Cap aus an ihn schrieb. Ihre Geschäfte verdienen mehr Nachsicht. — Vergeben Sie dass ich so elend gekriezelt schreibe — ich bin in grosser Eile.

Einem Briefe seines Vaters vom 22. Dezember 1775 fügt Georg folgendes bei:

2a.

Hier hört der Doctor auf, und fängt der (Magisterandus) an.[1] Nachdem ich bei meinen Freunden in Wales und Warrington frische Luft geschöpfet habe bin ich endlich wieder in die Londoner Atmosphäre von Kohlen Dampf zurück gekommen, und fühle die Schmerzen welche Sie ausstehen müssen, um desto stärker, da ich jetzt eben von einem ehrlichen ächten Deutschen verlassen, und also recht in der Gemüthsvervassung bin wo man sich ängstlich und recht melancholisch nach den Gegenständen seiner Freundschaft sehnet. Ich tröstete mich noch mit der Hofnung zween rechtschaffene Männer miteinander bekannt machen zu können, aber da ich mir eben reich zu werden schmeichelte, blieb ich allein und ohne Freunde sitzen. — Doch hievon ein mehreres wenn Sie in Percystreet angekommen sind. Beinahe möchte ich wünschen dass dieser Brief zu spät ankäme, wenigstens hoffe ich, Sie werden, gleich einem Irrlaender, der Überbringer Ihrer eignen Antwort seyn. Eben so sehnlich verlangt mich nach den Büchern welche Sie für mich bestimmt haben, und wovon Ihre Herrn Spediteurs deren Gang den Schildkröten oder sonst einem trägen Thiere abgeborgt ist, mir noch ausser den beyden Bändchen von Sebaldus N. nichts haben zukommen lassen. Wofern es noch zeit ist, so sey Ihnen hiemit zu wissen gethan dass das Päckchen an HEn. Ritter v. Linné,[2] durch die ambus-

[1] Reinhold hatte kurz vorher von Oxford den juristischen Doktortitel und Georg die Aussicht auf den Titel eines *magister artium* erhalten (Brief Reinholds vom gleichen Datum). [2] Es enthielt ein Buch, Zeichnungen und Pflanzen nebst einigen Manuskripten (Brief Reinholds vom 9. November).

Digitized by Google

cade Captn Plowman, nach Hamburg abgegangen ist. Durch HEn Zumbrocks nachlässigkeit aber ist keine Enveloppe darüber, an Sie dirigirt worden, sondern er hat HEn Kauffman geschrieben, es Ihnen zuzuschikken, und Ich hoffe also dass es längst bey Ihnen wird eingetroffen seyn. Da ich heute selber nicht an Carl schreiben kann, so seyn Sie doch so gütig ihm von meinetwegen die Hände zu drükken (shake hands) und ihn zu grüssen. Dem glücklichen HEn Doctor Brähmer bitte auch meine Empfehlung zu machen. — Und damit wollen wir es diesmal bewenden lassen, denn ich habe diese ganze Seite im finstern geschrieben und wenn Sie es lesen können, eris mihi magnus Apollo![3] — Adieu, leben Sie 1000mahl wohl. — Der Doctor F. hat vergessen seinen Nahmen zu unterzeichnen und ist drüber ausgegangen; darum nehmen Sie diesmal allein vorlieb mit

Ihrem getreuen George Forster.

3.

Percy Street. April d. 9ten 1776.

Bester Freund

— Sunt quibus in Satyrâ videor nimis acer, et ultra Legem intendere opus.[1] — Nicht wahr Sie rathen mir ins künftige lieber stille zu schweigen, als den Leuten die Wahrheit so gerade weg zu sagen, wies vorhin geschehen ist. — Und was müst' ich denn thun, wenn ich nicht mit meinem Spener schwatzen darf. — verum nequeo dormire![2] — Ich schwatze also, und ist Er mürrisch, und will nicht antworten, denn muss ich Ihn ja plagen bis Er es thut, und Bis Er es aus dem vergnügten Ton, der Ihm sonst eigen war, thut. Das waren ja rechte traurige Noten womit Sie Ihr letztes Klagelied anstimmten, und wenn Sie's nicht mit dem köstlichen Tetrastich (O Forster! Bester Freund etc. etc.) beschlossen hätten, so hätte ich Beinahe befurcht, Sie möchten in Berlin einen Engländer agiren wollen; so aber, bin ich für diesmahl gesichert, und glaube fest dass Sie diese Zeilen mit ächter Spenerischen munterkeit und scherzhaften, aufgewecktem wesen übersehen werden. — Doch zur Sache. Die Commission von Aurikel-Saamen habe ich zu Bestellen gesucht, und muss Ihnen melden, dass nach genauer Erkundigung, Ich endlich erfahren habe, es seyen 100 Ursachen warum Sie jetzt keine säen können; die ich Ihnen nach der ordnung ihrer wichtigkeit vorlegen will. — Erstlich, ist hier jetzt kein Auricul-Saamen zu haben! — Halt, nicht wahr, die Ursache verdient ja wol, dass Sie mir die 99 übrigen zu Gnaden halten? Doch zu Ihrer innerlichen Befriedigung kann ich Ihnen noch dazu sagen, dass wenn Sie auch jetzt den Saamen bekommen hätten, es dennoch dies Jahr zu spät seyn würde

---

[3] Vergil, Ecl. III, 104; dasselbe Citat Briefw. I, 170. [1] Horaz, Sat. II, 1, 1. [2] Horaz, Sat. II, 1, 7.

Digitized by Google

Ihn zu säen, welches nach Aussage eines hiesigen Gärtners (dessen Worte in diesem Fall Orakelsprüche sind) im Januar geschehen muss, weil die Saamen so bis jetzt aufbewahrt worden sind, alle Ihre keimende Kraft verlohren haben. Was die andre Commission wegen Kanten angeht, darüber habe ich schon in meinem vorigen Schreiben vom 2ten dieses gesucht Ihren Wünschen ein Gnüge zu leisten. — Und nun verstumme ich, (wo kein wiedriger Zufall es anders verhindert) bis Ich Sie in London in meinen Armen halte, und mündlich sagen kann, wie gewiss, wie ganz, und wie ewiglich Ich der Ihrige bleiben, wie stolz ich auf Sie bin, und wie ich werth bin mich dieses Namens zu nennen

George Forster.

Zwischen diesem und dem folgenden Briefe liegt ein persönliches Wiedersehen der Freunde in London. Auch brach in dieser Zeit der Streit Reinhold Forsters mit der Admiralität um die Abfassung der Reisebeschreibung aus und der Sohn machte sich ans Werk, seinerseits mit Benutzung der Tagebücher des Vaters den Verlauf und die Ergebnisse der Reise darzustellen (vgl. darüber Briefw. I, 18 Anm.).

4.

London, d. 17ten September 1776.

Nochmals, liebster Spener setz ich die feder an, um mit Ihnen mir ein paar zufriedne Augenblicke zu machen. Kann auch wohl etwas mich glücklicher machen, als dieser Umgang mit meinem Herzlich geliebten Freunde, in so fern es mir jetzt auf eine geraume zeit versagt ist, Ihm die Hand zu drükken, und ein ehrliches how do you do now, nicht ganz ohne Bedacht zu sagen? Endlich kann ich Ihnen die Nachricht mittheilen, dass Ihre Kisten, so wie auch Mr Elmslys päckchen vorige woche abgegangen sind. Die Bleyfedern aber, und die verlangte Abschrift aus meines Vaters journal, werden nebst dem von Heydingern besorgten Hute diese woche einem Ballen beygefügt, den Heydinger an HEn Nicolai in Berlin versenden wird. Ich schicke Ihnen auch hiemit das Väsgen, welches ich gezeichnet und Miss Lane gearbeitet hat. Wenn's Ihnen gefällt soll's mir recht lieb seyn: Miss L. aber sagte sie wäre der meynung es liessen sich solche Blumen nicht wohl mit Haar ausdrukken.

Ich bin wieder einmal erbärmlich krank gewesen, wie gewöhnlich war's eine indigestion — mein armer Magen, der von Pökelfleisch und verfaulten Zwieback in grund verdorben ist — Doch davon wollen wir nichts sagen; es sollte anders nur zum pro-œmio dienen, dass mir auf diese Art, eine neue Hinderniss in weg gekom-

men, die mich vom Schreiben der Reise sehr abgehalten hat. — Gott! was wird daraus werden? Wenn ich den muth sinken liesse, welches eben kein wunder wäre, und auch wenn ich würklich bey Leib und Seelenkräften frisch und gesund bliebe, welches wohl nach jetzigen aussichten sonderbar genug wäre, sagen Sie was wird daraus werden? Ich fürchte warlich, demzufolge was mein Vater mir schreibt, dass wir an keine französische übersetzung denken dürfen; und dann; — bis das original Englisch herauskommt sollten wir doch solidere speise als Geister brauchen? Auch hiervon schweige ich weil ich zum voraus sehe, dergleichen gedanken müssen mich zur arbeit unfähig machen. — Gewis, gewis, mit einer dumpfen, finstern Gleichgültigkeit, die mir keinesweges eigen ist, sollte ich jetzt mehr wie jemals, das quid sit futurum cras fuge quærere,[1] zur regel meiner Aufführung machen und ganz wüste, und gedankenlos in den tag hinein leben — Leben! — kein leben ist das; so was leeres ist ärger als — ja vielleicht als der tod. Dem sey nun wie ihm wolle, es ist der trost des elenden jetzt mein, wenn's am schlimmsten geht — etc. — und dass unser Schicksal eine schleunige wendung nehmen muss ist unvermeidlich gewiss. — Warum tröstet mich mein Freund nicht mit ein paar Zeilen: Ich bin nicht unbillig, nicht gierig; ich will nur ein paar zeilen: wo sind Sie; wie gehts Ihnen? was für neue erscheinungen haben Sie an der menschlichen Seele wargenommen? u. s. w.

Ich meines theils habe aus 10 seiten des journals 70 gemacht, nicht dass ich etwa gewässert hätte; dafür soll Ihnen Dr. Raspe[2] stehen; — aber eben diese Ausführung kostet zeit, und zehn mal mehr nachdenken als alle andre art der Composition. Ich will glauben dass das Deutsche publicum (vielleicht auch das hiesige) billig genug wird seyn, den unterschied zwischen mir und den gewöhnlichen Reisebeschreibern zu erkennen, wenn es mir auch nicht nützen sollte. NB. Unter uns, wissen wir was dies bedeutet, und mit wie wenig Eigenliebe dies gesagt wird; aber in Büschings nachrichten möchte es abscheulich klingen, und einer unausstehlichen prahlerei ähnlich sehen. — Sapienti sat.

Schreiben Sie mir bald. Ich will meines theils nicht säumen, darauf zu antworten; des abends ist das noch delassement; wenn ich nicht im Montesquieu, Pauw,[3] und classischen Schriftstellern lese. Hier ist nichts neues aus America. Dass in meiner Seele in

---

[1] Horaz, Carm. I, 9, 13. [2] R. E. Raspe (1737—1794) war wegen Veruntreuungen von Kassel, wo er Professor war, nach England geflohen (Brief Reinholds vom 22. Dezember 1775); er war dann Mitarbeiter an der deutschen Übersetzung der Reise; vgl. Mittler Weim. Jahrb. III, 1. [3] C. v. Pauw (1739—1799), *Recherches philosophiques sur les Américains*, Berlin 1768; *Recherches philosophiques sur les Égyptiens et les Chinois*, Berlin 1773.

Digitized by Google

Ansehung Ihrer auch nichts neues vorgehen kann, wissen Sie schon lange; doch sage ich es Ihnen gerne noch einmal dass Sie wahrhaftig in meinem Herzen unauslöschlich eingegraben sind; und siehe da! eine Thräne versiegelts. —

George Forster.

5. (Abschrift.)

London, Dienstag d. 22. October 1776.

Da lieber Freund haben Sie wieder einen Brief von Ihrem kranken Georg! Immer das vertrakte Kopfweh, den verdorbenen Magen, und die hässliche Hypochondrie! Ich werd' doch warlich nicht wieder gesund bis ich einmal brav auf einem Deutschen Postwagen gerüttelt und geschüttelt werde. Und das, ja wenn geschieht das? Ich sehe mit Verlangen der Stunde entgegen, die mich von Brod-Arbeit befreien soll. Wird sie auch kommen, die gewünschte Stunde? Wird nicht immer neue Arbeit mir die Hände Füsse, etc. etc. binden? Halt' ein, es wird schon wieder schwarz vor meinen Augen, und das sollt's doch just nicht seyn. Also — to business.

Sie, armer Mann, sind jetzt hoffentlich, nach der unangenehmen Reise ohne freundlichen Pelz, wieder in Berlin angekommen, und pflegen den schmächtigen Körper, der manchen Stoss hat aushalten müssen. Dahin also schreib' ich, in der Hofnung, dass wenn Sie in Ruhe gerathen, wir dann auch wieder von Ihnen was zu hören bekommen. Gestern habe ich mehr als $^2/_5$ oder fast die Hälfte meines MS. nach Oxford zur Correctur geschickt, und den 1sten Nov. gehts zur Presse. Ich gedenke indessen tout-doucement fortzufahren, und zugleich sobald der Druck anfängt zu übersetzen. — Unsre Charte ist auch schon in hand, und Sie sollen zeitig davon ein mehrers hören und sehen. Aus der französischen Uebersetzung wird nichts, wie ich's mir denn immer vorgestellt hatte. Pancouke war in London ohne dass wirs wusten. Den Tag vor seiner Abreise sprach ich mit ihm: Er versprach den Abend bey uns zu seyn, reiste aber ohne uns ein wort zu sagen weg.

Dass Cook's werk schon im November erscheinen sollte, ist warscheinlicher weise nichts als bravade gewesen; jetzt wird nicht mehr dran gedacht. Dass aber Freund Raspe oder irgend ein andrer Freund, von Hodges,[1] oder anderweitig, Abdrükke der Platten bekommen könnte, ist wie ich zum Voraus sehe, unmöglich.

d. 25ten Octob.

Meine Krankheit nahm vorigen Posttag so stark zu, dass es mir unmöglich ward diesen Brief, und die Einlage zu schliessen. Jetzt da ich mich wieder ein wenig besser befinde, will ich noch das

---

[1] Der Maler auf Cooks zweiter Reise: vgl. Forster, Sämmtliche Schr. III, 483.

Digitized by Google

übrige hinsetzen. Sie werden wissen, dass der Ballen Bücher aus Leipzig (nehmlich von letzter Ostermesse) noch nicht angekommen ist; Wie das zugegangen weis ich nicht. Die Deutschen schönen Bücher die mich Ihre Güte erwarten liess, habe ich also noch nicht gesehn, unter andern auch nicht Klopstocks Oden. Mit dem letzten Päckel (welches meinem Vermuthen nach rectà aus Berlin gekommen, weil Briefe von meinem Bruder, nebst der Geschichte des festins bei Aufnahme des Grossfürsten[2] drinne waren, item ein Diplom von HE. Dr. Martini) habe ich empfangen den Landprediger von Wakefield,[3] den ich noch nicht im original gelesen hatte, und also höchst angenehm fand; die Soldaten,[4] Belphegor,[5] Situation aus Dr. Faust's Leben,[6] und noch so eine Scharteke; Auch französische Bücher von Marquis D'Argens & Co. Ich bitte mir als eine besondere Gefälligkeit Dr. Starks Hephästion[7] aus — mit nächster Gelegenheit. — Sie sehen es fehlt mir nicht ganz an gutem Muth, und wenn Sie mich in Athem erhalten wollen, müssen Sie mir von zeit zu zeit amusement verschaffen. Ich bin, ich kann wol sagen, lange nicht so elend krank gewesen als diese Woche; das anhaltende einsitzen, beständige Anstremmung [Anstrengung?], dazu das precaire und bittere unsrer Umstände und überdem noch meine eigne privat Ärgerniss die ich zuweilen ausstehen muss; kurz ich bin ganz hingewesen, und bin jetzt sehr wohl versichert, daſs ich behutsam zu werke gehen muss, wenn ich anders das Köstlichste was der Mensch hat, Gesundheit behalten will. — Hören Sie, ich denke immer ein Stükk trokken Brod, und Gesundes Leybs dabey, ist besser als Reichthum, Überflus, Ehre, Ruhm etc. etc. und Krankheit! — Doch trêve de morale.

Die Stadt Neu York ist von General Howe endlich eingenommen und zwischen 7000 und 8000 Amerikaner in der Flucht erschlagen worden. Die Amerikaner haben sich jetzt auf den Anhöhen jenseit Kings bridge auf festen lande verschanzt, aber man sagt sie sollen da kein Wasser haben, und unsre Truppen werden ihnen bald aufs fell kommen. Der ganze Brittische Hof freut sich darüber als wälzten sie sich schon im Blute der Säuglinge!

Trösten Sie doch den armen Carl über die bösen Schelt-Briefe die er von mir und unserm alten[8] Bekommen hat; ich glaube er wird wol ein bischen Trost von nöthen haben. Grüssen Sie mir doch den guten redlichen Dr Bremer aufs Herzlichste, und bitten Sie ihn zu glauben, dass jeder Mann der so empfindet und denkt wie er,

---

[2] Wohl des nachherigen Kaisers Paul, der sich 1776 mit einer würtembergischen Prinzessin vermählte. [3] Die Übersetzung ist von Bode, Leipzig 1776 (Mitteilung R. Köhlers). [4] Von Lenz, 1776. [5] B. oder die wahrscheinlichste Geschichte unter der Sonne (von J. K. Wezel), Leipzig 1776 (Mitteilung R. Köhlers). [6] Vom Maler Müller, 1776. [7] Am 14. April 1778 bittet der Vater um dasselbe Buch für Georg. [8] Mehrere Briefe des Vaters enthalten heftige Vorwürfe gegen Karl.

Digitized by Google

natürlicher Weise eo ipso an mein Herz wächst, dicht an die Stelle wo Sie grünen, blühen und Früchte tragen. Wenn trage ich Ihnen Früchte? Ich fürchte der Kalte Winter wird mich vertrocknen. Gott grüsse euch und bewahre euch, und habe euch so lieb wie

G. Forster.

Cadell bekommt £ 200 Sterl. für die Bogen von Robertson's History of America,[9] von dem französischen Uebersetzer.

Nachschrift zu einem Briefe Reinholds vom 5. November 1776:

5a.

Si vales, bene est — Ego — convalesco. — Mehr kann ich ja nicht sagen wenn ich auch das ganze Papier vollmachte; und doch ist's so eine Versuchung so viel weis Papier vor sich zu sehn! — Wenigstens will ich die Gelegenheit nicht aus den Händen lassen, wenn ich meinem Freunde Spener sagen kann dass Ihn sein Georg F. lieb hat. Vale.

6.

London Percy Street d. 12ten Novemb. 1776.

Liebster, Bester Freund!

Præcipe lugubres Cantus, Melpomene![1] sagte der philosophische Horaz, als er mit seinem Virgil um den geliebten Quintilius trauren wollte. Er wusste dass der trockne Ton der strengen Moral bey dem kummervollen Herzen keinen Zutritt findet, wenn es auch sonst noch so richtig denkt, wenn es auch zu jeder andern Zeit der kühlen Vernunft gehör giebt! Ich weine also in ihren Busen eine mitleidsvolle Zähre, ich fühle mit Ihnen den Verlust der Holden Mädchen, die gewis an Ihnen einen zärtlichen, belehrenden, Freund hatten —

'Ach klage nur! ganz sind sie deiner Schmerzen,
Ganz deiner unumschränkten Trauer werth:
Welch Antlitz! O! welch Bild der Besten Herzen!
Das nun der Wurm verzehrt!
Ihr Holder Reiz! der Tod nahm ihn zum Raube;
Ihr schöner Mund! nicht mehr für deinen Kuss! —
Doch nur entfloh ihr schöner Geist dem Staube,
Zu himmlischem Genuss!'[2]

Ich kann nicht davor dass ich Sie mit den Gesängen Ihrer eigenen Dichterinn zu trösten suche, ich kenne nichts schöners in der Art als ihre Gedichte. Lassen Sie mich immer, mein guter, gefühlvoller Freund, wenn wir ausgeweint und lange genug geklagt

---

[9] Robertson (1721—1793), *History of America*, London 1777.

[1] Horaz, Carm. I, 24, 2. [2] Zweite und vierte Strophe aus einem Gedichte der Karschin (Auserles. Ged. 144. 145, Berlin 1764) an Herrn Professor Sulzer über das Bild seiner verstorbenen Gattin. Varianten: Zeile 1 ist sie, 3 vom besten, 6 der schöne, 7 aus ihm entfloh.

haben, lassen Sie mich Ihnen jenen letzten beruhigenden Gedanken der Karschin vorhalten, woraus Sie mehr als jemals ersehen können wie nöthig unsrer Natur der Eigennutz ist. Die Versicherung, dass die Persohnen um welche wir sonst unaufhörlich leid tragen möchten, glücklich durch den Tod geworden sind, ist weit thätiger, unsre Ruhe und Zufriedenheit wieder herzustellen als das blosse innere Gefühl, (wenn es eins ist,) dass es Recht ist ruhig und heiter zu seyn. Wenn Sie sich mit etwas Schwärmerey den bittern Verlust um ein geringes erträglicher gemacht haben, und hierinn hat die Schwärmerey wirklich ihren Nutzen, alsdenn mag Zeit und Geduld bey Ihnen allmählig den übrigen Schmerz verlöschen, und Sie auf das allgemeine Schicksal der Menschheit, und auf die unerforschlichen Rathschläge des Himmels verweisen. Levius fit patientia, quicquid corrigere est nefas![3]

Sie haben mich bekannter Ursachen willen, von langem Briefeschreiben freigesprochen; erwarten Sie also nicht viel mehr als kurze Antworten auf Ihre Commissions. Ich bin Gottlob! wieder besser, und habe warlich meiner Gesundheit in diesem Leben so sehr von nöthen, als irgend jemand der sich keines andern Guten zu erfreuen hat. Die Aussicht hier zu Lande bleibt noch immer wüste und öde für uns, und selbst unermüdlicher Fleiss verfehlet seines Zwecks. — Dr. Morton ist zum ersten Bibliothekar am Br. Museo ernannt worden; die zwote stelle, die durch seine promotion vacant geworden, ist noch nicht vergeben.

Herr Elmsly lässt seinen ergebensten Empfehl machen; er ist mit dem Commentaire de Voltaire schon versehen sonst hätte er Ihnen gewis den Vorzug gegeben.

Uebereilen will ich mich nicht, eilen aber wol. Sie wissen, Bester S. wie es in der Welt geht; anstatt des 1. Novembers hab' ich heute mein MS. erst corrigirt bekommen: doch ich bins zufrieden, denn ich finde es besser, als ich es weggeschickt habe. —

Übrigens ermannen Sie sich, danken Sie dem gütigen Himmel dass das Loos nicht Ihre eigene, älteste, Beste getroffen hat, und trösten Sie sie, Besser als ichs Ihnen gethan habe; mit wärmerm Herzen wäre es wohl nicht möglich. Adieu, ich umarme Sie im Geiste.

George Forster.

[Folgt eine Nachschrift von Raspe.]

Auf denselben Todesfall im Spenerschen Hause bezieht sich ein Kondolenzbrief von Reinhold Forster vom 15. November 1776, aus dem ich folgenden Passus aushebe, weil er uns in das gemütliche und religiöse Leben des Mannes einen Einblick gewährt.

---

[3] Horaz, Carm. I, 24, 19.

Ich kan Ihnen nicht beschreiben, wie sehr uns alle der Verlust den Sie so plözlich erlitten gerührt hat. Ich kenne Ihr edles, gefühlvolles Herz; ihre weiche, zärtliche Seele; Ich stelle mir Ihr ganzes Haus eine Scene von Verwirrung, Betrübniss und Kummer vor. Ich sehe die trostlose Mutter vor meinen Augen, den Verlust zwoer geliebten, hofnungsvollen Töchter bejammern. Ich fühle den stummen Schmerz, der sich im Auge des gebeugten Vaters ausdrükket, Allein mein Herz wird ganz dahingerissen, wenn es seinen Freund siehet unvermuthet in diese traurige Scene hineintreten, ohne sie zu erwarten. Sein Brüderl: Herze hatte schon ein angenehmes Geschenke, ein liebreiches Compliment, ein liebkosendes zärtliches Gespräche für diese Schwestern bereitet. Er sieht schon im Geiste, da er seiner Vaterstadt sich nähert diesen muntern Kindern entgegen, und ihre Lebhaftigkeit und schmeichlende schwesterliche Liebe ist ihm wie gegenwärtig; Allein welch ein Auftrit! Alles ist öde, still, und traurig; Ungewis wen das Schikksahl hinzureifsen droht, eilt sein beängsteter Geist ins Zimmer, wo diese kleine Schlachtopfer liegen, wo Mutter, Vater, Schwester, bange Seufzer abschikken und heisse Thränen vergiessen. Schon ist der Tod, der König der Schrekknisse mit allen seinen fürchterlichen Vorboten so deutlich, so entscheidend auf den verstellten Antlizen dieser kleinen Engel gemahlt! Er kommt, jedes Wort der sterbenden dringt bis ins innerste der Seelen, jeder Augenblikk wird allen schrekklicher, und nun sind Sie dahin auf ewig von Ihnen geschieden! Hie werden Sie dieselben nie, nie wiedersehen! O welch ein Schmertz! Allein es sind ja nur noch wenige, wenige Tage dieser kurzen Lebens Zeit, auch für uns bestimmt, da wir aufhören sollen zu trauren. Freund schaue auf zu jenen gestirnten Gefilden, den Sonnen die sich in stiller Majestät um den Thron Gottes, des Vaters aller erschaffenen Geister, wälzen; dort sind die Versammlungen aller derer, die Ihm eigenthümlich angehören, die der Blutbürge erkauft, gewaschen von aller anklebenden Schwachheit, und nun zu einer Herrlichkeit verklährt, die kein im Staube noch wandelnder Sterblicher kennt; dort, dorthin hat der Glaube an diesen Erlöser, auch diese zwo jungfräuliche Seelen hinversetzet, dort wandeln sie unter den Verklährten Vorfahren und Freunden; die hohen Begriffe von Seeligkeit und Wonne fliessen in ihre anbetenden Herzen hinein, im Antlize jedes Seeligen und Engels ist Unterricht von Gott und seiner wunderbaren Regierung der Welt, von den Wundern seiner Werke der Natur und den noch herrlicheren Wundern der Gnade zu lesen; ihr blödes schüchternes Auge scheuet, die Dinge welche dort nur geglaubet gehoffet worden, und ein Blikk in die Liebe des Allmächtigen hineingesand füllt sie mit unaufhörlicher Wonne und Seeligkeit. Und wir Freund, wir sind noch im Staube, in der Vergänglichkeit dahinten. noch hängt unsere unvollkommene Seele oft an diesen eiteln Dingen, noch vergiessen wir

Digitized by Google

Thränen! Misgönnen wir die Seeligkeit den abgeschiedenen Unsrigen, das wäre ja elend! Wie solte das mit unserer Liebe und Zärtlichkeit übereinstimen? Allein wir sind ja schwache Menschen, wir können ja den Abgeschiedenen nicht den Tribut der Menschlichkeit versagen! Gut! Allein lassen Sie uns auch klagen als solche die nicht ganz ohne Hofnung sind. Wir versehen uns dass die Unsrigen der Seeligkeit geniessen; es ist unsere Pflicht die nie aus dem Auge zu lassen, uns zu derselben zu bereiten, und durch einen vernünftigen Wandel, eine aufgeklährte Hofnung, und starkes auf den Allmächtigen gegründetes Vertrauen der Seeligkeit und des Wiedersehens unsrer vorausgegangenen Freunde zu versichern.[1]

Die folgenden Monate waren Vater und Sohn unausgesetzt bei der Arbeit, und die Bogen der englischen Ausgabe sowie das Manuskript der deutschen Übersetzung gingen päckchenweise nach Berlin ab. Zu dem immer drückender werdenden finanziellen Notstande in Forsters Familie kamen nun auch Anfang 1777 infolge der übermäfsigen Anstrengungen Krankheiten, namentlich Georgs: 'George ist sehr schwach; der gute Junge verdienet gewiss Gottes besten Lohn für seine Treue an mir und seinen Geschwister' schreibt der Vater am 9. Januar 1777. Von Spener kam längere Zeit keine Nachricht über richtigen Empfang der Manuskriptsendungen: ein Brief Georgs vom 28. März (7) fragt in dringlichster Weise nach den Gründen des langen Stillschweigens: er ist nicht privatim an den Freund, sondern officiell an die Buchhandlung gerichtet; ebenso der folgende vom 1. Juli (8). Einem Briefe des Vaters vom 29. Juli ist folgender Brief Georgs beigefügt:

9.

London d. 29ten Jul. 1777. Dienstag.

Ihren Brief, Liebster Freund, D. Dodd[1] betreffend, habe ich vorigen Sonnabend richtig erhalten. Der Welt-Beseegler, der Naturkündiger und Geschichtschreiber dieser grossen Reise, soll also zum Biographen umgeschaffen werden, und wessen Biographen! Doch

---

[1] Man vergleiche hierzu die Äufserungen Georgs über ein Wiedersehen nach dem Tode in einem Briefe an Heyne, Briefw. II, 105.

(9) [1] W. Dodd (1729 geboren), Verfasser der *Beauties of Shakespeare*, kgl. Hofprediger in London, wurde wegen Wechselfälschung am 27. Juni 1777 in Tyburn hingerichtet. Forster schrieb sein Leben (Sämtl. Schr. V, 3), das aber erst 1779 erschien: vgl. Briefw. I, 241. 245.

Digitized by Google

Sie wollens haben und ich will nichts einwenden. Ich verstehe vollkommen was Sie in ansehung dieses Doktors von mir verlangen, und obgleich der Pultrach[2] den Sie anführen keinen Helden von Tyburn vorgenommen, will ich mich wol heranwagen. Nur schreibe ich was ich heute darüber vernommen, zur vorläufigen Notiz, wornach Sie sich zu richten, und mir fernere Befehle zu ertheilen haben. Ausser den Zeitungs-Rhapsodieen, sind zwo Nachrichten von Dodds Leben heraus, die nach aussage eines unpartheyischen Mannes, beyde in Ansehung der Facta richtig sind, und worauf man sich verlassen kann. Die dritte Beschreibung soll auf den Winter publicirt werden, und wird von D. Dodds Bruder und D. Butler, seinem Freunde, geschrieben. Hier wird freilich alles ausführlicher stehen, und natürlicher Weise eben das was Sie vermeiden wollten, nemlich die Pathen, und die Hosensch—reien angemerkt, die gute Seite des Delinquenten in den glänzendsten Farben gemahlt, seine Fehler und Laster aber schön bemäntelt werden. Scharteke oder Catchpenny wird mans aber wohl nicht nennen können. Mir kömmt es vor, als wollten Sie das Leben Dodds auf die nächste Leipziger Messe fertig mitnehmen. Wenn dem also ist, sehe ich kein ander Mittel als dass ich auf ihren Plan das Dingelchen ausarbeite, welches höchstens vier à fünf Bogen oder auch wohl sechs Bogen betragen könnte. In Ermangelung dessen, müssen Sie damit bis auf die nächste Oster Messe warten. Mir ist der Auftrag in so ferne angenehm, weil ich aus Ihrem Briefe sehe, Ihre Grundsätze kommen was Dodd betrift völlig mit den Meinigen überein. Ich bin beständig der Meinung gewesen, dass man ihm nicht das Leben schenken müsse; und Sie wissen ich bin das Gegentheil der Hartherzigkeit und Grausamkeit, ohne Ruhm zu melden; weil das vielleicht an meinem Temperamente liegt. Freilich müssten Beschreibungen der Institute und ihre Entstehungs Geschichten eingewebt, wie auch Moralische Reflexionen hin und wieder cum grano salis angebracht werden. Ich will thun als hätte ich positive Ordre fortzuarbeiten; kommt denn au retour du Courier ihre Antwort dass ichs nicht liefern soll, so hats nichts zu bedeuten — Hingegen wollen Sies nach obiger Warnung doch haben, so ists desto besser dass ichs fertig habe. Bildnisse die Dodd ähnlich sahen giebts gar nicht; es ist nur ein Mezzotinto, der wie man sagt, auch nicht viel ähnlichkeit hat; — M^rs Dodd aber hat ein Portrait welches ihm vollkommen gleich sieht; allein die Erlaubnis es copiren zu dürfen, und denn die Kosten der Copey! Was sagen Sie dazu mit umlaufender Post? Kann ich inzwischen etwas von der Art auftreiben ehe Sie wieder darüber schreiben, so will ich nicht ermangeln es Ihnen zu schicken. — So weit über den D. Dodd.

Mit heutiger Post gehen acht Bogen MS. von der Reisebeschrei-

---

[2] Entstellung von Plutarch?

Digitized by Google

bung an die Herren Breitenfels und Gregory ab, um Ihnen zuspedirt zu werden. Es bleiben noch 36 Bogen, davon ich schon 14 fertig habe, aber jetzt nicht schicken kann, weil Raspe die sechs nächst folgenden noch nicht gemacht hat. Sie hätten überhaupt das ganze schon lange erhalten, wenn er mich nicht beständig aufgehalten, und mit Hofnungen amüsirt, bis es endlich Ernst werden und ich selber Hand an legen musste, welches ich doch lieber vermieden hätte weils immer besser aus einer Feder kommt. Indessen habe ich gesucht meinen Styl dem seinigen ähnlich zu halten, und fehlt ja hin und wieder etwas, gehts lahm, u. s. w. so werden Sies zurechthammern müssen. Wo es nur möglich ist will ich mit künftiger oder gewis spätestens mit der Dienstags Post wieder acht bis zehn Bogen, dann den folgenden Posttag zuverlässig wieder zehn Bogen. und den nächstfolgenden alles schicken. Sie müssen unterdessen so drukken wie wir hier in England an der Engl. Ausgabe, nehmlich à raison de deux ou trois feuilles par jour. sonst stelle ich mir nicht vor wie Sie zur Messe fertig werden wollen. Ich versichre Ihnen auf das Wort eines ehrlichen Mannes, wenn H. Raspe mich nicht so ausserordentlich desappointirt hätte, würde ich Sie nicht in die Verlegenheit gesetzt haben, die ich in aller ihrer Stärke und Unannehmlichkeit empfinde. Was ich in der Sache überhaupt thue, würde sehr unrecht ausgelegt werden, wenn mans irgend einem andern Beweggrunde als meiner wahren aufrichtigen Freundschaft zuschriebe — denn au fond de l'affaire, ists meine Sache nicht; ich habe nichts davon, und der Contract ist nicht mit mir geschlossen worden; ich habe mich auch zu nichts anheischig gemacht. Allein so ein Nothfall biethet meine Hülfe auf, und bei jeder andern ähnlichen Gelegenheit stehe ich meinem Freunde zu Dienste — Thätig und uneigennützig mus Freundschaft seyn sonst kann sie nur das Wortspiel eines Franzosen oder Engelländers, aber nicht wahres edles Gefühl heissen. — Vielleicht wundern Sie sich dass ich die Bogen des MS. nicht recta (ohne den Umschlag an B und G.) nach Berlin schicke; Allein ich habe verschiedne Ursachen. — Erstlich kein Geld soviel Postgeld zu zahlen. — Zweitens weil ich wie mich däucht gehört habe, die Kaufleute in Amsterdam zahlen ans Postamt eine jährliche Summe ein- für allemahl. — Man ist hier zu Lande so sehr des elendsten Eigennutzes gewohnt, und man hat so selten mit edlen Seelen zu thun, dass man kaum glauben kann, es gäbe noch Leuthe die über Kleinigkeiten sich wegsetzen können. Man denkt sogar dass die grosse Auslage die Sie jetzt an Postgelde machen müssen, übel genommen werden könnte — Ich will hier nicht noch einmal anführen, dass das kleinere Uebel dem grösseren immer vorgezogen werden, und dass man lieber ein paar guinéen Postgeld zahlen müsse, ehe man drüber die Messe versäumte; ich will blos sagen dass falls Sie es nicht tragen wollen, Sies mir von den ver-

Digitized by Google

sprochenen ten guineas abziehen mögen, weil der Schritt auf mein risico, auf mein ernstliches Anrathen, u. s. w. geschieht. Kommt D. Dodds Leben nicht aus meiner Feder, so bleibe ich Ihnen dies Postgeld schuldig, und Sie sind so gut mir auf mein ehrliches Gesicht so lange zu trauen bis ich bezahlen kann. — Ich setze jetzt noch einige Sachen her, die dem Deutschen Leser meiner Reise entweder unentbehrlich, oder doch wenigstens nüzlich seyn könnten.

... Schreiben Sie mir doch, welche Platten Sie stechen lassen? und wie Ihnen mein Buch, welches Sie jetzt vermuthlich ganz gelesen haben, im Ganzen gefällt. Ich kenne die Fehler selbst vielleicht besser als sonst jemand; Wiederhohlungen, unbestimmte Reflexionen, und viele unausgeführte Punkte wo ich viel zu sagen gehabt hätte. Allein man bedenke, dass ich auf der Post schrieb, und oft 2 Bogen par jour componirte. Wäre es wieder zu corrigiren, so könnte ichs besser machen; doch wer hat je ein vollkommnes Buch gesehn? Zwar Raspe droht mir dass es das beste ist welches ich je schreiben werde — Ich bin auch das zufrieden, wenns nicht anders seyn kann.

Es ist wieder ein Buch geschrieben das seinen Meister lobt. — The Spirit of Athens, by William Young Esq.[3] Der Autor ein junger, feuriger Mann, den man für blödsinnig gehalten bis die verborgne Glut aufloderte und lichte Flammen schlug. Nicht die Geschichte Athens, sondern Blicke in die Springfedern, die eine Republik zum grössten Herrlichsten System von Politischer Verfassung machen, die Griechenland der Nachwelt so gross und wichtig machen, die Künste und Wissenschaften so hoch empor hoben, die auch wieder den Sturz dieses edlen Gebäudes verursachen. Die Geschichte Griechenlands mus man schon verstehen und inne haben; Alsdenn folgt man den Adlerblicken unsers Youngs, seinem forschenden, tiefdenkenden, und immer richtig urtheilenden Geiste, seinem rechtschafnen Herzen, — mit Vergnügen und Theilnehmung im höchsten Grade — Raspe hat an Boden desfalls geschrieben, und ihm gerathen es zu übersetzen. Wenn ers nicht thäte, was meinen Sie? Wollten Sies übernehmen? Ich möchte mich dran probiren. —

Noch nichts gewisses aus Amerika. Das hiesige Ministerium ist mit Neuigkeiten heimlich und hält zurück. Mit Frankreich scheints nicht recht klar zu seyn; vielleicht giebts wirklich bald Krieg mit dieser Macht. Die Minorität schreit, weil die Amerikanischen Kaper an der Küste von Engelland viele Schiffe nehmen.

---

[3] Erschienen London 1777; eine Neubearbeitung oder zweite Auflage davon erschien 1786 als *The history of Athens politically and philosophically considered with the View to an Investigation of the Immediate Causes of Elevation and of Decline Operative in a Free and Commercial State* (Mitteilung G. Roethes); eine dritte Auflage 1804.

Digitized by Google

Was daraus werden wird weis kein Mensch, und weniger als alle, Ihr treuer Freund und ergebenster

George Forster.

[Am Rande:] Ihr ehrlicher Dähne der mit seinem Grafen Dönhoff[4] schon lange hier ist, lässt Sie recht herzlich grüssen. Es ist ein kreuzbraver Deutscher, und der Graf ein allerliebster Junger Herr. Meinen Bruder bitte ich versichern Sie meiner Liebe und Freundschaft, und entschuldigen mich bei ihm (denn Sie wissen warum) dass ich nicht geschrieben. Empfehlungen mit Versicherung der aufrichtigsten Hochachtung an den guten Gelehrten D. Martini, ebenfalls bei ihm entschuldigen Sie mein Stillschweigen.

Bald darauf war der Druck der englischen Reise beendet und Reinhold Forster beauftragt am 1. September 1777 Spener für Dedikationen an den König von Preufsen und an den Fürsten von Anhalt-Dessau (vgl. auch Briefw. I, 208) zwei Exemplare von der deutschen Reise fein binden zu lassen. Im Oktober und November desselben Jahres machte Georg die Reise nach Paris (Briefw. I, 23). Reinhold Forster ist für die übrige Zeit von Georgs Aufenthalt in England nun der Hauptkorrespondent, während von Georg selbst nur noch ein undatierter Brief aus London erhalten ist, der ins Jahr 1778 gehört und jedenfalls nicht lange vor seiner Abreise nach Holland geschrieben ist, die am 23. Oktober von Harwich aus stattfand.

10.

Geliebtester Freund

Es versteht sich von selbst, dass dies Blatt abgeschnitten, und nur für Ihr Auge aufbewahrt werden muss. Oh! wie vielen Dank bin ich Ihrem warmen Herzen schuldig, das für mich in der Entfernung sorgt, wenn alle Welt mich verlassen hat. Zwar weis ich wie gross die Beruhigung, bald hätte ich gesagt die Wollust ist, welche man bei Ausübung guter Handlungen empfindet, und folglich dürfte ich Sie glücklich preisen, dass Sie gelegenheit gefunden am Wohl eines redlichen Jungens zu arbeiten; allein dieser Lohn der im Bewusstseyn eines Tugendhaften Wandels besteht, ist doch nicht Ihren Verdiensten angemessen, und gewis, es wird die Zeit kommen, wo auch noch die Sonne Ihnen scheinen, und Ihr trübes Auge erheitern wird. Ich bete eifrigst dass der Augenblick der Ihre Trübsalen endigen soll, nicht lange ausbleiben möge und dass wir zu-

[4] Vgl. Briefw. I, 203.

Digitized by Google

sammen noch manchen fröhlichen Tag erleben mögen. — Jetzt zur Sache.

Stellen Sie sich vor, welch einen Kampf in meiner zerschlagenen Brust Ihr letzter Brief erregt hat — einen Kampf zwischen dem principio das für meine Selbsterhaltung wacht, und der Liebe gegen meine Eltern und Geschwister. Grosser Gott! in welcher schrecklichen Lage soll ich diese unglücklichen Verlassen! Es ist wahr, ich bin hier ganz müssig und unnüz; allein ich kenne meinen Vater; er wird mir zuverlässig vorwerfen, dass ich ihn im Unglück verlassen will, und nur für mich sorge, ohne Gefühl für fremde Leiden, und was der Beschuldigungen mehr sind, die den Unglücklichen niemals fehlen. Uebrigens werde ich meine Mutter und Geschwister ganz und gar seiner üblen Laune überlassen, und es wird keiner seyn, der ein tröstliches Wort spräche, um ihr Leiden zu erleichtern. Werden sie endlich nicht selbst, auf die Vermuthung fallen, dass ich weggegangen, um mich dem Elende zu entreissen, ohne für ihre Erhaltung Sorge zu tragen, und oh! wie weh wird dieser Verdacht mir thun müssen, da ich unschuldig bin? — Die einzige Aussicht, die mir hier noch übrig bleibt, steht auf so wankenden Füssen, dass ich als ein verständiger Mensch nicht darauf rechnen sollte: Aber werden meine Verwandte mirs nicht vorwerfen, wenn ich den Erfolg nicht wenigstens abwarte. In meinem letzten Briefe vergas ich zu sagen worinn diese Hofnung bestünde. Es ist ein Vorschlag, im Anfang Novembers öffentliche Vorlesungen über Naturgeschichte ankündigen zu lassen — à 3 Guineen den halbjährigen Cursum. Bei der jetzigen verwirrten Lage der Sachen, ist aber nicht wahrscheinlich dass ich eine hinlängliche Zahl von Zuhörern erhalten würde, da überdies Naturkunde nicht mehr Lieblingswissenschaft ist, und ein Anfänger auch nicht gleich grossen Fortgang erwarten darf. Daneben erwarte ich aus Paris von Panckoucke ein noch nicht publicirtes Werk des Hrn. v. Büffon, les époques de la Nature,[1] ein Quartband, der von jedermann, dem er daraus vorgelesen, als sein chef d'œuvre angesehen wurde. Ich speculire auf eine Englische Uebersetzung. Allein wenn ich bedenke, dass während dem Kriege, der noch dazu sehr unglücklich für England ablaufen mögte, der Buchhandel ganz und gar darnieder liegt, so muss ich befürchten, dass mein Vorschlag dies Buch hier zu übersetzen, schlechterdings nicht einmal angenommen, und auf allen Fall gewis nicht gehörig bezahlt werde. Der einzige Buchhändler der jetzt noch was macht ist Cadell, der in der Hof und Admiralitäts Parthei ist, ein Schottländer ist, Cooks Werk verlegt, und folglich auf alle Art und Weise unser Feind ist. — Habe ich nun recht, wenn ich diese zwo ungewisse, höchst unscheinbare Aussichten gegen die geringe Berliner Gewissheit,

[1] Vgl. Briefw. I, 229. 246.

Digitized by Google

(denn so muss ich sie billiger Weise im Gegensaz nennen,) vertausche?

Nach der reifsten Ueberlegung, deren mein jetzt schwacher Kopf fähig war, und nach Anhörung aller Gründe, damit eine andre Person mich zum Hierbleiben zu bewegen suchte, — bin ich doch entschlossen zu Ihnen zu kommen, und das nicht sowohl um des gegenwärtigen, sondern des Zukünftigen willen. Ich vermuthe dass es mir nicht schwer werden wird in Berlin mit der Fortsezung des Büffons und des Naturlexikons[2] jährlich 100 Guineen zu verdienen, wofür ein einzelner Mensch dort ganz gut sein Auskommen haben kann. — Nebenher glaube ich noch Zeit zu andern Beschäftigungen, als einer Art von delassement überflüssig zu haben; und dies möchte mir auch noch eine Kleinigkeit einbringen, welche ich an meine Mutter zu übermachen schon im Voraus bestimmt habe. Stürbe denn in der Zwischenzeit der alte brave Sulzer,[3] welches ich doch gewis nicht wünsche, so wäre ich gleich zur Hand, und kriegte vielleicht mit wenigerer Mühe den botanischen Garten, als wenn ich hier bleiben sollte. Alsdenn hätte ich alles was ich mir wünschen dürfte, und könnte den grössten Theil von meines Vaters Familie von dem Meinigen ernähren. — Lachen Sie nur über den hofnungslosen Menschen, der Ihnen lezthin und heute noch solche Jeremiaden schrieb, und jetzt schon Luftschlösser baut. Ach mein Freund, so ists doch wenigstens möglich dass uns mit der Zeit geholfen werde, aber wenn der erste Schritt nie gethan wird, wie kann man da was ferneres erwarten? Ich habe viel zulange umsonst geharrt und gehofft, als dass ich mich jetzt auf entfernte Aussichten verlassen, und mit imaginairem Glücke schmeicheln sollte — Allein ich denke ich muss das Meinige thun und nach meinem Gewissen handeln, es komme daraus was Gott der Herr fügen wird. —

Sie werden sehen, dass ich in meinem ostensiblen Briefe Ihre Formul genau befolgt habe. Ich kann nicht von meiner Geschicklichkeit zu der vorgeschlagenen Arbeit sprechen — ich glaube aufrichtig und ohne Prahlerei dass ich ihr gewachsen bin — Sie kennen mich bester Freund — und dies ist genug.

Zur Reise sind 150 ℞ stipulirt. Es wird freilich etwas spät im Jahre seyn nach Hamburg zu reisen, inzwischen mus es gewagt seyn, denn zu Lande kostete selbst auf dem Postwagen die Reise wol zu viel? nicht wahr? Schreiben Sie mir hierüber ausführlich. — 100 ℞ sind ganz gut; allein mein Freund, ich habe ein 12 Guineen

[2] Martini hatte eine Übersetzung von Buffons Allgemeiner Naturgeschichte und Naturgeschichte der Vögel sowie ein Naturlexikon begonnen, die Forster nach jenes Tode (1778) fortsetzen sollte; vgl. zum Buffon Briefw. I, 183. 214. 218. 221. 243; II, 747; an Sömm. 6. 10; zum Naturlexikon Briefw. I, 181. 183. 185. 249; an Sömm. 10. [3] Er starb am 27. Februar 1779; vgl. auch Briefw. I, 201.

hier zu bezahlen ehe ich weggehe. Werfen Sie mir nicht vor dass ich Schulden gemacht habe. Die Noth hat mich gezwungen, zuweilen im Stillen zur Wirthschaft eine Cleinigkeit zu geben, um nur den Hausfrieden zu erhalten, und diese Kleinigkeit war geborgt. — Gewisse Kleidungsstücke werden auch unumgänglich nöthig seyn, ehe ich mich auf den Weg mache — ich denke nicht mich ganz hier zu kleiden, da solches in Deutschland wolfeiler ist — ich sage nur unentbehrliche Stücke. Ein anderer Vorschuss von 100 £ wäre also noch unentbehrlich und wo kriege ich den; und wie muss ich mich hernach einschränken um mit 300 £ ein ganz Jahr kümmerlich zu leben? — Ich nehme meines Vaters Observations[1] mit, um die Uebersetzung zu vollenden, wo ich sie in der Zwischenzeit nicht fertigkriegen sollte. Fällt Ihnen ein kleine Arbeit bei, die ich für Sie unternehmen und bald endigen könnte, so schlagen Sie mir nur gleich vor, ich nehme das Buch mit, und übersetze unter Ihrer Aufsicht, nicht mehr in böses englisches Deutsch, sondern gutes, reines, etc. etc. — Dafür käme dann die unterthänige Bitte und Zumuthung — mir auf eine Zeitlang die verlangten 100 £ vorzustrecken, bis ich sie entweder abgearbeitet, oder wieder bezahlt habe. Im Ernst, ich schäme mich Ihnen diesen Vorschuss zuzumuthen, Ihnen, dessen Lage ich kenne, der schon so vieles unentgeltliches für uns Armen gethan, der schon längst im Vorschusse bei uns steht, und nicht sobald herauskommen wird — Aber was ist zu thun? Schlagen Sie mir was bessers vor —

Noch eins — Sie verlangten von mir einen ostensiblen Brief. — Jetzt verlange ich dass ihre Antwort hierauf gleichfalls ostensible sey — damit der Hausfrieden nicht leide —. Sie richten Ihn also ein, „als geschähe mir der Antrag nun zum ersten und letzten male, und als wüsste ich noch nichts davon, und sie verlangen cathegorisches Ja oder Nein. Um alles Dingens überhoben zu seyn, hätten Sie selbst alles aufs genaueste zu meinem Vortheile bedungen, namentlich — (wie die Bedingungen denn lauten mögen.) und da wäre nun auch nichts ab oder zuzusetzen, weil das Ding pressire, und ich Ja oder Nein sagen müsse.“ Das alles so süss und rührend, und vortheilhaft für die ganze Familie vorgestellt, dass es seine Würkung ja nicht verfehlen möge, und vor allen Dingen mit einer Hofnung für meinen Vater auf künftige Zeiten begleitet.

Noch einmal dank' ich für alles Gute an uns in Percystreet und Breslau ausgeübte. Ich nehme meine Vorwürfe an meinen Bruder auch wieder zurück. Gott lohn Ihnen Ihre Sorge. Die Fr.

---

[1] *Observations made during a Voyage round the World on Physical Geography, Natural History, and Ethic Philosophy,* London 1778; vgl. Briefw. II, 708. 731; zur Übersetzung an Sömm. 10. Briefw. I, 304. 318. 342. 346. 355. Sämtl. Schr. VII, 200. Die Übersetzung erschien erst 1783.

und Engl. Flotten haben sich derb geschlagen, und beiderseits retirirt, ohne den Sieg davonzutragen. Die Fr. flotte ist noch am wenigsten zerstreut gewesen, denn Sie ist en ordre de bataille geblieben, ohne von Keppel von neuem angegriffen zu werden. Oh! wie sind die Zeiten seit 1762 verändert! — Ich umarme Sie theuerster Freund und hoffe schon Sie in B. zu umarmen. Adieu. G F.

[Am Rande:] Wenn Sie an mich besonders schreiben, so richten Sie nur immer Ihre Briefe sous Enveloppe an Elmsly; denn sind sie nicht sous enveloppe, so könnten die Postträger sie doch nach Percy Street bringen ohnerachtet at Mr. Elmsly's drauf steht.

II. Reise nach Deutschland (1779).

Am 23. Oktober 1778 trat Georg seine Reise nach Holland und Deutschland an, den Blick auf die ihm von Spener eröffneten Aussichten gerichtet und mit dem Wunsche, seinem Vater durch deutsche Vermittelung Erlösung aus seiner unerträglichen Lage und eine Anstellung in Deutschland zu verschaffen, die seinen wissenschaftlichen Verdiensten und seiner Begabung entsprach. Die Briefe aus dieser Zeit, die ersten des gedruckten Briefwechsels, schildern die stille gläubige Ergebenheit, die frohe Sicherheit, die reine herzliche Pietät des edlen Jünglings. Zuerst reiste er über Rotterdam, Haag und Amsterdam nach Düsseldorf, wo ihn Jacobi freundlich aufnahm, und traf Ende November in Kassel ein. Hier wurde er im Dezember als Professor der Naturkunde am Carolinum angestellt, erhielt jedoch gleich Urlaub, um nach Berlin reisen und die eingegangenen buchhändlerischen Verpflichtungen neu regeln zu können. Die Reise ging über Göttingen und Braunschweig, von welchem letzteren Orte drei Briefe an Spener erhalten sind.

11.

Braunschweig d. 14. Januar 1779.

Ihr lezter Brief, vom 29. ult. mein bester Herzens Spener, fand mich gestern Abends bei Prof. Ebert.[1] Es war grosse Gesellschaft, die theils stand, theils auf und ab gieng und ich konnte in eine Ekke treten mich mit Ihnen zu unterhalten. Ach ich kam nicht weit. Ehe ich die erste Seite durch war, stürzten mir die hellen

[1] J. A. Ebert (1723—1795), Professor und Hofrat am Carolinum.

Digitized by Google

Thränen ins Auge, und ich schlos das Papier wieder mit der heftigsten Bewegung, die zum Glück niemand gewahr ward. Doch glaub' ich dass M^{lle} Jerusalem[2] etwas davon gemerkt haben mag. Ich hatte ein Kopfweh, wie ichs in London zu bekommen pflegte, denken Sie, ob ich Linderung bekam. Ich musste eine Zeitlang einsam auf und ab gehen, eh ich mich wieder fassen konnte. O lieber, theurer, bester Freund, wenn Sie gewusst hätten was ich den Morgen für Briefe aus London bekommen hatte, Sie müssten nichts anders von dem Ihrigen gehoft haben, als dass er mir in Gnaden den Rest geben würde. — Wenn ich Ihnen einst zeige, was schreckliches, todtdrückendes in jenen Briefen steht — zeige, das traurige ganz abgespannte, verzweiflungsvolle Blatt, auf dem ich in kleiner Schrift um 12 Uhr Mitternacht eine Antwort an Sie hinwarf, — bald hätt' ichs Ihnen mitgeschickt; aber heut früh bin ich Gott sei Dank, etwas heitrer, und da bekommen Sie dies Gekritzel an die Stelle des eben-beschriebenen.

Wenn nicht die alles erhaltende Liebe wäre, die mich in Ihrem Schoose trägt, und mich wo ich hinkomme mit den bunten, lieblichen Bildern der Freundschaft spielen lässt, ich gienge schier zu Grunde über den Eräugnissen die alle meine vorsichtigen und vermeinten klugen Schritte vereiteln. Ich wiederhole es Ihnen, das einzige woran ich mich halte, ist das Wolgefallen das die Menschen an mir haben; ich habe keine andre Stütze als die Freundschaft. Bei all den trüben Gedanken, die während dem ersten Durchlesen Ihres Briefes aufwallten, welch ein wahrer Trost blieb mir nicht an den Ausdrücken Ihrer edlen, mir ewig schäzbaren Seele! Mein Bester, warum musste es nicht seyn, dass wir zusammen an einem Orte lebten! Kann denn der Himmel auch jenseits der Glücksgüter noch seine Hand ausstrecken, und fürchterlich dem Unglücklichen zurufen: Auch diesen lezten Trost versag' ich dir! — Mein Gott! alles ist so recht, — ich darfs nicht tadeln! Deine Wege sind im Verborgenen, aber ich wandle darauf mit Thränen! — Was halfs dass ich die Stelle in Cassel annahm, wenn der Zweck, der einzige Grund, warum ich es that, gleich jezt wegfällt, wenn nehmlich das Unglück der meinigen mir zu schnell über den Hals kommt, ehe noch die Fluchtstätte bereit ist, oder ich das Leiden lindern kann! Zwar schien alles dahinaus abzuzielen, dass es bald ausbrechen müsse; aber doch wagte ichs zu hoffen, dass einige unvorhergesehene Umstände sich noch zu unserm Vortheil vereinigen könnten, um den Ausbruch solange zu verhüten — bis ich — Ich kann nicht mehr daran denken sonst bricht dies arme Herz.

Ich will suchen mich zu fassen. Ich will dies traurige Blatt

---

[2] Über die drei Töchter des Abts Jerusalem vgl. Leisewitzens Brief an seine Braut, Herrigs Archiv XXXI, 391.

weglegen, denn ich bin unvermerkt wieder wo ich gestern Nacht anfieng, — will etwas anders schreiben, und dann wieder zu Ihnen zurückkommen, um noch vorläufig von Geschäften etwas zu bestimmen.

Wie ich den Ausdruck brauchte: „Bringen Sie das Hrn Pauli in einem Säftgen bei": war ich wohl eben so ernsthaft als Werther dem ich ihn entlehnt habe.[3] Stossen Sie sich nicht daran, und befürchten Sie keinesweges, dass ich mit Hrn. Pauli leichtsinnig fahren werde. Ich will vielmehr mit der grössten Gewissenhaftigkeit handeln, und kann ich ihm den Zeit Verlust nicht ersetzen, so will ich wenigstens machen dass er dadurch nicht noch länger vexirt und an seinem Profit gehindert wird. — Ich erkläre mich. — Hr. Prof. Lichtenberg,[4] mein verehrungswürdigster Freund, ein Mann den ich so lieb habe, wie meinen Spener, und meine Seele — ein Mann, dem mein Spener nicht angestanden hat, meine Reputation als Schriftsteller in die Hände zu liefern, der folglich fast der einzige Mann in seiner Art seyn muss, weil er ein so grosses Vertrauen verdient — soll mir rathen was ich bei dieser Gelegenheit zu thun habe. Ich schicke ihm Ihren Brief, nicht etwan dass ich Ihre Gründe misbilligte, sondern weil ich mir zu wenig Gerechtigkeit gegen mich selbst zutraue. Ich würde es auch alsdenn nicht gethan haben, wenn eine Möglichkeit gewesen wäre, vor Ostern einen Strich am Lexikon oder auch nur am Büffon zu machen.[5] Dies ist aber nunmehr platterdings unmöglich, und es gesellt sich eine zwote Schwürigkeit hinzu, nehmlich dass Ihr Brief mir deutlich zu verstehen giebt, ich müsse geschwind von der Faust weg arbeiten — ein Punkt von dem mir zuvor nie etwas, am wenigsten beim Natur Lexicon in Sinn gekommen ist. Ich glaubte aus dem N. L. ein ganz ander Ding zu schaffen; — ich kann und muss hinzusetzen, — man erwartet ein ganz ander Ding von mir als vom Seel. Martini. So verschieden als die Arbeiten des praktischen von denen des theoretischen Naturkundigers seyn können. Blosser Compilator seyn, wie es Martini war, das kann ich nicht. Wenn aber das N. L. ein Objekt von 2000 a 3000 Rthl. jährlich für Pauli seyn und alle Messe ein Band davon erscheinen soll, so müsste ich es Fabrikenmässig genug traktiren. Und ob ich das kann? Ich hatte mir vielmehr geschmeichelt man würde mehr auf Güte als auf Bogenzahl sehen. Und ist meine Reputation gar für nichts zu rechnen? Martinis Verdienste waren anderweitig und auch in andern Fächern bekannt. Er konnte — nun ja es muss heraus, dem redlichsten Mann, und dem Märtyrer für seine Familie unbeschadet, seine Asche ruhe

---

[3] Der junge Goethe III, 316. [4] G. Chr. Lichtenberg (1742—1799), Professor der Physik in Göttingen; Urteile Forsters über ihn Briefw. I, 222. 267. 306. 713; an Sömm. 336. [5] Vgl. Nr. 10, Anm. 2.

Digitized by Google

in Frieden! — er konnte ein schlechtes Buch schreiben, und man verzieh es ihm; ich darf auf diese fast sträfliche Nachsicht des Publicums nicht Rechnung machen! — Eine Uebersetzung könnte allenfalls noch fertiger ausgearbeitet werden — aber muss einem das Herz im Leibe nicht weh thun, wenn man den Styl des ersten französischen Schriftstellers in der deutschen Vertolpatschung so gänzlich vermisst? O sagen Sie: uns Deutschen ists um Sachen, nicht um Redner Blümchen zu thun. — Ganz wohl, aber nehmen Sie Büffon die Grazie seines Styls, und wieviel bleibt? — Endlich, haben Sie schon vergessen dass ich Ihnen noch vor Michaelis einen ganzen Quartband Uebersetzung schuldig bin? Haben Sie Ihren oft wiederholten freundschaftlichen Zuruf vergessen: cura ut valeas — und wissen Sie, dass meine Gesundheit auf schlechtern Füssen, als jemahls steht? Mit dem Vorschlag vor Ostern etwas vom Büffon zu liefern hat es folgende Bewandnis. Ohne Bücher kann ich nicht arbeiten, und solang ich reise ist jede Minute fast mit Besuchen und Bekanntschaften angefüllt. — Sonnabend früh um zehn d. 23ten Januar 79. fahre ich mit der ordinairen Post nach Berlin. Sie bleibt von Sonntag Morgens um zehn bis Montags Nachmittags um 4. in Magdeburg liegen, und giebt mir Zeit meines Vaters besten Freund, den Abt Resewitz[6] zu besuchen. d. 27. bin ich also erst in Berlin. Zu Ende Februars muss ich wieder in Cassel seyn. Ein Monath wird mit Einrichtungen und Vorbereitungen auf die Collegia hingehen; und alsdenn ist Ostern vor der Thür. — Was ich thun kann? Bedauern, und es mir herzlich leid seyn lassen, dass mein Glück auf Paulis Unkosten gemacht wird. — Mehr können wir Menschen gewöhnlicher Weise nicht: wie selten ist man so glücklich einander den verursachten Schaden, und vor allen Dingen Zeitverlust ersetzen zu können. Sie kennen mich, und lassen mir Gerechtigkeit wiederfahren. Ich fühle tief alle den Verlust den ich Pauli verursacht habe; aber kann ich ihn ersetzen, ohne mich aufzuopfern, ohne meine Stelle in Cassel zu resigniren? — Wenn ich bei Ihnen tiefer in Vorschuss gerathen darf, — dumm Zeug — ich muss es ja doch; und ich brauche noch viel Geld wovon mündlich mehr — so thue verzicht auf die 100 ℔ Reisegeld — und kündige Hrn Pauli den Handel auf, ehe er durch neue Zögerung noch um einen halbjährigen Profit kommen sollte. Einer oder mehrere von den Gelehrten, die Sie mir nannten, können noch vor Michaelis einen Band jeder Art liefern, und ihn, vielleicht zum Vortheil des Verlegers, dem schon herausgekommenen gleichförmiger machen, als ichs mich getraue. — Dies alle sind Berathschlagungen, Fakta und Positionen, die ich Ihnen zur Beherzigung überlasse. Nach Ihrer

---

[6] F. G. Resewitz (1725—1806), Abt zu Klosterbergen bei Magdeburg; vgl. Briefw. I, 195. 200.

Digitized by Google

Vorschrift schreibe ich indessen doch an Pauli, mit einer ostensiblen Einlage an Sie; und übrigens erwarte ich meines unvergleichlichen Lichtenbergs Entscheidung. Ich bete den Menschen an, und ihr Leute sollt mich in meiner Abgötterei nicht stören.

Ich rechne, dass ich Paulis 100 ℛ eingerechnet Ihnen etwas über 350 ℛ schuldig bin — denn für die 60 £ Sterl. hoffe ich noch die Observations [7] liefern zu können, die bringe ich daher auch nicht in Anschlag. Einem Engländer der mir auf der Reise 30 ff geliehen, muss ich Sie in Berlin abzahlen. Ich mache also Staat darauf bei Ihnen, wie auch auf fernere Reisekosten bis Cassel. Nur noch einen Freund habe ich, den ich ansprechen würde, wenn ich Ihnen zu lästig fiele; aber auch nicht eher als in diesem Nothfall. Ich will Ihnen nicht das hochmüthige Compliment machen, dass ich Ihnen einen Beweis meiner Freundschaft gebe, indem ich bei Ihnen Geld borge — aber Freund es dringt doch etwas bittres in die Seele bei dem Gedanken, dass ich mich auf die elendeste Art in der Welt forthelfen muss. O wäre nicht jene Rücksicht auf Paddington! [8] — Halten Sie meinem zerrütteten Herzen dies Gewäsche zu Gut.

Warum ich solang in Braunschweig bleibe? Um an meines Vaters Erlösung zu arbeiten! [9] Ich habe hier die ganze fürstl Familie gesprochen, bei der Erb Prinzessin gespeist, und des Herzogs Ferdinands Gunst gewonnen. Vielleicht! — O ich wiege mich nicht mit Hofnungen! Wenn ich nur die ausgemahlten Zeichnungen verkaufen könnte, um meinem Vater etwas baar Geld zu schicken! Oh! — Leben sie 1000 mahl glücklich — Ich umarme Sie bald als Ihr redlichster aber

ganz unglücklicher Freund G Forster.

[Am Rande:] Du lieber Herzens Spener! ich habe mich anders besonnen, und will den armen Lichtenberg nicht mit dem Handel behelligen. Er ist schwach und kränklich, und Sie würden ihm auch die Sache vorstellen wollen. Mit einem Wort es war so ein verzweifelnder Einfall wie man von meinem kranken Hirn vermuthen konnte. Sie kriegen an mir einen ganz unbrauchbaren Menschen zu sehen. Die Herrlichkeit des Herrn ist dahin! Ich bin betäubt, und weis nicht was ich schreibe. Der Brief ist Spiegel meiner Seele. Halten Sie mir vieles zu Gut. Sie werden mir doch wohl eben so treu seyn als Paulien? Nochmals Adieu. Sie kriegen noch einen Brief von mir. Sehe ich Sie in Potsdam, oder wie?

Das mehrere sollen Sie in der ostensiblen Einlage an Pauli bekommen. Gruss und Kuss an Bremer.

---

[7] Vgl. Nr. 10, Anm. 4. [8] Westlicher Stadtteil Londons am Hydepark, wo Reinhold Forster wohnte: vgl. Briefw. I, 170. [9] Vgl. Briefw. I, 200.

Digitized by Google

12.

Braunschweig d. 15 Januar 1779.

Geliebtester Freund.

Endlich nähere ich mich Ihnen! — Nach langer, langer Abwesenheit, denke ich d. 27. dieses, Sie fest in meine Arme zu schliessen, und an diese treue Brust zu drücken. Mit jedem Augenblicke, den ich länger warten muss, steigt meine Sehnsucht. Wie manche Freudenthräne habe ich mit Ihnen zu theilen, wie manches Glücks mit Ihnen mich zu freuen, wie manches traurigen Gedankens mich bei Ihnen zu entlasten! Ich finde Sie wieder! Den redlichen, lieben Spener, den ich so ganz kenne, mit dem ich in Percystreet so manche Stunde im innigsten Gefühl der Freundschaft genossen habe, der meinen Kummer dort schon lindern half, mein bestürmtes Herz zu besänftigen suchte, und ihm Hofnung einflösste! — O mein lieber, ich will allerlei Leid und Aerger vergessen, und in dem Augenblick dass ich Sie sehe, ganz der Freude mich ergeben. Den Tag soll kein trüber Gedanke bewölken, an dem ich mein verlohrnes Gut wiederfinde. Wie traurig ist nur das Loos der Menschheit, nie auf eine lange Zeit, und nie in vollkommnem Maasse glücklich zu seyn! — O mein Freund, ich schweige! — — Doch nein; wozu soll ich Ihnen ein Geheimnis aus einem Umstande machen, den Sie über kurz über lang erfahren müssen, und der Ihnen von mir noch immer leidlicher als durch einen andern Canal vorkommen wird. Unsere Freude sollte nicht ganz rein seyn! Unsere Wiedervereinigung muss schon mit dem schmerzhaften Gedanken der Trennung geschwängert seyn. Ich bleibe nicht in Berlin. Ich habe in Cassel eine Stelle als Professor der Naturkunde angenommen, nachdem ich mich gegen die Vorschläge des Hrn. v. Schlieffen[1] eigensinnig genug gesträubt hatte. Ich wollte zu Ihnen, und meinen Vater wollt' ich nach Cassel berufen lassen. Aber man hörte mich nicht, und um nicht ganz muthwillig meinem Glück den Stuhl vor die Thüre zu setzen, musst' ich es annehmen. Ende Februars muss ich in Cassel seyn und d. 27. dieses, komm' ich in Berlin an. — Und was wird aus all den schönen Planen die wir uns gemacht haben? Was wird aus den Arbeiten die ich unternommen hatte? — Mein Bester, Sie kennen mich; ich brauch' Ihnen nicht zu sagen, wie sehr es mich kränkt, wenn ich nicht Wort halten kann. Herr Pauli wird durch Zeitverlust vielen Schaden gelitten haben, und ich bin nicht im Stande ihn zu ersetzen. Bin ich einmahl in meinem Stübgen in Cassel, werde ich fleissig arbeiten können; ohne die Abhaltungen und Unter-

---

[1] M. E. v. Schlieffen (1732—1825), Minister, der Mäcenas am Kasseler Hofe, kannte Forster von England her (Briefw. I, 186); Urteile Forsters über ihn Briefw. I, 178. 186. 190. 321; an Sömm. 2. 5. 34. 141. 257. 264; Sämtl. Schr. III, 119; VIII, 217.

brechungen zu befürchten die in Berlin unvermeidlich. Ausser Dohm [2] der in demselben und Casparson [3] der im nächsten Hause wohnt, habe ich keinen Umgang in Cassel. Es giebt dort sowenig Männer die Menschen Verstand, als Frauenzimmer die Schönheit und gesellige Reize besitzen. Die schöne Bibliothek in Göttingen kann ich in Zeit von sechs Stunden gemächlich consuliren. Ein grosser Punkt den ich in Berlin entbehren musste. Auch die Professoren kann ich zuweilen zu Rathe ziehen, und wo findet man eine auserlesenere Gesellschaft grundgelehrter Männer? Nach allem Anschein werde ich folglich das Werk in Cassel weit vollständiger und besser ausarbeiten, als in mancher andern Lage. Nur Sie muss ich entbehren, dessen Verlust mich am meisten schmerzt? O lieber Spener lassen Sie mir doch die Gerechtigkeit wiederfahren, und bedenken Sie dass ich Sie keinem neuen Freunde hindansetze, sondern dass ich mich in eine Einsamkeit als Opfer der Unglücks Stürme hingebe, weil ich meine eignen Freuden, meine behagliche Ruhe, meine Gesundheit gar, dem einzigen Gegenstande, dem Wohl meines Vaters und der Seinigen, die in England so ungerechte Behandlung gelitten, gänzlich und mit dem innern Bewusstseyn dass ich recht thue, aufopfern muss. Ein Gefühl mus Ersaz für's andre seyn. Zuviel hievon!

Hr. Pauli wird Ihnen diesen Brief einhändigen. Ich habe ihm mit dieser Post geschrieben, und von meiner Bestallung Nachricht gegeben. Da ich zwischen seinem Schaden und dem Verlust meines eignen Glückes zu wählen hatte, konnte ich nicht billiger verfahren als ihn mir vollkommen gleich stellen, und in Betracht meiner selbst gar keine Partheilichkeit statt finden lassen. Sobald ich dieses that kam's lediglich darauf an, das kleinste Uebel zu wählen. Der Verlust den Hr. Pauli durch Zögerung erleiden kann, ist doch am Ende durch Fleis an meiner und seiner Seite einzuholen. Aber wenn ich die Gelegenheit die mir das Glück darbot vorbeigelassen hätte, könnte ich vielleicht nie wieder eine ähnliche Anerbietung hoffen. Er ist gewis viel zu billig dies nicht einsehen und mein Betragen genehmigen zu wollen. In wenigen Tagen sprechen wir uns, und gleiten leicht über alle Schwürigkeiten dahin. Ich lasse mich nie unbillig finden. Wie aber, wenn Hr. Pauli izt befürchten sollte dass mir bei meinen obschon geringen Collegial Arbeiten, das N. Lexicon nicht geschwind genug von Statten gehen mögte? Ich weis keine andre Antwort, als dass ers mir wegnimmt, und mir den Büffon lässt. Für allen ferneren Zeitverlust wäre auf einmal ge-

---

[2] Chr. W. v. Dohm (1751—1820), bis 1779 am Carolinum in Kassel, dann in preufsischen Diensten; vgl. Briefw. II, 127; an Sömm. 109; Sämtl. Schr. III, 93. 119. [3] J. W. Chr. G. Casparson (1729—1802), Lehrer am Carolinum und der Kadettenschule; vgl. an Sömm. 142. 148. 278. 458. 465.

Digitized by Google

sorgt! — Das war so ein Einfall zur Beherzigung. Ich lasse mir alles gefallen, was Sie und Hr. Pauli festsetzen. Adieu bester Freund leben Sie glücklich, bald sehen wir uns.

Ihr ewiggetreuer G Forster.

13.

Braunschweig. Donnerstags früh. d. 21. Januar 1779. In einigen Stunden, liebster Spener, fahr ich zu Hrn. v. Veltheim[1] in Harbke bei Helmstädt. Dort bleib ich Morgen, oder den ganzen Freitag und gehe Sonnabend ab nach Magdeburg. Beim Abt Resewitz bring' ich den Sonntag zu, Und Montag früh 25ten Januar geh' ich mit der Clevischen Post nach Potsdam.[2] Wenn Ihre Geschäfte Ihnen erlauben mir bis dahin entgegen zu reisen, und die Herrlichkeit des Orts zu zeigen, soll's mich sehr freuen, und mir früher als ich's hofte, einen heitern Tag machen. Aber nichts muss meinetwegen versäumt werden. Find' ich nicht Sie auf dem Posthause in Potsdam, sollte ich doch vielleicht wol eine Zeile, oder ein Wort von Ihnen, sehen oder hören. Leben Sie 1000mahl wohl. Der Raum schwindet schon zwischen uns. Bald ist er nicht mehr, und unsre Herzen schlagen sympathetisch aneinander Schlag auf Schlag, wie unsre Seelen bisher in der Entfernung gethan! Hofnung, ich bitte dich, lächle mir wieder! Siehe, ich verwelke, wenn du, Sonne, mich nicht bescheinst! Führe mich an den treuen Busen meines Freundes und lass mich sagen: nunmehr hab' ich ausgelitten! —

G Forster.

Bis Anfang März blieb Forster in Berlin. Alsbald machte man seinem Vater den Antrag, als Professor nach Halle zu gehen (Brief desselben vom 16. März 1779), welchem Rufe er aber erst 1780 folgte. Die Rückreise ging dann, nachdem zum zweitenmal Resewitz in Klosterbergen besucht war, über Dessau, wo er im Verkehr mit der fürstlichen Familie zwei idyllische Wochen verlebte (vgl. Briefw. I, 195. 197. 205); den Fürsten hatte er früher in London kennen gelernt (es ist der Freund Goethes und Karl Augusts, dem im Park zu Weimar ein Denkmal gesetzt wurde: vgl. Goethes Werke XXI, 86. 107 Hempel).

---

[1] A. F. Graf v. Veltheim (1741—1801), Mineraloge, legte in Harbke einen botanischen Garten an; derselbe Veltheim, der an Sömm. 458. 465 erwähnt wird? [2] Daher ist der Brief aus Göttingen Briefw. I, 191 vom 24. Januar falsch datiert; vielleicht ist er vom 4. Drei Tage nach der Ankunft ist er geschrieben, der Aufenthalt dauerte vierzehn Tage (Briefw. I, 200).

14 (Abschrift).

Dessau, d. 15 März 1779.

Liebster bester Freund.

Endlich schreib' ich wieder an Sie; aber wahrhaftig nur in der grössten Eile. Einlage ist an Nicolai, für sein Geburtsfest d. 18. März. Dank für den Brief von Schlieffen, er war gut und wie ich ihn wünschen konnte. Machen Sie doch dass ich bald möglichst alles aus Berlin nach Cassel kriege, was ich brauche; und auch die Sachen aus Martinis Auction. — besonders erbitte mir den französischen Büffon, damit die Uebersetzung gleich fortgesetzt werden könne. Es muss mir aber sogleich angezeigt werden (wenn ich die gedruckte Uebersetzung nicht zu gleicher Zeit erhalte) mit welcher pagina Martini geschlossen hat, damit ich nichts 2mahl übersetze. — Auch wünschte ich genau zu wissen, wie viel Bogen Uebersetzung jedesmahl in einen Band gebracht werden, damit ich mich im Arbeiten darnach richten könne. Ueber die für Hr Banks erstandenen Bücher erbitte mir ein Verzeichnis nebst den Preisen. Für Pauli sezen Sie mir doch ein Avertissement auf, und schicken es mir damit ichs ihm nach Ueberlesung zurückschicken könne. Ich will sie heute nicht dafür strafen, dass sie der göttlichen Madonna in Parma (davon ich eine ganz ausnehmend schöne Copie bei Peters in London gesehn) den Schimpf angethan, sie mit der Frau Lieutenant oder gewesenen Maitresse des Herrn Lieutenant Mengs, einer gelben blondine mit grauen Augen zu vergleichen. Nicht wahr es ist ganz unbegreiflich wie man sich bisweilen vergaffen kann. Und denn der Klotz der zu allem Ja und Nein nur sagen konnte! Da wollte ich doch alle Physiognomik verschwören, wenn das, und die geistigen Züge des Riposo unsers Coreggio[1] beisammen sein könnte! — Forster ist auch ein mahl bei guter Laune. Eins erzähl ich Ihnen noch.

Ich blieb eine Nacht in Zerbst. Man hatte mirs anbefohlen, einen Hrn. Hofrath Lankhavel zu besuchen der ein schönes Kunst und Naturalien Cabinet haben soll. Ich gieng hin lies mich anmelden als Prof. Forster aus Cassel, fand einen dicken fast holländischen Wanst von 68 Jahren, ganz phlegma und Unwissenheit. Es war zwar 8 Uhr, allein ich bat es mir doch aus einen flüchtigen Blick über seine Sammlung werfen zu dürfen. Er gestattete es mir, und ich fand eine schöne conchylien Sammlung, aber beiweitem nicht vollständig in Gattungen, sondern von einer Gattung oft 100. Er frug mich bald ob noch in der Welt ein besseres Cabinet existire, er sei nicht stolz, aber er hätte es bisher von allen gehört, das seinige sei das beste. Ich liess ihn glauben was er wollte. „Wenn einer die

[1] Gemeint ist Correggios Gemälde Ruhe auf der Flucht nach Ägypten (*Madonna della scodella*) in der Pinakothek zu Parma; vgl. J. Meyer, Corregio 203. 311.

Stücke am längsten Sommertage nur zählen kann, will ich Ihm das Cabinet schenken"; Ich bin sicher ich zählte es zweimahl, aber freilich zählte ich geschwinder wie Mynheer Mastschwein. Er prahlte auch mit seiner Sammlung von Mahlereien. Von allen grossen Meistern habe er Stücke, nehmlich von den Wouvermans, Raphael Urbino, Ostade und Titian. — Wie gefällt Ihnen diese Rang-Ordnung? Ich kam dazu vom Magen zu sprechen: für einen schwachen Magen sagte er sei nichts bessers als Rhabarber mit Oleum Tartari per Lipium (deliquium). Niebuhr habe ihm eine Mumie mitgebracht, es sei das Kind Pharaonis, und habe Hieroglyphen auf den Wickelbändern gehabt, die seyn aber vom Seewasser weggewaschen worden. Er hatte Africanische und Asiatische Producte die gewis nie jene Länder gesehen hatten, und vice versa. Egyptische Schue in Deutschland gemacht u. s. w. Ich bin von ihm gegangen, ohne ihm wissen zu lassen, dass ich eine Reise um die Welt gethan hätte. So ein Schlingel verdient's nicht; hatte auch wohl sein leben nicht von Engl. Seereisen gehört.

Adieu, nächstens mehr. Gruss und Kuss an Bremer. Grüssen Sie auch Ihre werthen Angehörigen von mir, bestellen Sie übrigens an alle Freunde meine beste Empfehlung. Adieu nochmals, mein lieber bester, guter, Herzens Spener.

Ihr G. Forster.

Erst am 31. März kam Forster in Kassel wieder an.

15.

Kassel d. 31. März 1779.

Nur mit zwei Worten melde ich meine heutige Ankunft am Orte meiner Bestimmung. Sie, mein Bester, ersuche ich zugleich mir alle Briefe, die etwan für mich angekommen seyn mögten, sogleich hieher zu schicken, — falls einige schon nach Weimar oder Gotha[1] gegangen bitte zu veranstalten, dass ich sie hieher bekomme, indem ich diesmahl jene mir wichtigen Oerter nicht habe besuchen können. Eine noch wichtigere Ursach, die Freundschaft des guten Fürsten in Dessau hat mich abgehalten. Er hat mir für meinen armen Vater ein ansehnliches Präsent gegeben[2] (gewis ist es ansehnlich im Vergleich mit den 10 Louisd'or wovon an Prinz Ferdinands Hofe einst die Rede war.) — und überdies hat er an seine Freunde in London die dringendsten Empfehlungs-Schreiben ergehn lassen, von denen sich allenfalls etwas vortheilhafte Folgen erwarten lassen. Konnte ich so einem Manne abschlagen mich länger bei ihm aufzuhalten, da ich ohnehin Weimar und Gotha nur im Vorübereilen, mithin auf

[1] Die Rückreise sollte über diese Orte gehen; vgl. Briefw. I, 174. 205.
[2] Vgl. Briefw. I, 198.

eine unbefriedigende Art, hätte besuchen können? Es ist mir übrigens wohl dabei worden, und die Bekanntschaft mit einigen dortigen wackern Männern hat mir recht grosse Freude gemacht.

Noch vorigen Sonntag sind von hier aus Briefe, die für mich aus England angekommen waren, mir bis Berlin nachgeschickt worden. Darf ich nochmals bitten — wie auch an die Punkte in meinem Vorigen von neuem erinnern. — Ich bin hier wie ein Schuster ohne seinen Leisten — doch Geduld!

— Von Dessau grüsst Professor Wolke[3] Sie und Ihren lieben Bruder — Gott grüsse und erhalte Sie beide! Allen Freunden Ihres Forsters empfehlen Sie doch den ehrlichen Jungen, dessen ganzes Tichten und Trachten dahinaus läuft, gut und bieder zu werden; obschon der leidige — — — oft sein Spiel mit ihm hat, und ihm viel Schaden thut. — Leben Sie wohl, recht wohl — mein bester Spener; ich bin von Herzen Ihr treuer Georg Forster.

PS. An Pauli schreibe ich nächstens. In der Zwischenzeit grüssen Sie ihn nur frisch weg. Die Augen fallen mir zu, es ist spät. Gute Nacht.

[3] Chr. H. Wolke (1741—1825), am Philanthropin in Dessau, später in Petersburg.

Halle a. S., 21. Januar 1890. Albert Leitzmann.

(Fortsetzung folgt.)

Chaucer und Innocenz des Dritten Traktat

De Contemptu Mundi sive De Miseria Conditionis Humanæ.

Daſs Chaucer die Schrift des Papstes Innocenz III. 'De Miseria Conditionis Humanæ' (MCH), um den üblicheren zweiten Titel beizubehalten, übersetzt hat, wissen wir von ihm selbst. In dem Prolog der 'Legend of Good Women', und zwar nur in der aller Wahrscheinlichkeit nach älteren Form dieses Prologs, welche in einer einzigen Handschrift erhalten ist,[1] lesen wir in der Liste seiner Werke (cf. Skeats Ausgabe S. 34, v. 413 ff.):

He hath in prose translated Boëce;
And of the Wreched Engendring of Mankynde,
As man may in pope Innocent y-finde.

Man hat bis jetzt keine Spur dieser Übersetzung gefunden. Der Stand der Forschung läſst sich in wenige Citate fassen. Skeat l. c. p. XVII: *In his enumeration of his former works, he* [Chaucer] *left out one work which he had previously mentioned. This work is now lost, and was probably omitted as being a mere translation, and of no great account. Let us hope that the poet's good sense told him that the original was a miserable production, as it must certainly be allowed to be, if we employ the word 'miserable' with its literal meaning.* Ib. Notes p. 147: *This is the only notice we possess of a work by Chaucer which is no longer extant. We gather from it that he made a prose translation of the Latin prose treatise*

[1] Vgl. 'Chaucer. The Legend of Good Women.' Ed. by W. W. Skeat (Oxford, Clar. Press 1889); p. XII ff.

by Pope Innocent III., entitled 'De MCH', a gloomy enumeration of human woes without a single alleviating touch of hope, fiercely and unrelentingly set forth. B. ten Brink 'Geschichte der englischen Litteratur' II, S. 62: 'Es ist sehr denkbar, dafs jene Phase ernst religiöser Stimmung, von der wir reden, noch andere litterarische Produkte hervorgerufen hat. Eine Prosaschrift, von der uns nur der Titel erhalten ist, würde in diesem Zusammenhang gar wohl ihre Stelle gefunden haben. Es war die, sei es vollständige, sei es fragmentarische, Bearbeitung der berühmten Schrift des dritten Innocenz: De MHC. Wüfsten wir es nicht von Chaucer selber, wir würden Mühe haben, es zu glauben, dafs er sich je zu solcher Höhe ascetischer Gesinnung verstiegen.'

Wir haben aber neben Chaucers eigenen Worten noch andere, versteckte, aber nicht minder untrügliche Zeugnisse dafür, dafs sich der Dichter mit dieser Schrift, welche dem Leser alle süfsen Früchte des Lebens in bittere Asche wandeln will, eingehend beschäftigt hat. Es ist bis jetzt nicht beachtet worden, dafs uns von seiner Übersetzung Bruchstücke erhalten sind, die Chaucer in Verse gebracht und in beliebter Weise späteren Dichtungen eingefügt hat. Ich gebe im folgenden eine Zusammenstellung der von mir in den 'Canterbury Tales' bemerkten Fragmente des innocentischen Traktats.

I. The Man of Lawes Tale.

Jedem aufmerksamen Leser Chaucers müssen die ersten Strophen des Prologs des Man of Lawe auffallen. Die Klage über die Leiden des Armen steht in keinem Zusammenhange mit dem Inhalt der folgenden Erzählung; der Dichter springt, um eine Überleitung herzustellen, urplötzlich zum Lob der reichen und klugen Kaufleute, deren einem der Rechtsgelehrte seine Erzählung verdanken soll.

B. ten Brink (l. c. S. 162 f.) vermutet, Chaucer habe diese Geschichte ursprünglich selbst erzählen wollen. 'Eine ganz besondere Stütze findet diese Annahme in dem befremdenden Eingang mit seiner — vom Zaun gebrochenen — pathetischen Schilderung der Leiden der Armut. So konnte Chaucer in irgend einem

leicht denkbaren Zusammenhang aus eigener Erfahrung reden; weshalb aber redet der Rechtskonsulent so, und welche Gedankenreihe bringt ihn auf dies Thema?'

Die Antwort auf diese Frage ist, daſs Chaucer der Versuchung nicht widerstehen konnte, hier, an nicht ganz passender Stelle, ein Fragment einer früheren Arbeit zu verwerten. Die Klage über die Leiden des Armen entstammen der MCH. Man vergleiche v. 99:

O hateful harm! condition of pouerte!
With thurst, with cold, with hunger so confounded!
To asken help thee shameth in thyn herte;
If thou noon aske, with nede artow so wounded,
That verray need unwrappeth al thy wounde hid!
Maugre thyn heed, thou most for indigence
Or stele, or begge, or borwe thy despence![1] =

I, 16 *Pauperes enim premuntur inedia, cruciantur ærumna, fame, siti, frigore, nuditate: vilescunt, tabescunt, spernuntur, et confunduntur. O miserabilis mendicantis conditio; et si petit, pudore confunditur, et si non petit, egestate consumitur, sed ut mendicet, necessitate compellitur.*[2]

v. 106: Thou blamest Crist, and seyst ful bitterly,
He misdeparteth richesse temporal;
Thy neighebor thou wytest sinfully,
And seist thou hast to lite, and he hath al.
'Parfay,' seistow, 'somtyme he rekne shal,
Whan that his tayl shal brennen in the glede,
For he noght helpeth needfulle in her nede' =

ib. *Deum causatur iniquum, quod non recte dividat; proximum criminatur malignum, quod non plene subveniat. Indignatur, murmurat, imprecatur.* Zu v. 110 f. vgl. noch folgende Stellen der MCH.: II, 18 *Dives ille, qui epulabatur quotidie splendide, sepultus in inferno.* II, 37 *Dives ille, qui induebatur purpura et bysso, sepultus est in inferno.*

---

[1] Vgl. Skeats 'The Prioresses Tale' etc. (Oxford, Clar. Press 1880). Bei Skeat Fehlendes ergänze ich aus Morris.

[2] De Contemptu Mundi sive De Miseria Conditionis Humanæ Libri Tres; ed. Migne (Patrol. Lat. tom. 217, col. 701 sqq.).

v. 113 Herkne, what is the sentence of the wyse:
'Bet is to dyen than haue indigence;
Thy selue neighebor wol thee despyse';
If thou be poure, farwel thy reuerence!
Yet of the wyse man tak this sentence: —
'Alle the dayes of poure men ben wikke;'
Be war therfor, er thou come in that prikke! =

ib. *Adverte super hoc sententiam sapientis: 'Melius est', inquit, 'mori quam indigere.' — 'Etiam proximo suo pauper odiosus erit.' — 'Omnes dies pauperes mali.'*

v. 120 If thou be poure, thy brother hateth thee,
And alle thy frendes fleen fro thee, alas!
O riche marchauntz, ful of wele ben ye, etc. =

ib. *'Fratres hominis pauperis oderunt eum. Insuper et amici procul recesserunt ab eo.'*

Aber nicht nur in diesen auffälligen Strophen des Prologs, sondern auch in der Erzählung des Man of Lawe selbst kommt der Einfluſs der MCH. wiederholt zur Geltung. Wir stoſsen auf mehrere Fragmente der päpstlichen Schrift, die mit weit mehr Geschick, ohne klaffende Fuge eingefügt sind:

v. 421 O sodeyn wo! that euer art successour
To worldly blisse, spreynd with bitternesse;
Thende of the ioye of our worldly labour;
Wo occupieth the fyn of our gladnesse.
Herke this conseyl for thy sikernesse,
Vp-on thy glade day haue in thy mynde
The vnwar wo or harm that comth bihynde.[1]

Tyrwhitt (vol. IV, p. 218)[2] bemerkt zu dieser Stelle: *'I shall transcribe the following passage from the Margin of Ms. C. 1, though I know not from what author it is borrowed, as it confirms the readings adopted in the text. "Semper mundanæ lætitiæ tristitia repentina succedit. Mundana igitur felicitas multis amaritudinibus est respersa. Extrema gaudii luctus occupat. Audi ergo salubre consilium; in die bonorum ne*

[1] Vgl. Skeats 'The Tale of the Man of Lawe' etc. (Oxford, Clar. Press, 1879). Fehlendes ist aus Morris ergänzt.

[2] Vgl. The Canterbury Tales of Chaucer; with an Essay upon his Language, etc., by T. Tyrwhitt; London 1822, 5 Vols.

Digitized by Google

immemor sis malorum'." Skeat, Notes p. 129: *"In the margin of Mss. E., Hn., Pt., and Cp. is the following note: Nota, de inopinato dolore* [folgt Citat wie oben]. *These maxims seem to be scraps taken from different authors."* Die Randglosse ist Innocenz' Schrift entnommen, vgl. I, 23: *Semper enim mundanæ lætitiæ tristitia repentina succedit. Et quod incipit a gaudio, desinit in mœrore. Mundana quippe felicitas multis amaritudinibus est respersa. Noverat hoc qui dixerat: "Risus dolore miscebitur, et extrema gaudii luctus occupat." ... Attende salubre consilium: "In die bonorum non immemor sis malorum."* v. 423 entspricht den in der Glosse fehlenden Worten: *Et quod — mœrore.*

v. 771 O messager, fulfild of dronkenesse,
Strong[1] is thy breeth, thy lymes faltren ay,
And thou biwreyest alle secrenesse.
Thy mynd is lorn, thou janglest as a jay,
Thy face is turned in a newe array!
Ther dronkenesse regneth in any route,
Ther is no conseil hid, with-outen doute.

Tyrwhitt l. c. p. 219: *Quid turpius ebrioso, cui fætor in ore, tremor in corpore; qui promit stulta, prodit occulta; cui mens alienatur, facies transformatur? nullum enim latet secretum ubi regnat ebrietas. Marg. C. 1.* Skeat l. c. p. 134: *There is nothing answering to it in Trivet.* Vergleiche MCH. II, 19: *Quid turpius ebrioso? cui fetor in ore, tremor in corpore, qui promittit multa, prodit occulta, cui mens alienatur, facies transformatur? 'Nullum enim secretum, ubi regnat ebrietas.'*

Morris II, 198, 827:

O foule luste, o luxurie, lo thin ende!
Nought oonly, that thou feyntest mannes mynde,
But verrayly thou wolt his body schende.
The ende of thyn werk, or of thy lustes blynde,
Is compleynyng ......

Tyrwhitt l. c. p. 219: *O extrema libidinis turpitudo, quæ non solum mentem effeminat, sed etiam corpus enervat: semper*

---

[1] Vgl. S. 413, Anm. 2.

secuntur dolor et pœnitentia post, etc. Marg. C. 1. Vgl. MCH. II, 21: *O extrema libidinis turpitudo, quæ non solum mentem effeminat, sed etiam corpus enervat ... sequuntur semper dolor et pœnitentia.*

v. 1132 But litel whyl it lasteth, I yow hete,
Ioye of this world, for tyme wol nat abyde;
Fro day to nyght it changeth as the tyde.
Who lyued euer in swich delyt o day
That him ne moeued other conscience,
Or Ire, or talent, or som kin affray,
Envie, or pryde, or passion, or offence?

Tyrwhitt l. c. p. 220: *In Marg. C.* 1. *A mane usque ad vesperam mutabitur tempus. tenent tympanum et gaudent ad sonum organi, etc.* Ibid. *Quis unquam unicam diem totam in sua dilectione duxit jocundam? quem in aliqua parte diei reatus conscientiæ, viz. impetus iræ, vel motus concupiscentiæ non turbavit; quem livor, vel ardor avaritiæ, vel tumor superbiæ non vexavit, quem aliqua jactura, vel offensa, vel passio non commoverit, etc.* Skeat l. c. p. 139: *This corresponds to nothing in the French text.* Vergleiche MCH. I, 22: *Quis unquam vel unicum diem totum duxit in sua delectatione jucundum, quem in aliqua parte diei reatus conscientiæ, vel impetus iræ, vel motus concupiscentiæ non turbaverit? Quem livor invidiæ, vel ardor avaritiæ, vel tumor superbiæ non vexaverit? quem aliqua jactura, vel offensa, vel passio non commoverit? ... Audi super hoc sententiam sapientis: 'A mane usque ad vesperam immutabitur tempus.'*

Die Geschichte der Kaisertochter Konstanze trägt somit unverkennbar den Stempel des tiefen Eindruckes, welchen Chaucer von der Schrift Innocenz' III. empfangen hatte. Hieraus ergeben sich mir, indem ich von v. 414 f. der ersten Form des Prologes der 'Legend of Good Women' ausgehe, für die Chronologie der Werke Chaucers folgende Vermutungen. Als der Dichter die erste Form des Prologs niederschrieb, war er mit der Übersetzung der MCH. beschäftigt und lebte der festen Zuversicht, dafs er sie zu Ende führen würde, weshalb er sie in der Liste seiner Werke erwähnte. Begreiflicherweise wurde er jedoch

dieser freudenlosen Arbeit überdrüssig, die Übersetzung blieb, wie so gar manches Werk Chaucers, Fragment. Infolge dessen unterdrückte er bei der Umarbeitung des Prologs die von dieser nicht ausgeführten Arbeit sprechenden Zeilen und verwertete gleichzeitig Bruchstücke der MCH. in der Dichtung, mit welcher er eben beschäftigt war, in der Geschichte der Konstanze. Die Annahme, dafs die Abfassung dieser Erzählung in dieselbe Zeit fällt, wie die Umarbeitung des Prologs, wird noch dadurch gestützt, dafs Chaucer eine Metapher, welche in den ausgemerzten Zeilen des ersten Prologs zweimal vorkommt, in einer Strophe der Konstanze verwendet hat: Prol. A, v. 311 f.:

But yit I sey, what eyleth thee to wryte
The draf of stories, and forgo the corn?
v. 529 Let be the chaf, and wryt wel of the corn;

vgl. Man of Lawes Tale v. 701 f.:

Me list nat of the chaf nor of the stree
Maken so long a tale, as of the corn.

II. The Pardoneres Tale.

In der Predigt, welche der Ablafskrämer seiner Geschichte vorausschickt, bemerken wir folgende Bruchstücke des päpstlichen Traktats.

v. 483 The holy writ take I to my witnesse,
That luxurie is in wyn and dronkenesse.

Dieses Bibelwort könnte Chaucer an und für sich natürlich aus der Quelle selbst geschöpft haben, der Zusammenhang macht es jedoch wahrscheinlich, dafs er sich bei der Verwendung desselben der MCH. anschlofs, vgl. II, 19 *Propterea dicit apostolus: 'Nolite inebriari vino, in quo est luxuria.'* Als abschreckende Beispiele der Völlerei erwähnt Chaucer in den folgenden Versen 488 ff. *Herodes,* der von Wein trunken den Täufer enthaupten liefs, und *Adam,* vgl. MCH. II, 18 *Gula paradisum clausit ... decollavit Baptistam* mit

v. 505 Adam our fader, and his wyf also,
Fro Paradys to labour and to wo
Were driuen for that vice .....
v. 491 To sleen the Baptist Iohn ful giltelees. —

v. 513 O, wiste a man how many maladyes
Folwen of excesse and of glotonyes,
He wolde been the more mesurable
Of his diete, sittinge at his table ....

v. 521 Of this matere, o Paul, wel canstow trete,
'Mete vn-to wombe, and wombe eek vn-to mete,
Shal god destroyen bothe', as Paulus seith;

vgl. MCH. II, 17 *Inde non salus et sanitas, sed* *morbus* *et mors. Audi super hoc sententiam sapientis: 'Noli avidus esse in omni epulatione, et non te effundas super omnem escam. In multis enim escis erit infirmitas; et propter crapulam multi perierunt.' 'Esca ventri, et venter escis, Deus autem et hunc et hanc destruet.'*

v. 517 Allas! the shorte throte, the tendre mouth,
Maketh that est and west, and north and south,
In erthe, in eir, in water men to swinke
To gete a glotoun deyntee mete and drinke!

vgl. MCH. II, 17 *Nunc autem gulosis non sufficiunt fructus arborum, non genera leguminum, non radices herbarum, non pisces maris, non bestiæ terræ, non aves cœli.* Der auffällige Ausdruck *the shorte throte* erklärt sich aus ib. *tam brevis est gulæ voluptas, ut spatio loci vix sit quatuor digitorum, spatio temporis vix sit totidem momentorum.*

v. 534 (vgl. Morris III, 92, 72)

O wombe, o bely, o stynkyng is thy cod,
Fulfild of dong and of corrupcioun;
At eyther ende of the foul is the soun;

vgl. MCH. II, 18 *Quanto sunt delicatiora cibaria, tanto fætidiora sunt stercora. Turpius egerit, qui turpiter ingerit, superius et inferius horribilem flatum exprimens, et abominabilem sonum emittens.*

v. 537 How gret labour and cost is thee to fynde!
Thise cokes, how they stampe, and streyne, and grynde,
And turnen substaunce in-to accident,
To fulfille al thy likerous talent!
Out of the harde bones knokke they
The mary, for they caste nought a-wey,

That may go thurgh the golet softe and swote;
Of spicerye, of leef, and bark, and rote
Shal been his sauce ymaked by delyt,
To make him yet a newer appetyt;

vgl. MCH. II, 17 *Quæruntur pigmenta, comparantur aromata ..., quæ studiose coquuntur arte coquorum ... Alius contundit et colat, alius confundit et conficit, substantiam convertit in accidens ..., ut fastidium revocet appetitum, ad irritandam gulam.*[1]

v. 551 O dronke man, disfigured is thy face,
Sour[2] is thy breeth, foul artow to embrace ...
v. 560 In whom that drinke hath dominacioun,
He can no conseil kepe, it is no drede;

vgl. MCH. II, 19 *Quid turpius ebrioso? cui fetor in ore ... cui ... facies transformatur? 'Nullum enim secretum, ubi regnat ebrietas.'*

Von diesen sicheren Bruchstücken der MCH. abgesehen, werden wir in Chaucers Werken noch oft genug an die Schrift Innocenz' III. erinnert, ohne daſs sich in allen Fällen mit voller Gewiſsheit bestimmen läſst, daſs Chaucer bei den betreffenden Stellen die MCH. im Auge hatte.

III. The Wyf of Bathes Prologe.

Die zahlreichen Übereinstimmungen, welche sich zwischen diesem Prolog und MCH. I, 18 feststellen lassen, erklären sich aus der gemeinsamen Quelle. Innocenz hat diesem Kapitel einen Teil der Invektive Theophrasts gegen die Frauen einverleibt, welche sich bei Hieronymus 'adversus Iovinianum' I, 47 findet.

---

[1] Die von W. W. Woollcombe (The Sources of the Wife of Bath's Prologue; Publ. of the Chaucer Soc., Sec. Ser. X, p. 293 sqq.) citierte Stelle aus dem 'Polycraticus' des Johannes von Salisbury hat somit, wie Woollcombe richtig vermutet, mit Chaucers Versen nichts zu thun.

[2] Wahrscheinlich haben wir auch in der 'Man of Lawes Tale' v. 772 (s. oben S. 409) für das überlieferte *strong* zu lesen: *sour*. Chaucer hat sich gerade in diesem Verse dem lateinischen Texte eng angeschlossen, welchem *strong* gar nicht, *sour* vollkommen entspricht.

Digitized by Google

Es unterliegt keinem Zweifel, daſs Chaucer hauptsächlich aus Hieronymus schöpfte; er bringt vieles, was bei Hieronymus, nicht aber bei Innocenz zu lesen ist. An einer einzigen Stelle steht er dem Texte des Papstes näher als dem des h. Hieronymus, und diese einzige Stelle läſst uns erkennen, daſs er neben Hieronymus auch Innocenz vor sich liegen hatte. Hieronymus I, 28[1] sagt nach Prov. XXVII, 15: *Stillicidia ejiciunt hominem in die hiemali de domo sua, similiter et mulier maledica de propria domo.* Innocenz erweitert das Bibelwort, indem er als drittes Verjagungsmittel den Rauch erwähnt: I, 18 *Tria sunt enim quæ non sinunt hominem in domo permanere, fumus, stillicidium et mala uxor* — und dementsprechend sagt Chaucer Morris II, 214, 278:

Thou saist, that droppyng hous, and eek smoke,
And chydyng wyves maken men to fle
Out of here oughne hous ....[2]

[1] Vgl. Adversus Iovinianum Libri Duo; ed. Migne (Patrol. Lat. tom. 23, col. 221 sqq.).

[2] Über die Hieronymus-Anklänge des Prologs vgl. im übrigen Woollcombe l. c. Ich habe nur noch zu bemerken, daſs ein von Woollcombe erwähntes Bibelcitat, das bei Innocenz und Chaucer erscheint, auch bei Hieronymus zu lesen ist: Hier. I, 9 *Melius est enim nubere quam uri* = Inn. I, 18 = Ch. II, 207, 52 *Bet is to be weddid than to brynne.* Auſserdem sind zur Ergänzung des Woollcombeschen Aufsatzes noch folgende Stellen zu beachten: II, 207, 47

Whan myn housbond is fro the world i-gon,
Some cristne man schal wedde me anoon,
For than, thapostil saith, that I am fre
To wedde, a goddis half, wher so it be =

Hier. I, 10 *Audi eundem apostolum: 'Mulier', inquit, 'alligata est, quanto tempore vir ejus vivit; quod si dormierit vir ejus, liberata est; cui vult nubat, tantum in domino' id est, Christiano.*

II, 210, 143 Let hem be bred of pured whete seed,
And let us wyves eten barly breed =

Hier. I, 7 *Bonum est triticeo pane vesci, et edere purissimam similam. Tamen, ne quis compulsus fame comedat stercus bubulum, concedo ei, ut vescatur et hordeo.*

210, 153 Whan that him list com forth and pay his dette.
An housbond wol I have, I wol not lette,
Which schal be bothe my dettour and my thral,
And have his tribulacioun withal

Nicht so sicher ist, ob 220, 464 *And after wyn on Venus most I thinke* beruht auf MCH. II, 21 *Venter enim oppipare satur libenter Venerem amplexatur.*

Wurde Chaucers Aufmerksamkeit durch das betreffende Kapitel der MCH. auf Hieronymus adversus Iovinianum gelenkt? Besteht ein enger zeitlicher Zusammenhang zwischen der 'Man of Lawes Tale', in welcher der Dichter Bruchstücke seiner Übersetzung der MCH. verwertete, und dem Prolog des Wife of Bath, für den er Hier. adv. Iov. benützte? Gewifs ist, dafs in mehreren Handschriften der Prolog der Frau von Bath unmittelbar auf die Erzählung des Rechtsgelehrten folgt.[1] Beachtenswert ist ferner, dafs sich in den unterdrückten Versen der ersten Form des Prologs der 'Legend of Good Women' eine Erwähnung der Schrift Hier. adv. Iov. findet:

v. 281 What seith Jerome ageyns Jovinian?

welche in dem Prolog der Frau von Bath wiederkehrt:

II, 226, 673 And eek thay say, her was som tyme a clerk at Rome,
A cardynal, that heet seint Jerome,
That made a book ayens Jovynyan;

Upon his fleissch, whil that I am his wyf.
I have the power duryng al my lif
Upon his propre body, and not he.

Vgl. Hier. I, 11 *Etiam si habes ... uxorem, et illi alligatus es, et solvis debitum, et non habes tui corporis potestatem atque ... servus uxoris es, noli propter hoc habere tristitiam;* I, 13 *Tribulationem tamen carnis habebunt hujusmodi;* und das Citat aus I. Cor. VII bei Hier. I, 7. — Die Frau von Bath sagt von ihrem vierten Gatten, dessen irdisches Fegfeuer sie war:

221, 491 For, God it wot, he sat ful stille and song,
Whan that his scho ful bitterly him wrong.

Hieronymus I, 48 berichtet, ein vornehmer Römer habe auf die Frage, warum er seine schöne, keusche und reiche Gattin verstofsen habe, seinen Fufs erhoben und gesagt: *'Et hic soccus quem cernitis, videtur vobis novus et elegans: sed nemo scit præter me ubi me premat.'* — Der Verweis auf den König Salomo v. 35—43 stammt aus Hier. I, 24; vgl. ferner 208, 77 f. mit dem Citat aus Matth. XIX, 11 sq. bei Hier. I, 12; 216, 341—5 mit dem Citat aus I. Tim. II, 9 bei Hier. I, 27; 229, 778 f. mit dem Citat aus Prov. XXV, 24 bei Hier. I, 28.

[1] Vgl. Tyrwhitts Introductory Discourse § XVI: *The 'Man of Lawes Tale' in the best Mss. is followed by the 'Wife of Bathes Prologue and Tale', and therefore I have placed them so here* (Morris, Chaucer I, p. 227).

dafs sich, wie wir eben gesehen haben, in dem Prolog der Frau von Bath der Einflufs der MCH. erkennen läfst, und dafs sich andererseits in der Predigt des Ablafskrämers mitten in den der MCH. nachgebildeten Stellen eine Reminiscenz aus Hier. adv. Iov. findet.[1] Hierdurch wird jedenfalls bewiesen, dafs es eine Zeit gab, in welcher Innocenz und Hieronymus vereint eine bedeutende Rolle in Chaucers Gedankenwelt spielten.

IV. The Monkes Tale.

Vielleicht erklären sich in den Versen III, 202, 17 ff.:

Lo Adam, in the feld of Damassene
With Goddes oughne fynger wrought was he,
And nought bigeten of mannes sperma unclene

die letzten Worte aus MCH. I, 1 *Formatus est homo de pul-*

---

[1] Vgl. Skeats Notes p. 152 f., wo für Migne II, 305 zu lesen ist II, 319. Wir haben aber aufser dieser bekannten, durch eine in mehreren Handschriften erscheinende Randglosse gesicherten Erinnerung an Hieronymus adv. Iov. noch ein anderes beachtenswertes Zeugnis dafür, dafs Chaucer bei der Abfassung der Predigt des Ablafskrämers hin und wieder einen Blick in diese Schrift des Kirchenvaters warf. Zwischen den mit v. 546 schliefsenden und v. 551 wieder beginnenden sicheren Bruchstücken der MCH. (vgl. S. 9) sagt Chaucer

v. 547 But certes, he that haunteth swich delices
Is deed, whyl that he lyueth in tho vices.
A licorous thing is wyn, and dronkenesse
Is ful of stryuing and of wrecchednesse.

Diese Verse bieten den Inhalt zweier Bibelstellen: I. Tim. V, 6 *Nam quæ in deliciis est, vivens mortua est;* Prov. XX, 1 *Luxuriosa res vinum et tumultuosa ebrietas* (cf. Skeat, Notes p. 153). Das letztere Citat erscheint, dem Texte der Vulgata entsprechend, bei Innocenz MCH. II, 19, in demselben Kapitel, welchem sich Chaucer für die folgenden Verse anschliefst. Beide Citate erscheinen bei Hieronymus, nicht unmittelbar hintereinander (II, 9 und 10), aber in derselben Reihenfolge wie bei Chaucer. Damit wäre freilich noch nicht bewiesen, dafs sich Chaucer bei der Verwendung derselben an Hieronymus anlehnte. Aber Hieronymus citiert Prov. XX, 1 in einer von dem Wortlaut der Vulgata abweichenden Fassung, er hat *Luxuriosa res vinum, et contumeliosa ebrietas,* und am Rand der Handschriften E. und Hn. steht ebenfalls *Luxuriosa res vinum, et contumeliosa ebrietas.* Ich bezweifle nicht, dafs diese Randglosse von dem Dichter selbst herrührt.

vere, de luto, de cinere: quodque vilius est, de spurcissimo spermate.

V. The Persones Tale.

In dem Abschnitt, der von den Schrecknissen des jüngsten Gerichtes und den Qualen der Hölle handelt (Morris III, 270 ff. *The thridde cause* etc.), erscheinen viele Bibelstellen, welche auch Innocenz in dem dritten Buche der MCH. bei der Behandlung derselben Materie seiner Darstellung einfügte: p. 271 *We schuln yive rekenyng of every ydel word* = MCH. III, 17 = Matth. XII, 36; p. 272 *And therfore saith Job to God . . . that ever schal laste* = MCH. III, 8 = Job X, 20—22; p. 275 *And touchyng of al here body . . . by the mouth of Ysaie* = MCH. III, 2, 4, I, 19 = Is. LXVI, 24; p. 276 *And therfor saith seint Johan . . . flee fro hem* = MCH. III. 9 = Apoc. IX, 6. Vgl. ferner in dem Abschnitt *De Avaritia:* p. 331 *And therfore saith seint Poule . . . ydolatrie* = MCH. II, 12 = Eph. V, 5; die französische Quelle dieses Teiles der 'Persones Tale' scheint dieses Citat nicht zu bieten.[1]

Alle diese Bibelstellen beweisen jedoch selbstverständlich nichts für die Benutzung der MCH. Es läfst sich im Gegenteil leicht feststellen, dafs Chaucer den Text der Vulgata selbst und nicht Innocenz' Citate vor Augen hatte. Bei Innocenz III, 8 lautet das Citat aus Job X, 21: *Antequam vadam ad terram tenebrosam,* in der Vulgate: *Antequam vadam et non revertar, ad terram tenebrosam,* und ebenso Chaucer p. 272 *Or I go withoute retournynge to the derke lond;* das Citat aus Eph. V, 5 lautet bei Innocenz II, 12: *Avaritia est servitus idolorum,* in der Vulgata: *Avarus quod est idolorum servitus,* und ebenso Chaucer p. 331 *An averous man is in the thraldom of ydolatrie.*

Etwas beachtenswerter ist die Übereinstimmung der folgenden Stellen: p. 272 f. *The derke light, that schal come out of the fuyr, that ever schal brenne, schal torne him to peyne, that is in helle, for it schewith him to thorrible develes,*

[1] Vgl. W. Eilers, 'Die Erzählung des Pfarrers' etc. (Erlangen 1882), Magdeburg; S. 26.

that him tormenten — MCH. III, 4 *De pœnis inferni diversis: octava [pœna], horribilis visio dæmonum, qui videbuntur in excussione scintillarum de igne ascendentium.* Aber Chaucer sagt, daſs die Glut der Hölle den Sünder den Teufeln zeigt; Innocenz, daſs die Funken den Sündern die Teufel zeigen. Als sicherer Beweis eines zwischen der 'Persones Tale' und der MCH. bestehenden Zusammenhanges können somit auch diese Stellen nicht gelten.

München. Emil Koeppel.

Digitized by Google

Manzonis Graf von Carmagnola
und seine Kritiker.

In einem Artikel, der 1820 im zweiten Hefte des zweiten Bandes der Zeitschrift 'Über Kunst und Altertum' erschien, aber schon zwei Jahre vorher geschrieben war, nennt Goethe bei der Besprechung des kurz zuvor in Italien ausgebrochenen Kampfes zwischen Klassikern und Romantikern zuerst den Namen Manzoni und erwähnt zugleich dessen Grafen von Carmagnola als ein noch ungedrucktes Trauerspiel. Bald nachher bringt dieselbe Zeitschrift (Bd. II, Heft 3) eine ebenso gründliche wie anerkennende Besprechung der inzwischen veröffentlichten Tragödie. Schon die 1809 erschienenen *Inni sacri* hatten Goethes Aufmerksamkeit erregt; von nun an aber wurde Manzoni sein erklärter Liebling unter den zeitgenössischen Dichtern, dessen weiterer Entwickelung, wie sie in der Ode auf den Tod Napoleons, dem Trauerspiel Adelchi, endlich dem Roman 'Die Verlobten' uns entgegentritt, er mit gröfster Teilnahme folgte. Aber keinem der späteren Werke (der früheren gedenkt er nicht) hat er doch ein so eingehendes Studium gewidmet und so ungeteilten Beifall gespendet wie dem Grafen von Carmagnola. Bei der allgemeinen Verehrung, deren er damals als der anerkannt gröfste Dichter der Zeit genofs, erregte sein Urteil grofses Aufsehen in ganz Europa. Überall liefsen sich beifällige oder widersprechende Stimmen vernehmen, und der Graf von Carmagnola wurde zum Mittelpunkt des Streites zwischen Klassikern und Romantikern, der damals in Italien herrschte und Frankreich zu ergreifen begann. Als die streitenden Stimmen schwiegen, blieb die Thatsache bestehen,

dafs das Stück den Anstofs zu einer ganz neuen Richtung der dramatischen Litteratur in Italien und zum Teil auch in Frankreich gegeben hatte. Es lohnt sich deshalb wohl, das Trauerspiel und seine Kritiker noch einmal aus dem Staube der Vergangenheit hervorzuziehen und zu beleuchten.

In der Vorrede zu seinem bereits 1817 begonnenen, aber erst 1820 erschienenen *Conte di Carmagnola* rechtfertigt Manzoni die Abweichungen desselben von den in Italien bisher allgemein anerkannten Vorschriften der Dramaturgie. Er beruft sich zunächst darauf, dafs einige moderne Schriften über die dramatische Poesie neue und wahre Ideen von so umfassender Anwendbarkeit *(applicazione)* enthielten, dafs ein Versuch, dieselben praktisch zu verwerten, schon dadurch hinlänglich begründet erscheine. Übrigens enthalte jedes Drama in sich selbst die zu seiner Beurteilung notwendigen Elemente, nämlich, welches die Absicht des Autors gewesen, ob diese Absicht eine vernünftige sei, und ob der Verfasser sie erreicht habe. Goethe giebt ihm darin vollkommen recht, indem er sagt (Kunst und Altertum II, S. 35), ein echtes Kunstwerk müsse wie ein gesundes Naturprodukt nur aus sich selbst beurteilt werden. Es ist das derselbe Standpunkt, den Scherer in seinem nachgelassenen Werke über die Poetik im Gegensatze zu Schlegel, Hegel, Vischer und allen denen einnimmt, welche ein gemeinsames ästhetisches Ideal aufstellen, an dem jedes einzelne Kunstwerk gemessen werden soll.

In Bezug auf die Einheit der Zeit und des Ortes schliefst sich Manzoni ganz der Auffassung A. W. Schlegels[1] an, dafs die sogenannten Regeln des Aristoteles keine Vorschriften geben, sondern nur eine Thatsache bestätigen. Die Einheit des Ortes erkläre sich schon aus der Einrichtung des griechischen Theaters. Der Einwand der Unwahrscheinlichkeit des Ortswechsels für den Zuschauer beruhe auf der ganz falschen Voraussetzung, dafs derselbe gleichsam ein Teilnehmer der Handlung sei, während er doch für die handelnden Personen gar nicht existiere. Aufserdem fehle es dieser Auffassung an aller Folgerichtigkeit. Wenn

[1] A. W. Schlegel, Kursus der dramatischen Litteratur. Zehnte Vorlesung.

zwei Personen in Gegenwart des Publikums sich auf der Bühne die gröfsten Geheimnisse mitteilten, so finde man darin nichts Auffälliges. 'Wenn der Zuschauer,' sagt Goethe zustimmend, 'beim ersten Aufgehen des Vorhangs sich leicht und willig nach Rom versetzen läfst, warum sollte er nicht Gefälligkeit genug haben, interessante Personen nach Karthago zu begleiten?'[1] — Ähnlich verhalte es sich mit der Einheit der Zeit, welche selbst die französischen Dramaturgen sich genötigt gesehen hätten, auf 24 Stunden auszudehnen, worin bereits das offenbare Zugeständnis liege, dafs das Zusammenfallen der für die Handlung angenommenen Zeit mit der wirklichen, die sie bei der Vorstellung auf der Bühne einnehme, eine thatsächliche Unmöglichkeit sei. — Für uns erscheinen nun zwar Schlegels und Manzonis gründliche Auseinandersetzungen als ein Kampf gegen Windmühlen; damals aber war das Unternehmen Manzonis ein Wagnis, das allgemeines Erstaunen, bei den meisten Lesern und Kritikern starkes Kopfschütteln hervorrief und den kühnen Neuerer den heftigsten Angriffen aussetzte, 'weil er die Barbarei des nordischen Theaters auf den altklassischen Boden versetzen wolle'.[2] Für uns bedarf es ja natürlich einer Widerlegung dieses Vorwurfs ebensowenig wie der von Manzoni verheifsenen, aber unseres Wissens nie veröffentlichten Widerlegung der Angriffe J. J. Rousseaus, Nicoles und Bossuets gegen die dramatische Poesie überhaupt, welche jedes Drama, wenn es nicht kalt und interesselos sein solle, für notwendig unmoralisch erklärten.

Die Anwendung des Chors in seiner Tragödie stützt Manzoni hauptsächlich auf Schlegels Erklärung des altgriechischen Chors, derzufolge man denselben als die Personifikation der moralischen Gedanken, welche die Handlung einflöfst, und als das Organ der Gesinnungen des Dichters betrachten müsse, der im Namen der Menschheit spreche. Der Chor soll den nationalen Genius und zugleich den Geist allgemeiner Humanität vertreten, die allzu heftigen Wirkungen der dramatischen Handlung mäfsigen und die Zuhörer durch die Schönheit und Anmut des har-

[1] Über Kunst und Altertum III, S. 58.

[2] Wir kommen unten bei Gelegenheit des Briefes Manzonis an Chauvet noch einmal auf diesen Gegenstand zurück.

monischen lyrischen Ausdruckes von dem leidenschaftlichen Schmerze zur ruhigen Betrachtung führen. Manzoni erkennt an, dafs der altgriechische Chor, von bestimmten Personen dargestellt und gewissermafsen an der Handlung teilnehmend, nicht für die moderne Tragödie passe;[1] aber er meint, die Einschiebung lyrischer Stellen im Sinne des Inhalts jener Chöre sei wohl zulässig. Indem sie dem Dichter ein Winkelchen darbiete, wo er in eigener Person reden könne, werde er die Klippe vermeiden, selbst durch den Mund seiner Personen zu sprechen, wie man das so häufig in den modernen Dramen wahrnehme. Ob seine Chöre sich zur Recitation eignen, will er nicht untersuchen; er bestimmt sie zunächst nur zur Lektüre.

In einer historischen Einleitung *(notizie storiche)* stellt Manzoni alles zusammen, was er über das Leben seines Helden hat in Erfahrung bringen können, und teilt uns zugleich von den politischen Verhältnissen der Zeit so viel mit, als zum Verständnis seines Thuns und der dramatischen Handlung überhaupt erforderlich ist. Wir sehen den Sohn eines piemontesischen Bauern durch seine wilde Tapferkeit, durch unbezwingbare Energie und Ausdauer, endlich durch sein militärisches Genie zu einem der ersten jener Condottieri aufsteigen, die auf eigene Rechnung Söldnerscharen werben, um sich mit denselben an einen Fürsten zu verdingen und seine Kriege zu führen. Carmagnola trat in den Dienst Filippo Marias, des Bruders und Erben des im Jahre 1412 ermordeten Herzogs Giovanni Maria von Mailand, der aber den gröfsten Teil seines rechtmäfsigen Erbes sich erst erkämpfen mufste. Es war hauptsächlich Carmagnolas Verdienst, dafs sich Filippo Maria zwölf Jahre später wieder im Besitze des ganzen Territoriums seiner Vorfahren befand. Aber neidische Feinde und das argwöhnische Gemüt des falschen Herzogs selbst, der den zu mächtig gewordenen Feldherrn fürchtete, veranlafsten die Ungnade Carmagnolas, der sich vergeblich Gehör bei dem Fürsten zu verschaffen suchte. Von Zorn und Rachegedanken erfüllt, bot er, nachdem er vergeblich den Herzog von Savoyen zum

---

[1] Schillers Abhandlung über den Gebrauch des Chors in der Tragödie scheint Manzoni nicht gekannt zu haben, sonst hätte er sich ohne Zweifel manches aus den Deduktionen unseres Dichters zu eigen gemacht.

Kriege gegen Mailand aufzureizen versucht hatte, der Republik Venedig seine Dienste an. An diesem Punkte seines Lebens setzt die Handlung unseres Dramas ein. Der venetianische Senat, von Florenz zur Allianz gegen Filippo Maria aufgefordert, ist anfangs schwankend. Carmagnola, um seine Ansicht befragt, rät dringend zum Kriege; die Mehrheit schliefst sich ihm an, und da ein mifslungener Mordversuch gegen ihn sich als vom Herzog von Mailand angestiftet erweist und dadurch die Besorgnis vor einer Wiederversöhnung mit seinem früheren Souverän wegfällt, wird der Graf zum Oberfeldherrn des venetianischen Heeres ernannt (1426). Bald zwingt er durch seine Siege den Herzog zu einem ungünstigen Frieden, und als Filippo Maria denselben unter einem Vorwande bald nachher bricht, schlägt er das überlegene Heer der Mailänder mit Hilfe einer Kriegslist gänzlich in die Flucht und macht viele tausend Gefangene. Diese Schlacht ist es, auf welche sich der berühmte Chor des zweiten Aktes bezieht. In der folgenden Nacht werden, zunächst ohne Vorwissen des Höchstkommandierenden, die meisten Gefangenen von seinen Unterbefehlshabern freigelassen. Als die venetianischen Kommissarien, die den Feldherrn und seine Kriegsführung überwachen sollen, sich darüber beim Grafen beklagen, giebt er Befehl, auch den Rest der Gefangenen freizugeben. Bei der damaligen Kriegsführung hatte dieser Vorgang nichts Auffälliges. Die siegreichen Söldner waren nicht wirkliche Feinde ihrer Gegner; sie wufsten, dafs ihnen bald ähnliches widerfahren konnte; so waren sie, sobald einmal der Sieg entschieden war, wieder gute Kameraden. Dafs aber durch eine solche Kriegsführung oft der Zweck des Krieges selbst verfehlt wurde, und dafs daraus, wie hier, häufig Konflikte zwischen den Regierungen und den Condottieri, welche sie gedungen hatten, entstanden, war natürlich. Carmagnola konnte vielleicht im vorliegenden Falle nicht anders handeln; aber in Venedig nahm man es ihm sehr übel, wenn er auch zunächst mit Ehren überhäuft wurde. Filippo Maria, abermals zum Frieden gezwungen, brach denselben 1431 aufs neue. Diesmal wandte das Glück Carmagnola, dem ausgezeichnete Feldherren gegenüberstanden, zum Teil auch durch die Schuld seiner Untergebenen, den Rücken; mehrere Unternehmungen schlugen fehl. In Venedig glaubte man, oder gab

man sich doch den Anschein zu glauben, es sei Verrat im Spiele, er stehe heimlich mit Mailand in Unterhandlung. Unter dem Vorwande, seinen Rat über den Friedensschlufs hören zu wollen, wurde er aufgefordert, vor dem Senate zu erscheinen. Kaum aber war er in den Dogenpalast getreten, als man sich seiner versicherte, ihn in einen der berüchtigten Kerker warf, folterte, zum Verrätertode verurteilte und mit einem Knebel im Munde am 5. Mai 1432 zwischen den beiden bekannten Säulen der Piazzetta hinrichten liefs. — Dafs Carmagnola wirklich Verrat geübt, ist, wie Manzoni überzeugend nachweist, ebensowenig innerlich wahrscheinlich, als durch irgend welche äufsere Thatsachen bezeugt. Die Akten des Prozesses sind nie zu Tage gekommen. Bei den stets argwöhnischen Behörden der Republik mochte wohl der Umstand, dafs der bisher stets siegreiche Feldherr mehrere, wenn auch nicht entscheidende, Unfälle nacheinander erlitt, wirklich Verdacht erregt haben; mafsgebender aber war gewifs noch die Furcht vor der allzugrofs gewordenen Macht des Grafen. Dazu kam sein aufbrausendes Wesen, sein herrisches, keinen Widerspruch duldendes Auftreten gegen den venetianischen Adel und die Kommissäre des Senats. Die venetianische Regierung verlangte gefügige Diener und unbedingten Gehorsam; jede Regung von Selbständigkeit war ihr zuwider und verdächtig. Möglich allerdings auch, dafs der ehrgeizige Mann, wie so viele seiner glücklicheren Berufsgenossen, zugleich eigene Pläne verfolgte und die Begründung einer eigenen Herrschaft ins Auge gefafst hatte; ja unser Dichter, der in der historischen Einleitung allerdings nichts Derartiges erwähnt, macht selbst eine dahinzielende Andeutung in dem Monologe seines Helden (Akt I, Sc. 4):

— E chi d'un regno
Fece il destin, non potrà far il suo?

Sein Tod erregte ungeheures Aufsehen in ganz Italien, und in Carmagnolas Geburtslande Piemont den heftigsten Groll gegen die Venetianer, einen Groll, der sogar bei der bekannten Liga von Cambray gegen die Lagunenrepublik 70 Jahre nachher noch eine Rolle gespielt haben soll.

Die hier kurz skizzierten Ereignisse von dem Augenblicke an, wo der Krieg gegen Mailand und die Ernennung Carmagnolas

zum Feldherrn der Republik beschlossen wird, bis zu seinem Tode bilden die historische Unterlage des Dramas. Nur erscheint in demselben alles als ein einziger Krieg; die längeren oder kürzeren Unterbrechungen durch die wiederholten Friedensschlüsse pafsten natürlich nicht in die Ökonomie des Stückes. Zwischen dem dritten und vierten Akte liegt ein Zeitraum von vier bis fünf Jahren. Die einzige thatsächliche Abweichung von der historischen Wahrheit besteht darin, dafs Manzoni den Mordversuch gegen Carmagnola von Treviso nach Venedig verlegt.

Wir kommen nun zunächst auf die eingangs erwähnte Besprechung des Dramas durch Goethe zurück.[1] Dem Verlangen des Dichters in seiner Vorrede, nur aus sich selbst heraus beurteilt zu werden, entsprechend, hat sich der Kritiker den deutlichsten Begriff von seinen Absichten zu verschaffen gesucht, dieselben löblich, natur- und kunstgemäfs gefunden und sich zuletzt nach genauester Prüfung überzeugt, dafs er sein Vorhaben meisterhaft ausgeführt habe. Da er aber voraussieht, dafs Manzonis Dichtart in Italien viele Gegner finden und auch nicht allen Deutschen zusagen werde, so hält er es für seine Pflicht, sein unbedingtes Lob eingehend zu begründen.

Nachdem er Manzonis Polemik gegen das Princip der Einheit der Zeit und des Ortes gebilligt und die historische Einleitung in kurzem Auszuge wiedergegeben hat, entwirft Goethe selbst ein Bild der Kriegsführung und des Condottierotums der Zeit, um daran nachzuweisen, wie richtig 'sein Freund' dieselbe aufgefafst habe und welch trefflichen Stoff zu einer tragischen Hauptfigur ein solcher 'Mietsheld' bieten mufste, 'der wohl seine hochsinnigen Plane haben mochte, dem aber die in solchen Fällen höchst notwendige Verstellung, scheinbares Nachgeben zur rechten Zeit, einnehmendes Betragen und was sonst noch erfordert wird, vollständig abging, der vielmehr keinen Augenblick seinen heftigen, störrischen, eigenwilligen Charakter verläugnete'. Zwischen einer solchen Willkür und der höchsten Zweckmäfsigkeit des venetianischen Senats ahne man nun alsbald den unvermeidlichen Zusammenstofs. 'Und hier wird der Einsichtige den vollkommen prägnanten, tragischen, unausgleichbaren Stoff anerkennen,

[1] Über Kunst und Altertum, Bd. II, S. 35—65.

dessen Entwickelung und Ausbildung sich im gegenwärtigen Stücke entfaltet. Zwei entgegengesetzte Denkweisen, wie sie Harnisch und Toga ziemen, sahen wir in vielen Individuen musterhaft mannigfaltig einander gegenübergestellt und zwar so, wie sie allein in der angenommenen Form darzustellen gewesen, wodurch diese völlig legitimiert und vor jedem Widerspruch völlig gesichert wird.'

Um den weiteren Verlauf seiner Beurteilung, wie er sich ausdrückt, ordnungsgemäſs einzuleiten, giebt Goethe nun den Gang des Stückes, Scene für Scene, kurz und prägnant wieder.[1] Er wendet sich dann zunächst gegen einen Tadel, den er gegen den von ihm gezeichneten Gang des Stückes mit Sicherheit voraussieht. Es fehlt zumeist an jeder äuſserlichen Verknüpfung zwischen den einzelnen Scenen; der Zusammenhang ist nur ein innerlicher, während die Phantasie des Zuschauers die Lücken zwischen den einzelnen Geschehnissen ausfüllen muſs. Goethe giebt zu, daſs die Meinung über dies Verfahren geteilt sein könne; ihm selbst gefalle dasselbe sehr wohl; es gestatte bündige Kürze. 'Mann folgt auf Mann, Bild auf Bild, Ereignis auf Ereignis ohne Vorbereitung und Verschränkung. Der einzelne wie die Masse exponiert sich beim Auftreten gleich auf der Stelle, handelt und wirkt so fort, bis der Faden abgelaufen ist.' Dadurch sei dem schönen Talent des Dichters eine natürlich-freie, bequeme Ansicht der sittlichen Welt gegeben, die sich dem Leser und Zuschauer sogleich mitteile. 'So ist auch seine Sprache frei, edel, voll und reich, nicht sentenziös, aber durch groſse, edle, aus dem Zustande herflieſsende Gedanken erhebend und erfreuend. Das Ganze hinterläſst einen wahrhaft weltgeschichtlichen Eindruck.'

Auf die Personen des Dramas übergehend tadelt Goethe zunächst die Einteilung derselben in historische und ideale. Er glaubte — irrigerweise, wie wir sehen werden —, daſs dieselbe gewiſs nicht aus des Verfassers Gefühl und Überzeugung hervorgegangen, sondern nur durch ein krittelndes Publikum veranlaſst sei, über das er sich erst nach und nach erheben müsse. 'Für den Dichter,' sagt er, 'ist keine Person historisch; es beliebt ihm,

[1] S. Hempel, Bd. XXIX, 633 ff.

seine sittliche Welt darzustellen, und zu diesem Zwecke erweist er gewissen Personen aus der Geschichte die Ehre, ihre Namen seinen Geschöpfen zu leihen. Herrn Manzoni dürfen wir zum Ruhme nachsagen, dafs alle seine Figuren aus einem Gufs sind, eine so ideell wie die andere. Sie gehören alle zu einem gewissen politisch-sittlichen Kreise; sie haben zwar keine individuellen Züge (?); aber, was wir bewundern müssen: ein jeder, ob er gleich einen bestimmten Begriff ausdrückt, hat doch ein so gründlich eigenes, von allen anderen verschiedenes Leben, dafs, wenn auf dem Theater die Schauspieler an Gestalt, Geist und Stimme zu diesen dichterischen Gebilden passend gefunden werden, man sie durchaus für Individuen halten wird und mufs.'

Den Charakter der handelnden Personen zeichnet Goethe in kurzen Zügen scharf und im ganzen treffend. Die alte Forderung der 'Theoristen', dafs ein tragischer Held nicht vollkommen, nicht fehlerlos sein dürfe, finde sich hier erfüllt. 'Vom rohen, kräftigen Natur- und Hirtenstande heraufgewachsen, gehorcht Carmagnola seinem ungebändigten, unbedingten Willen; keine Spur von sittlicher Bildung ist zu bemerken, auch die nicht einmal, deren der Mensch zu eigenem Vorteil bedarf. . . . Wir müssen auch hier den Dichter höchlich loben, der den als Feldherrn unvergleichlichen Mann in politischen Bezügen untergehen läfst, so wie der kühnste Schiffer, der, Kompafs und Sonde verachtend, sogar im Sturme die Segel nicht einziehen wollte, notwendig scheitern müfste.' — Dafs Carmagnola keine Spur von sittlicher Bildung zeige, scheint uns einem Manne gegenüber, der solche Selbsterkenntnis besitzt (I, 5), so unerschütterlich in seinem Rechtsbewufstsein ist, der dem Tode, selbst dem Verbrechertode mit solcher Fassung entgegenblickt, der seine Tochter tadelt, als sie seine Feinde Mörder nennt, und sie auffordert, ihnen zu vergeben, eine unhaltbare Ansicht. — Im Dogen erblickt Goethe das oberste, reine, unzerteilte Staatsprincip, das Zünglein in der Wage, das sich selbst und die Schalen beobachtet, einen Halbgott, bedächtig ohne Sorgen, vorsichtig ohne Mifstrauen; in Marino das der Welt unentbehrliche scharfe, selbstische Princip, das hier untadelig erscheine, da es nicht für ein persönliches Interesse wirke, und dem die Menschen wie Carmagnola ganz und gar nichts sind, als Werkzeuge zum Zwecke der Republik,

die, unnütz oder gefährlich erscheinend, sogleich zu verwerfen seien. Uns scheint allerdings vielmehr, dafs Manzoni in diesem Manne ein lebendiges Beispiel hat aufstellen wollen, wie moralisch depravierend die venetianische Politik auf ihre Vertreter einwirken mufste. Marco gilt Goethe als der Repräsentant des löblichen menschlichen Princips, welcher das Tüchtige, Grofse und Mächtige verehrt, aber dadurch, dafs er einem Einzelnen zu sehr zugethan ist, ohne es zu ahnen, in Widerspruch mit seinen Pflichten gerät. Wir möchten statt 'Pflichten' lieber sagen: mit der venetianischen Staatsraison. Während Goethe ferner die Feldherren des feindlichen Heeres und zumal die beiden Kommissarien genau analysiert, erscheint es wunderbar, dafs er über die beiden Frauen, die im letzten Akte in den Vordergrund treten, die Gattin und Tochter des Helden, kein Wort verliert. Liegt hier eine bestimmte Absicht oder ein blofses Übersehen vor?

Schliefslich wünscht Goethe dem Dichter Glück, dafs er, von alten Regeln sich lossagend, auf der neuen Bahn ernst und ruhig fortgeschritten sei, dermafsen, dafs man nach seinem Werke gar wohl wieder neue Regeln bilden könne. 'Wir geben ihm auch das Zeugnis, dafs er im einzelnen mit Geist, Wahl und Genauigkeit verfahren, indem wir bei strenger Aufmerksamkeit, insofern dies einem Ausländer zu sagen erlaubt ist, weder ein Wort zu viel gefunden, noch irgend eines vermifst haben. Männlicher Ernst und Klarheit walten stets zusammen, und wir mögen daher seine Arbeit gern klassisch nennen.' Gleich hohes Lob läfst er auch der sprachlichen Form des Dramas zu teil werden, indem der herkömmliche elfsilbige *verso sciolto* oder Jambus, wie ihn Goethe nicht ganz zutreffend nennt, durch abwechselnde Cäsuren dem freien Recitativ ganz ähnlich und noch durch das Übergreifen von Vers zu Vers, so dafs der eine mit Nebenworten ende, während der folgende mit dem Begriffsworte beginne, vielbedeutend werde. 'Ein grofser, mächtiger Gang des Vortrags wird eingeleitet und jede epigrammatische Schärfe der Endfälle vermieden.' — In einem 1820 in Mailand veröffentlichten Verzeichnis der im Jahre 1819 auf der Halbinsel erschienenen Bücher waren die Tragödien dieses Jahres in Bausch und Bogen als schwache Nachahmungen Alfierischer Dramen verurteilt; von dem Grafen von Carmagnola aber nur beiläufig in

einer Note bemerkt, dafs er sich von diesem Fehler freigehalten und grofse Schönheiten habe, aber auch nicht ohne grofse Mängel sei. Goethe tadelt diese beiläufige summarische Behandlung[1] aufs schärfste, stellt Manzoni hoch über den von dem italienischen Kritiker als unbedingtes Muster angenommenen Alfieri und fügt hinzu:

'Wäre es noch gegenwärtig mein Geschäft, der Ausbildung eines Theaters vorzustehen, so sollte Graf Carmagnola bei uns wohl aufgenommen sein, und wenn auch nicht als Liebling der Menge oft wiederholt, doch immer auf dem Repertorium als ein würdiges Männerstück in Ehren bleiben.'

Manzoni, in seiner Bescheidenheit ebenso überrascht wie erfreut durch Goethes Urteil, schrieb diesem unter dem 23. Januar 1821 einen Brief, in dem er ihm seinen feurigsten Dank und seine grofse Freude darüber ausspricht, dafs er, der Altmeister, ihn und seine Absichten vollkommen erkannt und die letzteren gebilligt habe, während er im eigenen Lande entweder geradezu verhöhnt oder doch so verkannt und mifsverstanden worden sei, dafs man das, was er für ganz nebensächlich halten müsse, übermäfsig gelobt, und was er mit vollster Absicht nach reiflichstem Nachdenken geschrieben habe, als Unachtsamkeit und Vernachlässigung der bekanntesten dramatischen Regeln getadelt habe. Er sei zuletzt selbst unsicher über den Wert seines Stückes und die Richtigkeit seiner Principien geworden, bis nun die Worte des grofsen Meisters ihn von allen seinen Zweifeln befreit hätten. Betreffs jener Einteilung der Personen aber, die Goethe für eine Konzession an sein Publikum gehalten hatte, fügt er hinzu: 'Ich mufs Ihnen jedoch gestehen, dafs die Einteilung der Personen in ideale und geschichtliche ganz meine Schuld ist *(è un fallo tutto mio)*, und dafs ein allzu gewissenhaftes Kleben *(attaccamento)* an der historischen Genauigkeit daran schuld war, welche mich bewog, die wirklichen Menschen *(gli uomini della realtà)* von denjenigen zu trennen, die ich ersonnen *(immaginati)* hatte, um eine Klasse, eine Meinung, ein Interesse zu vertreten.' — In einer neuen Arbeit (der Tragödie Adelchi) habe er die Unterscheidung schon beiseite gelassen.

---

[1] Über Kunst und Altertum, Bd. III, Heft 1. 1821.

Kurze Zeit, nachdem er Manzonis Brief erhalten und seine Freude ausgedrückt hat, 'mit einem so liebewerten Manne in nähere Verbindung zu treten', kommt Goethe noch einmal auf das Drama zurück,[1] um den Dichter mit warmem Eifer gegen die Angriffe eines Kritikers in der *Quarterly Review* vom Dezember 1820 in Schutz zu nehmen, der sich ziemlich geringschätzig über das Stück ausgesprochen und dasselbe geradezu für unpoetisch erklärt hatte. Nachdem er den Engländer Punkt für Punkt widerlegt hat, giebt er doch schliefslich Manzoni den Rat, künftig nur Stoffe zu wählen, die an und für sich rührend seien.

Wie das Urteil Goethes auf den Verfasser der Tragödie selbst die tiefe und anfeuernde Wirkung hervorbrachte, von der uns sein Brief an jenen Kunde giebt, so erregte dasselbe in den litterarischen Kreisen Italiens wie anderswo grofses Aufsehen, lenkte die allgemeine Aufmerksamkeit auf den Dichter und veranlafste vielfache Diskussionen in Zeitschriften und Broschüren. Besonders beachtenswert sind die *Osservazioni sul giudizio di Goethe* von N. Tommaseo.[2]

An eine Äufserung Goethes anknüpfend, dafs der Totaleindruck des Grafen von Carmagnola ein zugleich ernster und mannigfaltiger sei, wie ihn immer die grofsen Gemälde der menschlichen Natur zurücklassen, weist er darauf hin, dafs die modernen französischen und italienischen Klassiker besonders dadurch gesündigt und die Wirkung ihrer Werke selbst beeinträchtigt hätten, dafs sie darin ein einziges Gefühl, eine allein dominierende Idee dargestellt hätten und dadurch unnatürlich und unwahr, unfähig, das wirkliche Leben und den wirklichen Menschen in seiner komplizierten Natur zu schildern, geworden wären. So sei bei Corneille der Stolz, bei Racine die Liebe, bei Voltaire die Philosophie (wie V. dieselbe verstand), bei Alfieri der Tyrannenhafs das allein herrschende Princip. Infolge dessen habe sich ein feststehendes künstliches System ausgebildet: die Handlungen, die Leidenschaften, die Ereignisse seien nach gewissen konventionellen unveränderlichen Grundsätzen beurteilt, welche, durch diese übertriebene Verallgemeinerung einseitig, ja

[1] Über Kunst und Altertum, Bd. III, Heft 3. 1821.
[2] Opere di Alessandro Manzoni. Firenze 1828. I, 95—120.

Digitized by Google

geradezu falsch geworden, notwendig schädlich wirken mufsten. Zugleich sei dadurch eine unnatürliche und ermüdende Einförmigkeit in die dramatische Produktion gekommen, wie denn z. B. nach Manzonis zutreffender Bemerkung Racines Andromaque seinem Bajazet aufs Haar gleiche, weil die Liebe das einzig bewegende Princip in beiden sei, obwohl hier mittelalterliche Türken, dort alte Griechen die handelnden Personen sind. Und indem alles von einem einzigen auf die Spitze getriebenen, alle anderen Rücksichten absorbierenden Gefühle geleitet sei, mufste die Wirkung mit Notwendigkeit jene unmoralische werden, deren Rousseau und seine Gesinnungsgenossen die moderne Tragödie beschuldigen.

Ganz anders in unserem Drama. Hier kämen hauptsächlich zwei entgegengesetzte Elemente in Konflikt: der Stolz, das Unabhängigkeitsgefühl und die Herrschernatur des Grafen mit der eigensüchtigen, vorsichtigen, hinterlistigen und zugleich despotischen Politik der venetianischen Regierung. Der Held stelle sich dar als ein Mann von dem höchsten Streben und den reinsten Absichten; aber er täusche sich über sich selbst, wenn er sage und meine, dafs der einzige Lohn, den er suche, die Achtung der venetianischen Regierung und jedes edlen Menschen sei, die er voll zu verdienen glaube: in erster Linie sei es vielmehr die Rachsucht gegen seinen undankbaren früheren Herrn und der gekränkte Stolz, welche ihn trieben, und zugleich der Ehrgeiz, eine hohe Rolle zu spielen, die geheime Hoffnung, vielleicht selbst dereinst ein Fürstentum zu gewinnen. Gerade das mache ihn ja, wie Goethe bemerke, zu einem echt tragischen Helden, dafs Gutes und Böses, Uneigennützigkeit und Selbstsucht sich in ihm und seinen Motiven vermischen, mehr als er selbst wisse und glaube.

Ist Tommaseo soweit mit Goethes Beurteilung, die er als glänzendes Muster einer in die Tiefe gehenden wahren und unparteiischen Kritik hinstellt, wesentlich einverstanden, so verwirft er dagegen entschieden den Satz, dafs es für den Dichter keine historischen Personen gebe, sondern derselbe nur, um seine sittliche Welt darzustellen, gewissen Personen der Geschichte die Ehre erweise, ihren Namen seinen Geschöpfen zu leihen. Der italienische Kritiker erklärt es zunächst für einen Irrtum des deutschen, wenn dieser meine, Manzonis Einteilung seiner Personen in historische und ideale sei in Rücksicht auf die Vor-

urteile des Publikums geschehen: gerade im Gegenteile habe man bisher die vollständige Umformung der historischen Personen und Ereignisse in der italienischen Litteratur nicht nur als erlaubt, sondern als notwendig angesehen. Er selbst sucht dagegen in eingehender Deduktion den Beweis zu liefern, daſs der Dichter entweder rein erfundene oder durchweg historische Personen und Begebenheiten wählen müsse; im Gegenfalle laufe sein Werk auf eine Täuschung des Publikums und eine höchst bedenkliche Fälschung der Geschichte hinaus. Für uns ist die Frage längst entschieden. Hätte Tommaseo statt Racines Phädra, Trissinos Sofonisba u. s. w. den Götz oder Egmont, den Wallenstein oder Maria Stuart vor Augen und im Sinne gehabt, so würde sein Urteil wohl auch anders gelautet haben.

In einer im *Journal des Savants* 1824 erschienenen interessanten Kritik des *Conte di Carmagnola* stellt der berühmte französische Akademiker Raynouard, früher selbst dramatischer Dichter, den Satz auf, daſs die Verletzung der Einheitsregeln es dem Dichter, dessen Werk er übrigens in Bezug auf den Ausdruck der Empfindungen wie den Glanz und die Echtheit des historischen Kolorits sehr hochstellt, unmöglich gemacht hätten, seinem Gegenstande das ganze dramatische Interesse zu verleihen, das derselbe in sich trage. Seine Beweisgründe dürften allerdings auf den deutschen Leser mehr unterhaltend als überzeugend wirken. Stichhaltiger erscheint ein anderer Tadel. Gattin und Tochter des Helden, erst im letzten Akte auftretend, haben thatsächlich keinerlei Anteil an der Handlung des Stückes; sie dienen nur dazu, durch ihr Erscheinen das Mitgefühl und die Rührung des Zuschauers zu steigern, und durch den Gegensatz ihrer leidenschaftlichen Klagen zu der ruhigen Fassung des Mannes dem letzteren ein stärkeres Relief zu geben. Wenn Raynouard meint, der Dichter hätte sie schon im ersten Akte einführen müssen, so läſst sich darüber streiten. Wohl aber darf man behaupten, daſs derselbe wohl gethan hätte, sie entweder in die Handlung selbst zu verflechten, oder, wenn ihm diese nicht dazu angethan schien, ganz aus dem Spiele zu lassen, statt sie da einzuführen, wo sie dem Zuschauer entweder kein tieferes Interesse mehr einzuflöſsen vermögen, oder aber, indem sie seine Aufmerksamkeit von der Hauptperson ablenken und neue, mit

dem ganzen Charakter des Dramas nicht harmonierende Empfindungen erregen, den grofsartigen Gesamteindruck nicht unwesentlich beeinträchtigen müssen. Der Grund, welcher von anderen Kritikern gegen das frühere Auftreten der Frauen ins Feld geführt wird, dafs dasselbe im Widerspruch mit dem Charakter der Zeit gestanden haben würde, wo die Frauen von allem Einflufs auf das Thun der Männer ausgeschlossen gewesen seien, beruht ebenfalls auf der bereits gekennzeichneten falschen Auffassung von historischer Treue in der dramatischen Dichtung.

Indem wir die anderen, meist ebenso oberflächlichen und verständnislosen wie übelwollenden Kritiken der Anhänger des alten Pseudo-Klassicismus, die zumal in Frankreich und Italien zahlreich zu Tage traten, hier beiseite lassen, müssen wir noch diejenige Chauvets im *Lycée français*[1] erwähnen, weil Manzoni sich von seinem Freunde Fauriel bewegen liefs, in einem berühmt gewordenen, an 100 gedruckte Oktavseiten langen Briefe an den Autor derselben[2] eine Widerlegung zu schreiben. Der Brief, beiläufig sogar nach französischem Urteil ein Muster des Stiles, ist zugleich ebenso sehr ein Beweis der grofsen Bescheidenheit seines Verfassers wie der merkwürdigen Objektivität, mit welcher derselbe sein eigenes Werk zu betrachten vermochte, und seiner klaren Einsicht in die Grundsätze der dramatischen Komposition; ja, er erweitert sich endlich zu einer lichtvollen Auseinandersetzung des wahren Wesens der Dichtkunst selbst.

Chauvet hatte für die Notwendigkeit der Einheit von Ort und Zeit (oder, wie er sagt, Ort und Tag) statt des landläufigen Grundes der Wahrscheinlichkeit für den Zuschauer ihre enge und notwendige Verbindung mit der Einheit der Handlung und der Stätigkeit der Charaktere hervorgehoben. Gegen diese Auffassung wendet sich nun Manzoni. Er weist zunächst nach, dafs auch die Einheit der Handlung in dem Wortsinne des Boileauschen

Qu'en un lieu, en un jour, un seul fait accompli,
Tienne jusqu'à la fin le théâtre rempli —

ein Unsinn sei, da es sich bei jedem Drama nicht um eine einzelne Thatsache, sondern nur um die Darstellung einer Reihe

[1] Bd. IV, S. 61 ff. — [2] *Lettre de M. à M. C . . . sur l'unité de temps et de lieu dans la tragédie.* — Werke I, 142—239.

unter sich verbundener Ereignisse handeln könne. Der moderne Dichter müsse in der Geschichte — denn auf diese beschränkt Manzoni die Wahl des Stoffes — eine Reihe von Thatsachen suchen, die, in engem Zusammenhange untereinander, sich um ein einzelnes Ereignis, die sogenannte Katastrophe, gruppieren, zu dem sie sich als Mittel oder Hindernisse verhalten, das man aber nicht mit der Handlung selbst verwechseln dürfe. Bei dieser Auffassung aber sei es unmöglich, aus der Einheit der Handlung die Notwendigkeit oder auch nur die Zulässigkeit der beiden anderen Einheiten zu deduzieren. Um Chauvets These zu widerlegen, daſs bereits im ersten Akte alle Personen vorgeführt, ihre Stellung und ihre Absichten charakterisiert werden müſsten, führt Manzoni ihm die Person Hämons in der Antigone vor Augen, die erst in der Mitte des Stückes auftrete und zwar mit gutem Grunde, weil durch ein zu frühes Eintreten desselben in die Handlung das ganze Auftreten der Heldin abgeschwächt, entstellt und profaniert werden würde. — Den Vorwurf, den Chauvet seiner Tragödie gemacht, daſs zwischen dem dritten und vierten Akte ein ganzer Feldzug liege, der es dem Zuschauer unmöglich mache, dem Gange der Handlung genau zu folgen, erkennt Manzoni als berechtigt an, 'aber' — fügt er hinzu — 'die Schuld liegt ein wenig am Gegenstande, in hohem Grade am Autor und gar nicht an dem System.' — Ein genauer Vergleich der Motivierung des Eifersuchtsmordes in 'Othello' und 'Zaïre' bietet Manzoni Gelegenheit, die Überlegenheit des Shaksperesehen Stückes über das Voltairesche auch in dieser Beziehung zu zeigen und dabei den Nachweis zu liefern, daſs dieselbe hier wenigstens teilweise darauf beruhe, daſs Voltaire durch die 'Einheit der Zeit' genötigt gewesen sei, seinen Helden nicht nach und nach, wie Shakspere, sondern durch ein einzelnes Faktum von der Untreue der Gattin zu überzeugen und zum Mörder zu machen.

Nach Chauvet hätte der Graf von Carmagnola erst an dem Punkte beginnen sollen, wo der Held, vom Senate berufen, in Venedig zurückerwartet wird. 'Dann hätten 24 Stunden und eine einzige Örtlichkeit genügt und der Autor hätte Gelegenheit gehabt, seinen erfinderischen Genius zu zeigen, um die Peripetie des Dramas herzustellen und ein wahrer Schöpfer zu werden. Manzoni halte sich überzeugt: diese Grenzen überschreiten heiſst

Digitized by Google

nicht die Kunst erhöhen, sondern sie zur Kindheit zurückführen.' Manzoni weist nun, indem er einen litterarischen Essay seines Freundes und Gesinnungsgenossen Hermes Visconti über Macbeth zur Hilfe herbeizieht, nach, wie kleinlich und ärmlich und zugleich wie unhistorisch und unwahrscheinlich die Handlung nach diesem Rezept geworden sein würde. Er beweist mit Citaten aus Corneilles Schriften, wie schmerzlich dieser den unnatürlichen Regelzwang empfunden, und wie sehr seine Stücke darunter gelitten hätten (wie wenn er z. B. den König im Cid sagen läſst, Don Rodrigo möge sich doch nach seinem Kampfe gegen die Mauren erst 1—2 Stunden ausruhen, ehe er zu dem Zweikampfe mit Don Sancho schreite), und aus Shakspeares Richard II., wie unmöglich es sei, den Gang groſsartiger historischer Tragödien mit den beiden Regeln zu vereinbaren.

Dann setzt er seine eigene Auffassung der Aufgabe des dramatischen Dichters in klarer und bestimmter Weise auseinander. 'Das Wesen der Dichtkunst,' sagt er, 'besteht nicht darin, Thatsachen zu erfinden: diese Erfindung ist das Leichteste und Gewöhnlichste bei der geistigen Arbeit, was am wenigsten Nachdenken, ja sogar am wenigsten Phantasie erfordert. . . . Alle groſsen Denkmäler der Dichtung haben geschichtliche Ereignisse zur Grundlage oder doch, was hier auf dasselbe hinauskommt, solche, die einmal als geschichtlich aufgefaſst worden sind.' Er zeigt nun, wie weit seiner Überzeugung nach der Dichter bei einem historischen Stoffe im selbständigen Schaffen und Erfinden gehen dürfe und müsse, und verteidigt sodann nach den aufgestellten Grundsätzen sein eigenes Verfahren im Carmagnola. Er beweist, daſs er in allem Wesentlichen der geschichtlichen Wahrheit treu geblieben ist und nicht, wie sein Kritiker gewollt hätte, dem Grafen vorübergehend das Schicksal Venedigs in die Hand gegeben hat, um den Kampf zwischen Pflicht und Ehrgeiz in ihm aufs höchste zu steigern und den Sieg der ersteren um so glänzender leuchten zu lassen. Wir bemerken dabei, daſs Manzoni seinen Helden zwar stolz, störrisch und eigenwillig, aber edel und groſsherzig denkt, daſs er also sogar die Regungen der Rachsucht und des Ehrgeizes, die doch in dem Stücke selbst sein Auftreten wenigstens mit bestimmen helfen, hier ganz beiseite läſst. Frau und Tochter sind ihm nur da, 'um den Anteil

von Glück und Leid zu empfangen, den ihnen der Mann geben wird *(fera)*, von dem sie abhängen'. — Die unglücklichen Einheiten sind, wie er schlagend nachweist, in erster Linie schuld daran, dafs man der Liebesleidenschaft einen so hervorragenden Platz in der modernen Tragödie gegeben habe, weil dieselbe und ihre Folgen die geringste Schwierigkeit für eine rasche Entwickelung an einem einzigen Orte darboten, dafs aber eben dadurch die komplizierten Motive der menschlichen Handlungen, die vielfachen Ereignisse fortwährend mehr oder weniger gefälscht wurden. In seinem Kampfe gegen den Regelzwang geht er auch auf das Epos über, für welches man die unverbrüchlichen Vorschriften aus der Ilias herleiten wolle, wovon dann die natürliche Konsequenz sei, dafs zwar das Befreite Jerusalem, die Lusiaden und die Henriade glücklich untergebracht werden konnten, dafs man sich aber trotz aller Anstrengung vergeblich bemüht habe, die Göttliche Komödie, den Rasenden Roland, das Verlorene Paradies und die Messiade in das Gebäude dieser Theorie hineinzuzwängen. Man habe sich kläglich genug damit zu helfen gesucht, dafs dem Genius ersten Ranges wohl eine Verletzung der für die grofse Masse der Dichter geltenden Regeln gestattet sein könne.

Es folgt nun ein historischer Nachweis, wie sich diese abergläubische Anbetung der mifsverstandenen aristotelischen Poetik durch d'Aubigné, Mairet und Chapelain in Frankreich eingebürgert und wie noch Corneille sich nur mit gröfstem Widerstreben derselben gefügt habe, während sie in Italien gleichsam auf Treue und Glauben von den Franzosen übernommen worden sei. Die nun zuerst von ihm selbst — nachdem jedoch in der letzten Zeit schon mehrfach thatsächliche Abweichungen vorgekommen waren — auch theoretisch verfochtene Verwerfung des Regelzwanges habe in Italien einen heftigen Kampf entzündet, der aber schliefslich zum Siege der neuen Lehre führen müsse und werde. Er prophezeit — und wir wissen, mit welchem Rechte —, dafs auch in Frankreich, wo diese Regeln zu einem Glaubensartikel geworden seien und mit fanatischer Hartnäckigkeit und Blindheit festgehalten würden, ihre Niederlage bevorstehe, und dafs auch dort die Erkenntnis nicht mehr fern sei, wie unendlich dadurch die Dramen an Bedeutung und Wirkung auf das Publikum gewinnen müfsten.

Was Goethe an unserem Trauerspiel so gefiel und ihm diesen 'wahrhaften, klar auffassenden, innig durchdringenden, menschlich fühlenden, gemütlichen' Dichter[1] so sympathisch machte, war die grofsartige Einfachheit der Komposition, die einheitliche Durchführung der Idee, die klare und durchgeführte Charakteristik, die ruhige plastische Darstellung, die edle Sprache, einfach natürlich und doch voll vornehmer Würde und vom reinsten Wohlklange. 'Unsere guten deutschen Jünglinge könnten an ihm ein Beispiel sehen, wie man in einfacher Gröfse natürlich waltet.'[2] Mit Recht nennt er den Grafen von Carmagnola ein echtes Männerstück, und eben diese einfach edle Männlichkeit, der hohe Ernst, das strenge Mafshalten selbst im Ausdruck der Leidenschaft, das Verschmähen aller der beliebten Mittelchen, um auf die Thränendrüsen der Zuschauer zu wirken oder ihre Leidenschaften zu entflammen: alles das liefs ihn in dem italienischen Dichter eine der eigenen wahlverwandte Natur erkennen und dieselbe um so mehr bewundern, als Manzoni bereits als jüngerer Mann voll zu besitzen schien, was er sich erst durch jahrzehntelange innere Kämpfe erworben hatte. Aber wie Goethe dachte nicht die Mehrzahl der Zeitgenossen. Nicht nur, dafs das Stück von den Anhängern des Pseudo-Klassicismus in Italien und Frankreich aufs heftigste angegriffen wurde: auch wohlwollende Beurteiler und solche, die über die Principien der dramatischen Kunst mit dem Dichter in der Hauptsache übereinstimmten, fanden mancherlei und Wesentliches daran zu tadeln. Die Abwesenheit der gewohnten, den meisten für unentbehrlich geltenden Liebesintrigue, das Auftreten der Frauen erst im letzten Akte, wo sie keine rechte Teilnahme mehr zu erwecken vermögen und doch plötzlich ein rührendes Element in die Tragödie bringen, das in schroffem Gegensatze zu allem Vorhergehenden zu stehen scheint; jene eigentümliche lose Aneinanderreihung der Scenen, die es dem Zuschauer schwer macht, sich in die nachfolgenden Situationen zu versetzen; der Mangel an dramatischer Zuspitzung, an lebendig bewegten Volksscenen, an rascher, erregter und erregender Wechselrede; jene vornehme Ruhe, welche, auch den Ausdruck

---

[1] Tages- und Jahreshefte, 1821. Werke, Hempelsche Ausgabe, Bd. XXVII, S. 275. — [2] Ebenda S. 266 (1820).

Digitized by Google

der Leidenschaft dämpfend, den Zuhörer nicht mit sich fortreifst, nicht die entsprechenden Empfindungen in ihm wie mit einem elektrischen Schlage entzündet: das alles gab dem Stücke in den Augen der meisten etwas Allzukühles, zu Verständiges, zu Reflektiertes, dem die natürliche Inspiration, die siegreiche Genialität fehlte — kurz, man vermifste jenes Element, 'das mit urkräftigem Behagen die Herzen aller Hörer zwingt'. Auch der deutsche Kritiker der Gegenwart kann bei aller Hochachtung für das Urteil Goethes nicht umhin, diese Ausstellungen wenigstens teilweise berechtigt zu finden. Der theatralische Erfolg oder vielmehr Mifserfolg schien den Tadlern gleichfalls recht zu geben. Eine Aufführung in Mailand und zwei in Florenz mit einem mehr der Persönlichkeit des Dichters als seinem Werke geltenden Achtungserfolge — dann verschwand der Graf von Carmagnola wieder von der Bühne, um nicht wieder aufzutauchen. Auch im Auslande hat man sich unseres Wissens nirgends an die Darstellung herangewagt. Fauriels klassische Übersetzung ist in Paris nie auf die Bretter gekommen, und es scheint uns mehr als zweifelhaft, ob, wenn Goethe noch in der Lage gewesen wäre, das Stück, wie er wünschte, in Weimar zur Aufführung zu bringen, der Erfolg ein gröfserer gewesen und das Stück auf den deutschen Brettern festen Fufs gefafst haben würde. Und dennoch hat dasselbe den gröfsten Einflufs auf die dramatische Litteratur Italiens geübt. Der Stoff — Ereignisse und Personen aus der vaterländischen Geschichte; der darin herrschende Geist — Adel der Gesinnung und echte Humanität; die Behandlungsweise — eine edle natürliche Rhetorik ohne allen gesuchten und übertriebenen Pomp der Sprache, ohne alles gespreizte Pathos: das alles hat auf die italienische Dramatik, selbst die der principiellen Gegner, reinigend und veredelnd gewirkt. Und während die herrlichen lyrischen Partien, die Chöre, in jedes gebildeten Italieners Munde und Gedächtnis sind, wird überhaupt vielleicht kein modernes Drama jenseit der Alpen so viel und mit solchem Interesse gelesen wie der Graf von Carmagnola und die Tragödie Adelchi, das einzige Schauspiel, welches aufserdem aus Manzonis Feder hervorgegangen ist.

Kassel. Otto Speyer.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Englische Parlamentsreden zur französischen Revolution, herausgegeben und erklärt von Dr. Perle, Oberlehrer am Realgymnasium der Frankeschen Stiftungen in Halle a. S. Zweite Auflage. Halle a. S., Niemeyer, 1889. X und 126 S. 8. M. 1,50.

Neben den Werken der Historiker werden neuerdings vielfach die oratorischen Leistungen der hervorragendsten französischen und englischen Redner des 18. und 19. Jahrhunderts in den Schulen gelesen. Namentlich die Reden Mirabeaus sind eine Lieblingslektüre in den Berliner Schulen geworden. Mit noch gröſserem Rechte kann man die Reden der Staatsmänner Englands zur Zeit der französischen Revolution und kurz nach derselben zur Lektüre empfehlen, da sie in der Form vollendeter sind als die französischen und ein Teil des englischen Lebens und der englischen Geschichte sich in ihnen abspiegelt. Reden von Pitt dem Älteren und Pitt dem Jüngeren sind in der französischen und englischen Schulbibliothek von Otto Dickmann herausgegeben und von Dr. Winckelmann (Leipzig 1883) für den Schulgebrauch erklärt. Dieselben Reden nebst je einer von Burke und Fox enthält das in der Sammlung von Pfundheller und Lücking zu Berlin 1886 erschienene Bändchen 'Englische Parlamentsreden erklärt von Leo Türkheim'. Bereits die zweite Auflage liegt vor von den englischen Parlamentsreden zur französischen Revolution von Dr. Perle als Heft 4 der Sammlung geschichtlicher Quellenschriften zur neusprachlichen Lektüre. Der Einwand mancher Pädagogen, daſs die Fülle von diplomatischen Wendungen und technischen Ausdrücken, welche in den politischen Reden enthalten seien, dem Schüler das Verständnis erschwere, ist hinfällig, wenn eine gediegene und passende Auswahl getroffen und das Material gesichtet wird. Dr. Perle ist den Anforderungen, welche die Schule in diesem Sinne zu stellen hat, gerecht geworden und hat in sein Buch nur das aufgenommen, was allgemeinen Inhalts ist und sich direkt auf das Thema, hier die Beurteilung der französischen Revolution und die Nützlichkeit oder Schädlichkeit der Koalitionskriege, bezieht. Statistische Angaben der Redner über die Handels-

Digitized by Google

lage Englands und dergleichen sind gestrichen. Das Büchlein enthält eine Rede des jüngeren Pitt über die Vorbereitung Englands zum Kriege gegen Frankreich, eine Rede seines Gegners Fox über die Kriegführung gegen Frankreich, eine Rede Sheridans über die Sicherung Englands gegen äufsere und innere Gefahren, Pitts Gegenrede dazu, Pitts Verteidigung seiner Bündnispolitik im Jahre 1800 und zum Schlufs eine Rede Lord Liverpools über den Vorfrieden mit Frankreich 1801.

Von sprachlichen Anmerkungen, welche dieser Stoff mehr als jeder andere entbehren kann, hat der Herausgeber gänzlich abgesehen; er hat sich nur auf sachliche Erläuterungen beschränkt. Es war gewifs eine sehr schwierige Aufgabe, immer die richtigen Erklärungen zu den sehr dunklen Andeutungen und versteckten Anspielungen zu finden und die rhetorischen Kunstgriffe, welche die Redner anwenden, zu erraten, um so schwieriger, als dieselben geflissentlich mitunter Thatsachen verdrehten und es mit der Wahrheit nicht immer genau nahmen. Der Herausgeber hat sich dieser mifslichen Aufgabe mit Geschick und Sachkenntnis entledigt. Die Erläuterungen nach dieser Seite hin könnten noch vermehrt werden. Eine Fortsetzung ausgewählter Reden ist wünschenswert.

Berlin. G. Völckerling.

Campbell, Gertrude of Wyoming. A Pennsylvanian Tale. Edited with Introduction and Notes by H. Macaulay Fitzgibbon. Oxford, Clarendon Press, 1889. IV u. 187 S. 8. Sh. 2.

Thomas Campbells erzählendes Gedicht *Gertrude of Wyoming* füllt nur S. 39—67: was also der Herausgeber hinzugefügt hat, nimmt bei weitem den gröfsten Teil des Buches ein. Den Anfang macht eine ziemlich ausführliche Einleitung in drei Abschnitten, deren erster das Leben des Dichters darstellt (S. 1—24), während der zweite (S. 24—28) seine schriftstellerische Bedeutung würdigt und der dritte (S. 28—37) sich speciell mit *Gertrude of Wyoming* beschäftigt und in dem nach meiner Ansicht richtigen Satze gipfelt (S. 37): *It is a second or third-rate poem, containing a few first-rate things.* Die Anmerkungen umfassen beinahe hundert Seiten (69—165). Dann kommen vier Appendices: A. *Brief History of Wyoming* (S. 167—173); B. *Extract from Lafontaine's Novel 'Burneck und Saldorf'*, von der nach Beatties unsicherer Vermutung Campbell die Anregung zu seinem Gedichte erhalten haben soll (S. 173—176); C. *Letter to Campbell from Lord Jeffrey* (S. 176 f.); D. *Letter to the Mohawk Chief Ahyonwoeghs ... from Th. Campbell*, den im Gedicht erwähnten Indianerhäuptling Brandt oder Brant betreffend (S. 178—186). Den Abschlufs bildet eine *Early Bibliography of 'Gertrude Wyoming'* (S. 187). Das Gedicht enthält manche Dunkelheiten, an denen teils die vom Dichter gewählte schwierige Spenserstrophe schuld ist, teils aber auch sein beständiges Nachbessern, von dem es in Jeffreys Brief (S. 177) heifst: *You have hammered the metal in some places till it has lost all its ductility.* So sind denn Anmerkungen, die den vom Dichter beabsichtigten Sinn klar legen,

Digitized by Google

vielfach wünschenswert. Dazu kommt, dafs auch sachliche Erläuterungen, die schon Campbell selbst öfter hinzugefügt hat, nicht zu entbehren sind. Hier hat aber Fitzgibbon ohne allen Zweifel des Guten zu viel gethan. Die Erwähnung eines Tieres oder einer Pflanze giebt ihm Anlafs zu langen naturwissenschaftlichen Auseinandersetzungen. Da der Dichter 1, 8, 9 den Ätna in einem Gleichnis braucht, wird über diesen Vulkan alles mögliche zusammengebracht, u. a., dafs er 1722 zuerst vom Grafen D'Orville bestiegen worden ist. Durch das Streichen oder Kürzen solcher zum Verständnis des Gedichtes wenig oder nichts beitragenden Bemerkungen würde der Umfang des Buches nicht unbeträchtlich verringert werden. Durchaus nicht am Platze sind ferner die ohne Princip gebrachten Etymologien, die übrigens gelegentlich zeigen, dafs der Herausgeber selbst auf diesem Gebiete nicht besonders zu Hause ist. So bemerkt er z. B. S. 74 zu 1, 2, 2, *swain* sei ae. *swān* und mit *swincan* verwandt: in Wahrheit ist aber ne. *swain* nicht sowohl ae. *swân*, als vielmehr altn. *sveinn*, und *swincan*, dessen *i* aus älterem *e* entstanden ist, hat, soviel man bisher beweisen kann, mit *swain* nichts zu thun. Zu loben ist, dafs der Herausgeber auch auf minder gelungene Stellen, holperigen Rhythmus und mangelhafte Reime aufmerksam macht. Wenn er aber die letzteren S. 26 dem *bad ear* des Dichters zuschreibt, so scheint mir dies deswegen bedenklich, weil sich die meisten englischen Dichter ähnliche Freiheiten erlaubt haben und noch erlauben, wie Campbell. Auch geschieht Campbell insofern ein paarmal unrecht, als manche Reime getadelt werden, die zwar nach der heute mafsgebenden Aussprache ungenau sind, für den Anfang dieses Jahrhunderts aber (das Gedicht ist 1809 erschienen) durchaus nicht fehlerhaft waren. So behauptet der Herausgeber S. 78 zu 1, 3, 7, *'revelry' hardly rhymes with 'see', 'tree', 'glee'*. Walker aber, der die Hauptautorität ist für die Aussprache an der Grenze des 18. und 19. Jahrhunderts, sagt in § 182 seiner *Principles of English Pronunciation,* die vor seinem *Pronouncing Dictionary* stehen: *'vanity', 'pleurisy', etc., if sound alone were consulted, might be written 'vanitee', 'pleurisee', etc.* Manchmal verstehe ich den Tadel des Herausgebers nicht. Wenn er z. B. S. 79 zu 1, 4, 8 sagt: *'shook' is another bad rhyme,* so weifs ich nicht, was er an der Bindung *brook* : *shook* : *hook* auszusetzen hat.

Berlin. Julius Zupitza.

The Sketchbook von Washington Irving. Erster Band. Zweite Auflage (Weidmannsche Sammlung französischer und englischer Schriftsteller). Berlin 1889. XIII u. 208 S. M. 1,50.

Direktor Pfundheller hat in der zweiten Auflage des ersten Teiles des *Sketchbook,* der bis zur Skizze über *Westminster Abbey* geht, einige Änderungen vorgenommen und namentlich das etymologische Element der Anmerkungen verkürzt. Er hätte noch radikaler zu Werke gehen sollen. Die Hinweise auf Grammatiken, welche früher, als der neusprach-

liche Unterricht noch auf einer anderen Stufe stand, am Platze gewesen sein mögen, bleiben am besten ganz weg und dem Gutdünken der Lehrer überlassen, wofern nicht Eigentümlichkeiten, welche dem Schriftsteller anhaften, eine Erklärung notwendig machen. Es ist überflüssig, anzugeben, dafs *I would* 'ich pflegte' heifsen kann. Sämtliche Grammatiken, auch die elementarsten, geben darüber Aufschlufs. Ebenso können die Etymologien fehlen, wenn nicht der Sinn einzelner Stellen durchaus eine Erläuterung bedarf. Anders ist es mit den sachlichen Erklärungen. Das *Sketchbook* enthält viele Reminiscenzen und Anspielungen, welche der Erklärung bedürfen. Überdies gilt Irvings Englisch bei den Engländern heute nicht mehr als modern-mustergültig; und die Sitten und Gebräuche im englischen Leben, welche gerade dieser Schriftsteller so eingehend und humoristisch geschildert hat, sind in vielen Punkten schon von den heutigen verschieden. Nach dieser Richtung hin könnten also die Anmerkungen noch vermehrt werden. Übrigens hat der Herausgeber mit grofser Sorgfalt und Genauigkeit vieles erläutert, was mit Nutzen verwertet werden kann.

Dem Text sind eine Biographie Irvings und eine treffende Charakteristik der Werke und des Wirkens des Autors vorausgeschickt.

Berlin. G. Völckerling.

The Bell of St. Paul's by Walter Besant. In two Volumes. Leipzig, Tauchnitz, 1890 (Collection of British Authors, Vols. 2621 and 2622). 286 u. 280 S. kl. 8. M. 3,20.

Walter Besant gehört mit Recht zu den geschätztesten englischen Romanschriftstellern der Gegenwart. Nachdem er zuerst von 1871 an in Verbindung mit James Rice eine Reihe von glänzenden Werken geschrieben (ich erinnere an *Ready-Money Mortiboy, The Golden Butterfly, The Monks of Thelema, The Chaplain of the Fleet)*, setzte er seine Thätigkeit nach dem am 26. April 1882 erfolgten Tode seines Mitarbeiters selbständig mit nicht geringerem Erfolg fort. Ja, der erste Roman, den er allein geschrieben, *All Sorts and Conditions of Men* (1882), hat eine Wirkung ganz eigener Art geübt. Hier ist nämlich von einem 'Volkspalaste' die Rede unter der armen Bevölkerung im Osten von London, wo der Arbeiter für geringes Geld Erholung für Geist und Herz finden sollte. Der Gedanke fiel auf fruchtbaren Boden: das erforderliche Geld wurde bald zusammengebracht, und seit 1887 ist der 'Volkspalast' vorhanden.

Auch das neue Werk wird mit grofsem Vergnügen gelesen werden. Es läfst eine Gegend Londons in poetischem Lichte erstrahlen, die jeder, der sie gesehen hat, trotz der Erinnerungen an die Dichter unter der Regierung der Königin Elisabeth und Jakobs I. zu den prosaischsten rechnen mufs. Der Roman spielt hauptsächlich in Bank Side südlich von der Themse. Der Verfasser behauptet (I, 30), dafs von hier aus einzig und allein eine wirklich gute Aussicht auf die Paulskathedrale zu haben sei: die langsamen und würdevollen Glockenschläge derselben verkünden den Bewohnern von Bank Side die Zeit (I, 106). Das erklärt wohl den

Digitized by Google

vom Verfasser gewählten Titel: doch wäre nach meiner Ansicht etwa *The Academy of Bank Side* bezeichnender gewesen; denn alle Personen, die in dem Roman eine bedeutendere Rolle spielen, wohnen in der früheren schon vom Vater ererbten *Academy* des berühmten Schulmonarchen Vicesimus Cottle oder sind doch wenigstens mit den Bewohnern derselben durch Verwandtschaft oder Freundschaft verbunden.

Der Inhalt ist sehr einfach. Eine Nichte des Mr. Vicesimus Cottle, Lucy Holford, deren Gatte, David Waller, es vom bankrotten Schiffsbauer in Rotherhithe zum Ritter und Premierminister von Neusüdwales gebracht hat, giebt ihrem zum Vergnügen nach London reisenden Sohn, Laurence, den Auftrag, sich nach den Schicksalen ihrer Verwandten zu erkundigen, von denen sie seit etwa dreifsig Jahren nichts gehört. Es trifft sich nun gerade, dafs er, ohne dafs er sich anfangs zu erkennen giebt, in der *Academy* bei dem Sohne von Vicesimus, Lucius Cottle, Wohnung findet und so bald alles ermittelt, was seine Mutter zu erfahren wünscht, dabei aber auch sein Herz verliert an Althea Indagine, die trotz der Machinationen eines von Dr. Luttrel adoptierten von Zigeunern abstammenden Bösewichts schliefslich die Seine wird. Da Laurence nach dreimonatlichem Aufenthalte im September 1887 nach seiner Heimat zurückkehrt, begleiten ihn nicht nur Althea und ihr Vater, sondern auch ein Teil seiner Verwandten.

Das Interesse an dem Roman beruht nicht sowohl auf der Handlung, als auf den Charakteren, in deren Zeichnung der Verfasser zum Teil echt Dickensschen Humor zeigt. Köstlich ist Lucius Cottle, der beständig seinen Vater, den Schulmeister, citiert, selbst aber, wie er sagt, dem höheren Zweige der Jurisprudenz angehört: von seiner Tochter erst erfährt Laurence, dafs er der Clerk eines Barrister ist. Nicht minder gelungen ist Lucius' verwitwete Schwester Cornelia, die nach dem Ausdrucke ihres Bruders *in the Church* ist: sie ist *pew-opener* in der Kirche St. Leonard le Size. Eine zweite Schwester, Claudia, ist 'Prophetin' in einer religiösen Sekte. Weniger originell ist die nächste Generation, abgesehen etwa von Flavia Cottle (die Gelehrsamkeit der Ahnen lebt wenigstens noch in den Namen von Lucius' Kindern, Cassandra, Flavia, Sempronius, weiter), die auf die 25 Schilling in der Woche hin, welche sie als Telegraphistin verdient, aus Liebe und Bewunderung einen bettelarmen ungarischen Revolutionär heiratet, der, wie sie genau ausrechnet, nur 49 Jahre, 9 Monate und 20 Tage älter ist als sie.

Aufserhalb des engeren Kreises der *Academy* sind besonders Althea und ihr Vater interessant. Althea lebt, bis sie Laurence kennen lernt, nur in dem London der Vergangenheit. Ihr Vater hat vor dreifsig Jahren einen Band Gedichte veröffentlicht: die vernichtende Kritik, die diese erfahren, hat ihn veranlafst, sich ganz in die Verborgenheit zurückzuziehen. Da ihn aber Laurence aufsucht, glaubt er, es geschehe dies, weil sein Ruhm doch bis Australien gedrungen sei. Laurence benimmt ihm diesen Glauben nicht, ja, er nährt ihn, da er sieht, wie die Freude des Vaters ihre Wirkung auf die Tochter nicht verfehlt, so dafs er sogar einen

Digitized by Google

Clement Indagines Gedichte lobenden Artikel schreibt, wobei er es so einzurichten weifs, dafs der Dichter glaubt, er stehe in der *Saturday Review*. So bekommt dieser Mut, sich vorläufig wenigstens die Aufsenseite der Stätten wieder anzusehen, an denen er vor dreifsig Jahren mit gleichstrebenden Genossen verkehrt. Die Leute auf der Strafse rufen nun, da er vorübergeht, *The Poet:* gerührt bezieht er das auf sich, obgleich ein Preisringer gemeint ist, dessen voraussichtlicher Sieg die Menge beschäftigt. Natürlich klärt ihn niemand auf.

Vortrefflich gezeichnet ist auch der Charakter des Halsabschneiders Joseph Mayes, der, weil er sich nicht darauf besinnen kann, dafs er vor acht Jahren seine Unterschrift unter das Testament seines damaligen Prinzipals gesetzt (das Testament ist gefälscht!), an Gehirnerweichung zu leiden glaubt und täglich sechs Guineas für elektrische Behandlung zahlt. Dagegen die Figur von Oliver Luttrell, eigentlich Sammy Stanley, scheint mir mehr ausgeklügelt als beobachtet. Auch zweifle ich an der Lebenswahrheit des Charakters der unglücklichen Florry, der Schwester der Lady Waller.

Berlin. Julius Zupitza.

Blind Justice and "Who, being Dead, yet speaketh". By Helen Mathers (Mrs. Henry Reeves). Leipzig, Tauchnitz, 1890 (Collection of British Authors, Vol. 2623). 288 S. kl. 8. M. 1,60.

Dem Ansehen der Tauchnitzschen Sammlung hätte es nicht geschadet, wenn sie diese beiden Novellen nicht gebracht hätte. Der Inhalt der ersten ist wenig erquicklich, der Inhalt der zweiten geradezu widerwärtig, und es hätte einer weit gröfseren Erzählungskunst, als die Verfasserin ihr eigen nennen kann, bedurft, um ihn einem Leser, der mehr verlangt als blofse Sensation, einigermafsen schmackhaft zu machen.

Blind Justice ist eine Kriminalnovelle. Seth Treloar kommt nach längerer Abwesenheit nach Trevenick, einem Dorfe in Cornwall, zurück. Seine Frau Judith, die, nachdem sie von ihm sieben Jahre lang nichts gehört, mit Stephen Croft eine zweite Ehe eingegangen ist, giebt dem plötzlich wieder aufgetauchten Seth ein Betäubungsmittel und schafft ihn dann in einen Keller, dessen Thür sie aber am nächsten Morgen offen läfst, da sie mit Stephen, wie längst beschlossen, sich auf den Weg macht, um nach Amerika auszuwandern. Seth wird nach einigen Tagen tot gefunden und bei der Sektion in seinen Eingeweiden Arsenik entdeckt. Der Verdacht, ihn umgebracht zu haben, fällt auf Judith, und die beiden Auswanderer werden zurückgebracht. Judith wird zum Tode verurteilt, aber, weil sie schwanger ist, die Vollziehung der Strafe verschoben. In der Zwischenzeit stellt sich heraus, dafs Seth sich in Steiermark das Arsenikessen angewöhnt hatte und nun infolge der plötzlichen Entziehung des Giftes gestorben ist, da Judith das Büchschen mit demselben, als es dem bewufstlosen Seth aus der Tasche gefallen, eingesteckt und mit-

genommen hatte. Judith hat ein totgeborenes Kind, wird begnadigt und schliefst mit Stephen jetzt eine gültige Ehe. — Seltsame geographische und linguistische Kenntnisse verrät die Verfasserin, wenn sie Seth S. 64 an der Küste von Steiermark Schiffbruch leiden läfst (vgl. Shaksperes böhmische Küste) und wiederholt von einer besonderen 'österreichischen' Sprache redet (z. B. S. 62 *I had lived a good part of my life in Vienna, and had almost as thorough a knowledge of Austrian as of English;* S. 72 *'Murdered?' burst from his lips in Austrian).*

Der Titel der zweiten Novelle ist mit geringer und, wie mir vorkommt, mindestens überflüssiger Änderung dem Brief an die Hebräer entnommen, wo es 11, 4 heifst *He, being dead, yet speaketh.* Inhaltlich erinnert sie entfernt an den Schlufs der Erzählung 'Wer?' von Ida von Düringsfeld (Neuer Deutscher Novellenschatz herausgeg. von P. Heyse und L. Laistner III, 1 ff.). Während hier durch einen unerklärten psychischen Vorgang die Seele des toten Nebenbuhlers auf den am Leben bleibenden übergeht und diese Seelenwanderung an dem Tode der unglücklichen Frau schuld ist, die nicht weifs, wen sie geheiratet hat, wird in der englischen Novelle in den Körper des von seinem Nebenbuhler Jasper gemeuchelten Arthur das ganze Blut des Mörders durch Transfusion gebracht, und der so wieder zum Leben erweckte Arthur, der selbst manchmal glaubt, er sei Jasper, zeigt anfangs vollständig das Wesen des Toten und stirbt, sobald er das fremde Element in seinen Adern überwunden, worauf seine Frau Ninga Arthurs längst von ihr geliebtem väterlichem Freunde ihre Hand reicht. Dafs in die Novelle auch Übernatürliches hineinspielt, macht sie mir nicht annehmbarer.

Berlin. Julius Zupitza.

Mount Eden: a Romance. By Florence Marryat. In two Vols. Leipzig, Tauchnitz, 1890 (Collection of British Authors, Vols. 2624 and 2625). 288 und 287 S. kl. 8. M. 3,20.

Die Verfasserin von *Mount Eden,* Mrs. Francis Lean, Captain Marryats Tochter, gehört zu den fruchtbarsten Romanschriftstellerinnen Englands: in der Tauchnitzschen Sammlung füllen ihre Werke, das vorliegende mit eingeschlossen, bereits 76 Bände. Ich mufs aber gestehen, dafs *Mount Eden* das erste ist, was ich von ihr gelesen habe. Es handelt sich in dieser Erzählung um die Schicksale dreier Geschwisterkinder. Hugh Caryll, der einzige Sohn eines reichen Kaufmannes in Liverpool, läuft von Hause weg, um zur See zu gehen, und ertrinkt, wie man glaubt, in der Bucht von Callao. Sein Vater, Roger Caryll, nimmt nun seinen Neffen William Caryll in sein Geschäft mit der Absicht, sich in ihm seinen dereinstigen Erben heranzuziehen: allein dieser läfst sich Veruntreuungen, ja sogar eine Fälschung zu schulden kommen, deren strafrechtlichen Folgen er nur durch Flucht nach Amerika entgeht. Jetzt wendet Roger Caryll seine Gunst Evelyn Rayne, der siebzehnjährigen Tochter seiner Schwester, zu: er zieht sich von den Geschäften zurück, lebt mit

ihr auf seiner Besitzung Mount Eden in Hampshire und hinterläſst ihr, da er stirbt, sein Vermögen als seiner nächsten Verwandten, falls nicht etwa sein verschollener Sohn wieder auftauchen sollte. Dieser ist in der That nicht tot: er hört von dem Hinscheiden seines Vaters und übernimmt unter dem Namen Captain Philip bei Evelyn das Amt eines *land-agent*. Einige Zeit darauf, zehn Jahre nach seiner Flucht, erscheint auch der frühere William Caryll als Jasper Lyle und zwar als Verlobter von Evelyns Freundin Agnes Featherstone. Evelyn erkennt ihn: ihre frühere Liebe für ihn erlischt jetzt vollständig. Nach anfänglichem Schwanken, ob sie Agnes nicht über seine Vergangenheit aufklären müfste, beschliefst sie zu schweigen, da sie sieht, wie das Herz ihrer Freundin an ihm hängt. Die Vermählung findet statt, und, da sich Agnes' Vater gleich darauf wegen vollständig zerrütteter Vermögensverhältnisse eine Kugel durch den Kopf jagt, nimmt Evelyn das junge Ehepaar bei sich auf. William findet so Gelegenheit, die Beweise seiner Verschuldung zu stehlen, und dies verleiht ihm den Mut, Evelyn ihre Erbschaft streitig zu machen. Natürlich giebt sich jetzt Hugh, der Evelyn vom ersten Augenblick an geliebt hat, als rechtmäfsigen Erben zu erkennen, und so behält Evelyn doch Mount Eden als seine Frau. William und Agnes leben fortan, von Evelyn und Hugh unterstützt, in Italien.

Mount Eden darf sich unter den heutigen Frauenromanen wohl sehen lassen: es ist weder langweilig noch irgendwie abstofsend; freilich läfst die Motivierung gelegentlich zu wünschen. Wird auch durch seine Lektüre kein besonderes ästhetisches Interesse befriedigt, so hat man doch immerhin eine angenehme Unterhaltung. Warum die Erzählung als *Romance* bezeichnet wird, ist mir nicht klar; denn sie enthält nach meiner Ansicht keinen Zug, dem man nicht schon häufig in *Novels* begegnet ist oder wenigstens begegnen könnte.

Berlin. Julius Zupitza.

Pio Rajna, Le Corti d'Amore. Milano, Ulrico Hoepli, 1890. XX, 100 S. 8. L. 3,50.

Das zierlich ausgestattete Bändchen giebt einen Vortrag wieder, der, ursprünglich für die gemischte Zuhörerschaft der Besucher der Turiner Ausstellung von 1884 bestimmt, erst am 3. März 1888 vor dem *Circolo filologico* zu Mailand gehalten worden ist. Herrscht in dem Vortrage, wie es der erste Zweck mit sich brachte, der Ton witziger Plauderei, so sind die über den Gegenstand ausgesprochenen Gedanken darum nicht minder das Ergebnis ernster Forschung und gewissenhafter Überlegung, und die in der zweiten Hälfte des Büchleins hinzugefügten Anmerkungen setzen den Leser in stand, dem Gange der Untersuchung seinerseits zu folgen, und zeigen, dafs auch nach 1884 erschienene Beiträge zur Lösung der bezüglichen Fragen, wie das Buch von Trojel und dessen Besprechung durch G. Paris oder die in Deutschland erschienenen Arbeiten über die Tenzonen der Trobadors, nachträglich verwertet worden sind. Rajna stellt

das baldige Erscheinen weiterer zugehörender Früchte seiner Beschäftigung mit dem Gegenstande in Aussicht, Exkurse über Geremia da Montagnone, über die Zeit der Entstehung von des Kaplans Andreas Buche und über dessen Verbreitung in Italien, Arbeiten, von denen wir uns wertvolle Erweiterung unserer Kenntnisse sicher versprechen dürfen. Im ersten Teile des Vortrags behandelt er das, wofür die Bezeichnung *Corte d'Amore* im Grunde einzig zutreffend ist, nämlich dichterische Darstellungen eines Hofhaltes oder eines Gerichtshofes der (männlich oder weiblich gedachten) Minnegottheit. Im zweiten zeigt er aufs neue, aber mit gerechtfertigter Abweichung von Diez in Einzelheiten, wie die durch J. de Nostredame aufgebrachte und noch in neuester Zeit nicht völlig verschwundene Meinung, als hätten zur Zeit der Trobadors förmliche weibliche Gerichtshöfe zur Schlichtung von Liebeshändeln bestanden, der Begründung entbehrt oder der Überlieferung widerspricht, während ein Hin- und Widerreden über spitzfindig ausgeheckte Streitfälle im Minneleben, ein Suchen und Finden von Urteilen in ausgedachten, vielleicht etwa auch in wirklichen Händeln als ein unterhaltendes Spiel höfischer Kreise nicht in Abrede zu stellen ist. A. T.

H. A. Schoetensack, Französisch-etymologisches Wörterbuch. Erste und zweite Abteilung. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung, 1890. 384 S. 8.

Von dem nämlichen Verfasser ist 1883 ein 'Beitrag zu einer wissenschaftlichen Grundlage für etymologische Untersuchungen auf dem Gebiete der französischen Sprache', 626 S. 8, erschienen, den verschiedene Beurteiler (s. Archiv LXX, 455, Deutsche Litt.-Ztg. 1883, 1508, Litt.-Bl. f. germ. u. rom. Phil. 1883, 465) übereinstimmend als gänzlich wertlos bezeichnet haben. Über das neue Werk, dessen erste zwei Abteilungen von *abâtardir* bis *gille* reichen, das also dem früheren an Umfang mindestens gleichkommen wird, läfst sich Günstigeres nicht aussagen. Es gebricht dem Verfasser nach wie vor an jedem Anfang von Vorbereitung zu einer Arbeit, wie er sie unternommen hat. A. T.

Dr. O. Ulbrich, Rektor der 2. städt. Höheren Bürgerschule zu Berlin (Verlag von R. Gaertner [Hermann Heyfelder], Berlin):

1. Elementarbuch der französischen Sprache für höhere Lehranstalten. 1887. VIII u. 210 S. M. 1,60.
2. Schulgrammatik der französischen Sprache für höhere Lehranstalten. 1888. IV u. 220 S. M. 2.
3. Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Französische für die mittleren und oberen Klassen höherer Lehranstalten. 1889. IV u. 177 S. M. 1,60.

1. Das Elementarbuch stellt die neuere Methode des fremdsprachlichen Unterrichtes dar. Es bietet 50 Übungsstücke, welche von wenigen

Digitized by Google

Zeilen bis zum Umfang einer halben Seite allmählich heranwachsen und denselben (mit Ausnahme von 49) nicht überschreiten. Daran schliefst sich auf 62 Seiten eine kurzgefafste Formenlehre, in der das Unentbehrlichste aus der Syntax seinen Platz an geeigneter Stelle findet. Darauf folgt das Wörterverzeichnis für die Übungsstücke. Den Schlufs bildet ein alphabetisches Wörterverzeichnis, welches sowohl französisch-deutsch als deutsch-französisch gegeben wird.

Die 50 Übungsstücke schliefsen sich genau an die 50 Kapitel der Formenlehre an. Jedem Stück folgt, aus dem Inhalt desselben gewählt, eine gröfsere Anzahl von Übungssätzen, deren Beschlufs das Stück in freier deutscher Wiedergabe bildet. Nachdem das französische Stück in bekannter Weise zum sicheren Eigentum des Schülers gemacht und das entsprechende Kapitel der Grammatik gelernt ist, soll jener Übungsstoff von dem Lehrer für die verschiedensten Übungen benutzt werden. Für solche, die von vornherein auf den mündlichen Gebrauch der Sprache hinarbeiten wollen, liefert ein französischer Anhang das Wichtigste aus der Interessensphäre des Anfängers (Schule, Stadt, Deutschland, Europa, Naturgeschichtliches, Familie, Wohnung, Mahlzeiten u. s. w.).

Die Grammatik berücksichtigt für die Aussprachelehre die phonetischen Anschauungen in richtiger Beschränkung. Die Anordnung der Formenlehre sowie der Übungsstücke ergiebt sich aus dem allmählich wachsenden Bedürfnis des Gebrauches. Die Stoffe der Übungsstücke sind meist gut gewählt; einige abgegriffene Anekdoten mögen in den Kauf genommen werden.

Das ganze Buch macht einen sehr günstigen Eindruck und erscheint durchaus zweckgeeignet.

2. Die Schulgrammatik zerfällt in vier Teile. Der erste, Schrift und Aussprache, ist zum Nachschlagen bestimmt. Ihm ist eine kurze Verslehre, die jedoch alles Wissenswerte bietet, beigegeben. Teil 2, die Formenlehre, schliefst sich in konzentrischer Erweiterung genau an das Elementarbuch an. An die Stelle der dort eingefügten syntaktischen Bemerkungen treten hier passende Beispiele, die im dritten Teil, der Syntax, zunehmen und den gröfsten Teil des Textes bilden. In der Syntax ist der Verfasser, wie er im Vorwort verspricht, überall bemüht gewesen, den kürzesten und verständlichsten Ausdruck zu wählen, indem er sich dabei an die neuerdings allgemein angenommenen Bezeichnungen hält (s. z. B. Die Lehre vom Tempus und Modus). Die gesamte Syntax umfafst 80 Seiten (gegen 64 S. Formenlehre).

Neu und dankenswert ist der Versuch, im vierten Teil eine kurze Stilistik zu geben (35 Seiten), die in zwei Kapiteln den Gebrauch der Wortarten und Satzformen in der Weise bespricht, dafs vom Deutschen ausgegangen wird. Das empfehlenswerte Buch erhält durch diesen Teil anderen Büchern derselben Gattung gegenüber einen besonderen Wert.

3. Das Übungsbuch enthält zunächst einige zusammenhängende Stücke zur Wiederholung der unregelmäfsigen Verba. Den Hauptinhalt bildet der Stoff zur Einübung der Schulgrammatik, an die zehn Kapitel derselben

Digitized by Google

angeschlossen; ein kürzerer dritter Teil, vermischte Übungen zur Syntax und zur Stilistik, tritt hinzu.

Es werden meist zusammenhängende Stücke geboten; den Anfang jedes Abschnittes bildet allerdings (Abschnitt 3 ausgenommen) das bekannte Mosaik von Sätzen des widersprechendsten Inhalts, das wir, da es lediglich auf Form abzielt und dem Denkprozefs Leben und Beweglichkeit raubt, dem Verfasser gern erlassen hätten, zumal es auch ohnedem nicht an brauchbarem Stoffe fehlt (die einzelnen Sätze machen kaum ein Fünftel aus). Am Ende der meisten Abschnitte giebt der Verfasser ein Stück aus *Le village* von Feuillet, dessen wesentlicher Inhalt hierdurch bekannt wird. Mit der Wahl der übrigen Stücke wird man sich einverstanden erklären dürfen. Doch ist es dem Verfasser nicht überall gelungen, den deutschen Stil von gewissen Eigentümlichkeiten des französischen Originals zu befreien. So dürfte der allerdings echt französische reichliche Tempuswechsel gleich in dem ersten Stück schwerlich als Vorbild für deutsche Arbeiten gelten. Ausdrücke wie: 'Sie erzählt eine Anekdote über ihren Vater'; 'Sollte er uns etwas langweilen'; 'Was sie noch mehr überraschen wird, ist, dafs' u. s. w.; 'Der stellt alles auf den Kopf, der Barbar da!' und ähnliche sind nicht deutsch.

Hiervon abgesehen liefert auch dieses Buch ein überaus schätzenswertes, den weitestgehenden Anforderungen genügendes Material.

Alle drei Bücher des Verfassers bilden ein wohlabgerundetes, in sich geschlossenes Ganzes, von dessen Verwertung sich die höheren Lehranstalten, hinreichende Zeit vorausgesetzt, den besten Erfolg versprechen dürfen.

Berlin. Fr. Bachmann.

Lehr- und Lesebuch der französischen Sprache von Dr. Eugen Wolter, ord. Lehrer an der 1. städt. Höheren Bürgerschule und Lehrer an der Fortbildungsanstalt im Friedrichs-Gymnasium zu Berlin. Zwei Teile, der erste Teil in zweiter, verbesserter und vermehrter Auflage. Berlin, R. Gaertner, 1889. 246 S. und X, 510 S.

Im Gegensatz zu den für Gymnasien und Realgymnasien bestimmten Büchern, deren Zahl der Verfasser nicht zu vermehren wünscht, ist das vorliegende Werk ausschliefslich für Fortbildungs-, Handels- und Realschulen bestimmt. Fällt somit das Hauptgewicht auf zeitige Erlernung des mündlichen Gebrauches der Fremdsprache, und zwar in möglichst vielen praktischen Lebensbeziehungen, so folgt daraus eine wesentliche Abweichung des Buches von anderen in Form und Inhalt. Der letztere ist den Gebieten der Geschichte, Naturkunde, der Erfindungen, des Handels und Gewerbes jeder Art entlehnt. Kleinere Briefe und Vorschriften zu ihrer Anfertigung finden sich bereits im ersten Teil, während der zweite der Handelskorrespondenz einen breiteren Raum gewährt.

Jeder der beiden Teile besteht aus drei gesonderten Stücken: einem

Digitized by Google

Übungsbuch, einem Lesebuch und einer Grammatik. Den Schlufs bildet ein Vokabularium für die Übungsstücke, woran sich ein alphabetisches französisch-deutsches Wörterverzeichnis anschliefst, welches im ersten Teil für das Lesebuch ausreicht, während das Lesebuch des zweiten Teiles den Gebrauch eines Wörterbuches voraussetzt.

Das Übungsbuch des ersten, auf drei Klassenstufen berechneten Teiles besteht aus 47 Abschnitten. Jeder derselben beginnt mit kurzen grammatischen Erörterungen; es folgen französische, von Abschnitt 7 an auch deutsche Übungsstücke. Erstere nehmen mit Abschnitt 9 zusammenhängende Form an; mit Abschnitt 13 beginnen die *exercices orales*, die bereits auf einen freieren Gebrauch der angeeigneten Sprachformen abzielen. Der Stoff ist hier, wie im Lesebuch, in beiden Teilen geschickt gewählt; die unvermeidlichen Anekdoten sind in dankenswerter Weise auf das geringste Mafs beschränkt worden.

Die Grammatik nimmt hier, wie im zweiten Teile, von der Phonetik Abstand und überläfst diesen Teil der Arbeit dem Lehrer; einige Andeutungen für diesen wären wohl am Platze gewesen. Der grammatische Stoff wird nach den Wortarten, vom Verbum ausgehend, geordnet. Die Scheidung zwischen Formenlehre und Syntax unterbleibt in beiden Teilen: es ergiebt sich hieraus eine sehr erwünschte Kürze der Darstellung, wie denn der Verfasser sich bemüht hat, allen grammatischen Erörterungen eine möglichst knappe und bestimmte Form zu geben und dafür, besonders im zweiten Teil, ein möglichst umfangreiches Material an Beispielen zu bieten. Das Übungsbuch des zweiten Teiles (der Oberstufe) zeigt in 70 Abschnitten im wesentlichen dieselbe Gestalt, wie das des elementaren Teiles. Gröfsere Originalstücke beginnen; es folgen grammatische Notizen, wiederholend und erweiternd, und sehr reichliche Übungssätze, die mit dem Inhalt des einleitenden Stückes in naheliegender Gedankenverbindung stehen. Das Lesebuch liefert wertvollen Stoff; Verkehr, Technisches u. s. w. kommen zu weiterer Entfaltung. Die Grammatik erweitert die elementare in bescheidenem Mafse und hält sich von rein wissenschaftlichen Erörterungen frei.

Das ganze Buch macht durchaus den Eindruck einer klaren und zielbewufsten Arbeit und ist für die vorausgesetzten Kreise sehr willkommen zu heifsen.

Berlin. Fr. Bachmann.

Französisches Lesebuch. Erster Teil, für Quarta, Unter- und Obertertia der Gymnasien u. s. w. Mit einem Wörterbuch. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Von Dr. Karl Meurer, Oberlehrer am Kgl. Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zu Köln. Leipzig, bei Fues. XII u. 204 S. M. 1,60.

Der durch eine französische und englische Synonymik, sowie durch Schulausgaben englischer Klassiker, bekannte Verfasser hat den bisher nur für Quarta und Untertertia bestimmten ersten Teil seines franzö-

sischen Lesebuches in der vorliegenden zweiten Auflage für Obertertia erweitert, indem er den sechs Abteilungen (Anekdoten, Fabeln und Erzählungen; Mythologie und Sagen des Altertums; Geschichte und Lebensbeschreibungen; geographische Bilder; Naturkunde; Gedichte) unter Nummer V eine neue hinzufügte: 'Frankreich, Land, Leute und Geschichte.' Sie umfaſst 24 Originalstücke, die in geschickter Auswahl und Folge ihrem Zwecke durchaus entsprechen. Auch von allen übrigen Abteilungen läſst sich das Gleiche sagen, selbst von den Anekdoten, unter denen wir mit Vergnügen diejenigen vermissen, die uns in den Chrestomathien aller Sprachen begegnen, aus einem Lesebuch in das andere überzugehen pflegen und durch ihre Abgegriffenheit, so oft man ihnen von neuem begegnet, Verdruſs erwecken.

Das Buch liefert mithin den Klassen, für die es bestimmt ist, einen durchaus würdigen Stoff und darf aus voller Überzeugung empfohlen werden.

Berlin. Fr. Bachmann.

Französisches Lesebuch für die unteren und mittleren Klassen der Gymnasien und höheren Bürgerschulen. Mit einem ausführlichen erklärenden Wörterbuche von Dr. L. Süpfle. Neunte Auflage, verbessert und vermehrt von Dr. A. Mauron. Heidelberg, Groos, XXIV u. 383 S. M. 3,10.

Das in erster Auflage 1852 erschienene Buch ist 1876 in achter Auflage von A. Mauron herausgegeben worden. Während diese Auflage von den früheren durch bedeutende Vermehrung des Stoffes und mancherlei Berichtigungen wesentlich abwich, ist in der vorliegenden neunten Auflage nur auf tadellose Korrektheit des Textes hingewirkt worden, sowie zu den Autorennamen die Zahlen des Geburts- und Todesjahres hinzugetreten sind.

Das Buch bietet zuerst eine Reihe von brauchbaren Vorübungen über die Formenlehre nach Art der älteren Übungsbücher; Anekdoten und Charakterzüge, Fabeln und Parabeln, Erzählungen, Stoffe aus der Geschichte und der Naturkunde, Briefe und Dialoge, denen sich sechs kleine Theaterstücke anschlieſsen (worunter altbekannte von Berquin), bilden den prosaischen Inhalt. Der poetische Teil umfaſst 43 gut gewählte Stücke. Das Wörterbuch ist sehr sorgfältig ausgearbeitet. Auch in der neuen Auflage wird das Buch sich seine alten Freunde zu erhalten und neue zu gewinnen wissen.

Berlin. Fr. Bachmann.

R. Wilcke, Materialien zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Französische. Zweite sorgfältig durchgesehene Auflage von A. Klapp. Berlin, Weidmann, 1890. VIII u. 142 S. 8.

Da der Bearbeiter in seinem Vorworte sagt, daſs er sich bemüht habe, den Text, welcher der französischen Wendung zuliebe manchen

Digitized by Google

undeutschen Ausdruck und öfter falsche Stellungen enthielt, in ein möglichst gutes deutsches Gewand einzukleiden, so bedauert der Referent, daſs er die erste Auflage des Buches mit der zweiten nicht hat vergleichen können, um zu sehen, inwieweit der Bearbeiter dieses Bemühen ausgeführt hat.

Abgesehen davon, daſs die Bearbeitung recht viele überflüssige Fremdwörter enthält, z. B. *inspirierte* (S. 6), *Proscriptionsliste* (S. 7), *Dokument* und *Argumente* (S. 8), *inthronisieren* (S. 25), *Protektion* (S. 39) u. s. w., ist die Sprache, in welche die Stücke übersetzt sind, kein Deutsch. Wie soll ein Schüler jemals seine Muttersprache richtig schreiben lernen, wenn er sieht, daſs seine Schulbücher überall undeutsche Wendungen enthalten, und daſs seiner Muttersprache Gewalt angethan wird? Daher sollten Stücke, die aus einer fremden Sprache in das Deutsche übertragen sind, um von Schülern wieder zurückübersetzt zu werden, sorgfältig ausgewählt oder überarbeitet werden, damit sie nicht Stellen enthalten, die dem ursprünglichen Wortlaute zuliebe in einem Deutsch erscheinen, das von niemand geschrieben oder gesprochen wird. Was soll man zu einer Satzstellung sagen, wie sie auf S. 1 vorkommt: *Weil sie, wenn sie ...?* Es ist nicht Deutsch, was auf S. 3 steht: *Das groſse Verdienst Homers ist, nach Voltaire, ein erhabener Maler gewesen zu sein,* oder weiter: *Wenn er den Gürtel der Venus beschreibt, so giebt es kein Gemälde des Malers, das sich dieser lachenden Schilderung nähert;* oder: *In einen Käfig werfen* (S. 4); *Das sind Motive, ein erstes Verbrechen zu vermuten* (S. 9); *Den Enthusiasmus ausstreuen* (S. 25); *Hierauf fing die sonderbare Debatte der Knechtschaft und der Heuchelei an* (S. 8); *Die Schwierigkeit der Franzosen, so achtungswerte Namen auszusprechen* (S. 39). Ganz besonders reich an solchen Wendungen ist Stück 66 (S. 90) z. B. *Wo er, so gut als man es in diesem Schlosse sein kann, logiert wurde,* und *Er fand Gefallen an einer Wäsche von auſserordentlicher Feinheit* u. a. m. Verstöſse gegen die Zeiten der indirekten Rede kommen fortwährend vor, so daſs in demselben Satze (S. 91) *wäre* und *habe* ruhig nebeneinander stehen.

Auch der französische Ausdruck ist nicht immer richtig verstanden. S. 26 ist *proposer* nicht mit *vorschlagen*, sondern *anbieten* zu übersetzen. Das Konditionell (S. 39) *aurait* heiſst nicht *haben würde,* sondern *bekommen sollte.* Statt 'Ausdrücke, die den Schriftstellern *vertraulich* sind', soll es wohl *vertraut* heiſsen. *Agent* (S. 9) ist kein *Handlanger* (bei einem Morde!), sondern *Helfershelfer* u. a. m.

Wenn der Bearbeiter hofft, 'daſs das Buch in seiner neuen Gestalt den an ein für die Oberklassen der Gymnasien und Realgymnasien bestimmtes Übungsbuch zu stellenden Anforderungen nunmehr entspreche', so bedauert der Referent, diese Meinung nicht teilen zu können. Es wird einer sehr sorgfältigen Umarbeitung bedürfen, um es diesem Zwecke dienstbar zu machen.

Berlin. Ad. Müller.

Digitized by Google

Französische Briefe, zum Rückübersetzen aus dem Deutschen ins Französische bearbeitet von H. Breitinger, Professor an der Universität Zürich. Dritte durchgesehene Auflage. Zürich, bei Fr. Schulthefs, 1889. 112 S. M. 1,40.

Das Buch enthält 70 Originalbriefe, darunter Briefe von Friedrich dem Grofsen, Napoleon, Frau von Staël, Victor Hugo, Béranger und George Sand, ferner 14 fingierte Briefe, von denen sich neun auf das Leben im Gymnasium beziehen, und zuletzt französische Briefschlüsse (respektvolle, vertrauliche, gemessene und eine gröfsere Anzahl Original-Schlüsse).

Wie es bei der Übersetzung aus den fremden Sprachen längst oberster Grundsatz ist, das beste Deutsch zu Tage zu fördern, so sollten auch die zur Übersetzung in die fremde Sprache dienenden Stoffe ein durchaus einwandfreies Deutsch bieten. Dieser Anforderung genügt das Buch nicht, wie auf jeder Seite hervortritt. Wir finden z. B. folgende Wendungen: 'Guten Tag und gutes Jahr, mein Herr, und alles, was drauf folgt *(tout ce qui s'ensuit)*'; 'Hier folgt die Geschichte'; 'Es fassen mich Momente einer so tiefen Melancholie an, dafs ich den Tod zu empfangen bereit bin', statt etwa: 'Zu Zeiten ergreift mich eine so tiefe Melancholie, dafs ich am liebsten sterben möchte'; 'Ich betrachte mich als ein Hindernis für jedes Glück meiner Kinder'; 'Hier meine Reise'; 'Meine Frau kommt nach' (soll heifsen: 'Kommt später an die Reihe') und zahlreiches Ähnliche.

Für den Gymnasiasten, dem das Buch vorzugsweise bestimmt sein dürfte, liegt im lateinischen Stil schon eine grofse Gefahr zur Mifshandlung der Muttersprache, die zu vermehren die Lehrer der lebenden fremden Sprachen sich wohl hüten sollten. Der deutsche Brief sollte ebenso natürlich klingen, wie der französische, aus dem er entstanden ist. Es ist durchaus verwerflich, die deutsche Ausdrucksweise so zu wählen, dafs die Auffindung der entsprechenden fremden erleichtert wird. Jede Sprache bleibe bei der ihr eigentümlichen Gepflogenheit; die Aufgabe des Lehrers, der die Rückübersetzung leitet, mag dadurch erschwert werden, lohnender aber ist sie jedenfalls.

Wenn daher auch der Stoff des Buches seinem Zwecke im ganzen entspricht, so vermögen wir aus dem angedeuteten Grunde von seinem Gebrauche einen günstigen Erfolg nur bei grofser Vorsicht und vielen Verbesserungen von seiten des Lehrers zu erwarten.

Berlin. Fr. Bachmann.

Dr. Emil Seelmann, Bibliographie des altfranzösischen Rolandsliedes mit Berücksichtigung nahestehender Sprach- und Litteraturdenkmale. Heilbronn, Henninger, 1888. XIII u. 113 S. 8.

Die ursprünglich als Neubearbeitung der 1877 in gleichem Verlage erschienenen *Bibliographie de la chanson de Roland par Joseph Bauquier*

Digitized by Google

geplante Schrift ist ein völlig neues Werk geworden, das dem Verfasser als Romanisten wie als Bibliographen gleich viel Ehre macht. Die Anordnung des Stoffes ist, was sehr zu billigen ist, systematisch-chronologisch; ein ausführlicher Index erleichtert die Benutzung des Buches erheblich. Wenn wir an der dankenswerten Leistung etwas auszusetzen haben, so ist es das Zuviel, das geboten wird. Seelmann führt nicht nur jedes auf das Rolandslied bezügliche, ihm mit seinen — in seiner Stellung als Custos der Göttinger Bibliothek recht bedeutenden — Hilfsmitteln irgend erreichbare litterarische Produkt auf: er nimmt auch Schriften auf, die nur gelegentlich mehr oder weniger eingehend sich mit der Chanson de Roland befassen. Ja, er geht so weit, daſs er gewisse Arbeiten nur erwähnt, um dem über ein bestimmtes auf das Rolandslied bezügliches Thema Arbeitenden die Mühe zu ersparen, sie anzusehen. Ein Beispiel genüge. S. 63 liest man unter V. Grammatik. a. Lautlehre: '* Waldner, E.: Die Quellen des parasitischen *i* im Altfranzösischen. In Archiv f. d. Stud. d. neuen Spr. u. Litt. Bd. LXXVIII (1887) p. 421—56. 8° [Ling. L-Z.]. Erschien auch als Diss. v. Freiburg i. B. [Sva.]: * Waldner, Eugen: — Braunschweig. Druck von George Westermann. 1887. 40 p. 8°.' Dazu die Bemerkung: 'Führt unter den Beispielen nur sehr wenige Formen aus Rol. an.' Das geht doch wahrlich zu weit! Ich denke über die Pflichten des Bibliographen gewiſs nicht gering, aber hier scheint mir der Kraftaufwand in keinem Verhältnis zu dem zu erhoffenden Erfolge zu stehen. Wer lautliche Untersuchungen über das altfranzösische Rolandslied anstellen will, kann nicht verlangen, daſs er auf alles, was über diesen Gegenstand irgend einmal gelegentlich gesagt ist, aufmerksam gemacht werde, ganz abgesehen davon, daſs ein solches Verlangen doch in vollem Umfange nicht zu erfüllen ist. Und wird sich andererseits ein gewissenhafter Forscher dadurch, daſs in einer Schrift über altfranzösische Lautverhältnisse im allgemeinen nur wenige Formen aus dem Roland angeführt werden, der Verpflichtung, sie zu studieren, überhoben glauben? Seelmann strebt hier nach einem Ziele, dessen Erreichung mir weder wünschenswert noch möglich scheint. Der Bibliograph des altfranzösischen Rolandsliedes hat meiner Meinung nach nur die Pflicht, möglichst alle selbständigen Schriften und Aufsätze, in deren Titel ausdrücklich auf das Rolandslied Bezug genommen wird, zusammenzutragen und zu ordnen. Thut er in dieser Hinsicht ein Übriges, indem er, wie Seelmann, neben sorgfältigster Titelangabe auch auf Recensionen aufmerksam macht, oder bei einer Schrift: 'Franke, Bemerkungen zur *chanson de Roland*' (Seelmann S. 48—49) ein Wort über den Inhalt sagt, oder gar bei nicht ganz leicht zugänglichen Schriften bemerkt, wo das Angeführte etwa zu finden ist, so darf er um so wärmeren Dankes seitens derer, die sich Rats bei ihm erholen, gewiſs sein.

Wenn sich die Verlagsfirma (jetzt O. R. Reisland, Leipzig) nach einigen Jahren zu dem Opfer einer dann jedenfalls erforderlichen neuen Auflage entschlieſsen sollte, so wird sich vielleicht aus praktischen Gründen für Seelmann von selbst die Notwendigkeit einer Be-

schränkung in dem angedeuteten Sinne ergeben. Referent würde sie mit Freude begrüfsen, obwohl er dann selbst aus der Bibliographie verschwände, in der er sich zu seinem nicht geringen Staunen entdeckte.

Berlin. Alfred Schulze.

Aucassin und Nicolete. Neu nach der Handschrift mit Paradigmen und Glossar von Hermann Suchier. Dritte Auflage. Paderborn, Ferdinand Schöningh, 1889. X, 118 S., 1 Bl. 8.

Die neue Auflage des so manchem lieb gewordenen kleinen Buches zeigt gleich ihrer Vorgängerin an vielen Stellen die sorgsam bessernde Hand des um die Kenntnis altfranzösischen Schrifttums so verdienten Herausgebers. Der Text hat weniger durch die nochmalige Vergleichung mit der Handschrift als durch die Aufnahme einer Reihe von Besserungsvorschlägen Toblers und G. Paris' gewonnen, die Anmerkungen nehmen einen breiteren, obwohl noch immer bescheidenen Raum ein, und auch die Darstellung der Mundart, sowie das Glossar, weisen hier und da kleine Änderungen auf, die ihren Wert nicht mindern. Da es vermutlich auch bei der dritten Auflage sein Bewenden nicht haben wird, so seien hier die folgenden Bemerkungen gestattet.

Dafs 10, 6—9 *(Or ne quidiés vous qu'il pensast n'a bues n'a vaces ...! Nenil nient!)* jetzt dem Vorschlage Toblers gemäfs nicht mehr als Frage, sondern als Aufforderung aufgefafst wird, ist sehr zu billigen; nur war die Änderung des *vous* in *mies* nicht erforderlich. Mir scheint die Stelle gleichartig mit 10, 66 *Or m'afiés vos, fait Aucassins, que a nul jor que vos aiés a vivre, ne porrés men pere faire honte . . . que vos ne li faciés? — Sire, por diu, fait il, ne me gabés mie ...*, wo freilich an dem Fragezeichen bisher niemand Anstofs genommen hat, mir aber eine Frage ebensowenig am Platze scheint, wie an der ersten Stelle. — 22, 11 wird Toblers Vorschlag (dem auch G. Paris beistimmt), *sarons* für das handschriftliche *sarions* zu lesen, nicht auf die Dauer abzulehnen sein, und auch dem weiteren Vorschlage Toblers, in *os* (22, 15) eine Frage zu sehen, wird sich hoffentlich eine spätere Auflage nicht verschliefsen. — 33, 6 scheint es mir keine Besserung, dafs die dritte Auflage *cele* statt *tele* aufweist, zumal da die Handschrift beides zu lesen gestattet. Wegen des in diesem Verse begegnenden *escole*, das den Herausgeber in einer Anmerkung beschäftigt, sei noch auf Claris 961 *Quant il öirent sa parole Qui dite estoit de bone escole* und eb. 7710 *Li rois entent ceste parole, Bien set qu'ele est de bone escole* verwiesen; auch Claris 36 *Nus de leece ne parole, Tristece les tient a escole* (beherrscht sie) ist in diesem Zusammenhang nicht uninteressant. — Im Glossar wird *faim* noch immer als männlich bezeichnet, *argoit* verweist auf nicht vorkommendes *ardre*.

Berlin. Alfred Schulze.

A. Tobler, Predigten des h. Bernhard in altfranzösischer Übertragung. Sitzungsberichte der königl. preufs. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. 1889. Nr. XIX. 18 S. 4.

Unter den Schätzen der von der Berliner Kgl. Bibliothek erworbenen Meermanschen Handschriftensammlung fand Tobler auch einen für den romanischen Philologen höchst bemerkenswerten Band. Die Nr. 1925 der Sammlung bezeichnet ein Buch von mittlerem Quartformat, welches auf 214 Pergamentblättern 43 altfranzösische Predigten enthält, die von Tobler sehr bald als Übertragungen lateinischer Originalpredigten des h. Bernhard von Clairvaux erkannt wurden; die Schrift gehört nach Tobler dem Übergange vom 12. zum 13. Jahrhundert an.

Das Interesse an der Handschrift ist natürlich in erster Linie ein rein philologisches. Wenn auch die genauere Umgrenzung des Dialektes der Übersetzung noch eingehender Untersuchung bedarf, so genügt doch schon eine oberflächliche Prüfung der von Tobler mitgeteilten Proben, um zu erkennen, dafs derselbe in den Osten Frankreichs zu verweisen ist, zu dessen mundartlicher Erforschung für so frühe Zeit die Quellen nur spärlich fliefsen. Interessant ist aber auch, dafs es gerade Predigten sind, die uns in der Berliner Handschrift überkommen sind. Die homiletische altfranzösische Litteratur ist, von dem Jonasfragment abgesehen, in der vor der Abfassung unserer Handschrift liegenden Zeit weder in Originalen noch in Übersetzungen vorhanden; erst das 13. Jahrhundert bietet spärliche Reste originaler Predigten, zu denen vielleicht in erster Linie die neuerdings von E. Pasquet in den *Mémoires couronnés par l'Académie de Belgique* t. 41 (1888) bekannt gemachten *Sermons de carême en dialecte wallon* gehören.

Die Berliner Handschrift ergänzt die bekannte Pariser, welche Förster im zweiten Bande der Romanischen Forschungen herausgegeben hat, in überaus erwünschter Weise, da die in der Pariser Handschrift an letzter Stelle stehende fragmentarische Predigt sich in der Berliner (als Nr. 3) vollständig vorfindet. Im übrigen sind noch die Nrr. 1, 2 und 29 der Berliner mit den Nrr. 43, 44 und 40 der Pariser Handschrift identisch, nur dafs sonderbarerweise die Übereinstimmung von Berl. Hs. Nr. 29 und Pariser Hs. Nr. 40 sich nur auf die Vorlage, nicht aber, wie bei den übrigen, auch auf den Wortlaut der Übersetzung erstreckt.

Berlin. Alfred Schulze.

Li tornoiemenz Antecrit von Huon de Mery nach den Handschriften zu Paris, London und Oxford neu herausgegeben von Georg Wimmer. Marburg, Elwert, 1888. IV u. 172 S. 8. (Ausgaben und Abhandlungen aus dem Gebiete der romanischen Philologie. LXXVI).

Die vorliegende neue Ausgabe des zum erstenmal 1851 von Tarbé nach einer Pariser Handschrift bekannt gemachten Gedichtes des Huon de

Digitized by Google

Mery ist recht wenig befriedigend ausgefallen. Die Herstellung des Textes läfst Sorgfalt und Sachkenntnis in gleichem Mafse vermissen, und das beigefügte Glossar bestätigt durchaus das ungünstige Urteil, das der Text zu fällen nötigt. Mussafia hat in seiner Anzeige im Litteraturbl. f. germ. u. rom. Philol. 1888, 403—408 der Ungeheuerlichkeiten bereits eine grofse Zahl — unter ihnen die schlimmsten — hervorgehoben: doch bleibt noch immer eine Nachlese, die reich genug ist, um das Gesagte zu bekräftigen.

22 ff. *Pour ce que mors est Crestiens De Troies, cil qui tant ot pris De trover, ai hardement pris [De]* (lies *Pour*) *mot a mot meitre en escrit Le tournoiement Antecrit.* Das Glossar bietet *hardement* adv. kühn (24). — 104 ff. *En plus clere eve Crestiens Ne reçut onques jor bautesme. Ne sembla pas que ce fust cresme.* Der Nachtrag zum Glossar sagt *cresme* 106, Furcht. — 114 ist, wie sehr oft, die Lesart von AD ganz ohne Grund durch eine weniger gute ersetzt. — 203 ff. lauten bei Wimmer *Tant ont chanté en lour latin Li oseillon [que] plus matin Ont fet lever [qu'il] ne souloit, Le soleil, pour ce qu'il voloit Oïr le chant des oseillons.* Lies *Tant — oseillon, qui* (mit AD) *plus matin Ont fet lever que* (mit AD) *ne souloit Le soleil, pour* etc., d. h. ‘die Vöglein, welche die Sonne früher hatten aufstehen machen als sie zu thun pflegte, weil sie (die Sonne)’ etc. — 272 ff. *Mes qui est li sires qui vient Apres toi ...? — Jel te dirai, non ferai non!* Hinter *dirai* ist ein Fragezeichen, hinter *ferai* ein Komma zu setzen. — 312 weifs der Herausgeber mit *vie tooilliée* nichts anzufangen. Er vergl. Försters Anm. zum Löwenritter 1179. — 289 ... *qu'en la palu d'enfer Reçui regeneraciön,* l. *Reçui je generacion,* wie vermutlich auch einige Hss. lesen, da nach der varia lectio *regeneracion* nur in A steht. — 520 *Lors vëisiez issir armée, De la cité la baronnie;* das Komma hinter *armée* ist natürlich zu streichen. Im Glossar liest man: *armée,* 520, Heer. — 708 hat der Herausgeber die gut altfranzösische in AD überlieferte Wortstellung zum Schaden des Textes und ohne jeden Grund geändert, wenn er statt *Et molt se rest bien avanciée Häine* schreibt *Et molt bien se rest avanciée;* ebenso 2161. — 894 ff. *De tiex armes, de tel escu — Que nus a son cul ne le pende — [Diex] tous bons Crestiens deffende;* dafs der Herausgeber den Vers 895 in Gedankenstriche setzt, beweist, dafs er die Konstruktion nicht verstanden hat. — 934 ff. *Gaugains, qui fu filz le roi Lot, N'ot pas tant abatu ne pris Chevaliers, com [il]* (sc. *Omicides*) *a ocis Et tot sanz forfet de sa mein.* Mir scheint *tot sanz forfet,* obgleich nach Wimmer alle Hss. so lesen, unsinnig; ich lese *toz seus forfet.* — 996 ff. lauten bei Wimmer *Glouternie [ot], qui vint les ambles, [Armes] de geules engoulées, Transglouties a granz goulées* etc. *Ot* hinter *glouternie,* das ich an dieser Stelle für unmöglich halte, stützt sich nur auf O; ABCDL lesen übereinstimmend *Glouternie qui vint* etc. Und das scheint mir denn auch die richtige und recht wohl haltbare Lesart. Man hat in Vers 996 ein Satzgefüge der Art zu sehen, von welcher in Toblers Beiträgen Abschnitt 36 die Rede ist; *Armes de geules eng.* ist absoluter Kas. obl. (Nehry, Gebrauch des absol. Kas. obl. S. 49). — 1053 *Diex n'aime gueres ses* (viz. *Fornicacion) acointes, Ne ne doit fere;*

Digitized by Google

atant m'en pas. An Stelle von *doit* ist sicher mit A *doi* zu lesen und hinter *acointes* wenigstens ein Semikolon zu setzen. — 1778 ist statt *Non! Non!* zu lesen *Non? Non!* — 1948 ist das Komma hinter *avisex* zu streichen, ebenso 2045 hinter *ce.* — Mit Bezug auf 1892 *Et portoit son escu demeine* bringt das Glossar die Belehrung '*demeine* eigenhändig'; unter '*pas* negat. nicht' wird die Stelle angeführt *N'a surgien ... qui pas la* (sc. *la poison*) *sëust contrefere.* Druckfehler sind zahlreich.

Berlin. **Alfred Schulze.**

Arnold Krause, Bemerkungen zu den Gedichten des Baudouin und des Jean de Condé (Wissenschaftliche Beilage zum Programm des Friedrichs-Werderschen Gymnasiums zu Berlin). Berlin, R. Gaertners Verlagsbuchhandlung (Hermann Heyfelder), 1890. 32 S. 4.

Der Verfasser, der 1881 in der Festschrift zu der zweiten Säkularfeier des Friedrichs-Werderschen Gymnasiums nützliche Beiträge zur Berichtigung des Textes von Adenets Cleomades hat erscheinen lassen, ist seitdem augenscheinlich den altfranzösischen Studien fleifsig und mit schönem Erfolge zugewandt geblieben. Er berichtigt in dem vorliegenden Programme zwar nicht auf Grund einer neuen Prüfung der Handschriften, die ohne Zweifel manches Wichtige ergeben würde, aber auf Grund bedächtigen Studiums des gedruckten Textes und seiner Varianten eine lange Reihe von Stellen der Ausgabe, welche Scheler 1867 von den Werken der beiden Dichter aus Condé hat erscheinen lassen. Auch die Herausgeber selbst, Scheler wie sein Vorgänger vom Jahr 1860, würden, an weiterer Beschäftigung mit dem Altfranzösischen erstarkt, sicher heute manchen Fehler vermeiden, den sie vor dreiundzwanzig und vor dreifsig Jahren sich haben zu schulden kommen lassen, und manche Stelle verstehen, die ihnen damals dunkel blieb. Aber darum ist Herrn Krauses Berichtigung ihrer Arbeit nicht minder verdienstlich, und sie ist um so wärmeren Dankes wert, da gerade die Schelerschen Ausgaben um ihrer reichlichen Erläuterung, auch um ihres niedrigen Preises willen von Anfängern gern zur Hand genommen werden. Niemand sollte künftig die Gedichte der beiden Hennegauer mehr lesen, ohne die lehrreichen Bemerkungen Krauses zu Rate zu ziehen, dessen sorgsame Erwägung des Gedankenzusammenhangs, Prüfung der Reimgewohnheiten, der vorkommenden Hiate, Flexionsfehler u. dgl. der Sicherstellung des echten Textes und der Interpunktion so vielfach zu statten gekommen sind.

Bezüglich einiger Stellen erlaube ich mir meine von der des Verfassers abweichende Ansicht auszusprechen; eigene Vorschläge zur Besserung solcher, die durch Herrn Krause nicht zur Sprache gebracht sind, teile ich vielleicht ein andermal mit. Baudouin 50, 153 bedarf es keiner Änderung; *dic* ist soviel wie *di ie,* gerade wie 209, 126 in *Ci voi[s], mes ame aler n'i voie* das letzte Wort, welches mit *voie* 'Weg' reimt, gleich *voi ie* 'seh ich' zu setzen ist, oder 134, 30 *doie* keineswegs als ein dem

Digitized by Google

Reime zulieb an Stelle des Indikativs gesetzter Konjunktiv, sondern als *doi ie* zu gelten hat. Diese Auffassung der ersten Stelle ist schon in meinem Versbau [3] 125 ausgesprochen, wo man weitere Beispiele derartigen Reimes findet.

Im Beginne von XVI stimme ich der Auffassung Schelers für das *c'est* in Z. 8 und 10 bei; dagegen hätte der Herausgeber, wie mir scheint, besser gethan, nach Z. 2 einen Doppelpunkt, nach Z. 4 einen Punkt zu setzen, das Komma nach *vis* in Z. 5 zu tilgen. Dazu sei bemerkt, daſs *est vis* sich nicht allein mit Subjektssatz, sondern auch mit prädikativem Substantiv verbunden findet: *Si lor iert vis merveille grant, Quant il orrunt de lor faiture,* M. S. Mich. 3511.

Miſsverstanden scheint mir von Herrn Scheler und Herrn Krause (Progr. S. 9, Anm. 1) der Schluſs der Strophe 166 ff. Die Hds. B hat das richtige *ravoias,* und die letzten Zeilen sind zu schreiben *de mer pesme en tout tempore, Où perissiens com noncalu De dieu quant au port de salu, Nous ravoias a si douce ore.* In *quant* hat man nicht *quando,* sondern *quantum* zu sehen: 'Von Gott, was den Rettungshafen angeht, vergessen.'

Bei seinem Vorschlag zur Besserung von 209, 119 läſst Herr Krause unerwogen, daſs altfranzösisch *i* so wenig wie ein tonloses Pronomen proklitisch zum Infinitiv tritt (es wäre denn ein prohibitiver). Den nämlichen Fehler hat Scheler 248, 83 begangen. An beiden Stellen ist es leicht, *i* da unterzubringen, wo es einzig stehen darf. Das Gleiche gilt von Jean I 11, 361, wo Schelers von Krause gebilligter Vorschlag unannehmbar ist.

229, 731 ist das Überlieferte tadellos. Neben dem gewöhnlichen *vint a la matinee* trifft man auch *Et cant ce vient la matinee,* Tr. Belg. I 231, 171; vgl. *quant ce vendra demain,* Méon I 269, 2467. Der Artikel aber ist hier vor *matinee* ganz unentbehrlich.

Die für den Anfang des schlecht überlieferten Stückes XIX beantragten Änderungen scheinen mir wohl entsprechend; doch würde ich für 233, 7, 8 *le tienent tout* (Nom. plur.) *a ruse* (müſsiges Gerede), *Ja n'est* (oder *n'ert) si biaus dis, s'on trop l'use* vorziehen. Der Zwischensatz, der mit *Ja* beginnt, ist einer jener negativen *si* oder *tant* enthaltenden, zu denen der negative Folgesatz zu ergänzen bleibt, s. Verm. Beitr. 110.

254, 282 wird durch die Schreibung *Qu'i ne puissent* dem *i* eine Stelle angewiesen, die es unter keinen Umständen einnehmen darf. In der arg verunstalteten Strophe wird vor allem das *mais* der 7. Zeile weichen müssen. Der mit 281 beginnende neue Satz wird etwa gelautet haben: *Se en leur cours escondit sont, Que n'i puissent droit recouvrer, En apres nes doit nus blasmer, S'il sevent maniere trover Del leur querre; que sage font* (oder *en font).*

256, 331. Der verkannte Sinn der zweiten Hälfte der Strophe ist: 'Wenn der schlechter bediente (von den zwei Herren) wahrnimmt, daſs er (der Dienende) seine Sache nicht nach Rechte führt, soll man ihn dann nicht billig hassen? Gewiſs, keiner sollte, da er einmal gegen das Recht

Digitized by Google

verstoſsen will, der Meinung sein, das Recht dürfe ihm nicht Böses anhaben.'

259, 409. Auch diese Strophe ist von beiden Auslegern miſsdeutet. Nach *Nus n'i voust faire vilonnie* ist ein Punkt zu setzen und, was folgt, zu übersetzen: 'Übermut, Neid und Arglist, jedes (dieser Laster) hatte der ihm Ergebenen so wenig, daſs sie (diese Laster) keine Unterkunft fanden; Gebelust und höfischer Sinn hatten (dagegen) eine so wohl ausgerüstete Kammer, daſs ihnen nichts abging.'

Die für 259, 428 vorgeschlagene Änderung ist annehmbar. Dagegen ist die folgende Zeile nicht richtig aufgefaſst; das *tant* ist nicht das mit 'noch so' zu übersetzende, von dem im Glossar meiner 'Mitteilungen' die Rede ist, und das den Konjunktiv allerdings verlangen würde; sondern weist auf den vorhergehenden Satz zurück, dessen Inhalt die Folge des Thuns ist, zu welchem *tant* die Maſsbestimmung giebt. Beispiele des Gebrauchs geben meine Verm. Beitr. 112: 'Eine Rede ist nicht so fein, daſs sie nicht Widerwillen hervorrufen könnte; so lang könnte man sie ausspinnen.'

Die S. 13 über 108, 37 gemachte Bemerkung wird hinfällig, wenn man *a siervir* zu einem Worte *(assiervir* in Knechtschaft geraten) vereinigt.

305, 1060, wovon S. 14 die Rede ist, wird zu lesen sein *Lors torne la roe amont tant;* dem *tant,* das auch zum Verbum der nächsten Zeile gehört, entspricht das *ke* in Z. 1062.

320, 1499 ff. Der Zusammenhang der Gedanken ist von Herrn Krause durchaus richtig erkannt. Mit geringerer Änderung am Überlieferten, als er sie vorschlägt, schreibe ich: *Primier demander me dëuisses Se en quel maniere sëuisse. Dont ceste questions venist (Se jel sai) comment il en ist:* 'Zuerst hättest du mich fragen sollen, ob ich wisse in welcher Weise. Darauf wäre diese zweite Frage gekommen (wenn ich es denn wirklich wisse), wie er herausgelangt.' Dabei muſs ich allerdings annehmen, es sei das auslautende *s* von *dëuisses* für den Reim nicht in Betracht gekommen, wie denn für die Gleichstellung von *ęs* mit *ę* in meinem Versbau [2] S. 116 Beispiele gesammelt sind. Hat der Dichter nicht auch 126, 186 den Plural *rois,* um ihn mit dem Singular *roi* reimen zu lassen, um sein *s* gekürzt?

326, 1691. L. *Soit escapés, par coi me die Comment* u. s. w.

327, 1717. Fast ohne Änderung am Handschriftlichen schreibe ich: *Ains vois avant, tout ausement Com li avueules sans meneur. Veut de moi faire aderineur Ma dame? dont je riens ne sai, De çou dont me met en assai?* Das zweite *dont* ist natürlich gleich *donc.*

Jean I 9, 266. Die in Vorschlag gebrachte Lesart verträgt sich nicht mit dem Sprachgebrauch, der *si* ('und') nur unmittelbar vor dem Verbum oder den zu diesem proklitischen Wörtern duldet.

86, 44 wird abermals eine Stellung von *i* für möglich gehalten, die in Frankreich zu keiner Zeit und an keinem Orte erlaubt gewesen ist.

Der richtige Ersatz für das mit *chiertains* 243, 12 reimende *chiertains,*

wovon S. 23 die Rede, wird *chitains* 'Bürger' sein. Diese zweisilbige Form bieten auch Watriquet, S. Juliane und andere Texte.

159, 58. Sicher ist Schelers Lesart abzuweisen; aber, was Krause dafür einführt, befriedigt nicht besser. Soll man schreiben *Car quanc'avient, tot consent deus?* Keinesfalls darf das *Et* der nächsten Zeile mit *Si* vertauscht werden.

269, 143. Man schreibe ohne alle Änderung: '*Quides tu c'avoir doie soingne De faire a l'ame sa besoingne? Kant n'en pensas, tant que vis fus, Je faiç de ti* (nicht *t'i*, s. oben) *aidier refus Au jour d'ui.' ensi en avient, Cui des ames petit sourient.* Ein *qu'i* für *cui* ist völlig sprachwidrig.

334, 997. Eine Änderung thut nicht not; *le laissent a envis* heifst nicht allein 'sie lassen ihn wenn auch widerwillig', sondern auch 'es wird ihnen schwer, sie können sich nicht entschliefsen ihn zu lassen'.

350, 1517. *Sa maisnie ... Qu'il donna congié* braucht man nicht zu ändern. Von dem relativen Adverbium *que*, das an Stelle einer präpositionalen Verbindung mit dem relativen Pronomen treten kann, sind öfter Beispiele gegeben worden; s. Verm. Beitr. 103.

352, 1595. Hier hat, glaube ich, Herr Krause des Dichters Absicht verkannt. Mir scheint, er wolle sagen: wenn einer grausamen Spröden gegenüber jede Arglist gestattet ist, die sie zu Falle bringen mag, so hat dagegen ein Ehrenmann die Pflicht, eine wohlwollend gesinnte Frau oder ein wackeres Mädchen vor einem Schande bringenden Fehltritt zu bewahren; wenn sie etwa eine Schwachheit anwandelt, so soll er sich bezwingen.

II 98, 30. Der Konjunktiv *truist*, den ich vor Jahren vorgeschlagen habe, erscheint mir immer noch vollkommen gerechtfertigt. Es ist derjenige, der regelmäfsig in einem Konditionalsatz eintritt, welcher eine zweite Bedingung als die neben einer ersten erfüllt zu denkende vorführt, genau entsprechend dem noch heute in gleichem Falle üblichen Konjunktiv, nur dafs jetzt der zweite Satz, ohne dafs darum seine Natur sich ändert, durch *que* eingeleitet zu werden pflegt. Dagegen vermag ich nicht zu erkennen, was *tenist retraction* heifsen sollte.

Berlin. Adolf Tobler.

Les Précieuses ridicules von Molière. Für den Schulgebrauch erklärt von Dr. P. Goldschmidt, Professor am Friedrichs-Gymnasium in Berlin. Mit einer Nachbildung der Carte de Tendre. Berlin, Springer, 1890. IV u. 75 S. 8. M. 1.

Jetzt, wo die für den Schulgebrauch bestimmten Ausgaben fast ausschliefslich in den bekannten Sammlungen erscheinen, gehört eine gewisse Kühnheit dazu, auf solchen Anschlufs zu verzichten, um so mehr, wenn man bereits Vorgänger hat, die denselben Text für die Schule herausgegeben haben. Um unter so erschwerenden Umständen Aussicht auf Erfolg zu haben, mufs die zuletzt auftretende Nebenbuhlerin gewisse Vorzüge besitzen, die sie zum Kampfe ums Dasein auf dem Gebiete der

Brauchbarkeit für den Unterricht besonders geeignet erscheinen lassen. Und das ist in der That der Fall. Das Vorwort und die zwei Einleitungen, die biographische über Molière im allgemeinen und die litterarische über die *Précieuses ridicules* im besonderen, geben in knapper Darstellung ein übersichtliches Bild von dem Lebensgange des Dichters und den litterarischen Zuständen seiner Zeit; die Anmerkungen beziehen sich fast ausschliefslich auf sachliche Schwierigkeiten, erschöpfen dieselben aber so vollkommen, dafs nichts, was der Erklärung bedürftig ist, unberührt bleibt. Es ist ein gut Stück französischer Kulturgeschichte, das dem Schüler hier in der anziehendsten Weise beigebracht wird. Jedenfalls hat sich der Herausgeber nichts entgehen lassen, was in den hervorragenderen der bisher erschienenen Ausgaben zur Erläuterung der zahlreichen sachlichen Schwierigkeiten des Stückes beigebracht worden ist. Die beigefügte *Carte de Tendre* nebst der unter Anm. 24 gegebenen Beschreibung aus dem ersten Bande der *Clélie* wird nicht blofs den Schülern Vergnügen bereiten.

In der Stelle S. 51, Z. 12 v. o. *Ce sont fruits des veilles de la cour et des fatigues de la guerre* haben sämtliche Ausgaben, auch die neueste von Vitu (Paris 1889), dieselbe Lesart, wodurch sie allerdings nicht weniger auffallend wird. Die Anmerkung 81 zu S. 54, Z. 1 v. u.: '*faire* durchmachen, wie in *faire une maladie*', pafst nicht, da *faire* in *je me trouve un peu incommodé de la veine poétique, pour la quantité des saignées que j'y ai faites ces jours passés* in der Grundbedeutung 'machen, anstellen, veranstalten' steht.*

Berlin. Fr. Bischoff.

Lamé-Fleury, Histoire de la découverte de l'Amérique, im Auszug herausgegeben und erklärt von Max Schmidt. (Bd. 42 der Dickmannschen Schulbibliothek.) Leipzig, Renger, 1888. VIII u. 112 S.

Wenige Stoffe dürften zu sprachlicher Verarbeitung in Tertia, teilweise auch bei raschem Fortschreiten der Lektüre in Untersekunda geeigneter erscheinen, als eine gut geschriebene Geschichte der Entdeckungsreisen, da ja beim geschichtlichen Unterricht über diese für die moderne Kultur hochwichtigen und für die Knaben sehr interessanten Abschnitte meist rasch hinweggeschritten werden mufs. Es ist daher ein sehr glücklicher Griff vom Herausgeber gewesen, die alte Ausgabe von Robolsky, die im gleichen Verlage vor Jahren erschienen ist, zeitgemäfs umzuarbeiten. Das Werkchen des vortrefflichen Lamé-Fleury zerfällt hier in folgende Abteilungen: I. Ältere Entdeckungsreisen; II. Columbus; III. Ame-

* [In der biographischen Einleitung S. 1 sagt der Herausgeber, Molière sei 'am 15. Januar 1622 geboren, fast zwei Jahrzehnte nach dem Tode Shakspere's': glücklicherweise ist aber Shakspere nicht schon 1602, sondern erst 1616 gestorben. J. Z.]

rigo Vespucci; IV—VII. Balboa, Las Casas, Cortes, Magellan, Pizarro; VIII. Neu-England; IX. Die Erzeugnisse Amerikas. Angehängt ist das bekannte Gedicht Delavignes *Trois jours de Christophe Colomb*. Der Text ist leicht lesbar und anziehend, so recht für die Mittelstufe geeignet; auch läſst er sich ohne Mühe zu inhaltsvollen Fragen und Antworten verwenden, was bei einem historischen Text nicht gleichmäſsig der Fall ist. Die sachlichen Anmerkungen (12 Seiten für 100 Seiten Text) halten das richtige Maſs ein und bieten ebenfalls abwechselungsreichen Gesprächsstoff. Referent kann aus eigener Erfahrung einen Versuch mit Lamé-Fleury in Obertertia aufs wärmste empfehlen. Von Ostern bis Herbst wurden etwa 50 Seiten gelesen und mündlich verarbeitet, das Übrige muſste im nächsten Schuljahr nach Abschluſs der Untersekundalektüre (diesmal Ségur) auf Bitten der Schüler wieder aufgenommen werden. Selbstverständlich wurde jeder Abschnitt auch nacherzählt und zu schriftlichen Arbeiten (nach deutschem Text) verwendet. Bei einer Neuauflage sollte der Revision des Textes gröſsere Sorgfalt zugewandt werden, da einzelne Bogen bis an fünf Druckfehler enthalten.

Offenburg (Baden). Joseph Sarrazin.

Charles Marelle, Affenschwanz etc. Variantes orales de Contes populaires français et étrangers. Braunschweig, Westermann, 1888. 72 S. 8. 2e édition, Berlin, Asher, 92 S.

Der bekannte Dichter des *Petit Monde* teilt hiermit eine Reihe neuer Fassungen französischer Volksmärchen mit, die er teils aus eigenen Jugenderinnerungen schöpft, teils in seiner Heimat, der Champagne, erst gesammelt hat. Zum Andenken an seinen alten deutschen Lehrer in Paris, der das leichtsinnige Volk seiner Zöglinge 'Affenschwänze' zu nennen pflegte, giebt Marelle dieser leichten Ware den eigentümlichen Titel. *Le père Maugréant* (p. 13—24) bringt mit etwas aufdringlicher Schluſsmoral die verschiedenen Lesarten 'Tischlein, deck dich, Eselein, streck dich und, Knüppel, aus dem Sack!'. Die Wünsche der drei biederen Auvergnaten (21—24) sind recht bescheiden und erheiternd; letzteres ist in erhöhtem Maſse der Fall bei dem *Bout-d'-Canard* (25—32), den die Leser von Marelles *Manuel de Lecture* (Frankfurt 1886, 2. Aufl.) bereits kennen. Dann folgt das 'Goldkäppchen' *(le Petit Chaperon d'or*, p. 37—43), dessen Ausgang befriedigender ist als beim Rotkäppchen; hierauf eine von einem Seemann aus Japan mitgebrachte Fabel *Les deux Rats et leur Gendre*, die offenbar auf dieselbe morgenländische Quelle zurückgeht, wie La Fontaines Fabel IX, 7. *Le Preneur de Rat* (p. 51—59) dürfte eine aus dem Elsaſs herübergewanderte Lesart des Rattenfängers von Hameln sein. Am Schluſs der interessanten Sammlung stehen zwei urkomische, endlose *Ritournelles*, welche eine treffliche Zungenübung abgeben müssen.

Die zweite Auflage ist um 14 Seiten vermehrt, welche in neuer Lesart uralt urwüchsige Legenden in Versen bieten: *L'enfant Jésus et les petits garçons de Nazareth, Jésus et les deux âniers, Le Miracle de Saint*

Nicolas (vgl. Archiv LVI, 187 ff.), *Saint Joseph et Sainte Cécile*. Den B schlufs bilden zwei scherzhafte Stücke *Le R'nard et l'Écrevisse* in u sprünglicher Gestalt und die Schöpfungsgeschichte *Queue-d'chat*. Es i eine dankbare, eines Dichters würdige Aufgabe, die sich Marelle gestecl hat. Weiteren Beiträgen darf man gespannt entgegensehen.

Offenburg (Baden). Joseph Sarrazin.

H. Sabersky, Zur provençalischen Lautlehre (Parasitisches *i* un die damit zusammenhängenden Erscheinungen). Berlin, Maye u. Müller, 1888. 100 S.

Ohne näher auf die Frage eingehen zu wollen, ob die Bezeichnung 'parasitisch' wirklich treffend sei, und ob eine Berechtigung vorliege, ir allen denjenigen Fällen von parasitischem *i* zu reden, die in obiger Ar beit erörtert sind, mufs Referent bemerken, dafs Verfasser die Beispiele zu den für ihn in Betracht kommenden Erscheinungen in grofser Zahl mit Fleifs und Umsicht zusammengestellt hat. Freilich wäre es sehr willkommen gewesen, wenn für das Altprovençalische, bei dem nur die Trobadorsprache Berücksichtigung gefunden hat, die vorhandenen Ur- kunden — gewifs keine leichte Aufgabe — durchgeprüft worden wären.

S. 13 heifst es, die Verschmelzung des *i* aus *c* mit dem vorhergehenden *i* sei im Nordfranzösischen die Regel; dies kann, so ausgedrückt, nicht mit den Thatsachen in Einklang gebracht werden. — Das S. 17 angeführte *pais* ist nicht am Platze. — Die Behauptung auf S. 19, dafs im Nordfranzösischen das sowohl 'primär als sekundär in den Auslaut getretene *c* sich als solches erhält', ist sehr befremdend. — Auf S. 32 oben ist offenbar die Überschrift ausgefallen: 'Parasitisches *i* nicht entwickelt.' — Die Anordnung ist nicht sehr übersichtlich.

Altenburg (S.-A.). Oscar Schultz.

E. Cnyrim, Sprichwörter, sprichwörtliche Redensarten und Sentenzen bei den provençalischen Lyrikern (Ausgaben und Abhandlungen ed. Stengel LXXI). Marburg, Elwert, 1888. 62 S.

Wenn Verfasser sich einerseits auf die Sprichwörter beschränkt hätte unter genauer Prüfung dessen, was als eigentliches Sprichwort anzusehen sei, und wenn er andererseits die gesamten provençalischen Denkmäler herangezogen hätte, so wäre das wahrscheinlich eine recht nutzbringende Arbeit geworden. Indessen entbehrt, auch wie sie vorliegt, obige Abhandlung nicht eines gewissen Wertes, insofern als, nach umfangreicheren Stichproben zu urteilen, die Sammlung eine ziemlich vollständige ist. Immerhin mufste eine strengere Abgrenzung vorgenommen und nicht mancherlei vorgebracht werden, was schwerlich als Sentenz oder sprichwörtliche Redensart gelten kann; jedenfalls sind auszuscheiden Nr. 241 und 903.

Digitized by Google

Die Behandlung der Texte läfst an Sicherheit und Sorgfalt zu wünschen übrig. Verderbte Stellen sind selten gebessert; die Interpunktion ist inkonsequent, so dafs man oft nicht weifs, wie und ob Verfasser verstanden hat. Nr. 4 ist offenbar falsch aufgefafst und zu streichen. In Nr. 584 l. *c'om ... sos falhimens;* in Nr. 625 ist *om dia* ganz sinnlos, es soll heifsen *com dia,* gehört aber zum Voraufgehenden, wie MW. III, 129 richtig steht; in Nr. 669 l. *s'a drec;* in Nr. 767 l. *manja lo pan que non l'abau,* wie wiederum einfach aus Mahn zu ersehen ist; in Nr. 768 stimmt der Verweis nicht; Nr. 771 ist sehr schlecht citiert: l. *que·l* und im übrigen so wie bei Mahn steht, nur dafs wahrscheinlich nach *plus* noch *dreitz* einzuschieben ist; in Nr. 826 mufste *que follors* fortbleiben, oder weiter citiert werden: *que follors — so trob'om els autors — aiuda mantas res;* auch Nr. 919 ist unverständlich, so wie es dasteht, und vermutlich zu lesen: *hom que o fai la filla gart se no faza la similla.*

Unter Abschnitt XV ist vieles angeführt worden, was nur stilistisch merkwürdig ist und nicht zum Thema gehört; sonst wäre auch das häufige *daurar mon chan* und *baignar* in übertragener Bedeutung zu erwähnen gewesen.

Von 'historischen Sprichwörtern' kann nicht die Rede sein, sondern nur von Personen u. s. w., die sprichwörtlich waren; zu diesen durften aber nicht solche gerechnet werden, die nur ein- oder zweimal begegnen, wie *Seguis* und *Valensa* oder *Aimiers.*

Zu der Sammlung selbst gesellen sich noch als Sprichwörter das oben genannte *follors aiuda mantas res* (MG. 845, Str. 4) und *longincs us, segon dreic et raisos, si convertis e natura* (Appel, Prov. Inedita S. 95, Z. 18—19).

In dem üblichen Nachtrage ergänzt Verfasser seine Arbeit aus der gleichzeitig erschienenen von Peretz, ein Verfahren, das durchaus zu verwerfen ist.

Den Sinn der Übersetzung, welche Stengel von einer Stelle giebt (S. 59, Anm.), ist Referenten nicht gelungen zu ergründen.

Altenburg (S.-A.). Oscar Schultz.

H. Schindler, Die Kreuzzüge in der altprovençalischen und mittelhochdeutschen Lyrik. Programm der Annenschule (Realgymnasium) zu Dresden. 1889. 49 S. 4.

Es empfahl sich wohl, alle auf die Kreuzzüge bezüglichen Äufserungen in der altprov. und mhd. Lyrik einmal im Zusammenhange zu betrachten. Verfasser hat dies in einer Weise gethan, dafs seine Arbeit als eine durchaus nützliche gelten mufs; seine Prüfung ist genau und vorsichtig und das Urteil trifft fast immer das Richtige.

In der That verlangten die Frauen in Frankreich den Kreuzzug so wenig als einen Beweis der Liebe (S. 39), dafs die Dame den Ritter im Spotte und um sich seiner zu entledigen fragt, wann er übers Meer gehen werde; so wenigstens in einem Liede des Auboin de Sezanne, s. Zs. f.

Digitized by Google

deutsch. Altertum XXXI, 187. — Dafs die Trobadors weit mehr in den Kreuzzugsliedern die Geistlichkeit schmähen, als die Minnesinger, erklärt sich aus der leidenschaftlichen, sich rückhaltloser äufsernden Natur des Südländers; ob man deshalb den Deutschen eine 'tiefere Auffassung der heiligen Sache' (S. 16) zuschreiben darf, ist sehr fraglich. — Gr. 53, 1 (S. 2) ist allgemein moralischen Inhalts und bezieht sich nicht auf einen Kreuzzug, s. Appel, Prov. Inedita aus Pariser Hss. S. 21. — Zu der Stelle *eu non tenc ges per cavalier* (S. 15) fehlt der Verweis; sie steht nicht in 282, 20. — Das Lied 9, 10 ist sehr wahrscheinlich nicht 1188 entstanden (S. 23), da A. de Belenoi noch gegen 1241 den Tod von Nugnez Sancho, Grafen von Roussillon, betrauert; s. Zs. f. rom. Phil. VII, 210. — Mit dem *argen* bei P. Vidal 364, 4 (S. 23, Anm. 3) wird vielleicht eine Kreuzzugssteuer gemeint sein. — Dafs 282, 23 lange nicht so spät fällt, als Diez meint, ist gewifs richtig; Referent hat das schon in Zs. f. rom. Phil. VII, 218 dargelegt. — Wie kommt Verfasser zu der Behauptung (S. 39), dafs Beatritz von Monferrat im Juli 1202 starb? In dem angezogenen Liede Raimbauts 392, 24 steht nichts von ihrem Tode; der zu Ehren der lebenden Beatritz geschriebene *Carros* ist wahrscheinlich zwischen dem 25. Juli und dem Anfange des Oktober gedichtet worden; s. Prov. Dichterinnen S. 14, Anm. 81. — Es fehlt das Lied 76, 8 von B. d'Alamanon, das Verfasser nicht recht kennen konnte, und das jetzt vollständig bei Appel, Inedita S. 55, vorliegt; es werden hier die Könige von Frankreich und Castilien zum Kreuzzuge aufgefordert. Nach Appel fällt es gegen 1257 (s. Reg. unter *papa)*. — Verfasser hat versäumt, der beiden interessanten Strophenwechsel Erwähnung zu thun, welche zwischen Folquet de Romans einerseits und dem Trouvère Hugues de Bersié und dem Trobador Blacatz andererseits stattfanden (Archiv XXXIV, 403 u. 405), und in denen je einer den anderen zur Teilnahme am Kreuzzuge auffordert; meines Wissens haben sie kein Seitenstück in der mhd. Lyrik. Blacatz will nichts von der Fahrt übers Meer wissen und sagt, er werde seine Bufse in der Nähe der Geliebten verrichten; s. Zs. f. rom. Phil. IX, 133 u. 134.

Der provençalische Text ist nicht frei von Druckfehlern und Ungenauigkeiten; ich hebe heraus: S. 22 für *aclina una seignoriu* lies *aclin'a un sol seignoriu*. — S. 26, Anm. 1 für *ques captenran* l. *quo's c.* — S. 35 für *ressos* l. *resso,* das ja schon der Reim fordert (Appel, Inedita S. 146). S. 49 für *una demessa* l. *un' esdemessa*.

Altenburg (S.-A.). Oscar Schultz.

L'Alighieri Rivista di cose dantesche diretta da F. Pasqualigo. Anno I: Aprile 1889 Fasc. 1, Maggio Fasc. 2, Giugno Fasc. 3, Luglio Fasc. 4. Verona, Leo S. Olschki. (Der Umschlag ist mit Dantes Bilde nach Giotto geziert.) 128 S.

P. 1—4 *Ai lettori.* Alles, was Dante und seine Werke betrifft, wird der Gegenstand der Zeitschrift sein. P. 5—6 *Fallo e ammenda.* Ehren-

volle Erwähnung der *Società Dantesca italiana 'istituita in sullo scorcio dell' anno passato'.* P. 7—20 *Divina Commedia sulle postille del Tasso alla D. C., dissertazione di Stefano Grosso (già inserita nel Propugnatore di Bologna del* 1881, *poi rifatta e ampliata. Si riferisce alla ed. della D. C. postill. da Torq. Tasso, Pisa* 1830 *vol.* III *in* 4°). Luigi Maria Rezzi fand die Postille des Tasso am Rande von drei Ausgaben jener Zeit, des Giolito, des Sessa und des Pietro da Fino, und Rosini veröffentlichte sie mit dem Cruscatexte, was ein arger Mifsgriff war, statt sie mit dem Texte jener Ausgaben, d. i. dem des Tasso, zu verbinden. Es wird gezeigt, wie zugleich auch dieser Text den Vorzug vor dem der Crusca verdient. I. *Po c' hei posato un poco il corpo lasso.* Diese gut beglaubigte Lesung wird unterstützt, indem die Alten *èi* für *ebbi* kennen, auch liest Buti so und erklärt es durch *ebbi.* Will man die Form nicht, so kann man mit anderen Hss. *Poi riposato un poco* lesen. Die Lesung der Crusca giebt die Ruhe als zu grofs an. II. *Che m' ha fatto cercar,* nicht *han,* ist die wahre Lesung, da nur *amore* Subjekt ist. III. Tasso liest, wie auch Fanfani billigt, *con doglia,* schlecht die Crusca *di doglia.* IV. *Ch'alla seconda morte ciascun grida,* Crusca *Che la …;* das Schreien nach dem Tode, voll Sehnsucht, erkannte Parenti. Wunderlich genug tadelt derselbe Rosini dies sein Verfahren bei anderen, welche den Commento des Landino mit dem Aldinischen, nicht Landinischen, Texte druckten. Tasso hat ferner in seinen Postillen hübsche Fragen, auf die Rezzi Anmerkungen schrieb und dem Rosini dies ebenfalls zu thun empfahl, was leider unterblieb. Einige Abschweifungen (u. a. wird recht unpassend auf Blanc gescholten) und der Nachtrag, dafs Rosini den Vorzug des *ha* vor *han* wohl kannte, zeigen, dafs der treffliche Aufsatz hier und da kürzer gefafst sein konnte. P. 21—26 *Recensioni.* Cristoforo Pasqualigo (der durch die *Proverbi Veneti* wohlbekannte Bruder des Rechtsgelehrten, des Herausgebers) bespricht lobend das erste Drittel von Tommaso Casini, *Comm. alla D. C.,* Fir. 1889. Sonderbar verlangt er gegen den Herausgeber *sugger dette* statt *succedette* nach Orosius *filio flagitiose concepto, impie exposito, inceste cognito:* dazu gehörte doch eine gute Erklärung des *sugger dette!* Derselbe macht auf Ang. de Gubernatis (!), *Il Par. ed il Purg. dichiarati ai giovani,* Fir. 1888—89, aufmerksam, eine Art Blumenlese aus dem Gedicht; man mufs dazu lächeln, fast lachen: *La prima Cantica, la quale, soltanto perchè prima, suolsi mettere nelle mani dei giovani, mi appare come Una selva selvaggia ed aspra e forte — distrae ed affatica ogni tranquilla lettura.* Ich mufs hierbei an das Gegenstück, das Urteil des sonst trefflichen Ideler über das Paradiso, denken. Aus den *Annunci* und *Notizie* (P. 29—31) ist das Bemerkenswerteste der Hinweis auf Monacis Versuch, die Lesarten der Commedia zu verzeichnen (Acc. dei Lincei 1884 Rendic. IV 8, vgl. Archiv LXXXII, 171). P. 31—32 *Questioni.* Zu *Vita N., Donne ch'avete* wird gefragt: *Come si spiega, che non possa avere mala fine colui, ch'ebbe la fortuna di parlare a Beatrice?* Ich würde antworten: die Griechen glaubten, wer den Zeus des Pheidias in Olympia gesehen, der stürbe selig; ähnlich denkt D., der Liebhaber,

von dem Glück mit Beatrice gesprochen zu haben. Man vgl. das Lied Dantes *Poichè saziar,* wo es heifst, durch das Sehen, wenn er die Geliebte sähe, könne er selig werden. P. 33—45 Tomm. Vitti *Le origini della D. C. (da un lavoro inedito 'Dante e Roma').* Es ist überraschend, wie deutlich und zahlreich man Vorstellungen von Dantes Commedia, insbesondere dem Inferno, schon in dem Sogno des Alberico findet, z. B. den Pechsee, den Blutstrom, den den Dichter hinauftragenden Adler, das Eis, in welchem die Sünder stecken. P. 45—47 *Sopra una postilla del Tasso alla D. C.* Zu Purg. XVII, 105—120 bemerkt Tasso gegen den Dichter, dafs hier weniger der Stolze und der Neidische, als beidemal der Neidische geschildert werde. Dem Verfasser hat Pagano Paganini den Dante so gerechtfertigt, dafs er sagte, der Stolze wünsche des anderen Erniedrigung, um selbst oben zu stehen; der Neidische hasse das Gute an dem anderen, weil es ihm entzogen sei. P. 47—54 *Recensioni,* P., Dr. Karl Wotke *Leonardi Bruni Aretini Dialogus de tribus vatibus florentinis,* Wien, Tempsky, 1889, ein verbesserter Text, besonders nach dem Cod. Chigiano I, VI, 215 f. P. 54—59 Ces. Beccaria, *Le ecloghe lat. di Maestro Giov. del Virgilio e di D. Alighieri (Ecl. di Giov. del V. e di D. A. annot. da anonimo contemporaneo, recate a miglior lezione, nuovamente volgarizzate in versi sciolti e commentate da Franc. Pasqualigo, con illustrazioni di altri,* Lonigo, l. 3). P. 59—63 *Notizie.* In Baltimore ist im vorigen Jahre eine Konkordanz der Commedia erschienen, von Edw. Allen Fay, durch die es erleichtert wird, jedes Wort sogleich aufzufinden. P. 63—64 *Questioni: Come si concilia la grande onestà di Beatrice col salutare ch'ella faceva per via persone che non le erano punto familiari?*

P. 65—81 Carlo Negroni giebt Inf. XV mit dem von ihm ins Italienische übersetzten Commento des Philalethes. P. 81—89 *Il 'Vero' velato nel Canto* VIII *del Purg. (Nota letta all' Acc. di Archeologia Lettere e Belle Arti di Napoli il* 13 *giugno* 1888) von Alberto Agresti. Das Wahre zu erkennen ist hier schwer, deshalb erinnert der Dichter. Die Schlange ist nicht die Verführung, sondern die Beifsende *(biscia* germ. Herkunft), den ewigen Tod Gebende, sie stellt sich ungefährlich, um unvermutet zu überfallen. Das kleine Thal ist ein Bild der Welt vor dem Tode, der Abend ein nachträgliches Bild der Todesstunde, das Gebet ein nachfeierndes, dankbares Erinnern an das rettende Gebet in der Todesstunde. P. 90—96 *Recensioni.*

P. 97—105 C. Negroni *La tomba di re Manfredi.* Es wird bewiesen, dafs der Bericht des Dante und seiner alten Ausleger von dem Ende und von dem Verbleib der Gebeine des Manfred wahrheitsgetreu ist, und dafs eine Behauptung von ghibellinischen Lügen (Tomm. Terrinoni *Sommi Pontefici della Campania Romana,* Roma 1888) nichtig ist. Die Geschichte des oder der Malispini über Giov. Villani zu stellen, diesen zu einem Abschreiber von jenem zu machen, mufs man freilich erinnern, ist heutzutage nicht mehr zeitgemäfs, wenigstens darf man es nicht, ohne weiter sich zu rechtfertigen, thun. Richtig meint der Verfasser, dafs die Urne mit Manfreds Gebein durch ihre lateinische Inschrift auf eine spätere,

klassisch etwas besser gebildete Zeit hinweise als die Zeit Dantes und des Manfred. P. 105—110 Luigi Gaiter *Il 'Vero' nel Canto* VIII *del Purgatorio.* Entgegnung auf den früheren Aufsatz über denselben Gegenstand. Der Hymnus sei eine Warnung für die Leser, sich nicht den irdischen Freuden hinzugeben und so gleich den hier Vorgestellten ins Purgatorio und ins Vorfegefeuer oder in noch Schlimmeres zu geraten. P. 110—114 *Gridano la seconda morte* von Pier Vinc. Pasquini. Die Bedeutung scheint: sie sehnen sich ein zweites Mal, nämlich besser als sie schon gethan haben, nämlich als Christen, zu sterben. P. 115—120 *Recensioni:* Crist. Pasqualigo, *Ad. Bartoli, La D. C.* I, II, Fir. 1887, 1889. Es ist dies der sechste Band der *Storia della Lett. italiana* Bartolis, der manches Neue enthält. Der Recensent macht u. a. auf die Frage des Verfassers aufmerksam: warum sind die ersten Personen, mit welchen Dante spricht, Francesca und Ciacco? In Bezug auf erstere meint der Verfasser, Dante habe seinem Hafs gegen die Malatesta Luft machen wollen, indem er sie in die Hölle versetzte. Dafs aber Ciacco, dieser Parasit, ihm hier begegne und von Politik spreche, sei ein Rätsel, das nur in Zufällen von Dantes Leben seinen Grund haben könne. Der Recensent fafst die Sache so auf, dafs Dante sein Buch durchaus gelesen wissen wollte, deshalb nehme er für den Anfang diese beiden: die erstere († 1289) war in ganz Italien, der letztere in Florenz in aller Munde. P. 120—123 P., Nicolò de' Claricini Dornpacher, *Lo studio di Torq. Tasso in D. A.*, Pad. 1889. Das Büchlein enthält manches auf den Titel Bezug habende Geschichtlein und zeigt, dafs Tasso kein blinder Verehrer Dantes war. In seinen Werken kommt Tasso auf Dante etwa 156 mal, lobt ihn 27 mal und tadelt ihn 25 mal, und in den Postillen ist er 51 mal Bewunderer und 82 mal mehr oder weniger Tadler. Das Buch ist mit Fleifs gemacht und nützlich. P. 123—125 Carlo Negroni, *Il Barone Locella e la esposizione Dantesca a Dresda* [vgl. Archiv LXXXIII, 460]. P. 125 f. Ant. Fiammazzo bemerkt, aus der mehrfach vorkommenden Lesart *Guardai in alti,* wie aus anderem, erhelle, dafs *alto,* nicht *altro,* zu lesen ist. P. 126—128 *Notizie e appunti.* Die Pariser Romania glaubt nicht, dafs Dante ein unerschöpflicher, für eine Zeitschrift ausreichender Gegenstand sei: höchstens wäre es passend, einen bibliographischen Anzeiger der Art zu machen. Zeitschriften Italiens jauchzen dem 'Alighieri' zu.

Friedenau bei Berlin. H. Buchholtz.

Pierre de Nolhac, Manuscrits à miniatures de la Bibliothèque de Pétrarque (Extrait de la Gazette archéologique de 1889). Paris 1889. 4°. 10 S. u. 2 Tafeln in Heliotypie.

Eugène Müntz gab 1887 in der Gazette archéologique (Taf. 13, dazu S. 99 ff.) eine heliotypische Abbildung des Titelblattes der berühmten Virgilhandschrift der Ambrosiana, dessen Miniatur von Petrarca selbst geschriebene Verse als Werk Simones (Martinis) von Siena bezeichnen, so dafs sie von seiten des Malers die Freundschaft bezeugt, welche der Dichter

durch die Sonette *Per mirar Policleto a prova fiso* und *Quando giunse a Simon l'alto concetto* berühmt gemacht hat. Das Bild stellt Virgil in einem Garten sitzend dar, mit der Abfassung eines seiner Werke beschäftigt. Servius zieht den Vorhang, der vorher Virgil nur wie durch einen Schleier hat erkennen lassen müssen, hinweg und zeigt ihn nun einem Krieger, einem Hirten und einem Landmann. Dafs der Krieger Äneas sei, ist ein merkwürdiger Irrtum Müntz', der die ganze Darstellung falsch verstanden hat. Er hält die drei Gestalten für Personifikationen der Äneide, der Georgica und der Eclogen (S. 102), während doch zwei beigeschriebene Verse den Vorgang deutlich erklären: *Servius altiloqui retegens archana Maronis, Ut pateant ducibus, pastoribus, atque colonis*, in denen Müntz allerdings wunderbarerweise *poetis* statt *colonis* liest. Pierre de Nolhac, welcher der Bibliothek Petrarcas unermüdlich nachforscht, bringt jetzt in derselben Zeitschrift weitere Zeugnisse für die Teilnahme Petrarcas an bildender Kunst in der Wiedergabe von vier Miniaturen aus Handschriften, welche Petrarca besafs und selbst (so nimmt Pierre de Nolhac an und wird seine Gründe dafür haben) hat ausführen lassen. Die eine Handschrift ist Paris lat. 8580, welche vielerlei lateinische Schriften vereinigt und besonders den *liber secularium litterarum* des Cassiodor mit prächtigen Miniaturen begleitet. Das andere Manuskript ist Vatic. lat. 2193, ebenfalls ein lateinischer Sammelband, von dessen künstlerisch ausgeführten Initialen P. de Nolhac uns drei vorführt. Herr de Nolhac hält für sicher *que les deux illustrations ont été exécutées, sinon par le même artiste, au moins par des miniaturistes de la même école et peut-être du même atelier*, und er ist ein viel zu gewissenhafter Forscher, als dafs man seinen Folgerungen, ohne die Handschriften gesehen zu haben, entgegentreten möchte. Er führt auch beiden Handschriften gemeinsame Züge an, welche seinen Schlufs wahrscheinlich machen würden; aber diese Züge kommen auf den mitgeteilten Tafeln nicht zur Erscheinung; vielmehr würde man aus diesen Proben nicht auf den Gedanken kommen, beide Illustrationen derselben Hand oder auch nur derselben Schule zuzusprechen. Die Miniatur aus Paris 8580 ist eine ganz aufserordentlich fein ausgeführte Zeichnung (zumal der Vogel, welcher der Darstellung der *Grammatica* beigesellt ist [weshalb? dafs eine Beziehung stattfindet, geht aus den anderen Miniaturen zum Cassiodor hervor], ist bewundernswert). Die Gruppe der *Grammatica* selbst mutet schon wie ein Werk der Renaissancekunst an (besonders beachtenswert sind auch die an kufische Schriftzeichen erinnernden Ornamente des Rahmens). Der feinen Linienführung dieser Miniatur gegenüber sind die Illustrationen zum Vat. 2193 wie mit breitem Pinsel gemalt, arbeiten mehr in Flächen als in Linien. Auch die Art der Figurenzeichnung und der Ornamentik ist eine ganz verschiedene. Wir befinden uns hier einer mittelalterlich anmutenden, wenngleich entwickelten und glücklich realistischen Kunst gegenüber. Soll nun einmal verglichen werden, so scheint mir weit gröfsere Ähnlichkeit zwischen Vat. 2193 und dem Virgil der Ambrosiana zu sein, als zwischen der vatikanischen und der Pariser Hand-

Digitized by Google

schrift, wenngleich auch dort der Abstand zu grofs ist, als dafs sich nach den veröffentlichten Proben vorsichtigerweise ein Schlufs etwa auf gleichen Ursprung würde ziehen lassen. Sollte sich Herrn de Nolhac die Überzeugung vom gemeinsamen Ursprung jener Illustrationen noch weiter bestärken, so würde er seine schon jetzt sehr wertvolle Mitteilung zu einer solchen von gröfstem kunst- und kulturhistorischen Interesse machen, gäbe er uns die Möglichkeit, uns ebenfalls von einer so merkwürdigen künstlerischen Entwickelung zu überzeugen.

Königsberg i. Pr. C. Appel.

Paul Heyse: Italienische Dichter seit der Mitte des 18. Jahrhunderts. Berlin, Wilhelm Hertz, 1889. Band 3. Drei Satirendichter; Giusti, Guadagnoli, Belli. IX u. 336 S. M. 5.

Der vorliegende Band (über seine beiden Vorgänger vgl. Archiv LXXXIII, 461) enthält in seiner ersten gröfseren Hälfte einen Wiederabdruck von Heyses 1875 erschienener Giusti-Übersetzung (Berlin, Hofmann & Co.). Dafs Heyse es verstanden hat, die infolge ihrer prägnanten Ausdrucksweise und ihrer zierlichen Form überaus schwer zu übertragenden *Scherzi* des toscanischen Satirikers mit wahrhaft bewundernswerter Meisterschaft wiederzugeben, ist bereits damals von der Kritik gebührend anerkannt worden (vgl. z. B. Magazin für die Litteratur des Auslandes, 44. Jahrg. [1875], Nr. 45 und 46). Die neue Ausgabe ist ein wenig veränderter Abdruck der ersten. Hinzugekommen ist nur das Gedicht 'Resignation und Beschlufs, einen neuen Menschen anzuziehen'. In den übrigen findet man hier und da die Spuren einer nachbessernden Hand. S. 40, letzte Strophe, Zeile 4, ist *Tiberio in diciottesimo* jetzt statt mit 'ein Tiber von neustem Datum' sehr glücklich wiedergegeben mit 'ein Tiber in Miniatur'; in dem Gedicht 'An San Giovanni' S. 48 ff. sind die beiden letzten Strophen umgestellt; geändert ist ferner S. 77 die zweite Strophe u. s. w. Den Beschlufs des Bandes bilden ein launiges Histörchen von Giustis älterem Zeitgenossen Antonio Guadagnoli und 30 Sonette von Giuseppe Gioacchino Belli. Auf diesen originellen römischen Dialektdichter (gest. 1863), der selbst in Italien erst neuerdings bekannter zu werden beginnt, hat schon 1871 Schuchardt in der Beilage der 'Allgem. Zeitung' Nr. 164 ff. aufmerksam gemacht. Heyses Proben genügen, um erkennen zu lassen, wie Belli einerseits in humoristischen Genrebildchen das Leben und Treiben des römischen *popolino* vor 1870 zu fixieren verstand und andererseits mit grimmiger Ironie die öffentlichen Zustände unter dem päpstlichen Regimente angriff.

Berlin. E. Pariselle.

Dr. Adolf Keller, Professor am Colegio del Porvenir in Madrid, Altspanisches Lesebuch mit Grammatik und Glossar. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1890. VIII, 192 S. 8.

Eine verständige Auswahl von Proben der ältesten Denkmäler der spanischen Litteratur, Dichtung und erzählende Prosa umfassend, auch

Rechtsquellen und Wissenschaft nicht ausschliefsend, wie sie Keller hier in einem sauber gedruckten Bändchen bietet, mag manchem willkommen sein. Inedita bietet sie zwar nicht, und was sie aus vorangegangenen Drucken, zumeist den verbreiteten Bänden 51 und 57 der Rivadeneyraschen Sammlung, aber auch aus anderen, minder leicht erreichbaren Büchern wiederholt, ist auch nicht neben den Handschriften neu durchgesehen; darum bleibt das kleine Buch doch brauchbar. Freilich, Studierenden der romanischen Philologie als Leitfaden zu dienen, was die Vorrede als seine Bestimmung bezeichnet, ist es nicht recht angethan; wenigstens werden diese des Lehrers und Auslegers daneben nicht entraten können, sofern ihnen um mehr als ein verständnisloses Übersetzen von Wort zu Wort und Sammeln veralteter Wortformen zu thun ist, sofern sie über Natur, Ursprung, Zweck oder gar Überlieferung und wissenschaftliche Bearbeitung der aus Proben kennen zu lernenden Denkmäler etwas zu erfahren begehren, ja sogar in vielen Fällen, wenn sie auch nur den Inhalt der Probe erfassen wollen. Und es giebt doch immer noch den einen oder anderen, der den Anfang eines Berichtes 'Sie war aber nicht tot, sondern blofs bewufstlos', S. 22, oder 'Als Laurentius den Bischof wegführen sah, brach er in Thränen aus', S. 39, nicht ohne einiges Unbehagen liest, wenn er gar nicht weifs, wovon die Rede. In solchen Fällen war eine kurze Aufklärung unerläfslich; und nicht minder da, wo mitten in einer Probe lange Stücke fehlen, wie S. 19, wo zwischen Z. 99 und Z. 101 keinerlei Zusammenhang besteht, der Leser aber aus dem Umstand, dafs als Z. 100 eine Reihe Punkte gedruckt ist, unmöglich entnehmen kann, dafs etwa 700 Verse übersprungen sind; ähnlich S. 27, wo nach Unterdrückung eines langen Stückes, dessen Wegfall zwischen Z. 75 und Z. 77 eine Reihe Punkte (Z. 76) sehr unzulänglich anzeigt, dem Leser jede Möglichkeit des Verstehens benommen ist.

Der Druck ist im ganzen sorgfältig nach den spanischen Ausgaben ausgeführt, deren sehr ungleichmäfsige und teilweise recht nachlässige oder geradezu falsche Interpunktion mit einer folgerichtigeren zu vertauschen der Herausgeber leider unterlassen hat. Von Druckfehlern führe ich an: *nunque* für *nunqua* 18, 57; *estos* für *esto* 20, 139; *Tollie* für *Tollió* 24, 110; *sangue* für *sangne* 37, 16; *De* für *Do* 25, 7; *querie* für *querrie* 32, 116; *real* für *rreal* 95, 12, wozu manche Accentfehler und Verwechslungen von *I* und *J* kommen.

Eine auf wenig mehr als einen Bogen zusammengedrängte 'Laut- und Formenlehre', die noch dazu, wenigstens was die Laute angeht, dem Spanischen überhaupt, nicht etwa den Besonderheiten der älteren Sprache gilt, kann freilich nur das Allerwichtigste geben, verrät übrigens einen kundigen Verfasser. Auch die drei Seiten, auf denen die Unterschiede der vier Hauptmundarten im Anschlusse an die sie vertretenden Denkmäler zusammengestellt sind, können, wenigstens als Ausgangspunkt für genauere Untersuchung, genügen. Ein Glossar, das alle der Erklärung bedürftigen, d. h. vom heutigen Gebrauche abweichenden Wörter und Formen durch neuspanische erklärt, bildet den Schlufs.

Dem Zwecke des Buches würde es wohl entsprochen haben, wenn auch über die jeweilen zur Anwendung gebrachten Versformen etwas gesagt worden wäre; bei einem beträchtlichen Teile der Texte wird der weniger erfahrene Leser Mühe haben, die angestrebte Form durch eine irre führende schriftliche Darstellung hindurch zu erkennen, zumal da auch das falsch Überlieferte durch nichts als solches kenntlich gemacht ist. A. T.

G. C. Kordgien, Universitätsprofessor a. D., vorm. Direktor eines brasilianischen Gymnasiums, Verfasser des 'Portugiesischen Konversationsbuches', der 'Portugiesischen Konversationsgrammatik' etc. etc., zur Zeit Direktor des 'Handelswissenschaftlichen Lehr-Instituts' in Hamburg, Logares selectos dos Classicos Portuguezes e Brasileiros. Portugiesisches Lesebuch mit Anmerkungen. Leipzig, Verlag von Julius Bädeker (ohne Jahr). X, 249 S. 8.

Das laut der Vorrede 'unter Benutzung der in Portugal hochgeschätzten Sammlung von A. Cardoso Borges de Figueiredo zusammengestellte' Buch will 'als Übersicht über die verschiedenen Zweige der lusitanischen Litteratur dienen'. Verschiedene Gattungen der Prosa sind allerdings vertreten, Fabeln, Beispiele, Beschreibungen, Sittenbilder, Erzählungen, Biographien, Briefe (aus Briefstellern) und anderes; etwa 40 Oktaven aus den Lusiaden, vier schwache Sonette auf Camoës und zwei Kanzonen von G. Diaz und einem Ungenannten kommen dazu, damit der Dichtung ihr Recht werde. Es fehlt aber an allen Angaben der Zeiten, denen die Verfasser angehören (neben dem 16. Jahrhundert ist fast nur die Gegenwart berücksichtigt), und über die Werke, denen die Bruchstücke entnommen sind, so daſs von einem Einblick in die Schätze der portugiesischen Litteratur keine Rede sein kann. Die im Titel erwähnten Anmerkungen geben ausschlieſslich Übersetzungen einzelner Wörter, wie sie im ersten besten Taschenwörterbuch auch zu finden sind, nicht selten übrigens irrtümliche, schweigen dagegen allemal, wo ein weniger unterrichteter Leser Beistandes bedürfen könnte oder über die Verhältnisse aufgeklärt zu sein wünschen möchte, deren Kenntnis nicht missen kann, wer dies oder jenes Bruchstück mit Verstand lesen will. Der Druck ist nicht mit ausreichender Sorgfalt überwacht. A. T.

H. Klinghardt, Ein Jahr Erfahrungen mit der neuen Methode. Bericht über den Unterricht mit einer englischen Anfängerklasse im Schuljahre 1887/88. Zugleich eine Anleitung für jüngere Fachgenossen. Marburg, N. G. Elwert, 1888. IV und 84 S. 8.

Der Verfasser legt in dieser Schrift Erfahrungen nieder, die er während eines Jahres mit seiner Untertertia gemacht hat. Er benutzt die

ersten acht Stunden seines Unterrichts zu gymnastischen Übungen des Mundes und Ohres, um das Gehörvermögen der Schüler bis zur verständnisvollen Erfassung der gröberen Lautnuancen zu entwickeln, und geht dabei von dem heimischen Dialekt der Schüler aus. Alsdann behandelt er während des Restes des ersten Semesters die vier ersten Stücke aus Sweets Elementarbuch, die Satz für Satz, da das Buch nicht in den Händen der Schüler ist, in phonetischer Umschrift vom Lehrer an die Tafel geschrieben, vorgesprochen und interlinear übersetzt werden. Diese Texte werden durch immerwährende Wiederholung so geübt, daſs jedes Wort zum festen Besitz der Schüler wird. Nicht bloſs im Zusammenhange mit anderen wird jedes Wort geübt, sondern auch durch Abschreiben in ein nach bestimmten Gruppen geordnetes Vokabelheft aus dem Ganzen herausgehoben und so zu freierem Besitz gemacht. Fragen in englischer Sprache, die sich eng an die Texte anschlieſsen, werden sobald als möglich an die Schüler gestellt und von diesen englisch beantwortet. Von diesen giebt der Verfasser ebenfalls Beispiele. Auch zu schriftlichen Übungen: Diktaten, phonetischen Niederschriften und Umformungen, geben diese vier Stücke genügenden Stoff. Der Verfasser sucht den Schüler dazu zu bringen, daſs er auch auſserhalb der Klasse den Versuch mache, englisch zu sprechen, und die Scheu vor der fremden Sprache ablege. Er beschränkt sich daher nicht nur auf die in den vier Stücken enthaltenen Vokabeln, sondern zieht auch neue heran, deren Bedeutung er womöglich durch Erklärung in der fremden Sprache den Schüler finden läſst. Der Verfasser giebt (S. 39—40) drei sehr interessante Beispiele, wie er in englischer Rede teils den Sweetschen Text erläuterte, teils die dort erwähnten Erscheinungen und Vorgänge auch in der Umgebung des Ortes (Reichenbach i. Schl.) nachwies, teils die auf dem Turnplatze gemachten Funde und Beobachtungen besprach. Die Grammatik wird nur an die Lektüre geknüpft.

Im zweiten Semester werden die Erzählungen von Robin Hood und Macbeth (Abschnitt I) aus Gesenius' Elementarbuch in derselben Weise wie früher Sweet behandelt. Da diese Stücke in der gewöhnlichen Orthographie geschrieben sind, so treten orthographische Schreibübungen neben die Hör- und Sprechübungen. Ob es nötig ist, ein ganzes Semester nur Texte in phonetischer Schrift zu benutzen, und ob der Übergang aus dieser Schrift in die gewöhnliche wirklich so wenig Schwierigkeiten den Schülern macht, wie der Verfasser behauptet, ist zweifelhaft. Zwar giebt die phonetische Umschrift dem Schüler sofort die richtige Vorstellung von einem Laute, wenn er ihn erst einmal erfaſst hat, aber sie hilft ihm bei einem neuen Worte in der gewöhnlichen Schrift — und so sind doch bis jetzt alle Schriftsteller gedruckt — ebensowenig, wie die Musterwörter, zur Erkennung des richtigen Lautes. Ein früherer Beginn mit orthographischen Texten würde den Erfolg in der Erlangung einer nationalen Aussprache nicht schmälern.

Die Leistungen der Schüler des Verfassers sind nach dem einen Jahre Unterricht ganz vortreffliche und beweisen, wie zweckmäſsig es ist, eine

Digitized by Google

neue Sprache als lebende zu behandeln. Bedeutend geringer würden sie aber sein, wenn der Verfasser in seiner Klasse statt 20 Schüler 40 bis 50 hätte, die in derselben Weise gefördert werden sollten.

Jedenfalls enthält das Buch viele vortreffliche Winke und ist auch denen zu empfehlen, die nicht unbedingte Anhänger der sogenannten direkten Methode sind.

Berlin. Ad. Müller.

Bemerkungen über das Studium der deutschen Philologie und die Prüfungsordnung für das höhere Lehramt. Aus einem Vortrage des Dr. phil. P. Machule. Leipzig, Roſsberg, 1890. 28 S. 8. M. 0,60.

In dem frisch und klar geschriebenen Vortrage spricht sich der Verfasser, zu Gunsten einer Vertiefung des Studiums der deutschen Philologie, für eine Beschränkung in der Breite der Anforderungen für das Oberlehrerzeugnis aus. Nach einer mitgeteilten Statistik der letzten acht Jahre erreichte nur ein Zehntel aller Kandidaten sogleich ein Zeugnis ersten Grades. Der Verfasser ist der Ansicht, daſs die Verbindung von drei philologischen Fächern für die Oberklassen oder von zweien für die oberen mit zweien für die mittleren Klassen eine gründliche philologische Bildung verhindert und eine sehr bedauerliche Verflachung befördert. Es wäre besser, das Lehrerzeugnis ganz fallen zu lassen, auf das hin doch niemand angestellt wird, und dafür überall in zwei verwandten philologischen Gebieten gründliche Studien zu verlangen. Der Verfasser hat meines Erachtens recht, daſs dadurch die pädagogische Verwendbarkeit nicht beschränkt wird. Wer in einem Fache wirklich zu Hause ist, arbeitet in ein verwandtes sich schnell hinein.

Berlin. S. W.

Digitized by Google

Verzeichnis

der von Anfang April bis zum 19. Mai 1890 bei der Redaktion eingelaufenen Bücher und Zeitschriften.

Box and Cox. A Romance of Real Life, in One Act. By John Maddison Morton. III. Edition (No. 71. Modern English Comic Theatre. With Notes in German by Dr. K. Albrecht). Leipzig, H. Hartung & Sohn. 33 S. 16. M. 0,40.

Im Ausland. Mitteilungen des Vereins deutscher Lehrer in England. London, Selbstverlag, 1890 April. 30 S. Jährlich 4 Hefte M. 3,50 [Dr. W. Borsdorf, Über die letzten autobiographischen Schriften Alphonse Daudets. Hugo Bartels, Die Tudorausstellung in London. Mitteilungen des Vereins. Besprechungen].

Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie herausgeg. von Otto Behaghel und Fritz Neumann. Nr. 3 März und Nr. 4 April. Leipzig, O. R. Reisland, 1890. Sp. 89—168. 4. Halbjährlich M. 5.

The Black-Box Murder. By the Man who discovered the Murderer. Leipzig, Tauchnitz, 1890 (Collection of British Authors, Vol. 2645). 288 S. kl. 8. M. 1,60.

Fräulein von La Seiglière. Lustspiel in 4 Akten von Jules Sandeau. Zum Rückübersetzen aus dem Deutschen in das Französische bearbeitet von H. Breitinger, Prof. der neueren Sprachen an der Univ. Zürich. 2. durchgesehene Auflage. Zürich, Fr. Schulthefs, 1890. 102 S. 8.

Die Fragmente der Reden der Seele an den Leichnam in zwei Handschriften zu Worcester und Oxford. Neu herausgeg. nebst einer Untersuchung über Sprache und Metrik sowie einer deutschen Übersetzung von Richard Buchholz. Erlangen und Leipzig, A. Deichertsche Verlagsbuchh. Nachf. (Georg Böhme), 1890 (Erlanger Beiträge zur englischen Philologie. Herausgegeben von Hermann Varnhagen. VI. Heft). 4 Bl., LXXVI u. 28 S. 8. M. 1,80.

Verzeichnis der Programm-Beilagen der schweizerischen Mittelschulen. Mit einem Anhang, umfassend die Programm-Beilagen der Académie de Neuchâtel und der Eidgenössischen Polytechnischen Schule in Zürich. Zusammengestellt von G. Büeler. Frauenfeld, J. Huber, 1890. V, 68 S. 4.

The Bondman. A New Saga. By Hall Caine. In 2 Vols. Leipzig, Tauchnitz, 1890 (Collection of British Authors, Vols. 2647 and 2648). 296 und 271 S. kl. 8. M. 3,20.

The Open Court. A Weekly Journal devoted to the Work of conciliating Religion with Science [Ed. Dr. Paul Carus], Chicago. No. 129 [Prof. Max Müller, The Cradle of the Aryas]. 130—133. 134 [M. Müller, The Study of Sanskrit]. 135—138. 139 [L. Noiré, The Origin of Language]. 140.

Italienische Chrestomathie. Auswahl geeigneter moderner Lesestücke mit einem Anhang von Musterstücken der bedeutendsten älteren Dichter und Prosaiker und einem Verzeichnis der darin vorkommenden Redensarten nebst vollständigem Wörterbuch von G. Cattaneo, Dozent[en] der ital. Sprache u. Litt. am Kgl. Polytechnikum und an den beiden Königl.

humanistischen Gymnasien in Stuttgart. Heidelberg, Julius Groos, 1890. VIII, 264 S. 8.

Die Sprachschöpfung. Versuch einer Embryologie der menschlichen Sprache von Theodor Curti. Würzburg, A. Stuber, 1890. I, 74 S. 8.

Theoretisch-praktischer Lehrgang der englischen Sprache mit genügender Berücksichtigung der Aussprache für höhere Schulen von Dr. Karl Deutschbein, Oberlehrer am Gymn. zu Zwickau. 12. Aufl. Neue Bearbeitung. Köthen, Otto Schulze, 1890. XII, 440 S. 8. M. 3.

Chambers's English History. Für den Schulgebrauch herausgeg. von Dr. Georg Dubislav, ord. L. a. d. I. Städt. Höh. Bürgersch., und Paul Boek, ord. L. am Königstädt. Realgymn. zu Berlin. Berlin, R. Gaertners Verlagsbuchh. (Hermann Heyfelder), 1890. III, 122 S. 8. M. 1,20.

Modern Language Notes: A. M. Elliot, Managing Editor: Vol. V. No. 3, Baltimore, Md., March 1890 [Herbert Eveleth Greene, Seventh Annual Convention of the Modern Language Association. Frederic Spencer, The Legend of St. Margaret: II. The Cambridge Text. Alex. Melville Bell, The 'Nasal Twang'. Albert S. Cook, Cædmon and the Ruthwell Cross (Übersetzung einer Partie aus Bugges 'Studien'). John Phelps Fruit, Materiam superabat opus. Derselbe, The Nominative Absolute in English. C. Fontaine, Les Poètes français de nos Jours. — Les Parnassiens]. No. 4, April 1890 [Henry E. Shepherd, A Study of Tennyson's English. Albert S. Cook, Cicero as an Authority for Gosson's 'School of Abuse'. Walter B. Scaife, Brazil as a Geographical Appellation. Frederic Spencer, The Legend of St. Margaret: III. The York MS. Alexander R. Hohlfeld, Two O. E. Mystery Plays on the Subject of Abraham's Sacrifice. M. D. Learned, Application of the Phonetic System of the American Dialect Society to Pennsylvania German. James W. Bright, Lexical Notes. J. B. Hennemann, The Interpretation of certain Words and Phrases in the 'Wars of Alexander'. Charles Flint McClumpha, Differences between the Scribes of 'Beowulf'].

Catalanische Troubadoure der Gegenwart. Verdeutscht und mit einer Übersicht der catalanischen Litteratur eingeleitet von Johannes Fastenrath. Leipzig, Carl Reißner, 1890. LXXII, 502 S. 8.

Die lateinischen nomina personalia auf 'o, onis'. Ein Beitrag zur Kenntnis des Vulgärlateins. Von Dr. phil. Richard Fisch, ord. Lehrer am Andreas-Realgymn. zu Berlin. Berlin, R. Gaertners Verlagsbuchh. (Hermann Heyfelder), 1890. VII, 198 S. 8.

Graphische Litteratur-Tafel. Die deutsche Litteratur und der Einfluſs fremder Litteraturen auf ihren Verlauf vom Beginn einer schriftlichen Überlieferung an bis heute in graphischer Darstellung von Dr. Cäsar Flaischlen. Stuttgart, G. J. Göschensche Verlagsbuchh., 1890. Farbige Tafel mit 8 Spalten Text. In Karton gefalzt M. 2.

Echo du Français parlé. Premier Tome. Conversations enfantines par R. Foulché-Delbosc, Professeur à l'École J.-B. Say et à l'École Colbert, Paris. Leipzig, Rud. Giegler, 1890. I u. 48 S. Kart. M. 0,70 [Textabdruck aus dem S. 366 verzeichneten 'Echo der frz. Umgangssprache'].

Über den Bedeutungswandel lateinischer Wörter im Französischen. Von Dr. Gerhard Franz. Sonderabdruck aus dem Progr. des Wettiner Gymnasiums zu Dresden. Leipzig, Gustav Fock, 1890. I, 30 S. 4. M. 1.

The American Journal of Philology edited by Basil L. Gildersleeve, Professor of Greek in the Johns Hopkins University. Vol. X, 4. Baltimore 1889. V und S. 397—558.

A Waif of the Plains by Bret Harte. Leipzig, Tauchnitz, 1890 (Collection of British Authors, Vol. 2641). 280 S. kl. 8. M. 1,60.

Thiers: Bonaparte en Égypte et en Syrie. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von K. A. M. Hartmann. Leipzig, E. A. Seemann, 1890 (Martin Hartmanns Schulausgaben Nr. 6). XVI, 88 u. 78 S. kl. 8. Kart. M. 1,20.

Textile Fabrics of Ancient Peru by William H. Holmes. Washington, Government Printing Office, 1889. 17 S. 8.

Vier mittelenglische geistliche Gedichte aus dem 13. Jahrhundert. Berliner Dissertation vom 18. Januar 1890 von Martin Jacoby. Berlin, Mayer & Müller. 48 S. 8.

Plain Tales from the Hills. By Rudyard Kipling. Leipzig, Tauchnitz, 1890 (Coll. of British Authors, Vol. 2649). 312 S. kl. 8. M. 1,60.

Realien zur Macaulay-Lektüre. Von H. Klinghardt. Mit zwei angehängten Tafeln (Abhandlung zum Jahresberichte der König-Wilhelms-Schule zu Reichenbach in Schlesien, Ostern 1890). 33 S. (abgesehen von den Tafeln) 4.

Lateinisch-romanisches Wörterbuch. Von Gustav Körting. 2. Lieferung. Paderborn, Ferdinand Schöningh, 1890. Sp. 129—256. 4. M. 2.

Die Grammatik Malherbes nach dem 'Commentaire sur Desportes'. Vom Realgymnasial-Oberlehrer P. Kreutzberg. Wissenschaftl. Beilage zum Jahresbericht des Realgymn. zu Neiſse, Ostern 1890. 32 S. 8.

Histoire de Napoléon et de la Grande Armée pendant l'Année 1812 par le Général Comte de Ségur. Unter Mitwirkung von Dr. Bernhard Schmitz, weil. Prof. d. n. Sprachen an der Univ. Greifswald, erklärt von Dr. H. Lambeck, Prof. am Herzogl. Ludwigs-Gymn. in Köthen. 1. Band. Mit einer Karte von H. Kiepert. 2. verbesserte Auflage. Berlin, Weidmannsche Buchh., 1890. VI, 178 S. 8. M. 1.

The Dante Collections in the Harvard College and Boston Public Libraries. By William Coolidge Lane, Assistant Librarian. Cambridge, Mass.: issued by the Library of Harvard University, 1890 (Library of Harvard University. Bibliographical Contributions. Edited by Justin Winsor, Librarian. No. 34). 116 S. gr. 8.

Italienische Sprechschule. Ein Hilfsbuch zur Einführung in die italienische Konversation. Für den Schul- und Privatgebrauch herausgeg. von Johann Lardelli, Prof. der ital. Spr. an der Kantonsschule in Chur. Zürich, Fr. Schultheſs, 1890. III, 216 S. 8. M. 2,40.

Sonnenaufgang! Die Zukunftsbahnen der Neuen Dichtung. Von Alexander Lauenstein und Kurt Grottewitz. Inhalt: Was kann das deutsche Volk von seinen Dichtern verlangen? Von A. L. — Die Weiterentwickelung der Sprache. Von K. G. — Litterarisches Maskenfest. Von K. G. Leipzig, Carl Reiſsner, 1890. 77 S. 4.

Die Sprache des Rituals von Durham, ein Beitrag zur altenglischen Grammatik von Uno Lindelöf. Helsingfors, Druck von J. C. Frenckell u. Sohn, 1890 (Doktordissertation mit Genehmigung der philos. Fakultät der Kaiserl. Alexander-Universität zu Helsingfors am 9. April 1890 öffentlich verteidigt). Titel, VI u. 126 S. 8.

Þe desputisoun bitwen þe bodi and þe soule. Herausgeg. von Wilhelm Linow. Nebst der ältesten altfranzösischen Bearbeitung des Streites zwischen Leib und Seele. Herausgegeben von Hermann Varnhagen. Erlangen u. Leipzig, A. Deichertsche Verlagsbuchh. Nachf. (Georg Böhme), 1889 (Erlanger Beiträge zur englischen Philologie. Herausgeg. von Hermann Varnhagen. I. Heft). VII, 209 S. (auſserdem Titelblatt und Inhaltsangabe für den Heft I—V umfassenden I. Band) 8. M. 3,60.

Under Salisbury Spire in the Days of George Herbert, the Recollections of Magdalene Wydville. By Emma Marshall. Leipzig, Tauchnitz, 1890 (Collection of British Authors, Vol. 2640). 319 S. kl. 8. M. 1,60.

Gottfried Ebeners französisches Lesebuch. Neu bearbeitet von Adolf Meyer, Dr. phil., Dir. der Höh. Töchterschule I und des Lehrerinnen-Seminars u. s. w. zu Hannover. Dritte Stufe. Neunte, der neuen Bearbeitung zweite Auflage. Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior), 1890. XI, 338 S. 8. M. 3.

A Simplified System of English Stenography on the Principles of W. Stolze by G. Michaelis. With 8 Autographic Plates. 3d Edition,

Digitized by Google

revised and improved. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Son, 1890. 32 u. VIII S. gr. 8. M. 1.

Handbuch für den deutschen Sprachunterricht in den oberen Klassen höherer Lehranstalten. Von Dr. Georg Müller-Frauenstein. II. Teil. Zur Vers-, Stil- und Dispositionslehre. Hannover, O. Goedel, 1890. IV u. 180 S. 8.

Grammatik der englischen Sprache nebst Aufsatzübungen und deutschen Übungsstücken. Von Dr. E. Nader, Prof. a. d. Kommunal-Oberrealschule im I. Bezirke, und Dr. A. Würzner, Prof. a. d. k. k. Staats-Oberrealschule im III. Bezirke in Wien. Wien, Alfred Hölder, 1890 (Lehrbuch der engl. Sprache von Dr. E. Nader und Dr. A. Würzner II. Teil). XII, 200 S. 8. 1 fl. 15 kr.

The Language of the Rushworth Gloss to the Gospel of St. Matthew. Part I: Vowels. Von Dr. Georg Otten, Gymnasiallehrer in Nordhausen. Leipzig, Gustav Fock, 1890. I u. 24 S. 4. M. 1.

Syrlin by Ouida. In 3 Vols. Leipzig, Tauchnitz, 1890 (Coll. of Brit. Authors, Vols. 2642—2644). 295, 287 und 271 S. kl. 8. M. 4,80.

La Littérature française au moyen Age (XI^e—XIV^e Siècle) par Gaston Paris, Membre de l'Institut. Deuxième édition revue, corrigée, augmentée et accompagnée d'un tableau chronologique. Paris, Hachette et C^{ie}, 1890. XII, 316 S. 8.

Über englische Zustände im 18. Jahrhundert nach den Romanen von Fielding und Smollett. Von Johannes Péronne (Leipziger Dissertation). Berlin, Druck von W. u. S. Loewenthal, 1890. 52 S. 8.

A Daughter's Sacrifice. A Novel. By F. C. Philips and Percy Fendall. Leipzig, Tauchnitz, 1890 (Collection of British Authors, Vol. 2646). 279 S. kl. 8. M. 1,60.

Bibliography of the Iroquoian Languages by James Constantine Pilling. Washington, Government Printing Office, 1888. VI, 208 S. 8.

Bibliography of the Muskhogean Languages by James Constantine Pilling. Washington, Government Printing Office, 1889. V, 114 S. 8.

Raccolta di proverbi e modi di dire tedeschi e italiani del Prof. F. Pirrone Giancontieri. Palermo, Carlo Clausen, 1890. 116 S. 8.

English Vocabulary. Methodische Anleitung zum Englischsprechen mit durchgehender Bezeichnung der Aussprache von Dr. Gustav Plœtz. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin, F. A. Herbig, 1890. VIII, 312 S. 8. M. 2,25.

Plœtz-Kares. Kurzer Lehrgang der französischen Sprache. Übungsbuch verfafst von Dr. Gustav Plœtz. Heft III (Syntax des Artikels, des Adjektivs und des Adverbs. Die Fürwörter). Berlin, F. A. Herbig, 1890. IV, 79 S. 8. M. 0,80.

Fifth Annual Report of the Bureau of Ethnology to the Secretary of the Smithsonian Institution (1883—'84) by J. W. Powell, Director. Washington 1887. LIII, 564 S. Lex.-8.

Sixth Annual Report of the Bureau of Ethnology to the Secretary of the Smithsonian Institution (1884—'85) by J. W. Powell, Director. Washington 1888. LVIII, 675 S. Lex.-8.

Johann Elias Schlegel als Trauerspieldichter mit besonderer Berücksichtigung seines Verhältnisses zu Gottsched. Von Dr. Johannes Rentsch. Leipzig, Paul Beyer, 1890.

Revue des Langues romanes, Octobre, Novembre, Décembre 1889 [L.-E. Pelissier, Lettres inédites de dom Claude de Vic à fr. Ant. Marmi. Ch. Revillout, Voltaire et le duc de Richelieu. E.-Daniel Grand, Cours de paléographie. Leçon d'ouverture. C. Chabaneau, La Prise de Jérusalem (fin). M. Wilmotte, Publications folk-loriques de la Société liégeoise de litt. wallonne. Chronique].

Der historisch-mythologische Hintergrund und das System der Sage im Cyklus des Guillaume d'Orange und in den mit ihm verwandten Sagen-

Digitized by Google

kreisen, vom Realgymnasiallehrer Hugo Saltzmann (Beilage zum Jahı bericht des städt. Realprogymn. zu Pillau, Ostern 1890). 30 S. 4.

Neues spanisches Lesebuch mit Anmerkungen herausgeg. von C Marquard Sauer, k. k. Regierungsrat u. s. w., und Wilh. Ad. Röhric Lehrer d. span. Spr. a. d. Höh. Handelsschule in Stuttgart u. s. w. Zwe Ausgabe mit Wörterbuch. Heidelberg, J. Groos, 1890. VIII, 292, 81 S

Elementarbuch der englischen Sprache zum Schul- und Privatunt richt von Dr. Immanuel Schmidt, Prof. a. d. Kgl. Haupt-Kadettenanst zu Lichterfelde. 10. veränderte Auflage. Berlin, Haude- u. Spenersc Buchh. (F. Weidling), 1890. VIII, 335 S. 8. Geb. M. 2.

Führer durch die französische und englische Schullektüre. Zusamme gestellt von einem Schulmann. Wolfenbüttel, Zwifsler, 1890. 63 S. kl

Echo of the Spoken English. First Part: Children's Talk R. Shindler, M. A., London. Leipzig, Rud. Giegler, 1890. I u. 48 Kart. M. 0,70 [Textabdruck aus dem S. 367 verzeichneten 'Echo der en Umgangssprache I'].

Sprachsünden. Eine Blütenlese aus der modernen deutschen Erzä lungslitteratur von Theodor von Sosnosky. Breslau, Eduard Trewen 1890. III, 76 S. 8.

Das Archiv. Bibliographische Wochenschrift. Herausgegeben v Julius Steinschneider. III. Jahrg. Nr. 13—18 [R. Fr. Kaindl, Üb ein Beschwörungsbuch. Gröpler, Büchereien mittelbarer Fürsten u Grafen Deutschlands und Österreichs].

The Problem of the Ohio Mounds by Cyrus Thomas. Washingt Government Printing Office, 1889. 54 S. 8.

The Circular, Square, and Octogonal Earthworks of Ohio by Cyr Thomas. Washington, Government Printing Office, 1889. V, 35 S.

Racine und Heliodor. Programm der Kgl. Studienanstalt Zweibrück zum Schlufs des Studienjahres 1888/89 verfafst von Aloys Tücher K. Studienlehrer. 51 S. 8.

Ouvrages de Philologie romane et Textes d'ancien Français faisa partie de la bibliothèque de M. Carl Wahlund à Upsal. Liste dress d'après le Manuel de littérature française au moyen-âge de M. Gast Paris. Avec quatre appendices et deux tables alphabétiques. Ups Imprimerie de l'Université, Mai 1889. XXII, 244 S. 8 ['Tiré à cent ci quante exemplaires, et non mis dans le commerce'].

Französische Grammatik für Mädchen. Teil I. Mittelstufe. Teil I Oberstufe. Von M. Weifs. Paderborn, Ferd. Schöningh, 1890. VII 144 und VIII, 244 S. 8.

Französisches Übungsbuch für Mädchen. Teil I enthaltend: G mischte Übungen, Übungen zur Vorschule und Übungen zur franz. Gran matik Teil I. Teil II. Zum Gebrauch für Lehrer und Erzieher sowie fü Haus. Enthaltend: Französische und deutsche Sätze, wie auch zusan menhängende Stücke in beiden Sprachen als Diktatstoff. Von M. Weif Paderborn, Ferd. Schöningh, 1890. IV, 80 und III, 80 S. 8.

Inhaltsangabe von Torquato Tassos Befreitem Jerusalem von de Direktor Dr. Wilhelm Wittich (Beilage zum Jahresbericht des Rea gymnasiums zu Kassel für 1889/90). Leipzig, Gustav Fock, 1890.

Revue de l'Enseignement des Langues vivantes. Directeur: A. Wol fromm, Professeur au Lycée Louis-le-Grand. 7e année. Avril 189 No. 2. S. 49—96 [J. Motheré, Rapport sur l'Agrégation d'Anglais en 188 E. Debray, Étude sur les Verbes forts et les Verbes irréguliers (suite fin). A. Biard, Manfred traduit en vers français. — Concours de 189 Avis. — Revue des Cours et Conférences, etc.].

Digitized by Google

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 063601544

PRINCETON UNIVERSITY LIBRARY

This book is due on the latest date stamped below. Please return or renew by this date.